Digitized by Google

Digitized by Google

*DF
Ergaenzungsblaet

Digitized by Google

Ergänzungsblätter

zur Kenntniß der Gegenwart.

Herausgegeben von

H. J. Meyer,

redigirt von

Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

2698a

Jahrgang 1870.

II.

Mit 8 Beilagen und 32 Text-Illustrationen.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1870.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Geschichte.

Historisch-politische Umschau, von v. Wydenbrugk, 1870.
2. Juni (Die österreichisch-ungarische Monarchie) 1
1. Juli (Rußland und die Türkei) . . 129
24. Juli (Vorspiel des Kriegs) 193
4. August (Europa und der Krieg) . . 257
18. August (Die Ziele des Kriegs) . . 321
3. September (Der Krieg und die deutsche Frage) 412
20. September (Dasselbe) 457
4. Oktober (Frankreich, Italien, Rußland, (Oesterreich 521
1. November (Frankreich, Deutschland) 657
15. November (Dasselbe) 721
Abrechnung mit Frankreich, von Fr. v. Löher 329, 398
Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich, von Prof. Wegele.
I. Im Mittelalter 479, 540
II. Epoche der Reformation u. des dreißigjährigen Kriegs 602, 665
Die Napoleonische Legende, von J. J. Honegger 195
Der Decembermann und seine Mitschuldigen, von dems. 593
Der Abschluß der ersten Legislaturperiode des norddeutschen Reichstags 14
J. von Döllinger und die liberale katholische Bewegung in Deutschland, von Dr. Eberh. Zirngiebl 385, 466, 528
Johann Friedrich Böhmer, v. K. Janicke 729
Die Slovenen und ihre Bestrebungen, von Dr. Rich. Andree 71
Der Araukanerstaat und König Orelie Antoine I., von dems. 268
Historische Literatur, von J. J. Honegger.
Brennecke, Die Länder an der untern Donau 65

Seite

Rohlfs, Land und Leute in Afrika . . 66
Strauß, Sinai und Golgatha 67
Coquerel, Die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums 67
Etzel, Vagabondenthum und Wanderlebe in Norwegen 71
Nekrolog 73, 77, 141, 204, 271, 336, 419, 486, 545, 612, 669, 740

Rechts- und Staatswissenschaft.

Der Abschluß der ersten Legislaturperiode des norddeutschen Reichstags 14
Das Norddeutsche Strafgesetzbuch, von Dr. Dühring 78
Seekriegsrecht, von A. Lammers . . . 336
Nekrolog 83

Archäologie.

Julius Braun, von W. Groß 683

Literatur.

Das moderne französische Drama und die Sitten, von Dr. A. Wittstock 83
Shakespeare in Deutschland, von Alb. Lindner 204
Zur deutschen Uebersetzungskunst, von Ad. Laun 211
Zur niederländischen Literatur, von Ad. Glaser 271
Deutsches Schriftthum im Elsaß, von K. Altmüller 420
Englische Dichter. II. Rossetti und Swinburne, von Fr. Hüffer 545
Charles Dickens, von J. J. Honegger 669
Beiträge zur neuesten vergleichenden Sagenforschung, von Dr. H. Ethé . . . 612, 676
Otto Jahn 741
Nekrolog 89, 141, 217, 275, 340, 426, 552, 620, 682, 749

Digitized by Google

Seite

Kunst.

Bildende Künste.

Die moderne Plastik, von Dr. Bruno Meyer 20, 142
Moriz von Schwind, von C. A. Regnet. 90

Musik und Theater.

Die Beethovenfeier des Allgemeinen deutschen Musikvereins in Weimar, von H. Küchling 25
Zur musikalisch-biographischen Literatur: Die Söhne J. Seb. Bachs 620
Die Leipziger Theaterbewegung der letzten Jahre und Heinrich Laube, von G. Broda 151
Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne, von Ad. Laun 340
Nekrolog 32, 97, 217, 275, 345, 427, 487, 553, 625, 683

Geographie.

Die Deutschen im Elsaß und in Lothringen, von R. Andree. 427
Die Seriba des Ghattas und die Bongo . 218
Die wirthschaftliche Lage Kaliforniens . . 275
Die argentinische Republik 553
Die Bewohner der Andamanen 555
Wirthschaftliche Verhältnisse auf Neuseeland 689
Nekrolog 97, 691

Naturwissenschaft.

A. Wallace's Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, von Fritz Ratzel . . 160
Nekrolog 166, 279

Physik.

Die neuesten Fortschritte, von Dr. Klein . 487
Nekrolog 496

Meteorologie.

Die neuesten Fortschritte, von Dr. Klein . 556
Der Einfluß des Kriegs auf die Witterung, von dems. 691

Chemie.

Das Feinen des Goldes 626
Aethylidenchlorid 627
Färbekraft einiger Anilin-Farbstoffe. . . 626
Der Farbstoff der Curcumawurzel . . . 628
Ueber die Gährung. 32
Das Verwittern der Steinkohle 222
Nekrolog 628

Seite

Astronomie.

Die neuesten Untersuchungen, von Dr. Klein 279
Nekrolog 166, 628

Zoologie.

Neue Untersuchungen über die Vogelnester, von Fr. Ratzel 496
Ein neuer Fischmolch, Cerstodus Forsteri . 226
Blinde Käfer 227
Die Pilzseuche der Seidenraupen, von Prof. Haberlandt 345
Commensalismus 106
Die Anwendung der Thiergeographie auf die Schöpfungsgeschichte 35
Die Untersuchungen über das Thierleben in der Meerestiefe, von Fr. Ratzel. . 98
Die Fauna der Krainer Höhlen 228
Nekrolog 40, 351

Physiologie und Medicin.

Neuere Untersuchungen über die Blutkörperchen, von Fr. Ratzel. 40
Die Thränendrüsen 44
Die Sinnesorgane der Menschen und Thiere, von Fr. Ratzel 228, 287
Uebertragbarkeit der Tuberkulose . . 291, 754
Aethylidenchlorid, ein neues Anästheticum . 290
Fußschweiß 291
Die Krankenpflege im Kriege, von Dr. Ploß 351, 433, 500, 560
Die Wundheilung, von Dr. Otto Barth 629
Der elektrische Kugelsucher 630
Listers Verbandpflaster. 631
Die elektrische Durchleitung von Jod . . 631
Künstliche Gliedmaßen, von Dr. Otto Barth 750
Nekrolog 168, 232, 440, 756

Botanik.

Die neuesten Fortschritte, von Dr. Thomé 44
Die Moschuswurzel. 235
Die Kolanuß 358
Bambus 360, 569
Die Bewegungen der Schleimpilze . . . 104
Das Reifen der Weintrauben 106
Die Vertheilung des Alkaloïdgehalts in den Cinchonen 50
Saure Kirschen 569
Die Mannasorten des Orients 232
Die Jupiter-Ammon-Oase. 235
Die Vegetation am Altai 359
Zuckerrohr in Italien 569

Digitized by Google

Seite

Dendrologie 756
Nekrolog 107, 360, 570

Mineralogie und Geologie.

Gediegen Kupfer 440
Die Kalisalze von Kalusz in Galizien . . 112
Salz in den Vereinigten Staaten . . . 761
Die Dimorphie des kohlensauren Kalks . . 236
Die dichten Kalksteine 759
Bauxit 237
Die mineralischen Brennstoffe in Oesterreich 168
Rußlands Steinkohlen 237
Bernstein 440
Coccolithen 632
Kalifornischer Borax 760
Diamanten in Kalifornien 760
Die ältesten Reste organischen Lebens (Eozoon), von Fr. Ratzel 107
Nekrolog 360, 633

Volkswirthschaft.

Volkswirthschaftliche Umschau, von A. Lammers 50
Der amerikanische Socialismus, von Dr. Dühring 113
Aus den Südstaaten der Union 119
Die irische Eigenthumsfrage, von Dr. Dühring 172
Die volkswirthschaftlichen Kräfte Rußlands, von dems. 633, 693
Der Geldmarkt vor dem Ausbruche des Kriegs, von Dr. J. Minoprio . . . 238
Der Krieg und die wirthschaftlichen Verträge, von A. Lammers 292
Deutschlands Fähigkeit zu verlängertem Kampf, von dems. 570
Land und Leute, sowie die wirthschaftlichen Zustände in Elsaß und Lothringen, von A. Emminghaus 700, 761
Nekrolog 54, 640, 705

Handel und Verkehr.

Umschau, von Dr. A. Lammers . . . 178
Die sibirische Eisenbahn 55
Telegraphenstatistik 644
Die britische Rhederei 360
Die schottischen Banken, v. Dr. A. Lammers 242
Die Münzfrage nach dem Kriege, von dems. 640
Die Börse und der Krieg, von Dr. J. Minoprio 294
Geld- und Verkehrszustände im Kriege, von Dr. A. Lammers 441
Die Blokade der deutschen Küsten, von dems. 504

Seite

Industrie.

Die Theerfarben-Industrie 216
Nekrolog 247

Landwirthschaft.

Die Düngerfrage, von Prof. Birnbaum 645, 705
Der Dampfpflug 119
Australisches Fleisch auf dem Londoner Wochenmarkt 121
Trüffeln und Trüffelbau in Frankreich . . 121
Gemüsebau in Algerien 181
Ricinus in Amerika 183
Nekrolog 183

Kriegswesen.

Die Organisation der europäischen Heere, von Chr. v. Sarauw . . . 56, 184, 247
Die Panzerflotten der außerdeutschen europäischen Mächte 716
Die französische Armee 1870, von K. G. v. Verneck 296
Das Massenaufgebot in Frankreich, von dems. 301
Das moralische Element im Kriege, von dems. 362
Fechtart und Waffengebrauch, von dems. 365
Das Nachrichtenwesen im Kriege, von dems. 451
Die Vortruppen, von dems. 515
Die Benutzung des Sieges, von dems. . 584
Fliegende Kolonnen, von dems. 712
Der taktische Werth der französischen und der deutschen Artillerie, von dems. . . 445
Moncrieffs Gleichgewichtslaffete, von Chr. v. Sarauw 123
Die schwedische Infanteriekanone 305
Die Mitrailleusen 308
Der strategische Werth von Elsaß und Lothringen, von dems. 508
Der Kriegsschauplatz 1870, von A. Niemann 311
Die Katastrophe von Metz und die Kapitulation von Ulm, von dems. 375
Zur Belagerung von Paris, von dems. . 379
Die Bedeutung der Festungen, von dems. 578
Militärische Beschreibung des Feldzugs 1870, von dems.
I. Der Aufmarsch 650
II. Die koncentrische Offensive der deutschen Armeen Anfang August 772
Die deutschen Küsten und ihre Vertheidigung, von Fr. Maurer 314

Digitized by Google

Seite

Die französische Kriegsflotte, v. Fr. Maurer 369
Die Geschütze der französischen Marine . . 589
Nekrolog 63, 126, 192, 255, 320, 382, 455, 519, 592, 656, 720, 785

Technologie.

Komprimirte Luft zum Betrieb unterirdischer Maschinen 519
Fieldkessel 787
Zur Papierfabrikation 383
Die Kettenschifffahrt 320
Künstliche Steine 256
Der Wootz- oder Bombaystahl 382
Manganlegirungen 127
Beleuchtung 127
Reisstärke 64
Weinverbesserung mit Glycerin 128
Verhinderung der Gährung 456
Die Darstellung des Anthracens 455
Amorphe Kieselsäure als Fixirungsmittel . 384
Javanische Fleischextrakte 455
Roßschlächterei 785
Ziegelthee 63
Nekrolog 64, 128, 592, 788

Illustrationen.

Beilagen.

Dupré's Pietà. Kundmanns Barmherzige Samariter 149
Karte über die Heimat der wichtigsten Thiere 35
Karte des Kriegstheaters zwischen Metz und Paris 311
Befestigungsplan von Paris 379
Die deutsche Sprachgrenze im Elsaß und in Lothringen, Karte 427
Strategische Grenze Deutschlands gegen Frankreich, Karte 508
Karte zum Gefecht bei Weißenburg und zur Schlacht bei Wörth 777
Karte zum Gefecht bei Saarbrücken . . . 781

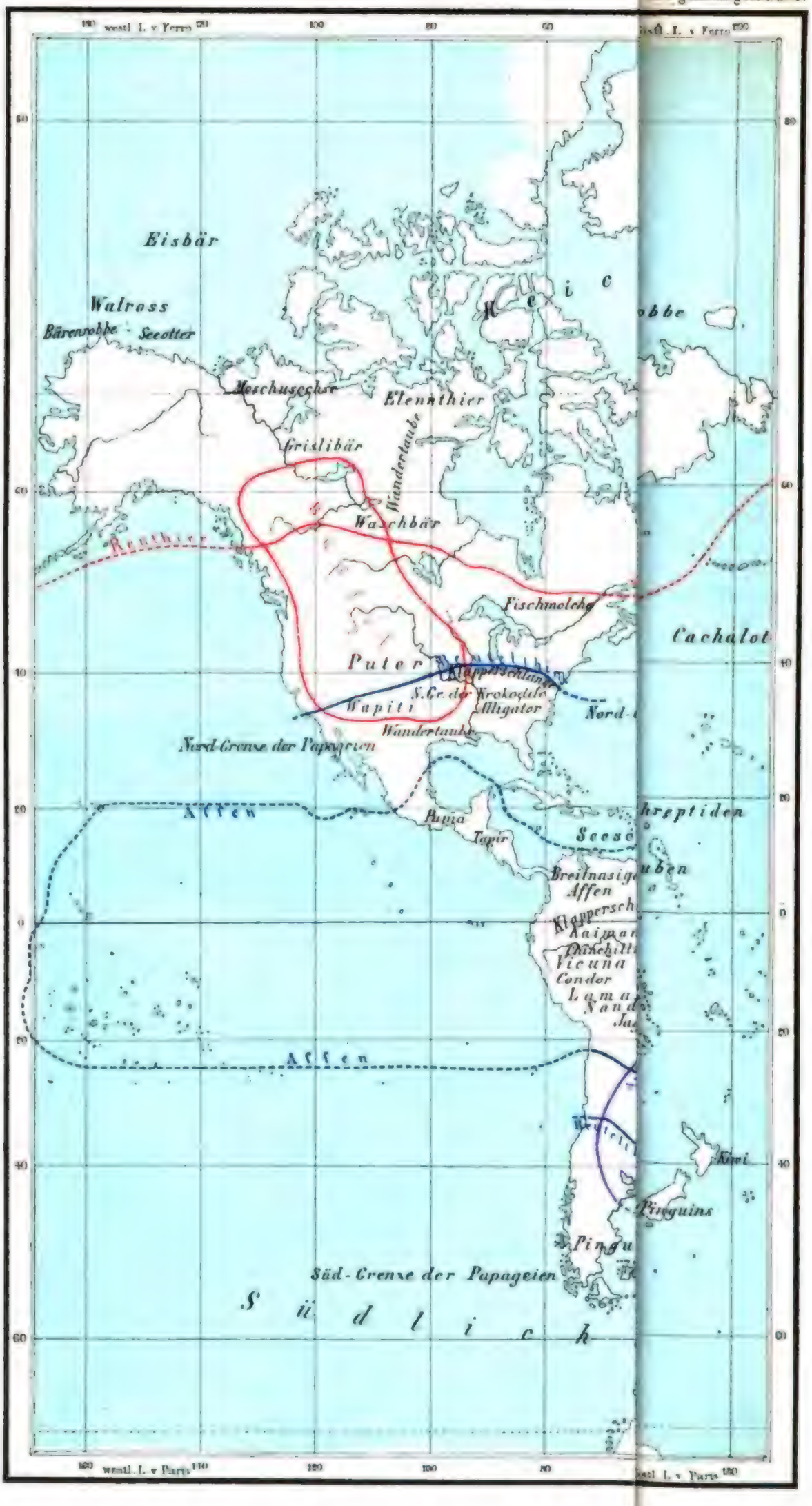
Im Text.

Pio Fedi's Raub der Polyxena 147
Bathybius, Discolithen, Coccosphäre . . 101
Pentacrinus caput medusae 102
Terebratula caput serpentis 103
Eozoon canadense 110
Der neue Fischmolch, Ceratodus Forsteri . 227
Schematische Darstellung der Retina . . . 288
Geschütz mit der Moncrieffschen Laffete, Fig. 1, 2 . . . . . 124, 125
Die Karrenbüchse König Karls XV., Fig. 1—4 306, 307, 308
Der belgische Mitrailleur 309
Hinterladungsgeschütz der französischen Marine, Fig. 1, 2 . . . . . 590, 591
Profil der Ostseeküste 315
Profil der Nordseeküste 318
Kärtchen zur Stellung von Ulm 377
Skizze eines Verbandplatzes . . . 436, 501
Vier Pläne von Barackenlazarethen 437, 438, 439
Transportmittel für verwundete und erkrankte Krieger 565
Künstliche Gliedmaßen, Fig. 1—4 . 751, 752

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google


Eisbär
Walross
Bärenrobbe
Seeotter
Moschusochse
Elennthier
Grislibär
Wandertaube
Waschbär
Renthier
Fischmolche
Cachalot
Puter
Klapperschlange
S. Gr. der Krokodile
Alligator
Wapiti
Wandertaube
Nord-Grenze der Papageien
Affen
Puma
Tapir
Seesc
Breitnasig
Affen
Klappersch
Kaiman
Dickhäu
Vicuna
Condor
Lama
Nand
Ju
Affen
Kiwi
Pinguins
Pingu
Süd-Grenze der Papageien
Südlich
Arctic
Nord-
hreptiden
uben
obbe
westl. L. v Ferro
westl. L. v Paris

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 2. Juni. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie.** Unsere letzte der Habsburgischen Monarchie gewidmete Umschau zeigte dieses Reich als vor einer bedeutungsvollen Wendung stehend. Ein in sich gespaltenes Ministerium stand dem Kaiser beim Beginn einer neuen parlamentarischen Session in Westösterreich zur Seite. Die Thronrede, mit welcher der Reichsrath eröffnet worden war, ließ den im Schooße des Ministeriums vorhandenen Gegensatz ziemlich deutlich durchblicken. Seine Austragung war nur vertagt; schon die Ausschußberathungen wegen der Adresse hatten zu einer Entscheidung gedrängt. Majorität und Minorität des Ministeriums hatten um ihre Entlassung gebeten. Das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes hatte sich in Veranlassung des Weihnachtsfestes bis zum 17. Januar vertagt und der Kaiser die Entscheidung über die Entlassung der Minister verschoben. In diese Zeit der Ungewißheit fällt ein Schritt, der mit Recht als anstößig zu bezeichnen ist. Beide Seiten des Ministeriums hatten, da sie ihre Entlassung begehrten, dem Kaiser Denkschriften überreicht. Diese Denkschriften veröffentlichten sie nun mit Genehmigung des Kaisers in dem Augenblick, da sie noch Minister waren, da die Ministerkrisis noch schwebte. Man konnte nicht schnell genug die persönliche Stellung in der Oeffentlichkeit klar machen, nicht schnell genug sich des unbehaglichen Gefühls entledigen, was die augenblickliche Ungewißheit mit sich brachte. Man erkaufte diesen persönlichen Gewinn — wenn es anders ein reeller Gewinn war — dadurch, daß man die innere Spaltung des Ministeriums in einer Weise bloßlegte, welche dem Ansehen und der Würde der Regierungsgewalt im Ganzen nachtheilig war. Denn die Denkschriften blickten nicht nur auf das, was zu thun sei; rückwärts sich wendend hatten die Verfasser in einem Gemisch von journalistischer Polemik und gehaltener staatsmännischer Ausdrucksweise schlecht verdeckte Vorwürfe sich gegenseitig an den Hals geworfen. Auch auf den Reichskanzler hatte die Majorität ihre Seitenhiebe fallen lassen. Sieht man hiervon ab und fragt nach dem Unterschiede zwischen der von der einen und von der andern Seite dem Kaiser anempfohlenen Politik, so liegt der Schwerpunkt weit weniger in der verschiedenen Auffassung der Verfassungsfragen selbst als in der gegenüber der nationalen Opposition zu befolgenden Methode. Daß jede Reform nur in den durch die Verfassung vorgezeichneten Wegen zum Abschluß gebracht werden dürfe, ward von beiden Seiten als selbstverständlich und unerläßlich vorausgesetzt. Beide Theile erkannten auch die Schwierigkeit der Lage an. Die „centralistisch" genannte Majorität wies Konzessionen, die im rechten Augenblick zu machen wären, um den inneren Frieden herbeizuführen, keineswegs im Voraus zurück, vorausgesetzt, daß der Staat im Ganzen in seinen *wesentlichen* Rechten nicht zerrissen würde. Ueber diese Grenze ging andrerseits auch die Minorität des Ministeriums nicht hinaus, welche man als autonomistisch oder selbst als föderalistisch bezeichnet hat. Keiner von beiden Theilen hat sich aber im *Einzelnen* darüber ausgesprochen, was nachgegeben werden könne und dürfe, was nicht. Beide Theile erkannten auch die Nothwendigkeit der *Initiative* für ein positives Vorgehen an, um aus den Nachtheilen und Gefahren der gegenwärtigen Lage herauszukommen. Aber der eine Theil — und dies ist der wesentliche Unterschied — sah das Heilmittel in der Reform der Wahlordnung für den Reichsrath in der Verstärkung und Unabhängigkeit desselben von den Landtagen. Der nationalen Opposition gegenüber, so weit sich dieselbe außerhalb der Verfassung gestellt, wollte er ein Einlenken derselben in die verfassungsmäßigen Wege *erwarten*. Anderweite Schritte, glaubte er, würden zur Zeit

nicht nur nutzlos sein, sondern die Opposition steigern, das Uebel der Lage vermehren, durch ihre Folgen die Verfassung untergraben: der andre Theil wollte ein Entgegenkommen. Man dachte sich, daß nach vorbereitenden Besprechungen zum Zweck eines Ausgleiches die Polen von jedem Gedanken, aus dem Reichsrath zu scheiden, abgebracht, die Tschechen zum Eintritt in den Landtag und Reichsrath bewogen werden könnten. Ein zur Revision der Verfassung einberufener Reichsrath hätte dann das Ganze krönen und der modificirten Verfassung auch thatsächlich zur allgemeinen Anerkennung verhelfen sollen. Wenn man statt dessen sich nur auf die Reichsrathswahlreform werfe, so würde nach dieser Ansicht die nationale Opposition noch allgemeiner aus der Bahn der Verfassung gedrängt, diese nie zur allgemeinen thatsächlichen Anerkennung gebracht und schließlich in ihrem Bestand gefährdet werden.

Während sich so die Ministerkrisis einige Wochen lang in ziemlicher Unentschiedenheit hinzog, sammelten sich die Polen, um aus den Erschütterungen in der obersten Sphäre möglichsten Nutzen für die Durchsetzung ihrer „Resolution" zu ziehen. Die nationale Opposition der Slowenen und besonders der Tschechen steigerte sich, aus den deutschen Ländern dagegen, ganz besonders von Seite der Deutschböhmen gingen zahlreiche Adressen für ein Festhalten an der Politik der Majorität des Ministeriums ein. Die Adreßdebatte des Herrenhauses, am 14. und 15. Januar, die Annahme der von Graf Anton Auersperg verfaßten Adresse, welche die Tendenz des Memorandums der Ministermajorität fast noch steigerte, war es, welche die Ministerkrisis zur Entscheidung brachte. Der Kaiser nahm die Entlassung Taaffe's, Potocki's und Bergers an, und beauftragte den Minister Plener mit der Bildung eines neuen Kabinets, d. h. mit der Ergänzung desselben, da die Majorität des Ministeriums im Amte blieb. Diese Ergänzung vollzog sich erst am 1. Februar. Hasner, der bisherige Kultusminister, ward Ministerpräsident, Stremayer übernahm das Kultus-, Banhans das Ackerbauministerium und F.-M.-L. Wagner das Departement der Landesvertheidigung. In die Zwischenzeit fiel die Adreßdebatte des Abgeordnetenhauses. Die Adresse bekannte dieselben Grundsätze wie jene des Herrenhauses, nur in einer weniger scharf ausgesprochenen Weise, da die Rücksicht auf die Polen und auf die deutsche Autonomistenpartei den Ton etwas dämpfte. Auch der Reichskanzler, der zwar nicht als Reichsminister, aber als Abgeordneter der Reichenberger Handelskammer das Wort ergreifen konnte, stimmte für die Adresse. Seine Rede vor Allem verlieh der Adreßdebatte eine besondere Bedeutung. Er trat in dem zurückblickenden Theil seiner Rede den Anklagen entgegen, daß er, über seine Kompetenz hinausgreifend, einen Einfluß auf die Verfassungsentwickelung zu nehmen gesucht und durch eine von seinen Agenten vertretene unzeitige Vermittelungstendenz der nationalen Opposition und den Zweifeln an dem Ernst der Krone für Durchführung der Verfassung Vorschub geleistet habe. Er betonte, daß er allezeit das Betreten des verfassungsmäßigen Weges durch die nationale Opposition als die unerläßliche Grundbedingung angesehen habe, um aus den noch bestehenden Verfassungsschwierigkeiten herauszukommen. Dieser Gesichtspunkt sei von ihm namentlich hervorgehoben worden in dem einzigen Falle, da er mit Führern der tschechischen Opposition über eine mögliche Verständigung zu sprechen gehabt habe, nämlich damals, als er von dem gerade in Prag anwesenden Kaiser zu diesem Zwecke dorthin berufen worden sei. Wenn trotzdem Graf Beust mit dem Ausdruck der Reue von diesem Vorfall sprach, so geschah es, weil derselbe trotz jener Haltung für den ersten Präsidenten des parlamentarischen Ministeriums, den Fürsten Karl Auersperg, die Veranlassung geworden war, in übertriebener Empfindlichkeit aus dieser Stellung zu scheiden. Im Uebrigen ließ der Reichskanzler die innere Beziehung zwischen einer den Verfassungshader erfolgreich bekämpfenden inneren Politik und einer wirksamen äußeren Politik hervortreten. Er verhehlte nicht, daß er in dem im Schooße des cisleithanischen Ministeriums ausgebrochenen Zwiespalt den Anschauungen der Minorität näher gestanden habe als denen der Majorität. Wenn er für die Adresse stimme, so thue er es, weil er voraussetze, daß auch die bisherige Majorität der Verständigung geneigt sein werde, wenn diese dem Zweck der Verfassung, für die Kraft und Wohlfahrt des Ganzen und seiner Theile zu sorgen, nicht zu nahe trete. Der erste Eindruck dieses letzten Theils der Beustischen Rede war, daß er die Majorität des Abgeordnetenhauses aufbrachte oder doch unangenehm erregte. Aber dieser Eindruck verwischte sich allmählig, als man sich das Gesprochene, nachdem es gedruckt vorlag, etwas näher ansah. Wir werden gleich sehen, daß in der That die Politik des bald darauf

vervollständigten Ministeriums das Gepräge annahm, welches der Reichskanzler angedeutet hatte. Es mochte schon beim Schlusse der Adreßdebatte sowohl im Ministerium wie in der Majorität der Abgeordneten das Gefühl vorherrschen, daß man, trotz des grundsätzlichen und deshalb nicht auszugleichenden Gegensatzes zu dem größten Theile der nationalen Opposition, dennoch zunächst mehr auf die beruhigenden als auf die heroischen Heilmittel in der Behandlung des thatsächlichen Verfassungszustandes verwiesen sein werde.

Die Adreßdebatte ward übrigens die Veranlassung zu einem Vorspiel jener parlamentarischen Secession, in deren Folge sich bald der Sieg der Majorität des Ministeriums in eine Niederlage verwandeln, und dem, was ursprünglich eine Ministerkrisis war, in den Augen Vieler die Bedeutung einer Verfassungskrisis verliehen werden sollte. Die streng katholischen Abgeordneten deutscher Zunge aus Tyrol, Greuter, Jäger, Brader, Planer, Wiesler, Giovanelli, lebten bekanntlich schon lange mit dem Parlamente auf erklärtem Kriegsfuß. Wegen einiger ihre Politik in sehr starker Form verurtheilenden Ausdrücke hatten sie vergeblich den Ordnungsruf verlangt. Sie legten deshalb mit einer motivirten Erklärung ihre Reichsrathsmandate aus Rücksicht auf die Ehre Tyrols nieder. Dies war der Vorläufer des noch nicht ausgetragenen, in seinen Folgen noch nicht zu übersehenden Parlamentsstrikes, der in einigen Monaten folgte. Bemerkenswerth ist das Verbleiben der tyrolischen Abgeordneten italienischer Zunge. Leonardi und Genossen verwahrten sich und Tyrol gegen die Motivirung ihrer Landsleute. Man wird darin ein Symptom erblicken dürfen, daß im südlichen (italienischen) Tyrol, so weit eine Antipathie gegen die Verbindung mit dem Reiche Oesterreich besteht, sie heut zu Tage wenigstens nicht so scharf ausgeprägt ist wie die Abneigung gegen die administrative Verschmelzung mit Deutsch-Tyrol. Diese drückt zunächst; eine eigne Provinz, einen eignen Verwaltungsbezirk zu bilden ist das nächste Anliegen.

Es sind nun die in einander greifenden Verhältnisse und Thatsachen vorzuführen, welche die politische Scene in sehr kurzer Frist änderten und den eben gestürzten Gegnern des Ministeriums Hasner die Zügel der Regierung in die Hand gaben. Dieses trat mit einer großen Mäßigung auf. Man darf sagen, daß seine Schritte kaum sehr seitwärts von dem Wege lagen, welchen die eben entlassene Trias Taaffe-Potocki-Berger betreten haben würde, wenn sie schon damals siegreich aus dem Streite hervorgegangen wäre. Als der Ministerpräsident Hasner das neu gebildete Ministerium dem Abgeordnetenhause vorstellte, hob er zunächst ganz richtig hervor, daß die Schlagworte: Centralismus und Föderalismus auf die Verfassung Westösterreichs nicht passen, daß in ihr verschiedene Elemente gemischt sind, daß schon die Februarverfassung eine „föderalistische Ingredienz" enthielt, und daß dieselbe noch mehr ausgeprägt wurde, als man 1867 die legislative Gewalt der einzelnen Länder erweiterte. Er sprach es als die Ueberzeugung des Ministeriums aus, daß dadurch bereits „allen nationalen und allen Bestrebungen nach Selbständigkeit der einzelnen Königreiche und Länder in bedeutendem Maße Rechnung getragen sei". Aber dieser individuellen Anschauung des Kabinets gegenüber ward gleichzeitig Folgendes hinzugefügt: „Wenn in dieser Beziehung auf gesetzlichem Wege Wünsche an die Regierung herantreten, so wird sie sich auf den Standpunkt stellen, daß, was die Interessen des Reichs und seiner Kraft nicht absolut schädigt, in der That in der Weise ins Auge gefaßt werden müsse, daß der individuelle Gesichtspunkt ein Opfer zu bringen bereit sein müsse; denn die Regierung wird den Frieden des Reiches und die Herstellung desselben höher stellen als etwa eine individuelle Rechthaberei in einzelnen Punkten". Bei erkannten Mängeln der Verfassung ward selbst die Initiative der Regierung zu ihrer Beseitigung in Aussicht gestellt. Das Ministerium ließ es auch nicht bei diesen Worten bewenden. Zwei Parteiführer der Alt- und Jung-Tschechen, Rieger und Sladkowsky, wurden vom Minister des Innern nach Wien eingeladen, behufs Besprechung über eine etwaige Verständigung. Beide lehnten indessen (25. Februar) die Einladung dankend ab. Damit stand das Ministerium wenigstens nicht schlimmer, als es früher gestanden hatte. Es schwebten zwei andere Fragen, an denen es sich erproben mußte, ob es rücksichtlich der Konsolidirung und thatsächlichen Anerkennung der Verfassung einen Erfolg erringen, ob es vorwärts, und wenn nicht vorwärts wenigstens nicht rückwärts gehen werde. Die eine Frage betraf die Wahlgesetzreform für das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes, die andere die Resolution des galizischen Landtags, welche eben zur Berathung in dem betreffenden Reichsrathsausschusse reif geworden war. Es war früher (Band V, S. 144) im Hinblick auf

den Kampf der österreichischen Slawen gegen die Verfassung Folgendes gesagt: „Bei dieser Sachlage ist die weitere Entwickelung der in den Monatsübersichten erwähnten galizischen Zustände von ganz besonderer Bedeutung. Dort schwankt jetzt die Wage. Würden die Polen durch Zugeständnisse, welche die Verfassung in wesentlichen Stücken nicht schädigen, bestimmt, ihre unberechenbare Haltung mit einer dauernden und unzweideutigen Vereinigung mit der verfassungstreuen Majorität zu vertauschen, so wäre dies ein ebenso schwerer Schlag für den außerhalb des Reichsrathes geführten Kampf gegen die Verfassung, als ihr Ausscheiden aus dem Reichsrath diesen Kampf ermuthigen und ihm neue Kräfte geben würde". Dies sollte sich nunmehr bewähren.

Der für die Prüfung der Resolution des galizischen Landtags niedergesetzte, aus 24 Mitgliedern bestehende Ausschuß faßte zuerst über einzelne Punkte desselben und dann über die einzelnen Sätze eines vom Abgeordneten Rechbauer eingebrachten vermittelnden Vorschlags, welcher der „Resolution" sehr nahe stand, Beschluß. Ebenso gab der Minister des Innern, Giskra, zu einzelnen Vorschlägen mehr oder minder bestimmte Erklärungen ab. Beide, Minister und Ausschußmajorität, gingen aber in ihren Zugeständnissen von der Voraussetzung aus, daß sie nur dann ins Leben treten könnten, wenn der galizische Landtag sich dadurch für befriedigt und die staatsrechtliche Stellung des Landes ein für alle Mal damit festgestellt erachten würde. Die einzelnen Zugeständnisse ließen allerdings manches wichtige, in der Resolution und in dem Rechbauerschen Antrag ausgedrückte Verlangen unberücksichtigt, namentlich die Einsetzung eines besonderen Ministers für Galizien im Rathe der Krone, und eines in Landesangelegenheiten dem Landtage verantwortlichen Statthalters, ferner das unbeschränkte Gesetzgebungsrecht des Landtags rücksichtlich der Gemeindesachen und der Organisation der politischen Verwaltungsbehörden. Dagegen war die Erweiterung der Autonomie Galiziens für annehmbar erklärt worden, rücksichtlich der Einrichtung der Handelskammern, der Gesetzgebung über die Sparkassen, über Polizei-Strafsachen und über die Organisirung der politischen Verwaltung, insofern dieselbe die Administration der Landes- und Polizeiangelegenheiten betrifft. Auch der Errichtung einer selbständigen Abtheilung für Galizien beim obersten Gerichtshofe in Wien hatte der Ausschuß zugestimmt.

Bevor der Ausschuß nach Vollendung der Einzelberathung zu der Schlußabstimmung überging, hatte die Frage der Reform der Reichsrathswahlordnung eine Wendung genommen, welche, wichtig schon an sich, auch auf diese Schlußabstimmung und ihre Folgen von Einfluß ward. Als kaum zwei Monate zuvor Hasner das neu gebildete Ministerium dem Reichsrath vorstellte, sagte er: „Eines glaubt es mitbringen zu können, das ist die Einheit der Ueberzeugungen und Absichten im Schooße des Ministeriums". Schon die Frage der direkten Wahl zum Reichsrath, welche diesen unabhängig von den Landtagen auf eigene Füße stellen sollte und nach der Ansicht des Ministeriums das unerläßliche Gegengewicht gegen eine Erweiterung der Landesautonomie bildete, welche andererseits von der nationalen Opposition als strafwürdiges Attentat angesehen wurde, sollte die Festigkeit des Kittes, von welchem der Ministerpräsident gesprochen hatte, prüfen. Er erwies sich nicht fest genug.

Anfangs März hatte Giskra einen größeren Kreis von Abgeordneten um sich versammelt, um mit ihnen den Plan für ein neues Reichsrathswahlgesetz zu besprechen. Darnach sollte die Zahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses verdoppelt werden und ihre Wahl mit Umgehung der Landtage direkt erfolgen, jedoch durch dieselben Gruppen, von welchen bisher die Abgeordneten zu den Landtagen gewählt wurden. Der Minister glaubte einer genügenden parlamentarischen Unterstützung dieses Planes gewiß zu sein und legte denselben im Ministerrath dem Kaiser vor. Hier aber erfolgte die Entscheidung dahin, daß in der gegenwärtigen Versammlung des Reichsrathes das Gesetz nicht mehr zur Verhandlung zu bringen und nur eine Vorlage über erweiterte Anwendung des schon bestehenden sogenannten Nothwahlgesetzes zu machen sei. Ob die zuerst von dem Justizminister erhobenen Bedenken gegen die Kompetenz des Reichsrathes ohne Mitwirkung der Landtage für diesen Beschluß in erster Linie bestimmend waren, oder die Scheu, durch diese Maßregel die gesammte nationale Opposition, auch die im Reichsrath noch vertretene, gerade jetzt, bei der ohnedies gespannten Lage, zu sehr zu verletzen, kann auf sich beruhen. Der Minister des Innern bat nach diesem Vorgang um seine Entlassung, führte indessen bis zur Ernennung eines Nachfolgers die Geschäfte fort und legte daher am 30. März dem Reichsrath entsprechend den Beschluß im Ministerrath — nur ein Gesetz

vor, nach welchem direkte Reichsrathswahlen für Fälle der Nichtannahme oder Niederlegung von Reichsrathsmandaten sollten angeordnet werden können. Nach der bestehenden Gesetzgebung sind solche Wahlen nämlich nur in dem Fall, daß die Wahlen zum Reichsrath durch die Landtage verweigert werden, zulässig. Man konnte daher ohne eine erweiternde Gesetzesbestimmung in dem Falle der tyroler Mandatsniederlegungen nicht, wie man wünschte, zu dem Mittel greifen, direkte Wahlen auszuschreiben.

Der Stoß, welchen das Ausscheiden Giskra's dem eben neu gebildeten Ministerium, dem Glauben an seine Festigkeit und Solidarität verlieh, war Oel in das Feuer aller die Politik des Ministeriums bekämpfenden Sonderbestrebungen. Auch übte es keineswegs einen besänftigenden Einfluß, daß statt eines allgemein wirksamen Gesetzes über direkte Reichsrathswahlen nur ein erweitertes Nothwahlgesetz vorgelegt worden war, und zwar mit Umgehung der Landtage. Es ward darin eine fast ebenso feindselige That der „deutschen Centralisten" gegen die Landesautonomie gesehen. Dagegen kann man nach einer andern Seite hin eine Wirkung dieses Vorganges verfolgen, welche es beschleunigte, daß aus dem Rücktritt Giskra's ein Sturz des gesammten Ministeriums Hasner ward. Am Tage nach Einbringung des erweiterten Nothwahlgesetzes schritt der rücksichtlich der galizischen Resolution bestellte Ausschuß zu seiner Schlußabstimmung. Dem Gang der Verhandlungen nach würden die gefaßten Einzelbeschlüsse etwa in folgende Formel zusammenzufassen gewesen sein: Der Reichsrath ist zu einer Erweiterung der Autonomie des Königreichs Galizien und Lodomerien und des Großherzogthums Krakau und zu der entsprechenden Abänderung der Reichsverfassung rücksichtlich folgender Punkte (die oben aufgeführten) bereit, und wird diese Abänderung der Sanktion der Krone unterbreiten, sobald auch der Landtag des Königreichs Galizien ꝛc. einen dahin gehenden Beschluß gefaßt haben wird, daß er mit diesen Aenderungen die gewünschte staatsrechtliche Stellung des Landes zum Reiche als endgültig festgestellt ansieht. Daß keiner der Anträge, welche, mehr oder minder korrekt, sich dieser Auffassung näherten, die Mehrzahl der Ausschußmitglieder gewann, erklärt sich nur daraus, daß dieselben stillschweigend von der Voraussetzung ausgegangen waren, es werde ein neues allgemeines Reichsrathswahlgesetz jetzt eingebracht werden, und später die Entschließung des Reichsrathes über beides, das Wahlgesetz und die erweiterte Autonomie Galiziens zusammenfallen. In dieser Voraussetzung sah man sich nun getäuscht. Daher wurde nach Ablehnung aller durch die vorausgegangenen Berathungen angezeigten Anträge zuletzt ein von dem Abgeordneten Schindler gestellter Antrag angenommen, wornach der Reichsrath über den Antrag Grocholski's (die Resolution) zur Tagesordnung übergehen sollte, da „die Erweiterung der Königreiche und Länder nur bei gleichzeitiger Verstärkung der Centralgewalt platzgreifen könne, letztere aber nur auf dem Wege einer entsprechenden Reform der Wahlen in den Reichsrath zu erreichen sei". Der Uebergang zur Tagesordnung war für die Polen die verletzendste Form der Erledigung ihrer Angelegenheit. Wenn sie auch zunächst nur einen hinausschiebenden Charakter hatte, so verpflichtete sie doch andrerseits den Reichsrath positiv zu gar nichts, auch dann nicht, wenn der Landtag Galiziens seine Resolution theilweise fallen lassen, oder wenn eine neue Reichsrathswahlordnung eingeführt werden würde. Die Polen hatten schon zuvor ihren Austritt aus dem Reichsrath für gewisse Fälle ins Auge gefaßt. Unter dem doppelten Eindruck dieser Erledigung der „Resolution" und des eingebrachten erweiterten Nothwahlgesetzes ward dieser Austritt sofort beschlossen, ohne daß man abwartete, ob das Abgeordnetenhaus selbst dem Antrag seines Ausschusses beitreten werde oder nicht. Nur der Ruthene Guszalewicz blieb. Mit den Polen legten auch die Slowenen und Istrianer und aus der Bukowina der Abgeordnete Petrino ihre Mandate zum Reichsrath nieder. Das Abgeordnetenhaus kam dadurch plötzlich in eine Lage, welche — ganz abgesehen von der thatsächlich fehlenden Vertretung eines Theiles der Länder — formell für die Dauer nicht gut aufrecht zu halten war. Es war numerisch nunmehr so sehr geschwächt, daß auf die regelmäßige Anwesenheit der beschlußfähigen Anzahl (100) kaum mit Sicherheit für die Dauer gerechnet werden konnte, daß sie wenigstens oft von Zufälligkeiten abhängen mußte. Die verbliebenen Abgeordneten waren natürlich bemüht, sich möglichst vereinigt zu halten und das für die Ordnung des Staatshaushaltes Nöthige noch schnell zu erledigen.

Das Ministerium wußte in dieser peinlichen Lage keinen andern Vorschlag dem Kaiser zu unterbreiten, als die Landtage aufzulösen, deren Abgeordnete sämmtlich oder theilweise aus dem Reichsrathe ausgetreten waren. Wie dieses

Mittel für ſich allein ohne jede andre tief greifende Maßregel helfen könne, war freilich nicht einzuſehen.

Ein Grundirrthum des erſten parlamentariſchen Miniſteriums Weſtöſterreichs ſcheint in dem Glauben gelegen zu haben, durch die Gaben der Freiheit, d. h. durch weit gehende liberale Reformen, die nationale Oppoſition, welche nicht nur dem Miniſterium, ſondern der Decemberverfaſſung von Anfang an den Krieg erklärte, allmählig mit der neuen ſtaatsrechtlichen Geſtaltung der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie verſöhnen zu können. Gewiß gab es einzelne Reformen, welche von allgemeinen politiſchen Erwägungen und von der Rückſicht auf die meiſten Länder ſo ſehr gefordert waren, daß ihr Verſchieben nicht wohl gerechtfertigt werden konnte, ſelbſt nicht durch die Sorge, daß ſie in den vorzugsweiſe von Slawen bewohnten Ländern oder Landestheilen weſentlich nur der verfaſſungswidrigen Agitation dienen und ihr wirkſamere Mittel in die Hand geben würden, als worüber ſie bis dahin verfügte. Bei andern Reformen traf dieſe Erwägung nicht zu, namentlich nicht bei der Einführung der Preßjury, welche in Böhmen in üblem Sinne ſo bedeutungsvoll wurde. Wir meinen, daß man ſich ohne Noth beeilte, die Preßjury als ein Ausnahmeinſtitut einzuführen, bevor die Zeit für die Einführung der Jury im Allgemeinen gekommen, bevor dafür das Nöthige vorbereitet war. Richtiger wäre es geweſen, damals oder etwas ſpäter zwei Dinge Hand in Hand gehen zu laſſen. Erſtlich konnte das Miniſterium die Initiative für den Entwurf einer Zuſatzakte zu den Landesverfaſſungen und zur Decemberverfaſſung ergreifen, worin neben der Wahlreform und beſtimmten nationalen Garantien auch die dagegen dem Miniſterium noch zuläſſig ſcheinenden Zugeſtändniſſe an die Landesautonomie im Einzelnen zu formuliren geweſen wären. Zweitens kam es darauf an, daß darüber kein Zweifel gelaſſen wurde, daß, wenn dieſes Pfand des Friedens beharrlich zurückgewieſen würde, wenn und in ſo weit auch dann noch die nationale Oppoſition ſich dauernd außerhalb der Verfaſſung ſtellen würde, auch dauernde Ausnahmsgeſetze — mit Zuſtimmung des Reichsrathes — die unausbleibliche Folge für die betreffenden Landestheile ſein würden. Wir ſagen abſichtlich dauernde nur mit Zuſtimmung des Reichsrathes anzunehmende Ausnahmsgeſetze, nicht etwa eine ſchnell vorübergehende exkluſive Ausnahmsmaßregel gegen die ſtärkſten Eingriffe in die allgemeine Rechtsſicherheit. Hätte das Miniſterium jetzt noch, nachdem die Spaltungen bis zur parlamentariſchen Seceſſion geführt hatten, ſich zu dieſer Politik bekannt, ſo würde jeden Falles wohl bald noch ein Drittes nothwendig geworden ſein, nämlich die Herabſetzung der zur Beſchlußfähigkeit nöthigen Zahl von Abgeordneten durch ein Geſetz, wenn auch nur mit proviſoriſchem Charakter.

Vielleicht hätte ſo das Miniſterium Hasner noch im letzten kritiſchen Moment die gedeihliche Fortentwickelung und allgemeine thatſächliche Durchführung der Verfaſſung mit Ausſicht auf Erfolg in ſeiner Hand behalten können. Vielleicht, denn der Erfolg hängt nicht allein von der Richtigkeit des Planes ab. Ernſtes und zähes Eintreten der Krone für denſelben, feſte Fügung im Miniſterium, in dem übrig gebliebenen Theile des Parlamentes ſtatt allzu viel milden Sinnes und reicher individueller Gliederung ein tüchtiger Zuſatz der politiſchen Disciplin und thatkräftigen Entſchloſſenheit, welche den magyariſchen Stamm und namentlich die magyariſche Ariſtokratie durch ſchwierige Lagen geleitet hat; alles dies wäre kaum minder wichtig geweſen. — Daß der Kaiſer von einem Heilmittel, welches nichts bot als die Auflöſung der Landtage, deren Abgeordnete aus dem Reichsrath ausgeſchieden waren, keine Beſſerung der öffentlichen Zuſtände erwarten konnte, begreift ſich leicht. Die Reichsrathsabgeordneten dieſer Länder, namentlich Galiziens, waren ſeit dem Abſchluß der Decemberverfaſſung dieſer mehr zugethan als der Landtag; und der Landtag ſtand ihr noch näher als die mehr von nationalen Gefühlen als von politiſcher Berechnung beherrſchten Parteiſchichten außerhalb deſſelben, welche Einfluß auf die Wahlen übten. Das von unten ausgehende Drängen hatte Landtag und Reichsrathsdelegirte in der föderaliſtiſchen Richtung bisher weiter getrieben. Die nackt daſtehende Maßregel der Auflöſung des krainer, tyroler, galiziſchen und des iſtriſchen Landtages ließ daher weit eher eine Verſchlimmerung als eine Beſſerung der Lage erwarten. Der Vorſchlag des Miniſteriums Hasner, dem nur noch ein halbes Parlament zur Seite ſtand, ward daher vom Kaiſer nicht genehmigt, der darauf hin beſchloſſene Rücktritt deſſelben angenommen, und Potocki, der frühere Ackerbauminiſter, mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt. Die bisherigen Miniſter führten einſtweilen die Geſchäfte fort und am 8. April wurden beide Häuſer durch Hasner im Auftrag

des Kaisers vertagt. Sie hatten sich zuvor — das Abgeordnetenhaus in Form einer Adresse, das Herrenhaus in Form einer von Schmerling angeregten, von Anton Auersperg mit warmem patriotischen Hauch unterstützten Resolution — für das Festhalten an der Verfassung und gegen das Einbiegen in neue föderalistische Experimente ausgesprochen, das Herrenhaus noch schärfer als das Abgeordnetenhaus. In letzterem sprach der Präsident Kaisersfeld nach Eröffnung der Vertagung eine sehr bittere Abschiedsrede.

Wir haben die innere Verkettung der Thatsachen darzulegen gesucht, welche zu dem Sturze des Ministeriums führten, welches in Westösterreich die wirklich parlamentarische Aera vertrat, die seit dem Ausgleich mit Ungarn datirt. Wir sind dabei etwas ins Einzelne gegangen, denn an der Frage, ob die parlamentarische Regierungsform in Oesterreich festen Boden gewinnen kann, und an der allgemeinen Frage, ob die Habsburgische Monarchie unter neuen Lebensformen ihrer Verjüngung und Wiederbefestigung oder unter fortwährenden Zuckungen und abspringenden erfolglosen Heilungsversuchen ihrer Auflösung entgegengeht, hängen noch andre Interessen als die der österreichischen Völker. Es gibt nicht leicht ein Zweites, was eine so tiefe Bedeutung für die Sache der politischen Freiheit in unsrem Welttheil und in weiterem Hinblick für die staatliche Zukunft der deutschen Nation für die künftigen Geschicke Europa's überhaupt hat. Der kurzlebige Mensch ist rasch bei der Hand, in so schwierigen Lagen, wie die der österreichisch-ungarischen Monarchie ist, den nach einer Reihe von Mißerfolgen unternommenen Versuch eines festen Verfassungsabschlusses als die letzte Möglichkeit anzusehen, um zu normalen Lebensbedingungen zu gelangen. Er weissagt leicht das nahende Ende, nicht bloß wenn das Recept bei Seite geworfen und nach einem ganz verschiedenen gegriffen, sondern auch wenn eine theilweise Aenderung desselben in Erwägung gezogen wird. Die Weltgeschichte kennt Reiche, die in Bewegungslosigkeit untergingen. Sie kennt allerdings auch andere, deren Auflösung herbeigeführt oder beschleunigt wurde, weil in den obersten Kreisen mit Weisheit gepaarte Festigkeit und Zähigkeit abhanden gekommen war, weil man in schwierigen Lagen von einem Versuche zum andern taumelte, weil man die gerade in den Vordergrund tretende Schwierigkeit nicht mit ausdauerndem Geiste überwand, sondern, um an ihr vorüberzukommen, den Weg änderte, unbekümmert darum, daß der geänderte Weg bald vor die entgegengesetzte Schwierigkeit und zu einem neuen Wechsel führen mußte. Auf abschüssiger Bahn gleitete man so abwärts, weil unter dem Einfluß solchen ruhelosen Wechsels Vertrauen und Zuversicht zu dem Reiche immer mehr abnahm, bis es zuletzt den Glauben an sich selbst vollständig verlor und die Beute der von außen auf dasselbe fallenden Stöße ward. Die Geschichte erzählt aber auch von andern Reichen, welche ebenso große Katastrophen nach innen und außen erlebten, eine ebenso wechselvolle Politik verfolgten wie Oesterreich seit 1848, von Reichen, in welchen diese Uebergangszeit eine noch weit längere Periode erfüllte, obgleich der Uebergang noch nicht so schwer war als der, an welchen sich die Habsburgische Monarchie seit 1848 versucht, welche alles dies zu einem glücklichen Ende führten, und welche dann freier, reicher, gebildeter und stärker ihr Haupt erhoben als zuvor. Es ist die große Frage der Zeit, ob sich die österreichisch-ungarische Monarchie diesen letzteren Reichen zugesellen wird, oder den ersteren. Welche Bedeutung in diesem merkwürdigen Entwickelungsprozesse dem von der Bühne abgetretenen Ministerium Auersperg-Taaffe-Hasner zukommt, wird einst die Geschichte mit sichererem Griffel feststellen können als heute, wo sein Charakterbild noch allzu sehr schwankt „von der Parteien Haß und Gunst entstellt". Jeden Falles darf aber schon jetzt mit vollem Grunde dem leichtfertigen Gerede entgegengetreten werden, welches mit dem Schlagworte abgewirthschaftetes Doktorenministerium und abgewirthschaftete Parlamentsclique den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben meint, sowohl den Nagel des Ministeriums als den des Parlamentes, aus dem es hervorgegangen, von dem es gestützt wurde. In solchem Gerede vereinigen sich alte Feinde und abgefallene Freunde von gestern, solche, die immer vor dem Erfolge des Augenblicks auf dem Bauche liegen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die streng Klerikalen, die Feudalen, daß die entschiedenen Föderalisten und die Socialdemokraten das Ministerium, dem sie bei Lebenszeit entgegentraten, auch nach seinem Tode streng beurtheilen. Die gemäßigten Anhänger liberaler Staatseinrichtungen, die Freunde parlamentarischer Entwickelung und die Gegner des Konkordates sollten auch jetzt die Dienste nicht vergessen, welche das Ministerium, wenn es auch in Bekämpfung der nationalen Opposition nicht glücklich war, wenigstens den von ihnen vertretenen Principien durch eine Reihe von Specialgesetzen

erwiesen hat, welche noch zu Recht bestehen werden, auch wenn die Verfassungsbedrängniß und der Völkerhader fortdauert. In so weit hat in der Gegenwart der Parteistandpunkt Einfluß auf Lob und Tadel. Was aber unabhängig vom Parteistandpunkte, also allgemein anerkannt werden sollte, das sind die ungewöhnlichen parlamentarischen Talente, welche die meisten Mitglieder des Ministeriums Hasner auszeichneten, das ist das unter der Leitung des Reichskanzlers wieder bedeutend gewachsene Ansehen der Monarchie nach außen, das ist endlich eine von dem parlamentarischen Ministerium herbeigeführte, nach allem Vorausgegangenen kaum zu hoffende Ordnung und Hebung der Staatsfinanzen, begleitet von einer mächtigen Förderung des Verkehrslebens und einem bedeutenden Aufschwung der materiellen Interessen. Wer in der Ferne die Verfassungsnoth und den Völkerhader Oesterreichs überschaut, wird leicht die Gefahren der Lage überschätzen; und wer nach längerer Abwesenheit sich in Wien dem Eindruck ganz überläßt, welchen daselbst der gehobene Pulsschlag der materiellen Interessen, dieser mächtigen Bindeglieder in der heutigen Staatenwelt, hervorbringt, wird jene Gefahren leicht unterschätzen. Jeden Falles ist aber in der nächsten Zeit eine glückliche, zugleich gewissenhafte und großartige Finanz-, Handels- und Verkehrspolitik ebenso wichtig wie eine richtige Verfassungspolitik; sie wird, wenn man ausharrt, am sichersten über die Schwierigkeiten der letzteren hinweghelfen.

Die unsrer Ueberzeugung nach wundeste Stelle in der Politik des abgetretenen Ministeriums wurde bereits bezeichnet. Ehe wir nun dem ersten Schritt des Ministeriums Potocki folgen, ist es angezeigt, das Gesagte noch durch eine Betrachtung über die theils selbst geschaffenen, theils in der Völkermischung der Monarchie begründeten Schwierigkeiten, welche sich der Verfassungspolitik des letzten Ministeriums entgegenstellten, zu erweitern. Die Klarheit über die Vergangenheit kann der Zukunft nützen.

In dem absolut regierten Oesterreich konnte die Staatsmaxime „theile und gebiete" die ausgiebigste und einschneidendste Anwendung finden, namentlich so lange das Nationalbewußtsein in der Kultur zurückgebliebener Stämme schlummerte oder doch nur zu mäßigen politischen Forderungen anregte. Seitdem die Völker sich selbst regieren wollen, ist es anders. Die veränderte Lage drängt zu einer andren Staatsmaxime, zu dem Postulate: vereine und leite. Wie schön, wie einfach ist es in der Theorie, wie schwierig in der Praxis! Schon ganz objektiv angesehen, ist die Formel nicht leicht zu finden, welche in richtiger Wahl zwischen den verschiedenen Möglichkeiten (vergl. Bd. V, S. 149) Jedem seinen naturgemäßen Antheil gibt, dem Ganzen und den verschiedenen eigenthümlich gearteten, auch unter sich nach Umfang und Bedeutung wieder so verschiedenen Theilen. Aber wenn auch das objektiv Richtigste gefunden wäre, wer lehrt die schwerere Kunst, daß die Vielen, welche es annehmen und ausüben sollen, es auch als das Angemessene erkennen? Vom verschiedenen Standpunkt aus gesehen erscheint dasselbe Ding in verschiedenem Licht. Der Deutsch-Oesterreicher sieht die Schwächung und den endlichen Zerfall der Monarchie als etwas Gewisses an, wenn in Cisleithanien unter einen gewissen Grad von Centralisation herabgegangen wird; der Tscheche sieht in der Beibehaltung dieses Grades von Centralisation das Grab nicht nur der eigenen Wünsche, sondern auch der Monarchie; er meint, daß der lose föderative Verband der so verschiedenen Theile dem Ganzen mehr Kraft gebe als eine strammere Verbindung. Der Pole geht vorläufig nicht ganz so weit. Wie die tschechischen Sympathien, so gravitiren die polnischen Antipathien gegen Moskau. Instinktiv fühlen die Polen Galiziens, daß sie, wenn nicht für immer, doch für lange Zeit Oesterreichs als einer starken Barrière gegen Rußland nicht entbehren können und daß in zu losem Gefüge die nöthige Widerstandskraft zerbröckelt, aber sie erstreben einen höheren Grad von Länderautonomie für sich, selbst eine mehr oder minder exceptionelle Stellung. Darauf glauben sie um so mehr ein Anrecht zu haben, als Galizien weit mehr ein slawisches Land ist als Böhmen, welches doch den Charakter der deutsch-slawischen Parität nicht abstreifen kann. Bei aller Verschiedenheit der Parteifraktionen Galiziens ist daher der Grundton der Bestrebungen des Landes auf eine ähnliche Stellung desselben zu Westösterreich wie die von Kroatien zu Ungarn gerichtet. Damit wird weder der Ausgleich mit Ungarn, der dualistische Charakter des Reiches, noch ein gemeinsames Parlament für Westösterreich verneint. Beides verneinen aber die tschechischen Parteimänner, die Alttschechen sowohl wie die Jungtschechen. Auch würde, wenn nach ihren Wünschen der Ausgleich mit Ungarn umgestoßen werden könnte, die von den verschiedenen Theilen des Reiches beschickte Delegation nicht etwas Aehnliches, wie das jetzige cisleithanische Parlament, nur in größerer Aus-

dehnung auf das ganze Reich, bedeuten. Denn die Tschechen verlangen für einen Generallandtag Böhmens, Mährens und Schlesiens neben andren Dingen auch das Steuerbewilligungsrecht. Diese Schwierigkeiten hätte das abgetretene Ministerium unzweifelhaft auf seinen Wegen gefunden, wenn es in irgend einem Stadium seiner Amtsführung die Initiative zur Beseitigung der Verfassungsstreitigkeiten ergriffen hätte; und auch das neue Ministerium ist bekanntlich sofort auf dieselben gestoßen. Wir haben die Verschiedenheit der Standpunkte bei den einzelnen Stämmen der nationalen Opposition nur an den beiden Hauptträgern derselben, an den Tschechen und Polen nachgewiesen. Wollte man in der Analyse weiter gehen, so könnte man nicht dieselben, aber ähnliche Verschiedenheiten rücksichtlich der Südtyroler, der klerikalen Tyroler, der Ruthenen, der Istrianer, der Slowenen überhaupt, in verjüngtem Maßstabe nachweisen.

Hiermit sollte gezeigt werden, wie die objektive Schwierigkeit des angemessenen Verfassungsabschlusses in Oesterreich durch die subjektive Schwierigkeit steigt, d. h. durch die Beeinflussung des Urtheils von den verschiedenen Standpunkten. Dabei ward stets noch eine im österreichischen Sinne loyale Absicht vorausgesetzt. Die Schwierigkeit gewinnt aber noch einen andren Charakter, wo die letzten Ziele der nationalen Opposition entweder schon jetzt mit einer solchen Absicht im Widerspruch stehen, oder wo sich dieselbe doch auf einer so zweifelhaften Linie bewegt, daß im geeigneten Momente die Versuchung nahe liegt, das Heil außerhalb Oesterreichs zu suchen. Wenn früher die Pilgerfahrt der Tschechen nach Moskau in dieser Beziehung zu denken gab, so thut dasselbe jetzt das schon vor längerer Zeit von Lad. Rieger verfaßte, für die Regierung des Kaisers Napoleon bestimmte Memorandum, welches ganz vor Kurzem in die Oeffentlichkeit gelangte, und worüber zwar ein Dementi, aber ein vieldeutiges erschienen ist. Auch von den Polen muß man sagen, daß ihnen jenes Oesterreich am genehmsten ist, welches fest genug gefügt ist, um Rußland zurückzuhalten, es vielleicht siegreich zu bekämpfen, aber doch nicht so fest, um sie selbst zu halten, falls die geschichtlichen Ereignisse günstig für die Wiederauferstehung Polens laufen. So weit nun ein von Oesterreich sich gänzlich abwendender Geist die nationale Opposition beherrscht oder sie allmählig zu durchdringen beginnt, tragen die in Frage kommenden Verfassungsmodifikationen die Gefahr in sich, daß das Neue, was einen endgültigen Abschluß bedeuten soll, in Wahrheit nur eine Haltestelle bedeutet, daß die freier gewordene Hand sich nur rührt, um noch freier von Oesterreich zu werden. Etwas der Art konnte seit dem mit Hülfe der Polen und mit Rücksicht auf sie bewirkten Abschluß der Decemberverfassung schon rücksichtlich Galiziens beobachtet werden.

Ueberblickt man die slawische Agitation, welche Hand in Hand mit einem Theil der nicht slawischen Feudalen und Klerikalen gegen die Verfassung anströmt, vom europäischen Standpunkt aus, so kann man sich der Ansicht nicht verschließen, daß wenigstens die äußerste Richtung derselben mehr von Gefühlen und Leidenschaft als von ruhiger politischer Berechnung eingegeben und geleitet wird. Selbst unter den Tschechen begreift sich das Treiben ihrer Sache bis auf die Spitze einer möglichen Auflösung Oesterreichs eigentlich nur rücksichtlich derjenigen, welche an den Sieg Rußlands glauben, und welche im Voraus entschlossen sind, dann nicht nur an das russische Reich überzugehen, sondern auch einen mehr oder minder hohen Grad von Landesautonomie in der Centralgewalt eines absolut regierten Weltreiches und mit der Freiheit auch die tschechische Nationalität allmählig in dem russischen Wesen aufgehen zu lassen. In Wahrheit würde, wenn die Habsburgische Monarchie zerfiele, in Beziehung auf politische Autonomie, auf Freiheit, eigene Sprache und eigenartige Kultur in Westösterreich Niemand mehr verlieren als die verschiedenen slawischen Stämme. Eine der bedeutungsvollsten, eine von den Slawen Oesterreichs nur unvollkommen verstandene Thatsache liegt in dem Zusammenfallen der slawischen Bewegung in Oesterreich mit der begonnenen Umgestaltung Deutschlands, mit der Erweiterung der preußischen Monarchie theils in Form von Annexionen, theils in Form der Angliederung kleiner Bundesstaaten, in der Benutzung des deutschen Einheitsgedankens durch die preußische Zukunftspolitik. Noch ist vielleicht der deutsche Stamm der bedeutungsvollste Träger des österreichischen Staatsgedankens. Aber die bisherige Richtung desselben hat schon durch die neuesten Ereignisse einen Stoß erhalten. Wir meinen die politische Abtrennung von Deutschland, die dualistische Gestaltung des Reiches, das Zurückdrängen der deutschen Sprache in Galizien und anderswo in Folge politischer Veränderungen. In gewissen namentlich wissenschaftlichen Kreisen ist die ererbte Anhänglichkeit an Oesterreich schon gar sehr von dem vorausgeworfenen Schatten eines, wie man annimmt,

ſeinem Abſchluß langſam, aber ſicher entgegengehenden großen deutſchen Nationalſtaates verdeckt. Der Gedanke gewinnt Raum und wird oft ausgeſprochen: Warum ſoll der gebildetſte und reichſte Stamm, der, aus welchem die Habsburgiſche Monarchie herausgewachſen iſt, derjenige, welcher ſo lange den geiſtigen Kitt derſelben bildete, ſich das alte Erbe in dieſem Reiche Stück für Stück von umgebenden unentwickelteren Stämmen entreißen laſſen, auf dem Verfaſſungs- und Kulturgebiete im ewigen Streite mit Polen, Tſchechen und Slawen leben, wo Deutſche mit Slawen zuſammenwohnen, erſtere zuletzt vielleicht ſogar in eine ungleiche Stellung treiben laſſen? Warum ſtatt deſſen nicht die große deutſche Gemeinſchaft ſuchen und in ihr einen ganz anderen Stützpunkt gegen unverſtändige Anſprüche? Der Blick eines namhaften Theiles der Jugend richtet ſich noch entſchiedener nach dieſer Seite, und es iſt immerhin bezeichnend, daß man vor Kurzem in der „Silesia“ ſelbſt auf den norddeutſchen Bund toaſtete. Selbſt in Wien wird häufiger wie ſonſt davon geſprochen, daß Neapel auch im Königreich Italien eine große und noch fortwährend wachſende Stadt geblieben iſt, daß die Blüthe Wiens von jetzt an weit weniger an ſeiner Eigenſchaft als Reichshauptſtadt als an der rechten Benutzung der geographiſchen Lage und der ſonſt noch gegebenen natürlichen Hülfsquellen hängt. Dieſe Anſchauungen ſind gewiß bis jetzt noch nicht in die Maſſen gedrungen, aber alle neuen geiſtigen Strömungen gehen von kleineren in wachſende Kreiſe über, und die Quellen ſind immer kleiner wie die Flüſſe, die aus ihrem Zuſammenſtrömen werden. Die geiſtige Strömung in Deutſch-Oeſterreich iſt aber nichts weniger als abgeſchloſſen, der Gang der Ereigniſſe kann kleine Anfänge ſchwellen; er kann ſie ebenſo gut aufhalten oder zur Bedeutungsloſigkeit zurückdrängen. Dieſe Lage der Dinge weiſt der öſterreichiſchen Staatskunſt naturgemäß die Aufgabe zu, durch die beabſichtigten Reformen die ſlawiſchen Bevölkerungen an das Reich zu feſſeln, ohne den unerläßlichen ſtaatlichen Zuſammenhang zu zerſtören, andererſeits die Linie nicht zu überſchreiten, durch deren Ueberſchreitung den Deutſch-Oeſterreichern ihre Stellung zu dem eigenthümlichen Völkergemiſch Oeſterreichs in höherem Grade verleidet werden kann. Es iſt eine ſchwere Aufgabe, die wohl überhaupt nicht bloß durch einige Verfaſſungsänderungen gelöſt werden kann. Eine wichtige Verfaſſungspolitik iſt ſelbſtverſtändlich von hoher Bedeutung dafür. Aber es werden noch andre Dinge dazu kommen müſſen, wenn die Aufgabe nicht etwa bloß auf dem Papier und für einen Augenblick auch in der Wirklichkeit gelöſt ſcheinen, wenn ihre Löſung eine wirkliche, dauernde, Wurzel ſchlagende ſein ſoll. Was wir oben über die Finanz-, die Handels- und Verkehrspolitik ſagten, iſt an erſter Stelle wichtig; große und dauernde Erfolge auf dieſen Gebieten werden mehr wie alles Andere der Befeſtigung verfaſſungsmäßiger Zuſtände nützen. Sodann gilt es, nach einer etwaigen Reform bei den plötzlich auftauchenden oder allmählig ſich ſammelnden Gegnern den Glauben nicht aufkommen zu laſſen, daß dem Erfolge ihrer Oppoſition nur ein vorübergehendes Miniſterium, nicht die Krone ſelbſt mit vollem und aushaltendem Ernſte entgegenſteht. Der bisherige Verlauf der Verfaſſungsentwicklung in der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie ſeit 1848 hat der Vorſtellung Vorſchub geleiſtet, daß der Kaiſer in pflichtmäßiger Sorge für ſein Reich den nöthigen Reformen gerne die Hand bietet, daß aber, wenn der Erfolg nicht ziemlich ſchnell kommt, die Zweifel an der Richtigkeit des Begonnenen wachſen und die Geneigtheit zu einer Aenderung erzeugen. Dadurch iſt bei verſchiedenen Fraktionen der nationalen oder, allgemeiner gefaßt, der ſtaatsrechtlichen Oppoſition, namentlich bei den entſchiedenſten derſelben die Meinung entſtanden, daß ein recht trotziges Ausharren der ſicherſte Weg ſei, um zum Ziele zu gelangen, ein folgenſchweres Ding bei der großen Zerklüftung. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß man noch unter der Nachwirkung der Kataſtrophen von 1859 und 1866 an dem inneren Aufbau arbeitet. Jede gewaltige Erſchütterung der ererbten Macht des Reiches, der Kraft und des Anſehens der Centralgewalt erregt, belebt und ermuthigt die auf völlige oder möglichſte Selbſtändigkeit der Theile gerichteten Beſtrebungen. Welche Bedeutung daher eine geſchickte und erfolgreiche äußere Politik, kurz alle Ereigniſſe, welche die Schatten der alten Niederlagen verſcheuchen und Grund zu neuer Zuverſicht geben, auch für die Befeſtigung der Verfaſſung haben müſſen, bedarf keiner längeren Darlegung.

Der zuletzt berührte Punkt führt unſere Betrachtung über die Entwickelung Oeſterreichs unter ſeinem erſten wirklich parlamentariſchen Miniſterium auf ein mehr perſönliches Gebiet, auf das Verhältniß deſſelben zum Reichskanzler. Die Beziehungen zwiſchen innerer und äußerer Politik ſind klar. Man würde es für widerſinnig halten, wenn in Norddeutſchland der Bund

kanzler die äußeren Angelegenheiten leiten, Kriegs- oder Friedenspolitik treiben wollte, ohne genau zu wissen, was im Schooße des preußischen Ministeriums und in seinen Berathungen mit dem König rücksichtlich der wichtigsten Staatsfragen vorgeht, ohne Gelegenheit zu haben, sich von seinem Standpunkt aus geeigneten Falles darüber zu äußern. In der österreichisch-ungarischen Monarchie ist dies anders. Die olympische Höhe, in welcher der Minister für die gemeinsamen auswärtigen Angelegenheiten diese leitet, dem irdischen Gewühle in den Ministerien Cis- und Transleithaniens entrückt, ist eine etwas bedenkliche Höhe. Man hat es offenbar mit einem durch die komplicirten staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie bedingten Mangel zu thun, der durch patriotisches Gefühl und richtigen persönlichen Takt unschädlich gemacht, durch übel angebrachte Eifersüchtelei aufs Aeußerste geschärft werden kann. Das Verhältniß des nach dem Ausgleich mit Ungarn eingesetzten parlamentarischen Ministeriums zu dem Grafen Beust war um so mehr mit Vorsicht zu behandeln, als dessen Würde als Reichskanzler ihm eine allgemeinere politische Stellung anzuweisen schien, wofür die bestehenden Gesetze und thatsächlichen Staatseinrichtungen weder eine Grundlage gaben, noch eine Grenzlinie vorzeichneten. Es kam dazu, daß er es war, unter dessen Hand eben erst die fast aus den Fugen gekommene Monarchie im Innern wieder eingerichtet war. Es war ein zu starker, nicht ganz natürlicher Uebergang, daß er in Wien, mit dem neuen Ministerium zusammenlebend, vom Tage seiner Einsetzung an der inneren Politik nur als Zuschauer zur Seite stehen sollte. Wie wichtig er überdies diesem Ministerium als Bindeglied zwischen ihm und dem Kaiser werden konnte, hat sich bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, namentlich bei der Konkordatsfrage. Dem Kaiser wurde die Sanktion der zur theilweisen Entkräftung des Konkordats in Folge der konstitutionellen Umgestaltung des Reiches beschlossenen Gesetze persönlich nicht leicht, sei es, daß dabei sein kirchliches Gefühl, sei es, daß die Rücksicht auf einen von ihm — wenn auch unter ganz andren Verhältnissen abgeschlossenen Vertrag sich geltend machte. Während nun der Kultusminister Hasner es unterlassen hatte, die Formulirung von zwei durch ihn im Herrenhaus befürworteten Amendements zu veranlassen, so daß sie nicht zur Abstimmung kamen, war es andrerseits — wenn wir recht unterrichtet sind — der Reichskanzler Beust, durch welchen die kaiserliche Sanktion erwirkt wurde.

Im Anfang scheinen allerdings die Beziehungen zwischen dem parlamentarischen Ministerium in Wien und dem Reichskanzler in einer den leichten Gang des Staatswagens fördernden Weise gepflegt worden zu sein; doch nicht allzu lange. Es wäre gewiß am richtigsten gewesen, wenn Fürst Auersperg die bekannte Berufung des Reichskanzlers nach Prag durch den Kaiser etwas anders aufgenommen hätte, als es der Fall war. Die Annahme der Verweisung der tschechischen Parteiführer auf die verfassungsmäßigen Wege konnte von dem dringenden Wunsche begleitet werden, daß, im Falle sich Aehnliches wiederholen sollte, der Kaiser durch den Reichskanzler gebeten würde, zur Kräftigung der bestehenden Einrichtungen sich an den Minister des Innern oder den Ministerpräsidenten zu wenden. — Daß ferner der Reichskanzler rücksichtlich der Vorgänge im cisleithanischen Ministerrath längere Zeit nur auf das verwiesen war, was ihm gewissermaßen heimlich, durch die Güte konfidentieller Mittheilungen zuging, ist bezeichnend. Auch hätten wohl, nachdem das Ministerium des Auswärtigen in der für Oesterreich so wichtigen Frage des großen Eisenbahnbaues in der Türkei der Pforte gesagt hatte, die Cotirung der Loose sei gesetzlich nicht statthaft, aber das Auflegen und der Vertrieb würde gerne gestattet werden, die in letzterer Beziehung gemachten Schwierigkeiten seitens des Finanzministeriums unterbleiben können.

Mit dem Ministerium Potocki beginnt der neueste Abschnitt der Geschichte Oesterreichs. Damit wird sich eine spätere, der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder zu widmende Umschau eingehender zu beschäftigen haben. Deshalb soll gegenwärtig nur Weniges über den Anfang seines Wirkens und über die dasselbe begleitenden günstigen oder ungünstigen Zeichen bemerkt werden. Unter dem Eindruck, welchen die letzten Sitzungen der beiden Häuser des Reichsrathes hervorgebracht, ward Graf Potocki, trotz des allgemeinen Glaubens an seine Ehrenhaftigkeit und an seine im Grund gut österreichische Gesinnung von der deutschen Partei — denn von einer solchen kann man von jetzt an in Oesterreich reden — wenige Ausnahmen abgerechnet, mit dem ausgesprochensten Mißtrauen empfangen. Er mochte immerhin versichern und die officiöse Presse es fortwährend wiederholen, daß der Ministerwechsel nichts Willkürliches, sondern mit Nothwendigkeit

aus den Zuständen des Reiches und aus den parlamentarischen Ereignissen hervorgegangen sei, daß die Aufgabe des neuen Kabinets keine andere sei, als die bis jetzt noch fehlende allgemeine thatsächliche Anerkennung der Verfassung herbeizuführen, und daß zu diesem Zweck kein Schritt unternommen werden würde, der sich nicht streng innerhalb der verfassungsmäßigen Formen bewege: das deutsche Ohr, die unabhängige deutsch-liberale Presse verschloß sich fast vollständig diesen Tönen, während Hochkonservative und Klerikale sich über die Versuche, durch Fortschrittsmänner, wie Rechbauer, das Kabinet zu vervollständigen, entsetzten. Was mit der bisherigen Parlamentsmajorität ging, fürchtete, daß die neue Politik zu föderalistisch gefärbt sein werde. Aber sie fürchtete noch mehr. Wenn man auch nicht an die Absicht eines Verfassungsbruches glaubte, so besorgte man doch, daß der neue Weg allmählig aus der Verfassung herausdrängen werde. Daß man von dieser Seite die Lage nicht ganz unbefangen ansah, dafür spricht wenigstens, daß die Gegner der bisherigen Majorität dem neuen Premier sich mehr unfreundlich als freundlich entgegenstellten. Die klerikalen Tyroler betrachteten den Ministerwechsel als unfruchtbar für ihre Bestrebungen, die Polen standen ihm, halb abwartend, halb mißtrauisch, zur Seite; in noch weit höherem Grade thaten dies die Tschechen. Das neue Kabinet hatte so die Freunde des früheren Ministeriums verloren, die Gegner nicht gewonnen, eine keineswegs beneidenswerthe Lage. Indessen man hat so oft eine von jubelnden Trompetenstößen begrüßte neue Aera schlecht enden sehen, daß man wohl thut, aus einem üblen Anfang nicht gleich allzu bestimmt auf ein schlimmes Ende zu schließen. Auch hatte ja die Aktion des Ministeriums noch nicht begonnen. Wie weit es in Beziehung auf einen herbeizuführenden „Ausgleich" mit der staatsrechtlichen Opposition gehen werde, darüber lag für das große Publikum — vielleicht für das in der Bildung begriffene Kabinet selbst — noch ein Schleier. Diese Kabinetsbildung ging bei der eben berührten Sachlage sehr langsam und unter großen Schwierigkeiten von Statten. Die Versuche, einige freisinnige Abgeordnete der deutschen Partei für das Ministerium zu gewinnen, waren gescheitert, selbst mit Rechbauer hatten die Verhandlungen nicht zum Abschluß geführt. Es wurden daher zuerst nur einige Ministerposten besetzt, die anderen erst, nachdem sie noch längere Zeit durch die Sektionschefs versehen waren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß erst der Zusammentritt eines neuen Reichsrathes für eine mehr definitive Kabinetsbildung maßgebend wird. Die Personalien mögen daher vorerst auf sich beruhen. Graf Potocki selbst ist durch seine wahrhaft verdienstliche Wirksamkeit als Ackerbauminister in frischer Erinnerung. Der Minorität des abgetretenen Ministeriums angehörig, galt er für Denjenigen, welcher der Majorität am wenigsten schroff gegenüberstand. Daß er die Sympathie für sein Heimathland mit einem aufrichtigen Interesse für die Monarchie im Ganzen verbinde und sie dadurch begrenze, ist früher nie bezweifelt worden. Er ist einer der reichsten polnischen Magnaten, dessen Besitzungen zum größten Theile in den russisch-polnischen Gebieten liegen. Im Allgemeinen bewegen sich seine Anschauungen im Geiste der freisinnigeren englischen Aristokratie.

Die Periode des Tastens, womit das Ministerium Potocki begann, endigte mit dem in Prag selbst durch ihn unternommenen Versuch, mit den Tschechen zu einer Verständigung zu gelangen. Einige in Wien vorausgegangene Besprechungen hatten zwar nicht allzu große Hoffnungen erweckt, aber doch noch Raum dafür gelassen. In Prag war Mitte Mai viel Volksjubel, Bewegung und Zusammenströmen von verschiedenen Seiten. Die landwirthschaftliche Ausstellung und das Hawliczekfest fielen mit der volksthümlichen Feier des Johannistages (diesmal am 16. Mai) zusammen. Nachdem in Veranlassung der landwirthschaftlichen Ausstellung der Ackerbauminister Petrino vorausgegangen war, folgte Potocki nach, um seinen Bestrebungen an Ort und Stelle Bahn zu brechen. Er fand aber das Terrain höchst ungünstig. Auch von der andern Seite war man nicht unthätig gewesen. Es schien ganz, als ob die bisher sich noch ferner stehenden Theile der „staatsrechtlichen" Opposition sich zu gemeinsamem und entschiedenem Thun fest vereinigen würden. In Galizien hatte sich selbst die Fraktion Smolka und die Fraktion Ziemialkowski genähert auf Grund eines freilich ziemlich allgemein gehaltenen Fusionsprogrammes, welches zugleich dem Gedanken eines Zusammenwirkens aller Anti-Centralisten im Reiche Ausdruck gab. Smolka war gleich darauf über Pesth nach Prag geeilt. Daselbst hatten sich auch die klerikalen Tyroler zu einem Stelldichein eingefunden. Hand in Hand mit dem Protestanten Palacki ward die Gemeinschaft mit den Tschechen besiegelt. Noch wichtiger war, daß der sogenannte feudale Adel Böhmens, welcher bisher diesen Schritt sorgsam vermieden hatte, der tschechischen

„Declaration" förmlich beitrat. Man scheint eben in Prag davon ausgegangen zu sein, daß das Ministerium, jeder andern Parteistütze beraubt, um jeden Preis die Unterstützung der nationalen Opposition und ihres Anhanges erkaufen müsse. Dieser Voraussetzung folgte eine bittere Täuschung auf dem Fuße nach. Potocki kehrte vollkommen unverrichteter Dinge nach Wien zurück, da die Führer der Tschechen trotz des Versprechens der Vorlage eines gerechteren Landtagswahlgesetzes und eines Gesetzes über erweiterte Landesautonomie unbedingt bei der Verneinung des Reichsrathes beharrten und selbst am Landtage sich vorerst nur zum Zweck der Berathung eines neuen Landtagswahlgesetzes betheiligen wollten. Potocki, statt unter dem tschechischen Joche durchzugehen, beantwortete die Hartnäckigkeit, auf welche er in Prag gestoßen war, damit, daß der Reichsrath und alle Landtage aufgelöst wurden, mit alleiniger Ausnahme des böhmischen, welcher zur Zeit bekanntlich allein in der Hand der Deutschböhmen liegt. Zugleich wurde der Plan bekannt gegeben, nach welchem das Ministerium seine Aufgabe zu lösen gedenke. Er besteht in der gleichzeitigen Verfolgung von zwei bedeutungsvollen Maßregeln: direkte Wahlen*) für ein zahlreicheres Abgeordnetenhaus des Reichsrathes nebst Verstärkung des Herrenhauses durch Vertreter der einzelnen Länder und Erweiterung der Landesautonomie. Von allen Seiten rüstet man sich nun zu den bereits ausgeschriebenen Landtagswahlen. Wenn es richtig ist, daß in den so ziemlich mit den neuesten Entschließungen zusammenfallenden Besprechungen, welche Graf Potocki mit einer Reihe polnischer Notabeln und Parteivertreter in Wien hatte, sich Alle, mit Ausnahme Smolka's, für die Beschickung des Reichsrathes erklärt haben, so muß einerseits die Smolka-Ziemialkowski'sche Fusion und andrerseits die darauf hin angebahnte tschechisch-polnische Koalition entweder von Haus aus keine Realität gewesen, oder schnell wieder in Rauch aufgegangen sein. — Es ist an dieser Stelle noch die aus allen Theilen Westösterreichs beschickte Versammlung deutscher Parteimänner zu erwähnen, welche am 22. Mai in Wien tagte. Das festgestellte Programm gibt im Ganzen nur den Grundsätzen Ausdruck, zu welchen sich namentlich der vorgeschrittnere Theil der bisherigen Reichsrathsmajorität bekannte. Besonders bemerkenswerth aber ist zweierlei. Die von Rechbauer vertretene autonomistische Richtung blieb sehr stark in der Minorität. Sodann: die Deutschböhmen und die Deutschmähren sahen bis jetzt einen genügenden Schutz gegen tschechische Majorisirung nur in Beibehaltung des Gruppenwahlsystems (auch für den Reichsrath), namentlich in den besondern Wahlen des Großgrundbesitzes zum Landtag. In diesem Sinne stimmten sie auch in der gemeinsamen deutschen Parteiversammlung, brachten aber, da sie in der Minorität blieben, um eine Einhelligkeit in der Wahlfrage zu erwirken, ihren besondern Standpunkt zum Opfer, wenn auch mit schwerem Herzen, und schlossen sich dem Grundsatz allgemeiner direkter Wahlen an. Indessen haben sich doch bald darauf die wegen der Neuwahlen in Mähren zusammengetretenen deutschen Notabeln gegen diesen Grundsatz erklärt.

Unsere Darstellung verweilte bei dem, was den Mittelpunkt in der neuesten Entwickelung der österreichisch-ungarischen Monarchie bildet. Rücksichtlich dessen, was sich außerdem in dem Donaureiche ereignet, seitdem wir zuletzt darüber geschrieben (vergl. Bd. V, S. 143 f.), soll im Allgemeinen diesmal noch auf die — in Zukunft wegfallenden — politischen Uebersichten verwiesen werden. Ganz wenige Bemerkungen mögen zur Ergänzung dienen. Eine statistische Uebersicht über den Handel Oesterreich-Ungarns im Jahre 1869 weist ein Steigen desselben auch in diesem Jahre nach. Die Einfuhr betrug 398 Millionen Gulden, über 24 Millionen mehr als im Jahre zuvor, und die Ausfuhr völlig 427½ Millionen Gulden, fast 4½ Millionen mehr als im Vorjahr. Was die Staatsfinanzen betrifft, so liegt die Ausführung des westösterreichischen Voranschlags für 1869 noch nicht ziffermäßig, wohl aber die für 1868 vor. Sie hat sich über Erwarten günstig gestellt, denn in Einnahme und Ausgabe ist die wirkliche Gebahrung um 37,886,794 Fl. günstiger als der Voranschlag. Auch in Ungarn konnte der eben jetzt an die Stelle des verstorbenen Reichsfinanzministers Becke berufene Finanzminister Lonyai, als er zum letzten Male zum ungarischen Reichstag sprach, verhältnißmäßig günstige Eröffnungen über die Ausführung der letzten Voranschläge machen. Eine weitere Veränderung des ungarischen Ministeriums besteht darin, daß an Lonyai's Stelle Kerkapolyi zum Finanzminister und Szlavy zum Handelsminister ernannt worden ist, an Gorove's Stelle, der nun definitiv das Kommunikationsministerium übernommen hat, welches er seit Miko's Rücktritt provisorisch verwaltete. Der Reichstag wird nun bald in die Gesammt-

*) Rücksichtlich Galiziens scheint aber eine Ausnahmsbestimmung im Plane zu liegen.

berathung über das vor Allem wichtige Gesetz über die Gemeinden und Municipien eintreten, welches am 28. April vorgelegt wurde. Die Linke wird es mit Entschiedenheit bekämpfen. — Die Wogen der slawischen Bewegung, welche in Westösterreich so hoch gehen, haben auch Ungarn nicht unberührt gelassen. Der Rückschlag des Aufstandes der Bocchesen und der dortigen Kämpfe machte sich an mehreren Orten namentlich in der Militärgrenze fühlbar. Noch ganz vor Kurzem sollte eine Grenzerdeputation gegen die Ausführung der beschlossenen Einverleibung der Grenze in Ungarn, ins Besondere die successive und stückweise Einverleibung protestiren. Der Kaiser weigerte sich aber sie zu empfangen. Ganz besonders ist es Kroatien, wo die Nationalpartei ihr Haupt wieder höher trägt und der vor mehreren Jahren zur Herrschaft gelangten Unionspartei entgegentritt. Die Unzufriedenheit mit dem Ban ist im Wachsen; das Verlassen des Landtagssaales durch 17 Deputirte (s. Bd. V, S. 726), die Niedersetzung eines Siebenerausschusses, um zu prüfen, ob der Ausgleich mit Ungarn eingehalten worden ist, endlich ganz neuerlich die Demonstrationen bei der Jelacic-Feier und die darauf hin erfolgten Verhaftungen sind nicht zu übersehende Symptome. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Fortgang der Ereignisse in Westösterreich auch darauf von Einfluß werden muß, ob die slawische Bewegung in Ungarn eine tiefer gehende Bedeutung erhält.

v. Wydenbrugk.

Der Abschluß der ersten Legislaturperiode des norddeutschen Reichstags. — Mit der Session von 1870 ist der Lebenslauf des ersten gesetzgebenden Reichstags beendet. Ohne Dazwischenkunft einer Auflösung sind die Wirkungen der ersten Wahlen sichtbar geworden. Der Norden Deutschlands wird nun mit den neuen Wahlen vor neue Aufgaben und in einigermaßen veränderte Verhältnisse treten. Bei der intimen Beziehung, in welcher die engern parlamentarischen Angelegenheiten Preußens zu den Vorgängen im Bunde stehen, ist der Umstand nicht zu vergessen, daß auch das preußische Abgeordnetenhaus der Erneuerung und zwar noch nach dem Dreiklassenwahlgesetz unterliegt. Die Verbindung der beiden Wahlsysteme ist eine interessante Ueberlieferung der seit 1866 vollzogenen Geschichte. Durch die letztere sind die Verhältnisse geschaffen worden, unter deren Aegide der Bund selbst und die Art von parlamentarischem Dasein möglich geworden ist, die mit der dreijährigen Thätigkeit des ersten gesetzgebenden Reichstags ihr Ende erreicht hat. Jene Verhältnisse haben sich in dem Maß geändert, als man sich von dem ersten Eindruck und den ersten Folgen des Jahres 1866 entfernt hat. Einerseits sind die Hauptumrisse des errungenen Zustandes durch die Zeit und einige Bemühungen ein wenig befestigt worden; andererseits ist der Zauber entschwunden, der die Gemüther durch ein allerseits unerwartetes und sogar von den leitenden Personen nicht vorausgesehenes Ereigniß eingenommen hatte. Der Nation war mit Sadowa ein Augenblick zu Theil geworden, in welchem ihr ein helleres Bewußtsein von ihrer verborgenen Kraft und der Möglichkeit ihrer Größe aufblitzte. Ein Theil ihrer kriegerischen Leistungsfähigkeit war zu Tage getreten, und man glaubte, daß eine Energie, die sich unter dem Zwang der Verhältnisse auch gegen Deutsche hatte kehren müssen, ihre endgültige Bewährung in einer ausnahmslos festen Haltung gegen den Westen finden würde. Zwar ist seitdem die Art und Weise, wie man sich in Frankreich in den das dortige Nationalgefühl am meisten vertretenden Kreisen, in tonangebenden Revüen und Journalen über den Norddbund ausgelassen hat, ein sicheres Merkmal gewesen, daß der Norddbund nach Außen etwas bedeutet. Man hat der deutschen Nation diese kleine Konsolidirung als eine Auflehnung gegen das Schicksal ihrer vermeintlichen Nichtigkeit ausgelegt. Bezeichnenderweise haben aber diese Urtheile in der jüngsten Zeit an Schärfe viel verloren, und man kann hierin nur das Zubehör der veränderten Lage sehen.

Die Zuversicht, mit welcher ursprünglich der berathende und dann der gesetzgebende Reichstag an seine Arbeiten ging und die auf größere innere Reformen und auf Erweiterung oder Stärkung der auswärtigen Beziehungen gerichtet war, ist mehr als einer bloßen Geduldsprobe unterworfen worden. Es hat sich mit jedem der drei Jahre 1868—70 und jeder Session immer mehr herausgestellt, daß die innere positive Gesetzgebung des Bundes auf die größten Schwierigkeiten stößt und bei jeder entscheidenden Hauptfrage zu einer Krisis führte, in welcher die übermächtigen Verhältnisse und der Hinblick auf den Schimmer nationaler Ziele in letzter Stunde den Ausschlag geben mußten. Neben dem innern Widerspruch, der zwischen den Parteien des freiheitlichen Aufschwungs einerseits und den Nothwendigkeiten im Lager

der Regierungen andererſeits immer mehr hervorgetreten iſt, hat ſich auch ein anderer Sachverhalt von vorläufig noch größerer Bedeutung immer ſichtbarer gemacht. Es iſt nämlich mit jeder Seſſion klarer geworden, daß die Grundſätze, welche außer den Kriegsereigniſſen dem norddeutſchen Bund ſeine Entſtehung gegeben haben, eine gewiſſe Schranke der auswärtigen Politik nicht zu überſpringen vermögen. In dieſer Beziehung haben wiederholte Kundgebungen des Bundeskanzlers den Gedanken ſehr nahe gelegt, daß von vornherein Norddeutſchland die Grenze der für ausführbar gehaltenen Pläne gebildet habe. Die Schlußurkunde der diesmaligen Seſſion hat zwar in ihren letzten Worten von dem Gewinnen der Weltſtellung für die deutſche Nation geredet, und der Graf Bismarck hatte in ſeiner Rede für die Todesſtrafe und zur Rettung des Strafgeſetzbuchs von der Quelle geſprochen, aus welcher die Berechtigung geſchöpft worden wäre, „mit eiſernem Schritt zu zermalmen, was der Herſtellung der deutſchen Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegen ſtand". Allein alles dies war nur eine Berufung auf die Vergangenheit und hatte nur den Sinn, den einzig erheblichen Akt der letzten Seſſion in ſeiner über den beſonderen Gegenſtand hinausragenden Bedeutung erſcheinen zu laſſen. Nicht das neue Strafgeſetzbuch, die einzige größere Frucht der letzten Seſſion und zugleich das iſolirte Stück Kodifikation, zu welcher es in der ganzen dreijährigen Legislaturperiode gekommen iſt, — nicht die Umarbeitung des preußiſchen Strafgeſetzbuchs in ein norddeutſches war das Ergebniß, welches unter allen Umſtänden gerettet werden mußte. Hierauf würde man regierungsſeitig an ſich keinen ſo großen Werth gelegt haben. Was aber unter allen Umſtänden als eine Niederlage erſchien, war die eventuelle Reſultatloſigkeit der Seſſion und das Ende der Legislaturperiode, ſowie der Schluß derſelben mit einer Disharmonie. Die Beurkundung der Unvereinbarkeit der beiderſeitigen Principien wäre Angeſichts der Wahlen ein höchſt unangenehmes Ereigniß geweſen. Ja auch abgeſehen von den Wahlen war der moraliſche Eindruck, den ein ſolcher Ausgang der nationalen Einrichtung und der erſten Periode der Bemühungen gehabt haben würde, faſt um jeden Preis, jedoch ſchwerlich um den des vollſtändigen Nachgebens von Seiten des Bundeskanzlers zu erkaufen.

Auf dieſe Weiſe iſt das norddeutſche Strafgeſetzbuch eine Thatſache geworden, und der letzte Reichstag hat ähnlich wie das Zollparlament mit der Vermeidung der Reſultatloſigkeit abgeſchloſſen. Das Nationalgefühl und die Beſorgniß vor der Unehre, vollkommen entzweit auseinander zu gehen, hat in Verbindung mit beſondern Vorgängen, welche mehr die einzelnen Abgeordneten und die Specialbemühungen der Regierung betrafen, die Wage der Entſcheidung mit einer ſehr kleinen Majorität von 127 gegen 119 Stimmen zu einem Ausſchlag in derjenigen Richtung gebracht, welche man vorher mit einer etwas größeren Majorität verworfen hatte. Dieſer verhältnißmäßig nicht hoch anzuſchlagende Erfolg hat zwar gezeigt, daß dem Appell an die Rückſicht für die nationale Sache noch ein gewiſſes Maß von gleichartiger Geſinnung entgegenkommt; aber er hat auch zugleich bewieſen, daß eine tief wurzelnde Verſchiedenheit der Beſtrebungen beſteht, die zu neuen ſtärkeren Konflikten führen muß und nur durch gewaltige Eindrücke überwunden werden könnte. Nie iſt der Umſtand, daß die innere und auswärtige Politik des preußiſch-norddeutſchen Syſtems in einer weſentlichen Richtung auf einerlei Princip beruht, ſo deutlich hervorgetreten, als in den ſpäteren Sitzungen der diesmaligen Seſſion. Die Aeußerungen des Bundeskanzlers haben Alles, was er früher geſagt oder worauf ſich ſonſt ſchließen ließ, ſo vollkommen ergänzt, daß über die Nothwendigkeiten ſeiner Politik nicht der geringſte Zweifel übrig bleibt.

Merkwürdigerweiſe iſt es ein ſehr abſtraktes und doktrinäres Thema geweſen, welches den praktiſchen Leiter der Bundesangelegenheiten und Begründer der norddeutſchen Einheit zur Darlegung ſeiner intimſten Antriebe vermocht hat. Die ſo verachtete Streitigkeit über die theoretiſche Berechtigung der Todesſtrafe hat die Veranlaſſung zu politiſchen Entwicklungen gegeben, die ohne dies ſchwerlich in jener Schärfe zu Tage getreten wären. Zweimal im Laufe der Seſſion hat der Bundeskanzler Anſtrengungen gemacht, um das Princip der Todesſtrafe zu retten. Das erſte Mal hatte er nicht den geringſten Erfolg. Seine metaphyſiſchen Gründe, über deren eigenthümlichen Charakter man in franzöſiſchen Journalen mit Unrecht erſtaunte, hatten nichts gefruchtet. Seine Rede wurde mit einer Abſtimmung beantwortet, durch welche die Todesſtrafe geſtrichen war. Viele glaubten nun, daß keine ſpätere Leſung eine Aenderung herbeiführen könne. Auch blieb es bis gegen Ende der Seſſion zweifelhaft, ob der abweſende, auf ſeinem Landſitz durch Geſundheitsrückſichten

zurückgehaltene Schöpfer des norddeutschen Bundes noch einen letzten Versuch wagen würde, wie weit seine Beredtsamkeit das Schicksal der Angelegenheit zu wenden vermöchte. Er hatte gleich anfangs erklärt, daß ein Strafgesetzbuch ohne Todesstrafe seine Unterstützung nicht finden werde. Niemand, der einige Erinnerung von der Art hatte, wie man dem Parlament gegenüber nach solchen Engagements die Autorität einer ersten Erklärung festzuhalten pflegte, konnte daran zweifeln, daß von dem Princip der Todesstrafe in keinem Fall abgelassen werden würde. Es handelte sich daher nur um ein Kompromiß über die Einschränkung derselben.

Die letzte Abstimmung wurde wiederholt hinausgeschoben, weil man mit den Vorbereitungen noch nicht fertig war. Man betrieb die Verständigung im Einzelnen, und als mit der Sitzung vom 23. Mai die öffentliche Scene herankam, mochte sie wohl nur der Befestigung der gewonnenen Stimmen oder der Erzielung einer etwas größeren Majorität gelten. Der Schöpfer des Bundes und seines Parlaments war angekommen, und an Stelle des früheren Appells an eine transcendente Lebensauffassung, in deren Rahmen die Todesstrafe eine besondere Bedeutung haben sollte, wurde jetzt der politische und nationale Gesichtspunkt ausschließlich zur Basis genommen. Die ganze Rede des Grafen Bismarck drehte sich um dieses Thema, und der oben erwähnte zermalmende eiserne Schritt wirkte besonders anregend. Der innere Zusammenhang ist in Kürze schwer anzugeben; doch enthielt sie auch ein Programm für die innere Politik der nächsten Zukunft. In Rücksicht auf die Todesstrafe wurde nebenbei und mit leichter Mühe der Blanckesche Antrag zerrieben, der in Sachsen und dem übrigen Gebiet der bereits abgeschafften Todesstrafe die Wiedereinführung derselben ausschließen wollte. In der Hauptsache bemühte sich die Rede, drei Verhältnisse fühlbar zu machen. Erstens müsse etwas geschehen, und es sei unnational, das Strafgesetzbuch scheitern zu lassen. Zweitens sei das politische Princip, welches die Regierungen leite, nicht damit verträglich, daß der Schutz wegfalle, welcher in der Todesstrafe für das regierende Haupt gefunden werde. Drittens würden sich im Falle einer ungünstigeren Kundgebung der Ansichten die Regierungen einem andern Parlament gegenüber in der Defensive halten müssen, und es werde alsdann die Aussicht auf ein Strafgesetzbuch in größere Ferne gerückt. Im entgegengesetzten Fall werde man sich aber zu den heute angebotenen Opfern nicht entschließen, und es werde die Gesetzgebung alsdann einen der gegenwärtigen Opposition weniger erwünschten Charakter erhalten. Diese Ideen, in denen das Wichtigste die Ankündigung der künftigen Defensive war, wurden am andern Tage mit specieller Rücksicht auf die Sicherung der fürstlichen Personen ergänzt.

Das Ergebniß der Aufregung beider Tage war außer der erwähnten principiellen Belassung der Todesstrafe für den Mord auch die Durchbringung des Kardorffschen Antrags mit 128 gegen 107 Stimmen, dem zufolge nicht nur Mord, sondern auch der bloße Versuch, der sich gegen das Bundesoberhaupt oder gegen die Fürsten der Einzelstaaten richtet, mit dem Tode bedroht wird. Hienach war weiter keine Klippe zu umschiffen. Der Reichstag hatte in den zwei Tagen vom 23. und 24. Mai mehr geleistet, als seit dem 14. Februar zusammengenommen. Am nächsten Tage konnte er schon eingeladen werden, sich am 26. Mai, d. h. zu Himmelfahrt, verabschieden zu lassen. Die Einheit des Strafrechts war gesichert, und das Vierteljahr, welches die Versammlung ohne Einrechnung ihrer zollparlamentarischen Funktionen getagt hatte, war nicht verloren worden. Ein gewisses dramatisches Interesse, welches sich an dieses mühevolle und so oft beschlußunfähige Dasein geknüpft hatte, war durch ein gutes Ende aus seiner Spannung gelöst worden.

Die Stellung der Parteien in der principiellen Abstimmung vom 23. Mai hatte das Schauspiel der gewöhnlichen ziemlich gleichen Balancirung dargeboten. Für die Regierungswünsche stimmte nur ein Theil der Nationalliberalen; auf der andern Seite bildete die Fortschrittspartei den Kern, an welchen sich diesmal außer den bekannten Oppositionselementen auch die Sachsen anschlossen. Die Umkehrung der früheren Abstimmung (ein Gegenstück des ähnlichen Schlußvorgangs im Zollparlament) war durch die Bekehrung von 19 Stimmen bewirkt worden, unter denen die preußisch altliberalen Elemente, namentlich die Entschließung des Grafen Schwerin, den Ton angaben. Die Erregtheit war bei der namentlichen Stimmabgabe sehr groß; in einem besonders ausgezeichneten Fall wurde eines der Ja sogar mit einem Pfui begleitet. Die Physiognomie dieser letzten Session war überhaupt in Rücksicht auf die Anzeichen der Zukunft ziemlich bedenklich geworden. Einige Züge derselben mochten auf Rechnung der bevorstehenden Wahlen gesetzt werden können;

aber es fehlte auch nicht an Spuren davon, daß der in Frankreich lebendig gewordene Geist auch seinen Antheil hatte. Es war daher nicht unwichtig, daß in den principiellen Schlußabstimmungen der Bundeskanzler daran erinnern konnte, daß ein Plebiscit die Todesstrafe ohne Zweifel sanktioniren würde.

Von mehreren Seiten ist der Angelpunkt, um welchen sich die Session drehte, ausschließlich als eine Kultur- und Humanitätsprincipienfrage aufgefaßt worden. Hieneben hat das eigentlich Politische sicherlich auch einige Berechtigung; denn für die Regierungen und vom Standpunkt des Bundeskanzlers hatte es sich um etwas mehr als um die bloße Opposition gegen eine Humanitätstheorie gehandelt. Es ist dasselbe politische Princip, welches auch in die norddeutsche Bundesschöpfung verwebt wurde, gegen den Abbruch eines wesentlichen Ecksteins vertheidigt worden. Wenigstens muß man sich derartig ausdrücken, wenn man die Ansichten zu Grunde legt, die den Urheber des norddeutschen Bundes leiten. Er entlehnte von den Ueberlieferungen der europäischen Revolutionsströmung die nationale Idee und das Vertrauen auf die Lösungen durch Eisen und Blut. Er kombinirte aber hiemit alle Traditionen des alten Regime, insoweit dieselben die Regierungsgewalt in feudal kirchlichem Geiste begründen und die entsprechenden Volksansichten zur Grundlage der innern und äußern Politik machen. In modernisirter Gestalt ist dies auch wesentlich das französische System, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Legitimität erst erworben werden soll und die Zurückführung der dynastischen Gewalt auf einen religiösen Ursprung erst eine der jüngsten Wendungen repräsentirt.

Die Debatten über die Todesstrafe sind besonders geeignet gewesen, jenen principiellen Gegensatz der politischen Anschauungen klar zu stellen, welcher die romantischen und die modernen Elemente der deutschen Politik von einander scheidet. In dieser Hinsicht hat die letzte Session einen Aufklärungsdienst geleistet, der ihre sonstigen Früchte überragt. Mit diesem Abschluß ist es klar geworden, daß die auf dem Boden des alten historischen Rechts, welches nur durch Eroberung oder Vertrag modificirt werden kann, fortschreitende Nationalpolitik ihre ehernen Schranken habe und sich an gewissen Mächten brechen müsse. Das Gefühl dieser Schranken ist mehr als je lebendig geworden und wird seinen Einfluß auf die bevorstehenden innern Kämpfe nicht verfehlen.

Der Charakter des norddeutschen Bundesparlaments läßt sich weit besser aus seinem bisherigen Lebenslauf als aus den Verfassungsparagraphen ersehen. Die drei Jahre haben hierüber viel gelehrt. Die erste gesetzgebende Session von 1867 war die an fruchtbaren Einzelgesetzen wichtigste. Die Bildung des norddeutschen Heeres stand im Vordergrunde, das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst nebst Zubehör war hier der Mittelpunkt. Die preußische Armee hat sich zu einer norddeutschen erweitert und steht mit den badischen Truppen bereits in sehr enger Verbindung; dies ist das Hauptergebniß, wenn man diejenigen Mächte betrachtet, durch welche jederzeit der feste Rahmen für alles Uebrige verbürgt werden muß. An zweiter Stelle stehen die wirthschaftlichen Gesetze. Es sei nur an die Freizügigkeit und an die verschiedenen Verkehrserleichterungen, Postreform, Paßwesen u. dgl. erinnert. In nationalökonomischer Hinsicht war die Aufhebung der Zinsbeschränkungen ein nicht unwichtiger Schritt. Ueberhaupt hatten sich die materiellen Interessen nirgend über Vernachlässigung zu beklagen, wo ihnen durch Aufhebung überlebter Beschränkungsformen ein Dienst geleistet werden konnte.

Hatte die erste Session noch den Charakter des Aufschwungs, einer ziemlichen Einigkeit und der thatsächlichen Befriedigung an sich getragen, so offenbarte schon die nächste Session von 1868 die Anlagen zur permanenten Krisis. Diese Session wäre nämlich, abgesehen von der Erledigung der laufenden Geschäfte, ergebnißlos abgelaufen, wenn sich der Bundesrath nicht noch nachträglich entschlossen hätte, das Nothgewerbegesetz gutzuheißen. Ueber eine Gewerbeordnung hatte man sich nicht einigen können; das halbe Dutzend Paragraphen, durch welches man die Lücke der Verständigung auszufüllen suchte, leistete in der That gute Dienste. Auf der Grundlage dieser wenigen Gewerbeparagraphen, die einen für die Regierungen unerträglichen Uebergangszustand schufen, wurde eine vollständige Gewerbeordnung für die Session von 1869 eine unumgängliche Nothwendigkeit. Hieraus erklärt sich, daß diese letztere (dritte) Session vor einer eigentlichen Krisis bewahrt blieb. Man arbeitete beiderseits unter dem Zwange des schon 1868 Sanktionirten; man arbeitete nur die festgestellten Punktationen eines nicht bloß bindenden, sondern schon wirksam gewordenen Vertrags aus, der die Regierungen in seiner unvollkommenen Form genirte und die im Parlament

vertretenen Interessen in dieser Gestalt ebenfalls nicht befriedigen konnte. So wurde eine umfassendere Gewerbeordnung die Frucht der reichstäglichen Thätigkeit von 1869, und es wurde bei dieser Gelegenheit auch ein Stück der socialen Frage erledigt, indem die Aufhebung der Koalitionsbeschränkungen im Wesentlichen nun wirklich vollzogen wurde.

Für die Session von 1870 waren keine Punktationen vorhanden und die Krisis ist daher auch nicht ausgeblieben. Hätte man für das Strafgesetzbuch ebenfalls nur ein halbes Dutzend Hauptpunkte vorher vereinbaren können, so würde die parlamentarische Berathung der Sache einen ähnlichen Verlauf wie im vorangehenden Jahr bei Erledigung der Gewerbeordnung genommen haben. So aber hat man bis gegen Ende nach gänzlich schwankenden Grundsätzen unter dem Eindruck einer sehr möglichen Vergeblichkeit der ganzen Bemühung gearbeitet. Zuletzt ist man im Grunde der Sache zu etwas Aehnlichem gelangt wie in der Session vor zwei Jahren. Ein Nothstrafgesetz hatte keinen Sinn; man hat aber dafür ein Nothstrafgesetzbuch vereinbart, indem man aus der Noth eine Tugend und nicht bloß vom humanitären, sondern auch vom politischen Standpunkt solche Zugeständnisse machte, wie sie mit der ersten Haltung des Parlaments kaum vereinbar schienen. Die äußerst geringe Majorität prägt dem ganzen Endergebniß seinen Stempel auf und läßt kaum einen Zweifel übrig, daß ein neues Parlament die Elemente der Krisis, die seit zwei Jahren schon eine so entscheidende Rolle spielten, noch verstärken werde. Hiebei ist natürlich vorausgesetzt, daß die Wahlen unter normalen Zuständen Statt haben.

Der bisherige Rückblik betraf nur die wichtigsten positiven Ergebnisse der vier Sessionen. Fragen wir aber nach den negativen Vorgängen, so dürfen wir nicht vergessen, welchen Ausgang die Steuercampagne von 1869 genommen hatte. Der Bund ist seiner Verfassung nach wesentlich auf die indirekten Steuern angewiesen; eine ganze Auswahl neuer Steuerpläne war regierungsseitig vorgelegt worden. Es handelte sich damals noch darum, das preußische Deficit im Wege der Bundesgesetzgebung zu decken. Bekanntlich scheiterten sämmtliche Versuche an überwältigenden Majoritäten, und nur die mehr formal als materiell erhebliche Verallgemeinerung des Wechselstempels war die kleine Frucht der großen, fast nach allen Richtungen und gegen alle Interessen ausgreifenden, sowie auch vom rein finanziellen Standpunkt höchst interessanten Besteuerungsunternehmungen. Später hat man die Lösung in einer andern Richtung, im Wege der preußischen Staatsschuldengesetzgebung suchen müssen. Alle negativen Resultate fassen sich dahin zusammen, daß die Schwierigkeit der Besteuerung in Norddeutschland durch das Vorhandensein des Reichstags gewachsen ist. Das allseitige System der Defensive ist erkennbar und sie wird am nachdrücklichsten da geübt, wo der Widerstand gegen Steuerveränderungen die allerpopulärsten Chancen hat. Erinnert man sich, daß die nächste Legislaturperiode schon mit dem bisher allem Streit entrückten Militäretat zu thun erhalten wird, so kann man bemessen, was die Steuercampagne von 1869 zu bedeuten habe.

Befänden wir uns im norddeutschen Bunde in einer ganz normalen, nicht auf erhebliche Organisationen wartenden und einem Uebergangszustand angehörigen Entwicklung, so würden die Details der letzten sowie auch der frühern Sessionen eine verhältnißmäßig größere Wichtigkeit haben. So aber stellen sich die Ergebnisse relativ ganz anders. Die Civilprozeßordnung drängt, und es können daher z. B. die provisorischen Rechtshülfebestimmungen nicht allzu viel bedeuten. Man hat ein Strafgesetzbuch; aber es fehlt an einer Ordnung des Strafverfahrens, welches selbst in Preußen auf den allerverschiedensten Principien und Gesetzen beruht. Das Strafgesetzbuch wird daher die Inkonsequenzen der mannichfaltigen Strafprozeßordnungen nur noch deutlicher herausstellen und wird selbst mit den älteren preußischen Ueberlieferungen in Konflikt gerathen. Der preußische Staatsgerichtshof ist zwar ausdrücklich sicher gestellt worden, nachdem man ihn zuerst angefochten hatte. Indessen bleiben noch andere Schwierigkeiten übrig, auf deren Darlegung wir jedoch erst in einem besondern Artikel über das Strafgesetzbuch eingehen können. Relative Kleinigkeiten, wie die Subvention der Gotthardsbahn und die Erkaufung der Elbzollbeseitigung durch die Entschädigung an Mecklenburg, zählen kaum mit, wenn es sich um größere Fragen und eine schaffende Thätigkeit des Bundes handeln soll. Die wirthschaftlichen Gesetzgebungsschemata der letzten Session, welche nicht einzelne parlamentarische Verwaltungsakte, sondern die Feststellung von Regeln und Grundsätzen zum Gegenstand hatten, fehlten allerdings nicht. Das Bedeutendste ist in dieser Gattung die Befreiung der Aktiengesellschaften von den Konzessionshindernissen gewesen. Hiemit hängt auch

ein Stück einheitlicher Geſtaltung des Handelsrechts zuſammen, welches aus älteren Seſſionen datirt. Das deutſche Handelsgeſetzbuch und die Wechſelordnung ſind ſchon früher zu ſtreng norddeutſchen Codices geworden, womit Einiges gewonnen wurde, indem die einzelſtaatlichen Veränderungen an denſelben hiemit für den Bund wegfielen. Hiezu war ein Stückchen Einheit der Gerichtsorganiſation gekommen, indem das Bundesoberhandelsgericht zu Leipzig nach dieſen Quellen zu entſcheiden haben wird. Dieſem oberſten Gerichtshof in Handelsſachen wird nun auch die letztinſtanzliche Entſcheidung aus dem neuen Geſetz über die Aktiengeſellſchaften anheimfallen. Ebenſo wird es der letzte Richter über die Autorrechte ſein und inſofern eine gewiſſe praktiſche Einheit für das in der letzten Seſſion zu Stande gebrachte Geſetz über das geiſtige Urheberrecht bilden. Letzteres Geſetz iſt im Weſentlichen nur eine Ausdehnung der Hauptbeſtimmungen des preußiſchen vom 11. Juni 1837. Was die neue Regelung des Unterſtützungswohnſitzes und das Geſetz über die Bundes- und Staatsangehörigkeit betrifft, ſo ſind hiemit über die preußiſchen Beſtimmungen hinaus wenigſtens formale Fortſchritte gemacht. Doch iſt man von der Anbahnung eines veränderten Armenpflegeſyſtems noch weit entfernt geblieben.

Manche, die auf die vier Seſſionen zurückblicken, werden zu Gunſten des Kulturfortſchritts an Geſetze erinnern, die wie die Aufhebung der Schuldhaft und des Lohnarreſtes auf dem Wege der modernen Beſtrebungen lagen und für die neuere Baſis der Kreditentwicklung nicht minder zeitgemäß wirkten als für die Intereſſen der zunächſt und unmittelbar Betheiligten. Im Ganzen kann man dieſe und ähnliche Akte aber nur als Symptome, nicht aber als Errungenſchaften auffaſſen, die zu den neuen Zielen in gehörigem Verhältniß ſtänden. Die wirthſchaftliche Geſetzgebung iſt allerdings nächſt der militäriſchen im Reichstage am weiteſten gekommen; aber ſie hat überall die Schwierigkeiten erprobt, welche mit dem Syſtem der Zerſtückelung und Vielheit der Parlamente und ihrer Geſchäftskreiſe verbunden iſt. Das parlamentariſche Anſehen iſt in drei Jahren nur in ſo weit einigermaßen aufrecht erhalten worden, als die Verneinung und Defenſive wirkſam werden konnte. Das Ende der Legislaturperiode hat aber noch beſonders eindringlich daran gemahnt, daß der Grundſatz des Theilens und Herrſchens auch den Parlamenten gegenüber gilt, und daß es weit leichter iſt, mit einer von vier entſcheidenden Körperſchaften ein Arrangement zu treffen, als es ſein würde, wenn die übrigen drei gar nicht vorhanden wären. Dieſes Bruchſyſtem der Parlamente (Zollparlament, Reichstag, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus) iſt die Erbſchaft des preußiſch-norddeutſchen Syſtems, die aller Vorausſicht nach auch noch der künftige Reichstag zu erproben haben wird, und es iſt zugleich ein Erklärungsgrund des gekennzeichneten Lebenslaufs und der Neigung zu Kriſen, welchen der jetzt abgelaufene Reichstag anheimfallen mußte.

Nekrolog.

Beauvair, v., der alte Hausfreund der Familie Orléans, Schwiegerſohn von dem General de Rumigny, dem Adjutanten Louis Philipps, † am 26. Mai in Paris im Alter von 51 Jahren. Lange Jahre ſeines Lebens widmete er den Kindern der Herzogin von Orléans.

Beuſt, Graf Friedrich von, Sohn des öſterreichiſchen Reichskanzlers, † am 26. April in Honolulu auf den Sandwichinſeln, 26 Jahre alt. Er machte ſoeben die oſtaſiatiſche Expedition als Offizier der Marineinfanterie mit.

Cameron, Charles Duncan, ehemaliger britiſcher Konſul in Abyſſinien, † am 31. Mai in Genf. Seine Gefangenhaltung ſeitens des Königs Theodor wurde die Veranlaſſung zum abyſſiniſchen Kriege. Nach ſeiner Befreiung kehrte er nach England zurück, trat mit Penſion aus dem Staatsdienſt und ging zur Wiedererlangung ſeiner Geſundheit nach der Schweiz.

Dambray, Vicomteſſe, Wittwe des verſtorbenen Pairs von Frankreich, deſſen Vater als Kanzler von Frankreich die Ordonnanzen von 1830 unterzeichnete, † Mitte Mai im Schloſſe Montigny bei Dieppe. Mit dieſer Dame erliſcht die Anjou-Linie der Plantagenets. Ihr Vater, Graf Desbaye, der Page am Hofe Louis' XVI. war, führte die Wappen Englands in ſeinem Schilde.

Eberwein, Julius, Juſtizrath, ein durch vielſeitige Bethätigung im öffentlichen und ſocialen Leben in ganz Thüringen bekannter Mann, im Jahre 1854 im Landtage Referent in der Domänenfrage, † am 20. Mai in Rudolſtadt.

Herring, Harro Paul, ein politiſcher Agitator erſten Ranges, Maler, Schriftſteller und Dichter, entleibte ſich am 15. Mai in ſeiner Wohnung auf der Inſel Jerſey. Er war geboren am 28. Auguſt 1798 zu Ibensdorf bei Huſum, gab 1819 die „Blüthen der Jugend" und mehrere Dichtungen heraus, 1820 ſeinen „Rhongaar Jarr, Fahrten eines Frieſen in Dänemark, Deutſchland, Ungarn ꝛc."; zog von Dresden, wo er die Akademie beſuchte, nach Oeſterreich, Kopenhagen, als Philhellene nach Griechenland, dann nach Rom und Frankreich und diente 1828 einige Monate in einem Garde-Lancierregiment in Warſchau. Seine Werke „Der Pole" und die vielgeleſenen „Memoiren über Polen unter ruſſiſcher Herrſchaft" vertrieben ihn, Sachſen und Bayern verſagten dem unruhigen Kopf den Aufenthalt und er ging nach Straßburg, wo er das „Konſtitutionelle Deutſchland" herausgab. Von dort ging er nach der Schweiz, ward wegen Theilnahme am Savoyerzug verhaftet und nach England abgeführt (1836—38). Nach einem Duell und mehrfachen, durch Betheiligung an politiſchen Umtrieben hervorgerufenen Verhaftungen beſuchte er Nordamerika, Braſilien und Norwegen. Ueberall in Europa ausgewieſen, blieb er endlich in England. Sein beſter Roman iſt „Dolores". Außerdem ſind zu erwähnen: „Der Carbonaro zu Spoleto", „Julius von Dreyfalken" und das Heldengedicht „Szapary und Batthyani", ein Trauerſpiel „Die Dynaſtie" und das hiſtoriſche Drama „Moſes zu Tais".

Hügel, Karl Eugen, Freiherr von, königlich württembergiſcher Kammerherr und Staatsminiſter, † am 29. Mai in Stuttgart. Geboren den 24. Mai 1805, trat er 1828 in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, wurde 1832 zum proviſoriſchen, 1833 zum definitiven Geſandtſchaftsſekretär in Paris, 1834 zum königlichen Kam-

merherrn ernannt. Im Jahre 1841—48 war er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am großbritannischen Hofe. Im Jahre 1850 ging er in derselben Eigenschaft nach Berlin und zwei Jahre später nach Wien. Am 29. Oktober 1855 übertrug ihm der König das Ministerium der Familienangelegenheiten des württembergischen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, am 21. September 1864 schied er aus dem Staatsdienst.

Neuwall, Albert von, gewesener Sektionschef im österreichischen Finanzministerium, Verwaltungsrath der Südbahngesellschaft und der Franco-Oesterreichischen Bank, Fabrikant und Gutsbesitzer, mährischer Landstand, 1848 liberaler Vertreter Wiens im Reichsrath, dann im Frankfurter Parlament, 1850 österreichischer Regierungskommissar in Schleswig-Holstein, † am 13. Mai in Wien.

Pasini, L., Vicepräsident des italienischen Senates, † in Florenz am 23. Mai.

Preuß, von, Major a. D., eine aus den 1848er Märzereignissen bekannte Persönlichkeit, † am 31. Mai in Berlin. Eine damals vielbeliebte, gegen ihn erhobene Beschuldigung, Verrath am Volke verübt zu haben, hatte am 19. März eine Erstürmung seines Hauses (Heiligegeiststraße 23) zur Folge, wobei er indessen der Lebensgefahr entrann.

Riesenthal, Rechtsanwalt, † am 21. Mai in Wesel, 44 Jahre alt. In der Konfliktszeit vertrat er im Abgeordnetenhause den Wahlkreis Sigmaringen und gehörte der Fortschrittspartei an.

Schwarz, Joh. Karl Eduard, geheimer Kirchenrath, Vertreter der freisinnigen theologischen Richtung, hervorgegangen aus der Schleiermacherschen Schule, † am 18. Mai in Jena. Er war geboren am 20. Juni 1802 in Halle, wurde 1825 Gymnasiallehrer in Magdeburg, 1826 Pfarrer in Altenweddingen und 1829 Prediger und Professor in Jena, wo er als akademischer Lehrer, hinreißender Kanzelredner und tüchtiger Schriftsteller in gleich hohem Ansehen stand. Seine kirchlichen Aemter hatte er 1868 niedergelegt.

Urquiza, Don Justo Jose de, paraguitischer General, wurde in der Nacht des 12. April zu San Jose durch eine Truppe von 300 Bewaffneten unter Anführung seines eigenen Schwiegersohns, des General Lopez Jordan, ermordet. Er war geboren 1800 in der Provinz Entre Rios, schwang sich während der Kriege in den Laplataſtaaten vom Gaucho bis zum General empor, besiegte den General Rosas 1852 bei Santos Lugares und war unter dem provisorischen Präsidenten Don Vincente de Lopez faktischer Inhaber der Gewalt. Im Jahre 1853 wurde er konstitutioneller Direktor der 13 Bundesstaaten und nach Ablauf seiner Amtszeit 1860 Oberbefehlshaber der Armee und Flotte. Diese Stellung legte er nieder, als sich die Argentinische Republik unter Vorstandschaft von Buenos-Ayres rekonstruirte, hatte aber seitdem seine Hände bei allen Aufstandsversuchen im Spiel, welche die Staaten der Konföderation zu einem reinen Föderativverhältniß zurückführen wollten.

Weishaar, Joseph, einer der Chefs der ersten republikanischen Schilderhebung Heckers im April 1848, † in Zürich am 22. Mai. Vor 1848 war er Wirth zum „Engel" in dem badischen Orte Lottstetten und übernahm später in der Schweiz den Gasthof „Zum Hirschen" zu St. Foden bei St.-Gallen. Weishaar und der ehemalige badische Lieutenant Sigl kommandirten in der Revolutionszeit die in der Gegend von Konstanz und im Hegau angeworbenen Freischaaren, welche sich bei Kandern mit Heckers Schaar verbinden sollten. Weishaars Kolonne traf jedoch in Nollingen bei Badisch-Rheinfelden fast gleichzeitig mit dem Berichte von Heckers Niederlage bei Kandern ein; dieselbe mußte sich daher zugleich mit der eben dort postirten Struve'schen Kolonne am 21. April bei Annäherung der hessischen und württembergischen Soldaten theils zerstreuen, theils über den Rhein zurückziehen, wodurch die unglückliche Sache ihren Abschluß fand.

Zandonati, Vincente, ein um Erforschung, Sammlung und Erhaltung der Alterthümer von Aquileja sehr verdienter Archäologe, † ebendaselbst am 24. Mai, 66 Jahre alt.

Zieten, Graf Leopold von, königlich preußischer geheimer Regierungsrath, † am 19. Mai in Breslau. Er war am 25. Mai 1802 in Danzig geboren, war bis zur Mitte der vierziger Jahre Landrath im Kreise Waldenburg und zeigte sich 1848 namentlich in dem Streite mit Eduard Pelz als ein Hauptvertreter des konservativen Elementes. Im Jahre 1848 war er Corpsführer der berittenen Breslauer Bürgerwehr und wurde später, nach kurzer Mitgliedschaft in der zweiten Kammer, Direktor des Kreditinstitutes für Schlesien.

Neue Bücher.

Böhme, Jak., und die Alchymisten, nebst Anhang: J. G. Fichtes Leben und Irrthümer. Von G. C. A. von Harleß. Berlin, Schlawitz.

Deutsche Frauen, Geschichte ders., von Zapp. Berlin, Henschel.

Erasmus von Rotterdam, seine Stellung zu der Kirche der Zeit. Von F. O. Stichart. Leipzig, Brockhaus.

Frankreich. Tableaux de la révolution française. Von A. Schmidt. 3. Bd. Leipzig, Veit.

Gentz. Aus der alten Registratur d. Staatskanzlei. Briefe politischen Inhalts von und an Fr. v. Gentz. 1799—1827. Von C. v. Klinkowström. Wien, Braumüller.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Deutschland, Italien und Aegypten. Vom Nordseestrand zum Wüstensand. Von M. Waldeck. Berlin, Langmann.

Oberammergauer Passionsspiel, von S. Brunner. Wien, Braumüller.

Oesterreichisch-ungarische Monarchie und die Politik des Grafen Beust. Von einem Engländer. Leipzig, Weber.

Preußen. Was hat Preußen für Deutschland geleistet? Von Wolfg. Menzel. Stuttgart, Kröner.

Rom, Geschichte d. Stadt, von A. v. Reumont. 3. Bd., 2. Abth. Berlin, Decker.

Rußland, Frei-, von W. H. Dixon. Deutsch von A. Strodtmann. Berlin, Fr. Duncker.

Städteverfassung in Deutschland, Geschichte derselben, von G. L. v. Maurer. 2. Bd. Erlangen, Enke.

Kunst.

Die moderne Plastik. I. Die Wiedergeburt der Bildhauerkunst nach ihrem kläglichen Verfall im 17. und 18. Jahrhundert knüpft sich an drei Namen: Antonio Canova, Bertel Thorwaldsen, Gottfried Schadow. Dauernd wirksam, weil principieller Natur ist des Ersteren Verdienst um seine Kunst, das wir kurz und schlagend mit den Worten Jakob Burckhardts bezeichnen: es „lag darin, daß er nicht bloß im Einzelnen anders stilisirte als die Vorgänger, sondern die ganze Aufgabe neu im Sinne der ewigen Gesetze seiner Kunst aufzufassen suchte".

Was ihm in der Gestaltung des Einzelnen noch mangelte, der hohe Sinn und der reife Adel der Form, das gab der neueren Plastik Thorwaldsen, dessen erschöpfende Charakteristik

als des „nachgeborenen Griechen“ längst gegeben worden. Aber in Beider Kunstart fand das specifisch Moderne keinen vollkräftigen Ausdruck. Mit ihrer Stoffwahl flüchtete diese Plastik in eine längst entschwundene Welt, deren Gedanken- und Formen-Inhalt freilich als ein bewußtes Hauptingrediens der modernen Bildung und Anschauung ziemlich unmittelbaren Verständnisses sicher war. Sehr spröde aber, gelegentlich sogar ablehnend verhielt sie sich gegen die neuen zeitbewegenden Ideen und zog es nicht selten vor, die antike Analogie anstatt des modernen Stoffes zu bilden.

Es gehörte eine ungewöhnliche Unabhängigkeit des Geistes, Freiheit von Vorurtheilen und kräftiges Selbstbewußtsein dazu, dem Beispiel der Besten, der allgemeinen Stimme und dem Mangel an ermuthigenden und Weg weisenden Vorbildern gegenüber mit dem wieder aufgefrischten Alten grundsätzlich zu brechen und neue Bahnen mit festem Führerschritt einzuschlagen; und es dürfte schwerlich eine günstigere Mischung der geistigen Substanz in dem Vollbringer dieser kühnen That erdacht werden können, als eine gewisse Trockenheit und nüchterne Verständigkeit der Sinnesweise mit einer starken Dosis jugendlich muthwilligen Thätigkeitstriebes, vielleicht besser gesagt Thatendranges versetzt.

Diese Mischung fand sich in seltenem Grade und vortrefflicher Temperatur in Gottfried Schadow vor, dem Manne, der, ein ächter Sohn des märkischen Sandes, dabei schon in früher Jugend die Lust und Fähigkeit zu herzhafter Entschließung bethätigte, als er sich die Gattin allen Hindernissen zum Trotz nicht sowohl heim, als vielmehr in die Ferne führte. Trotz aller officiellen Regulative stellte er in seiner Kunst die ersten bahnbrechenden Schöpfungen, die Helden des großen Preußenkönigs, in dem unverfälschten Habitus ihrer leibhaftigen Erscheinung dar, durch die That das Vorurtheil besiegend, daß die Idealisirung der körperlichen Erscheinung moderner Menschen auf dem Wege der äußerlichen Umgestaltung — in seinem Sinne einer Verunstaltung — zu vollziehen sei, und nicht vielmehr in einer geistigen Erfassung des Wesens und der Durchdringung der Leiblichkeit mit der sie bewegenden und durch sie vertretenen Idee zu bestehen habe; und mit dem nicht zu beirrenden Bewußtsein, ein unumstößliches Fundamentalprincip des Schaffens gefunden zu haben, trat er, allen Beeinflussungen entgegen, mit demselben Grundsatze auch an die Lösung der Aufgabe heran, die Gestalt des alten Fritz selber vor die Augen seines bewundernden Volkes zu stellen.

Er hatte seiner Zeit vorgegriffen, und erst ein halbes Jahrhundert später durfte sein großer Schüler, Christian Rauch, das Werk in dem Geiste vollenden, in dem er es mit ahnungsvollem Blicke vorher erschaut hatte. Mannichfaches Mißgeschick, schließlich die entsetzlichste Heimsuchung für einen bildenden Künstler, der Verlust des Augenlichtes, bewirkte es, daß Schadow nicht zu derjenigen Geltung gelangte, die seinem ungemeinen Verdienst entsprechend wäre. Nicht schnell und vollständig trat er vom Schauplatze ab, sondern unmerklich, und ehe der gänzliche Verlust seines Wirkens einen sammelnden Rückblick auf die Summe seiner Verdienste veranlaßte, sank der Mitlebende, aber nicht mehr Mitwirkende in die Vergessenheit, und als er endlich hochbetagt und längst überlebt das Feld seiner Wirksamkeit verließ, da hatte Rauch bereits Zeit und Gelegenheit gehabt, sich im Bewußtsein der Zeitgenossen als der erste Bildner der Gegenwart festzusetzen, und den Meister, auf dessen Schultern er stand, um den werthvollsten Theil seines Ruhmes zu bringen.

Die Geschichte wird nicht zögern, das begangene Unrecht wieder gut zu machen und Schadow in seine vollen Rechte einzusetzen. Im Interesse der Zeit aber nahm Rauch unwiderruflich den ersten Platz vorweg, und durch eine große Zahl begabter Schüler sicherte er sich einen dominirenden und — nehmen wir es vorweg — heilsamen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Plastik bis in unsere Tage hinein. Für unsere Betrachtung aber zählen auch die letzten Werke des 1857 verstorbenen Meisters nicht mehr: sein Friedrichsdenkmal und seine nach dem Tode des Ersinners von seinem Schüler Albert Wolf mit pietätvoller Liebe in Marmor ausgeführte Mosesgruppe, die bezeichnenden Hauptwerke seiner Schlußperiode, gehören der fertigen Geschichte an, nicht der modernen, d. h. im Schwanken der Tagesinteressen und -Meinungen hin- und hergeworfenen Kunst, wie selbst solche Werke seiner Schüler, die in viel frühere Zeit hinaufreichen.

Leider begnügte sich auch das künstlerische Leben Deutschlands, wie sein nationales an Zersplitterung gewöhnt war, nicht mit diesem einen Mittelpunkte, sondern es entstand plötzlich ein zweiter im Süden, hervorgegangen aus dem Kunsttreibhause, welches König Ludwig in München etablirte. Auch hier war der königliche Mäcen von demselben Glücke begünstigt, welches

alle seine Unternehmungen mit einem vorübergehend blendenden Glanze umgeben hat, aber — allenfalls mit Ausnahme von Cornelius — allen seinen künstlerischen Mitarbeitern mehr oder minder zum Unsegen ausgeschlagen ist, — einen Mann von seltensten Fähigkeiten zu finden: Ludwig Schwanthaler war zwar von dem Münchener Akademiedirektor Peter von Langer, der sich durch die Verkennung des Talentes auch bei einem Cornelius und Heinrich Heß die Ewigkeit seines Namens als desjenigen eines stupiden Schulpedanten gesichert hat, wegen der vorauszusetzenden Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen von der Akademie heimgeschickt. Aber dreihundertjährige Tradition der Kunst in seiner Familie und sein eigenes Talent ließen ihn unter der Leitung des Vaters mit den Handgriffen der Bildnerei vertraut werden; und durch eine dekorative Arbeit dem Scharfblick des Cornelius empfohlen, fand er durch diesen ein höheres Feld der Thätigkeit; Ludwig, damals noch Kronprinz, beschäftigte ihn und schickte ihn zu seiner Ausbildung nach Rom zu Thorwaldsen. Es war 1826. Zurückgekehrt schuf er in der kurzen noch übrigen Spanne seines Lebens (er starb bereits am 15. November 1848) jene Fluth von kleineren und größeren, trotz und wegen ihrer Bestimmung durchweg dekorativen Skulpturwerken, mit denen das neue München überschwemmt ist, und eine erhebliche Anzahl monumentaler Arbeiten für andere Orte.

Die Verschiedenartigkeit der Schule, die zwiespältige Richtung seines Geistes, die Abhängigkeit von Bestellerlaunen, die übersteigerte Produktion, die frühe Unterbrechung der selbstthätigen Arbeit durch hemmende Krankheit, alle diese und gelegentlich noch andere Umstände ließen sein Talent zu keiner abgeschlossenen künstlerischen Vollendung hindurchdringen. Sprudelnde Erfindung und formgewandte Hand würden ihm vergeblich abgesprochen werden, aber weder die Aufgabe im Ganzen, noch die Lösung im Einzelnen reiflich durchzudenken und organisch gegliederte Kunstwerke darzustellen, fand er jemals Muße. So repräsentirte die Thätigkeit des Künstlers und seiner Schule in den verschiedenen riesigen Ateliers einen schwunghaften Fabrikbetrieb; aber die Weisheit und Ruhe, welche bei der Geburt des Kunstwerkes nicht fehlen dürfen, waren aus diesen Räumen verbannt; und Arbeiter, nicht Künstler sind aus dieser Uebung hervorgegangen. Eine gewisse, für die rohen Anfänge der künstlerischen Gestaltung genügende Routine in dem handwerksmäßigen Theile der Kunst, der ja bei der Skulptur gerade eine so wichtige Rolle spielt, eignete ihnen und gab ihnen Muth zu den umfänglichsten und schwierigsten Arbeiten. Aber von den eminent künstlerischen und skulpturalen Bedingungen, die zur Erschaffung wirklicher Kunstwerke erfüllt sein müssen, konnte kaum eine Ahnung in ihnen aufdämmern.

Da nun aber die unübersehbare Thätigkeit Schwanthalers alle bildnerischen Kräfte Münchens in ihren Bann zog und gewissermaßen in ihrer Individualität absorbirte, auch kaum ein anderes Mittel der Einführung in die Bildhauerkunst in München gegeben war oder annehmbar erschien, als das Studium in Schwanthalers Atelier, so läßt sich leicht ermessen, welche Basis die moderne Skulptur im Gebiete dieses zweiten Mittelpunktes für ihre Entwicklung fand, und mit welchen Schwierigkeiten die Wenigen zu kämpfen hatten, deren bedeutenderes Talent sich aus dem alten ausgefahrenen Geleise herauszuarbeiten strebte.

Versuchen wir zunächst in gleicher Weise auch für die anderen Länder die Basis für die neueste Entwickelung ihrer Skulptur zu gewinnen.

In Italien knüpfen zwei Meister die Kunst der Gegenwart an die ruhmreichere Vergangenheit an. Pietro Tenerani, geboren bei Carrara 1789, gestorben zu Rom am 14. December 1869, im Atelier Thorwaldsens gereift, vertritt und kultivirt die antikisirende idealistische Richtung, doch mit geringerem Geist und in einer mehr dem angelernten Handwerk gehörenden eleganten Behandlung. Wie er selbst eigentlich nur einer, wiewohl der künstlerisch gebildetste, unter den technischen Handlangern des großen dänischen Meisters ist, so hat er auch auf den Geist der jüngeren italienischen Plastik so gut wie gar keinen Einfluß gehabt und höchstens durch sein Vorbild eine gewisse Stoffgattung im Schwunge erhalten; für das Technische aber hat er das zweifelhafte Verdienst, der Entwickelung jener anmaßlichen Bravour Vorschub geleistet zu haben, die wir als Kennzeichen und bestimmende Eigenthümlichkeit der heutigen italienischen Bildnerei kennen und würdigen lernen werden.

Neben ihm gab Lorenzo Bartolini, geboren zu Sarignano su Poggi di Prato in Toskana 1777, gestorben zu Florenz am 20. Januar 1850, der gesammten italienischen Skulptur eine neue Richtung. Er selbst, als Schüler Jacques Louis Davids, war in seinen Anfängen noch in dem antikisirenden Manierismus der Akademiker

und des ersten Kaiserreiches befangen. Dann aber trat er in offenen Kampf gegen jene Richtung und stellte als obersten Grundsatz die Nachahmung der Natur auf, vermochte aber nicht durch praktische Bethätigung seiner theoretischen Position Nachdruck zu verschaffen. In den Ideen brachte er keinen Umschwung zuwege, beschränkte sich vielmehr darauf, die hergebrachten Stoffe in naturalistische Formen zu kleiden. Als sein Hauptwerk gilt seine Pyrrhusgruppe, den Sohn Achills darstellend, wie er im Begriff steht, den kleinen Astyanax über die Mauer zu schleudern.

Seinem Vorgange folgend verlegte sich die italienische Plastik auf die getreue Wiedergabe der Naturformen, und zwar durch das Vorwiegen technischer Geschicklichkeit verleitet in einer rein äußerlichen naturalistischen Weise.

Auch in Frankreich begann der Rückschlag gegen die ausgelassene Kunstweise des Rococo mit der Wiederaufnahme der antiken Traditionen.

Die Rolle eines französischen Canova, freilich mit einem sehr bedenklichen Deficit an Talent füllte etwa François Joseph Bosio aus, dessen idealistischem Aufschwunge indessen mehrfach durch die Natur der ihm gestellten Aufgaben die Flügel gebunden wurden, so bei den Reliefs der Vendômesäule und bei dem Viergespann auf dem Triumphbogen des Carousselplatzes im Louvre, das die wieder nach Berlin zurückgeführte Victoria Schadows zu ersetzen bestimmt war.

Die weichliche, fast weibische Grazie, welche schon in Canova's Gestalten häufig den rechten Ernst durchbricht, fand in übermäßiger Einseitigkeit ihre weitere Ausbildung durch den Genfer James Pradier, über den sich je länger je mehr das harte Urtheil Anton Springers befestigt, daß ihm nur der Name eines Verfälschers der Antike gebühre, und daß er ebenso wie seine Arbeiten seinen Ruhm erpreßt habe.

Den letzten Schritt nach dieser Richtung vollzog Jean S. Cleſinger, den wir, obgleich er erst in den vierziger Jahren aufgetreten ist, hiermit erledigt zu haben glauben. Seine Kunst, durch frivole Lüsternheit die Sinne zu kitzeln, hat einen kurzen, schon vergessenen Ruhm geerntet und erscheint nicht sowohl als eine bemerkenswerthe Richtung der Gegenwart, wie als ein loses Satyrspiel zu der tragischen Zersetzung der klassicistischen Kunstweise in der Plastik Frankreichs.

Der Erste, der sich dieser ganzen Strömung mit Erfolg widersetzte, war François Rude, der das an der Antike geläuterte Formgefühl durch energisches Naturstudium befruchtete, jedoch bei einer zum Vehementen neigenden Sinnesart oft die Linie der Schönheit in Bewegung und Ausdruck überschritt.

Hierin begegnete er sich mit dem wenig jüngeren Pierre Jean David (zum Unterschied von dem berühmten Maler, dessen Schüler er war, nach seiner Vaterstadt „von Angers" genannt). Dieser schloß sich ohne idealistische Neigungen eng an die Natur an und ward durch Fleiß und Genie der bedeutendste Vertreter des Naturalismus in der französischen Plastik. Obgleich manchmal dem Uebermaß verfallen, hat er eine beträchtliche Anzahl trefflicher, entschieden groß gedachter Werke vollendet und besonders im Bildnißfach mit Recht großen Ruhm erworben. Trotzdem ist er ohne eigentliche Nachfolge geblieben. — Die Richtungen aber, aus deren Kombination unter den Einflüssen der Zeitverhältnisse und des Nationalcharakters die neuere französische Plastik hervorgegangen ist, sind hiermit angedeutet.

Das ist die historisch gewordene Grundlage, welche in den vierziger Jahren die moderne Plastik vorfand, um sich von ihr aus zu entfalten. Dies sind die drei Nationen, die intensiv und extensiv nennenswerth bei der Entwickelung der Bildnerkunst in unsern Tagen mitbetheiligt sind; freilich in sehr verschiedener Weise. Die übrigen Nationen greifen nur wenig ein in das Ensemble der modernen Bestrebungen und sind fast ausschließlich bedingt, nicht bedingend. Einige Worte werden genügen, die eigenthümlichen Voraussetzungen bei ihnen zu skizziren.

Ließe sich in England überhaupt, namentlich im Gebiete der Skulptur, ein Zusammenhang der künstlerischen Erscheinungen unter sich und mit dem nationalen Leben nachweisen, so müßte man ihm den Ruhm zugestehen, mit unter den Ersten die Antike wieder aufgefunden zu haben. Denn John Flaxman ist gleichzeitig mit Canova. Indessen vermochte seine Kunst im heimischen Boden keine Wurzeln zu schlagen: John Gibson ging nicht aus seiner Schule hervor, sondern aus der Canova's und Thorwaldsens, und er verbrachte größtentheils und beschloß sein Leben in Rom (im Januar 1866).

Die übrigen gleichzeitigen Künstler sind fast ausschließlich durch Porträtbildungen bekannt geworden, wie sich ja die englische Kunst und Kunstliebe von jeher vorzugsweise dem Bildnißfache zugewandt hat. Der 1839 verstorbene Francis Chantrey, der sich durch große

Treue und scharfe Charakteristik auszeichnete, ist in diesem Fache unerreichtes Muster geblieben, ohne doch seinerseits an die bedeutenderen Porträtkünstler der anderen Nationen, insbesondere an David d'Angers und Rauch hinanzureichen.

Der Genreplastik, wie sie W. C. Marshall und der ältere Richard Westmacott inauguriren und repräsentiren, fehlt es in erster Linie an unmittelbarer Lebenswahrheit und naiver Empfindung. Gar oft liegt ein tendenziöses oder lehrhaftiges Motiv der Kunstschöpfung zu Grunde, und die schöpferische Kraft vermag die Mangelhaftigkeit des befruchtenden Mediums nicht vergessen zu machen.

In den skandinavischen Landen reflektirt sich die klassisch ideale Kunstweise Thorwaldsens. Der Schwede Johann Tobias Sergell war ihm freilich auf diesem Wege sogar schon vorangegangen, hatte sich jedoch nicht gänzlich von dem herrschenden Wesen befreien können. Anders schon sein Schüler Johann Nikolaus Byström. Der wenig jüngere Fogelberg versuchte die antike Formenhoheit auf die Gestalten der nordischen Göttermythe zu übertragen, ohne den Ruhm damit zu ernten, den er sich wohl versprechen zu dürfen glaubte: es gehörte zur Wiederbelebung dieser Typen unzweifelhaft, daß für sie eine Formensprache von innen heraus geboren würde, und ferner, daß dieselben im Volksbewußtsein festen Boden fände. So ist die Anregung ohne nennenswerthe Nachwirkung geblieben.

Auch ein Däne, der 1840 verstorbene Hermann Freund, versuchte sich in dem nämlichen Stoffgebiete und mit dem gleichen Erfolge. — Neue Wege betrat Thorwaldsens Lieblingsschüler Hermann Wilhelm Bissen, geboren 1798, gestorben am 10. März 1868. Nachdem er längere Zeit im Geiste seines Meisters gearbeitet und namentlich auch im Bildnißfach lebhafteste Anerkennung geerntet hatte, wandte er sich der streng naturalistischen Kunstweise zu, als er berufen wurde, in dem „tappern Landsoldaten" und in dem berüchtigten „Löwen von Idstedt" Tagesereignisse von politischer Bedeutung und patriotischem Interesse zu verherrlichen. Die Art, wie er sich beider Aufträge entledigte, zeigte indessen nur zu deutlich, wie himmelweit verschieden die beiden Kunstweisen sind, die hier ein Mann nach Gelegenheit in sich zu vereinigen strebte. Man wäre berechtigt, ihn mit diesen Werken zu der jüngsten Bildhauergeneration zu rechnen.

Die übrigen Länder Europa's kommen in dieser Uebersicht gar nicht in Betracht, da sie künstlerisch von den bedeutenden Erscheinungen ihrer größeren Nachbarn abhängig sind und keinerlei historische Momente aus sich selber heraus dargestellt haben. —

Einer eigentlichen Geschichte, d. h. einer konsequenten Fortentwickelung einer bewußten treibenden Idee in bestimmter und erkennbarer Richtung durch bedeutsame Momente hindurch kann sich — dies muß gleich von vorn herein konstatirt werden — nur die deutsche (speciell die berliner) Plastik in der neuesten Zeit berühmen. Nur hier ist ein intensiver Fortschritt innerhalb geschlossenen Schulzusammenhanges einheitlichem preiswerthen Ziele entgegen vorhanden; während — von den Mächten zweiten und dritten Ranges abgesehen — in Frankreich an wirklich hervorragenden und dominirenden Erscheinungen entschiedenster Mangel ist, und nur gewissermaßen zufällig bald aus dieser, bald aus jener Schule ein Werk von einem augenblicklichen Sensationserfolge hervorgeht; in Italien aber, wie sich alsbald zeigen wird, die Kunst im Handwerk untergegangen ist, und nur ganz vereinzelt Werke von höherer Bedeutung und oft selbst dann nur von relativem Werthe hervortreten.

Jene Innerlichkeit der Kunst, die dem Kunstwerke den Stempel einer aus geheimnißvollem Drange hervorgegangenen Schöpfung aufprägt, wird im Großen und Ganzen genommen nur in der deutschen Bildnerei der Neuzeit angetroffen.

Daß der Grund hiervon in Stammesverschiedenheiten, in den mannichfachsten politischen, socialen und lokalen Verhältnissen zu suchen ist, wem sollte das entgehen? Ohne uns daher der ausdrücklichen Erklärung zu entziehen, daß auch wir diesen von menschlichen Bemühungen großentheils unabhängigen Erklärungsgründen ihren Platz weitaus in erster Linie anweisen, können wir jedoch nicht umhin, auch eine andere mitwirkende Kraft hervorzuheben, deren Bedeutung in der Regel unterschätzt wird: das Publikum und die Kritik. Denn beide sind nach unserer Auffassung unter normalen Verhältnissen, d. h. wenn die Kritik nicht pflichtvergessen, unfähig und korrumpirt ist, identisch; die Kritik formulirt nur das durch Erkenntnißgründe rektificirte Urtheil des Publikums, wobei eine sehr lebendige Wechselwirkung zwischen beiden stattfindet.

Als vor mehr als einem Jahrzehent Anton Springer die Kunst des Jahrhunderts zu schildern unternahm, da durfte er glauben,

das verschiedene Verhalten des Publikums und der Kritik bei den Deutschen und bei den Franzosen treffend dahin zu charakterisiren, „daß die französische Kritik die technische Phrase, der gewöhnliche deutsche Kunstschriftsteller die ästhetische Phrase mit besonderer Vorliebe pflegt". Seitdem hat sich nun freilich viel zum Besseren verändert, und wir dürfen ohne Anmaßung und mit Genugthuung hinzufügen: ganz besonders bei uns.

Was damals noch als Wunsch ausgesprochen werden mußte, das hat sich verwirklicht: die Anlegung des historischen Maßstabes, ermöglicht durch gründliche und vielseitige geschichtliche Studien, hat zur Einkehr in das Sachliche und Konkrete geführt, die Herrschaft der Phrase ist durch das sinnvolle Wort verdrängt. Ausgang und Ziel der Kunstentwickelung ist den Künstlern und dem Publikum immer streng vor Augen gehalten, und selbst den bedeutendsten Schöpfungen gegenüber hat das kritische Auge seine Reserve behauptet, anerkannt, was vom höchsten und reinsten Gesichtspunkte aus anzuerkennen war, gerügt, was geläuterter Kunstansicht nicht genügte.

Bei den Franzosen hat die Kritik diesen Fortschritt nicht ermöglicht. Im Charakter der Nation und der Sprache liegt eine unüberwindliche Vorliebe für die tönende Phrase, und wie der aller Abstraktion abgeneigte Sinn sich ursprünglich — fast möchte man sagen: mit Naturnothwendigkeit — auf die technische Phrase geworfen, so vollendete sich die kritische Kunst in rein äußerlicher Weise durch Hinzufügung und sachgemäße Anpassung und Ausbildung der rhetorischen Phrase. Der Charakter der modernen französischen Kritik — Ausnahmen existiren kaum — ist der einer stereotypen hochtrabenden Eleganz und einer nichtssagenden Lobhudelei. Gelegentliche Ausstellungen fördern nichts, da sie ohne Princip und vollkommen dilettantisch vorgebracht werden. Das nationale Vorurtheil, welches Frankreich vor Allem in geistiger Beziehung mit einer chinesischen Mauer umzieht, verdammt diesen Charakter noch zur strafbarsten Einseitigkeit. Fremder Arbeit, ja selbst fremdem Verdienste gegenüber ist naives Ignoriren oder höchstens kühle, in der Regel herablassende Höflichkeit die Panacee.

So von einer principienfesten geistigen Führung und Ueberwachung verlassen, folgt mit der ganzen französischen Kunst auch die Plastik in äußerster Zerfahrenheit, aber mit raffinirter Berechnung und glänzender Technik den Gelüsten des zweifelhaften Parvenu-Publikums, bei dessen Geldbeutel sie als gefügige Dienerin eines sinnlosen Luxus vogue hat. Vergegenwärtigt man sich diese Verhältnisse, so ist es eher zu verwundern, daß die Bildhauerkunst in Frankreich nicht noch mehr verwildert ist, als daß sie so wenig Zusammenhalt und Ernst hat.

Daß Italien bis jetzt höchstens erst in das Stadium der „wollüstigen Morgenträume" eingetreten ist, um dem Erwachen zu geistigem Leben — hoffentlich bald — entgegenzugehen, liegt auf der Hand. Kein Wunder daher, daß auch die Kunst keine Führerin an der wissenschaftlichen Kritik gefunden hat, und daß sie in Folge dessen dem technischen Manierismus, der Herrschaft des Handwerkes anheimgefallen ist.

Nach dieser allgemeinen Orientirung über die historischen Voraussetzungen der modernen Plastik wenden wir uns den hauptsächlichsten Erscheinungen selber zu, deren Würdigung uns durch den gewonnenen festen Standpunkt aus diesen historischen Vorbetrachtungen heraus wesentlich erleichtert werden wird.

Bruno Meyer.

Die Beethovenfeier des Allgemeinen deutschen Musikvereines, begangen zu Weimar in den Tagen vom 25.—29. Mai 1870. Diesen Titel und demgemäß eine ununterbrochene Reihe Beethovenscher Werke aus den verschiedenen Entwicklungsepochen des Meisters hätten die Anhänger der streng klassischen Richtung am liebsten auf und in dem Programme gelesen, welches der Allgemeine deutsche Musikverein für seine diesjährige Versammlung und die damit verbundene Vorfeier von Beethovens hundertjährigem Geburtsfeste aufgestellt hatte, und das neben einer Anzahl bedeutender Werke des zu Feiernden eine noch größere Reihe von Kompositionen mehr oder minder hervorragender Mitglieder des Vereines aufführte. Auch die Träger und Leiter des Vereines waren sich dieses gegnerischen Wunsches und seines nachtheiligen Einflusses auf parteilos Schwankende wohl bewußt, wenigstens unternahm es Professor Karl Riedel, der würdige Nachfolger des um die Gründung wie um den Ausbau des Vereines hoch verdienten früheren Vorsitzenden Franz Brendel († 25. November 1868), in kurzer, aber körniger Rede, mit welcher er am Donnerstag den 26. Mai im Saale der Erholung die Versammlung eröffnete, die Berechtigung des aufgestellten Programmes zu behaupten und darzulegen, daß der Nachweis eigner rüstig schaffender Thätigkeit bei der würdigen Feier eines schöpferischen Genius nicht fehlen solle.

Professor Riedel hätte weiter gehen können; denn in der That, wenn irgend einem der zahlreichen deutschen Vereine, welche sich die Förderung musikalischer Interessen nach einer oder der andren Richtung zum Ziele gesetzt haben, die Berechtigung zusteht, gerade Beethoven nicht nur durch möglichst vollkommene Aufführung von dessen Werken, sondern auch von solchen der Mitglieder zu feiern, so muß dies von dem Allgemeinen deutschen Musikvereine gelten.

Es ist bekannt und auch schon in diesen Blättern ausgesprochen worden, daß derselbe nicht Parteiverein im eigentlichen Sinne des Wortes sein will, bekannt, daß er im Gegentheil das Gemeinsame aller musikalischen Bestrebungen der Neuzeit zu fixiren und sowohl seinen eignen Gliedern als dem ganzen Volke anschaulich zu machen sich zur Aufgabe stellt, und daß er die Lauterkeit dieser Bestrebung nicht nur durch Beitrittsaufforderung der Vertreter verschiedenster Richtungen, sondern auch durch gleich sorgsame Aufführung von Werken sowohl älterer Meister als noch lebender, auf grundverschiedener Basis stehender Mitglieder sattsam bethätigt hat.

Trotzdem ist es nicht zu verkennen, daß bei aller Anerkennung des auf verschiedenen Wegen erreichten wirklich Guten dem Vereine, allermindestens den Hauptträgern, eine ganz bestimmte Richtung innewohnt, die zu dem bloßen Anlehnen an das, was seiner Zeit mit der Tradition brechen mußte, um allen Zeiten verehrungswürdig zu werden, zu dem bloßen autoritätsbefangenen Nachahmen von Formen, die einst den wesentlichsten Gehalt ihrer Zeit vollkommen aussprachen und deshalb unvergänglich sind, sich nicht gerade feindlich, aber doch anspornend, vorwärts treibend verhält; eine Richtung, die, innig verschwistert mit der ganzen Zeitrichtung, unzufrieden mit dem langsamen Gange instinktiven Fortschreitens, unzufrieden vielleicht mit dem Mangel schöpferisch bahnbrechender Geister, der Geschichte das Geheimniß der Entwicklung abzulauschen sucht, kritisch das Bedürfniß der Zeit, kritisch den Weg, diesem Bedürfniß zu genügen, konstruirt und, stolz auf die Macht des zeitbeherrschenden Gedankens, diesem selbst das Reich der Töne zu unterwerfen sich bestrebt; eine Richtung mit einem Worte, welche durch den selbstgewählten Namen der „neu-deutschen" ihr Bestreben, die deutsche Musik im Sinne des modernen Fortschrittes auszubilden, kundgibt und thatsächlich in allen Gebieten der Tonkunst den neuesten großen Umschwung hervorgerufen hat, der in Wagner und Liszt bis jetzt seinen Gipfelpunkt gefunden hat.

Nicht selten zwar begegnet man auf gegnerischer Seite der Meinung, daß unter dem gemeinsamen Namen zwei schroff entgegengesetzte Anschauungen und Bestrebungen sich vernichtungstrachtend gegenüberstünden, und denkt dabei einerseits an Wagners theilweis schon zur That gewordene Lehre vom Zusammenwirken sämmtlicher Künste im „Kunstwerk der Zukunft" und seine Prophezeiung vom Aufhören der Einzelkunst, andrerseits an das rüstige Bebauen aller übrigen Felder der weltlichen wie der kirchlichen Musik durch die um Liszt geschaarte Gruppe. Doch beruht, recht besehen, dieser Gegensatz auf nichts als zwei auseinandergehenden, in höchst subjektiver Anschauung wurzelnden Meinungen über das, was noch im Hintergrunde ferner Zukunft schlummert, ja vielleicht auf nichts als einer zu ignorirenden Ueberschätzung des von ersterer Seite Angestrebten und Erreichten; und so ist eine ernstliche Spaltung der neu-deutschen Richtung um so weniger anzunehmen, als alle ihre Bestrebungen und Leistungen auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückzuführen sind, von welchem aus bis zum jetzt erreichten Ziele allerdings mancherlei Abirrungen, manches Stehenbleiben und Zurückgehen zu erkennen sind, der aber seit seinem Auftreten in der Geschichte den Augen der vorwärts Strebenden ein Leitstern geblieben ist und sie endlich auf die Bahn geführt hat, deren Endpunkte man jetzt schon mit so vieler Sicherheit bestimmen zu können meint: auf **Beethoven**, den Ersten in der Geschichte der Tonkunst, bei welchem ein entschieden subjektiver Gehalt mächtig hervortritt.

Ist auch die Musik eine lyrische Kunst, ja die lyrischste, die am meisten geeignete, die ureigensten innersten Gemüthszustände wiederzugeben, so begegnen wir doch in der Musikgeschichte bis zu Beethoven nur einer objektiv allgemeinen Schilderung der die jedesmalige Zeit erfüllenden Gesammtidee; einer Art des Schaffens, welche das Aufgehen der Persönlichkeit in der Zeitrichtung so ausschließlich kennzeichnet, daß es geradezu unmöglich erscheint, aus den Werken älterer Meister einen mehr als höchst allgemeinen Schluß auf deren individuelles Wesen, ihren jedesmaligen innersten Gemüthszustand zu ziehen. Ein musikalischer Gedanke, der allerdings eine entschiedene Färbung trägt, bildet das Grundmotiv, das, auf logisch-musikalische Weise ausgearbeitet, durch Gegensätze gehoben, geistvolle Umstellung interessant gemacht, das ganze Werk

durchsetzt und färbt, aber nur einen kleinen Antheil an der Wirkung erhält, welche die Komposition hauptsächlich durch die Fülle von Phantasie erzwingt, mit welcher jene absolut musikalischen Operationen ausgeführt sind.

Mag diese Thatsache theilweis ihren Grund darin haben, daß wohl das einfachste Material der Musik, die einfachsten, unmittelbarsten Tonverbindungen ebenso wie die einfachen Gefühle, denen sie entsprechen, allgemeines Eigenthum bilden und deshalb beim Anhören allgemeines Verständniß finden, während jenes Material, welches dazu dient, tieferen, besonderen Empfindungen, welche der Nichtmusiker durch Töne auszudrücken sich nicht gedrungen fühlt, in Töne zu fassen, vom unmittelbarsten Verständniß ausgeschlossen sind und solches erst allmälig und namentlich dadurch finden, daß dieses specifische Kunstmaterial sparsam, aber wiederholt in jedem Werke verwendet erscheint: — die Hauptursache ist jedenfalls darin zu suchen, daß erst der, die ganze civilisirte Welt erfassende Drang nach Freiheit in jeder Hinsicht — jener Drang nach Entfesselung jeder individuellen Kraft, nach Bestätigung des individuellen Rechtes, welcher die französische Revolution erschuf und an ihr wuchs und erstarkte — den Einzelnen von dem Drucke befreite, der sein Denken, Fühlen und Wollen auf das Niveau der Allgemeinheit herabgepreßt hatte, dem Einzelnen das Bewußtsein seines Rechtes gab, so und nicht anders zu fühlen, wie er fühlte, über Gott und Welt zu denken, wie er dachte, und sein Denken und Fühlen in der Weise gegenständlich zu machen, die seine eigenste war. Zweifellos wäre sonst schon vor Beethoven ein Mann erstanden, unbekümmert wie jener, um das unmittelbare und allgemeine Verständniß seiner Tonwerke, jene alte, bloß logische Schaffensmethode zur Seite zu werfen und sein innerstes, ureigenstes Seelenleben in Tönen auszusprechen, wenn er eben den gleichen, unabweisbaren Drang darnach gefühlt, des gleichen Rechtes dazu sich bewußt gewesen wäre. —

Wer sich darin gefällt, eine unmittelbare höhere Leitung auch in der Entwicklung der Tonkunst herauszuerkennen, wird bewundernd die Lebensschicksale Beethovens verfolgen, die wie darauf berechnet erscheinen, seinen energischen, ganz auf sich selbst gestellten Charakter noch mehr in sich zu befestigen, seinen angebornen, in Gegensätzen schwelgenden Humor noch zu verschärfen, seinen Hang zu tiefsinnigem Grübeln zu nähren, so seine Besonderheiten noch mehr zu vertiefen und ihn zur Erfüllung seiner Mission, als Erweiterer der Grenzen seiner Kunst, besonders zu befähigen.

Beim ersten Ueberschlagen des geistigen Gehaltes, den Biographen und Interpreten in Beethovens Werken nachweisen, möchte es vielleicht erscheinen, als ob die Auffassung des großen Meisters, die vorhin ausgesprochen wurde, eine irrige sei, daß dieser Gehalt, dieser Freiheitsdrang, dieser stolze Mannesmuth, der kein Gesetz über sich anerkennt und doch aus freier Selbstbestimmung dem Gesammtwohle sich freudig opfert, der ganze Faustdrang, durch Irrthum und Zweifel zur Wahrheit aufzuringen, der ganze herbe Humor, bei aller Stärke diese Weichheit, dieses Hinneigen zur Natur, im Grunde nur den Vollgehalt seiner Nation, seiner Zeit, wenigstens der Besten seiner Nation und Zeit ausmache, Beethoven somit in eben dem Verhältnisse zur Allgemeinheit stehe, als alle Andern vor ihm und nur durch das sich von diesen unterscheide, was seine Zeit vor jeder andern Besonderes habe. Allerdings trifft dies insofern zu, als auch Beethoven mit den Interessen seiner Zeit aufs Innigste verbunden ist und verbunden sein muß, wie jeder Künstler, wenn er nicht ewig unverstanden bleiben will, und als sein individueller Freiheitsdrang durch den allgemeinen bedingt ist. Aber ein näherer Blick auf seine Werke muß darthun, daß Beethoven nicht nur theilt, was seine Zeit und Nation hauptsächlich bewegt, daß er vor allen Dingen nicht nur der Sänger des Individualitätsbewußtseins ist, sondern wirklich individuell auf eigne Faust; daß es seine eigenste Lust, seine eigensten Schmerzen sind, durch welche jede allgemeine Idee erst durchgehen muß, ehe sie Gestalt in Tönen bekommt.

Bewußtsein seiner selbst, des Rechtes individuellen Denkens und Empfindens ist zugleich Bewußtsein des Schaffens, und während so von allen Heroen der Tonkunst vor Beethoven, etwa Gluck in einer, immerhin aber formellen Richtung ausgenommen, das Heine'sche Wort gilt: „was er webt, das weiß kein Weber", sehen wir Beethoven zu immer höherem Bewußtsein seines Schaffens aufsteigen, mit immer höherem Bewußtsein und mit wachsender Kühnheit die innern und äußeren Formen ausdehnen und zersprengen, welche zur Aufnahme des früheren Kunstgehaltes sich ausreichend erwiesen hatten und die Mozart eher auf das reinste Maß formeller Schönheit reducirt als erweitert hatte; immer bewußter und kühner sehen wir ihn den verständig logischen Bau, der im Anfange die Gestalt auch seiner

Tonstücke bestimmte, in ein frei entworfenes, nur nach den Gesetzen des poetischen Gedankens gruppirtes Seelengemälde verwandeln, immer mehr das Formell-Schöne dem Ausdrucksvollen, Charakteristischen nachsetzen und endlich gar über die beengenden Grenzen seiner Kunst hinübergreifen in die Begriffssphäre des Dichters, der Symphonie durch das lebendige Wort die höchste Bestimmtheit zu gewähren.

Natürlich ist es bei solcher Entwicklung, und tief nothwendig dazu, daß die Mitwelt, obschon sie dem Ideenkreise des Gewaltigen nahe stand und den Drang empfinden mußte, sich selbst von solchem Spiegel reflektirt zu sehen, dennoch über das Anstaunen der letzten Werke zunächst kaum hinauskam. Gewöhnt aber, nichts Sinn- und im höheren Sinne Gestaltloses von Beethoven zu empfangen, durch den überwiegenden Gedankengehalt schon längst aufgefordert, ihn als mindestens gleichberechtigten Faktor eines Tonwerkes anzusehen, sah sie sich gedrängt und angeleitet, jene Art von Kritik aus sich herauszubilden, welche im Anfange bezeichnet ist, die nicht allein eine höhere Erkenntniß der früheren Kunstentwicklung vermittelt, sondern auch Einsicht in das, was die Jetztzeit von der Musik fordern darf und so hauptsächlich die Idee des Kunstwerkes der Zukunft erzeugt hat, die bekanntlich früher bestand, als die Werke, welche ihr nahe kommen.

Ist es auch nicht zu verkennen, daß einseitiges, allzu starres Theoretisiren auf manchen Abweg geführt hat, daß z. B. jene Art der Programmmusik, welche für jeden Takt einen erklärenden Satz nöthig hätte, lediglich eine Folge einseitiger Konsequenz ist, so ist es wohl ebenso unbestreitbar, daß nur die allzeit bereite kritische Opposition vor allzu langem Beharren auf dem falschen Wege bewahrt, daß alle die neuen berechtigten Forderungen nach wahrhaft poetischem Gehalt und Zusammenhang jedes musikalischen Werkes, nach allseitig gediegener Bildung derer, die in Tönen zu ihrem Volke reden wollen, auf theoretischem Wege erzeugt ist und daß dieselbe kritische Loupe, welche Beethoven selbst zur Erkennung seiner gewaltigen Schönheiten uns gereicht, zugleich seine individuellen Schwächen und krankhaften Auswüchse sichtbar gemacht hat. Mag daher auch der in alle Einzelheiten der Entwicklung sich vertiefende Forscher der Musikgeschichte noch diese und jene Quelle ausfindig machen, welche den Strom der heute die Welt umfluthenden Musik nährt; mag er beim Anhören einer Wagnerschen Oper Gluck und Weber als mitbetheiligt an seinem Genusse preisen, oder beim Beurtheilen einer kirchlichen Komposition Liszts, die von testamentlichem zu menschlich näher liegendem Stoffe, von altkirchlich in sich selbst geschmiegter zu befreiter, dem Höchsten ihr bestes Können bietender Musik hinübergreift, an Haydns natürliche, aller starren Dogmatik fremde Gottesverehrung sich erinnern ꝛc.; immerhin wird er eingestehen müssen, daß Beethovens Einfluß vor Allem es ist, den wir in vollendetsten Werken der neu-deutschen Schule verehrend wiederzuerkennen haben, und — daß sie es ist, welcher vor jeder andern das Recht zusteht, Beethoven auch durch Aufführung eigner Werke zu feiern.

Die Wahl gerade der Missa solemnis, welche schon im Jahre 1861 bei Gelegenheit der ersten Versammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereines in Weimar zur Aufführung gelangt war, der neunten Symphonie und zweier, der letzten, folgewichtigsten Lebensepoche des Meisters entstammenden Quartette (Cis moll, Op. 131, und F dur, Op. 135) als Hauptnummern des Beethovenprogrammes und die Inaussichtnahme zweier Vorträge über Beethoven und dessen geistige Entwicklung darf gewiß als Ausfluß des Bewußtseins einer Verwandtschaft im angedeuteten Sinne, als Beweis klarer Einsicht in die besondere Bedeutung des Festes für den Verein angesehen werden.

Dieses zu einem durchaus würdigen zu gestalten, hatten fürstliche Protektion, geschäftsführender Ausschuß, Lokalkomité, Dirigenten und Glieder der zur Mitwirkung berufenen Korporationen eifrig und erfolgreich sich angelegen sein lassen, so daß namentlich für die künstlerische Durchführung des Festes sichere Gewähr geboten war. Letztere wurde noch erhöht durch die Anwesenheit Liszts, dessen freundlich ermunternde, rathende und fördernde Theilnahme an allen, höchste Ausdauer erfordernden Proben sichtlich den wohlthätigsten Einfluß ausübte und gewiß zum Theile Grund der begeisterten Ovation abgab, welche während der letzten Aufführung dem seltenen Manne von Seiten des Publikums und der Mitwirkenden zu Theil wurde. —

Schon am Mittwoch den 25. versammelte die Generalprobe zur Missa solemnis eine zahlreiche Zuhörerschaft in der Stadtkirche. Ein fast den dritten Theil des Schiffes einnehmender Anbau an den Chorraum vor der Orgel ermöglichte zweckmäßige, nur die Wirkung der Männerstimmen etwas abschwächende Aufstellung der bedeutenden, 400 übersteigenden Zahl von Mitwirkenden, der Solisten Frau Otto-Alvsleben

und Frau Krebs-Michaleſi, königl. Hofopernſängerinnen aus Dresden, F. v. Milde und Schild, großherzogl. Kammerſänger in Weimar, und Koncertmeiſter David aus Leipzig; der Chöre, zuſammengeſetzt aus dem Riedelſchen Geſangvereine aus Leipzig, der Singakademie des Profeſſor Müller-Hartung und dem Kirchenchore zu Weimar; des Orcheſters, beſtehend aus den vereinigten Hofkapellen von Sondershauſen und Weimar und verſtärkt durch viele Tonkünſtler aus Breslau, Deſſau, Dresden, Leipzig, Meiningen und Erfurt — deren durchaus gründliche Vorbereitung den günſtigſten Schluß auf die von keiner Wiederholung geſtörte Hauptaufführung am Donnerstag geſtattete.

Dieſe wurde eingeleitet durch eine Eröffnungsfeier in dem blumengeſchmückten Saale der Erholung, wo nach Profeſſor Riedels ſchon erwähnten Begrüßungsworten Profeſſor Nohl aus München an Stelle des erkrankten Profeſſor Porges die Rednerbühne beſtieg, um in einem, eigentlich erſt für Sonnabend, den 28. beſtimmten und wohl nur deshalb der letzten formellen Abrundung entbehrenden Vortrage alle die inneren und äußeren Bedingungen der künſtleriſchen Entwicklung Beethovens zuſammenzufaſſen und ſchließlich die verlangenden Zuhörer mit ſchwungvoller Aufforderung zum Anhören des gewaltigen, bahnbrechenden Werkes zu entlaſſen, welches bei allem „Katholiſchen", das Mendelsſohn darin zu finden meinte, mit ſubjektivſter Freiheit über den rituell-allgemeinen Text ſich erhebt und deshalb als Ausgangspunkt jener ſchon bezeichneten neueren kirchlichen Kompoſitionen zu bezeichnen iſt.

Unter der umſichtigen und begeiſternd fortreißenden Direktion Riedels entwickelte die Geſammtheit der ſchwer beweglichen Menge all das Feuer vollſter Hingabe, welche allein das ſichere Zuſammengehen und Ineinandergreifen der einzelnen Theile und die erhebende Wirkung auf das zahlreiche, alle Räume der Kirche erfüllende Publikum ſichern konnte.

Hatte der erſte Tag gedient, den unſterblichen Meiſter durch Rede und Vorführung eines ſeiner größten Werke zu feiern, ſo war der zweite (Freitag) beſtimmt, ein Bild des regen Schaffens innerhalb der Schule zu bieten, und entledigte ſich dieſer Aufgabe in vorzüglichſter Weiſe durch ein am Morgen im Erholungsſaale abgehaltenes Koncert für Kammermuſik und ein zweites am Abend für Chor, Soli und Orcheſter im großherzoglichen Hoftheater.

Die Matinée eröffnet Joachim Raff, der ideenſtrotzende, mit eminentem Kunſtverſtand begabte, durch ein Quintett für Pianoforte, zwei Violinen, Viola und Cello (A moll. Op. 107), deſſen dritter Theil, das Andante, dem Nichtmuſiker gewiß am meiſten zuſagte, das aber auch in ſeiner Geſammtheit den durch ſtürmiſchen Beifall ſich äußernden Enthuſiasmus der Kenner erweckte, von welchem höchſt verdienter Weiſe ein Theil auf die Exekutirenden, Hofpianiſt Ratzenberger aus Düſſeldorf, Koncertmeiſter Kömpel, und Kammermuſiker Freiberg, Wallbrühl und Servais von hier zurückfiel. Liedervorträge von Herrn G. Henſchel aus Breslau, den Herr Muſikdirektor Klughardt von hier anſchmiegſam begleitete, ſchloſſen ſich an und erwarben verdienten Beifall noch mehr durch das kräftige, weiche und runde, wohlgeſchulte tiefe Baritonorgan des Sängers, als durch den muſikaliſchen Werth des Vorgetragenen, eines kühlen, dem Inhalte des Bodenſtedtſchen Gedichtes „An Zuleikha" nur als dürftiger, allgemeiner Stimmungshintergrund dienenden Liedes von A. Deproſſe und einer wohlempfundenen Kompoſition des Vortragenden zu einem Gedichte „Mein müdes Auge" von G. v. d. Oder.

Goldmark in Wien, deſſen Quartett (Op. 5 in B) für zwei Violinen, Viola und Cello (Joſ. Hellmesberger gewidmet) folgte, erntete auch durch dieſe Kompoſition das Lob, „muſikaliſchen Gehalt mit glänzender Darſtellung in ſeinen Werken zu vereinigen" und wird wohl kaum jemals Gelegenheit finden, ſein Quartett mit ſo eingehendem Verſtändniß, ſo künſtleriſch vollendet vorgetragen zu hören, als es hier geſchah durch die Herren Direktor Hellmesberger, mit dem vollen, herzerwärmenden Tone ſeines Inſtrumentes, Koncertmeiſter David, den altbewährten, formſtrengen Koncertmeiſter Kömpel, deſſen ächt künſtleriſche Beſcheidenheit bei gediegenſten Leiſtungen während des ganzen Muſikfeſtes hier ein- für allemal ausgeſprochen ſei, und Violoncelliſt Grützmacher aus Dresden, deſſen noch beſonders zu gedenken ſich Gelegenheit bieten wird. — Schon in der Aufführung der Miſſa hatte Frau Krebs-Michaleſi durch ihre ebenſo wohlgeſchulte als wohlthuende „violette Sammetſtimme" ſich allſeitige Anerkennung erworben und wurde daher freudig begrüßt, als ſie zum Vortrage von vier Nummern aus dem Liedercyklus „Dolorosa" von Adolf Jenſen hervortrat. Beſonders ſteigerte ſich der Beifall bei der tiefſeeliſchen Wiedergabe des dritten dieſer Lieder (des zweiten in unſrer Reihenfolge), welches vor den andern ſich vortheilhaft durch formelle Einheit neben der poetiſchen auszeichnete. Be-

gleitet wurde die Künstlerin durch ihre Tochter, die rühmlichst bekannte Pianistin Fräulein Mary Krebs, welche Herrn Ratzenberger den Platz am Flügel räumte, um Fuge und Variationen von Friedrich Kiel (F moll, Op. 17), eine höchst interessante thematische Arbeit, mit bewährter Präcision in angemessener anspruchsloser Weise vorzutragen.

Würdigen und bei allzu großer Fülle des Gebotenen fast ersehnten Schluß bildete das, namentlich durch die witzsprudelnden und tiefsinnigen Mittelsätze sich auszeichnende Oktett für 4 Violinen, 2 Violen und 2 Celli von F. Swendsen (A dur, Op. 3), durch die Herren Koncertmeister David, Direktor Hellmesberger, Kammermusiker Freiberg, Koncertmeister Heckmann, Kammermusiker Wallbrühl und Meyer und Violoncellisten Grützmacher und Fitzenhagen vortrefflich durch- und hinsichtlich des Erstgenannten angeführt. —

Ein Orchesterwerk (in C dur) „Zur Iliade" betitelt, von Gustav Weber aus Bern, der mit unverkennbarem Direktionstalente die Durchführung selbst leitete, vermochte nur wenig zu befriedigen. Nicht als ob der Komposition ansprechende Stellen, wirksame Gegensätze und originelle Wendungen gänzlich gefehlt hätten: im Gegentheil; auch die Instrumentation war bei einem gewissen jugendlichen Sichgefallen in überflüssigen Kraftäußerungen eine wohldurchdachte, nicht undurchsichtige. Der Titel mochte die Wirkung wohl zumeist beeinträchtigen dadurch, daß er eine allzu große Reihe von Vorstellungen hervorrief, deren eine in der Komposition wieder zu erkennen der Hörer sich abmühte und so über dem Suchen nach der poetischen Einheit des Werkes den Genuß der musikalischen sich verkümmert sah.

Dagegen berührte wahrhaft wohlthuend F. Dräseke's „Lacrimosa" für vierstimmigen Chor, Soloquartett und Orchester namentlich Diejenigen, welche vor Zeiten den Komponisten auf der äußersten, formverachtenden, vielleicht weil formunkundigen und unfertigen Linken der damals noch weniger Sympathien sich erfreuenden Schule gesehen hatten. Am meisten aber dürfte diese selbst ihres einstigen „Schmerzenskindes" sich freuen, da es durch einen so entschiedenen Fortschritt zum Guten und Besten den greifbaren Beweis dafür abgibt, wie viel sicherer der in den freien Höhen bewußter Ideen zur Ueberschau Gelangte die irdische Form zu sich emporzuziehen vermag, als der in der breiten Fläche formeller Bildung Wurzelnde die Idee zu sich herabzuziehen im Stande ist.

Demnächst bot Robert Schumanns bekanntes Koncert für Cello und Orchester neben der Gelegenheit, Herrn Musikdirektor Rakemann aus Sondershausen als tüchtigen, streng entschiedenen Dirigenten kennen zu lernen, noch die erwünschte zweite, Herrn Grützmacher auch im Solospiele als Virtuosen auf seinem Instrumente zu bewundern und Gewißheit darüber zu erlangen, daß der Künstler namentlich die Cantilene zu besonderer Vollkommenheit herausgebildet hat, aber auch mit sattsam kräftigem Bogenstrich keckem Humor entschiedenen Ausdruck zu geben weiß. Dräseke's „Lacrimosa" in gewisser Hinsicht verwandt, sie aber an poetischer und formeller Schönheit überragend, reihte sich als Schluß des ersten Theiles eine Tondichtung von Heinrich Schulz-Beuthen in Zürich, Psalm 42 und 43 für Baritonsolo, Chor und Orchester (Franz Liszt gewidmet) an, von sämmtlichen Betheiligten unter Kapellmeister Professor Müller-Hartungs umsichtiger Leitung, deren auch Dräseke's Werk sich erfreut hatte, mit Sicherheit und Wärme durchgeführt.

Entschiedenen Eintrag that dieser Wirkung der dem Programme beigedruckte Psalmentext, eine wohl herrliche, aber immerhin fremdartige Poesie, die selbst in der besten Uebersetzung nur unsre Worte, aber nicht unsre Sprache spricht und selbst den Kenner ihrer Gesetze in wahrhafte, von aller ästhetischen und historischen Bewunderung losgelöste religiöse Erhebung nur dann versetzt, wenn sie sich unmerklich zum Spiegel seiner eigensten Zustände umwandelt und seine eigensten Worte zwischen ihre Zeilen aufnimmt.

Den zweiten Theil des Koncertes eröffnete eine Festouverture für großes Orchester von Dr. L. Damrosch in Breslau, eine feurig ineinanderlodernde Tondichtung, feurig durchgeführt unter des Komponisten eigner Leitung, dessen Direktionsweise ein treues Bild seines Werkes bot. Höchst anmuthig kontrastirte mit diesem unter Kapellmeister Lassens Leitung Liszts Es-dur-Koncert für Pianoforte und Orchester, von phantastisch heiterer, nur zum Scherz die Stirn in Falten ziehender Laune eingegeben und wie geschrieben für Fräulein Mary Krebs (königlich sächsische Kammervirtuosin in Dresden), unter deren kunstfertigen Händen die Töne, gleich Aehren eines Feldes, mit dem neckische Lüfte, anschwellend und verathmend, ihr loses Spiel treiben, bald leise sich wiegten, bald hastig durcheinanderwogten. Stürmischer Beifall lohnte sowohl der Künstlerin, als dem allverehrten Meister, der endlich dem rufenden Publikum Frau Viardot-

Garcia zuführte, die auch ihrerseits nicht unterlassen mochte, in den Kranz des Festes durch den hochdramatischen Vortrag von Liedern eigner Komposition eine Blüthe ihrer Kunst zu flechten.

Die Schlußnummer des Abends, „Die Hochzeit des Prometheus", Cantate für Soli (Fräulein Radecke, großherzogliche Hofopernsängerin, und die Herren Schild und Hasselbeck aus Weimar), Chor und großes Orchester von Camille St. Saëns aus Paris, fand beim Publikum eine widersprechende Aufnahme. Das Rechte mochte wie fast immer in der Mitte liegen; denn wenn auch der frostig allegorische Text (übersetzt von W. Langhans) eine höhere poetische Einheit der Komposition nicht ermöglichte, so entbehrte dieselbe der musikalischen keineswegs und zeichnete sich sogar durch durchsichtige Instrumentation, sparsame, aber keineswegs spärliche Benutzung der Mittel im Allgemeinen und durch hohen Schwung einzelner Stellen im Besonderen aus.

Die Verlegung des schon erwähnten Vortrages von Professor Rohl änderte das Programm für den Sonnabend, der ursprünglich lediglich der Aufführung Beethovenscher Werke und der Betrachtung über des Meisters Entwicklungsgang hatte gewidmet sein sollen, derart, daß Mittags 12 Uhr in der Stadtkirche eine kleine geistliche Musikaufführung, jedem Kunstliebenden zugänglich, veranstaltet wurde. Ein zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden und lauschte mit hoher Befriedigung dem Orgelspiel des Herrn Kapellmeisters Dr. Stade aus Altenburg (Fuge in D moll von S. Bach) und des Herrn Kniese aus Leipzig (Fuge über B A C H von Schumann), zwischen deren Leistungen Gesangsvorträge des Herrn G. Henschel („geistliches Lied für Bariton" vom Vortragenden) und des Fräulein Schömann aus Bremen (Arie von Händel) mit Cellovorträgen des Herrn Fitzenhagen aus Dresden abwechselten. Besonders war es der eigenthümlich weiche, dem Charakter der gewählten Piecen (Largo und Andante von Boccherini und Nr. 1 und 4 der „Consolations" von Liszt) angemessene Ton und die elegische Vortragsweise des Letzteren, welche besonderes Interesse erweckte.

Das Programm der am Abend im Theater stattfindenden Aufführung, wie schon gesagt nur aus Werken Beethovens zusammengesetzt, hatte nur insofern eine Aenderung erlitten, als leider an Stelle der die mittelste Nummer bildenden Sonate für Hammerklavier die „32 Variationen" des Meisters traten, welche Herr Camille St. Saëns so musterhaft vortrug, daß diesmal einstimmiger Beifall seine Leistung krönte und die frühere Unbill vergessen machen zu wollen schien. Von diesem Mittelpunkte aus erscheinen der Erinnerung die Genüsse des Abends nach dem Beginne und dem Schlusse des Konzertes gesteigert und gegipfelt. Als Steigerung entschieden zu bezeichnen ist der voraufgehende, von Kapellmeister Lassen in rühmlichst bekannter, diskreter und anschmiegsamer Weise akkompagnirte Vortrag des Liederkreises „An die ferne Geliebte" durch Herrn Kammersänger C. Wallenreiter, welcher mit zwar angegriffener, aber ausgezeichnet geschulter Stimme und einfachster, tiefseelischer Vortragsweise der nicht genug zu würdigenden Komposition gerecht wurde; als Steigerung nicht minder zu rühmen der folgende Vortrag der Lieder „An die Geliebte" und „Neue Liebe, neues Leben" durch Herrn Kammersänger Schild, der durch den Vorzug seines gesunden Organes den Ausfall einer etwas minder dankbaren Aufgabe deckte. Als Gipfelpunkte aber der Genüsse nicht nur dieses Abends, sondern wohl gar mancher Jahre muß die Durchführung der beiden, das Konzert eröffnenden und abschließenden Quartette (F dur, Op. 135, und Cis moll, Op. 131) durch die Herren Hellmesberger, Kömpel, David und Grützmacher gelten.

Die Reproduktion dieser Werke war so vollendet, daß künftig im Geiste eines jeden der Zuhörer mit dem Begriffe jener Schöpfungen die Namen der vier genannten Meister verbunden bleiben werden.

Vor- und Nachmittag des Sonntages blieben von öffentlichen Aufführungen frei, zur wahren Befriedigung der an allem bisher Erwähnten als eifrige Zuhörer betheiligt gewesenen und von der Fülle des Gebotenen fast überwältigten Festgenossen, welche eine bange Besorgniß hinsichtlich der Ausdauer der gegen Mittag zu nochmaliger Probe sich versammelnden Mitwirkenden nicht zu unterdrücken vermochten. Jedoch auch die leiseste Besorgniß entschwand, als am Abend im festgeschmückten, bis zu den äußersten Räumen dichtbesetzten Theater die ersten Töne von Lassens Beethoven-Ouverture erklangen und des gefeierten Meisters lorbeerbekränzte, inmitten der Bühne auf blumengeschmücktem Sockel sich erhebende Kolossalbüste huldigend umflutheten. Beethovensche Motive sinnvoll und mit oft gerühmter glänzender Darstellung zu einem stilvollen Ganzen verwebend, übte Lassens für diesen Tag komponirtes Werk eine so fortreißende Wirkung aus, daß lang andauernder Beifall den Komponisten

wieder und wieder hervorrief. Nach wieder eingetretener Ruhe erschien Frau Hettstedt, der Stolz der weimarischen Bühne, vor Beethovens Büste, mit eindringlicher Gewalt und ausdrucksvollster Betonung den Prolog zu sprechen, in welchem Friedr. Bodenstedt die dem Worte unerreichbare Sphäre, zu welcher Beethovens Töne sich aufschwingen, des Meisters Leid, aus dem unsre Freuden quellen, und Deutschlands Stolz auf seinen großen Sohn in schwungvollen Oktaven würdig besang. Dem Prologe schloß sich unter Prof. Müller-Hartungs Leitung Liszts „Beethoven-Cantate" für Soli (von Fräulein Reiß, großherzoglicher Kammersängerin, und Herrn Kammersänger v. Milde in musterhafter Weise durchgeführt), Chor und Orchester an, deren orchestrale Einleitung sowohl, aus einer höchst kunst- und effektvollen Instrumentirung des Andantesatzes aus dem B dur-Trio bestehend, als auch die eigentliche Cantate, deren Dichtung von Prof. Adolph Stern Beethovens Geburt von wunderbaren, deutungsreichen himmlischen Zeichen begleitet sein läßt und mit jubelndem Preise des neu aufgegangenen Sternes schließt — trotz der nicht unbedeutenden Länge des Gesammtwerkes so zündend wirkte, daß ein wahrer Blumenregen den Komponisten überschüttete, als er erschien, um selbst die Direktion des eingeschobenen, von Karl Tausig mit vollendeter Technik und einem aus tiefstem Verständniß und pietätvoller Bewunderung resultirenden Grade von Objektivität vorgetragenen Es dur-Koncertes und der neunten Symphonie zu übernehmen.

Der liebenswürdige, Jedem sein berechtigtes Theil des Ruhmes gönnende und sichernde Meister durfte es gar wohl wagen, den Dirigentenstab öfters ruhen und das Orchester Zeugniß seiner Festigkeit ablegen zu lassen: so durchgängige Sicherheit und bei allen vorausgegangenen Anstrengungen ungeminderte Hingabe an die schwierige Aufgabe sicherte der gewaltigen Komposition, deren Interpretation Richard Wagners dem Programme beigedruckt war, eine im Allgemeinen so exakte Durchführung, und, namentlich dem letzten Theile, der sich der Mitwirkung der Damen Otto-Alvsleben und Krebs-Michaelsi, sowie der Herren v. Milde und Schild zu erfreuen hatte, eine so begeisternd fortreißende Wirkung, daß der Schluß des Abends und des Festes mit Fug und Recht dessen Krone genannt werden darf.

Die gesellige Seite der diesjährigen Versammlung, so weit sich darüber ein Ueberblick erlangen läßt, ist als die am wenigsten erfreuliche zu bezeichnen. H. Küchling.

Nekrolog.

Entres, Joseph Otto, ein um die Kenntniß und Wiederbelebung altdeutscher Kunst vielfach verdienter, hervorragender Bildhauer, † am 14. Mai in München. Geboren am 13. März 1804 in Fürth bei Nürnberg, bildete er sich (1820) unter Konrad Eberhard an der Münchener Akademie. Durch ihn kam die deutsche Holzskulptur wieder zu Ehren. Er lieferte u. a. für den Hochaltar der Münchener Frauenkirche ein Relief, einen gothischen Choraltar, für den Kalvarienberg zu Tölz die kolossale Sandsteinstatue eines am Oelberg betenden Christus, ferner für die Gruft des Münchener Domkapitels eine nachmals in vielen Kopien verbreitete Madonnenstatue, die prächtige Kanzel in der Auerkirche, die Schnitzwerke am Hauptportal und über den vier Seitenthüren der Peterskirche, dazu die beiden steinernen Apostelgestalten an der Façade ꝛc. Außerdem fertigte er zahlreiche Altäre, Krucifixe, Grabdenkmäler ꝛc.

Hill, D. O., hervorragender schottischer Landschaftsmaler, † laut Meldung vom 20. Mai in Edinburgh.

Horneman, Johann Ole Emil, Komponist des bekannten, deutschfresserischen Dänenliedes: „Den tappre Landsoldat", † am 28. Mai, 61 Jahre alt. Er wurde in seinem 28. Jahre als Pianofortelehrer am königlichen Theater in Kopenhagen angestellt und gründete 1844 das unter der Firma „Horneman und Erslev" bekannte Musikaliengeschäft.

Pranz, Wilhelm, Direktor des früheren Musikkonservatoriums in Koburg, † in der zweiten Hälfte des Mai in München.

Prisac, Kanonikus vom Aachener Kollegiatsstifts-Kapitel, eifriger Förderer der christlichen Kunst, durch seine Reisen in Spanien und die Berichte darüber bekannt, † in Aachen in der Nacht zum 15. Mai, 67 Jahre alt.

Neue Bücher.

Bühnenbriefe, von F. Müller. München, Merhoff.

Chemie.

Ueber die Gährung. Die Arbeiten Pasteurs und die zum Theile durch sie veranlaßten Untersuchungen anderer Forscher über die Funktionen der kleinsten Organismen haben in den letzten Jahren sehr viel Aufsehen erregt und namentlich auch einer neuen Auffassung der Gährungserscheinungen manche Anhänger gewonnen. Unter diesen Umständen erscheint die neueste Arbeit Liebigs (Ueber die Gährung und die Quelle der Muskelkraft. Annal. d. Chemie und Pharm.

Auch im Separatabzug, Leipzig, Winter, 1870) von besonderem Werth, da sie mit vollkommener Klarheit Pasteurs Irrthümer nachweist und die Fermentwirkungen im Allgemeinen ebenso vollständig erklärt wie im Speciellen die Rolle, welche die Hefe bei der Alkoholgährung spielt.

Als Liebig zuerst seine Theorie der Fermentwirkungen aufstellte, nahm er an, daß das Zerfallen der gährungsfähigen Materie in einfachere Verbindungen zurückgeführt werden müsse auf einen Spaltungsprozeß, der im Ferment bestehe, und daß die Wirkung des Gährungerregers auf die gährungsfähige Substanz fortdauere oder ihr Ende finde mit der Dauer oder der Beendigung des im Ferment bestehenden Umsetzungsprozesses. Die Umlagerung der Zuckeratome im Zuckermolekül sei demnach eine Folge der Zersetzung oder Umlagerung eines oder einiger Bestandtheile des Fermentes, sie finde nur bei Berührung beider statt.

Die Ansicht Pasteurs über die Gährung ist hingegen folgende: Der chemische Vorgang der Gährung ist wesentlich eine die Lebensakte der Hefe begleitende Erscheinung; sie fängt damit an und endigt damit; eine Alkoholgährung ohne gleichzeitige Organisation, Entwicklung und Vermehrung, d. h. ohne fortgesetztes Leben findet niemals statt. Dem steht nun aber zunächst die Thatsache gegenüber, daß die Hefe in reiner Zuckerlösung Gährung hervorbringt; die Hefe besteht zum größten Theil aus einer stickstoffreichen und schwefelhaltigen Substanz, sie enthält außerdem eine beträchtliche Menge phosphorsaurer Salze und es ist daher schwer zu verstehen, wie sich beim Ausschluß beider in der gährenden reinen Zuckerlösung die Anzahl der Hefenzellen vermehren könnte. Dazu kommt, daß die Hefe noch auf viele andere Materien eine ähnliche zersetzende Wirkung wie auf den Zucker ausübt. Aepfelsaurer Kalk wird durch sie sehr schnell in Kohlensäure und drei andre Kalksalze gespalten, was gewiß schwer zu begreifen ist, wenn die Wirkung der Hefe auf ihrem Wachsthum und ihrer Vermehrung beruht. In gleicher Weise wird Salicin in wässeriger Lösung durch Bierhefe unter Bildung von Saligenin und salicyliger Säure zersetzt. — Eine ähnliche Spaltung des Salicins wird aber auch durch Emulsin bewirkt, ohne daß nachweisbar ein physiologischer Prozeß dabei betheiligt ist. Das Emulsin ist ein leicht zersetzbarer schwefel- und stickstoffreicher Körper, und in der Hefe findet sich gleichfalls ein schwefel- und stickstoffhaltiger Stoff, der ebenso leicht zersetzbar ist wie das Emulsin und wie dieses beim Erhitzen des Wassers seine gährungerregende Eigenschaft verliert. In Mandelmilch von süßen Mandeln, die als eine koncentrirte Lösung von Emulsin betrachtet werden kann, tritt endlich nach Zusatz von Traubenzucker lebhafte Alkoholgährung ein, so daß der Analogie nichts an Vollständigkeit fehlt.

Schreibt man nun dem schwefel- und stickstoffhaltigen Hefenbestandtheil die gährungerregende Wirkung zu, so bliebe zu erklären, in welcher Beziehung der physiologische Prozeß der Hefenbildung zu jenem Körper steht. Es könnte sein, daß durch jenen Prozeß eben nur der als Ferment wirkende Stoff in der lebenden Zelle erzeugt wird, und um dies zu entscheiden, hat Liebig einige Versuche angestellt, welche die Sache wesentlich aufklären.

Extrahirt man Hefe mit Wasser, so erhält man eine Flüssigkeit, welche Rohrzucker sehr energisch in Traubenzucker verwandelt; sie enthält wahrscheinlich ein Zersetzungsprodukt eines Hefenbestandtheils, einen Stoff, der in fortwährender Umwandlung begriffen ist, aber nicht die Fähigkeit besitzt, Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu spalten. Welcher Substanz in der Hefe diese Fähigkeit zukommt, läßt sich nicht ermitteln, die vorliegenden Hefenanalysen weichen sehr stark von einander ab, und in der That wechselt die Zusammensetzung der Hefe, man kann sagen, von einem Tage zum andern. Dies ist wohl ein sicheres Merkzeichen der Veränderungen, die unausgesetzt in ihrer Substanz vor sich gehen.

Läßt man Hefe im breiartigen Zustande mit Wasser bedeckt bei mittlerer Temperatur stehen, so tritt eine vollständige Gährung ein und es bildet sich Alkohol und Kohlensäure. Nach Pasteur tritt hierbei wieder eine Neubildung von Hefe ein und die jungen Zellen entstehen aus dem Material der Mutterzellen. Ein Theil der Cellulose dieser letzten verwandelt sich in Zucker und von diesem dient ein Theil zur Neubildung der jungen Zellen, während der andre in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Kontrolirt man aber diese Behauptung mit der Wage, so zeigt sich nach Liebigs Versuchen, daß, wenn der gebildete Alkohol von der Cellulose der Zellenwände der Hefe stammte, diese letztere nach vollendeter Gährung vollständig verschwunden sein müßte. Es hätten keine Zellen mehr in dem Rückstande nachweisbar sein dürfen; der Augenschein zeigt aber, daß die Zellen in der Hefengährung nicht vermindert werden und nicht verschwinden. Wohl aber erleiden sie eine Veränderung, die sich nach

Nägeli durch die derbere und dickere Zellenmembran, den körnigen und verminderten Plasmainhalt kundgibt. Diese Hefenzellen sprossen nicht mehr, sie sind abgestorben und der Vorgang der Hefengährung besteht also in einer Zersetzung des Zelleninhalts. Der Stickstoff- und der Schwefelgehalt der Hefenzellen hat sich hierbei vermindert und ein Theil ihrer eiweißartigen Substanz ist in die Flüssigkeit übergetreten.

Wenn nun aber nicht die Cellulose der Hefenzellen es ist, welche das Material zur Alkohol- und Kohlensäurebildung liefert, so muß dies von einem dem Zucker identischen oder ähnlich zusammengesetzten Stoffe stammen, der einen Bestandtheil des Zelleninhalts ausmacht; und da dieser Stoff durch Auswaschen der Hefe nicht entzogen werden kann, so muß er nothwendig in Form einer festen Verbindung mit einem andern Körper in der Zelle enthalten sein, welcher reich an Stickstoff und schwefelhaltig ist.

Vergleichen wir endlich das Verhalten der Hefenzellen in der Bierwürze mit dem der Hefe in einer reinen Zuckerlösung, so ergibt sich, daß in der Würze eine sehr bedeutende Vermehrung der Zellen während der Zuckergährung stattfindet; in der reinen Zuckerlösung hingegen tritt zwar eine Gewichtszunahme der Hefe, aber nicht die von Pasteur behauptete Vermehrung wirksamer Zellen ein. Im erstern Fall finden die Zellen in der stickstoffhaltigen Lösung reichlich Nahrungsstoff zu ihrer Ernährung und Vermehrung; in der reinen Zuckerlösung fehlt dieser Nährstoff und der Vorgang ist ein anderer. Hier tritt zunächst ein Theil des stickstoffhaltigen Bestandtheils des Hefenzelleninhalts an die Flüssigkeit, welche noch reich ist an Zucker. Die restirende lebende Hefe verhält sich jetzt zu dieser Flüssigkeit wie frische Hefe, die man zur Bierwürze gesetzt hat; sie sprießt und es bilden sich neue Zellen, welche die aufgelöste stickstoffhaltige Materie zur Wiederherstellung von normalem aktiven Zelleninhalt verwenden. Indem diese neuen Zellen auf den Zucker wirken, tritt wieder stickstoffhaltige Materie aus und dies kann Monate lang so fortgehen. Mit der Erzeugung frischer Zellen geht die Bildung neuer Zellwände parallel, und da diese aus Cellulose bestehen, so vermehrt sich das Gewicht der Hefe nur um das Gewicht der hinzugekommenen Cellulose.

Die Dauer der Gährung bei geringen Hefenmengen oder die sogenannte Nachgährung beruht also darauf, daß der in Folge des Umsatzes in der Hefenzelle an die Flüssigkeit getretene schwefel- und stickstoffhaltige Bestandtheil derselben, der für sich das Vermögen nicht hat, den Zucker in Kohlensäure und Alkohol zu spalten, dieses Vermögen wieder gewinnt; und dies geschieht dadurch, daß er als Nährstoff zur Erzeugung neuer Hefenzellen dient und in der Zelle selbst die Form der Verbindung wieder gewinnt, in welcher er die Zersetzung des Zuckers hervorbringt.

Während der Gährung tritt in den Hefenzellen eine Theilung des stickstoffhaltigen Zelleninhalts ein, ein Theil desselben bleibt in der unwirksam gewordenen Zelle in unlöslichem Zustande stets zurück, und dies ist der Grund, warum die Wirkung der Hefe zuletzt eine Grenze hat. Wenn alle stickstoffhaltigen Bestandtheile austreten würden und die Fähigkeit behielten, immer wieder aufs Neue zur Erzeugung von Hefe zu dienen, so würde der Vorgang der Gährung ein wahres Perpetuum mobile darstellen, einer arbeitenden Maschine gleich, die in sich selbst die Kraft zur Arbeit stets wiedererzeugt.

Versetzt man die Zuckerlösung mit einer größeren Quantität Hefe, so tritt alsbald eine rasch verlaufende Gährung ein, und wenn sich nach Verlauf derselben die Flüssigkeit klärt, so hat die Hefe an Gewicht verloren; bei sehr wenig Hefe kann, wie in der Nachgährung der Weine, die Gährung monate- oder jahrelang dauern; in diesem Fall nimmt die Hefe an Gewicht zu.

Wenn man von bloßen Meinungen absieht, so beschränkt sich unsere thatsächliche Kenntniß von der Hefe und ihren Wirkungen auf Folgendes: Die Hefe besteht aus Pflanzenzellen, die sich in einer Flüssigkeit entwickeln und vermehren, welche Zucker und Albuminat oder einen von einem Albuminat stammenden Körper enthält; die Hauptmasse des Zelleninhalts besteht aus einer Verbindung von einem stickstoff- und schwefelhaltigen Körper mit einem Kohlehydrat oder Zucker. In der Hefe tritt von dem Moment an, wo sie sich fertig gebildet hat und in reinem Wasser sich selbst überlassen wird, eine molekulare Bewegung ein, die sich in der Umsetzung der Bestandtheile des Zelleninhalts äußert. Das in derselben enthaltene Kohlehydrat zerfällt in Kohlensäure und Alkohol und ein kleiner Theil seines schwefel- und stickstoffhaltigen Bestandtheils wird löslich und behält die in ihm eingetretene molekulare Bewegung in der Flüssigkeit bei; in Folge derselben hat dieser Stoff das Vermögen, Rohrzucker in Traubenzucker überzuführen. An diesem Vorgange nimmt kein Körper von außen außer Wasser Antheil.

Wenn einer Mischung von Hefe und Wasser Rohrzucker zugesetzt wird, so tritt zunächst dessen Umwandlung in Traubenzucker ein und die durch die Wände der Hefenzelle eindringenden Zuckertheilchen verhalten sich in der Zelle selbst wie der Zucker oder das Kohlehydrat, welches ein Bestandtheil des Zelleninhalts ist; sie zerfallen in Folge der auf sie einwirkenden Thätigkeit in Alkohol und Kohlensäure; es tritt, wie man alsdann sagt, die Gährung des Zuckers ein.

Die Bedeutung des pflanzlichen Organismus für die Erscheinung der Gährung scheint hiernach klar zu sein, insofern nur durch dessen Vermittelung ein Albuminat und Zucker in der Flüssigkeit, worin sich der Hefenpilz entwickelt, zu der eigenthümlichen Verbindung, oder wenn man will, in der losen Form vorübergehend zusammentreten können, in welcher allein sie als Bestandtheil des Pilzes eine Wirkung auf den Zucker äußern; wenn der Pilz nicht mehr wächst, so löst sich das Band, welches die Bestandtheile des Zelleninhalts zusammenhält, und es ist die in demselben eingetretene Bewegung, wodurch die Hefenzellen eine Verschiebung oder Spaltung der Elemente des Zuckers und anderer organischen Moleküle bewirken.

Neue Bücher.

Analyse, qualitative. Reactionsschema für dieselbe. Berlin, Hirschwald.

Gifte und ihre Gegengifte, von O. Bandlin. 2. Bd. Basel, Richter.

Lehrbuch der Chemie, gegründet auf die Werthigkeit der Elemente, von A. Geuther. Jena, Döbereiner.

Zoologie.

Die Anwendung der Thiergeographie auf die Schöpfungsgeschichte*). Pflanzengeographie und Thiergeographie, obwohl auf dem gleichen Gebiete der räumlichen Verbreitung der Organismen thätig, sind schon von Anfang an in den Aufgaben, die sie sich stellten, und bei fortgeschrittenerer Entwickelung in den Zielen, die sie erreicht, in den Diensten, die sie der gesammten Biologie erwiesen haben, weit auseinandergegangen. Die Ursache hiervon liegt ganz vorzüglich in der verschiedenen Stellung, die die beiden großen Reiche lebender Wesen gegenüber den die Verbreitung beeinflussenden Faktoren einnehmen. Während alle Pflanzen in jedem Sinne mehr an den Boden gefesselt erscheinen, ist freie Beweglichkeit vorherrschende Eigenschaft der Thiere, die jedoch verschiedenen Klassen in verschiedenem Grade eignet; daraus ist schon a priori zu schließen, daß dort die Verbreitungsverhältnisse gleichförmiger, hier mannichfaltiger sein werden. Die Erfahrung bestätigt diesen Schluß in ausgedehnter Weise. Die Pflanzengeographen haben die Erde in eine Reihe von Provinzen zu theilen vermocht, deren Grenzen für die große Mehrzahl der von ihnen umschlossenen Gewächse gleichmäßig natürlich erscheint; für die Verbreitung der Thiere würden derartige Eintheilungen immer nur eine viel beschränktere Anwendung finden können; so hat, um nur Ein Beispiel zu nennen, das in seiner Pflanzenwelt so einförmige Australien zwar eine nicht wenig eigenthümliche Säugethierfauna, dagegen eine vorwiegend mit der indischen verwandte Insektenwelt, so daß man bezüglich der letzteren sehr viel weniger geneigt sein wird, aus dem fünften Erdtheil eine thiergeographische Provinz zu machen als im Hinblick auf erstere. Aehnliches ist an anderen Regionen zu beobachten; die geflügelten Thiere haben stets weitere Verbreitungsbezirke als die bloß auf ihre Beine angewiesenen, und unter den Meeresbewohnern halten sich die Kriechenden in viel engeren Grenzen als die Schwimmenden. Es ist bekannt, wie kosmopolitisch einige Gruppen sind, wie man gewisse Familien starkfliegender Seevögel vom Nordpol bis zum Südpol nirgends vermißt und wie die Wale und Delphine im atlantischen nicht weniger als im stillen Ocean sich umhertummeln. Diese Mannichfaltigkeit der Verbreitung macht das Gesammtbild der thiergeographischen Verhältnisse lebendiger, bunter als das der pflanzengeographischen, aber es macht gleichzeitig die Aufgabe schwerer und ist vorzüglich daran schuld, daß die wissenschaftliche Entwickelung der Thiergeographie so langsam sich vollzog und nach ganz anderen Zielen sich wandte als die Pflanzengeographie. Diese erhielt schon von ihren ersten Bearbeitern, wie

*) Hierzu die Karte über die Heimath der wichtigsten Thiere.

Wahlenberg, Humboldt u. A., ganz konkrete Aufgaben gestellt; die Untersuchungen über die Beziehungen, welche zwischen den Linien gleicher Jahreswärme, oder gleicher Sommertemperatur, oder gleicher Niederschlagsmengen und den Verbreitungsgrenzen der Pflanzen bestehen, über die Analogien, die in der Flora hoher Berge und hoher Breiten sich herausstellen, die Elemente der landschaftlichen Physiognomie, die Gebundenheit an gewisse geognostische Zusammensetzung des Bodens waren sämmtlich Probleme, die der Thiergeographie durchaus fremd bleiben mußten und höchstens durch das Medium ihrer Endresultate einigen Einfluß auf dieselbe übten. Dafür war in sie ein Element eingetreten, das bald hohe Bedeutung erlangte, jener dagegen einstweilen noch fremd blieb, es war das Studium der vorweltlichen Thierreste und ihrer Beziehungen zur jetzt lebenden Thierwelt. Es ist bekannt, daß Cuviers grundlegende Forschungen über fossile Thiere an diejenigen Epochen der Vorwelt anknüpften, welche der, in welcher wir leben, unmittelbar vorausgingen, nämlich an die Tertiärzeit; bei der großen Uebereinstimmung der Fauna der jüngeren Tertiärgebilde mit der der heutigen Länder und Meere konnten Versuche zur Parallelisirung beider nicht ausbleiben und die Verbreitungsverhältnisse der heute lebenden Thiere wurden in dem Maße, als die Kenntniß der vorweltlichen Schöpfungen fortschritt, mehr und mehr aus einem historischen Gesichtspunkte betrachtet. Wenn, wie wir oben angedeutet, das Streben der Pflanzengeographie vorzüglich auf Klarlegung derjenigen Ursachen gerichtet war, welche in der Gegenwart die Verbreitung der Gewächse bestimmen, so trat nun in der Thiergeographie immer mehr das Streben hervor, den schöpfungsgeschichtlichen Prozessen nachzuspüren, durch welche die Verbreitung der Thiere sich so gestaltet hatte, wie sie gegenwärtig sich darstellt. Diese Tendenz ließ die Entwickelung der gesammten Disciplin im Anfange bedeutend hinter der botanischen Schwesterwissenschaft zurückbleiben; sie war Jahrzehnte lang durch die Cuviersche Katastrophenlehre gebunden, denn wie diese jeden Zusammenhang zwischen verschiedenen Schöpfungsperioden, z. B. der tertiären und der gegenwärtigen, zu leugnen, oder wenigstens auf unbedeutende Spuren zu reduciren pflegte, um jede Epoche mit einer gründlichen Neuschöpfung beginnen zu lassen, so wollte auch die Mehrzahl der Thiergeographen in den Verbreitungsverhältnissen, wie sie in den verschiedenen Perioden, die die Schöpfungsgeschichte umfaßt, bestanden hatten, nichts Anderes als den unmittelbaren Ausdruck eines nicht weiter zu erforschenden schöpferischen Gedankens erblicken, und es war nur konsequent, wenn sie z. B. die auffallende Uebereinstimmung der nordamerikanischen und nordeuropäischen Thierwelt nicht einmal versuchsweise durch Wanderungen erklärte, sondern von vornherein an zwei von einander unabhängige Schöpfungsakte appellirte und zu diesem Behufe jene Uebereinstimmung auf ein allergeringstes Maß zu reduciren und als zufällige Aehnlichkeit darzustellen sich bemühte. Agassiz, der Vater, war das Haupt dieser ohne Cuviers Geist auf Cuviers anfänglichsten Wegen fortschreitenden Schule, in deren Hand sich die Thiergeographie zu einer ebenso kühnen als unwahren Ausmalung des mosaischen Schöpfungsberichtes verbildete.

Neben Forschern, die, sei es aus allzu großer Phantasiefülle oder aus eigensinniger Rechthaberei, die Thatsachen eine andere Sprache sprechen lassen, als die, welche ihnen von Natur zukommt, gibt es zum Glück stets eine kaum geringere Anzahl besonnener und klarer Köpfe, die aus den kühnen Hypothesen Jener die Wahrheitskerne herauszufinden und in fruchtbarerer Weise als sie zu verwenden wissen. So fand auch der Gedanke, die Thiergeographie mit schöpfungsgeschichtlichen Thatsachen in Connex zu setzen, bald einen günstigeren Boden, als der war, den Cuvier und Agassiz mit ihren unübersteiglichen und undurchdringlichen Scheidewänden unveränderlicher Arten, durch Neuschöpfungen inaugurirter und durch Katastrophen beschlossener Schöpfungsepochen, scharf umschriebener Schöpfungscentren bebaut hatten. Von den Anhängern der Entwickelungstheorie aufgenommen, fand diese Idee eine ungeahnt reiche und nach allen Seiten hin wirkungsvolle Entfaltung; sie hat die Kunde der geographischen Verbreitung der Thiere zu einer Hauptstütze der seit wenigen Jahren auf ganz neuen Grundlagen erstandenen Schöpfungsgeschichte gemacht, nachdem sie der bis dahin so unvollkommenen Disciplin durch Aufstellung einer neuen Theorie über die Entstehung der Arten die Bahn zu ungehinderter Ausbildung gebrochen hatte. Wenn wir unter Wissenschaft nicht jeden beliebigen Notizenkram, sondern einen organisch zusammenhängenden Bau, nach klar erkannten Gesetzen mit dem Materiale kritisch bewährter Thatsachen aufgerichtet, verstehen, so ist erst mit dem Aufschwung, den gleichzeitig mit andern natur-

geschichtlichen Disciplinen im Beginn des vorigen Jahrzehnts die Thiergeographie nahm, dieselbe aus dem Stadium der Vorbereitung in das des endgültigen Ausbaues, aus dem der Kenntniß in das der Erkenntniß eingetreten. Wir wollen im Folgenden versuchen, in Kürze den Charakter dieser jungen, vielverheißenden Wissenschaft zu schildern, da derselbe einen interessanten Beleg gibt für die Umwandelung, die das Auftreten rationeller Anschauungen über das Werden der organischen Welt selbst auf entfernteren Gebieten der Biologie zu bewirken vermocht hat.

Vergegenwärtigen wir uns die allgemeinsten Verhältnisse in der geographischen Verbreitung der heutigen Thierwelt. Am Nordpol beginnend finden wir die arktischen Regionen als Sitz einer oft bis ins Einzelnste übereinstimmenden, an Arten armen, an Individuen meist reichen Fauna; dieselbe möge als cirkumpolare Provinz unterschieden werden von einem ebenfalls rund um den Nordpol laufenden, südlicher liegenden Gürtel, der die nördlichen gemäßigten Breiten Europa's, Asiens und Amerika's einschließt und allgemein als paläarktische Provinz bezeichnet wird. Um die Uebereinstimmung, welche innerhalb dieses — in Europa noch die Mittelmeerländer in sich aufnehmenden — weiten Gebietes herrscht, zu charakterisiren, wollen wir nur den gemeinen Bären, der in wenig verschiedenen Arten von den Felsengebirgen bis nach Japan wohnt, den Wolf, den Fuchs, das Elenn (Moosthier der Amerikaner), das Renthier, die Edelhirsche, den Bison (in Europa fälschlich mit dem Namen „Auerochs" belegt, der dem ausgestorbenen wilden Ochsen, Bos primigenius, zugehörte), den Luchs namhaft machen; mögen diese Thiere sowie die übrigen Bewohner dieser Provinz an den weit getrennten Punkten ihres Vorkommens einzelne Abweichungen zeigen, so ist ihnen doch allen ein gemeinsamer Typus aufgeprägt, und so wenig z. B. der allgemeine Charakter des kalifornischen oder canadischen Waldes von dem des europäischen oder japanischen gründlich verschieden ist, ebenso wenig ist dies in der Thierwelt der Fall; wollten wir uns hier mit der Aufzählung der Verbreitungsverhältnisse niederer Thiere befassen, so würden wir eine nicht geringere Analogie zwischen der alten und neuen Welt antreffen. Von Norden her dem Aequator uns nähernd, fallen aber die beiden Hauptkontinente auseinander; wie schon dem überschauenden Blick Asien und Amerika im Norden einander genähert, im Süden aber durch breite Meere auseinander geschoben erscheinen, so wird auch die Thierwelt und, können wir hinzusetzen, die Pflanzenwelt von Norden nach Süden mehr und mehr abweichend, und der Thiergeograph sieht sich genöthigt, Südasien sammt der westlichen Hälfte des malayischen Archipels einerseits, Süd- und Mittelamerika sammt den Antillen andererseits als besondere Provinzen abzusondern. Afrika, dessen nördlich der Sahara gelegener Theil zur paläarktischen Provinz gehört, bildet mit seinem mittleren und südlichen Abschnitt sammt Madagaskar ebenfalls ein eigenes Verbreitungsgebiet und nicht weniger Australien mit seiner Inselwelt, das sogar hinsichtlich der Pflanzenwelt und mancher Thiergruppen, vor allen der Säugethiere, viel abgeschlossener, eigenartiger dasteht als alle anderen Provinzen.

Nach dem, was wir oben über die Möglichkeit der Abgrenzung allgemein gültiger Verbreitungsbezirke gesagt, versteht es sich von selbst, daß es Abwägungen der Verbreitungsverhältnisse verschiedener Thierklassen sind, welche zur Aufstellung der vorstehenden sechs Hauptprovinzen geführt haben*). Australien zerfällt für den, der die Landschnecken ausschließlich ins Auge faßt, in einen östlichen und einen westlichen Abschnitt, der Schmetterlingskundige dagegen wird es mit Südasien vereinigen, und wer das Hauptgewicht auf die Verbreitung der Reptilien legt, wird dem eigentlichen Neuholland Neuseeland zugesellen, während der Pflanzengeograph sich aufs Entschiedenste gegen eine solche Vereinigung erklären dürfte. Was in solchem Wirrsal allein zu leiten vermag, ist die geschichtliche Methode, durch die eine Einsicht in das Zusammenwachsen der verschiedenen Elemente einer solchen Provinz angestrebt wird. Bekanntlich sind sowohl Festländer als Inseln Hebungen und Senkungen unterworfen, und wenn dieselben auch in den Zeiträumen, in denen wir sie zu beobachten vermögen, nur unmerkliche Veränderungen hervorbringen, so ist doch ihr fortgesetzter Einfluß hinreichend, um mit der Zeit die Konfiguration großer Theile der Erdkugel gründlich umzu-

*) Der englische Ornitholog Sclater ist der Erste, welcher dieselben in die Wissenschaft eingeführt hat, vor ihm herrschte die allergrößte Willkür in der Abgrenzung der thiergeographischen Provinzen, da aus sogleich darzulegenden Gründen eine Uebereinstimmung über die Umgrenzung derselben nur möglich war unter Voraussetzung gleicher Ansichten über die Gesetze, welche die geographische Verbreitung der Organismen beherrschen: diese aber traf nicht eher zu, als bis die Entwickelungstheorie der Schöpfung durch Darwin zur Geltung gelangte.

geſtalten. Es iſt ſicher, daß ſolche Verſchiebung der Kontinente und Inſeln nicht ohne Einfluß auf die Thierwelt ſein kann, welche dieſelben bewohnt. Ein nach allen Seiten von Meer umgebenes Land wird mit der Zeit eine eigenartige Fauna auf ſeinem Boden herausbilden, denn die Iſolirung wird Zumiſchung fremder Beſtandtheile verhüten, und die Varietäten, welche entſtehen, werden Zeit und Raum genug finden, um ſich zu neuen Arten auszubilden. Wir ſehen in der That die iſolirten Regionen, d. h. die Inſeln ſtets verhältnißmäßig artenreicher als die Kontinente, und es umſchließt z. B. manche der weſtindiſchen Inſeln eine größere Anzahl *eigener* Landſchneckenarten, als ganz Nordeuropa aufzuweiſen hat. Hingegen wird eine noch ſo große Strecke Landes, die mit andern Landſtrichen in Verbindung ſteht, ſtets einen Austauſch ihrer Bewohner gegen die der umliegenden Regionen erfahren, und es entſteht hierdurch eine größere Gleichförmigkeit des Charakters, da die erſte Bedingung der Entſtehung neuer Arten, die Iſolirung, wegfällt. Es erklärt ſich ſo, daß z. B. Irlands Thierbevölkerung einen ganz anderen Charakter aufweiſt als die des europäiſchen Feſtlandes und ſelbſt als die Englands, welche länger mit der des Kontinentes in Berührung geweſen war. So gemeine Thiere, wie Haſe, Eichhorn, Hausmarder, Maulwurf, fehlen der grünen Inſel, während ſie ſämmtlichen Bezirken des europäiſchen Feſtlandes zukommen. Tritt durch Hebung des Meeresbodens eine Inſel ſo weit hervor, daß ſie mit dem nächſtliegenden Feſtlande in Verbindung kommt, ein Theil deſſelben wird, ſo ändert ſich ihr Charakter nicht ſchnell genug, um nicht noch lange Jahrhunderte kenntlich zu ſein, während andrerſeits die Abſonderung eines Landſtriches lange beſtehen kann, ohne daß auffallende Beſonderheiten in der Fauna einer ſolchen neugebildeten Inſel auftreten. Gewiſſe Thiergruppen ſind eher fähig, der Fauna, der ſie angehören, einen beſtimmten Stempel aufzuprägen als andere, und wir ſehen z. B. die Landſchnecken der Antillen ſowohl auf den einzelnen Eilanden als auch gegenüber denen des amerikaniſchen Feſtlandes beträchtliche Verſchiedenheiten entfalten, während Reptilien, Amphibien, Vögel, die meiſten Inſektenklaſſen in viel geringerem Grade von dem urſprünglichen mittelamerikaniſchen Typus abgewichen ſind; für letztere iſt offenbar der Zeitraum, der ſeit der Trennung der Inſeln vom Feſtland verfloß, nicht groß genug geweſen, um tiefeingreifende Veränderungen entſtehen zu laſſen, für jene dagegen hat er hierzu genügt. Es kann endlich der Fall eintreten, daß ein Landſtrich, welcher ein Theil eines verſchwindenden oder zurückgehenden Kontinentes war, zur Inſel wurde und nachträglich wieder durch Hebung des Bodens einem neuen Feſtlande verbunden wird; er wird dann ebenfalls ſeinen Charakter auf lange hinaus bewahren und wird durch ſeine von der des betreffenden Kontinentes abweichende, und zwar in den Fällen, die wir realiſirt finden, durchaus ſehr weit abweichende Thierwelt ſeinen eigenartigen Urſprung bezeugen.

In dieſen Verhältniſſen liegt ein großer Theil der Bedeutung, welcher der Thiergeographie in Bezug auf die Aufhellung der Schöpfungsgeſchichte innewohnt. Die moderne Geologie hat uns mehr und mehr an den Gedanken gewöhnt, *daß Hebungen und Senkungen des Bodens* nicht etwa, wie man ſonſt wohl glaubt, merkwürdige Ausnahmen einer allgemeinen Regel, ſondern im Gegentheil *die Regel ſelbſt darſtellen*. In der That, wo gibt es keine Niveauänderungen zu notiren? Die europäiſchen Küſten zeigen ſämmtlich entweder eine niedergehende oder aufſteigende Bewegung, und wenn andere Erdtheile ſo genau bekannt wären wie der unſere, ſo würde wohl kein Zweifel an dem allgemeinen Vorhandenſein der Oscillationen, das übrigens ſchon jetzt in großer Ausdehnung bewieſen iſt, aufkommen. Aber wo blieben die Beweiſe für derartige, durch ihre Dauer großartig umgeſtaltende Bewegungen, wenn die Erde kahl, unbewohnt wäre? Ein Granitgebiet oder eine Sandfläche, die vor einem Jahrhunderttauſend aus dem Meere aufgeſtiegen, ſind nicht mehr zu unterſcheiden von den anſtoßenden Strecken, welche vielleicht ſchon ſeit Millionen Jahren feſtes Land darſtellen, und eine Inſelkette, wie die Antillen, wenn ſie dem nächſtliegenden Feſtlande durch Hebung verbunden wird, würde nur ſchwer ihren Urſprung erkennen laſſen. Thier- und Pflanzengeographie treten aber hier in die Lücke und zeigen nicht allein das Wo? und Wie? ſondern — im Sinne geologiſcher Zeitberechnung — auch das Wann? der Veränderungen in der Bodengeſtaltung. Ein ſchönes Beiſpiel der höchſt fruchtbaren Verwerthung, deren thiergeographiſche Thatſachen für Aufhellung der Entſtehungsgeſchichte von Ländern und Inſeln fähig ſind, haben die *Wallace*'ſchen Forſchungen über die Entwickelung des indiſchen Archipels gegeben. Betrachtet man die Lage der Inſeln Java, Borneo und Sumatra und der Halbinſel Malakka, ſo wird es am wahrſcheinlichſten erſcheinen, daß Java und Sumatra unter einander

und mit dem Festland in engerer Verwandtschaft stehen als Borneo, und daß sie wahrscheinlich erst spät durch den Durchbruch der Sundastraße in zwei gesonderte Inseln zerrissen wurden. In Lage und Richtung stimmen sie überein und eine zusammenhängende Vulkankette durchzieht beide. Borneo dagegen ist nicht allein von der Halbinsel Malakka viel weiter entfernt, sondern bildet auch eine viel kompaktere, abgeschlossenere Landmasse als die beiden andern Inseln und macht auf der Karte ganz den Eindruck, als sei es in demselben Maße von ihnen verschieden, als es räumlich weiter von ihnen getrennt ist. In Bezug auf die Thierwelt der drei Perlen des Ostens erwarten wir eine gewisse Verschiedenheit Borneo's von den beiden andern Inseln und größere Uebereinstimmung dieser unter sich. Die Erfahrung beweist das Gegentheil; Borneo, obwohl von Sumatra mehre hundert Meilen entfernt, zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit demselben in seinen thierischen Bewohnern, während dieses von dem durch die kaum zwanzig Meilen breite Sundastraße geschiedenen Java in diesem Punkte weit abweicht, so daß in Wahrheit Borneo und Sumatra für den Thiergeographen einander ungleich näher verwandt sind als mit Java. Es führt diese Thatsache auf die richtige Deutung der Entwickelung des Sundaarchipels. Java war früher vom Festland getrennt als Borneo und Sumatra, war längst Insel, als diese noch durch die Malakkahalbinsel unter sich und mit dem Kontinent verbunden waren, und erst eine spätere Senkung des Bodens ließ auch sie durch einen breiten Meeresarm geschieden werden. In gleicher Weise erkennen wir aus dem Vergleiche der südafrikanischen und nordafrikanischen Fauna, daß dieser jetzt mehr als andere abgerundete, einheitliche Kontinent aus zwei Stücken zusammengewachsen ist, welche von andern, theilweis verschwundenen Erdtheilen sich abgelöst hatten. Süd- und Mittelafrika hingen einst mit Asien, Nordafrika mit Europa zusammen, beide waren durch das Saharameer getrennt und verbanden sich erst, als dieses durch Hebung zur Wüste ward; aber noch heute zeigt Afrika in den Verhältnissen seiner Thierverbreitung seine Geschichte deutlich geschrieben.

Wie das Werden der heute existirenden, so wird auch das Verschwinden früher vorhandener Landmassen durch Thier- und Pflanzengeographie aufs Erwünschteste aufgehellt. Haben zwei durch Meer getrennte Gebiete Arten, von denen vorausgesetzt werden kann, daß sie Meeresarme nicht überschreiten, gemeinsam, so ist dies ein Beweis, daß dieselben einst durch zusammenhängendes Land verbunden waren. Es ist auf Gründe dieser Art, daß man die miocäne Atlantis, die über Südeuropa, Nordafrika und die Azoren die alte Welt mit der neuen verknüpfte, den spättertiären Erdtheil Lemuria, welcher Südafrika, Madagaskar und Südasien in sich aufgenommen hatte, und den wohl noch in die gleiche Periode fallenden australischen Urkontinent, in welchen außer der heutigen australischen Inselwelt ein großer Theil des malayischen Archipels, Polynesiens, sowie ein Theil des versunkenen antarktischen Landes eingingen, zu rekonstruiren vermochte. Nicht weniger geben derartige Zustände Mittel an die Hand, Meere, die jetzt Land geworden sind, wieder in ihren alten Umrissen festzustellen, und es läßt z. B. der Vergleich der mittelmeerischen, kaspischen und japanischen Fauna, sowie der nordasiatischen Tertiärschichten nicht zweifeln, daß einst von Südeuropa bis nach dem äußersten Ostasien ein zusammenhängendes Meer fluthete; heute noch leben an Japans Küsten schwerbewegliche Krebsarten, welche in gleicher Weise im Mittelmeer gefunden werden, zahlreicher anderer Uebereinstimmungen nicht zu gedenken.

Die Oscillationen der Erdrinde vermochten einen und denselben Erdtheil in verschiedene aufeinander folgende Beziehungen zu setzen, und die Fauna und Flora desselben bewahrt dann die Spuren der verschwundenen Zusammenhänge in oft merkwürdiger Mischung. Südafrika, Südamerika und das dritte Land der südlichen Hemisphäre, Australien, haben eine nicht geringe Anzahl von Thieren und wohl auch Pflanzen aus einer gemeinsamen Quelle erhalten, die nichts Anderes als ein versunkener antarktischer Kontinent war. Südamerika ward dann durch Nordamerika mit gewissen altweltlichen Geschöpfen versehen, während Südafrika mit Asien in Verbindung trat, um endlich nach Lösung dieser in seinem nördlichen Rande sich an ein Stück alteuropäischen Landes anzuschließen. Nur Australien blieb in diesem Auf- und Abwogen isolirt und bewahrt darum noch heute die älteste, eigenthümlichste Thier- und Pflanzenwelt, welche die gegenwärtige Schöpfung kennt.

Nach den Beispielen, die wir gegeben, ist es wohl überflüssig, die Bedeutung dieser schöpfungsgeschichtlichen Seite der Thiergeographie, der sich in den letzten Jahren allmählig auch die Pflanzengeographie in gleicher Richtung angeschlossen hat, wiederholt zu betonen. Die organische Welt ist

so eng mit der Konfiguration der Erde verknüpft, daß ihre Geschichte ohne Kenntniß der Veränderungen, die diese erfahren hat, in der Luft schweben müßte. Nur möge hier noch hervorgehoben werden, daß diese Forschungen immer weiter in das Dunkel der Urwelt zurückschreiten und, nachdem sie in allgemeinen Umrissen die während der Tertiärperiode eingetretenen Veränderungen der Erdgestaltung angedeutet, nun auch die Kreide- und Jurazeit in den Kreis ihrer Forschungen einbeziehen. Freilich wird das den Kombinationen zu unterlegende Material stets spärlicher, je weiter zurück die betreffende Epoche in der Erdgeschichte reicht, aber die Sammlung neuer Thatsachen geht ununterbrochen vor sich, so daß die Quellen wissenschaftlicher Erkenntniß hier, wenn auch langsam, so doch stetig fließen werden.

Nekrolog.

Blasius, Johann Heinrich, Naturforscher, als Zoologe sehr verdient, † am 26. Mai in Braunschweig. Er war geboren am 7. Oktober 1809 zu Rymbrecht im Regierungsbezirk Köln, erst Lehrer zu Krefeld und seit 1836 Professor der Naturgeschichte am Carolinum zu Braunschweig, seit 1866 Direktor der braunschweigischen Gallerie, deren Schätze er neu ordnete. Von seinen Schriften sind besonders erwähnenswerth: „Fauna der Wirbelthiere Deutschlands" (Bd. I, 1857. Säugethiere) und „Die Wirbelthiere Europa's" (mit Kaiserling) Bd. I, Braunschweig 1840; „Reise im europäischen Rußland 1840 und 1841" (mit Kaiserling), 2 Bde., das. 1844.

Physiologie und Medicin.

Neuere Untersuchungen über Blutkörperchen *). Die Forschungen über Natur und Funktion des Blutes erfreuen sich des Vortheils, durch verschiedene, an manchen Punkten ineinandergreifende Methoden gefördert zu werden; der physikalischen Untersuchung gesellt sich die chemische, und beide werden ihrerseits ergänzt durch die morphologische, welche das Mikroskop zum Werkzeug hat. Der Gewinn, welcher hierin liegt, wird erst begreiflich, wenn man die Unzugänglichkeit erwägt, die jeglicher dieser Hülfswissenschaften der Physiologie anklebt, so lange sie isolirt schafft, und welche sich nirgends deutlicher herausstellt als in jenen Fällen, in denen die Eigenschaften des Untersuchungsobjektes solche fruchtbringende Kombination erschweren. Wir erinnern daran, daß eine der wichtigsten Ursachen der Rückständigkeit unserer Kenntnisse über Nerven- und Muskelthätigkeit in der Schwierigkeit beruht, derselben auf chemischem Wege beizukommen. Auf der einen Seite hat die Physik, auf der andern die mikroskopische Anatomie reiches Material von Erfahrungen über alle einschlägigen Thatsachen gesammelt, aber was zu vollständiger oder der Vollständigkeit sich annähernder Einsicht in die Verhältnisse fehlt, das ist eben die Kenntniß der chemischen Vorgänge im thätigen Nerven und Muskel und deren Stelle ist bis jetzt mit Ausnahme weniger Punkte durch Eine große Lücke bezeichnet. Man darf sich glücklich schätzen, daß auf dem hochwichtigen Gebiete der Blutphysiologie die Schwierigkeiten nicht von gleicher Bedeutung sind, und es steht sogar zu hoffen, daß mit fortschreitender Aufhellung der auch hier noch zahlreichen dunkeln Punkte die verschiedenen Forschungsmethoden sich kräftiger in die Hände arbeiten werden, als gegenwärtig bereits geschieht; wenigstens bezeichnen die im Folgenden kurz zu überschauenden Errungenschaften der mikroskopischen Blutanalyse so erhebliche Fortschritte der bis jetzt am weitesten zurückgebliebenen morphologischen Untersuchungen, daß eine günstige Rückwirkung auf die physikalisch-chemische Exploration sicher erwartet werden darf; die Rolle der Zergliederung und der Mikroskopie besteht auch hier gewissermaßen in der Vorbereitung des Bodens, den dann Chemie und Physik mit ihren eindringenderen und feineren Mitteln weiter bearbeiten.

Das Blut des Menschen wie aller höheren, zum Wirbelthierstamm gehörigen Thiere besteht bekanntlich aus einer wenig gefärbten Flüssigkeit, in der höchst zahlreiche Körperchen suspendirt sind, die als Blutkörperchen bezeichnet werden. Neben der überwiegenden Menge scheibenförmiger, scharfumrissener, gefärbter Elemente dieser Art finden sich in wechselnder Zahl farblose, formverändernde Gebilde, welche meist nach Art ge-

*) Die übersichtlichsten Darstellungen der neueren einschlägigen Forschungen findet man in Stricker, Handbuch der Lehre von den Geweben, Leipzig, Engelmann, 1869 bis 1870 (Artikel: Blut, von A. Rollet, S. 270–305), und bei Funke, Lehrbuch der Physiologie, Leipzig, Voß, 5. Aufl., 1. Lieferung, 1869. Die Einzelheiten befinden sich vorzüglich in den Jahrgängen 1867–69 der Wiener Sitzungsberichte und in Virchows „Archiv", sowie auszugsweise im „Centralblatt f. d. medicinischen Wissenschaften".

wisser niederster Organismen sich langsam bewegen, und von denen durchschnittlich Eines auf 300—400 der eigentlichen Blutscheibchen gerechnet werden kann; doch ist zu bemerken, daß dieses Zahlenverhältniß bestimmten Schwankungen unterworfen ist, indem sowohl in gewissen Theilen der Blutbahn, vorzüglich im Lebervenen- und Milzvenenblut, als auch nach starken Blutverlusten, nach Nahrungsaufnahme, im jugendlichen Körper und in manchen andern Fällen eine Vermehrung der farblosen Formelemente in ganz beträchtlichem Maße sich kundgibt.

Um die Eigenschaften dieser farblosen Körperchen, ihre Herkunft und ihre Beziehungen zu den rothen Blutscheibchen drehen sich die neueren mikroskopischen Blutforschungen ganz vorzüglich. Die Bewegungen, welche sie ausführen und welche denen der freilebenden Amöben so ähnlich sind, daß die ersten Beobachter derselben geneigt waren, zu glauben, es seien diese Gebilde Parasiten, die gleich manchen kleinen Würmchen im Blute schmarotzen, lenkten zuerst die Aufmerksamkeit auf sie. Bei genauerer Beobachtung stellte sich aber heraus, daß sie identisch sind mit den Körperchen der Lymphe, und man erhielt bald Grund zur Vermuthung, daß sie zu den eigentlichen Blutkörperchen in einer innigen genetischen Beziehung stehen. Bekanntlich ist die Lymphe gleich dem Blute eine Nahrungsflüssigkeit; sie entnimmt aus den Verdauungsorganen die Nahrungsstoffe und bringt diese, nachdem sie gewissen Veränderungen unterworfen wurden, in das Blutgefäßsystem. Die aus dem Darme aufgesogene Nahrungsflüssigkeit enthält aber noch keinerlei geformte Elemente, sondern diese erhält sie erst auf dem Wege nach und durch die Lymphgefäße, vorzüglich in den sogenannten Lymphdrüsen; bei der Ankunft in den Blutbahnen ist sie mit farblosen Blutkörperchen oder, was dasselbe heißen will, mit Lymphkörperchen reichlich erfüllt und es liegt hierin der allernächste Grund für die Vermehrung der letzteren nach Blutverlusten, nach genossener Mahlzeit und dergleichen. Die Eigenschaften dieser Gebilde sind nicht durchaus übereinstimmend und man vermag ohne Schwierigkeit verschiedene Gruppen farbloser Körperchen abzusondern, indem zweifellos Zwischenstufen zwischen ihnen und den rothen Blutscheibchen existiren. So sind nicht alle in der erwähnten amöboiden Weise (vergl. Ergbl. Bd. V, S. 698) beweglich, sondern es gibt deren, die bereits festere umschriebene Form erlangt haben, es finden auch Unterschiede der Größe statt und einige enthalten Zellkerne, andere nicht. Hervorragend an Zahl und Bedeutung erscheinen aber immer die amöboiden Körperchen; diese entstehen ohne Zweifel vorwiegend in den Lymphdrüsen und gewissen sogenannten Blutgefäßdrüsen, vor allem in der Milz. Das Blut, das in die letztere einfließt, enthält auf ein farbloses Körperchen etwa zweitausend, das ausfließende nur noch siebenzig rothe Blutscheibchen, es haben sich also die erstern fast verdreißigfacht. Im Gewebe der Lymphdrüsen sieht man diese Gebilde ebenso wie in dem der Milz aufgespeichert und die aus ersteren abgehenden Gefäße enthalten eine viel körperchenreichere Flüssigkeit als die zuführenden. Aber doch nicht alle diese beweglichen Gebilde stammen aus den genannten Organen; man sieht nicht nur die Lymphe bereits Körperchen führen, noch ehe sie die Drüsen durchflossen hat, sondern man beobachtet ganz deutlich, wie Einwanderungen beweglicher Zellen aus den die Lymphgefäße und Blutgefäße umgebenden Bezirken des Körpers stattfinden. Dies ist ein Punkt von großer Wichtigkeit. Man weiß seit einigen Jahren, daß beständig Zellenwanderungen im Körper stattfinden, daß die Zellen des sogenannten Bindegewebes, d. h. des Gewebes, das vorzüglich die Zwischenräume zwischen Muskeln, Knochen, Nerven ausfüllt, in alle Organe eindringt, alle umhüllt, in vielen Fällen beweglich sind und beträchtliche Ortsveränderungen bewerkstelligen. Aber diese Zellen sind gleichzeitig im Wesentlichen identisch mit den Lymphkörperchen, den farblosen Blutkörperchen, sowie den Eiterkörperchen, die alle gleich ihnen dem Typus der amöboiden Protoplasmagebilde angehören und offenbar wenn nicht gleichen, so doch ähnlichen Quellen entfließen. Eine der gemeinsamen Eigenschaften aller dieser amöboiden Mikroorganismen ist die Begierde, mit der sie feinzertheilte Stoffe in sich aufnehmen; man kann sie nach Wunsch mit Karmin, Zinnober oder Berlinerblau buchstäblich füttern, und es gründet sich hierauf die Methode, ihren Wanderungen und Wandelungen durch den Körper nachzuspüren. Injicirt man in die Blutgefäße eines Frosches Zinnober, so beobachtet man, wie die farblosen Blutkörperchen sich mit demselben erfüllen, und wenn man gleichzeitig in irgend einem Theile des Körpers eine Entzündung erregt, so findet sich der Eiter, der hierbei sich bildet, mit zinnoberhaltigen Eiterkörperchen gefüllt. Für diese merkwürdige Erscheinung liegen zweierlei Erklärungen gleich nahe. Da man nämlich nicht nur in dem Eiter, sondern, wenn auch weniger häufig, im ganzen übrigen Körper

solche zinnoberhaltige, amöboïde Körperchen antrifft, so kann man annehmen, daß dieselben dem Blutstrom nahe genug gelegen haben, um den Farbstoff aus demselben an sich zu ziehen; oder aber man kann der Meinung Raum geben, daß die zinnobergefärbten Blutkörperchen aus den Blutgefäßen ausgewandert und in verschiedene Theile des Körpers, vorwiegend aber nach der entzündeten Stelle, zu der ein stärkerer Blutzufluß Statt hat, sich begeben haben. Die Identität der Eiter-, wandernden Bindegewebs- und Blutkörperchen gibt der letzteren Erklärung schon von vornherein eine Stütze, und genaueste Beobachtung hat gezeigt, daß sie in der That dem wirklichen Sachverhalte entspricht. Es liegen jetzt die unzweifelhaftesten Belege dafür vor, daß amöboïde Körperchen aus dem Körper in den Blutstrom durch die Wandungen der Blutgefäße hindurch einwandern und gleicherweise aus diesem in jenen hinaustreten; zuerst mit Mißtrauen aufgenommen, sind die einschlägigen Beobachtungen neuerdings so häufig wiederholt und bestätigt worden, daß man sie als gültig annehmen muß. Cohnheim brachte zuerst die Beweise dafür, daß Täuschung hier nicht vorliegen kann, da man Schritt für Schritt den Austritt (resp. Eintritt) der amöboïden Körperchen aus den Gefäßen des Blutstroms zu verfolgen vermag; dem zarten, fadenförmigen Fortsatz, den ein solches Körperchen durch eine Pore der Gefäßwand hindurchsendet, schiebt oder fließt langsam der übrige Körper nach, und wenn diese Dislocirung auch stundenlang dauert, so vollzieht sie sich doch meist vollkommen; indessen kennt man auch Fälle, in denen nur ein Theil eines solchen beweglichen Geschöpfes nach außen gelangt, während der andere mit dem Blutstrom weiterfließt. Ganz besonders interessant sind die Nachweise von Wanderungen der Pigmentzellen, die erst in jüngster Zeit geliefert worden sind (Medicinisches Centralblatt, 1870). In der Haut des Frosches lassen sich solche sehr gut konstatiren, wenn man an irgend einer Stelle eine Entzündung erregt; es sammeln sich dann die bräunlichen und schwärzlichen Zellen, welche der Haut ihre Färbung ertheilen, in Haufen um die Gefäße, gleich als wollten sie dem Einfluß der entzündungerregenden Ursache entgehen, senden Fortsätze durch die Wand und schieben diesen ihren Gesammtkörper nach; da die Farbe dieser Zellen sie kenntlich macht, so ist auch hier ein Versehen nicht denkbar, und wenn man das braunpigmentirte, bewegliche Körperchen im Blutstrome fortschwimmen sieht, so wird man nicht länger zweifeln, daß in der That ein Austausch der beweglichen Formelemente des Körpers gegen die des Blutes stattfindet. Zweifelhaft bleiben aber noch die Bildungsherde dieser allgegenwärtigen Miniaturgeschöpfe; wohl haben wir gesehen, daß Lymphdrüsen und Milz einer Menge derselben Ursprung geben, aber gehen sie alle aus diesen Quellen hervor? Wir sahen, daß die Lymphe deren enthält, noch ehe sie durch die Lymphdrüsen floß, und obwohl man geltend machen kann, daß diese aus den Lymph- und Blutbahnen aus- und hier wieder eingewandert seien, so ist doch wahrscheinlicher anzunehmen, daß denselben die Fähigkeit zusteht, sich außerhalb der genannten Bildungsherde zu vermehren, und zwar durch Theilung, welche nicht selten und besonders bei Bindegewebszellen beobachtet wird.

Fassen wir zusammen, was die vorstehenden Beobachtungen ergeben, so ist vor allem die Identität der farblosen beweglichen Blut-, Lymph-, Eiter- und Bindegewebszellen als eine wichtige Erkenntniß zu bezeichnen; der Nachweis ihres materiellen Zusammenhanges ergänzt dieselben aufs erwünschteste, indem er zeigt, daß ein und dasselbe Körperchen vom Bindegewebe aus in die Lymphe, von dieser ins Blut, durch die Gefäßwandungen wieder in den Körper und an eine eiternde Stelle gelangen kann. Die Virchowsche Cellularpathologie hatte die Eiterkörperchen aus dem der entzündeten Stelle naheliegenden Bindegewebe entstehen lassen, die Beobachtungen Cohnheims, v. Recklinghausens u. A. liefern die Belege für einen ganz andern Ursprung dieser Krankheitsgebilde, indem sie dieselben als Auswanderer der Lymphe und des Blutes kennzeichnen. Bei der großen Bedeutung der Eiterungsprozesse für eine Menge von Krankheiten liegt es auf der Hand, wie folgenreich diese Entdeckung sein muß, ja wie segensreich sie unter Umständen werden kann. Bis jetzt ist kaum irgend ein hervorragender Fortschritt in der Kenntniß des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Organismus ohne fördernden Einfluß auf die medicinischen Wissenschaften geblieben und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die neue Auffassung der Eiterbildung zu vortheilhafterer Behandlung der mit ihr in Beziehung stehenden Krankheiten hinleiten werde. Aber abgesehen von der pathologischen Seite der Frage wird das Binnenleben unseres Leibes nicht weniger durch diese Forschungen in ein neues Licht gestellt. Der Begriff der Ernährung wird inhaltreicher, lebendiger, als er es gewesen. Wenn

man verfolgt, wie die Chylusgefäße aus dem Darme Nahrungsflüssigkeit abführen und zu den Lymphdrüsen hinbringen, wie Lymphkörperchen in und aus derselben entstehen, wie diese ins Blut überfließen und hier theils zu rothen Blutscheibchen werden, theils unverändert bleiben und in den Körper hinaus wandern, um dort als Bindegewebszellen sich umherzutreiben; wenn man endlich erwägt, welch lebhaften Antheil letztere am Wachsthum des Körpers, an Neubildungen und Umbildungen nehmen, — so hat man ein viel greifbareres, sachgemäßeres Bild eines Theiles des Ernährungsprozesses, als man sonst zu gestalten vermochte. Solche Verlebendigung der Begriffe, wie sie stets mit dem Fortschritte der Erkenntniß sich ergibt, ist immer ein unschätzbarer Gewinn für die weiteren Forschungen, denn der Begriff Ernährung z. B. ist an und für sich leer, wesenlos und unfruchtbar — erst indem er ausgebildet wird, entwickelt er die Keime neuer Fortschritte. Eine sehr bedeutsame Ausbildung dieser Art liegt aber eben in den angegebenen Resultaten, welche nun gewissermaßen Handhaben bilden, mit deren Hülfe auf dem richtigen Wege weiter gelangt werden kann.

Das Interesse, das die Erforschung der farblosen Blutkörperchen erweckte, ließ die der eigentlichen Blutscheibchen nicht in den Hintergrund treten. Die wichtige Rolle, die dieselben im Athmungs- und Ernährungsprozeß spielen, erkannte man schon frühe, aber ihr Ursprung blieb lange Zeit gänzlich dunkel und man kann sagen, daß erst die zwei oder drei letzten Jahre diese empfindliche Lücke auszufüllen begonnen haben. Man beobachtete allmählich immer mehr Mittelformen, die den Uebergang von den farblosen, oder lymphoïden Gebilden zu den formbeständigen Scheibchen machen, und diese beweisen jetzt zur Evidenz, was man früher vermuthen mußte, daß die letzteren aus den ersteren hervorgehen. Gleichzeitig hat das Studium des feineren Baues dieser Körper interessante Aufschlüsse gewährt. Früher hielt man sie allgemein für Bläschen, da man in ihnen normale Zellen sah, und bei diesen die Umhüllung durch eine Membran, d. h. die Bläschennatur als wesentliches Erforderniß betrachtete; der Umstand, daß die Blutkörperchen in Wasser zu Kugeln aufquellen, bei Zusatz von Salzen dagegen Faltungen an der Peripherie erleiden, schien diese Ansicht zu unterstützen. Gegenwärtig darf man mit ziemlich großer Sicherheit behaupten, daß eine umhüllende Membran nicht vorhanden ist, sondern daß die Blutkörperchen äußerlich einfache, weichgallertige Gebilde darstellen, deren innere Struktur aber sehr wahrscheinlich komplicirter ist, als man geglaubt hat. Besonders die Untersuchungen des bekannten Wiener Physiologen Brücke ergeben für die kernhaltigen Blutkörperchen das Resultat, welches durch Histologen, wie Stricker u. A., bestätigt wird, daß man sich ein solches Gebilde als aus einer porösen, bewegungslosen, sehr weichen, farblosen und glashellen Substanz bestehend zu denken habe, in welcher der Leib eines lebenden, also beweglichen, dem größten Theil nach rothgefärbten Wesens sich ausbreite; jene Substanz nennt er Oikoïd, dieses Wesen Zooïd, und einfach kann man seine Auffassung dahin erläutern, daß er sich ein Blutkörperchen als ein von einem lebenden, beweglichen Wesen bewohntes Gerüste vorstelle. Er stützt sich hierbei auf folgende Thatsachen: Kernhaltige Blutkörperchen sind im normalen Zustande in allen Theilen, ausgenommen den centralen Kern, gefärbt, letzterer ist farblos. Es läßt sich aber die färbende Substanz, welche aus einem eisenhaltigen Eiweißstoffe (Hämoglobin) besteht, durch gewisse Mittel entfernen, so daß bloß ein farbloses Gerüste übrig bleibt, welches eben das Oikoïd darstellt. Bringt man solche kernhaltige normale Blutkörperchen in Wasser, so sieht man merkwürdige Veränderungen eintreten. Es wird nämlich jetzt der Kern Träger der Färbung, die sich von allen Theilen der Peripherie nach dem Centrum zurückzieht, so zwar, daß hier entweder ein einfacher gefärbter Klumpen oder aber ein Gebilde liegt, das an Fortsätze aussendende Protoplasmaorganismen erinnert, indem es vom Centrum aus Strahlen seiner Masse nach der Peripherie sendet; die übrige Substanz des Blutkörperchens ist hierbei farblos, glashell. Nach Brücke liegt in diesem Fall das Zooïd im Centrum zusammengedrängt. — Man kann nicht leugnen, daß diese Hypothese manche Thatsache erklärt und daß ihr von keiner einzigen absolut widersprochen wird; sie erhält besonderen Werth durch die oben dargelegten Verhältnisse der noch unentwickelten Blutscheibchen, d. h. der farblosen oder lymphoïden Blutkörperchen, welche, wie wir gesehen, lebendige, bewegliche Organismen darstellen. Auf der andern Seite ist sie einstweilen nicht nothwendig gefordert, denn das, was sie erklärt, kann, wenn auch sicherlich viel weniger einleuchtend und zusammenhängend, noch auf andere Weise gedeutet werden. Es wird weiterer Untersuchungen bedürfen, ehe sie als Wahrheit

acceptirt werden kann, einstweilen ist sie immerhin ein genialer Versuch, eine Seite des Einzellebens, das sich zum Gesammtleben des Organismus aufbaut, in seiner Eigenart zu begreifen, und es ist gar kein Zweifel, daß sie bestimmt nach der Seite hin weist, auf der die wichtigsten Errungenschaften der mikroskopisch-physiologischen Forschungen zu suchen sein werden, nämlich nach der Auffassung des Organismus als eines Komplexes lebendiger Elementarwesen. Aus diesem Grunde bedeutet sie einen wesentlichen Fortschritt, und hoffen wir, daß sie weitere Bestätigung finden werde.

Fritz Ratzel.

Die Thränendrüsen. Das Auge, dessen Feuchtigkeit fortwährender Verdunstung ausgesetzt ist, besitzt zwei Arten von Drüsen, welche Flüssigkeiten absondern. Die in den Augenlidern gelegenen Meibomschen Drüsen liefern eine zähe, schleimige, schwer verdunstende Masse, während die tiefer in den Augenhöhlen gelegenen Thränendrüsen die bekannte wässerige Flüssigkeit absondern. Nach Bergeon (Comptes rendus) ist es nun aber keineswegs die Aufgabe der Thränendrüsen, die Oberfläche des Auges schlüpfrig zu erhalten, vielmehr ist die von ihnen abgesonderte Flüssigkeit für die Schleimhaut der Nase bestimmt. Chirurgische Erfahrungen haben gelehrt, daß nach Zerstörung eines großen Theils der Meibomschen Drüsen das Auge durch Vertrocknung sehr zu leiden habe, während auch nach vollständiger Entfernung der Thränendrüse das Auge feucht bleibt. In letzterem Fall zeigt sich dagegen eine schmerzhafte Trockenheit der Nase, wie man sie ähnlich im Munde empfindet, wenn man aus irgend einem Grunde längere Zeit durch den Mund athmen muß. Für diese Funktion der Thränendrüsen spricht ferner der Umstand, daß sie auch bei den Ophidiern vorkommen, obgleich deren Augapfel unter der Haut versteckt liegt und in keiner Weise der Verdunstung ausgesetzt ist; während hingegen die Thiere, die eine mit Wasserdampf gesättigte Luft athmen, wie die Cetaceen, keine Thränendrüse besitzen.

Botanik.

Die neuesten Fortschritte in der Botanik. Vielleicht gar manche unserer Leser haben in ihrer Jugend noch den Satz gelernt, daß die Kenntniß und systematische Eintheilung der Pflanzen der Endzweck der Botanik sei. Das ist nun anders geworden; jetzt soll die Botanik ein möglichst vielseitiges Bild von den Pflanzen und deren Leben geben, und soll die Beziehungen erörtern, in welchen die Pflanzen zu einander, zum Menschen, zu den Thieren, zur anorganischen Natur und zu den Alles beherrschenden Kräften stehen. Dank den rastlosen Bemühungen namentlich deutscher Forscher ist in wenig Decennien ein bereits stattliches Lehrgebäude einer solchen Wissenschaft entstanden. Aber was die Aufgabe von Jahrhunderten ist, das konnten unsere Zeitgenossen nicht gleich vollenden, und so fehlt noch manche Stütze scharfsinniger Hypothesen und mancher vermittelnde Schlußstein sich begegnender und doch scheinbar widersprechender Beobachtungen. Oft ist es nöthig, mühsam Aufgebautes wieder umzureißen und selbst die Fundamente ganzer Disciplinen zu erschüttern; wundern wir uns daher nicht, wenn wir unvereinbaren Beobachtungen und Theorien begegnen.

Beginnen wir unsere Rundschau über die neuesten Forschungen in der Botanik mit dem Gebiete der Lehre von den Zellen, so haben wir bereits früher (Ergbl. Bd. V, S. 704) der Schrift von Professor Karsten in Wien (Chemismus der Pflanzenzelle) über die Entstehung der Hefezellen und der kleinsten aller Organismen, der Spaltpilze, gedacht. Trotzdem dieselbe allen bisherigen Annahmen geradezu widerspricht, so verdient sie doch gewiß unsere vollste Beachtung, nicht nur weil sie das Resultat der angestrengtesten Arbeit eines bedeutenden Mannes ist, sondern auch, weil sie zum ersten Male das Dunkel über die Herkunft jener furchtbaren Begleiter, vielleicht Erzeuger des Todes und jeglicher Zerstörung organischen Daseins erhellt.

Bezüglich der Entwicklung der Achsenorgane (Stamm und Wurzel) haben wir von Professor Hanstein in Bonn weitere Mittheilungen erhalten. Derselbe hatte im vorigen Jahre aus zahlreichen Beobachtungen die Ansicht gefolgert,

daß der Sproß der ein- und zweisamenlappigen Pflanzen sich nicht wie jener der Kryptogamen durch fortgesetzte Theilung einer einzigen, den Gipfel selbst einnehmenden Scheitelzelle fortbilde sondern vielmehr durch eine ganze Gruppe von Zellen, welche von Anbeginn an in mehrere Schichten getheilt sind. Diese unterdessen lebhaft angefochtene Lehre hat sich inzwischen bestätigt, namentlich auch, als die Untersuchung der Wachsthumsvorgänge auf die ersten Anlagen eines jungen Keimes ausgedehnt wurde.

Auf dem Gebiete der Ernährung verdient die Arbeit des Dorpater Docenten J. Schröder (Beitrag zur Kenntniß der Frühjahrsperiode des Ahorn, Acer platanoïdes) besonders hervorgehoben zu werden. Der grüne in den Blättern enthaltene Farbstoff, das Blattgrün oder Chlorophyll, ist nämlich der Stoff, welcher die Kohlensäure der Atmosphäre zerlegt und deren Kohlenstoff der Pflanze aneignet. Da nun diese Thätigkeit des Blattgrüns die einzige Quelle für den Kohlenstoff der Pflanze ist, die Pflanze dieses Stoffes aber zum Aufbaue ihrer sämmtlichen Organe durchaus bedarf, so folgt, daß ein entlaubter Baum oder Strauch keine neuen Wachsthumserscheinungen zeigen kann, es sei denn, daß er eine gewisse Menge disponibeler kohlenstoffhaltiger Reservestoffe enthalte, aus denen er seine ersten Blätter und in ihnen neues Blattgrün entwickeln könne. Dies ist in der That der Fall, und genauere Untersuchungen haben gelehrt, daß in jeder Pflanze, welche sich im Frühjahre neu belaubt, oder aus kleinem Keime zu entwickeln beginnt, Reservestoffe (Stärkemehl, Zucker, Oel ꝛc.) vorhanden sind, welche sich beim Beginne der Vegetationsperiode ganz oder theilweise verflüssigen und zur ersten Bildung der Blätter benutzt werden. Die auf dieses Gebiet des Frühjahrlebens der Pflanzen bezüglichen Beobachtungen sind bis jetzt noch sehr vereinzelt und unvollkommen, und um so wichtiger ist eben der erwähnte, freilich nur eine Versuchspflanze betreffende Beitrag. Schröder stellte seine Beobachtungen in der Weise an, daß er durchgeschnittene Stammtheile mikroskopisch untersuchte und gleichzeitig die aus Bohrlöchern herausgetropften Säfte der Pflanze analysirte. So kam er zu folgenden Resultaten: Als Aufbewahrungsorte für die Reservestoffe des Ahorn dienen gewisse zusammenhängende Zellpartieen der Rinde und des Holzes, welche nach ihrem vorwiegenden Inhalte Stärkeschichten genannt werden können. — Die Reservestoffsperiode im engeren Sinne, d. h. die Zeit, in welcher der Baum nur auf Kosten von Stoffen lebte, die im vorigen Jahre gebildet wurden, dauerte von Mitte April bis zum 22. Juni, an welchem sich die erste, neu gebildete Stärke in den Blattgrünkörnchen zeigte. Sie ist dadurch charakterisirt, daß während derselben fast der ganze Cyklus morphologischer Veränderungen an der Spitze der Achse von Statten geht; das Dickenwachsthum ist daher in dieser Periode verhältnißmäßig gering und beginnt erst gegen Ende derselben in den dünnsten Aesten. Die Blüthe entwickelt sich in dieser Periode aus dem Knospenzustande zur definitiven Größe; auch die Befruchtung und die ersten Stadien der Entwicklung der jungen Samen fallen in sie hinein. — Da die Stärkeschichten der Knospen mit jenen der Achse in unmittelbarem Zusammenhange stehen, so kann nach Maßgabe der in den ersteren verbrauchten Stoffe ein Zuzug von Stärke und Eiweiß aus letzterer stattfinden; zu dem Ende verwandelt sich die Stärke in Rohrzucker (bei der Birke in Fruchtzucker), und diese Metamorphose erfolgt im Holze von oben nach unten und von außen nach innen. — Die Stärkereservoire der Rinde und des Holzes geben nicht in gleicher Weise Material zur Knospenentwicklung und zur Zellbildung der Jahresringe her. Die Stärke im Holze dient vorzugsweise zur Holzbildung in den ihrer Lagerungsstelle benachbarten Orten, die der Rinde dagegen zunächst zur Knospenentwicklung und dann wohl erst zur Bildung neuer Rindenelemente. Von der ganzen Masse der Reservestärke wird in der eigentlichen Reservestoffperiode nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil verbraucht; jedoch sind in denjenigen Organen, welche ihre Bestimmung erreicht haben und sich bald von der Pflanze trennen werden, z. B. in den Deckblättern, Staub- und Blumenblättern, nur noch Spuren von Stärke vorhanden. — Am Ende der Reservestoffperiode ist die Gipfelknospe für das nächste Jahr schon gebildet, besteht aber nur aus einem kleinen, von Deckschuppen umhüllten Achsentheile.

Hinsichtlich der Bedeutung des Lichtes für das Leben der Pflanzen hat uns namentlich der russische Botaniker J. Borodin durch seine Arbeit „Ueber die Wirkung des Lichtes auf die Vertheilung der Chlorophyllkörner in den grünen Theilen der Phanerogamen" neue Aufschlüsse gebracht. Es war bereits durch Sachs bekannt geworden, daß grüne Pflanzentheile im direkten Sonnenlichte erbleichen, um später im Schatten wiederum eine sattere Farbe anzunehmen. Unlängst zeigte nun Borodin, daß die Chlorophyll-

körner im zerſtreuten Tageslichte die der Blattoberfläche parallelen Zellwände bedecken, im direkten Sonnenlichte dagegen raſch auf die Seitenwände übergehen. Dabei findet man die Körner nach kürzerer Beleuchtung gleichmäßig auf den Seitenwänden vertheilt, nach längerer (¾—1 Stunde) dagegen in einzelnen Gruppen angeordnet. Alle dieſe, nur durch die brechbarſten Strahlen des Sonnenlichtes hervorgerufenen Lagenänderungen finden endlich ausſchließlich in den direkt beſchienenen Zellen ſtatt, und pflanzen ſich wohl in die tieferen Schichten, aber niemals ſeitlich fort, ſo daß neben einander liegende Zellen derſelben Zellſchicht durchaus verſchiedene Anordnungen der in ihnen enthaltenen Körnchen zeigen können. Dieſe Beobachtungen, welche die tief eingreifenden Wirkungen des Sonnenlichtes auf das Leben der einzelnen Zellen zeigen, wurden ſeitdem mehrfach beſtätigt und erweitert; ſo namentlich durch Borodin ſelbſt, welcher auf einer zu Moskau abgehaltenen ruſſiſchen Naturforſcherverſammlung mittheilte, daß ſich in den Zellen der Blätter der Waſſerpeſt (Elodea canadensis) die erhöhte Lebensthätigkeit auch noch durch lebhafte, in dem zerſtreuten Tageslichte nicht vorhandene Strömung des Protoplasma's zeige.

Im Anſchluſſe hieran möge die Abhandlung von Dr. Kraus in Würzburg „Ueber die Urſachen der Formänderungen etiolirender (d. h. im Dunkeln wachſender) Pflanzen Erwähnung finden. Solche Pflanzen zeigen bekanntlich die auffallende Erſcheinung, daß die Blätter in der Regel außerordentlich klein und in jeder Hinſicht verkrüppelt ſind, während die Stengelorgane eine rieſenhafte, ihre Normallänge um das Vielfache übertreffende Größe annehmen, ſo daß die eine Urſache, der Lichtmangel, in den verſchiedenen Organen ſcheinbar ganz entgegengeſetzte Folgen nach ſich zieht. Kraus fand nun, daß die Wachsthumsſtörung der Organe durch den Mangel an Material und Kräften für die Zellhautvergrößerung herbeigeführt wird. Das Baumaterial, welches das junge Blatt aus dem Stamme erhält (vgl. oben), reicht nämlich in der Regel gerade hin, um es ans Licht zu ſetzen, ſeine vollkommene Ausbildung muß es ſelbſt durch eigene Thätigkeit beſorgen; ſo beginnt es, zuerſt in den Zähnen und um die Nerven, und von da ein- und abwärts Stärkemehl in dem Chlorophyll zu erzeugen, und in gleichem Maße, wie dieſe Stärke erſcheint, geht auch die Weiterbildung des jungen Blattes vor ſich. Diejenigen Laubblätter, welche ſich in dieſer Weiſe durch eigene Aſſimilation (Stärkebildung ꝛc.) ausbilden, bleiben im Finſtern alſo nothwendigerweiſe auf jener Stufe der Entwicklung ſtehen, von welcher aus ſie am Lichte ihre Weiterentwicklung ſelbſt beſorgen müſſen. Ein ferneres Moment liegt darin, daß ohne Zuthun des Lichtes die vorhandene Stärke auf die Dauer nicht in Zellhaut umgeſetzt werden kann. Denn wenn man ſtärkehaltige Blätter, welche im Lichte ergrünten, reichlich Stärkemehl erzeugten und energiſch wuchſen, ins Finſtere ſetzt, ſo wachſen ſie 1—2 Tage ruhig fort, bleiben nach dieſer Zeit aber plötzlich ſtehen, obſchon ſie noch Zelle für Zelle mit Mehl erfüllt ſind; bei neuer Einwirkung des Lichtes tritt erſt nach einiger Zeit das Weiterwachſen ein. Gleich den verkümmerten Blättern gewähren auch die rieſig vergrößerten etiolirten Stengelorgane in ihrer inneren Organiſation durchaus das Bild von jungen, in der erſten Ausbildung ſtehen gebliebenen Organen. Während bei den normal gebildeten Pflanzen die äußeren wachsthumsträgen Gewebe bald verholzen und dadurch ſo erſtarken, daß ſie das raſch und intenſiv wachſende Mark für immer zu ihrer Länge zuſammenpreſſen, iſt dies bei etiolirenden Pflanzen nicht der Fall. Bei dieſen ſtreckt das Mark durch ſeinen unaufhaltſamen Zug die äußeren Zellen mindeſtens zur doppelten, oft zur drei- bis fünffachen Länge normaler Gebilde, und vermag ſelbſt eine geſteigerte Zellbildung in den äußeren Partieen hervorzurufen. Dazu kommt noch als zweiter Faktor eine beträchtliche Ueberverlängerung der Markzellen ſelbſt, eine Verlängerung, welche durch bloße Waſſeraufnahme zu Stande gebracht wird.

Kaum minder zahlreich und wichtig als dieſe Beobachtungen ſind jene auf dem Gebiete der Fortpflanzung. Zunächſt ſind hier drei Arbeiten des Jenenſer Profeſſors Strasburger, über die Befruchtung bei Marchantia polymorpha (eines Lebermooſes), bei den Farnkräutern und bei den Nadelhölzern zu erwähnen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf die im Allgemeinen bereits länger bekannten Grundzüge der Befruchtungsvorgänge näher eingehen, oder uns gar in die Einzelheiten jener Abhandlungen vertiefen; was uns intereſſirt, das iſt die Erkenntniß, daß jene äußerlich ſo verſchieden gebauten Pflanzengruppen in dieſer Hinſicht eine ſich ſelbſt auf die Details erſtreckende Uebereinſtimmung zeigen und ſo hinſichtlich der Befruchtungsvorgänge jene Gruppirung des Pflanzenreiches erkennen laſſen, welche ſchon der große Linné ahnte und divinatoriſch in den Worten

ausdrückte: „natura non facit saltus“ (es gibt keine Sprünge in der Natur).

Aus gleichem Gesichtspunkte ist Pringsheims, des Berliner Akademikers, Beobachtung „Ueber die Paarung von Schwärmsporen, die morphologische Grundform der Zeugung im Pflanzenreiche“ von hervorragender Wichtigkeit, obgleich die bedeutendste Bereicherung unserer positiven Kenntnisse, welche diese Arbeit bringt, nur die Beschreibung des Befruchtungsaktes einer eben nicht häufigen, noch dazu mikroskopisch kleinen Alge (Pandorina murum) ist. Diese $^1/_{20}$‴ lange, breit eiförmige Alge besteht in der Regel aus 16 keilförmigen Zellen, welche dicht aneinander gedrängt in einer Gesammtmembran eingeschlossen sind. Ihre geschlechtlose Vermehrung erfolgt durch Bildung einer neuen 16zelligen Pflanze aus jeder alten Zelle. Zum Behufe der geschlechtlichen Fortpflanzung entstehen zunächst ebenfalls aus einer alten Pflanze 16 junge, deren Bau nicht wesentlich von dem der geschlechtlosen verschieden ist, obgleich wenigstens ein Theil von ihnen männlich oder weiblich genannt werden muß. Anfangs bewegungslos, beginnen die Geschlechtspflänzchen nach und nach, unter Auftreten schwingender Härchen (Cilien), sich in Bewegung zu setzen. Während diese nun, oft stundenlang, andauert, lockern sich die Membranen der einzelnen Pflänzchen langsam auf, und jede Zelle gestaltet sich zu einer thierähnlich im Wasser umherschwimmenden sogenannten Schwärmspore. Die auf diese Weise befreiten Schwärmsporen sind grüne Kugeln mit farbloser, zwei Cilien tragender Spitze und einem in deren Nähe gelegenen rothen Flecke. Diese, schon längst als Infusionsthierchen beschriebenen Organismen sieht man sich dann paarweise mit ihren farblosen Enden berühren und zu einem Körper mit zwei rothen Augenpunkten und vier Cilien verschmelzen, der alsbald, längstens nach 5 Minuten, Kugelgestalt annimmt. Kurze Zeit darauf verschwinden die Cilien und die rothen Punkte, das ganze Gebilde färbt sich roth und bildet so eine Eispore, welche nach längerer Ruhe keimt und zu einer neuen Pandorina heranwächst. — Die Fortpflanzung durch Schwärmsporen war bereits längere Zeit für viele Algen bekannt, und es wäre durchaus nichts Neues und Auffallendes gewesen, wenn die Schwärmsporen jener Pandorina nach kürzerem oder längerem Schwärmen zur Ruhe gekommen wären und sich so sofort zu einer keimfähigen Ruhespore umgebildet hätten. In dem oben geschilderten Vorgange ist nun aber zunächst ein Mittelglied zwischen der geschlechtlichen Fortpflanzung und jener durch Schwärmsporen gefunden. Berücksichtigt man aber, daß das farblose Ende der Schwärmsporen dem farblosen Vorderende der Befruchtungskugeln der Algen und ähnlichen Bildungen bei den höheren Kryptogamen und bei den Phanerogamen durchaus entspricht, so finden wir ferner in der Kopulation der Pandorina-Schwärmsporen den Mittelpunkt, von welchem die verschiedenen Fortpflanzungsarten gleichsam sternartig ausstrahlen. Diese bedeutsame Erscheinung spricht im Verein mit Strasburgers soeben angeführten Forschungen endlich für die längst vermißte embryologische Einheit des Pflanzenreiches und bildet neben dem allgemein anerkannten histiologischen (daß alle Organismen aus Zellen und deren Bildungsprodukten bestehen) einen neuen Anknüpfungspunkt der Pflanzen an das Thierreich.

Das Darwinsche Gesetz von der vermiedenen Selbstbefruchtung der höheren Pflanzen erhielt in jüngster Zeit ebenfalls neue Stützen. So sehr nämlich auf den ersten Anblick alle Umstände dazu beizutragen scheinen, daß jeder Stempel von dem Blüthenstaube seiner Blüthe befruchtet werde, so haben doch genauere Untersuchungen das gerade Gegentheil gelehrt und dargethan, daß es sehr oft naturgemäßer ist, wenn Kreuzungen zwischen den Befruchtungsorganen verschiedener, natürlich derselben Art angehöriger Pflanzen stattfinden. Unter den verschiedenen, oft ganz wunderbaren Einrichtungen, welche die Natur getroffen hat, um eine Selbstbefruchtung möglichst zu verhindern, ist die Dichogamie, d. h. die ungleichzeitige Entwicklung der Staubblätter und Stempel innerhalb einer zwitterigen Blüthe, eines der einfachsten. Es möge genügen, wenn wir aus den vielen neueren, hierher gehörenden Beobachtungen diejenigen anführen, welche Batalin am spanischen Flieder (Syringa vulgaris) gemacht hat. In Gärten pflanzt man gewöhnlich zwei Varietäten dieser Art, von denen die eine eine etwas größere Blumenkronröhre und mehr herzförmige und längliche Blätter als die andere besitzt. Die Staubbeutel der zweiten Varietät zerreißen kurze Zeit nach dem Aufblühen und entlassen den Blüthenstaub, den die Insekten, welche in großer Menge die Blüthen besuchen, entfernen. Die Narbe entwickelt sich erst nach dem Verwelken, Austrocknen und Zusammenschrumpfen der Staubbeutel; dann beginnen ihre bis dahin zusammengeschlossenen und an der Spitze ein wenig eingerollten Lappen

auseinander zu treten, und nun erſt iſt der Stempel befruchtungsfähig. Während dieſe Varietät alſo zuerſt nur zur Befruchtung anderer Blüthen geeignet, mithin männlich iſt, und darauf in ihr weibliches Stadium, in welchem ſie ſelbſt befruchtet werden kann, eintritt, verhält es ſich mit der anderen Varietät gerade umgekehrt. Bei ihr beginnen die Narbenlappen ſchon lange vor dem Aufbrechen der Blumenkrone auseinander zu treten, ſo daß eine Selbſtbefruchtung unvermeidlich erſcheint. Aber wenn auch eine Selbſtbeſtäubung eintritt, ſo erzeugt ſie doch faſt gar keine Wirkung; denn von drei Blüthenſtänden mit 86 Blüthen, welche Batalin vor dem Aufblühen mit einem feinen Neſſeltuche bedeckte, ſo daß eine Beſtäubung durch Inſekten unmöglich war, brachte nur eine einen einzigen reifen Samen.

Weitere das Gebiet der Fortpflanzung betreffende Mittheilungen haben wir bereits gemacht, ſo namentlich über die Wechſelbeziehungen in der Verbreitung von Pflanzen und Thieren (Bd. V, S. 184) und über Pfropfhybriden (Bd. IV, S. 551).

Da die Pflanzen an die Scholle gebunden ſind und ſich den Ort, wo ſie wachſen, nicht ſelbſt wählen können, ſo müſſen ſie den Bedingungen und Umſtänden, unter denen ſie wachſen und ſich fortpflanzen, genau angepaßt ſein, wenn ſie in dem allgemeinen Kampfe um das Daſein nicht unfehlbar zu Grunde gehen ſollen. Nur ſind die Lebensbedingungen unendlich mannigfach, ſie wechſeln mit den Jahreszeiten und können im Laufe längerer Zeiträume ins Endloſe variiren; die Organe der Pflanzen müſſen daher ein gewiſſes Anpaſſungsvermögen an ihre äußeren Verhältniſſe beſitzen. Bei den mannigfachen, namentlich durch Darwins klaſſiſche Unterſuchung über die Schlingpflanzen (vergl. Bd. IV, S. 362) angeregten Beſtrebungen, hierauf bezügliche Daten zu ſammeln, muß es Wunder nehmen, daß jene extremſten Fälle, in denen eine und dieſelbe Pflanze bald im Waſſer, bald auf dem Trocknen lebt, erſt in neueſter Zeit gebührend gewürdigt worden ſind. Es konnte zwar nicht ausbleiben, daß die einzelnen Formen jener amphibiſchen Pflanzen ſchon längſt bemerkt und ungeachtet ihrer oft bedeutenden Verſchiedenheiten als ſehr nahe verwandt erkannt wurden, aber trotzdem gab es auf dieſem Gebiete vielfache Verwirrungen, da es kaum Jemand unternahm, ſeine Anſichten durch Verſuche zu erhärten. Hierher gehörige Experimente wurden nun in neueſter Zeit von Profeſſor Hildebrand in Freiburg (Ueber die Schwimmblätter von Marsilia und einigen anderen amphibiſchen Pflanzen) und von Dr. Askenaſy in Frankfurt a/M. (Ueber den Einfluß des Wachsthumsmediums auf die Geſtalt der Pflanzen) angeſtellt. Nimmt man, ſo ſagt Hildebrand, von der Marsilia quadrifolia — einer in Deutſchland ſelten wildwachſenden, in Gärten vielfach in feuchter Erde kultivirten und in ſolchem Boden reichlich fruktificirenden Pflanze — ein in guter Vegetation befindliches, mit Luftblättern verſehenes Stück des kriechenden Stengels und verſenkt daſſelbe ſo tief unter die Oberfläche des Waſſers, daß alle Blätter überfluthet werden, ſo ändert ſich in kurzer Zeit der ganze Habitus der Pflanze. Die zur Zeit des Eintauchens ſchon vollſtändig ausgewachſenen Blätter bleiben unter dem Waſſer unverändert, die jüngeren Blätter und namentlich alle ſich noch neu entwickelnden erhalten aber außerordentlich lange und ſchlaffe Blattſtiele, ſo daß ſie ſich bis zur Waſſeroberfläche erheben und einen auf derſelben ſchwimmenden vierſtrahligen Stern bilden. Steigt der Waſſerſpiegel ſchnell, gerathen mithin die früher ſchwimmenden Blattſpreiten unter denſelben, ſo legen ſich die vier Theilblättchen, wie von einem empfindlichen Reize getroffen, fächerartig aneinander. Bald aber akkommodirt ſich die Pflanze den neuen Verhältniſſen, ihre Blattſtiele verlängern ſich, und ihre Spreiten erreichen ſo wiederum den erhöhten Waſſerſpiegel, auf dem ſie ausgebreitet, wie zuvor, ſchwimmen. Bei dieſer Waſſerform iſt es nun weiter auffallend, daß zwar alle Stengel- und Blattorgane ein weit üppigeres Wachsthum annehmen, als es bei der Landform der Fall iſt, daß aber die Fruchtbildung gänzlich unterbleibt. Auch der anatomiſche Bau der Schwimmblätter iſt von beſonderem Intereſſe, während nämlich die Spaltöffnungen bei den Luftblättern beide Seiten ziemlich gleichmäßig bedecken, iſt die Unterſeite der Schwimmblätter ganz frei davon. Was ſollten ſie auch an der immer mit dem Waſſer in Berührung ſtehenden Fläche? — Weitere Verſuche ſtellte Hildebrand mit dem ortwechſelnden Knöterich (Polygonum amphibium) an. In den Getreideſeldern, welche man in den ausgetrockneten alten Wallgräben von Alt-Breiſach angelegt hat, wächſt die Landform dieſer Pflanze ſehr üppig, und es iſt hier eine Bildung von Schwimmblättern natürlich nicht möglich. Daſelbſt findet ſich jene Form ſeit langen Jahren, und man könnte meinen, daß gerade dieſe

Exemplare vielleicht schon im Laufe der Zeit die Fähigkeit, Schwimmblätter zu bilden, verloren hätten — aber mit dem Umwandeln und dem Verlieren von Eigenthümlichkeiten geht es nicht so schnell, wie wohl manche Gegner der Descendenztheorie (vergl. Bd. IV, S. 611) es als Ansicht ihrer Anhänger irrthümlich darstellen. Von dort nahm nun Hildebrand mehrere $2^1/_2$ Fuß hohe Exemplare und versenkte sie in das 3 Fuß tiefe Wasserbecken des Freiburger botanischen Gartens, und siehe da, die Zweige jener Pflanzen hörten bald in ihrem Wachsthum auf und ihre Blätter verdarben; an ihrer Stelle bildeten sich aber aus dem Wurzelstocke andere Zweige, welche nach einigen Wochen mit ihrer Spitze die Oberfläche des Wassers erreichten und hier ihre nunmehr gebildeten Schwimmblätter ausbreiteten. Es war hiernach in wenigen Wochen aus der Land- die Wasserform entstanden, und zwar einfach durch Versenken der ersteren in Wasser.

Askenasy, welcher seine Beobachtungen an den Wasserhahnenfüßen gemacht hat, schreibt über einen derselben (Ranunculus aquatilis): „An der Mainkur bei Frankfurt a/M. kommt die Pflanze auf einer sumpfigen Stelle im Walde vor. Diese Stelle zeigt sich im Monate März durchschnittlich $^3/_4$' hoch mit Wasser bedeckt, und im April findet man schon reichlich blühende Pflanzen. Während der Blüthezeit sinkt das Wasser, und nach einiger Zeit ist gar keines mehr vorhanden; dann vertrocknen die charakteristischen, langgestielten Wasserblätter oder erhalten sich nur noch eine kurze Weile, wenn sie vom Schlamme bedeckt werden. Bald sind die Wasserpflanzen gänzlich verschwunden und in den folgenden Monaten findet man nur die buschige Landform, welche sich aus den Achselknospen der früheren Pflanzen entwickelt hat. Weiterhin, im Juli, verschwindet auch diese, und man trifft alsdann keine Spur mehr von der einst so reichlich vorhandenen Pflanze. Doch sind die Samen im Boden geblieben, und unter dem Einflusse der sich sammelnden Feuchtigkeit beginnt im Laufe des Spätherbstes und Winters die Keimung. So ist an jener Stelle eine Pflanze, welche in den Floren allgemein als perennirend angegeben wird, einjährig.

Von den Arbeiten, welche einzelne Pflanzengruppen (Familien, Klassen ꝛc.) betreffen, sind zunächst diejenigen hervorzuheben, welche die Flechten behandeln. Diese Pflanzen bestehen im ausgebildeten Zustande aus einem meistens stattlich entwickelten Fasergeflechte und aus runden oder länglichen, grün oder blaugrün gefärbten Zellen, welche Gonidien genannt werden. Nach Professor Schwendeners in Basel zum Theil schon früher bekannt gewordenen Untersuchungen sind nun die Gonidien der Flechten Kolonien aus Hunderten und Tausenden von Algen, welche von einem Pilze, dem Fasergeflechte, umschlossen sind und durch denselben zu lebhafter Vermehrung angeregt werden. Da also jene Algen als Nährpflanzen eines parasitischen Pilzes vegetiren, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sie im Laufe der Generationen nicht selten bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden, und daß namentlich die Größe der einzelnen Zellen, meist auch unter gleichzeitiger Formveränderung, merklich abnimmt. Schwendener glaubt jetzt zu einem gewissen Abschlusse gekommen zu sein und beschreibt (Die Algentypen der Flechtengonidien) das Vorkommen und Verhalten von acht gonidienbildenden Algentypen in den einzelnen Flechtengattungen. Auch andere Autoren, Famintzin und Baranetzky in Petersburg, fanden (F. und B., Zur Entwicklungsgeschichte der Gonidien und Zoosporenbildung der Flechten; und B., Beitrag zur Kenntniß des selbstständigen Lebens der Flechtengonidien), daß die Gonidien eines ganz selbstständigen Lebens außerhalb des Flechtenkörpers fähig sind. Sie halten aber im Gegensatze zu Schwendener die Gonidien für integrirende Organe einer typischen Pflanzenklasse, eben der Flechten, welche sich zwar hier und da von der Mutterpflanze ablösen und dann unter ungünstigen Verhältnissen ein algenähnliches Dasein fristen können, die aber durchaus nicht als besondere Algen in das Pflanzensystem eingereiht werden dürfen. Sei Letzteres dennoch unbewußter Weise geschehen, wie dies namentlich die Formen Nostoc, Cystococcus u. A. betreffe, so müsse man dieselben einfach aus der Liste der selbstständigen Pflanzen streichen.

Die Thatsache, daß Pilze als Krankheitserreger auftreten, hat sich bei fortgesetzten Untersuchungen in einer Weise bestätigt, daß auch die hartnäckigsten Gegner ihre eigene Ansicht, als seien die Pilze nur die Begleiter gewisser Krankheiten, aufgeben müssen. Es wurde bereits mitgetheilt (Bd. V, S. 377), daß die Saprolegnien als Fischtödter auftreten. Aehnliche Resultate fanden de Bary (Zur Kenntniß insektentödtender Pilze), Cohn (Ueber Pilzepidemien bei Insekten, ein Vortrag), Kühn (Der Rost der Runkelrübenblätter), Woronin (Sonnenblumenkrankheit) u. A.

Hübsch ist die Beobachtung des Direktors

August in Berlin, daß sich die Früchte der Storchschnäbel (Geranium) vermittelst ihrer zu einer Granne umgebildeten Griffeltheile in die Erde bohren. Legt man eine solche Frucht in feuchtem Zustande, in welchem sie wegen ihrer stark hygroskopischen Eigenschaften gestreckt ist, auf nicht zu feuchte Erde, so beschreibt das obere Ende der Granne eine weite, seitliche Sichelkrümmung, während sich das untere zu einer Schraube einrollt. Auf das gekrümmte obere Ende gestützt, hebt sich alsdann die Frucht und gewinnt mit der Spitze eine gegen den Boden geneigte Stellung. Bei weiter gehender Einrollung wird sie in den Boden eingebohrt und haftet, da sie ganz und gar mit aufwärts gerichteten und wie Widerhaken wirkenden Börstchen besetzt ist, alsbald in demselben fest.

Interessant ist endlich eine von v. Mohl mitgetheilte biologische Eigenthümlichkeit einer in Veracruz einheimischen Flachsseide (Cuscuta strobilacea). Diese Pflanze umschlingt mit ihren fadenartigen Stengeln die fingerdicken Stämme einer strauchartigen Triumfetta und befestigt ihre zusammengehäuften Blüthenknospen an denselben mit tief in deren Rinde eindringenden Saugwurzeln. Indem nun der schlingende Stengel vor dem Blühen eintrocknet und so gänzlich verschwindet, daß nur selten ein kleines Fragment an den Knäueln der Blüthenknospen gefunden wird, entwickelt sich hier ein eigenthümliches Blumenleben stengellos blühender Schlingpflanzen.

Dr. Otto Wilh. Thomé.

Die Vertheilung des Alkaloïdgehalts in den Cinchonen. Gewöhnlich wird nur die Rinde des Stammes und der Aeste der Cinchonabäume auf die Chinaalkaloïde verarbeitet. De Vrij (Journ. de pharm. et de chim.) hat die Frage, in wieweit die Alkaloïde auch in andern Pflanzentheilen verbreitet seien, zu beantworten gesucht und Wurzelrinde von Cinchona pahudiana der Analyse unterworfen. Die Stammrinde hat 1,27, die Wurzelrinde 2,82% Alkaloïde geliefert. Im Stamme war Cinchonidin und Cinchonin vorwaltend und kein Chinin, in der Wurzelrinde dagegen Chinin zu 1,85% enthalten. In der Stammrinde einer zweijährigen Cinchona pahudiana fand de Vrij 0,09% Alkaloïde, aber kein Chinin, in der Rinde der zarten Wurzelzasern ziemlich 2% Alkaloïde und davon 1,6% Chinin, während der Rest aus Cinchonidin und Cinchonin bestand. Diese Thatsache wurde bei 14 weitern Rindenproben der C. succirubra, calisaya, lancifolia, micrantha ꝛc. bestätigt, während nur bei 5 Proben der Chiningehalt der Wurzel nicht der vorwaltende war. Doch ergab sich gleichzeitig, daß die Verarbeitung über 2 Jahre alter Wurzeln keinerlei Vortheile bietet. Andrerseits behauptet de Vrij, daß die Alkaloïde aus den Cinchonenwurzeln unter allen Umständen leichter als aus der Rinde der dem Lichteinfluß ausgesetzten Pflanzentheile zu isoliren sei, eine Angabe, welche M'Ivors Beobachtung, daß mit Moos eingepackte Rinden der jungen Chinabäume nicht nur alkaloïdreicher, sondern auch leichter von den Alkaloïden zu befreien seien, bestätigt.

Volkswirthschaft.

Volkswirthschaftliche Umschau. Anfang Juni. Die Frage nach der gesetzlichen Behandlung der Prämienanleihen, welche in den letzten fünf Monaten des verflossenen Jahres die öffentliche Meinung so lebhaft beschäftigte, auch in den preußischen Landtag eindrang, und von diesem an die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes weiter gegeben wurde, stand am Schlusse der diesjährigen Session des Reichstags auf dessen Tagesordnung. Es lagen dafür zwei Gesetzentwürfe vor, der eine von den Abgeordneten Braun und v. Kardorff, der andere von den Abgeordneten v. Blankenburg, v. Hennig und Löwe. Jener vertrat die gelindere, dieser die strengere Ansicht von den zur Beschränkung dieser Anlehensart zu ergreifenden Maßregeln. Ihre bisherige Abhängigkeit von ministerieller Konzession wollten natürlich beide Gesetzentwürfe beseitigen. Der erstere setzte an deren Stelle gesetzliche Normativbedingungen, bei deren Innehaltung Jedermann befugt sein sollte Prämienanleihen zu emittiren, und deren bedeutsamste die war, daß es nicht gestattet sein sollte, den vollen Zinsbetrag, sondern nur einen Theil desselben zum Gegenstand des in den Prämien bedeuteten Lotteriespiels zu machen. Die Abgeordneten v. Blankenburg, v. Hennig und Löwe dagegen wollten die Form der Prämienanleihe

ausschließlich den staatlichen Körperschaften vorbehalten, denen nur ein Bundesgesetz ihren Gebrauch gewähren könnte, und außerdem nach drei Monaten vom Tage der Wirksamkeit des Gesetzes die nichtbegnadigten auswärtigen Prämienanleihen aus dem öffentlichen und officiellen Börsenverkehr entfernt sehen. Es war besonders diese letztere Vorschrift, was die interessirten Börsenkreise heftig gegen den ganzen Gesetzentwurf einnahm. Von den Sprechern des Bundesraths im Reichstage beobachtete Finanzminister Camphausen anfänglich eine etwas reservirte Haltung, während Geheimrath Michaelis vom Bundeskanzleramt den strengeren Entwurf deutlich genug als durchaus unannehmbar charakterisirte, zugleich aber auch den gelinderen Entwurf mit seinen Normativbedingungen noch unreif nannte. Er wies namentlich auf die außerordentliche Stärkung hin, welche die Kapitalkraft und Unabhängigkeit der Berliner Börse durch die vollkommene Freiheit des Verkehrs auf ihr mit allen Papieren erlangt habe. Diese Warnungen vor zweischneidigen Eingriffen in die Freiheit des Börsenverkehrs wurden von socialistischer Seite her durch eine Art Danksagung für den ersten Versuch von liberaler und konservativer Seite, das Kapital in gesetzliche Schranken zu pferchen, nicht unwirksam unterstützt. Es kam zu keinem förmlichen Abschluß; der Blankenburg-Hennig-Löwe'sche Antrag wurde zwar im Princip mit seinem ersten Paragraphen angenommen, im Uebrigen aber, da die Zeit ausging, zurückgezogen, und dieses ganze Stück Gesetzgebung schließlich dem Bundeskanzler ans Herz gelegt. Damit mußten die Verfolger der Prämienanleihen sich auch diesmal begnügen.

Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben unlängst eine Warnung vor der Betheiligung an nordamerikanischen Eisenbahnanleihen veröffentlicht, bewogen durch eine ihnen mitgetheilte Angabe des Generalkonsuls zu Newyork über dort entstandene betrügerische Pläne, die Zugänglichkeit des deutschen Kapitalisten-Publikums für amerikanische Papiere zu Gunsten von gar nicht existirenden Bahnen oder gänzlich schwindelhaften Projekten auszubeuten. Generalkonsul Rösing scheint durch die etwas zu allgemein ausgedrückte Warnung der Berliner Aeltesten drüben in Weiterungen gerathen zu sein, wird aber nicht ungern sehen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihn einmal nachdrücklich auf diese Gefahr gaunerischer Uebervortheilung hingelenkt worden ist.

Die Vorschläge zur Konversion der amerikanischen Bundesanleihe mit Zinsverminderung, in welchen der unfähige Finanzminister Boutwell und einige leitende Männer des Kongresses wetteiferten, sind einstweilen als gescheitert anzusehen. Herr Boutwell muß sich begnügen, die Bundesschuld tropfenweise zu verringern durch Verwendung der Goldüberschüsse des Schatzes zu diesem Zwecke. Dieselben vielmehr anzuhäufen zum Behuf der Herstellung des Goldumlaufs anstatt des entwertheten Zwangspapiergeldes, hält ihn wohl nur die Rücksicht auf allerhand im Trüben fischende antisociale Interessen ab.

Das deutsche Zollparlament hat am 5. Mai auf den Antrag eines hessischen Abgeordneten (Ludwig Bamberger) und den Bericht eines andern hessischen Abgeordneten (Fabricius), die damit den Mainbrücken-Beruf ihres halb süd- halb norddeutschen Staats bethätigten, beschlossen die Zollvereins-Regierungen aufzufordern, daß sie sich die Aufgabe der nationalen Münzreform gemeinschaftlich aneigneten, die vom Norddeutschen Bunde beschlossene voraufgängige Untersuchung auf den Süden ausdehnten, und die nachfolgenden praktischen Vorschläge für ganz Deutschland berechneten. Der Präsident des Bundeskanzleramts, der bis dahin in Privatunterhaltungen an einem selbständigen und gesonderten Vorgehen des Nordens festgehalten hatte, weil das erfahrungsmäßig der sicherer zum Ziele führende Weg sei, stimmte zu. Abweichend erklärte sich hingegen durch den Mund des Abgeordneten Becher die sogenannte süddeutsche Fraktion, die mit Aengstlichkeit über der Beobachtung der Kompetenzlinie wacht. Es fragt sich daher, was die derselben nahestehenden bayerischen und würtembergischen Regierungsmänner thun werden, wenn die Frage an sie herantritt. Sachlich betrachtet kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Süden ungleich inniger an gemeinschaftlicher Berathung interessirt ist als der Norden, theils weil er so viel schwerer ein eignes Münzsystem behaupten kann, theils weil die Lösung, welche er wünscht und wünschen muß, der Anschluß an das Goldfrankensystem in einer oder der andern Form, nur durch seinen Zutritt einigermaßen gesicherte Aussicht hat, über andere Ideen auch im Norden den Sieg davonzutragen.

Der norddeutsche Reichstag legt gegenwärtig die letzte Hand an ein Gesetz über den Schutz des literarischen Eigenthums, das im wesentlichen das bestehende Partikularrecht auf diesem Gebiet zusammenfaßt und ausgleicht. Ein Angriff des Abgeordneten Braun auf das

Princip dieser Schutzgesetzgebung oder wenigstens dessen übliche letzte Konsequenzen, der vor ein paar Monaten die Diskussion einleitete, hat zu starken und theilweise leidenschaftlichen Gegenregungen in Schriftsteller- und Buchhändlerkreisen Anlaß gegeben. Zur Seite ging eine in der Berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft (Prince Smith und Faucher) und anderswo angestellte Untersuchung, ob der deutsche Buchhandel nicht, und zwar zum Theil aus einseitigem Verlaß auf Nachdrucksverbote, in einem gewissen veralteten Betriebsschlendrian stecken geblieben sei. Man warf ihm vor, den Erfolg immer noch mehr in hohen Preisen bei kleinen Auflagen als in großen Auflagen bei niedrigen Preisen zu suchen; das in London und andern auswärtigen Plätzen übliche Verfahren der Versteigerung neuer volksthümlicher Werke zu vernachlässigen; zu lange Kredite zu statuiren, sowohl in dem Verhältniß des Verlegers zum Ladeninhaber, als in dem des Ladeninhabers zum Kunden; die Bücher zu viel unnütze Transportkosten verursachen zu lassen auf dem Wege von und nach Leipzig u. s. f. Inzwischen wird das Nachdrucksgesetz der Hauptsache nach in dem Sinne, wie es vorgelegt worden, voraussichtlich zu Stande kommen, und die Aufregung von Schriftstellern und Buchhändlern, welche mitunter etwas excentrische Formen annahm, hat sich nachgrade gelegt.

Eine andere, nun vollendete legislative Reform ist die Ausdehnung des sogenannten Unterstützungswohnsitzes von Preußen auf das ganze übrige Norddeutschland, der erste Schritt auf dem Wege zu einheitlicher und freier Armenpflege. Diese Maßregel rührt weder an das Princip der Armenunterstützungspflicht, ob diese eine rechtlich erzwingbare sei oder nicht, und in welchem Umfange, noch an die Organisation der praktischen Armenpflege im Detail; sie regelt lediglich die örtliche Vertheilung der Unterstützungslast, obwohl sie stillschweigend allerdings dabei die Existenz einer öffentlichen Unterstützungspflicht voraussetzt. Bisher galt in dieser Beziehung für die meisten der kleinern Einzelstaaten das starre alte Heimatsrecht, das dem Menschen der Regel nach nur gegen seine Geburtsgemeinde einen Anspruch auf Almosen im Verarmungsfall zugestand. Zwischen den verschiedenen deutschen Staaten galt der Gothaer Vertrag mit seinem Nachtrag von Eisenach, denen zufolge wenigstens die unentbehrlichste Unterstützung, z. B. erkrankter Armen, überall sofort an Ort und Stelle erfolgte. Die norddeutsche Freizügigkeit ließ diesen Zustand nicht haltbar erscheinen; wie in Preußen schon vor bald dreißig Jahren, mußte sie auch im Norddeutschen Bunde die Konsequenz nach sich ziehen, daß keine Ausweisungen Armer mehr vorkommen könnten, ausgenommen allenfalls in der nächsten Frist nach dem Einzuge. Dieses System mit der Regel nach bloß einjähriger Frist hat sich in Preußen seit beinahe drei Jahrzehnten völlig bewährt. Die größeren Städte lernten rasch sich durch eine streng prüfende, sparsam bewilligende praktische Armenpflege gegen den Ueberlauf der Bettler schützen, und auf dem Lande halfen die sogenannten Landarmenverbände befriedigend aus. Aber in Sachsen und Mecklenburg, in den Hansestädten und den kleinen thüringischen Staaten wußte man hiervon nichts. Auf dem Gebiet der Armenpflege beginnen Thatsachen und Gedanken eben erst etwas lebhafter zu cirkuliren; und die preußische Regierung, anstatt es sich durch Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung des verfügbaren Materials angelegen sein zu lassen, die Besorgnisse der verbündeten Kleinregierungen rechtzeitig zu zerstreuen, begnügte sich mit dem allzu kahlen allgemeinen Hinweis auf die Erfahrungen ihres Landes. So kam es, daß man ihre Forderung für eigennütziger hielt, als sie war, und die Bundesrathsmehrheit erhebliche Abstriche von derselben vornahm. Preußen hatte bereits aus einem Entgegenkommen, das ihm nicht gedankt wurde und überhaupt schlecht überlegt war, statt seiner eigenen einjährigen eine zweijährige Frist zum Erwerb des Almosenanspruchs in einer Gemeinde durch bloßen Aufenthalt in seinen Bundesgesetzentwurf aufgenommen; der Bundesrath machte daraus fünf Jahre. Das Gesetz sollte sich außerdem nur auf Angehörige eines andern Bundesstaats beziehen, die innere Heimatsrechtsgesetzgebung ganz unangetastet lassen. Der Leipziger sollte also beispielsweise in Dresden größeren Beschränkungen seines eventuellen Almosenanspruchs unterworfen sein als der Berliner oder Hamburger. Das hatte im Reichstag, dessen ganz überwiegende Mehrheit unitarisch gesinnt ist und die Einheit der Nation über die Souveränetät der Einzelstaaten stellt, geringe Aussicht durchzugehen. Seine Kommission gestaltete denn auch das Werk des Bundesraths in wesentlichen Stücken völlig um: sie ging mit der Frist von fünf auf drei Jahre herunter, strich die Beschränkung der Maßregel auf Angehörige anderer norddeutschen Bundesstaaten, und setzte zur Entscheidung aller zukünftig entstehen-

den Heimatsrechtsstreitigkeiten mit Beseitigung der Landesinstanzen ein Bundesamt für Heimatswesen ein. Dieses letztere ließ nun freilich der Sprecher des Bundesraths nur modificirt, beschränkt auf Streitfälle zwischen verschiedenen Staaten, nicht auch zwischen verschiedenen Armenverbänden desselben Staats, passiren. Dafür aber setzte der Reichstag die dreijährige Frist wieder auf die ursprünglich im preußischen Entwurf enthaltene zweijährige herab. Der Bundeskanzler, der sich offenbar in dieser Hinsicht ganz auf die parallelen Tendenzen des Reichstags verlassen hatte, hat es verstanden, das so verbesserte Gesetz nun auch im Bundesrath durchzudrücken, indem er es diesem erst nach der Vertagung des Reichstags wieder vorlegte und ihm so nur die Wahl ließ zwischen vollständiger unveränderter Annahme und thatsächlicher gänzlicher Verwerfung.

Während übrigens der Reichstag noch mitten in der Debatte stand, sollte sich ergeben, wie schwach im Grunde die ganze Opposition gegen die Maßregel ist. Die Senate der drei Hansestädte hatten ihr bisher am hartnäckigsten widerstrebt. Nun fand am 15. Mai zu Hamburg eine halböffentliche Verhandlung hanseatischer Politiker und Volkswirthe statt, an der auch mehrere Senatoren von Hamburg und Lübeck, angesehene Bürgerschaftsmitglieder aller drei Hansestädte theilnahmen, und das Ergebniß war, daß nur zwei Hamburger Senatsmitglieder sich gegen die Reform aussprachen, die übrigen Redner mit größter Entschiedenheit dafür. Je kürzer die Frist, fanden diese, desto besser; und selbst wenn sie, wie schon 1854 einmal in England beabsichtigt, ganz gestrichen würde, sahen sie noch keineswegs Unheil voraus.

Die Ursache dieser so merkwürdig veränderten oder geklärten Stimmung ist wohl, daß die Reform der praktischen Armenpflege in den Hansestädten Fortschritte macht. In Bremen soll jetzt, wenn es nach einer Kommission der Bürgerschaft geht, das Elberfelder System knapper Almosen und individualisirender persönlicher Fürsorge eingeführt werden, zugleich mit Anfängen einer zeitgemäßen Stiftungsrechtsreform. Für diese hat Lübeck zuerst unter den selbständigen deutschen Staaten Bemerkenswerthes gethan, nämlich schon 1847, und Hamburg ist im vorigen Herbst mit einem von der Bürgerschaft ausgegangenen, wenn auch vom Senat noch nicht genehmigten Gesetz nachgefolgt. Unter den monarchischen Staaten Deutschlands hat Baden in diesem Frühjahr die Bahn der Stiftungsrechtsreform sehr energisch zuerst betreten. Es sträubten sich dawider nicht nur katholische, sondern auch protestantische Kirchenmänner, aber erfolglos.

Zur Beschäftigung mit dem Versicherungsrecht sind die gesetzgeberischen Faktoren in Berlin noch nicht gediehen, wenn auch bereits verschiedene Entwürfe vorliegen. Inzwischen hat es ein Vorspiel des zu erwartenden Kampfes zwischen konservativeren und radikaleren Reformtendenzen im Kreise der Lebensversicherungsanstalten gegeben. Es besteht in Berlin seit ungefähr zwei Jahren ein Kolleg für Lebensversicherungswissenschaft, dem der Direktor der Stettiner „Germania", Dr. Amelung, einen radikal reformirenden Gesetzentwurf vorlegte, welcher von dem langjährigen Direktor der Gothaer Lebensversicherungsbank, Finanzrath Hopf, lebhaft angegriffen, von der Mehrheit des Kollegs aber schließlich gutgeheißen wurde. Der alte Gegensatz zwischen antiker Solidität und moderner Geschäftsgewandtheit, der in dieser Branche des Versicherungswesens seit Jahren besteht und in parteinehmenden Fachzeitschriften zum Ausdruck kommt, hat sich also auch auf diese wichtige Aufgabe geworfen, die Vorbereitung eines zeitgemäßen kodificirenden Gesetzes von Seiten der Fachgenossen selbst.

Am 14., 15. und 16. Februar tagte in Berlin der Deutsche Nautische Verein, die seit einigen Jahren erst bestehende freie Organisation des deutschen Seemannsstandes zur Vertretung seiner Interessen und Ideen. Der Hauptgegenstand der Erörterungen war diesmal die Gründung von Seegerichten, welche für nothwendig erklärt wurden zur Entscheidung in allen Fällen, zu deren Beurtheilung seemännische Fachkunde gehöre, und denen unter einem rechtsgelehrten Vorsitzer erfahrene Seeleute als ständige Richter mit vollem Stimmrecht, nicht als bloße Auskunftspersonen und nicht bloß zugezogen für den einzelnen Fall, beigeordnet sein sollen. Der Vorstand hat seitdem die über diesen wichtigen Punkt gefaßten Beschlüsse in einer besonderen Denkschrift begründet, welche den obersten Bundesbehörden zugesendet worden ist.

Während des Januar und Februar war in Berlin eine Konferenz deutscher Regierungsstatistiker versammelt, um in den Betrieb der officiellen Statistik endlich die schmerzlich vermißte Einheit zu bringen. Ihre Beschlüsse bezogen sich auf Volkszählungen, einschließlich Aus- und Einwanderung, Handels- und Schifffahrtsstatistik und Gewerbestatistik, und sollen,

nachdem sie kapitelweise von Kommissionen und Referenten noch weiter ausgearbeitet, im Juli definitiv festgestellt werden. Eine der bedeutendsten Abänderungen, welche die Konferenz empfiehlt, die Verwandlung der dreijährigen Volkszählungsperiode im Zollverein in eine fünfjährige, hat seitdem den Beifall der reaktivirten preußischen Statistischen Centralkommission gefunden.

Der Anfang der schönen Jahreszeit ist in einem großen Theil von Deutschland die Epoche des unangenehmen Höhenrauchs. Lange Zeit waren die Gelehrten darüber uneins, woher derselbe stamme, und auch seitdem man weiß, daß er ganz einfach das in die Atmosphäre übergehende gasförmige Produkt des Moorbrennens ist, einer rohen alten Procedur, um Moorboden mit dem nöthigen Dünger für die Buchweizen- oder Roggenbestellung auszustatten, ist noch nichts recht ernstliches und durchgreifendes für die Abstellung dieser Landplage geschehen. Indessen sind doch Experimente mit einer besseren Kulturmethode gemacht worden, nachdem sich herausgestellt hat, daß das Staßfurter Kali dem Düngerbedürfniß von Moorland wirksam entgegenkommt. Es haben sich im Arembergischen auf dem sogenannten Hümmling Genossenschaften gebildet, welche das dem Einzelnen fehlende Kapital zur Anschaffung von Kali oder Kali-Magnesia durch Ersparnißeinlagen oder auf solidarischen Kredit anzuschaffen suchen. Im vorigen Herbst bemächtigte sich die Wirthschaftliche Gesellschaft für Nordwestdeutschland auf einer Versammlung in Emden der Sache, während früher schon landwirthschaftliche Blätter in Osnabrück, Münster ꝛc. die Reformagitation eröffnet hatten. Diese hat nun einen Mittelpunkt und eine eindringende Spitze erhalten durch die Bildung eines Vereins wider das Moorbrennen, welche am 14. Mai zu Bremen erfolgt ist. Die übrigen Pioniere der Reform haben sich der Initiative Bremens angeschlossen, und der neue Verein wird nun wohl alsbald die öffentliche Untersuchung der Sache vornehmen, welcher die preußische Regierung ihrerseits lieber eine streng bureaukratische Kommissionsberathung am grünen Tisch und hinter verschlossenen Thüren hat substituiren wollen, wenn der Oberpräsident Graf Stolberg in Hannover auch vorurtheilsfrei genug dachte, dieser in Aurich tagenden Kommission auf erfolgten Antrag den Bürgermeister Hantelmann in Emden als Vorstandsmitglied der genannten Volkswirthschaftlichen Gesellschaft beizugeben. Es bedarf aber offenbar einer öffentlichen Untersuchung der Sache, damit alle vorhandene praktische Kenntniß und Einsicht ihrer demnächst zu erwartenden thatsächlichen Behandlung zu Gute komme. Indem für diese Untersuchung die erforderlichen geistigen Kräfte und pekuniären Mittel aus jenen weiteren Kreisen zusammenfließen, welche sich gegen den Moorrauch empören, erfüllt dieser gewissermaßen seine providentielle sociale Mission: hinlängliche thätige Aufmerksamkeit auf Nothstände zu lenken, derengleichen es in Deutschland glücklicher Weise wenig gibt. Denn wo das Moor gebrannt wird, geschieht es durchschnittlich nicht aus Wahl, sondern aus bitterster Nothwendigkeit. Die Schuld des Uebels trifft lediglich die falschen Philanthropen oder einseitigen Kopfzahlvermehrungsschwärmer des vorigen Jahrhunderts, welche Moorkolonien ohne Kanäle anlegten.

Die Frauenbewegung hat aus Amerika einen kleinen Erfolg, aus England eine große Niederlage zu verzeichnen. Der Antrag von Jakob Bright (dem Bruder des Handelsministers und berühmten Redners), steuerzahlenden Wittwen und Jungfrauen das Stimmrecht bei Parlamentswahlen ebenfalls einzuräumen, nachdem sie es bei Gemeindewahlen seit vorigem Jahre bereits besitzen, ging im englischen Unterhause wider Erwarten bei der zweiten Lesung durch, um dann im nächsten Stadium der parlamentarischen Behandlung desto unerwarteter stecken zu bleiben. Dagegen haben im Monat Februar amerikanische Ehefrauen in dem Territorium Wyoming — im fernen Westen belegen, Hauptstadt Cheyenne — als Geschworene gesessen, und nach dem Urtheil des der Neuerung abgeneigten präsidirenden Richters sowie nach sonstigen bedeutsamen Zeichen mit vollständigem Erfolg. In Deutschland, wo die Parole auf erweiterten Erwerbskreis durch das Mittel erweiterter Bildung lautet, werfen die bestehenden Vereine sich neuerdings meistens auf die Ausbildung von Kinder- und Krankenpflegerinnen. Auch hat vom April an der im November gegründete Verband der deutschen Frauen-Erwerbs- und Bildungsvereine ein eignes Organ erhalten in der Monatsschrift „Der Frauen-Anwalt", redigirt von der Schriftführerin des Berliner Lette-Vereins, Fräulein Jenny Hirsch.

A. Lammers.

Nekrolog.

Bobrik, Professor Dr., früherer Direktor der Danziger Handelsakademie, † in Schwetz laut Meldung vom 15. Mai aus Danzig.

Handel und Verkehr.

Die sibirische Eisenbahn. Eine Tagesfrage von allgemeinem Interesse ist gegenwärtig in Rußland der Bau der sibirischen Bahn. Außerhalb Rußland erscheint meist eine Eisenbahn nach jenem Lande als ein nicht zu verwirklichendes Hirngespinnst und wenigstens als ein Unternehmen, bei dem alle darin angelegten Kapitalien verloren sein müßten. Ueber 300 Meilen Bahn zu bauen, um den westlichen Distrikt eines dünnbevölkerten, unter der kalten Zone gelegenen Landes zu errichten, scheint ein Bauprojekt, dessen Ausführung dem reichsten Lande fast unerschwingliche und ganz unrentable Ausgaben verursachen muß. Das Erstaunen war deshalb noch größer, als man positiv hörte, daß dort in der Nähe große Kapitalisten bereit seien, diese Bahn ohne alle Staatsunterstützung zu bauen, und daß die Frage an der betreffenden entscheidenden Stelle durchaus nicht etwa in Bezug auf die Ausführbarkeit debattirt würde, sondern daß es sich nur um die Richtung der Linie handelte, um den Streit wegen der sogenannten Süd- oder Nordbahn, von denen die erste wohl am meisten Chancen zur Konzession hat.

Um zu begreifen, auf welchen ungeheuren Verkehr die sibirische Bahn rechnen kann, muß man specieller mit den Handelsverhältnissen jener Gegenden vertraut sein. Der Ausgangspunkt der projektirten Bahn ist Nischni-Nowgorod (Endstation der Moskau-Nischni-Bahn). Die Messe von Nischni-Nowgorod vereinigt den gewaltigen Verkehr eines großen Theils von Nordasien, Persien ꝛc. mit Europa, sie ist der größte Jahrmarkt der Welt. Entgegen der vielfach gehegten Ansicht, daß die neuen Kommunikationsmittel, die Eisenbahnen und die Dampfschifffahrt auf der Wolga, ihrer Größe entschieden Abbruch thun würden, ist sie in fortwährend rascher Zunahme geblieben. In den letzten 10 Jahren betrug der Werth der eingeführten Waaren im Durchschnitte jährlich 104,803,671 Rubel gegen nur 48,890,116 und 35,440,138 Rubel in den vorhergehenden beiden Decennien. Besonders stark war die Zunahme in den letzten 5 Jahren und 1869 übertrifft alle vorhergehenden, indem für 144,190,000 Rubel Waare zugeführt und für 128,306,000 Rubel verkauft wurden. Der zweite große Jahrmarkt des Reichs aber ist Irbit in Sibirien (vom 1. Februar bis 1. März). Dort beträgt die Zufuhr jährlich 50 Millionen Rubel und der Umsatz 35 — 40 Millionen Rubel. Irbit liegt jenseits des Uralgebirges am Zusammenfluß des Niza mit dem Irbit. Fragen wir nun, woher es kommt, daß dieser kolossale Verkehr sich in dem kaum 5000 Einwohner zählenden Städtchen koncentrirt, so zeigt ein Blick auf die Karte, daß dieser Platz der westlichste Punkt ist, welcher von beladenen Fahrzeugen in dem großen Stromsystem des Obflusses erreicht werden kann. (Der Ob hat ein Stromgebiet von 50,000 □Meilen.) Während der kurzen eisfreien Zeit schwimmt der Haupttheil der für die Irbitmesse aus Ost-Centralsibirien bestimmten Waare den Ob hinab und gelangt dann stromauf durch den Tobol und den Tjumen in den Irbit. Diese Gütermengen werden noch vermehrt durch Schlittentransporte, welche zum Theil von Persien, der Bucharei ꝛc., sowie aus Rußland kommen. Die auf der Messe von Irbit gekauften Waaren gehen meist nach Rußland auf Schlitten über den Ural und dann, wenn der Transport durch Mangel an Schnee keine Unterbrechung erlitten, im nächsten Frühjahr im Mai die Kamar abwärts und die Wolga aufwärts bis Nischni-Nowgorod zu der dort Ende Juli beginnenden Messe.

Wie Irbit durch seine Lage am westlichsten Punkt der schiffbaren Wasserstraßen des Obsystems, so ist Nischni-Nowgorod gleichfalls als vorgeschobenster westlicher Stromhafen des Wolgaflußnetzes am Zusammenfluß der Oka und der Wolga von der Natur zu einem großen Stapelplatz des Völkerverkehrs bestimmt. Der Transport der ungeheuren Gütermassen zwischen den beiden Meßplätzen, welcher einen Werth von 30 — 40 Millionen Rubel repräsentirt, erfordert auf dem oben bezeichneten Wege stromauf und stromab, auf Schlitten über das Gebirge ꝛc. oft ein ganzes Jahr und noch länger.

Man kann sich also vorstellen, wie sehr die Waaren während dieser langen Zeit durch Witterungs- und Transportbeschädigungen leiden, während schon der Zinsenverlust für das darin angelegte Kapital sich auf einige Millionen beläuft. Eine Eisenbahn, wie sie jetzt zwischen Nischni-Nowgorod und Tobolsk bei Irbit vorbei

projektirt ist, hat also hiernach eine sehr solide Grundlage. Nach ihrer Eröffnung werden ohne Frage die jetzigen sehr traurigen Kommunikationswege verlassen werden, denn der Zinsenverlust auf denselben ist schon groß genug, um die Rentabilität der sibirischen Bahn zu sichern. Diese Bahn erschließt zugleich die reichen Bergwerke von Jekaterinenburg am Ostabhange des Ural und hat überdies noch den großen Vortheil, daß mächtige neue Steinkohlenlager von ihr durchschnitten werden, in einer Gegend, wo Kohlen nur mit unerschwinglichen Kosten von andern Seiten zu beziehen sind.

Nach Eröffnung der Bahn wird man in Sibirien direkt von Moskau, Leipzig ꝛc. die Waaren in wenigen Wochen per Bahn beziehen können, auf deren Ankunft man heute Jahre lang wartet, indem sie davon abhängig, ob die Gewässer der Wolga, resp. des Ob früher oder später von ihrer Eisdecke befreit werden und ob sich auf dem dazwischen liegenden Terrain eine gute Schlittenbahn bildet.

Die neue Bahn wird aber auch noch insofern für Westeuropa von wesentlicher Bedeutung werden, als die ungeheuren Territorien, welche sie dem Verkehr erschließt, durch sie im Stande sind, auch jene Produkte, welche bei den jetzigen Kommunikationsmitteln nicht zum Exporte gelangen, auf die westeuropäischen Märkte zu senden. Manche Theile des Bahngebietes sind freilich in Folge der außerordentlichen Rauhheit des Klimas nicht zum Anbau von Feldgewächsen geeignet, aber im südlichen Sibirien finden sich große fruchtbare Landstriche, welche nur der Verbindungswege harren, um mit Erfolg die Konkurrenz mit dem amerikanischen, ungarischen Getreide aufzunehmen.

Zur Erschließung des südlichen Theils vom asiatischen Rußland wird außerdem die jetzt ebenfalls zur Ausführung gesicherte Bahnverbindung des kaspischen Meeres mit dem Aralsee dienen. Mittelst derselben erreichen die von dem großen Gebiet des Aralsees kommenden Transporte, nachdem sie das kaspische Meer passirt, die am untern Lauf der Wolga gelegene Bahnstation Tzarizin, von wo bereits eine ununterbrochene Schienenverbindung bis zur Ost- und Nordsee stattfindet.

Kriegswesen.

Die Organisation der europäischen Heere. I. In keinem Zweige des öffentlichen Lebens sind in den letzten 10—15 Jahren so durchgreifende Veränderungen geschehen wie in den Heerverhältnissen. Es gibt fast keinen Staat Europa's, der nicht seine Wehrkraft in dieser Zeit, den erhöhten Anforderungen gemäß, die an sie gestellt werden könnten, neu geordnet hätte. Jetzt scheint demnach ein Ruhepunkt eingetreten zu sein und man kann mit einiger Gewißheit voraussetzen, daß, wenn nicht ganz unberechenbare Verhältnisse eintreten, der militärische Zustand in Europa wenigstens in den folgenden zehn Jahren derselbe bleiben wird, wie er jetzt ist. Bei einem normalen Verlauf der Dinge — ohne einen großen, Alles umgestaltenden Krieg — werden wir in dieser Zeit weder eine allgemeine Abrüstung erleben, noch eine allgemeine Volksbewaffnung. Wir halten daher den gegenwärtigen Zeitpunkt für ganz passend zu einer alles Wesentliche umfassenden, vergleichenden Schilderung der Heereinrichtungen in den verschiedenen Ländern Europa's.

I. Frankreich. Die stehenden Heere ergänzten sich in diesem Lande bis zur großen Revolution fast ausschließlich durch Werbungen. Die langwierigen, menschenmörderischen Kriege, welche jenes Ereigniß zur Folge hatte, führten ganz natürlich zur Konskription und dieses System hat Frankreich mit verschiedenen Modifikationen, die von Zeit zu Zeit gemacht worden sind, bis auf den heutigen Tag behalten.

Die jetzige französische Armee ist entschieden eine Schöpfung Kaiser Napoleons III. Ihm und den von ihm inspirirten tüchtigen Männern, die ihm zur Seite standen, hat sie zu danken, was sie ist, und das Ansehen, in welchem sie steht. Lange Zeit war sie, was schlagfähige Effektivstärke, Ausrüstung und Kriegstüchtigkeit betrifft, die erste der Welt, und erst das letzte Jahrzehnt hat ihr einen ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Rivalen gegeben, welchem die nächste Zukunft noch einen zweiten hinzufügen wird.

Im Jahre 1868 wurden wichtige und tief eingreifende organisatorische Veränderungen ge-

troffen, die, wenn sie auch nicht das Wesen der aktiven Armee umgestalteten, so doch eine bedeutende Erhöhung der Schlagfähigkeit derselben bezweckten. Man hatte bis dahin eigentlich nur die aktive Armee gehabt zur Bestreitung allen und jeden Dienstes, der im Kriege vorkam, sowohl zu den Operationen im Felde, wie auch zur Sicherung der Landesgrenze und der Festungen und endlich zur Ausbildung des Ersatzes. Nun war schon die Ziffer des stehenden Heeres in Frankreich an und für sich nicht allzu hoch und sollte dabei noch allen genannten Dienstzweigen Genüge geschehen, so reducirte man damit den wirklichen Stand der eigentlichen Streitmacht in ganz bedenklicher Weise. Das trat klar zu Tage im italienischen Feldzuge von 1859, wo scheinbar nur der vierte Theil des französischen Heeres in Anspruch genommen war, denn es zeigte sich, daß die Bildung einer nur einigermaßen imposanten Westarmee, den Rüstungen Preußens und des deutschen Bundes gegenüber, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft sei.

Die organisatorischen Bestimmungen von 1868 bezwecken nun die Bildung einer Landwehr, der mobilen Nationalgarde, welche in Kriegszeiten den gesammten Dienst im Innern übernehmen soll, um auf diese Weise das aktive Heer ganz zur eigentlichen Kriegführung disponibel zu machen.

Von diesen Bestimmungen, wie sie das Gesetz vom 1. Februar 1868 enthält, ausgehend, können wir die gegenwärtige Organisation der französischen Armee kurz also schildern:

Die Landmacht Frankreichs zerfällt in drei Theile: die aktive Armee, die Reserve und die mobile Nationalgarde.

Die Dienstpflicht zur aktiven Armee ist, mit den gesetzlichen Ausnahmen, eine allgemeine, allein es ist hier die Stellvertretung gestattet. Früher hatte man das Recht des Freikaufs, dies ist aber jetzt, zugleich mit dem damit in Verbindung stehenden Dotationsfonds, aufgehoben worden. In der mobilen Nationalgarde ist die Stellvertretung nur ganz ausnahmsweise gestattet.

Das Rekrutenkontingent, das jährlich zur Aushebung kommen soll, wird durch das Gesetz für jeden einzelnen Fall bestimmt. In den beiden letzten Jahren betrug es 100,000 Mann*). Die Anzahl junger Männer, welche jedes Jahr in das dienstpflichtige Alter tritt, beträgt ungefähr 320,000, und die Hälfte davon, oder 160,000, wird als dienstuntauglich betrachtet. Das Loos bestimmt, wer von ihnen zur Rekrutirung für das aktive Heer kommen soll, während der Rest — 60,000 Mann — der mobilen Nationalgarde zugewiesen wird.

Jene 100,000 Mann kommen aber nicht alle der aktiven Armee zu Gute, sondern es gehen davon ab:

1) 9000 Mann für die Marine;
2) 15,000 „ die schon früher freiwillig eingetreten oder gesetzlich befreit sind;
3) 20,000 „ welche Stellvertreter erwerben, sich dadurch aber nur für den Dienst in der aktiven Armee frei machen und in die mobile Nationalgarde eintreten müssen.

44,000 Mann zusammen.

Von obigen 100,000 Mann sind also 44,000 im Vorwege in Abzug zu bringen und es bleiben von der ganzen Aushebung nur 56,000 für das eigentliche Heer. Diese werden wiederum in zwei Kategorien getheilt. Die erste Kategorie, welche ungefähr $^3/_4$ jener 56,000 Mann oder 43,000 Mann enthält, soll in der Regel 5 Jahre bei der Fahne bleiben, um dann die letzten 4 Jahre der gesetzlichen neunjährigen Dienstzeit — diese betrug bis 1868 nur 7 Jahre — in der Reserve zuzubringen. Die zweite Kategorie, welche ungefähr 13,000 Mann beträgt, wird nur während der ersten 5 Jahre der Dienstzeit im Ganzen 5 Monate hindurch exercirt, steht aber in dieser Zeit zur unbedingten Verfügung der aktiven Armee. In den letzten 4 Jahren der Dienstzeit gehört auch sie der Reserve an.

Wenn wir nun annehmen, daß das Gesetz vom 1. Februar 1869 9 Jahre hindurch hat wirken können und daß in diesen 9 Jahren das Rekrutenkontingent jedesmal 100,000 Mann betrug, so erhalten wir für die aktive Armee und ihre Reserve an Mannschaften die Summe von $9 \times 56{,}000 = 504{,}000$ und mit einem Abzug von 5 % für den natürlichen Abgang: 480,000 M. Zu dieser Summe sind 200,000 Offiziere, Unteroffiziere und sonstige Berufssoldaten hinzuzurechnen, so daß also das aktive Heer über eine Kopfzahl von 680,000 M. verfügt. Davon bedarf es aber nur einer Anzahl von 540,000 M., um das aktive Heer mit den Depots vollständig auf den Kriegsfuß zu setzen, so daß 140,000 M. zunächst unberührt bleiben. Vorläufig wenigstens ist dieser Ueberschuß an Mannschaft nur zur Ausfüllung der etwaigen Lücken bestimmt und besondere Cadres zu ihrer Aufnahme existiren nicht.

Die Friedensstärke des französischen

*) Für 1870: 90,000 Mann.

Heeres hat in einer Reihe von Jahren die Summe von 400,000 M. etwas überschritten, während sie doch im letzten Jahre dieselbe nicht erreichte. Sie kann daher durchschnittlich wohl zu jener runden Summe angeschlagen werden. Wenn nun das aktive Heer auf den Kriegsfuß gesetzt werden soll, so werden zunächst die zeitweilig Beurlaubten und dann die ersten fünf Jahrgänge der zweiten Kategorie eingezogen. Da dies voraussichtlich nicht genügen wird, so ist man genöthigt, in die Reserve hinabzugreifen, und zwar soll hier mit dem jüngsten Jahrgang begonnen und erst wenn dieser völlig erschöpft ist, zu dem nächstfolgenden übergegangen werden. In der Regel wird der jüngste Jahrgang zur vollständigen Kompletirung der aktiven Armee genügen, weshalb es auch den Leuten, die den drei ältesten Jahresklassen angehören, gestattet ist, sich zu verheirathen.

Die mobile Nationalgarde*) hat die Bestimmung, bei der Besetzung der festen Plätze und der Vertheidigung der Küsten und Landesgrenzen, sowie zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern verwendet zu werden.

In die Mobilgarde einzutreten sind verpflichtet: 1) die gesetzlich vom Dienst in der aktiven Armee Befreiten, 2) diejenigen, welche sich durch einen Stellvertreter vom Dienst in der aktiven Armee befreit, und 3) diejenigen, welche sich bei der Rekrutirung von diesem Dienst freigelost haben. Die Gesammtzahl der Leute dieser drei Kategorien beläuft sich auf ungefähr 82,000 M., und da die Dienstzeit in der Mobilgarde zu 5 Jahren festgesetzt ist, würde die Stärke dieses ganzen Instituts sich um einige Jahre auf 410,000 M. belaufen. Davon sind aber 10 %, als gesetzlich gestatteter Abzug, in Abrechnung zu bringen, und wenn nun noch der natürliche Abgang berücksichtigt wird, so bleiben 350,000 M., die allerdings wohl zur Ausführung der gedachten Dienstleistungen genügen mögen, wenn nur erst die erforderlichen Truppentheile — Infanterie und Artillerie — formirt sind, immerhin aber weit von der officiell herausgerechneten Stärke von 550,000 M. entfernt bleiben.

Die Mobilgarde soll in Bataillone und Batterien nach den Departements formirt werden, und die in einem Departement gebildeten Truppentheile der Mobilgarde stehen im Allgemeinen unter dem Brigadegeneral und Kommandeur der Subdivision, welche das Departement bildet. Die Uebungen der Mobilgarde sollen höchstens fünfzehnmal jährlich vorgenommen werden und dürfen die Leute höchstens 24 Stunden von ihren Wohnungen entfernen.

Sehen wir uns jetzt die Organisation der aktiven Armee etwas näher an.

Der französischen Armee geht die feste Gliederung ab, wie sie bei der preußischen so streng durchgeführt ist. Nur die Truppen der Garde machen davon eine Ausnahme, indem sie eine feststehende Eintheilung in Divisionen und Brigaden haben. Im Uebrigen zerfällt ganz Frankreich in 25 Militärdivisionen, wovon 22 im eigentlichen Frankreich, die wiederum in 90 Subdivisionen oder Brigadebezirke, den Departements entsprechend (in Korsika sind ausnahmsweise 2 Brigadebezirke), getheilt sind. Bei dem ewigen Wechsel der Garnisonen, dem die Truppen unterworfen sind, hat diese Territorialeintheilung nur eine sehr untergeordnete Bedeutung und reducirt sich im Grunde nur auf eine Vermittelung des Verpflegungswesens. Eine andere Sache wäre es, wenn die in dem Militärdistrikt liegenden Truppen hier ihren beständigen Aufenthalt hätten und auch aus demselben rekrutirten. Einem solchen System huldigt man aber nicht in Frankreich. Die Soldaten eines und desselben Regiments gehören oftmals verschiedenen Departements an, und wenn die Truppentheile Mannschaften einziehen sollen, um sich auf den Kriegsfuß zu setzen, so erhalten sie nicht ihre beurlaubten Leute wieder, sondern die Urlauber, die sich in dem augenblicklichen Standquartier der Truppentheile aufhalten.

Im Jahre 1858 wurden die Militärdivisionen in eine Anzahl noch höherer Territorialdistrikte zusammengefaßt, indem 7 Armeecorpsbezirke gegründet wurden, nämlich zu Paris, Lille, Nancy, Lyon, Tours, Toulouse und in Algerien. In jedem dieser Armeecorpsbezirke ward einem Marschall der Oberbefehl übertragen.

Gehen wir jetzt zu den Truppentheilen über und beginnen mit denen der Garde, die eine Streitmacht von 21,500 M. aufzustellen vermag.

Die Gardeinfanterie, im Ganzen etwa 16,000 M., zerfällt in 3 Regimenter Grenadiere, 4 Regimenter Voltigeure, 1 Regiment Zuaven, 1 Bataillon Jäger. Die Grenadierregimenter haben 3 Bataillone, die Voltigeurregimenter desgleichen, das Zuavenregiment 2, und die Gesammtzahl der Bataillone der Garde beträgt

*) Nach den Aeußerungen, welche der jetzige Kriegsminister, General Lebeuf, vor dem Gesetzgebenden Körper gethan hat, muß die Organisation der Mobilgarde wenigstens vorläufig als aufgegeben betrachtet werden.

also 24. Das Jägerbataillon hat 10 Kompagnien, alle übrigen 7. Die Kompagnien sind 3 Offiziere und 92 M., bei den Jägern 79 M. stark, und die Bataillone beziehungsweise 23 Offiziere und 646 M. und 40 Offiziere und 878 M.

Die Gardekavallerie hat eine Gesammtstärke von etwas über 3000 Berittenen und zerfällt in 1 Regiment Kürassiere, 1 Reg. Karabiniers, 1 Reg. Dragoner, 1 Reg. Ulanen, 1 Reg. Chasseurs, 1 Reg. Guiden. Jedes dieser 6 Regimenter hat 4 Feld- und 2 Depoteskadronen; eine Feldeskadron hat 7 Offiziere, 148 Mann und 121 Pferde und die Depoteskadronen zusammen 20 Offiziere, 356 Mann und 255 Pferde. Im Kriege wird der Stand der Feldeskadron auf 8 Offiziere, 148 Mann und 130 Pferde erhöht.

Die Gardeartillerie mit 12 Batterien, 72 Geschützen und 2500 Mann, besteht aus 1 Regiment fahrender oder Linienartillerie zu 6 Batterien, und zwar 2 gezogenen 12pfündigen und 4 gezogenen 4pfündigen, jede zu 6 Geschützen, und 1 Regiment reitender Artillerie zu 6 Batterien, jede mit 6 gezogenen 4pfündigen Geschützen. Im Kriege zählt die fahrende 12pfündige Batterie 5 Offiziere, 235 Mann und 205 Pferde, die fahrende 4pfündige 5 Offiziere, 199 Mann und 165 Pferde und die reitende Batterie 5 Offiziere, 205 Mann und 227 Pferde.

Die Linieninfanterie repräsentirt eine Truppenmacht von 233,000 Mann. Sie zählt 100 Linienregimenter zu 3 Feldbataillonen und 1 Depotbataillon, jedes zu 6 Kompagnien. Der Unterschied zwischen den Kompagnien, der früher bestand und wonach es 1 Grenadier- und 1 Voltigeurkompagnie gab, während die andern Compagnies du centre hießen, hat aufgehört. Die Kompagnie ist im Kriege und im Frieden gleich stark und enthält 3 Offiziere und 112 Mann. Ein Bataillon ist demnach 672 Mann und ein Regiment etwas über 2000 Mann stark. Die Gesammtstärke der französischen Linienregimenter macht in runder Summe 200,000 Mann aus. Dazu kommen 3 Regimenter Zuaven, jedes zu 3 Feldbataillonen zu 7 Kompagnien und 1 Depotbataillon zu 6 Kompagnien. Die Kompagnien haben 3 Offiziere und 95 Mann, die Bataillone 23 Offiziere und 667 Mann und die Regimenter ungefähr 2000 Mann, die Zuaven zusammen also 6000 Mann. Ferner 4 Regimenter afrikanische Tirailleure oder Turcos, jedes zu 3 Feldbataillonen und 1 Depotbataillon von 7 Kompagnien. Die Kompagnien haben 5 Offiziere und 105 Mann, die Bataillone 37 Offiziere und 737 Mann und die Regimenter ungefähr 2250 Mann, so daß die Gesammtstärke dieser Truppe sich auf 9000 Mann beläuft. Diesen reihen sich 20 Jägerbataillone an, jedes zu 6 Kompagnien und einer Depotdivision von 2 Kompagnien. Im Kriege soll die Kompagnie 3 Offiziere und 112 Mann, das Bataillon 23 Offiziere und 672 Mann stark sein. Die Gesammtstärke sämmtlicher Jägerbataillone macht demnach gegen 14,000 Mann aus. Das Fremdenregiment hat 6 Feld- und 2 Depotbataillone, jedes mit 6 Kompagnien, welche eine Sollstärke von 3 Offizieren und 98 Mann haben. Indessen ist die Stärke des Regiments sehr schwankend. Durchschnittlich kann sie zu 3000 Mann angeschlagen werden. Endlich gehören hierher 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, jedes zu 5 Kompagnien. Auch der Bestand dieser Truppe ist sehr wechselnd, da sie eine Art Strafabtheilung für Soldaten aller Waffen bildet. Im Durchschnitt sind diese Bataillone zusammen 1000 Mann stark.

Die Kavallerie zählt im Kriege 34,500 Mann (ohne Offiziere) in 228 Eskadronen und zerfällt in die schwere Kavallerie, Linien- und leichte Kavallerie. Die erstere besitzt 10 Regimenter Kürassiere, jedes mit 4 Feldeskadronen und 1 Depoteskadron. Im Frieden hat jede der ersteren 7 Offiziere, 125 Mann und 102 Pferde und die Depoteskadron 11 Offiziere, 179 Mann und 113 Pferde, während die Kriegsstärke sich beziehentlich auf 8 Offiziere, 164 Mann, 150 Pferde und 12 Offiziere, 193 Mann und 172 Pferde beläuft. Ein Regiment hat demnach im Kriege ungefähr 600 und die 10 Kürassierregimenter zusammen 6000 Berittene.

Die beiden Karabinierregimenter, welche früher zu der schweren Kavallerie gehörten, sind vor einigen Jahren aufgehoben worden. Die Linienkavallerie besteht aus 12 Regimentern Dragoner und 8 Regimentern Ulanen mit demselben Etat wie die Kürassiere, also im Felde mit 600 Berittenen pro Regiment und für die 20 Regimenter zusammen 12,000 Mann. Die leichte Kavallerie zählt 12 Regimenter Chasseurs und 8 Regimenter Husaren. Die Kriegs- und Friedensstärke der Eskadronen ist von der der übrigen Kavallerie nur sehr wenig verschieden. Dahingegen haben diese Regimenter eine Depotdivision, die im Frieden aus 20 Offizieren, 302 Mann und 217 Pferden und im Kriege aus 22 Offizieren, 355 Mann und 323 Pferden besteht. Die Kriegsstärke der leichten Kavallerie in der Feldeskadron ist also gleich der der Linienkavallerie, nämlich 12,000 Mann.

Zu der leichten Kavallerie sind noch zu

rechnen: 4 Regimenter Chassenrs d'Afrique, jedes im Felde 4 Eskadronen stark mit 45 Offizieren und 600 Mann, und 3 Regimenter Spahis, jedes im Felde 4 Eskadronen stark mit 44 Offizieren und etwas über 700 Mann.

Die Artillerie. Bis zum Jahre 1867 waren die fahrenden und die Festungsbatterien regimentsweise gesondert, damals aber erhielt jedes der ersten 15 Artillerieregimenter 8 fahrende Batterien und 4 Festungskompagnien zugewiesen. Das Regiment Nr. 16 ist das Pontonierregiment mit 14 Kompagnien, und endlich enthalten die Regimenter Nr. 17 bis 20 jedes 8 reitende Batterien.

Danach hat diese Waffe jetzt 120 fahrende und 32 reitende, zusammen 152 Batterien.

Sämmtliche reitende Batterien haben 4-Pfünder, von den fahrenden Batterien aber führt ein Dritttheil, also 40, 12-Pfünder. Jede Batterie hat 6 Geschütze, die Gesammtzahl der Geschütze beläuft sich also auf 912, und mit denen der Garde auf 984, worunter 252 12-Pfünder.

Die Festungs- oder Fußbatterien, 60 an der Zahl, haben jede 4 Offiziere und 100 Mann im Frieden und ungefähr die doppelte Stärke an Mannschaft im Kriege. Die fahrenden Batterien haben im Frieden 4 Offiziere, 136 Mann und 60 Pferde, im Kriege aber die 9pfündigen Batterien 5 Offiziere, 235 Mann und 205 Pferde und die 4pfündigen Batterien 5 Offiziere, 199 Mann und 165 Pferde. Die reitenden Batterien endlich haben im Frieden 4 Offiziere, 136 Mann und 101 Pferde, im Kriege 5 Offiziere, 205 Mann und 227 Pferde.

Eine Pontonierkompagnie ist im Frieden 4 Offiziere und 100 Mann, im Kriege 4 Offiziere und 150 Mann stark.

Die Artillerie zählt auf dem Kriegsfuß also im Ganzen 46,000 Mann und ohne die Festungsartillerie 34,000 Mann. Mit den 2500 Mann der Gardeartillerie beläuft sich die Stärke der Feldartillerie also auf 36,500 Mann.

Die Genietruppen haben im Kriege eine Stärke von 7500 Mann und bestehen aus 3 Regimentern zu 2 Bataillonen. Jedes Bataillon hat 8 Kompagnien, deren jede im Frieden 4 Offiziere und 88 Mann und im Kriege 4 Offiziere und 158 Mann zählt.

Zu den oben aufgezählten Truppen der Feldarmee sind noch ungefähr 6000 Mann Train in 2 Trainkompagnien der Garde und 24 Trainkompagnien der Linie zu rechnen.

Danach stellt sich die Gesammtstärke der französischen Feldarmee auf

Infanterie	255,000	Mann	in 374 Bataillonen,
Kavallerie	37,500	"	" 252 Eskadronen,
Artillerie	36,500	"	" 164 Batterien mit 984 Gesch.,
Genie . .	7500	"	" 6 Bataillonen,
Train . .	6000	"	
zusammen	342,500	Mann	mit 984 Geschützen.

Es kommt in der französischen Feldarmee auf jeden siebenten Mann der Infanterie ein Reiter und auf jedes tausend Mann kommen drei Geschütze.

Die Kosten des Heeres belaufen sich für 1870 auf ungefähr 99 Millionen preuß. Thlr. Für jeden Mann der Feldarmee macht dies 250 Thlr. aus.

II. England. Das englische Heer besteht durchweg aus geworbenen Leuten und bildet so eine vollständige Anomalie in den europäischen Heerorganisationen, die fast alle theilweise oder ganz auf dem Konskriptionssystem beruhen.

Die Werbungen geschehen für die Infanterie und Fußartillerie auf 10, für die Kavallerie, reitende Artillerie und Ingenieure auf 12 Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit kann der Mann seinen Abschied verlangen, erhält dann aber keine Pension. Läßt er sich dagegen nach einem Jahre wieder engagiren, und zwar bei der Kavallerie und reitenden Artillerie auf 12 Jahre, bei den Ingenieuren auf 9 Jahre, bei der Fußartillerie und Infanterie auf 11 Jahre, so erhält er nach Ablauf der zweiten Dienstzeit eine lebenslängliche Pension von 8 Penny (ungefähr 7 Sgr.) täglich. Will der Mann sich nicht wieder anwerben lassen, so kann er in die Armeereserve treten, wo er gleichfalls nach einer Reihe von Jahren das Anrecht auf eine Pension erhält. Allein nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil entschließt sich dazu.

Für die Offiziere besteht noch immer der Kauf der Patente. Indessen müssen die Aspiranten jetzt doch noch ein Examen ablegen, ehe sie ins Offiziercorps aufgenommen werden.

Die Offiziere, welche für die Artillerie und die Ingenieure bestimmt sind, werden in der Kriegsschule zu Woolwich und die Generalstabszöglinge auf der Akademie in Sandhurst ausgebildet.

Die Gardeinfanterie hat eine Gesammtstärke von 6000 Mann und 258 Offizieren. Sie besteht aus 3 Regimentern, eins zu 3 und zwei zu 2 Bataillonen. Jedes Bataillon hat 10 Kompagnien, welche durchschnittlich 85 Mann stark sind.

Die Gardekavallerie ist 1200 Mann stark, hat 96 Offiziere und besteht aus 3 Regimentern, jedes zu 8 Troops oder Kompagnien, welche ungefähr 50 Mann stark sind.

Die Infanterie der Linie zählt 109 Regimenter. Davon haben Nr. 1 bis 25 je 2 Bataillone, Nr. 26 bis 59 je 1 Bataillon, Nr. 60, ein Jägerregiment, 4 Bataillone und Nr. 61 bis 109 je 1 Bataillon. Dazu kommt dann noch die sogenannte Rifle- oder Jägerbrigade zu 4 Bataillonen. Dies macht zusammen 141 Bataillone. Diese sind alle durchaus selbstständig, auch da, wo mehrere bei einem Regiment vereinigt sind. Die zweiten Bataillone der Regimenter 1 bis 25 wurden bei ihrer Errichtung diesen nur aus dem Grunde zugetheilt, weil man die Posten der Regimentsinhaber sparen wollte. Es war hier also bloß um den Namen zu thun, und der Sache nach sind die Bataillone den Regimentern ganz gleich. Die Bataillone hatten früher 12 Kompagnien, jetzt sollen sie aber alle nur 10 Kompagnien haben, und sobald ein Truppentheil von den Kolonien in die Heimat zurückkehrt, löst er 2 Kompagnien auf. Der Regel nach besitzen die Kompagnien 3 Offiziere, 3 Sergeanten, 8 Korporale, 2 Spielleute und 80—90 Gemeine, so daß die Stärke einer Kompagnie sich auf cirka 100 Mann belaufen würde. Indessen wird diese selten erreicht. Die Gesammtstärke der Linieninfanterie sollte nach dem Obigen mit der Garde 148,000 Mann ausmachen, allein sie stellt sich in der That weit niedriger.

Die Kavallerie der Linie hat 4 Regimenter schwere Kavallerie, 11 Regimenter mittlere Kavallerie und 13 Regimenter Husaren.

Jedes Kavallerieregiment zerfällt in 8 Troops und zählt ungefähr 600 Berittene, doch wird der Etat selten eingehalten. Die Gesammtstärke der englischen Kavallerie macht mit der der Garde ungefähr 18,000 Mann aus nebst 82 Offizieren.

Die Artillerie besteht aus 30 Brigaden, nämlich 5 reitenden, 9 Feld-, 12 Garnisons- und 4 gemischten Brigaden. Die Anzahl der Batterien bei der Brigade schwankt zwischen 5 und 10. Die reitenden Brigaden haben im Ganzen 30 Batterien zu 6 Geschützen; bei jeder Batterie sollen 150 Mann und 164 Pferde sein. Die Feldbrigaden haben zusammen 79 Batterien, gleichfalls zu 6 Geschützen, während die Batterien mit 150 Mann und 105 Pferden normirt sind. Außerdem gibt es 111 Garnisonsbatterien mit 11,992 Mann. Die Anzahl der Feld- und reitenden Batterien beträgt also 109 mit 654 Geschützen und 17,000 Mann, nebst ungefähr 900 Offizieren.

Das Geniecorps besteht aus 34 Kompagnien, deren jede ungefähr 100 Mann stark sein soll, so daß es sich im Ganzen auf etwa 3500 Mann beläuft. Dazu kommen 735 Offiziere.

An Train hat die englische Armee 1 Troop und 6 Bataillone, zusammen gegen 2000 Mann.

Die englische Feldarmee soll nach den obigen Angaben also haben an

Infanterie	148,000	Mann	in 148 Bataillonen,
Kavallerie	18,000	"	" 218 Troops,
Artillerie	17,000	"	" 109 Batterien mit 654 Gesch.,
Genie . .	3500	"	
Train . .	2000	"	
zusammen	188,500	Mann	mit 654 Geschützen.

Allein der Präsenzstand der Armee ist in der That weit geringer, und es fehlen gegenwärtig beispielsweise über 50,000 Infanteristen und 7000 Kavalleristen. Freilich wird der Stand der Armee officiell zu 172,316 Mann angegeben, allein in dieser Summe figuriren die Truppen in Westindien mit 2900, die ostindischen Truppentheile mit 54,800 und andere Kolonialtruppen mit 3400 Mann, während die Stärke der wirklichen englischen Feldarmee in den officiellen Angaben nur die Höhe von 117,500 Mann erreicht. Wie viel davon in einem europäischen Kriege gebraucht werden kann, ist sehr schwer zu sagen. Augenblicklich stehen nur 40—50,000 Mann Feldtruppen in den vereinigten Königreichen, und ein Heranziehen von Truppentheilen aus den Kolonien dürfte bei dem, wie zu vermuthen ist, äußerst schnellen Verlauf zukünftiger Kriege nicht wohl möglich sein. Auch auswärtige Anwerbungen werden heut zu Tage nicht mehr allzu ergiebig ausfallen. Daß unter diesen Umständen die englische Landmacht mit Bezug auf europäische Verwickelungen nur von geringem Belang sein kann, liegt auf der Hand.

Anders steht es mit der Landesvertheidigung Englands. Es ist hier in dieser Hinsicht mehr geschehen als in irgend einem andern Lande, nur muß es doch noch immer darauf ankommen, ob im Moment der Gefahr diese halbbürgerlichen Institutionen auch stichhaltig sind.

England hat an Miliztruppen, welche in Truppentheilen aller Waffengattungen wohl organisirt sind, eine Stärke von 128,900 Mann. Wenn wir dazu die 40—50,000 Mann reguläre Truppen legen, die in Großbritannien und Irland stehen, so erhalten wir eine Gesammtsumme von ungefähr 175,000 Mann, die England in dem freilich sehr unwahrscheinlichen Falle, daß es einen Feind innerhalb der Landesgrenzen zu bekämpfen haben sollte, zu Gebote stehen.

England gibt für seine Landmacht jährlich die enorme Summe von 95 Millionen preuß.

Thlr. aus. Legen wir die Effektivstärke der Feldtruppen und diejenige der Milizen zusammen: 246,000 Mann, so kostet jeder Mann dieser Truppen 382 Thlr.

Die Kavallerie der Feldarmee verhält sich zu der Infanterie wie 1 : 8 und es kommen $3\frac{1}{2}$ Geschütze auf je 1000 Mann.

III. Holland. Es besteht hier im Princip die allgemeine Wehrpflicht, allein die Stellvertretung ist daneben gestattet, und da es nur 150 bis 170 preuß. Thlr. kostet, einen Stellvertreter zu erlangen, so dient faktisch in Holland nur die ärmste Klasse der Bevölkerung. Der Garnisondienst wird übrigens größtentheils durch geworbene Leute bestritten und es dienen nur 6—7000 Mann länger, als die eigentliche Uebungszeit dauert. Zu der Einübung im Waffendienst werden jährlich 10—11,000 Mann ausgehoben und 7—8000 Mann werden zu den Herbstmanövern eingerufen.

Im Frieden besteht in der holländischen Armee keine Divisions- und Brigadeeintheilung. Ganz Holland ist in 4 Militärdistrikte getheilt, zu deren Ressort die im Distrikt liegenden Truppen gehören.

Die Infanterie zählt ungefähr 40,000 Mann. Sie zerfällt in 1 Regiment Grenadiere und Jäger mit 4 Bataillonen zu 5 Kompagnien, deren jede 4 Offiziere und ungefähr 200 Mann zählt, und 8 Linienregimenter, gleichfalls je mit 4 Bataillonen zu 5 Kompagnien, aber etwas größerer Stärke, weil es ein Depotbataillon hat, während bei dem Regiment Grenadiere und Jäger nur 2 Depotkompagnien sind.

Die Kavallerie hat 4 Husarenregimenter, jedes mit 4 Feldeskadronen und 1 Reservecskadron nebst 1 Depot. Jede Eskadron hat 5 Offiziere und ungefähr 150 Mann, so daß die Stärke der holländischen Kavallerie sich auf 3000 Mann beläuft.

Die Artillerie besteht aus 18 Batterien mit 108 Geschützen und 3500 Mann, sie zerfällt in 1 Regiment reitender Artillerie zu 4 Batterien von 6 Geschützen, 6—7 Offizieren und 150 Mann, und 1 Regiment Feldartillerie zu 14 Batterien von 6 Geschützen, 6 Offizieren und 180 Mann. Die Festungsartillerie besteht aus 3 Regimentern, je zu 14 Kompagnien, und zählt ungefähr 7000 Mann.

Das Geniecorps besteht aus 1 Bataillon Mineurs und Sappeurs von 5 Kompagnien, jede zu cirka 200 Mann, das Bataillon also gegen 1000 Mann.

Die Gesammtstärke der holländischen Armee auf dem Kriegsfuß beträgt also an

Infanterie	40,000	Mann	in 36 Bataillonen,
Kavallerie	3000	"	" 20 Eskadronen,
Artillerie	3500	"	" 18 Batterien mit 108 Gesch.,
Genie . .	1000	"	" 1 Bataillon
zusammen	47,500	Mann	mit 108 Geschützen.

Die holländische Regierung verausgabt für ihr Heer jährlich die Summe von 8,313,433 preuß. Thlr., wovon freilich ein nicht unerheblicher Theil zum Unterhalt der Kolonialtruppen, die wir hier ebenso wenig wie beim englischen Heer berücksichtigt haben, verwendet wird. Wenn wir die obige Summe auf die Truppen der Feldarmee vertheilen, so kommen 177 Thlr. auf jeden Mann derselben.

Die Kavallerie des holländischen Heeres verhält sich zu der Infanterie wie 1 : 13 und es kommen auf je 1000 Mann $4\frac{2}{5}$ Geschütze.

IV. Belgien. Auch hier herrscht grundsätzlich die allgemeine Wehrpflicht. Die jungen Leute, welche das dienstpflichtige Alter erreicht haben, müssen sich bei der jährlich vorzunehmenden Rekrutirung einfinden, um wegen ihrer Diensttauglichkeit besichtigt zu werden. Alsdann findet unter den für diensttüchtig Erklärten eine Loosung Statt, da von ihnen, die im Durchschnitt jährlich 30,000 Mann betragen, nur die durch die Landesrepräsentation bewilligte Quote — für 1870 12,000 Mann — wirklich ausgehoben wird. Diejenigen, welche das Loos zur Aushebung trifft, können sich nun noch einen Stellvertreter kaufen und dadurch völlig sich vom Dienst befreien.

Die Dienstzeit beträgt 10 Jahre, 5 in der aktiven Armee und 5 in der Reserve. Von dieser Zeit befinden sich die Soldaten der Infanterie 29 Monate bei der Fahne (doch werden sie während dieser Zeit gewöhnlich 5 Monate hindurch beurlaubt), die Kavalleristen aber und die Artilleristen 3 Jahre.

Die Infanterie hat eine Stärke von 74,000 Mann. Sie besteht aus 1 Karabinierregiment, 2 Jägerregimentern, 12 Linienregimentern und 1 Grenadierregiment. Das Karabinierregiment zerfällt in 4 Feldbataillone und 1 Reservebataillon. Die Feldbataillone haben 8 Kompagnien, das Reservebataillon hat deren 4. Die Stärke einer Kompagnie beläuft sich auf dem Friedensfuß zu etwa 50 Mann, auf dem Kriegsfuß zu 150 Mann. Die beiden Regimenter Jäger haben je 4 Feldbataillone und 1 Reservebataillon. Die Feldbataillone haben 6 Kompagnien, die Reservebataillone 4. Die Stärke einer Kompagnie ist gleich derjenigen der Karabinierkompagnien. Die übrigen Regimenter

sind ebenso organisirt wie die Jägerregimenter.

Die Kavallerie zählt 6000 Mann und besteht aus 2 Jägerregimentern zu Pferde, von denen jedes 5 Feldeskadronen und 1 Depot hat (der Stand der Schwadron beträgt 130 Mann), 4 Lancierregimentern von gleicher Organisation und 1 Guidenregiment mit 6 Eskadronen.

Die Artillerie besteht aus 2 Regimentern reitender Artillerie, jedes zu 8 Batterien von 8 Geschützen und ungefähr 200 Mann an Bedienungsmannschaften pro Batterie, 6 Regimentern Fußartillerie, jedes zu 4 Batterien von 6 Geschützen, und 3 Regimentern Festungsartillerie, jedes zu 16 Batterien.

Jedes Regiment der Artillerie hat außerdem eine Depotbatterie und die Festungsregimenter dazu noch je 1 Reservebatterie. Zu der Artillerie gehört eine Kompagnie Pontoniere und eine Trainabtheilung, die zusammen ungefähr 1000 Mann zählen. Die Feldartillerie hat mit den Pontonieren und dem Train im Ganzen eine Stärke von 9000 Mann und in 40 Batterien zusammen 272 Geschütze.

Das Geniecorps ist etwas über 2000 Mann stark und besteht aus 1 Regiment zu 2 Bataillonen, deren jedes 5 Kompagnien hat. Die Friedensstärke einer Kompagnie beläuft sich auf etwa 100 Mann, die Kriegsstärke auf 200 Mann.

Die belgische Truppenmacht beläuft sich auf dem Kriegsfuß also auf:

Infanterie	74,000	Mann in	80 Bataillonen,
Kavallerie	6000	"	36 Eskadronen,
Artillerie	9000	"	40 Batterien mit 272 Geschützen,
Genie . .	2000	"	2 Bataillonen,
zusammen	91,000	Mann mit	272 Geschützen.

Wenn wir zu dieser Summe die 9000 Mann Festungsartilleristen zählen, welche eigentlich nicht zur Feldarmee gerechnet werden können, so erhalten wir eine Anzahl von 100,000 Mann oder diejenige Stärke der Armee, welche dem Gesetze gemäß im Kriege zur Vertheidigung des Landes unter die Waffen gerufen werden soll.

Die Unterhaltung des Heeres kostet dem Lande jährlich gegen 10 Millionen preuß. Thlr., so daß also für jeden Mann der Kriegsstärke 100 Thlr. verausgabt werden.

Die Kavallerie verhält sich in der belgischen Armee zu den übrigen Waffen wie 1 : 12 und es kommen auf je 1000 Mann 2,7 Geschütze.

C. v. Sarauw.

Nekrolog.

Dietrich, Anton, Freiherr von, geboren 1783 zu Mitterburg in Istrien, † am 19. Mai in Ofen. Nachdem er die Feldzüge der Befreiungskriege mitgemacht, wurde er 1828 zum Major befördert und als Professor an die Militärakademie zu Wiener-Neustadt berufen, wo er 17 Jahre lang Taktik und Strategie vortrug. Später (1819) zum Feldmarschallieutenant und zum Divisionär bei der Südarmee berufen, zeichnete er sich bei Neusatz, Becse und Hegyes aus. Als Kommandeur des Leopoldordens wurde er in den Freiherrenstand erhoben und ward dann Festungskommandant in Ofen, als welcher er einer der populärsten Generale der österreichischen Armee war.

Gayon, Graf, Senator und Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion, † am 17. Mai in Paris im Alter von 68 Jahren. Als Oberst zeichnete er sich bei der Unterdrückung des Aufstandes vom 13. Juni 1849 aus und wurde einige Monate darauf vom Prinz-Präsidenten zum Brigade-, dann vom Kaiser zum Divisionsgeneral ernannt. Im Jahre 1861 erhielt er das Oberkommando über das französische Expeditionscorps in Rom, wo seine Jähzornigkeit das Motiv zu seiner Abberufung wurde. Ihn entschädigte dafür der Platz im Senat und das Oberkommando von Toulouse.

Neue Bücher.

Landesvertheidigungssystem, Entwurf eines neuen, von v. Wedelstädt. Leipzig, O. Wigand.

Norddeutsche Garnisonen und Landwehrbezirke. Special-Karte, von Th. Schade. Gera, Issleib.

Riesengeschütze des Mittelalters und der Neuzeit, von K. Wille. Berlin, Mittler.

Schießversuche in Belgien gegen Panzerziele und Erdbrustwehren, von A. du Vignau. Cassel, Kay.

Technologie.

Ziegelthee. In den Vertragshäfen verkauft der Chinese Staub und Spreu des Thees häufig um geringen Preis, in den entlegeneren Bezirken aber werden die Abfälle auf Ziegelthee verarbeitet. Von diesem unterscheidet man nach der „Techn. commerc. Ztg." drei Sorten. Die große grüne Varietät wird in den Gebirgsgegenden von Hupeh, etwa 200 engl. Meilen westlich von Hankau, verfertigt. Sie besteht aus den gröberen Blättern und den oberen Zweigen der Thea viridis nebst einer Menge von den zerbrochenen Blättern und dem Staube, welche die Behandlung des grünen Thees abwirft. Die Masse wird einfach durch Anwendung von

Dampf feucht gemacht, dann in hölzerne Formen gepreßt und an der Luft getrocknet. Die trocknen Ziegel werden in Papier gewickelt; 36 Ziegel, in längliche Form geordnet, werden mit trocknen duftenden Blättern und das Ganze dann mit Matten bedeckt. Derartige Verpackungen sind als Körbe bekannt. Diese Sorte Ziegelthee ist dunkelgrün und wird jetzt in großer Ausdehnung von den russischen Agenten der Kiachtaer Kaufleute gemacht. Große grüne Ziegel messen 13×6½×1¼". Der mongolische Käufer verlangt von seiner Waare, daß ein Ziegel, auf den Kopf gelegt und an beiden Enden mit den Händen abwärts gebogen, weder nachgebe noch breche. Unter allen einheimischen Bewohnern der Mongolei und einer großen Anzahl der in der Nähe der russisch-mongolischen Grenze lebenden Burjäten ist dieser Thee sehr beliebt. Die Hauptmärkte sind Tschan-kia-keu, Urga und Kiachta.

Kleiner grüner Ziegelthee ist stets besser als großer, da er aus besseren Materialien und mit mehr Sorgfalt hergestellt wird. Die sibirische Bauernschaft und die bessere Klasse der an der mongolischen Grenze wohnenden Burjäten und Tungusen sind die Hauptkonsumenten desselben. Auch die mongolischen Mandarinen, sowohl in ihrem Heimatlande, als wenn sie am Hofe in Peking sind, ziehen diesen Thee vor. Die gewöhnliche Größe der Ziegel beträgt 8½ ×5¼×⅞", und die Hauptemporien für ihren Verkauf sind Kiachta, Tschita und Nertschinsk.

Schwarzer Ziegelthee, in der Mongolei Dirintirru genannt, wird in Ziegeln von derselben Größe wie kleiner grüner hergestellt. Er besteht aus Spreu, sonstigen kleinen Stücken und dem von der Zubereitung des Moning- und des Kaisau-Thees für den Londoner Markt herrührenden Staub mit einer Beimengung von Bohea und kleinen Zweigen. Er findet Absatz unter den Tartaren und Kirgisen in Westsibirien. Große Quantitäten werden auch an die an den westlichen Küsten des Baikalsees wohnenden Bauern verkauft. Die einheimischen Märkte sind Kiachta, Irkutsk, Omsk, Tomsk, Kasan, Nischni-Nowgorod und Irbit.

Die Verkäufe in Urga sollen sich auf mehr als 5,000,000 Pfd. belaufen, wovon $^9/_{10}$ große grüne Ziegel sind.

Die Chinesen befördern den größten Theil ihres Ziegelthees über Land via Schansi, während die Russen den ihrigen stets über Schanghai und Tiantsin nach Kiachta senden, von wo er auf Kamelen nach Sibirien, der Tartarei und Rußland verschickt wird.

In der Mongolei und Tartarei reibt man den Ziegelthee zu Pulver und kocht ihn unter Zusatz von Salz und Fett mit alkalinischem Steppenwasser. Von dieser Flüssigkeit trinken die Nomadenstämme 20—40 Becher täglich und vermischen sie zuerst mit Milch, Butter und ein wenig geröstetem Mehl. Allein selbst ohne Mehl nähren sie sich viele Wochen lang von diesem Getränk, und es wird versichert, daß sie dabei völlig gesund bleiben und ein kräftiges Aussehen behalten.

Reisstärke wird gegenwärtig bei der Appretur in Berlin mit vorzüglichem Erfolg angewendet. Es hat sich herausgestellt, daß 100 Pfd. Reisstärke dasselbe leisten wie 115 Pfd. Weizenstärke. Bei gewissen Waaren gibt die Reisstärke, weil sie sandfrei ist, was durch das bei ihrer Darstellung übliche Schlämmen erzielt wird, eine ganz außerordentliche Appretur. Grade auf diese sandfreie Beschaffenheit legt der Appreteur großen Werth. Die Weizenstärke erweist sich auch deshalb zuweilen nachtheilig, weil sie öfters klebt. Die Preisdifferenz beider Sorten ist ziemlich hoch, denn während ein Centner Weizenstärke 7 Thaler kostet, beläuft sich der Preis eines Centners Reisstärke auf etwa 11 Thlr. Bei der Vergünstigung, welche Reis und Reisstärke bei der Einführung in den Zollverein hat, und bei der Vorzüglichkeit der Reisstärke für gewisse Arten von Appreturen dürfte dieselbe im Laufe der Zeit sehr wohl mit der Weizenstärke konkurriren können.

Nekrolog.

Weiß, Joseph, bekannter Fabrikant, Entdecker und Erfinder der vielfach verwertheten Waldwolle und ihrer Präparate, † am 18. Mai in Leobschütz.

Neue Bücher.

Bleicherei und Appretur der Wollen- u. Baumwollenstoffe, von D. Käppelin. Deutsche Bearbeitung von M. Reimann. Berlin, Grieben.

Chemische Technologie, Grundriß derselben, von J. R. Wagner. Leipzig, O. Wigand.

Chemische Technologie, Lehrbuch, von H. Zwick. 2. Abth. München, Grubert.

Waaren-Lexikon für Handel u. Industrie, von K. Merck. Leipzig, Loës.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Geschichte.

Historische Literatur. Innerhalb der geschichtlichen Literatur gibt es einen bestimmten Zweig von ganz besonderer und eigenartiger Anziehung; es sind die ethnographischen Geschichtsbilder, welche aus Natur und Geschichte, Gegenwart und Vergangenheit der Länder und Völker eine Art von lebendig anschaulichem Kulturgemälde zusammensetzen. Es ist das auf dem Felde der historischen Darstellung eine Abzweigung, der wir ungefähr eine ähnliche Stellung und ähnlichen Reiz zusprechen möchten wie auf dem naturbeschreibend-geographischen dem jungen Zweige der Pflanzengeographie. Und in der That, jenes Feld hat unter uns für die Schreibenden und die Lesenden schon lang eine starke Anziehung behauptet, es ist häufig und mit Geschick betreten worden und hat seinen Einfluß in unsern Zeiten nur erhöht und erweitert, gerade in dem Verhältniß, in welchem überhaupt die kulturgeschichtliche Betrachtung mehr Boden und Tiefe gewann. — Wir werden dem Leser heute nochmals eine Reihe solcher Geschichtsbilder vorführen, wieder überwiegend aus dem Orient, vom europäischen auf den afrikanischen und von diesem auf den asiatischen Kontinent übertretend.

„Die Länder an der untern Donau und Konstantinopel. Reiseerinnerungen aus dem Herbst 1868 von Dr. W. Brennecke. Hannover, Hahn, 1870." Die Hauptsache an der nicht eben weit ausgesponnenen Schrift ist der Grundgedanke, der sich wie ein rother Faden durchs Ganze zieht. Der Verfasser will nachweisen, wie die wohlthätige Kraft deutschen Geistes und deutscher Gesittung in den Ländern an der untern Donau jetzt schon ihre herrlichen Früchte gezeitigt habe, wie der Strom selbst seine weltgeschichtliche Bedeutung durch die Bestimmung erhalte, die deutsche Bildung dem fernen Oriente zuzuführen. „Schon erörtert man an den Donaumündungen vielfach die Frage, welches deutsche Reich und welche Dynastie von der Vorsehung ausersehen sei, den Orient der Verwilderung zu entreißen und der Gesittung zuzuführen. Im Donautieflande sollen über $1^1/_2$ Millionen deutscher Abkunft wohnen. Deutscher Einfluß, jetzt so hart bedrängt, ist für die Donauländer von jeher das anregende und belebende Princip gewesen; diese verdanken den Deutschen zumeist ihre ganze Civilisation, die bei allen Gebildeten der untern Donauländer durchaus deutschen Typus trägt." Noch mehr: „selbst in Konstantinopel ist es ganz sichtbar das Deutschthum, das alle andern Nationalitäten überholt hat; alles redliche Gewerbe ist in deutschen Händen. Die verschiednen Stammeinflüsse zeigen sich denn auch deutlich zu beiden Seiten der Donau: die Städte des rechten Ufers, durch geschichtliche Erinnerungen geweiht, sind heruntergekommen, es sind Städte der Vergangenheit; die des linken Ufers blühen auf, vorschreitend durch Handel und Betriebsamkeit, es sind Städte der Gegenwart". In diesem Momente zwar rivalisirt auf diesen Gebieten der magyarische Stamm, der in einer hoch opferfähigen Ekstase ist und in seine Phantasie bereits die Idee von einem Kaiserreich aufgenommen hat, das alle Länder an der untern Donau umfasse, wo die Magyaren die bevorzugte Nationalität bilden und zur oberen Leitung und zu allen Ehrenämtern ausersehen sind. Aber kurz, Eins steht ihm fest: „Die Türken weichen überall zurück, wo sich christliche Bevölkerung agglomerirt; sie sind bereits im Rückzuge nach ihrem Heimatland Asien begriffen. Alles in Konstantinopel macht den Eindruck: es geht zu Ende! — Seit dem Ermatten der türkischen Nationalität ist die Bulgarei der Hauptwall des osmanischen Reiches gegen alle Angriffe von Norden her geworden. Seitdem Serbien sich frei und unabhängig von der türkischen Botmäßigkeit gemacht hat, ist die Bedeutung der Bulgarei noch gestiegen. Aber

die Ereignisse in Serbien wiederholen sich bei der Bulgarei, die slavische Bewegung macht täglich Fortschritte, das Feuer des Aufstandes und der Auflehnung glüht unter der Asche und wird bald hell auflodern. Die Bulgarei ist für die Türkei unrettbar und unwiederbringlich verloren. Der Islam verliert in Bulgarien die Donau- und Balkanlinie, und jeder ernsthafte Kampf wird vor den Thoren von Stambul beginnen, dessen dreifache Mauerumgürtung ein ohnmächtiger Schutz gegen gezogne Kanonen ist. Von der Geschichte der europäischen Türkei ist schon das letzte Blatt aufgeschlagen, es ist aus mit dem Islam in Europa . . . Gläubige Türken in Konstantinopel lassen sich auf dem großen Kirchhofe gegenüber in Kleinasien begraben, um in heimischer geweihter Erde zu ruhen; in Europa fühlen sie sich nie zu Hause, und ihre europäischen Besitzungen haben sie stets als ein zeitweilig bezognes Feldlager betrachtet. Sie fühlen längst, daß sie von der europäischen Kultur besiegt und bezwungen sind . . . In Konstantinopel sind drei Civilisationen über einander gelagert: 1) Die griechisch-oströmische, noch heute die reale Grundlage der Lebensanschauung. 2) Die türkische, die nur oberflächlich jene überwuchert hat; die Türken sind Fremde und Eroberer geblieben, und die weiche Luft Konstantinopels mit dem Fatalismus ihres Korans haben sie noch mehr entnervt. 3) Seit dem Tage, wo Reschid Pascha vor 30 Jahren vom Altan des Rosenhauses im Serail der lauschenden Menge die große Reformproklamation vorlas, gewannen europäische Kultur und Christenthum nicht nur Duldung, sondern auch Bürgerrecht und wahres Privilegium im türkischen Reiche."

Bedeutsam sind übrigens für das geschichtliche Vorschreiten mehr als je die Vorgänge in Ungarn, ganz besonders für die österreichische Gesammtmonarchie und das Schicksal ihrer Dynastie, seit der Schwerpunkt des Reiches aus Deutschland herausgerückt und die Dynastie den deutschen Interessen entfremdet worden ist. „Die Augen der gebildeten Welt sind auf die Vorgänge in Pesth gerichtet, und diese stehen in innigem Zusammenhange mit der orientalischen Frage, die mit Recht eine brennende genannt wird wegen ihrer Dringlichkeit und der Gefahr, daß sie die Brandfackel eines Krieges entzünde, der ganz Europa in zwei feindliche Lager theilen würde." Rußland aber hat durch den Pariser Frieden sehr viel verloren, nicht an Gebiet, denn das ist für das Riesenreich unbedeutend, wohl aber an Einfluß; die Abtretungen haben den Zweck erfüllt, jene Macht aus dem Bereiche der Donaumündungen ganz zurückzudrängen. „Das Zurückziehen der russischen Gränzen von der Donau ist in merkantiler, diplomatischer und strategischer Hinsicht für die Lösung der orientalischen Frage von unberechenbarer Tragweite." — In Brennecke sind besonders noch einzelne Bilder aus der Natur und Kunst anzumerken. Wer seine Manier zu zeichnen kennen lernen will, lese z. B. seine Schilderung der Donau am eisernen Thor oder diejenige der Agia Sophia. —

„Land und Volk in Afrika. Berichte aus den Jahren 1865—70 von Gerhard Rohlfs. Bremen, bei Kühtmann, 1870." Verfolgt man diesen mäßigen Band im Einzelnen und überlegt man dabei, daß der Verfasser nach einer Reihe von Jahren persönlicher Beobachtung spricht, daß er uns in seinen Berichten vom äußersten Westen des Erdtheils, von der Negerrepublik Liberia und der Goldküste bis nach Abessinien im Osten, und von der Nordküste im Innern bis nach Bornu und den Centralnegerreichen hinunterführt, daß er sich hier in Stamm- und Landesverhältnissen bewegt, die uns Europäern immer noch halb unbekannt und schon durch das Interesse der Neuheit anziehend sind: so mag man sich schließlich kaum des Eindrucks erwehren, daß diese Reiseberichte noch um ein Beträchtliches reicher sein dürften und es wohl auch geworden wären, wenn der Verfasser wirklich Schilderer wäre. Im Ganzen geht er sehr knapp, fast dürr, über die Einzelerscheinungen weg, wofür dann allerdings seine Berichterstattung den Vorzug hat, durchaus den Eindruck des Selbsterlebten und streng wahr und richtig Abgemessenen zu machen. Von jenen Landschaftsbildern, nach denen man bei der höchst eigenartigen afrikanischen Natur unwillkürlich fragt, findet sich so viel als Nichts, da der Autor sich nie in durchgeführte Schildereien einläßt; überhaupt beweist er weit mehr Sinn für die Erscheinungen des Völkerlebens als für diejenigen der Naturkräfte. Oertlich bewegt sich seine Reiseroute in Algerien, geht von Lagos in den Ossa-Lagunen nach Europa (Liverpool) zurück, kehrt in Bornu (Stadt Kuba) und am Benuefluß ein, zieht von Magdala nach Lalibala, Sokota und Antalo, besucht den Aschangisee in Abessinien, geht über Adua nach Axum und führt uns über Damiette und Malta wieder heim. Als Kapitel von besonders originellem Gepräge seien aufgeführt: eine nach interessantem

persönlichen Versuch vorgenommene physiologische Untersuchung über die Wirkungen des Haschisch in den verschiedenen Formen seines Genusses, wobei der Autor die verderbenden Einwirkungen auf die Konstitution der Araber konstatiren will; ferner eingehende Auseinandersetzungen über Titulaturen und Würden in einigen Centralnegerländern, sowie über die Begrüßungsformeln bei verschiedenen Negerstämmen. Eine der wesentlichsten Pointen von Rohlfs' Auseinandersetzungen ist gegen die Araber in Algerien gerichtet; sie betont die Schwierigkeit, dieses Volk von Lügnern und Prahlern nach seiner wahren Natur kennen zu lernen, was nur möglich sei durch lange sorgfältige Beobachtung, und zwar durch einläßlichen Verkehr mit den „Leuten vom kleinen Zelte", nicht bloß mit den vornehmen Schichten der Bevölkerung, die schon als unrichtiger Maßstab genommen worden seien. „Bei einer Nation wie die Araber, deren ganzes Wesen, Leben und Treiben sich auf die intoleranteste Religion gründet, sind Civilisationsversuche vergeblich. Was sind die Araber heutzutage nach mehr als dreißigjährigem Besitze der Franzosen von Algerien? Die in den Städten haben alle schlechten Sitten der Franzosen angenommen und helfen dem französischen Pöbel im Absinthtrinken; daß sie aber dafür auch nur im Geringsten christlich religiöse Grundsätze angenommen hätten, daran ist nicht zu denken. Entfernt man sich aber einige Stunden weit von der Stadt, so ist die Civilisation dahin noch ganz und gar nicht gedrungen. Die Franzosen hätten längst wie die Engländer in Nordamerika mit den Eingebornen verfahren sollen, nämlich dieselben zurückdrängen, dann wäre Algerien heutzutage ein ruhiges, kultivirtes, nur von Europäern bewohntes Land . . . Zwei in jeder Beziehung so gänzlich verschiedene Völker wie Franzosen und Araber vermischen zu wollen, ist der höchste Unsinn. Seit undenklichen Zeiten hat das Arabervolk sich nie mit andern vermischt, weil es mehr noch als die Juden von seiner eignen Vortrefflichkeit als ein von Gott auserwähltes Volk überzeugt ist. Seit tausend Jahren im Besitz der Nordküste Afrika's, sehen wir Berber und Araber neben einander leben und jedes Volk genau seine Sprache und Sitten beibehalten. Ueberall, wo Türken die Araber beherrschen, bestehen beide Völker unvermischt neben einander; und doch verbindet Berber, Araber und Türken Eine Religion." Der Autor meint gar, in den Ländern, die sich abgeschlossen von aller christlichen Civilisation halten, haben die Mohammedaner seit der Periode, da Mohammed sie zum Islam bekehrte, gar keinen Fortschritt gemacht; die arabischen Glanzperioden unter den Abbasiden im Orient und unter den Ommajaden im Occident seien nur dem christlichen Einflusse zuzuschreiben. Sehr günstig urtheilt er dagegen von der Civilisationsfähigkeit der Neger. Wir nehmen noch von einer Specialbetrachtung Notiz; sie bezieht sich auf die große Bodeneinsenkung in Nordafrika, welche eine Längenausdehnung hat von nicht weniger als circa 10 geographischen Graden, und an welche sich der Gedanke einer großartigen Kultivirung in diesen letzten Jahren knüpft. Es sei eine Sinnlosigkeit, wenn man in Europa Lesseps den Gedanken zugeschrieben habe, den Nil in diese Depression abzuleiten oder von der großen Syrte aus einen Kanal direkt nach dem Rothen Meere zu ziehen. Ganz anders verhalte es sich, wenn man die Dämme durchstechen wollte, welche jetzt das Mittelländische Meer von dieser großen Niederung trennen, und am leichtesten könnte dies von der großen Syrte aus geschehen. Uebrigens werde diese ganze Gegend auch ohne menschliches Zuthun durch die einfache Naturthätigkeit sich nach und nach wieder unter Wasser setzen: seit 30 Jahren habe sich von Tripolis bis Bengasi das Ufer fast um einen Fuß gesenkt, die alten Quais von Oea (Tripolis), Leptis magna und Berenice seien längst unter Wasser und auch der vor 25 Jahren noch passirbare Weg außer den Mauern von Tripolis dem Meer entlang durchaus selbst bei niedrigstem Wasserstande nicht mehr brauchbar.

Wenden wir uns mit zwei Werken der Wiege des Christenthums zu, in dem Sinne, daß das Eine uns wieder mit einem großen ethnographisch-geographischen Bilde über den Schauplatz orientirt, auf dem das Christenthum entstanden ist, das Andere die Geschicke der jungen Religion selbst verfolgt. Es sind: „Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland von Friedrich Adolph Strauß. Neunte verbesserte Auflage. Berlin, allgemeine deutsche Verlagsanstalt, 1870", und „Die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums von Athanase Coquerel, fils. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Berlin, Berggold, 1870". Wir können die beiden Werke nach doppelter Richtung als sich ergänzende und mit Frucht neben einander lesbare bezeichnen; einmal nach Seiten ihres Inhaltes: Strauß, dessen Werk mit der ausgesprochensten

und lebendigsten Beziehung auf das Christenthum abgefaßt ist, geleitet die Schicksale desselben und allgemein die religiösen Bewegungen im Orient mit großem Eifer, seine Bemerkungen nach dieser Seite, welche bis auf die unmittelbare Gegenwart herabreichen, heben aber erst da an, wo Coquerel aufhört, nach den ersten Jahrhunderten; ferner nach Seiten der Tendenz: Strauß ist ein sehr positiver Kopf, der sich streng nach den Angaben der Schrift richtet, Coquerel dagegen ein scharf und streng kritisch-secirender Geist, die Losung Vernunftreligion und Forschung im ausgedehntesten Sinne. Endlich ließen sich auch Strauß und Brennecke vergleichen mit Bezug auf die Ansichten über den Mohammedanismus der Gegenwart.

Wir dürfen über das erste Werk im Speciellen als über ein bereits weithin bekanntes und nur als verbesserte Auflage neu auftretendes bloß ganz wenige Bemerkungen machen; es soll uns eben nicht mehr als die ergänzende und den Boden charakterisirende Einleitung sein für die religiös umgestaltenden Thatsachen, die das zweite behandelt. — Die Reise geht über Griechenland und Aegypten bis Nubien hinauf, berührt einläßlich in besonderen Kapiteln den Sinai, Jerusalem und das gelobte Land und nimmt die Heimkehr über Smyrna und Konstantinopel. Sie bespricht von historisch hochwichtigen Stellen und Städten: Athen, Korinth und Syra; Alexandrien, Kairo, Theben und Suez; die in religiös und politisch geschichtlicher Richtung bedeutendsten Plätze auf dem Boden Palästina's; endlich Damaskus und Beirut, Smyrna und Konstantinopel. Sie tritt in ihren einen starken Raum einnehmenden religiöskirchlichen Auseinandersetzungen ein auf die griechische Kirche, den Mohammedanismus und die koptische Kirche, die Stellung der Juden und Christen zu Jerusalem, das protestantische Bisthum und die deutsch-evangelischen Christen daselbst, endlich die Missionen zu Konstantinopel. — Auch wer auf einem vom Autor durchaus verschiedenen religiösen Standpunkte steht, wird nach sorgfältiger Einsicht in das Werk gerne zugeben, daß es in ethnographisch-topographischer Richtung eine der besten und reichhaltigsten Arbeiten über den Orient ist, insbesondere über Palästina, und durch seine Naturbilder große Anziehung gewinnt. Die kulturgeschichtlichen Reflexionen sind durchdacht, Natur, Kunst und Geschichte in ihren nothwendigen gegenseitigen Reflexen und Einwirkungen verfolgt. Die Sprache ist schön und getragen, nur nimmt der Ton zuweilen einen allzu feierlich ermüdenden Anstrich an. Wir zeichnen zur Charakteristik ein Naturbild aus; über das Todte Meer heißt es: „Fast eben zog sich der Weg westlich vom Jordan hin, die Oberfläche des Bodens war mit einer dünnen Salpeterkruste bedeckt. Alles umher war wüst und öde; die Vegetation verlor sich mehr und mehr, bis alle Spur derselben verschwand; nur grausige Berge starrten uns entgegen. Nach einer Stunde standen wir an den Ufern des todten Meeres, welche sich in einer Bank von Kieselsteinen etwa 8' hoch über die Wasserfläche erheben. An den öden Charakter der Wüste gewöhnt, staunten wir anfangs, wie wenig die Umgebungen des Meeres den schaurigen Erwartungen entsprochen, welche wir gehegt hatten. Aber bald blickten wir näher hinzu. Schroff und steil steigen die Gebirge an dem östlichen Ufer 2000 bis 3000' hoch auf, an der westlichen Seite erheben sie sich in größerer Entfernung vom Meere. Zehn Meilen lang, zwei Meilen breit starrte die stille Fläche, keine Welle wogte auf der weiten Flut. Todt liegt das Meer, es zeigt keine Spur von Thier- und Pflanzenleben; kein Fisch regt sich in seinen Wassern. Die vom Jordan hinabgetriebenen steigen sofort zappelnd und sterbend zur Oberfläche auf. Die lebendigen Wasser des Jordan verlieren sich in der todten Fläche; nur in der stärksten Regenzeit vermögen sie den Umfang des Meeres zu erweitern, sonst verdunstet bei der glühenden Hitze des Thales so viel Wasser, als der Jordan nur hereinführen mag. Denn das Meer liegt über 1200' unter dem Weltmeere; daher herrscht eine ägyptische Hitze, vermehrt durch die hohen Klippen nackter Felsen, welche die Strahlen der brennendsten Sonnenglut sammeln."

Wenn Strauß den Boden untersucht, auf dem sich das Christenthum entwickelt hat, so führt Coquerel unter bestimmter Rücksichtnahme auf die Landes-, Volks- und allgemeinen Zeitzustände die Schicksale der jungen Religion selbst vor, neben dem aus Savonarola genommenen Motto: Ecclesia indiget reformatione den nach einer schönen Sage im Orient entstandenen Wahrspruch an die Spitze stellend: Die Wahrheit ist groß, sie wird obsiegen. Coquerel geht von der Behauptung aus: die religiöse Geschichte ist bei uns sehr mangelhaft bekannt. Die Kirche hat gleich dem Hofe ihre officiellen Historiographen, und die erste Bedingung, um die Geschichte der Kirche zu lernen, ist, ihr nicht nur die angemaßte Unfehlbarkeit, sondern auch ihre trügerische Einheit abzusprechen. Der Gedanke

der Orthodoxie iſt ſchon an und für ſich ein vollſtändiger Irrthum, eine durch Nichts zu begründende Anmaßung. Jene Unbekanntſchaft aber mit der Geſchichte der Kirche iſt in Frankreich beſonders groß: „Frankreich beſitzt nicht Eine ernſte und authentiſche Geſchichte der Kirche“. Er betont die Thatſache der fortwährenden hiſtoriſchen Umgeſtaltung aller Religionen, eines fortdauernden Wechſels und unaufhörlichen Entwicklungsganges, dem eben Alles unterliegt, ausgenommen das Abſolute. „Eine der Hauptverpflichtungen, welche die prieſterlichen Religionen ihren Dienern auferlegen, iſt die, darüber zu wachen, daß die Religion ſich nicht verändere; trotzdem ſind es aber gewöhnlich die Diener der Religion, an denen ſich zuerſt die nothwendig gewordene Veränderung kundgibt oder vollzieht.“ Auch das Chriſtenthum hat ſich ſelbſt unter den ſtarrſten Formen unaufhörlich entwickelt, zu allen Zeiten umgeſtaltet und thut es noch unter unſern Augen. Ueberzeugte, aber unerleuchtete Chriſten wollten jeder Zeit aus ihrer unvollkommenen Lehre das machen, was der Stifter nicht wollte: eine unabänderliche Regel, die abſolute Quelle aller Wahrheit; ſie wollten die drei Plagen des Moſaismus — die Gleichförmigkeit, den Prieſtergeiſt und Buchſtabenkult, auch in die Kirche Chriſti wieder einführen; dem haben jeweilen Reformen gewehrt, um auf die urſprüngliche Reinheit der Lehre zurückzuführen. Heute wieder tritt der Katholicismus mit der größten Autorität auf; doch niemals auch hatte die als katholiſch ſich erklärende Kirche ernſtere und erfolgreichere Angriffe zu beſtehen. Aber auch der heute ſo ſehr dominirende Pantheismus beſitzt nicht die Wahrheit; trotz großer Verdienſte, die er geleiſtet, richtet er unberechenbares Unheil an, indem er die individuelle Triebkraft lockert; der alte hugenottiſche Individualismus hat bei den Tagesfragen vielleicht noch ein Wort mitzuſprechen. — Der Charakter der Lehre Jeſu läßt ſich in die Worte zuſammenfaſſen: Das Werk, das zu vollenden, iſt die Herſtellung des Reiches Gottes in allen Gewiſſen; das univerſelle Mittel iſt die Liebe, die ſich kund gibt als die Vergebung und das neue ewige Leben; dieſe beiden Manifeſtationen ſetzen als Bedingungen die Sünde und die Immoralität voraus. Danach würde der Fundamentalſatz heißen: Chriſtus hat allen Sündern die ewige Barmherzigkeit des Gottes der Heiligkeit, ihres Vaters, kund gethan. Was Jeſum von den Moraliſten und Religionsſtiftern unterſcheidet, iſt die vollkommene Harmonie ſeines Charakters und ſeiner Lehre. Der Vater, das iſt die Religion an und für ſich; der Sohn, die Religion der Menſchheit in der Geſchichte; der heilige Geiſt, die Religion im Gewiſſen jedes Einzelnen. Von dieſer Dreiheit iſt es ſehr weit zum Dreieinigkeitsglauben, wie die Kirche ihn fälſchlich ausbildete.

Wenn die Hierarchie verſchiedener Kirchen von einem Erbe der Kirche Chriſti redet, wonach die Macht der Apoſtel auf den Klerus übergegangen ſei, ſo vergißt ſie drei Dinge: daß das Apoſtelamt kein Prieſteramt war, daß der Titel Apoſtel in der urſprünglichen Kirche nicht den ausſchließlichen Sinn hatte, den man ihm ſpäter gab; daß die ununterbrochne Uebertragung der vorgeblichen apoſtoliſchen Rechte bewieſen werden müßte. — Die verſchiedenen Veränderungen, die Verderbniſſe und wieder Reformen der jungen Lehre laſſen ſich an folgende Stadien knüpfen: Im Judenchriſtenthum war es zunächſt die aus einem Mißverſtändniß der Worte Chriſti und aus der Hoffnung auf ſeine baldige ſiegreiche Wiederkehr entſprungene Gütergemeinſchaft, die der Gemeinde von Jeruſalem nur die höchſte Noth brachte und nicht lang aufrecht gehalten werden konnte. Der Kultus der Engel, die Einführung der Hierarchie in den Schooß der Chriſtenheit, die Vorſtellung, welche dem Tode Jeſu Bedeutung und Namen eines Opfers beilegte, waren weitere vom Judenchriſtenthum hereingetragene Irrthümer. „Alles in Allem, das Judenchriſtenthum, dieſe erſte Umgeſtaltung des chriſtlichen Typus, war eine Beſchränkung der urſprünglichen Lehre des Meiſters und doch wiederum eine Neigung dieſelbe ausarten zu laſſen.“ Dagegen nun trat zu allererſt Stephanus auf; nicht bloß iſt er der erſte Märtyrer, ſondern er vor allen andern geſtaltete die werdende Kirche um und entwickelte das Chriſtenthum dem Geiſte Chriſti gemäß. Im Mittelpunkte des Judenthums ſelbſt und in dem Augenblicke, wo die entſtehende Kirche Gefahr zu laufen ſchien, an einer zu großen Annäherung an das alte Geſetz zu Grunde zu gehen, proteſtirte er mit aller Macht gegen die moſaiſche Knechtſchaft und das ausſchließliche Recht des Tempels. Dann kam Paulus, trotzdem, daß ſeine Auffaſſung zu der troſtloſen Lehre von der Prädeſtination überführte, der größte aller chriſtlichen Reformatoren, dem das Chriſtenthum ſeine Stellung als Weltreligion verdankte. „St. Paulus war ein genialer Mann, vorzüglich aber ein Mann ſeiner Zeit. Er beſaß in ſehr hohem Maße, was ſeinem verwirrten Jahrhundert gerade fehlte, die Entſchiedenheit. Ihm war es un-

möglich eine Mittelpartei zuzulassen, halbe Maßregeln zu ergreifen, er gab sich der Wahrheit ganz, mit Leib und Seele . . . Man kann von ihm sagen, daß er seit achtzehn Jahrhunderten stets die Sturmglocke geläutet zu allen Erhebungen des christlichen Geistes gegen die Unterjochung durch das Gesetz und den Buchstaben, durch die Religionsgebräuche und die Geistlichkeit." Ganz anders Petrus mit seinem halb judaistischen Christenthum, auf welches dann gerade die hierarchische Kirche, die sich als die katholische ausgab, sich stützte; ihr Ursprung zeichnet sich keineswegs durch Originalität und Größe aus, sie ist hervorgegangen aus einem Kompromiß, einem Uebereinkommen, das von beiden Eigenschaften wenig an sich hatte. Es läßt sich leicht errathen, was unter der Herrschaft des römischen Geistes, des starren, unbeugsamen, buchstabengerechten, während Jahrhunderten im Herrschen eingeübten, die Religion der Liebe und des geistigen Lebens werden mußte. Kaum waren in der Welt je zwei entgegengesetztere Geistesrichtungen als die Jesu und die Roms, dort die Verzeihung und Liebe, hier die rohe Gewalt und der Buchstabe des Gesetzes. Mit der Aufpfropfung des beschränkten und unerbittlichen römischen Geistes auf den christlichen Gedanken, der seiner Urform nach jüdisch und orientalisch, seinem Wesen nach aber unendlich weit und erhaben war, erreichte der Buchstabenkultus Roms die Spitze. „Nachdem das Christenthum unter dem Einflusse des Apostels Petrus die Reinheit seines Spiritualismus verloren, nachdem es schon einige der materiellen Jämmerlichkeiten des Judenthums angenommen, nahm es nun auch noch die meisten Erbärmlichkeiten des Polytheismus auf." Auch das Glaubenssymbol ist ein im römischen Geist entsprungenes hierarchisches Werk, ebenso anstößig durch seine Zusätze und Erweiterungen, als durch seine Lücken, indem es die Liebe Gottes und des Nächsten, das Reich Gottes, die Buße und das neue Leben stillschweigend übergeht; es besitzt auch durchaus nicht die Autorität, die man ihm hat beilegen wollen; von den Aposteln hat es Nichts, und sein Titel ist falsch. Die größte Umgestaltung aber, durchgreifender als alle andern zuvor und von wesentlich verschiedenem Charakter, von einem enormen Einfluß, dessen Ende die Kirche jetzt noch nicht gesehen, geschah mit der Erhebung der Religion zur kaiserlichen Staatsreligion unter Konstantin. „Die kaiserliche Centralisation bemächtigte sich des Christenthums, um die Kirche in eine öffentliche Verwaltung zu verwandeln, sie aus einer freien Vereinigung aller Gläubigen zu einer neuen furchtbaren klerikalen Oligarchie zu machen, welche immer hinterlistiger und drückender ward." Eine weitere Abirrung war das Mönchsthum. „Niemals hat ein Orden oder ein Kloster oder ein Mönch oder alle zusammen so viel Gutes gestiftet, wie das bloße Vorhandensein des Klosterwesens dem Menschengeschlechte geschadet hat." Welches ist das Schlußergebniß, wenn man die verschiedenartigen Umgestaltungen der christlichen Lehre, namentlich aus den ersten Jahrhunderten überblickt? Folgendes: „Für jede der drei großen Abtheilungen liegt eine drohende Gefahr, ja vielleicht der Tod in der Uebertreibung ihres besondern Princips, für die Griechen in der Theosophie, für die Katholiken in der Herrschaft der Form, für die Protestanten in dem Dogmatismus. Für jede der drei Kirchen ist das Heilmittel, das wahre Gute nur in der gemeinschaftlichen Quelle zu suchen; in diese müssen sie sich tauchen, um sich zu einem ökumenischen Christenthum Jesu zu erheben, von dem Einzelnen und Besonderen zum Vollständigen und Allgemeinen emporzusteigen und endlich sich mehr von den großen allgemeinen Wahrheiten als von den besondern Lehrsätzen zu nähren und davon zu leben."

Nachdem wir die geschichtlichen Völker- und Länderbilder aus dem Orient in dreifacher Richtung begleitet: in den europäischen Donauländern bis nach Konstantinopel herab, in den afrikanischen Landstrichen, endlich auf dem geweiheten asiatischen Boden Palästina's, und nachdem wir an die Betrachtung des letztern diejenige des aus ihm entsproßten Christenthums in seinen ersten Umbildungen angereiht, kehren wir kurz abschließend zu einem letzten ethnographischen Geschichtsbilde zurück, das uns auf ein total verschiedenes Feld und einen nicht minder verschiedenen Stoff überführt. Wir betreten den hohen Norden.

„Anton von Etzel: Vagabondenthum und Wanderleben in Norwegen. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte. Berlin, Heymann, 1870."

Ein Büchlein, das durch die originelle Neuheit des Inhalts interessirt. Wohl hat der Autor Recht, wenn er sagt: der allergrößte Theil des da Gebotenen werde dem lesenden Publikum neu und gewiß auch für die Mehrzahl der Touristen selbst überraschend sein. In fünf Kapiteln werden abgehandelt: 1) das Fantenthum

und die Sköier, 2) die Tater, 3) das verſchmolzene Vagabundenthum, 4) die Waldfinnen und die Bettellappen, 5) die Zukunft des Fantenthums.

Die vor wenigen Jahrzehnten in Folge vielfacher Beſchwerden über die Landplage des Vagabundenthums angeſtellten Forſchungen wieſen die Exiſtenz von ächten Zigeunern in Skandinavien zur Genüge nach und enthüllten ein zwar in einzelnen Zügen entſetzliches, aber unbedingt intereſſantes Bild der niedrigſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Der Geiſtliche Eilert Sundt hat das Meiſte zur Aufklärung dieſer Zuſtände und auch zu ihren Beſſerungsverſuchen gethan. — Die „Fanten", ein nach Urſprung und Herkunft wenig bekanntes, nomadiſirend unter der übrigen Bevölkerung Norwegens herumziehendes und nie mit ihr ſich verſchmelzendes Geſchlecht, mit einer ganz eigenartigen, von der allgemein herrſchenden ſichtlich abweichenden Ordnung und gegenſeitigem Zuſammenhang der zerſtreuten einzelnen Schaaren, haben ihre beſondern Rechtsbegriffe und ihre ganz beſondere Sprache. Stets auf Reiſen, überall fremd, halten ſie unter einander an einer gewiſſen überlieferten Stamm- und Familienordnung. Es ſind ihrer aber zwei grundverſchiedene Stämme. Der eine, von munterem, raſchem Weſen, vorzugsweiſe dunkler Färbung, gelbbrauner Haut, ſchwarzem Haar und Augen, einer in norwegiſchen Diſtrikten höchſt auffälligen Phyſiognomie, bildet den Adel des Fantenthums, zieht als „Großwandringer" mit Roß und Wagen umher, heißt ſich in ihrer Sprache „Rommaniſäl". Ebenſo ſcharf und ſelbſt feindlich von ihm, als ſie beide vom eigentlich norwegiſchen Volke ſich ſcheiden, ſtand früher die Klaſſe der „Kleinwandringer" ab, ein total anderer Stamm, in dem auch deutſche Elemente ſich verſchmolzen haben. Die erſten dagegen ſind Reſte der Aſiaten, die im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts flüchtigen Fußes über die Gränzen des Nachbarlandes Schweden eindrangen. Mit dem Aufgeben des Stammhaſſes in neueſter Zeit haben ſich die charakteriſtiſchen Eigenheiten beider Horden verſchliffen und ſo ein verſchmolzenes Vagabundenthum erzeugt. Daneben finden ſich noch zwei Reſte des intereſſanten uralten Volkes, das als einer der vier Hauptzweige des altaiſchen Völker- und Sprachſtammes ſich vom Altai über den Ural bis zum Weißen Meere hinauf verfolgen läßt: es ſind die Waldfinnen und die Bettellappen (Lappenfinnen). Jene ſind im Finnenwalde zu beiden Seiten der ſkandinaviſchen Nordhälfte ſeßhaft, friedlich und häuslich eingerichtet, aber wieder mit höchſt eigenartigen Inſtitutionen und Sitten. Noch weiter hinauf trifft man die nomadiſirenden und weitaus elenderen Lappenfinnen, zurückgedrängt und größtentheils ausgerottet von den eingedrungenen Normannen. — Das Büchlein ſchildert lebhaft und bis ins Einzelne die höchſt auffallenden Gebräuche und Sitten und Unſitten und die ganze Lebensweiſe jener vier Stämme, deren Vorhandenſein hart in und neben der europäiſch-modernen Kulturwelt, an der ſie doch gar keinen Theil haben, an ſich ſchon etwas romantiſch-phantaſtiſch Befremdendes hat. Noch betrachtet die öffentliche Meinung das Fantenthum als außerhalb der übrigen ſtaatlichen Geſellſchaft ſtehend, etwas Fremdes, jeden Einzelnen nur ſo weit, als der eigne Schutz es verlangt, intereſſirend, und die Fanten ſelbſt pflegen dieſe Meinung, um deſto unabhängiger und unbehelligter zu ſchwärmen. Soll dem Uebel geholfen werden, ſo kann es nur durch eine ſolche Aufklärung des ganzen Volkes geſchehen, welche die gegenſeitigen eingeroſteten Vorurtheile ſchwinden läßt und es erlaubt, ſich mit den tief Geſunkenen zu beſchäftigen, um ſie in die civiliſirte Welt einzuführen, ſofern es geht.

J. J. Honegger.

Die Slovenen und ihre Beſtrebungen. Die Slovenen in Steiermark, Kärnthen und Krain, ſowie im öſterreichiſchen Küſtenlande haben dort ſich ſchon im ſechsten Jahrhundert feſtgeſetzt. Obgleich ſie als Winden oder Wenden anfangs die alleinige Bevölkerung jener Länder ausmachten, ſo wurden ſie doch nach und nach, wenn auch nicht gerade unterdrückt, ſo doch ſehr in den Hintergrund gedrängt. Das Deutſchthum machte ſich durch Entwicklung ſeiner Kultur und Induſtrie immer mehr geltend, die Vermiſchung beider Stämme wurde immer häufiger, und zu Anfang dieſes Jahrhunderts war es unter den gebildeteren Wenden, die ihrer Nationalität ſich kaum noch bewußt waren, eine Schande, nicht deutſch ſprechen zu können. Das ſlaviſche Idiom blieb auf die Landbevölkerung und die Dienſtboten beſchränkt; die Städte und Märkte des Landes waren deutſch. Gleichzeitig mit dem Erwachen des ſlaviſchen Geiſtes unter den Tſchechen und Serben bereitete ſich aber auch unter den Slovenen eine Bewegung zur Erhaltung ihrer ſogenannten Nationalität vor. Das ganze Streben der gebildeten Slovenen ging

darauf aus, die Sprache des Volks, die schon durch das Deutsche schwer bedroht erschien, zu bewahren und die aufkeimende Literatur auszubilden. Erst später, nachdem die literarischen Bestrebungen Boden gefaßt hatten, gesellten zu diesen sich auch politische; panslavistische Einflüsse, von Rußland und Prag aus genährt, machten sich geltend, und heute ist das Verlangen der Slovenen in den verschiedenen Kronländern offen die Errichtung eines autonomen slovenischen Königreichs. Die Bezeichnung „Slovenen", welche jetzt allgemein gilt, ist sehr neueren Ursprungs und erst seit 1848 allgemeiner im Gebrauch. Eine „Erfindung", wie man wohl ausgegeben hat, ist der Name übrigens nicht, denn die Slaven in Kärnthen, Krain, Steiermark nennen sich selbst Slovenci, Leute vom slavischen Stamme.

Die Slovenen unterscheiden sich vermöge ihrer Sprache von den übrigen südslavischen Stämmen und sind als ein besonderer Zweig derselben zu betrachten. Uebrigens ist die ethnographische Grenze zwischen ihnen und den Kroaten (Serben) nicht scharf gezogen, denn am obern Lauf der Kulpa und längs dem Karstgebirge hin wird ein Dialekt geredet, der als Uebergangsmundart zwischen dem Serbischen und Slovenischen betrachtet werden kann. Indem die Slovenen an das serbische Sprachgebiet grenzen, stehen sie mit dem Slaventhum nach Süden und Südosten hin im Zusammenhang. Von allen andern Seiten aber sind sie von fremden Nationen umgeben, zu denen sie in eine mehr oder minder feindliche Stellung gerathen sind, und zwar sind alle drei Nationen, von denen sie im Westen, Norden und Osten berührt werden, ihnen in der Kultur entschieden überlegen. Die Italiener im Westen, die Deutschen im Norden, die Magyaren an einer kurzen Grenzstrecke im Osten sind die drei Völker, von deren überwiegendem politischen oder Kultureinflusse die kleine und schwache slovenische Nationalität sich zu emancipiren trachtet.

Das slovenische Sprachgebiet umfaßt zunächst den ganzen Süden der Steiermark. Von diesem Kronlande gehört den Slovenen ein kleiner Theil des Kreises Graz mit 17,600 Einwohnern, dann aber der Kreis Marburg fast ganz mit 361,600 Slovenen. Die Sprachgrenze verläuft hier nördlich von der Drau, doch reicht bei der Stadt Marburg das deutsche Element bis an diesen Fluß heran. Slovenische Sprachinseln, die nördlich von der ethnographischen Grenze lagen, sind von den Deutschen assimilirt worden. In Kärnthen wohnen 98,000 Slovenen. Auch hier verläuft die Sprachgrenze im Allgemeinen längs der Drau, doch greift das Deutsche hier schon bedeutend über den Fluß hinüber, namentlich bei Klagenfurt. Fast ganz slovenisch ist dagegen Krain. Nur die größeren Städte und die deutsche Sprachinsel Gottschee thun hier dem slovenischen Elemente Abbruch. Die Zahl der Slovenen in Krain beläuft sich auf 420,000. In diesem Kronlande haben sie ihren Hauptsitz und sind sie auch politisch am meisten zur Geltung gelangt. In Ungarn finden wir, abgesehen von zersprengten Slovenen im Temeser Banat, von dieser Nationalität 36,200 im Eisenburger und 15,000 im Zalaer Komitat angesessen, doch hier überall im Zusammenhang mit dem Hauptstock des Volks. Wie so die Slovenen einen kleinen Ast im Osten nach Ungarn vorschieben, reichen sie umgekehrt im Westen mit 26,000 Seelen in das Königreich Italien hinein. Auch im österreichischen Küstenland sind sie stark vertreten; sie bilden dort mit den serbischen Kroaten den Grundstock der Bevölkerung, zwischen den die Italiener und wenigen Deutschen nur eingesprengt erscheinen. Ihre Zahl beträgt im Territorium von Triest 40,000, im Kreise Görz 130,800, in Istrien 28,200. Nach diesen Zahlen, die sich auf die statistisch-ethnographischen Arbeiten von Ficker und von Czörnig basiren, erhalten wir als Gesammtsumme für das slovenische Volk 1,173,400 Köpfe. Der Raum, den die Slovenen in den sechs politisch von einander geschiedenen Gebieten inne haben, beziffert sich auf beinahe 400 Quadratmeilen*).

So klein nun auch das slovenische Gebiet, so unbedeutend verhältnißmäßig die Seelenzahl, so tief stehend im Allgemeinen die Kultur des Volks ist, so erhält es doch durch seine geographische Lage eine Bedeutung namentlich für die Deutschen, denn gerade das slovenische Sprachgebiet ist es, welches sich zwischen die Deutschen und das adriatische Meer eindrängt und diese Ausgangspforte nach dem Süden abschneidet und beherrscht. Die Zeit, in welcher noch an eine Germanisirung der Slovenen gedacht werden konnte, ist lange vorüber. Die deutsche Kolonisation unter diesem urwüchsigen Volke hat sich im stärkeren Maße

*) Vom slavischen Standpunkte aus ist die Ethnographie der Slovenen behandelt in: Slovenski Zemljopis (Slovenische Erdbeschreibung) von P. Kozlier, Wien 1853. Derselbe Autor hat auch (Wien 1853) eine slovenische Landkarte (Slovenski Zemljovid) im Maßstabe von 1 : 350,000 herausgegeben, auf welcher man die zuverlässigen slovenischen Ortsbenennungen Steiermarks, Kärnthens, Krains ꝛc. findet.

nur längs der Drau und weiterhin in Gottſchee geltend gemacht und von einzelnen Außenpoſten, wo ſonſt der deutſche Laut häufiger gehört wurde, iſt im Gefolge der neuen nationalen Beſtrebungen das altheimiſche ſlaviſche Idiom wieder zur Geltung gelangt. Nicht zu überſehen iſt hierbei, daß das Deutſche unter den Slovenen früher weit ſtärker als heute verbreitet war, bis die Verfolgung der Proteſtanten die Auswanderung zahlreicher Deutſchen erzwang.

Trotz ſeiner Zerſplitterung in politiſcher Beziehung iſt „Slovenien" für Oeſterreich immerhin eine Verlegenheit mehr, und der Kampf der Slovenen für die Errichtung einer eigenen ſloveniſchen Gruppe wird mit Ausdauer in den Landtagen von Graz, Klagenfurt und Laibach wie im Abgeordnetenhauſe des Wiener Reichsraths fortgeführt, wenn auch — vor der Hand wenigſtens — mit wenig Ausſicht auf Erfolg. In der Kette der föderativ geſinnten öſterreichiſchen Nationalitäten, der Polen, Tſchechen, Tiroler, Serben ꝛc. nehmen die Slovenen mit Feſtigkeit bereits ihren Platz ein. Aber gerade ſie, die weder in geſchichtlicher, noch auch in literariſcher Beziehung eine Vergangenheit haben, welche an jene der Tſchechen oder Polen nur entfernt heranreichte, haben den ſchwerſten Kampf zu durchkämpfen, der noch dazu oft mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet iſt, inſofern es ſich um weitgehende, durch nichts begründete Anſprüche handelt.

Die neue nationale Bewegung der Slovenen begann gleichzeitig mit den erſten konſtitutionellen Regungen Oeſterreichs im Jahre 1860. Sie war konform den ähnlichen Beſtrebungen der übrigen ſlaviſchen Völker vorwiegend literariſcher und ſprachlicher Art. Razlag, Hermann, Toman, Coſta, Bleiweis, Einſpieler, Swetec u. a. waren die Führer, die ſich bald auch in politiſcher Beziehung hervorthaten und unter denen eine nicht geringe Anzahl deutſcher Renegaten oder Leute deutſcher Abſtammung ſich befanden, welche bei den an Kapacitäten armen Slovenen billig zu größerem Ruhme gelangen konnten.

Fehlte den Slovenen auch ein literariſches Werk, wie die Tſchechen es in der zum mindeſten zweifelhaft echten Königinhofer Handſchrift beſitzen, ſo wieſen ſie doch gerne, um ihrerſeits an eine literariſche Vergangenheit anknüpfen zu können, auf eine Reihe gelehrter Geiſtlichen — Truber, Juritſchitſch, Krell, Dalmatin, Bohoritſch u. a. — hin, die im 16. Jahrhunderte die ſloveniſche Sprache ausbildeten, dann auf eine Reihe Dichter des verfloſſenen Jahrhunderts, wie Pohlin, Dewa, Linhart und Wodnik, auf ihren Reichthum an ſchönen Volksliedern und Volksſagen, endlich auf ihren großen Landsmann, den Krainer Slaviſten Bartholomäus Kopitar, der die beſte ſloveniſche Grammatik (in deutſcher Sprache) ſchrieb*). Indeſſen dieſes ganze literariſche Streben war nur wenig ins Volk gedrungen. Man gründete Zeitungen, die bald eine große Verbreitung und großes Anſehen genoſſen, und ging dann mit der Vertheilung von Volksbüchern vor, die im nationalen Sinne wirken ſollten. Zu dieſem Zwecke entſtand im Anfange des Jahres 1864 die ſloveniſche Mutterlade (Matica slovenska) in Laibach, welche von Dr. L. Vontſchina, Dr. J. Bleiweis und Dr. C. H. Coſta aus der Taufe gehoben wurde und als deren erſter Präſident Dr. L. Toman fungirte. Man beſchloß die Herausgabe eines Jahrbuchs (Letopis) und verbreitete zunächſt die „Geſchichte der Slovenen" von Trdina. Das Vermögen der Matica wuchs raſch an, das literariſche Intereſſe im Volke — ſo weit Leſen und Schreiben unter ihm verbreitet ſind — nahm zu, und ein Mittelpunkt war geſchaffen, an den die vorhandenen Kräfte ſich anſchließen konnten. So lange politiſche Vereine in Oeſterreich nicht erlaubt waren (bis 1860), waren die literariſchen und geſelligen Vereinigungen der Slovenen, namentlich in Laibach, die Herde, an denen ſich alle Kräfte vereinigten: dieſe aber waren immer die gleichen, denn ſowohl im politiſchen wie im literariſchen Leben begegnen wir ſtets denſelben Namen, denſelben Führern. Wurde hierdurch auch das Streben der Slovenen ſehr koncentrirt, ſo zeigt dieſes anderſeits doch von der Armuth an Kapacitäten, die thatſächlich vorhanden iſt. Bald jedoch erwuchs dem nationalen Elemente ein neuer wichtiger Bundesgenoſſe im Klerus, und damit war der Einfluß auf die bisher indolente bäuerliche Bevölkerung gewonnen, die nun in Fluß gerieth; denn von der Kanzel herab wußte die Geiſtlichkeit die Leute zu fanatiſiren, und wenn vom Streite der Juden gegen die Philiſter die Rede war, ſo wurde den Bauern klar, daß hier es ſich um nationale Gegenſätze wie zwiſchen Slovenen und Deutſchen handelte, daß auch die babyloniſche Gefangenſchaft nur bildlich zu verſtehen war; denn ſie ſelbſt ſchmachteten gleichſam darin und wurden angeeifert, das Joch abzuſchütteln.

*) Man vergl. Die ſloveniſche Literatur, eine hiſtoriſche Skizze von Dr. Klun im 3. u. 4. Bde. der „Oeſterreichiſchen Revue" 1864.

Sprachengleichberechtigung, das war das Erste, worauf die Slovenen in der Presse — n den Zeitschriften „Prijatel", „Slovenec", „Glasnik", „Cvetje" u. a. — sowie in den Landtagen hinarbeiteten. Aber erst im Jahre 1866, zur Zeit, als das Ministerium Belcredi die österreichische Februarverfassung sistirt hatte, vermochten sie durchzudringen. Es war immerhin ein merkwürdiges Verlangen, Ungleichartiges mit gleichem Rechte versehen zu wollen, denn die slovenische Sprache, die auf einmal Amts- und Schulsprache, selbst in den Gymnasien werden sollte, war noch so wenig entwickelt, so arm an den nothdürftigsten Lehrmitteln, daß der Schaden der Maßregel auf die Slovenen selbst zurückfiel. Indessen man hat hierüber nicht zu rechten; dem Volke selbst steht es zu, in seiner angeborenen Sprache sich unterrichten und Bescheid geben zu lassen. Während im Grazer und Klagenfurter Landtage die Slovenen auf den härtesten Widerstand stießen, konnten sie im Laibacher sich freier bewegen. Hier war es, wo im Januar 1866 Swetec eine fulminante Interpellation bezüglich der Gleichberechtigung seiner Muttersprache bei Amt und Gericht einbrachte. Der Statthalter beantwortete sie denn dahin, daß bei den Gerichtshöfen Krains und bei sämmtlichen Parteien Einvernehmungen und Gerichtsverhandlungen von der slovenischen Sprache kundigen Richtern und Sekretären durchgeführt und die Urtheile auch nach Bedarf in slovenischer Sprache verkündigt werden sollten. Die durchgängige slovenische Protokollführung sei derzeit jedoch noch nicht ausführbar, und zwar wegen mangelnder allseitiger slovenischer Schriftkenntniß. In der That mußte man die Leute, die ordentlich slovenisch schreiben konnten, mühsam zusammenlesen, und Jemand, der orthographisch slovenisch schreiben konnte, war schon ein großer Mann. Aber erst im November desselben Jahres wurde die Entscheidung des Justizministeriums veröffentlicht, daß slovenisch geschriebene Eingaben in und außer Streitsachen in den von Slovenen bewohnten Gegenden seitens der k. k. Gerichte anzunehmen seien, und zwar mit der Ausdehnung, daß auch die Erledigung und die Verhandlungen in derselben Sprache stattzufinden hätten. Seitdem ist die Gleichberechtigung der slovenischen Sprache im Amt zur That geworden. Kaum aber waren die Slovenen zu ihrem Rechte gelangt, als sie, genau so, wie dieses bei den Tschechen geschah, bereits Uebergriffe begannen und das deutsche Element durch Aufdrängung ihrer Sprache in den gemischten und Sprachgrenzdistrikten zu vergewaltigen trachteten. Der Kampf, der nun ein Kampf zwischen Kultur und Unkultur zu werden drohte, wurde erbittert, und die Verhältnisse spitzten zwischen beiden Nationalitäten sich derart zu, daß nicht einmal das unschuldigste Ding unter einem andern als dem nationalen Gesichtspunkte betrachtet werden konnte und stets Anlaß zum Streit geben mußte.

Auch die Sprachenfrage in der Schule war eine brennende geworden. Verstieg man sich auch noch nicht gleich bis zu einer slovenischen Universität — das Slovenenthum findet Berücksichtigung an der Grazer Hochschule —, so strebte man nach slovenischen Gymnasien und Ackerbauschulen. Im Krainer Landtage verlangte Namens des Landesausschusses — in welchem die Slovenen die Mehrheit hatten — der Abgeordnete Bleiweis die Errichtung einer slovenischen Ackerbauschule für Steiermark, Kärnthen, Krain und das Küstenland gemeinschaftlich. Der Antrag selbst erschien überhaupt nicht durchführbar, wie der deutsche Abgeordnete Deschmann nachwies, „denn muthen Sie dem Landesausschusse die Aufgabe zu, die für diese zu errichtende Anstalt nöthigen Lehrkräfte, die im Stande sind, in slovenischer Sprache vorzutragen, ausfindig zu machen, dann bürden Sie ihm eine Last auf, die er nicht im Stande sein wird zu ertragen". Wichtiger war die Durchführung der slovenischen Sprache in den Volksschulen der gemischten und Grenzdistrikte, und hier war es besonders der Klerus, welcher im slovenischen Sinne wirkte. Indessen hier zeigte sich, namentlich in Kärnthen, plötzlich ein Widerstreben unter den Bauern gegen ihre eigene Muttersprache. Seit tausend Jahren im Handel und Wandel mit den Deutschen lebend, liebte der slovenische Bauer an der Grenze schon aus materiellen Gründen die deutsche Sprache, weil sie ihm Vortheil brachte und weil er nicht wollte, daß die Grenze seiner Pfarre auch für ihn die Grenze der Welt sei. Dagegen stemmte sich nun der Klerus, der seine Stütze in einer bischöflichen Verordnung von 1860 fand, in welcher es heißt, „daß in den slovenischen Unterrichtsanstalten durchaus die slovenische Sprache als Unterrichtssprache beizubehalten sei, da die Erfahrung lehre, daß an solchen Schulen, wo ohne besondere Verhältnisse beide Sprachen betrieben werden wollten, niemals etwas Ersprießliches erzielt würde. In zweifelhaften Fällen habe der Pfarrer und sodann der Dechant über die Unterrichtssprache zu entscheiden". Alles lag daher in den Händen der fanatisch-national-

geſinnten Geiſtlichkeit. — Da ereignete es ſich, daß im December 1866 die ſlovenischen Gemeinden Maria Rain, Pörtſchach am See, St. Martin am Techelsberg, Swetſchach und Grafenſtein beim Kärnthner Landtage um Einführung der deutſchen Sprache in ihre Schulen petitionirten, einem Anſinnen, dem auch durch Abänderung jener Verordnung Geltung verſchafft wurde, zum nicht geringen Aerger der Slovenen und namentlich des Klerus. Das praktiſche Bedürfniß hatte hier durchgeſchlagen; man würde aber irren, wollte man hieraus auf die Geſinnung der ſloveniſchen Bauern im Allgemeinen ſchließen, die heute mit Entſchiedenheit auf der nationalen Seite ſtehen.

Wie weit die Slovenen ſich vergaßen und bis zu welchen ungerechten Forderungen in der Schulfrage ſie ſich verſtiegen, erkennen wir aus den Verhandlungen, die gleichzeitig im Krainer Landtage über das Laibacher Gymnaſium ſtattfanden. Dort waren Schüler von dem obligaten ſloveniſchen Unterricht dispenſirt worden. Da es ſich herausſtellte, daß dieſelben als Kinder deutſcher Eltern in dem Erlernen der ſloveniſchen Grammatik unmöglich gleichen Schritt mit den Eingeborenen halten konnten, ſo beſchloß die Regierung die Errichtung von Parallelklaſſen, in welchen die ſloveniſche Sprache nicht obligat gelehrt wurde. Dieſe Parallelklaſſe wurde ſofort ſtark, ſelbſt von Slovenen, beſucht, und in Folge deſſen verſtieg der nationale Fanatismus der Slovenen ſich dahin, daß ſie am 10. December 1866 durch den Abgeordneten Swetec folgende Anträge im Krainer Landtage ſtellten: 1) Die Beſtimmung der Nationalität der Schüler ſoll den Eltern entzogen und den Lehrern übertragen werden. 2) Auch für nichtſloveniſche Schüler ſoll der Prüfungszwang in der ſloveniſchen Sprache eingeführt werden. 3) Die eingeborenen Schüler, welche in die beſtehende Parallelklaſſe eingetreten ſind, ſollen zu ihrer Pflicht zurückgeführt, d. h. wieder in die ſloveniſche Abtheilung verſetzt werden. Gab auch der Landtag dieſen Anträgen keine Folge, ſo erkennt man doch daraus den unter den Slovenen herrſchenden Geiſt, der die Freiheit zwar ſtets im Munde führt, aber immer auf die Unterdrückung Andrer zur größeren Ehre der Nationalität bedacht iſt.

Ungemein ſchwankend und wechſelnd, verſuchsweiſe taſtend, bald vorgehend, bald ſich zurückziehend waren die Slovenen in politiſcher Beziehung, bis ſie endlich, nachdem ihr Element organiſirt war und ſich gekräftigt hatte, zu einer entſchiedeneren Stellung gelangten. Sollten ſie, die wenig über eine Million Seelen zählten, für ſich allein „im ſloveniſchen Sinne“ vorgehen, oder ſollten ſie im allgemein ſüdſlaviſchen Sinne mit den Kroaten und Dalmatinern zuſammen handeln und wenigſtens hier die Solidarität der öſterreichiſchen Slaven durchführen? Sie waren lange ſchwankend. Während ſie zunächſt im Sinne des „hiſtoriſchen Föderalismus“ vorgingen, dann ſich für eine ſloveniſche Ländergruppe mit Laibach als Hauptſtadt ausſprachen, ſtellten ſie plötzlich im Oktober 1866 die Vereinigung mit den Kroaten als Ziel ihrer politiſchen Wünſche hin. Der Biſchof von Diakovar, Stroßmayer, obgleich der Sohn eines „Schwaben“, hat ſich nicht nur durch ſeine oppoſitionelle Haltung auf dem Koncil, ſondern namentlich auch als einer der nationalen Führer der Kroaten einen Namen gemacht. Er war es, der die Slovenen für eine Fuſion mit den übrigen Südſlaven Oeſterreichs begeiſterte, von dem ganz richtigen Gedanken ausgehend, daß ſie gemeinſam eine Macht repräſentirten, vereinzelt aber den Deutſchen, Italienern und Magyaren nicht gewachſen ſeien. Das ſloveniſche Programm vom Oktober 1866 ſtellte folgende Forderungen: Die ſloveniſche Nation verlangt die adminiſtrative und territoriale Integrität und das Recht der Vereinbarung und Vereinigung im Sinne des Septembermaniſeſtes. Sie will durch ihren Landtag ſich an ihre ſüdlichen Stammesbrüder enger anſchließen und mit dem kroatiſchen Landtage darüber beſtimmen, ob die ſloveniſche Gruppe mit dem dreieinigen Königreich ſich zu einer ſüdſlaviſchen Gruppe verſchmelzen oder einen Sonderlandtag beibehalten will. Im erſteren Falle hätte das dreieinige Königreich mit den ſloveniſchen Ländern einen Geſammtlandtag. Die gemeinſamen Angelegenheiten wären im Sinne des Oktoberdiploms in einem Reichsparlamente zu verhandeln, das aus Delegirten der Generallandtage beſtehen und nach Gruppen abſtimmen würde. An der Spitze der k. k. Statthalterei für die ſloveniſche Gruppe, welche ihren Sitz in Laibach hatte, ſtünde ein Viceban, als Stellvertreter des Ban des dreieinigen Königreichs. Der Viceban müßte ein geborener Slovene ſein. Ein Hofkanzler hätte die Leitung der Adminiſtration zu übernehmen, ihm zur Seite ſtünde ein Vicekanzler, der ein Slovene ſein müßte. Ein Staatsminiſterium in Wien führte die Geſammtverwaltung des Reichs. Die oberſten Gerichtsbehörden, die Banal- und Septemviraltafel hätte die ſloveniſche Gruppe mit dem dreieinigen Königreich gemeinſchaftlich; beide Theile

hätten hingegen ihre eigenen Komitats- oder Kreisgerichte. Bei der Banal- und Septemviraltafel würde eine verhältnißmäßige Anzahl Slovenen als Beiſitzer anzuſtellen ſein.

Für dieſes Programm begeiſterte man ſich und ſuchte man zu wirken. Doch ſollte es bald zu Waſſer werden; denn ſobald Kroatien ſeinen ſtaatsrechtlichen Ausgleich mit Ungarn vollzogen hatte und zur Oſthälfte der Monarchie geſchlagen war, ſchwand dem ſloveniſchen Programm der Boden unter den Füßen und man ſah ſich genöthigt, auf Grund des Dualismus und als Theil von „Cisleithanien" zu operiren. Es blieben ſomit nur die Forderung einer ſelbſtſtändigen Gruppe, die Abtrennung der ſloveniſchen Theile Steiermarks und Kärnthens ſowie des Territoriums von Trieſt, mit einem ſloveniſchen Statthalter, reſp. Vicekönig an der Spitze von dem Programm übrig. In den Landtagen wie im Reichstage wirkten die Slovenen nur in dieſem Sinne. Im letztern unterſtützten ſie, ſo lange die Tſchechen noch dort vertreten waren, mit dieſen und den Polen gemeinſam (1865—1866) das föderativ geſinnte Miniſterium Belcredi. Als aber (December 1867) das Miniſterium Auersperg und ſpäter das „Bürgerminiſterium" ans Ruder kamen, die den centraliſtiſchen Standpunkt vertraten, begaben die von Toman geführten Slovenen ſich wieder in die Oppoſition, ohne indeſſen aus dem Reichsrath auszuſcheiden, reſp. gar nicht in denſelben einzutreten, wie die tſchechiſchen Deklaranten es thaten.

In den ſloveniſchen Landſtrichen wuchs unterdeſſen die nationale Bewegung mehr und mehr; jede centraliſtiſche Maßregel, die von Wien ausging, wurde mit einem föderaliſtiſchen Schmerzensſchrei von Laibach aus erwiedert. Man begann nun das Landvolk zu fanatiſiren und einerſeits gegen die Deutſchen, anderſeits gegen die Italiener zu hetzen, deren natürliches Kulturübergewicht ſich jedoch nicht ſo leicht beſeitigen ließ. In einem Wahlmanifeſt des Agitators Bleiweis an die Slovenen vom Januar 1867 heißt es: „Wenn Jemand mächtig, reich, gebildet, geehrt iſt, gut für ihn! Aber wenn er kein Herz hat für unſer Volk und deſſen Rechte, ſo wird er uns im Landtage nichts helfen. Beſeitigt endlich insbeſondere Jene, die alle Kräfte anſtrengen, um unſer Land zu verdeutſchen und es im Deutſchthum untergehen zu laſſen. Dadurch würden wir gefährlich für das ganze Kaiſerreich handeln, indem der Feind dann um ſo leichter ſeine gierigen Arme auch nach uns ausſtrecken würde." Dann wird noch auf die Alliance mit dem Klerus hingewieſen und geſchloſſen: „Höret unſere Stimme! Höret die Stimme unſerer hochverehrten, von jeher für unſer Volk begeiſterten Geiſtlichkeit! Wenn Gott will, und die Einigkeit der Patrioten, werden wir ſiegen." Aehnlich lauteten die Wahlmanifeſte in den übrigen ſloveniſchen Ländern, ja in Steiermark wurden die deutſchen Abgeordneten „ſelbſtſüchtige Heuchler" genannt, „welche die Slovenen mit Redensarten ködern und ſie dann auslachen". Daß hierdurch die Aufregung unter dem noch außerordentlich ungebildeten und urwüchſigen Landvolke*) maßlos geſteigert wurde, liegt auf der Hand. Agitatoren reiſten von Bezirk zu Bezirk und ſchreckten mit dem Geſpenſte der Steuererhöhung durch die Deutſchen, und als endlich das Verſammlungsrecht frei gegeben war, wurden nach Art der Tſchechen überall „Tabors" organiſirt. Der uralt ſlaviſche Name bedeutet urſprünglich ein verſchanztes Lager — ſo führt eine zwei Stunden von Trieſt liegende und dieſe Stadt beherrſchende Anhöhe den Namen Repen-Tabor, ein kroatiſches Dorf an der ſteiriſchen Grenze heißt Kiß-Tabor. Zu Tauſenden ſtrömten die Bauern in ihrer Nationaltracht auf einem ſolchen Tabor zuſammen, um hier fulminante Reden gegen die Deutſchen, dort gegen die Italiener zu vernehmen. Am ſpäteſten trat das Küſtenland in die Bewegung ein. Auf dem großen Tabor, welches im Oktober 1868 zu Schönpaß bei Görz gehalten wurde und das von 8000 Perſonen beſucht war, wurde gleichfalls in erſter Linie die Konſtituirung eines einheitlichen Sloveniens verlangt, während die Forderung des ſloveniſchen Unterrichts in allen Schulen, der Gründung einer ſloveniſchen Rechtsakademie in Laibach, der ausſchließlich ſloveniſchen Amtirung und der Beſetzung aller Stellen mit Slovenen nebenher liefen. Auch im Territorium Trieſt nahm um dieſe Zeit die ſloveniſche Bewegung einen ernſten Charakter an. Es war nicht, wie die Italiener wähnten, ein bloßes Schmollen der Bauern, es war eine methodiſch geleitete Bewegung, an deren Spitze die Landtagsabgeordneten und ſämmtliche Gemeindevorſtände des Territoriums ſtanden, und deren Hauptzweck die Trennung des Territoriums von der Stadt war. Die Seele der ganzen Agitation war der Deputirte Nabergoi, der denn auch vortreffliches Kapital aus der Hetze der Trieſtiner gegen die ſloveniſche Territorialmiliz

*) Von 100 in den Jahren 1865—1866 eingeſtellten Rekruten aus Krain waren nur 3½ % des Leſens und Schreibens kundig.

(Juni 1868) schlug. Der Haß gegen diese Miliz, der sich in den rohesten Excessen offenbarte, hatte keine andre Ursache, als daß sie nicht gemeinschaftliche Sache mit den Italianissimi machen wollte und sich auf den slavischen Standpunkt stellte. Zwar blieben die Bestrebungen der Slovenen, die Trennung durchzusetzen, erfolglos, aber um so schärfer und schneidiger wurde die Trennung der Gemüther, so daß nun die Stadt und das Territorium Triest sich feindlich gegenüber stehen. Liegen hier die Verhältnisse gespannt, so wurden sie es noch mehr gegenüber den Deutschen in Krain, wo die Menge schließlich gegen die „Nemskutarji" so fanatisirt wurde, daß es zu Excessen der gröbsten Art kam (Ueberfall deutscher Turner auf dem Jantschberge bei Laibach am 23. Mai 1869 durch slovenische Bauern; anderweitige Excesse, gegen welche das Militär einschreiten mußte). Kurz, die Elemente sind derart auf einander geplatzt, daß an einen Ausgleich und eine Versöhnung vor der Hand nicht zu denken ist. In den großen politischen Fragen, welche in der letzten Zeit Oesterreich bewegten, nahmen die Slovenen natürlich Partei gegen das Ministerium Hasner. Nachdem durch die Vorlage des Nothwahlgesetzes im März d. J. im österreichischen Reichsrath auch die schwachen Fäden, welche die Slovenen und die übrigen Südslaven im Reichsrath hielten, zerrissen waren, legten am 31. März die slovenischen Abgeordneten gleichzeitig mit den Polen ꝛc. ihre Mandate nieder und schieden aus dem Reichsrathe. Ausgleichsverhandlungen, wie mit den Tschechen, hat das Ministerium Potocki mit den Slovenen nicht unternommen, die im Uebrigen auf ihren wiederholt formulirten Forderungen, namentlich auf der Bildung eines autonomen „slovenischen Königreichs" beharren. Wie weit sie damit kommen werden, muß sich zeigen. Man behalte stets im Auge, daß jeder Funke geistigen und jede Spur materiellen Wohlstandes, welche man unter den Slovenen findet, deutschen Ursprungs sind. Verbesserte Landwirthschaft und Viehzucht, die wenigen Fabriken, die Krain besitzt, ebenso die gewerblichen Anstalten, die geistige Belebung des im Allgemeinen noch außerordentlich rohen und abergläubigen Volksstammes verdankt das Land der Slovenen der deutschen Initiative, Intelligenz und Thätigkeit. Das künstlich emporgeschraubte Vorgehen gegen das deutsche Element und damit gegen die Kultur wird sich an den Slovenen selber rächen, die damit gegen die Entwicklung ihrer eigenen Nation auftreten. Richard Andree.

Nekrolog.

Bonaparte, Jérôme Napoléon, Neffe des Kaisers Napoléon I. und Sohn des Königs von Westphalen (aus erster Ehe), †, 67 Jahre alt, am 1. Juni in Baltimore. Ihn überlebt seine ebendaselbst ansässige, 90 Jahre alte Mutter. Er war einer der angesehensten Bürger von Maryland, der mit großem Erfolg ausgedehnte Waldstrecken urbar gemacht hat. Während der Restauration verweilte er längere Zeit in Frankreich.

Jomies, Moreau de, einer der ersten Statistiker Frankreichs, † Anfangs Juni im Alter von 93 Jahren. Er war seiner Zeit Adjutant des Generals Hoche und mehrerer anderer Generäle. Bei der Rückkunft der Bourbonen gab er seine Entlassung und widmete sich ganz der Statistik. Die bedeutendste seiner Arbeiten war seine „Statistique générale de la France".

Kampt, v., geheimer Legationsrath, † Mitte Juni in Hirschberg. Lange Jahre hindurch vertrat er Preußen bei den Hansestädten, war darauf ein Jahrzehnt preußischer Gesandter in der Schweiz und kehrte schließlich in die erstere Stellung zurück.

Köpke, Rudolf Anastasius, Professor an der Berliner Universität, berühmter Historiker, † am 10. Juni in Berlin. Er war geboren am 23. August 1813 zu Königsberg in Preußen, lieferte 1838 für Ranke's „Jahrbücher des deutschen Reiches" die „Geschichte König Otto's I.", war seit 1842 Mitarbeiter an dem Nationalwerk „Monumenta Germaniae historica" und gab später selbstständig heraus: „Anfänge des Königthums bei den Gothen" (Berlin 1859), „Widukind von Korvei" (daf. 1867), „Brotsuit von Gandersheim" (daf. 1869). Außerdem veröffentlichte er: „Beiträge zur Kenntniß Lessings", „Ludwig Tieck" (Leipz. 1855, 2 Bde.), Heinrich von Kleists politische Schriften, mit einer Einleitung (Berlin 1862).

Larsen, Frederik Julius, Kriminal- und Polizeigerichtsassessor, zugleich Professor an der Universität zu Kopenhagen, † daselbst am 10. Juni. Er gehörte zu denjenigen jüngeren dänischen Juristen, die namentlich auch das schleswigsche Recht studirten, docirte an der Kopenhagener Universität, war gleichzeitig bis zum Abschluß des Wiener Friedens im schleswigschen Ministerium angestellt, trat 1868 als Assessor ins Kriminal- und Polizeigericht ein, war während der Unterhandlungen mit Preußen wegen Abtretung der nordschleswigschen Distrikte einige Zeit hindurch dem Kammerherrn Quaade beigeordnet und fungirte zuletzt auch als Sekretär der Kirchenkommission.

Petropulakis, griechischer Oberst, bekannt aus dem griechisch-türkischen Konflikte im Jahre 1868, † zu Athen, laut Meldung vom 11. Juni.

Neue Bücher.

Galilei. Der Inquisitionsprozeß von Gal. Galilei. Eine Prüfung seiner rechtlichen Grundlage ꝛc., von E. Wohlwill. Berlin, Oppenheim.

Griechenlands Geschichte von der Eroberung Konstantinopels 1453 bis auf unsere Tage. 1. Thl. Leipzig, Hirzel.

Grumbachische Händel, Geschichte derselben, von F. Ortloff. 4. Thl. Jena, Frommann.

Lafayette. Ein Lebensbild, von M. Büdinger. Leipzig, Teubner.

Preußen. Geschichte des siebenjährigen Kriegs, von A. Schäfer. 2. Bd., 1. Abth. Berlin, Besser.

— Geschichte des preußischen Staats, von F. Eberty. 5. Bd. 1763—1806. Breslau, Trewendt.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Das Norddeutsche Strafgesetzbuch. — Mit dem Beginn des nächsten Jahres tritt für den Umfang des Norddeutschen Bundes ein einziges Strafgesetzbuch an die Stelle der Landesstrafrechte. Diese Veränderung des kriminellen Rechtszustandes würde noch wichtiger sein, als sie ohnehin ist, wenn die neue Kodifikation eine vollkommen klare Stellung zu den bestehenbleibenden Bestandtheilen der Landesgesetzgebungen hätte. Im Reichstag ist jedoch mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß besondere Deklarationen erforderlich werden müssen, wenn nicht eine große Unsicherheit darüber eintreten soll, was von den Partikulargesetzbüchern noch neben dem neuen Codex Geltung behalte.

Das neue Gesetzbuch ist auf Grundlage des Preußischen vom 14. April 1851 entworfen und im letzten Quartal v. J. von einer durch den Bundesrath bestimmten Kommission weiter behandelt und schließlich jener parlamentarischen Revision unterzogen worden, deren entscheidender Hauptpunkt, die Todesstrafe, bereits in unserm Artikel über den Schluß der Reichstagsperiode zur Behandlung gelangte. Das Einführungsgesetz vom 31. Mai 1870 enthält die Abgrenzung des strafrechtlichen Stoffes in der Angabe der außerhalb des Gesetzbuchs gültig bleibenden sonstigen Rechtsquellen. Hieher gehören unter denen, welche auch vom Preußischen Strafgesetzbuch nicht berührt wurden und dem Herkommen gemäß aus dem allgemeinen Gesetzbuch ausgeschlossen geblieben sind, die hochwichtigen Gesetze über die Presse, das Vereinswesen und die kriminellen Konsequenzen des Belagerungszustandes. Die beiden ersten, auch für den gewöhnlichen Zustand politisch in erster Linie stehenden Materien sind in den betreffenden preußischen Specialgesetzen vornehmlich nur polizeilich regulirt, und die Hauptvergehen, welche vermittelst der Presse oder in den Vereinen in Frage kommen, sind nach dem allgemeinen Strafgesetzbuch zu entscheiden. Nach dieser Seite bietet das letztere ein allgemeineres politisches Interesse dar, wie denn überhaupt die ganze Auffassung des neuen Gesetzgebungsaktes einen eminent politischen Ausgangspunkt haben muß.

In der eben erwähnten Hinsicht ist auch schon die Einschränkung der Partikulargesetzgebung auf die Strafgrenze von zwei Jahren Gefängniß, Haft, Geldstrafe, Einziehung einzelner Gegenstände und Entziehung öffentlicher Aemter von Erheblichkeit. Trotzdem und zum Theil sogar grade wegen der vielen allgemeinen Grenzbestimmungen wird das künftige norddeutsche Strafrecht eine Schichtung bilden, in welcher der Scharfsinn und die Umsicht der Juristen für die Orientirung gar sehr in Anspruch genommen werden dürften. Die thatsächlich entstehenden Verhältnisse werden ein kleines Gegenstück zu den Lagerungen der Landtags- und Parlamentskompetenzen bilden, zumal das Strafgesetzbuch im Hinblick auf den vorläufigen Mangel eines gemeinsamen Strafverfahrens in der Anwendung unvermeidlich sehr verschieden gehandhabt werden muß. Vom juristischen Standpunkt ist ein Kriminalgesetzbuch ohne eine entsprechende, im Geiste gleichartige Prozeßordnung, wie vortrefflich es auch übrigens sein möge, ein so zu sagen verwaistes Wesen, und in dieser Hinsicht ist der Norddeutsche Codex gewissermaßen führerlos auf die Welt gekommen. Man denke nur an den Fall, daß durch eine letztinstanzliche Entscheidung feste Präjudicien geschaffen werden müssen, ohne welche es keine zuverlässige und im Voraus absehbare Rechtssprechung geben kann. Hier werden sich verschiedene Entscheidungen neben einander geltend machen. Außerdem kreuzt sich das Civilrecht häufig mit dem Kriminalrecht. Der Hauptnutzen der durch das neue Strafgesetzbuch geschaffenen Einheit wird daher nur insoweit möglich sein, als es sich um den preußischen Kern handelt. Hier wird sich auch die Wissenschaft ziemlich leicht zurecht finden, indem sie ungeachtet der Zerfahrenheit der Prozeßgesetzgebung, die in der geheimen Voruntersuchung noch die alte Kriminalordnung aus dem Anfang des Jahrhunderts einschließt, in der bisherigen Weise fortfährt und das Norddeutsche Strafgesetzbuch ebenso wie bis jetzt das Preußische auslegt und erläutert.

Der allgemeine Charakter des neuen Codex weicht, wie sich erwarten ließ, nicht wesentlich von dem Geiste ab, dem das vor zwei Jahrzehnten hergestellte Preußische Gesetzbuch huldigte.

Zu durchgreifenden, principiellen Aenderungen ersten Ranges sind andere Verhältnisse und Zeiten von größerer Auffassung und Wandlung nöthig, als diejenigen, in denen die neue Arbeit entstanden ist. Man darf daher das vorliegende norddeutsche Werk nicht als etwas ansehen, was in politischer Hinsicht dem System allzu ungleichartig wäre, welches die innere Politik Preußens bisher beherrscht hat. Aus diesem Gesichtspunkt erklären sich auch die einzelnen Satzungen und sind die gelegentlichen parlamentarischen Zwischenfälle verständlich, zu denen es in Rücksicht auf die politischen Seiten gekommen ist.

Um zuerst mit der Todesstrafe zu beginnen, so ist der eigentliche Mord, d. h. die mit Ueberlegung ausgeführte vorsätzliche Tödtung noch mit jener Strafart bedroht, während bei dem Wegfall einer solchen Ueberlegung, also für den bloßen Todtschlag, der etwa im Affekte begangen ist, fünf Jahre Zuchthaus, bei Reizung und sonstigen mildernden Umständen sechs Monate Gefängniß das geringste Maß bilden. Zehnjähriges Zuchthaus als Minimum tritt ein, wenn die Tödtung bei Gelegenheit eines andern Delikts zur Wegräumung eines Hindernisses oder dazu geschehen ist, um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen. Tödtung im Zweikampf bringt dagegen nur Festungshaft, jedoch nicht unter zwei Jahren, und, wenn der eine jedenfalls bleiben sollte, nicht unter drei Jahren mit sich. Stellen wir diesen Bestimmungen diejenigen von politischer Natur gegenüber, bei denen außer dem gewöhnlichen Mord die Todesstrafe allein noch Platz greift. Mordversuch an dem Bundesoberhaupt oder dem Fürsten des eigenen Landes, oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaat an dem Landesherrn dieses Staats ist als Hochverrath mit dem Tode bedroht. Uebrigens gilt das Princip, daß der Versuch der Verbrechen und Vergehen nur als Anfang der Ausführung und von jenem Falle abgesehen weit milder zu bestrafen sei als die vollendete Handlung. Sonstiger Hochverrath wird dagegen von lebenslänglichem Zuchthaus oder lebenslänglicher Festungshaft betroffen, jedoch so, daß bei mildernden Umständen Festungshaft von fünf Jahren an eintreten kann. Die Wahl zwischen Zuchthaus und Festungshaft ist etwas sehr Bedenkliches. Im Reichstage hatte man sich bemüht, die ausschließliche Festungshaft durchzusetzen und überhaupt den politischen Delikten durchgreifend eine Sicherung gegen ehrverletzende Strafarten zu Theil werden zu lassen. Das wirkliche Ergebniß ist eine sehr elastische Unbestimmtheit, wenn auch die ehrlose Gesinnung das Kriterium zur Wahl bilden soll.

Das Norddeutsche Strafgesetzbuch hatte in den Augen derer, welche es abfaßten, und vom Standpunkt der Bundesregierung sein hauptsächlichstes Einheitsinteresse in denjenigen politischen Bestimmungen, welche die neuen Einrichtungen des Bundes und deren Grundlage, die Principien der preußischen Monarchie, in besonders qualificirter Weise schützen sollen. Sogar die Motive zum Strafgesetzbuch lassen dies offen genug hervortreten, indem sie da, wo der Uebergang vom Schutz des Privatrechts zum öffentlichen Recht gemacht wird, die hauptsächlichste Aufgabe der Einheitsherstellung suchen. Wir müssen uns also, um dieser Thatsache gerecht zu werden, auch noch nach den Bestimmungen umsehen, welche die bisherige Gestaltung der monarchischen Einrichtungen, Traditionen und Anschauungsarten mit ganz besondern und ziemlich weit reichenden Schutzmitteln versehen. Thätlichkeiten gegen das Bundesoberhaupt sowie gegen den eigenen Landesfürsten oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaat gegen den Landesherrn desselben bringen lebenslängliches Zuchthaus oder lebenslängliche Festungshaft, in minder schweren Fällen Zuchthaus nicht unter fünf Jahren oder Festungshaft von gleicher Dauer. In den hiemit noch nicht normirten Fällen der Thätlichkeit gegen Bundesfürsten tritt Zuchthaus von zwei bis zehn Jahren oder Festungshaft von gleicher Dauer ein. Außerdem sind nun noch die Mitglieder der regierenden Häuser gegen Thätlichkeiten durch ein Minimum von fünf Jahren Zuchthaus oder Festungshaft, in minder schweren Fällen aber durch ein geringeres Maß Zuchthaus u. dergl. geschützt. Dieser Familienschutz reicht in Norddeutschland sehr weit und umfaßt, abgesehen von den früheren Reichsunmittelbaren oder Mediatisirten, so ziemlich das, was die Jurisprudenz im technischen Sinne des Worts den hohen Adel nennt. Analog wie die Thätlichkeiten sind nun auch die Beleidigungen normirt. Hier ist die Majestätsbeleidigung, die mit der Fürstenbeleidigung zusammenfällt, mit mindestens zwei Monaten Gefängnißhaft bis zu fünf Jahren Festung bedroht. Die Beleidigung gegen die Mitglieder der betreffenden regierenden Häuser wird mit Gefängniß von einem Monat bis zu drei Jahren oder gleicher Festungshaft verfolgt. Die qualificirten Beleidigungsstrafen finden sogar eine

analoge Ausdehnung auf das nicht zum Norddeutschen Bunde gehörige Deutschland, wenn auch in andern Modalitäten, und gegenüber fremden Potentaten, wenn dem Norddeutschen Bunde durch veröffentlichte Staatsverträge Gegenseitigkeit gewährt ist. In letzterem Fall muß jedoch die auswärtige Regierung den Antrag stellen, wenn sie für die Beleidigung das Gefängniß resp. die Festungshaft von einem Monat bis zwei Jahren über den norddeutschen Bürger verhängt haben will.

Aus dem rein publicistischen Gesichtspunkt und im Hinblick auf die obwaltenden politischen Verhältnisse hat man seine Aufmerksamkeit nach dem Hochverrath und nach der Majestätsbeleidigung im weiteren Sinn denjenigen Bestimmungen zuzuwenden, welche die Beamtenqualität mit einem ganz besonderen Schutz umgeben. Hier interessiren für die Entwicklung der politischen Zustände die Anwendungen an den beiden äußersten Enden, d. h. bei den Funktionären der letzten, unmittelbar mit der Volksmasse in Berührung kommenden Schicht, und alsdann für die Presse und das höhere politische Leben diejenigen Normen, welche die Handlungen der höchsten Beamtenkategorien oder deren Persönlichkeiten zu schützen haben. Wir beschränken uns hier auf vornehmliche Berücksichtigung des zweiten, für die öffentliche Diskussion und die Schranken der öffentlichen Kritik wichtigsten Falles. Im Gegensatz zu dem Schutz der Beamten sollte eigentlich auch die Materie des Schutzes gegen die Ausschreitungen der Beamten von Wichtigkeit sein. Doch muß man bei dem neuen Strafgesetzbuch von dieser Seite der Sache vorläufig Abstand nehmen, da der Schutz der Bürger gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt seinen Schwerpunkt nicht in bloßen materiellen Bestimmungen, sondern in der Ausführung durch den Prozeß hat. So lange die Ausschreitungen der Staatsbeamten nur wiederum von Staatsbeamten und noch dazu nur von solchen verfolgt werden, welche, wie die Staatsanwaltschaft, eventuell nur einen einzigen Willen, nämlich den des Justizministers haben, bleiben die materiellen Strafbestimmungen verhältnißmäßig gleichgültig. Das neue Strafgesetzbuch kann hier höchstens in Kombination mit dem preußischen Prozeß ein weiter greifendes Interesse haben, und hier ist zu Bemerkungen, welche eine wesentliche Aenderung des älteren Zustandes beträfen, keine Veranlassung. Halten wir uns daher an diejenige Seite, wo sich die Ausführung der Schutzbestimmungen mit dem Mechanismus der früheren Prozesse in vollkommenster Harmonie befindet, und der Mangel einer Norddeutschen Prozeßordnung weder in noch außerhalb Preußens Schwierigkeiten bereiten dürfte. Das System der Beleidigungen und Verleumdungen ist etwas allgemeiner und mit weniger klaffenden Unterschieden normirt. Die Strafen auf Privatbeleidigungen sind geschärft, und es ist so möglich geworden, die ganze Gruppe von Bestimmungen derartig zu halten, daß die Beamtenbeleidigung als nicht auffallend qualificirt erscheint. Während jedoch sonst der Antrag des Beleidigten die regelmäßige Voraussetzung der Verfolgbarkeit bildet, qualificirt sich die Beamten- und Behördenbeleidigung dadurch, daß hier außer den Betroffenen die Vorgesetzten den Antrag stellen dürfen. Es ist hiemit das Princip gewahrt, daß der Schutz nicht eigentlich der Person, sondern dem Amt und der Behörde als solcher gewährt werden soll. Da die Sphäre der Beleidigungen eine sehr große ist, indem es bei ihnen gar nicht auf Thatsachen, sondern nur auf die Form des Ausdrucks ankommt, und dieselben in jedem Akt, und namentlich in Handlungen zur Rechtswahrnehmung und Rechtsvertheidigung vorkommen können, so greift hier die größte Elasticität der Auslegung Platz, und das ganze System des bürgerlichen Rechtsschutzes hängt in seinen Garantien zu einem erheblichen Theil von jenem dehnbaren Begriff der formellen Beleidigung ab. In Rücksicht auf die allgemeine Gestaltung des Beleidigungsstrafrechts ist noch der Schutz der Todten zu erwähnen. Gefängniß bis zu sechs Monaten droht nämlich demjenigen, der das Andenken eines Verstorbenen dadurch berührt, daß er in Beziehung auf denselben verächtlich machende, unwahre Thatsachen wider besseres Wissen verbreitet oder behauptet.

Während die Beleidigungs- und Verleumdungsdispositionen für die Presse und überhaupt für alle öffentlichen Erörterungen in Hinsicht auf den Ausdruck der Gesinnungen und Leidenschaften, namentlich aber der privaten und publicistischen Rolle der agirenden Persönlichkeiten gegenüber von großer Tragweite sind, gibt es noch ein paar Specialparagraphen, deren frühere Stellvertreter im Preußischen Strafgesetzbuch berühmt geworden waren, weil sie den Angelpunkt der Mehrzahl der gerichtlichen Preßschicksale und ähnlicher Thatsachen bildeten. Es waren dies die §§ 100 und 101, die nun durch die §§ 130 und 131 ersetzt sind. Da selbst die

Motive zugestehen, daß es sich hier um die am meisten angefochtenen Positionen des Preußischen Strafgesetzbuchs gehandelt habe, so mögen hier die neuen Normirungen, welche den Uebelständen abgeholfen haben sollen, wörtlich Platz finden. Es lautet § 130: „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt, wird mit Geldstrafe bis zu 200 Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft. § 131: Wer erdichtete oder entstellte Thatsachen, wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind, öffentlich behauptet oder verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen, wird mit Geldstrafe bis zu 200 Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft."

Ein Fortschritt gegen den früheren Zustand ist hierin nicht zu verkennen. Die bekannte Formel der Erregung von Haß und Verachtung ist durch Begriffe ersetzt, die ungleich weniger dehnbar sind. Die Anreizung zur Gewaltthätigkeit erscheint zunächst als ein fester Begriff, der in Verbindung mit demjenigen der Gefährdung des öffentlichen Friedens sowohl für die Ordnung als für die Sicherheit unschuldiger Kundgebungen gegen gerichtliche Verfolgung halbwegs gleiche Bürgschaften zu bieten scheint. Das Erforderniß der Behauptung von Thatsachen und der Umstand, daß es sich fortan den Staatsmaßregeln gegenüber nur um die Vermeidung verleumderischer Mittel handeln soll, sind nicht unerhebliche Veränderungen. Doch wird die Praxis lehren, wie weit diese Umgestaltungen, die im Rahmen der vorher gekennzeichneten Bestimmungen über die Beleidigung zu betrachten sind, eine wohlthätige Grenzlinie zwischen dem freieren Meinungsausdruck und dem öffentlichen Gedankenverkehr einerseits und den verwerflichen Angriffsarten andererseits zu ergeben vermögen. Bei der Verleumdung ist die Nothwendigkeit des Beweises der Wahrheit auf Seiten der Vertheidigung zwar nach juristischen Grundsätzen ganz unumgänglich, aber thatsächlich ein Umstand, der jede im besten Glauben gemachte Aeußerung zu einem Vergehen stempeln kann, wenn auch bei großer Wahrscheinlichkeit der Wahrheit der Thatsache der vollständige Nachweis derselben nicht zu erbringen ist. In einem solchen Falle zeigt sich auch die Wichtigkeit der Gestaltung der Gerichte, und es läßt sich praktisch in den politisch wichtigen Richtungen ohne ein rationelles Geschwornensystem kein ausreichender Schutz denken.

Hieran mag noch die allgemeine Bemerkung geknüpft werden, daß selbst aus den gewiß nicht übermäßig anspruchsvollen Forderungen und Debatten des Reichstags, ebenso wie aus dem ganzen modernen Gange der politischen Seite der Strafgesetzgebung die Thatsache erkennbar ist, daß man in diesem besondern Zweige vielmehr nach dem Schutz *gegen* die Strafgesetze strebt, als man um denjenigen *durch* die Strafgesetze besorgt ist.

Dieser letztere Gesichtspunkt rechtfertigt auch unsere Betrachtungsart der hervorgehobenen Aenderungen als diejenige, welche dem Interesse des fortschreitenden Zeitbewußtseins entspricht. Im engsten Zusammenhang mit der rein politischen Seite stehen die ebenfalls aus dem politischen Gesichtspunkt zu betrachtenden Bestimmungen, welche den *Schutz religiöser Dogmen* und des ihnen entsprechenden Gefühls gegen Aeußerungen und Kundgebungen bezwecken, die den ersteren nicht gemäß sind. Abgesehen von den vollkommen berechtigten Satzungen, welche sich gegen die Störung des Kultus richten, läßt sich die Beeinträchtigung des bloßen religiösen Gefühls, welches aus der Anhänglichkeit für irgend ein Dogma entspringt, schon unter der Rubrik der gewöhnlichen Privatbeleidigung vollständig sichern, und es ist daher alle andere Sicherung von persönlichen Ansichten und kirchlichen Bekenntnissen im Wege der Strafandrohung unrationell. Der Entwurf hat jedoch jenen alten Rest der Ueberlieferung mehr hierarchischer Zeiten, nämlich das Vergehen der *Gotteslästerung* beibehalten, und im Reichstag ist ein auf die Beseitigung gerichteter Antrag überstimmt worden. Hienach sind öffentliche (also z. B. in Versammlungen oder durch die Presse geschehene) Aeußerungen, welche in Rücksicht auf die Gottesvorstellung ein Aergerniß geben, ebenso wie die sonstige Beschimpfung der anerkannten und mit Korporationsrechten versehenen Religionsgesellschaften und ihres Kultus mit Gefängniß bis zu drei Jahren bedroht. Die Motive zum Entwurf haben sich große Mühe gegeben, gegen die berechtigten Einwendungen der neueren Kriminalistik und des modernen Zeitbewußtseins zu protestiren, ohne jedoch irgend einen stichhaltigen Grund vorzubringen. Auch dem delikatesten Zartgefühl, insoweit es wirkliches Gefühl ist, muß der Schutz gegen persönliche Beleidigung genügen. Vorstellungen aus der Sphäre des Verstandes, die dem Irrthum ausgesetzt sind, dürfen aber als solche keine strafrechtliche Garantie erhalten. Ueberdies

ist das so geschaffene Recht kein gleiches, denn die nicht staatsmäßigen religiösen Empfindungen werden gegen die verächtlichsten Aeußerungen nicht geschützt, und selbst wenn solche Kundgebungen in persönliche Beleidigungen ausarten, dürfte es schwer fallen, auf diese Rubrik hin nach dem in Rede stehenden Strafgesetzbuch Genugthuung zu erhalten. Man könnte jenen Satzungen gegenüber die Frage aufwerfen, ob Verdammungsformeln, die von großen Körperschaften ausgehen, nicht auch eine Beeinträchtigung der religiösen Empfindungen derjenigen enthalten, die von ihnen betroffen werden sollen. Die religiösen Strafrechtssatzungen sind das Barometer für den mehr oder minder erleuchteten Standpunkt oder die entsprechende politische Richtung eines Codex. Aus diesem Grunde haben wir diesen Punkt hervorheben müssen. Er hat übrigens die intimsten Beziehungen zu denselben Beweggründen, welche auch die Todesstrafe principiell festhalten ließen und zur Feststellung eines besonders qualificirten Beleidigungsrechts für den hohen Adel in den oben angegebenen Modalitäten geführt haben.

In socialer Beziehung ist das sogenannte Polizeistrafrecht in einigen Richtungen von Wichtigkeit. Es ist unter der dritten Kategorie von Vergehungen, den technisch als Uebertretungen bezeichneten Zuwiderhandlungen zur Erledigung gelangt. Entsprechend der alten aus dem französischen Recht und nicht, wie die Motive geltend machen wollen, auch im älteren deutschen Recht begründeten, ganz äußerlich schematistischen Dreitheilung gibt es bekanntlich Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen nach den beiden Strafgrenzen von fünf Jahren Festung und von Gefängniß als der einen, und Haft bis zu sechs Wochen oder Geldstrafe bis zu 50 Thalern als der andern Abmarkung. Hienach konstituiren Tod, Zuchthaus und mehr als fünfjährige Festungshaft ein Verbrechen. Alles Uebrige aber, was mit seinem Strafmaximum nicht bei sechs Wochen Haft oder 50 Thalern stehen bleibt, ist Vergehen. Die Eintheilung wäre sehr gleichgültig, wenn sich daran nicht die Aburtheilung durch sehr verschieden organisirte Kompetenzen knüpfte. Die Uebertretungen fallen in Preußen einem Einzelrichter, dem sogenannten Polizeirichter anheim und erzeugen hiedurch eine Verfahrungsart, die man den kriminellen Bagatellprozeß nennen könnte.

Zu den Bagatellen dieser Kompetenz gehören nun aber auch die gegenwärtig immer wichtiger werdenden Zuchtbestimmungen gegen Obdachlose und sogenannte oder wirkliche Arbeitsscheue. In Rücksicht auf das gesammte Gebiet der Uebertretungen führen die Motive aus, daß man sich habe fragen müssen, ob diese Sphäre nicht etwa außerhalb des allgemeinen Strafrechts zu stellen gewesen sei. Das Preußische Strafgesetzbuch hat aber auch hier den Ausschlag gegeben und in diesem Fall einmal einem Rückschritt vorgebeugt, der nicht bloß formal, sondern materiell von großer Tragweite gewesen sein würde. Mit Mühe haben die früheren freiheitlichen Bestrebungen dazu geführt, daß die polizeiliche Strafkompetenz einigermaßen unter eine gewisse, immer noch sehr bemessene richterliche Kontrole gestellt worden ist. Wie es sich jedoch damit auch nach dem neuen Strafgesetzbuch in den socialwichtigen Fällen verhalte, ersieht man aus der Beibehaltung der äußerst diskretionären polizeilichen Nacheinsperrung in ein Arbeitshaus. Thatsächlich und eingestandenermaßen ist das letztere reine Polizeimittel die Hauptsache, und die richterlich verhängte Haft nur die Nebensache. Auch wirkt jene sogenannte Besserungsstrafe sogar nach dem Eingeständniß der Motive als das entscheidende Abschreckungsmittel. Gegenwärtig hat nun der Richter im Allgemeinen auf Ueberweisung an die Polizeibehörde zu erkennen. Die letztere kann dann nach freiestem Ermessen ihre Schuldigkeit thun und ist nur gehalten, sich bei einem höchsten Maß von zwei Jahren zu bescheiden. Man sieht, daß nicht bloß die Freiheitsentziehung, sondern auch das Zuchthausprincip hier als Anhang des kriminellen Bagatellverfahrens so gewaltig eingreifen können, daß thatsächlich die Folgen der Obdachlosigkeit, des Bettelns u. dgl. denen der Verbrechen gleichzukommen vermögen.

Betrachtete man das neue Strafgesetzbuch vom Standpunkt der politisch neutralen Fälle, so würde sich allerdings ergeben, daß die Jurisprudenz, soweit dieselbe bei der neuen Arbeit von Einfluß gewesen ist, einige Einwirkungen aufzuweisen hat, welche den zwei Jahrzehnten entsprechen, die seit den Bemühungen für das Preußische Strafgesetzbuch verflossen sind. Im Allgemeinen hat Einiges von der bekannten Strafmilderung Platz gegriffen, deren Unmöglichkeit den völligen Mangel eines Kulturfortschritts bedeuten würde. Auch sind hie und da die Bestimmungen etwas exakter gefaßt worden. Allerdings hat sich die lehrende Wissenschaft darüber beklagt, daß ihr keine direkte Betheiligung verstattet worden sei. Sie ist in der revidirenden Kommission nicht vertreten gewesen,

wenn man unter ihrer Vertretung eine professorale versteht. Allein hierüber könnte das Publikum verschiedene Ansichten hegen, da ja auch in den Parlamenten diejenigen, welche die meiste gesetzgeberische und amendirende Initiative entwickeln, nicht grade mehr die Professoren zu sein pflegen. Im Gegentheil könnte man vielleicht der Ansicht sein, daß, wenn die Entwicklung des wissenschaftlichen Kriminalrechts durch die berufenen und gelehrten Pfleger desselben bei uns andere Schicksale als die des letzten Menschenalters gehabt hätte, auch das Norddeutsche Strafgesetzbuch in vielen Beziehungen indirekt weit besser hätte ausfallen müssen. Es würde trotz aller politisch ungünstigen Verhältnisse, die dem neuen Werk ihren Stempel aufgedrückt haben, dennoch oft mehr moralisch wissenschaftlicher Zwang vorhanden gewesen sein, ungehörige Bestimmungen fallen zu lassen oder gute einzuführen, wenn wir im Laufe unseres Jahrhunderts außer Anselm von Feuerbach noch einen zweiten Kriminalisten ersten Ranges gehabt hätten. Statt dessen ist die ganze Strafrechtswissenschaft mehr und mehr eklektisch und principlos geworden; sie ist von den modernen Ideen durchsetzt, ohne dieselben positiv gestaltet zu haben. Sie schwankt zwischen den äußersten Extremen und ist noch über keine einzige Fundamentaltheorie auch nur einigermaßen einig. Sie ist durch den schädigenden Einfluß der haltungslosen Philosophien aus der Periode der Reaktion und der Romantik, namentlich durch den Hegelianismus noch mehr in Verwirrung und Unsicherheit versetzt worden. Neuerdings hat sie sich auch hier und da einer bigotten Färbung nicht ganz entzogen, und so ist es begreiflich, daß der Schwerpunkt der Energie bei der neuen Arbeit nicht ihr, sondern einem mehr äußerlichen Arrangement nach Maßgabe des Preußischen Strafgesetzbuchs und unter einiger Ausgleichung mit den übrigen bestehenden Strafrechten zugefallen ist.

Die nächste Frage wird nun der Kriminalprozeß sein, und erst mit ihm beginnen die erheblichsten Schwierigkeiten der Gesetzgebung. Die Streitigkeiten müssen in diesem Gebiet viel größer werden, und es wird jedenfalls ein interessantes Problem werden, alle die hochpolitischen Gegensätze zu beschwichtigen, und, wie der französische Ausdruck lautet, alle die Leidenschaften zu beruhigen, welche Erörterungen, wie die Kompetenzausdehnung der Geschwornengerichte, die Geheimheit der Voruntersuchung, die Stellung der Staatsanwaltschaft und der Parteien, die Möglichkeit besonderer Gerichtshöfe für Staatsverbrechen u. dgl. mit sich bringen müssen. Im Hintergrunde von alledem steht freilich nicht allein das Norddeutsche Strafgesetzbuch und der zugehörige Prozeß, sondern eine entsprechende deutsche, das Gebiet des Zollvereins umfassende Kodifikation. Wie unbestimmt aber auch diese weitere Gesetzgebung noch aussehen möge, so viel läßt sich jetzt schon mit ziemlicher Sicherheit ermessen, daß dieselbe nicht nach gleichen Grundsätzen und nicht unter ähnlichen Verhältnissen stattfinden werde, unter denen das Norddeutsche Strafgesetzbuch entstanden ist. Als Provisorium ist der neue Codex immerhin besser als der bisherige Zustand, und obwohl er den Mangel der principiellen Einheit und Gleichartigkeit des durch ihn geschaffenen Rechts noch mehr herausstellen wird, als was bisher in Preußen galt, so wird er dennoch den Vortheil haben, materiell einige Erleichterungen zu enthalten und die kleinern Staaten an den Versuch zur Pflege gemeinsamer Grundsätze und an die kriminellen Nothwendigkeiten eines Großstaats zu gewöhnen. Dr. Dühring.

Nekrolog.

Linde von Linden zu Dreyß, Justin T. D., wirklicher Geheimerath und früherer Kanzler der Universität Gießen, juristischer Schriftsteller, † am 9. Juni in Bonn, im 73. Lebensjahre.

Stupp, Herrmann Joseph, ehemaliger Oberbürgermeister von Köln, geheimer Regierungsrath, † am 10. Juni in Köln. Vor seiner Wahl zum Oberbürgermeister von Köln war derselbe Advokatanwalt bei dem rheinischen Appellationsgerichtshofe und galt als eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Agrargesetzgebung.

Literatur.

Das moderne französische Drama und die Sitten. — Die Klage über den Verfall der Sitten und daß das Theater sich in voller Decadence befinde, ist alt und fast zu allen Jahrhunderten wiederholt worden. Was Horaz (Briefe II. 1.) vor fast zwei Jahrtausenden von den degenerirten Schauspielen Roms sagte, ganz Dasselbe kann man heute häufig auf die Pariser

Theater angewendet hören. Und im 16. Jahrhundert ertönte jenseits der Pyrenäen eine ähnliche Lamentation: „Prüft unsere gegenwärtigen Stücke, wo das Volk mit solcher Gier hinläuft; keine Einheit, keine Folge, keine Regeln. Unsere Autoren erinnern sich nicht mehr, daß die Komödie ein Spiegel des menschlichen Lebens sein und uns die Menschen so darstellen soll, wie sie sind, uns ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lächerlichkeiten und Laster malen und uns verbessern soll, indem sie uns amüsirt. Das ganze Uebel kommt daher, daß die Autoren ihre Arbeit als ein reines Handelsgeschäft betrachten: das Werk, welches ihnen am meisten Geld einbringt, ist für sie das beste. Einige unter ihnen kennen sehr wohl die Regeln, welche sie verletzen, sie wären fähig, gut zu schreiben, die Natur hat ihnen Talent gegeben, aber sie ziehen die Erfolge des Tages einem dauernden Ruhme in der Nachwelt vor. Man müßte daher nach und nach unsere Nation zum guten Geschmack zurückführen, indem man vom Theater alles Unschickliche verbannt." So spricht der Verfasser des „Don Quijote" und macht dabei eine Anspielung auf seinen berühmten Zeitgenossen, den geistreichen Lope de Vega. Und dieser seinerseits legt in seinem genialen Opus: „Arte nuovo de hacer comedias en esto tiempo" selbst folgendes Geständniß ab: „Derjenige, welcher für das heutige Theater nach den Vorschriften der Kunst arbeiten will, stirbt ohne Ruhm und ohne Belohnung. Mehrere Male, es ist wahr, habe ich nach diesen Vorschriften gearbeitet, aber ich kehre immer wieder zu jenen monstruösen Kompositionen zurück, deren Dummheit Männer und Frauen entzückt. Wenn ich eine Komödie zu schreiben habe, so verschließe ich Plautus und Terenz aus Furcht, ihren Schrei zu hören; in diesen stummen Büchern spricht die Wahrheit mit lauter Stimme. Ich schreibe nun nach den neuen Theorien, für Diejenigen erfunden, welche die Bravos der Menge erhalten wollen. Was kann ich thun? Ich habe 483 Komödien geschrieben, und, sechs ausgenommen, sündigen alle anderen schwer gegen die guten Principien. Wären aber meine Stücke anders und besser gemacht, so bin ich fest überzeugt, daß sie nicht den Beifall des Publikums gefunden hätten." Diese Worte, im Jahre 1609 geschrieben, bleiben im Jahre 1869 ebenso neu und anwendbar.

Das heutige französische Theater ist vollständig verfallen; so hört man von allen Seiten. Die Tragödie ist todt, das Drama ungesund, und die Komödie, so blühend sie auch scheint, leidet an geheimen Uebeln. Die klassische Tradition ist ganz aufgegeben; der Realismus dominirt oder eine vage und verworrene Phantasie. Man verwendet keine Sorgfalt auf antike Formen und konvenirende Principien. Die Sitten sind frivol und die Leidenschaften brutal. Dagegen wird die äußerste Aufmerksamkeit der Dekoration und Scenirung zugewendet und minutiösen Vorschriften, Erneuerungen von Diderot und Beaumarchais, aber noch übertriebener. Die Aehnlichkeit mit dem materiellen Leben zeigt nur die groben Seiten, es herrscht keine Feinheit, keine Grazie, die Kunst ist verloren.

So lauten die Klagen der Kritiker. Indessen muß man sich doch hüten, ungerecht zu sein und sich durch die ruhmreichen Erinnerungen der Vergangenheit blenden zu lassen. In der That scheint die traditionelle Tragödie schon seit Ducis und Chénier zum Stillschweigen verdammt, und die ehrenwerthen Versuche von Casimir Delavigne und Ponsard, sie wieder aufzuwecken, würden spurlos vorübergegangen sein, wenn nicht der Name dieser Autoren einen Ruf hätte. Ohne Zweifel auch ist das romantische Drama, wie es Victor Hugo und Dumas inaugurirt hatten, dieses mehr oder minder treue Konterfei von Shakespeare und Schiller, schnell schlafen gegangen. Dagegen aber befindet sich die Komödie in Frankreich in einem weit besseren Zustande. Hier finden wir Talent, Lebendigkeit, interessante Handlung, pikante Scenen und die Kunst guter Kombinationen. Und auf diesem Gebiete muß man durch seine hauptsächlichsten Repräsentanten die Bilanz des gegenwärtigen französischen Theaters ziehen. Hierbei wird man gleichzeitig der Analogie der Werke und der Sitten und dem reciproquen Kontrakt der Literatur und der Gesellschaft begegnen.

Die Hauptschilderung wird sich von Rechtswegen um Emile Augier, einen der treffendsten Interpreten der modernen Komödie, koncentriren. Sein Talent liegt gewissermaßen in der Familie. Einer seiner Großonkel gehörte zu den besten Dramaturgen des Theater Français, ein anderer Verwandter und sein Vater beschäftigten sich mit der Literatur, und wenn Augier manchmal an die Villon, Rabelais, Regnier und Molière erinnert, so erklärt sich das um so leichter, als in seinen Adern das volle Blut seines Großvaters, des unter der Republik und dem Kaiserreich so gefeierten Schriftstellers Pigault-Lebrun fließt. Derselbe hatte eine Jugend à la Mirabeau verlebt und kam nach mancherlei Irrfahrten zur

Zeit der großen Revolution nach Paris, wo eine Reihe Schauspiele und Romane von ihm erschienen, die sehr beliebt waren. Gegen 1809 ging er mit dem König Jérôme nach Kassel und wurde Vorleser und Bibliothekar des Königs von Westphalen auf seinem Schlosse Napoleonshöhe. Unter der Restauration lebte er einsam auf einer ländlichen Besitzung in der Dauphiné, und hier gebar am 17. September 1820 seine Tochter ihm einen Enkel Guillaume Victor Emile Augier. Pigault-Lebrun starb am 24. Juli 1835 bei Saint-Cloud.

Augiers Vater war ebenfalls Romandichter, und so sehen wir hier die literarische Erbschaft, welche früher seltener war, als sie heute ist. Wenn Peter Corneille mit seinem Bruder Thomas, Jean Racine mit Louis, einem seiner Kinder, arbeitet, so sind das nur Ausnahmen. Heute dagegen gruppiren sich die Schriftsteller in Dynastien, und man kann den Vater und den Bruder Alfreds de Musset, die beiden Söhne Victor Hugos, den Sohn und die Tochter Theophile Gautiers, die Tochter und den Sohn Alexander Dumas' u. v. a. citiren.

Emile Augier erhielt seine Schulbildung in Paris im Collége Henri IV, wo Musset und Sardou seine Mitschüler waren. Er sollte Jurist werden, aber er fühlte sich nicht mehr als Corneille und Boileau, nicht mehr als Scribe und Ponsard zum Justizpalast hingezogen: die literarischen Palmen waren seine ganze Sehnsucht. Früh wurde er mit Ponsard, Raynaud, Merimée, Sainte-Beuve, Sandeau u. a. befreundet. Er war noch nicht 24 Jahre alt, als seine „Ciguë" den glänzenden Erfolg errang, der seinen Namen begründete. Seit jener Zeit hat er nicht aufgehört, einer der fruchtbarsten Arbeiter zu sein. Bis gegenwärtig hat er nicht weniger als 24 Stücke verfaßt mit im Ganzen 91 Akten, wovon 50 in Prosa und 41 in Versen sind. Und dabei ist der Dichter erst 49 Jahre alt. Augier hat Talent und Glück. Die akademischen Ehren, die ein Molière, Dancourt, Regnard, Lesage, Piron, Beaumarchais nicht besaßen, haben ihm nicht gefehlt. Mit seiner „Gabrielle" gewann er im Jahre 1850 den großen Preis.

„La Ciguë" (Der Schierling), welche der Ausgangspunkt einer so brillanten Carrière wurde, reüssirte vollständig; das Stück war vom Theater Français refüsirt worden und es machte daher gerechtes Aufsehen, als es im Odeon einen so bedeutenden Erfolg erzielte. Zu erwähnen ist, daß Augier, obwohl er die Prosa sehr gut zu handhaben versteht, die meisten seiner Stücke in Versen schreibt. Zur Zeit Molières oder Regnards, Destouches und Gressets hätte Niemand gewagt, die Frage aufzuwerfen, ob der Reim der Komödie entspricht. Aber wir reden hier von unsern Tagen der Realität, wo das tägliche Leben mit seinen vulgären Individuen über die Scene geht, in deren Munde sich die Prosa weit passender ausnimmt, als die Poesie. Indessen weiß Augier die poetische Form in einer Weise zu handhaben, daß sie immer das richtige Kleid für das betreffende Stück ist.

Obwohl auch die späteren Arbeiten Augiers mit Beifall aufgenommen wurden, ist er für das Publikum doch stets der Dichter der „Ciguë" und der „Gabrielle" geblieben. Die fünf Akte der letzteren, Ende December 1849 im Theater Français gegeben, hatten einen enormen Erfolg, der heute noch dauert. Dabei hat das Stück wenige Personen und ist äußerst einfach. Ein Advokat ist mit seiner Frau auf seiner Villa. Er spricht von seinen Prozessen und Schätzen, die er erwirbt. Gabrielle ist sentimental: die Natur, die Wiesen und Bäche haben sie träumerisch gemacht. Welcher Kontrast mit ihrem Manne, dem kalten Rechner! Sowie in dem „Duc Job", in mehreren Sachen von Dumas fils, in den meisten der modernen Komödien ersetzt das Geld den Enthusiasmus und die Leidenschaft. Indem der Gatte sein Weib in den Arm nimmt, beklagt er sich, daß seine Hemden keine Knöpfe haben: Arme Gabrielle! Wie sie aus ihrem goldenen Himmel fällt! Alle Illusionen sind dahin. Die Tendenz des Stückes beruht, um es recht realistisch auszudrücken, auf den §§ 212, 213 und 214 des Code civil, welcher triumphirt. Nieder mit der Maitressenwirthschaft! Nieder mit den Geliebten! Es leben die Ehemänner! Wir befinden uns fern von den Leidenschaften bei Scribe und Georges Sand. Die Academie Française krönte das Werk. O daß die Jugend immer so belohnt würde!

Augier zieht alle gesellschaftlichen Gebrechen in das Bereich seiner Darstellung. In mehreren Stücken schildert er die modernen Ehen, die Hast, mit welcher sie geschlossen werden, ihren egoistischen Zweck und ihre Folgen, ihre schlagende Aehnlichkeit mit Handelsgesellschaften. Hauptvorzug des Dichters besteht in der Behandlung der Leidenschaft und der Satyre; dies sind die beiden Pole, um welche sein Talent kreist. Er reproducirt die Sitten der Zeit mit direkter Satyre, wo die Lebhaftigkeit des Aristophanes und die Ironie Voltaires dem modernen Geschmack angepaßt werden.

Weit bekannter und recht eigentlich der Theaterdichter nach der Mode ist Alexander Dumas fils, der Erfinder und Systematiker der Demi-Monde. Diese Species, sowie den Ehebruch, findet man in allen seinen Stücken. Man kann sagen, daß ein neues Stück von ihm immer ein gewisses Ereigniß ist; es macht einigen Lärm. Das öffentliche Interesse oder die Neugier heftet sich an Alles, was Dumas fils veröffentlicht. Der Erfolg seiner Sachen ist schon vor der Aufführung oder Lektüre gesichert. Obwohl besonders als Dramatiker fruchtbar, hat er doch auch im Roman bedeutende Erfolge erzielt. Man wird sich noch des Aufsehens erinnern, welchen der Roman „Affaire Clemenceau" überall machte. Dieser skandalöse Prozeß bot einen dankbaren Stoff, und es war natürlich, daß der Gegenstand bei geschickter Behandlung Sensation erregen mußte. Aber der Roman wurde auch schnell wieder vergessen, weil er eben weiter nichts war, als ein gut erzählter Prozeß, und ein Prozeß hört auf uns zu interessiren, wenn er beendet ist. Die Bewegung überlebt keine Nacht guten Schlafes. Uebrigens sind die Fehler des Buches seiner Zeit genug besprochen worden, und wir brauchen hier nicht specieller darauf einzugehen. Die Realität ist zu banal, außerdem hat der Dichter nach verschiedenen Vorbildern gearbeitet. Man wird oft genug an den Dernier jour d'un Condamné erinnert, und es wimmelt von Nachahmungen wie Mémoire de l'accusé ꝛc.

Von den neueren dramatischen Arbeiten Dumas' sind besonders die „Idées de Madame Aubray" hervorzuheben. Man nannte das Stück eine literarische Revolution. In der That war etwas Neues darin; es schien, als hätte der Dichter wegen seines bisherigen Genres Gewissensbisse bekommen und als wollte er jetzt der Glorifikation gewisser Sünden den Rücken kehren, um von nun an die Tugend siegen zu lassen. Auch in der Form wollte man eine Aenderung wahrnehmen. Dumas ist ein außerordentlich geschickter Baumeister von Theaterstücken, die Konstruktion versteht er meisterhaft, er prakticirt in hohem Grade jene subtile und schlaue Wissenschaft, deren letztes Wort Ueberraschung ist, was übrigens die Wissenschaft des Theaters ist; er weiß den Geist zu kitzeln und den Zuschauer in beständigem Athem zu halten. Es ist allerdings richtig, daß der Effekt im Theater unerläßlich ist, aber man hat ihm zu viel geopfert, man hat Alles auf den Effekt gegeben. Die Anstrengungen Dumas' nach dieser Seite hin wurden noch größer, je mehr V. Sardou anfing Erfolge zu erzielen. Die Lorbeern, die der letztere mit seinen „Nos bons villageois" errungen, ließen ihn nicht schlafen, und er wollte sich zu einer moralischen Revolution aufschwingen; indessen der gewählte Gegenstand ist sehr alt: es ist immer die alte Phantasie der Rehabilitation, welche Victor Hugo zu „Marion Delorme", Dumas Vater zu „Fernande" und Dumas Sohn zu „Les Idées de Madame Aubray" begeistert hat. In Wirklichkeit hat aber der letztere seine alte Welt nicht verlassen, denn seine „Jeannine", wenn sie auch nicht so gesunken ist wie Marguerite Gautier in der „Dame aux Camelias", ist doch immer ein gefallenes Mädchen. Allerdings stellt der Verfasser seine Heldin so dar, als hätte sie nicht gewußt, was sie thäte, aber das spricht gegen alle Wahrscheinlichkeit, gegen das physische Gesetz der jungfräulichen Scham. Noch auffallender ist die ganze Idee, die dem Stücke zu Grunde liegt, daß nämlich ein ehrenwerther Mann ein gefallenes Mädchen heirathet. Diese Heirath geschieht in Gegenwart des ehemaligen Geliebten seiner Frau und des aus diesem Verhältniß entsprossenen Kindes!! Und das soll eine moralische Revolution sein, ein Fortschritt im Guten! Das ist keine Revolution, sondern eine Emeute, wo alle schlechten Leidenschaften triumphiren, die Insurrektion einer ungesunden Utopie gegen den gesunden Menschenverstand. Man kann nicht rücksichtsloser mit den geheiligten Gesetzen der Familie umgehen. Gebe der Himmel, daß niemals solche absolute Freiheit in der Moral zur Herrschaft gelange!

„Nos bons villageois" von Victorien Sardou ist durch die übersetzte Aufführung in Deutschland ebenso bekannt geworden, als manches Dumassche Stück. Wenn Balzac in seinen „Paysans" nicht weit genug gegangen ist, so kann man sagen, daß Sardou in den „Nos bons villageois" hinter der Wahrheit zurückblieb. Das Ganze ist eher eine bittere Satyre als eine Komödie. Doch die Lächerlichkeiten, Laster und Verbrechen der Landleute nehmen nur den dritten Theil des Stückes ein. Die beiden andern Drittel sind eine Art Roman oder Drama, das sich nur durch einen sehr dünnen Faden mit der Primitividee verbindet. Seit dreißig Jahren ist es in Frankreich zur Gewohnheit geworden, in der Komödie Thränen zu vergießen, und Sardou hat dem Geschmack des Tages kein Opfer gebracht, aber ich glaube, die Franzosen würden nicht zufrieden sein, wenn der Autor der „Nos Intimes", „Ganaches", „Vieux gar-

çons“ und der „Famille Benoiton“ gegen den Geschmack marschirt wäre. Das große, das wahre Lustspiel, welches ohne Weinerlichkeiten jeder Art recht herzhaft lacht, ist todt in Frankreich. Wenn ein Volk weinen will, ist es weibisch geworden, und die Molière, Rabelais, Voltaire sind nicht mehr möglich. Wir finden in den „Villageois“ den Pistolenschuß aus „Nos Intimes“ wieder, derselbe soll einen dramatischen Effekt erzielen, welcher aber verloren geht. Indessen sind doch viele ausgezeichnete Scenen in dem Sardouschen Stücke, welche für das wahre Talent des Dichters zeugen. Dabei ist er außerordentlich fruchtbar, er überschwemmt die Theater förmlich mit seinen Komödien. Aber es scheint, daß diese Ueberschwemmung ebenso wohlthätig ist, als die des Nil, denn die Theaterdirektoren beklagen sich nicht darüber. Das erste Stück Sardous „La Taverne“ fiel glänzend durch, und es blieb im Gedächtniß der Menschen nur ein einziger Vers, der aber sprüchwörtlich wurde:

Un bon étudiant doit boire de la bière.

Der Dichter brauchte zehn Jahre, um sich von diesem Fall zu erheben, und nun entschädigte er sich, indem er das in den zehn Jahren Versäumte reichlich nachholte. Wer kann seine Stücke alle nennen! Sardou ist der Autor en vogue, der Günstling des Publikums, den seine Rivalen hassen. Sie nennen ihn einen Plagiator, der die Ideen Anderer gut auszuführen versteht. In „Les vieux garçons“ versuchte er, dem Vorwurf der Nachahmung zu entgehen und sich selber nachzuahmen, und sein Stück ist in der That amüsanter als „Le vieux célibataire“ von Collin d'Harleville, und das ist es eben, was seinen Stücken solche Zugkraft verleiht: Sardou ist ein sehr geschickter und amüsanter Komödienmacher, der in direkter Linie von jener Schule abstammt, welche die Andrieux, Harleville, Picard, Bayard und Scribe hervorgebracht hat; und der beste Nachfolger Scribes zu sein, das will schon etwas heißen.

Einen ganz besonderen Standpunkt der Beurtheilung erfordert unter den gegenwärtigen Autoren Frankreichs Victor Hugo; wir gelangen hier in eine klassische Region. Indessen ist er doch nicht unantastbar, er gehört auch zu den Sterblichen, wenn er auch in seinen Fehlern noch groß bleibt, wie sein letztes Drama: „Hernani“ beweist. Hier ist Alles der Styl; nur durch seine schönen Verse hält sich das Stück und dauert.

Ganz besondere Beachtung verdient es, wie die modernen französischen Theaterdichter die Familie darstellen. Nirgends findet man die väterliche Autorität liebevoller geschildert als in „Le père de famille“ von Diderot und „Le philosophe sans le savoir“ von Sédaine. Das heutige Theater ist von jenem Repertoire weit entfernt. Schon mit Molière kam eine Aenderung. Man erinnere sich, wie indignirt Jean Jacques Rousseau über die Antwort des Sohnes war, als im „L'Avare“ Harpagon zu Blanche sagt: „Ich verfluche dich.“ Fehlt es aber in der heutigen Komödie im Vergleich zur früheren an Respekt, so ist dafür die Intimität zwischen Vater und Sohn und Mutter und Tochter desto größer. Eine Studie der französischen Sitten enthält der vor einigen Jahren erschienene englische Roman „Once and again“, welcher besonders die Stellung zwischen Mutter und Tochter schildert, welches Verhältniß das moderne Theater als das der größten Vertraulichkeit auffaßt.

Gibt es schon bei den Koryphäen des modernen französischen Theaters so Manches auszusetzen, so ist dies in noch weit größerem Grade bei den dii minorum gentium der Fall. Auf den kleineren Theatern, wo vor dreißig Jahren das historische und demokratische Drama herrschte, wo sociale Tiraden, das Recht auf Arbeit, der Pauperismus, die allgemeine Brüderlichkeit und andere Sachen ejusdem farinae vorgeführt wurden, gefallen heute besonders Mordthaten und Räubergeschichten, oder etwa dramatisirte Erneuerungen der „Mystères de Paris“. Vor zwei oder drei Jahren erlebten die „Egoutiers“ von Brisebarre einen sehr großen Erfolg im Theater des Boulevard du Temple; es war ein Drama von einer exemplarischen Moralität, worin man die Liebe zur Arbeit predigte, die Gefahr schlechter Gesellschaften zeigte und worin alle Bösen zur Tugend zurückkehrten; aber es war nicht die Masse Ehrenhaftigkeit, welche dem Drama seinen Erfolg verschaffte, sondern das geschilderte Handwerk des Egoutiers, die Sitten, wahr oder falsch, aber jedenfalls neu. Einen nicht mindern Erfolg hatten die „Bohémiens de Paris“, lebendige Schilderungen aus dem Pariser Straßenleben.

Es gibt eine Theatergattung in Paris, welche man die Theater des Marktes nennen könnte, wobei ein großer Theil der modernen Vaudeville mit inbegriffen ist. Die Vaudeville, schon seit Scribe etwas leicht, dreht sich zur Banalität. Dieses Genre beherrscht alle Theater zweiten Ranges, und die Erfolge sind groß, die Siege zahlreich, denn man hat hier das kostbare Privilegium des Lachens. Gewisse Scherze

von schlechtem Geschmack, wovon sich viele Beispiele citiren ließen, sind dermaßen familiär geworden, daß das Unpassende nichts Auffallendes mehr hat. Die Decadenz zeigte sich, als man anfing, nicht mehr ein durch sich einheitliches Stück zu komponiren, sondern eine bestimmte Rolle für einen beliebten Schauspieler zu fabriciren. Ein solches Stück ist ohne den betreffenden Komiker natürlich ohne Werth und daher das rapide Vergessen so vieler dramatischer Produkte unserer Zeit. Trotz alledem aber ist die Zahl der dramatischen Schneider, welche den Leuten nach dem Geschmack und der Mode des Tages Maß nehmen, sehr groß. Je mehr aber die wahre Komödie die Theater ersten Ranges flieht, desto größer wird das Existenzrecht der Vaudeville.

Was endlich von den „Feerien" sagen, die in unsern Tagen so überhand genommen haben? Wer kennt nicht die „Bolle Helène", „Biche au bois" und andere Dummheiten, die man einmal sieht, um sich zu amüsiren, ohne weiter zu fragen, was denn im Grunde genommen daran sei? Es ist nicht die Fabel des Stückes, welche Effekt macht, denn die Fabel ist sich in allen Feerien so ziemlich gleich. Wir sehen in der „Biche au bois" einen Prinzen Charmant, welcher, mit einem Talisman versehen, einer anbetungswürdigen Prinzessin nachläuft und unterwegs tausend phantastische Abenteuer erlebt. Geist darf man ebenfalls in diesen Stücken nicht suchen, sondern nur Calembourgs und fade Wortspiele. Was das Publikum verführt, sind Panorama, Kostüme, Dekorationen, Tänze, und diese Ballets, Kostüme und Dekorationen sind eben sehr schön. Dieser Theil, von sekundärem Interesse in allen Stücken, ist in einer Feerie die Hauptsache, und auf diesem Felde wird die Schlacht gewonnen. Da erscheinen Sirenen, Amazonen und Nymphen, wir denken an die Wunder in 1001 Nacht und versetzen uns in die frohen Tage unserer Kindheit. Ist die ganze Geschichte nicht sehr unschuldig, oder muß die Kritik sich dagegen aussprechen? In diesen brillanten Gemälden gibt es viele nackte Schultern, recht kurze Unterröcke, überhaupt manche Provokationen, indessen haben wir es hier nur mit der Phantasie, nur mit Traumgestalten zu thun, das Stück spielt nicht in der Realität. Es sind ja nur Feen, Fabeln und Märchen, und was wir sehen, glauben wir nicht.

Wie schon oben angedeutet, ist das charakteristische Merkmal des modernen französischen Theaters das Vorwalten des Realismus. Die Irrthümer dieser Richtung erkennt man hauptsächlich aus der Armuth der Ideen. Gleichzeitig aber ist es sicher: Aristophanes, Molière, Corneille, Shakespeare sind nur deshalb unsterblich, weil sie aus den Quellen des Lebens selbst geschöpft und die ewige Wahrheit der menschlichen Leidenschaften wiedergegeben haben. Der ganze Unterschied zwischen den Klassikern und den Neueren besteht darin, zu untersuchen, bis zu welchem Grade die Realität erreicht ist und erreicht werden soll. Jenen Koryphäen wäre manchmal etwas von dem Realismus des heutigen Theaters zu gönnen, aber unter dem Vorwand des Realen jedes Ideal verbannen und absolut die Anwendung von Typen auf der Scene vorzuschreiben, heißt das Grundwesen des Theaters verkennen. Das sich Lossagen von allen Regeln, auch in der dramatischen Kunst, wird schon durch die eine Thatsache der beklagenswerthen Gewohnheit, einen Roman bühnengerecht zu machen, gekennzeichnet. Heißt es nicht die Regeln der wahren Kunst vollständig verkennen, wenn man Roman und Schauspiel über denselben Leisten schlagen will?

Ohne Zweifel, wenn Molière heute aufstände, würde er seine außerordentlichen Typen etwas mehr nach der Mode des Tages kleiden, aber er würde der Form keine Konzessionen machen auf Kosten der innerlichen Wahrheit. Was Molières Stücke unvergänglich macht, das sind eben die groß gezeichneten Charaktere, das sind die trefflichen Schilderungen der Schwächen der menschlichen Natur, welche im 19. Jahrhundert ebenso wahr sind wie im 17. Unser Realismus dagegen hat, die Kunstregeln verachtend, ein Genre geschaffen, welches weder Komödie noch Drama ist. Dort ist Wahrheit, hier nur Wahrscheinlichkeit, das Leben ist abwesend, Seele und Athem fehlen. Unser Theater, so stolz darauf, das reelle Leben zu reproduciren, so zu sprechen, wie wir sprechen, so zu denken, wie wir denken, ist dabei doch nicht lebendig. Es entfernt uns von der Wahrheit, es führt uns Ehebruch, Verbrechen, genug tausend Leidenschaften vor, die jedoch kein treuer Spiegel des Alltagslebens, sondern häufig Uebertreibungen sind.

Beaumarchais war der Erste, der einen gewöhnlichen Ton auf die Bühne brachte und das antiliterarische Theater inaugurirte, zu dem wir heute gelangt sind. Alles um uns her ist Nachahmung jenes Genres, so weit ausgebildet, daß sogar die Gespräche des Opernballes und anderer Lokalitäten wiedergegeben werden.

In Summa hat das heutige Theater bei dem Realismus, oder eigentlich bei dem Banalen und Vulgären nichts gewonnen, sondern dieses System ist im Gegentheil äußerst gefährlich. Der Realismus ist nicht das Wahre; er bemüht sich mit äußerster Genauigkeit die banale Sprache und triviale Seite des täglichen Lebens zu reproduciren, aber er vernachlässigt jenes ewige Gemälde der menschlichen Charaktere, welches allein den Anblick des Lebens und die wahre Realität gewährt.

Es fehlt nicht an Stimmen, welche auf die Gefahr aufmerksam machen und gegen den schlechten Geschmack ankämpfen; aber in Paris herrscht die Mode, und von dieser wird Jeder mit fortgerissen. Wer fragt da noch nach den Regeln der wahren Kunst. Der Theaterdirektor will ein volles Haus machen, der Dichter eine gute Tantième erzielen, und das Publikum will sich amüsiren. Vergebens, daß man zu ihnen sagt: Angenommen, eine Schilderung des Lebens sei richtig, aber es genügt nicht, die Wahrheit zu besitzen, sondern man muß sie auch den Menschen in der Form der wahren Kunst darstellen. Aristoteles ist längst vergessen. Mundus vult delectari, ergo delectetur!

Dr. Albert Wittstock.

Nekrolog.

Ameis, Karl Friedrich, bekannt durch seine Schulausgaben des Homer, †, 59 Jahre alt, am 29. Mai in Mühlhausen als Prorektor des dortigen Gymnasiums, dem er seit dem Jahre 1837 angehörte.

Bouchardy, Joseph, einer der fruchtbarsten älteren französischen Theaterdichter, der mit seinen Gift- und Dolch-Schauerdramen vor dreißig Jahren die Volkstheater des Boulevard du Temple (später Boulevard du Crime genannt) vollständig beherrschte, † in Paris laut Meldung vom 29. Mai, 59 Jahre alt. Seine Hauptwerke, von denen einige auch auf das deutsche Theater übergingen, sind: „Gaspardo, der Fischer", „Der Glöckner von St. Paul", „Lazarus, der Hirt", „Johann, der Kutscher" und aus seiner letzten, weniger glücklichen Epoche „Der Waffenhändler von Santiago".

Boguslawski, Stanislaus, bekannter polnischer Dramenschriftsteller, † Mitte Juni zu Warschau, 65 Jahre alt. In seiner Jugend war er Offizier in der polnischen Armee; nach Auflösung derselben wurde er Schriftsteller, später dramatischer Autor. Eine Zeit lang redigirte er auch den „Kuryer Warszawski".

Dickens, Charles, der bedeutendste der lebenden englischen humoristischen Novellisten und einer der größten Romandichter, † am 9. Juni auf seinem Landgute bei London. Geboren am 7. Februar 1812 in Landport bei Portsmouth als Sohn eines Marinezahlmeisters, trat er früh in die Dienste eines Advokaten, wandte sich jedoch bald der Journalistik und später der Romanschriftstellerei zu. Als Mitarbeiter des „Morning Chronicle" publicirte er seine „Sketches of London", seinen Ruhm begründete er aber durch seine „Pickwick papers" (1837—38). In rascher Folge erschienen die Werke: „Oliver Twist", „Nikolas Nickleby", „Meister Humphrey's Wanduhr" ꝛc. Im Jahre 1842 besuchte er die Vereinigten Staaten, die Frucht dieser Reise waren seine „Amerikanischen Noten". Am 1. Januar 1846 gründete er die Zeitschrift „Daily News", von seinen vielen „Weihnachtsbüchern" ist das erste, „A Christmas carol", das berühmteste; als größere Romane folgten: „Dombey and Son", „David Copperfield", „Bleak House", „Little Dorrit", „Our mutual Friend" u. a. m. Er gründete ferner das Unterhaltungsblatt „All the year round". Im Jahre 1868 machte er eine zweite Reise nach Amerika und hielt wie Thackeray Vorlesungen aus seinen Werken, ein Beispiel, welches in Deutschland durch Friedrich Spielhagen u. A. nachgeahmt wurde.

Duchesne, Alphons, Mitarbeiter am Pariser „Figaro", † Mitte Juni zu Paris. Er hat sich namentlich durch seine pamphletistischen „Lettres de Junius", welche er mit dem vor ihm gestorbenen Delveau herausgab, einen Namen gemacht.

Foucauld, Aubon, 40 Jahre lang Gérant der „Gazette de France", † am 16. Mai in Montereau bei Paris.

Gubitz, Friedrich Wilhelm, verdienter Künstler und Volksschriftsteller, † am 5. Mai in Berlin. Er war geboren am 27. Februar 1786 zu Leipzig, wurde im Jahre 1805 Lehrer der Form- und Holzschneidekunst in Berlin und lieferte ausgezeichnete Arbeiten. Auf literarischem Gebiet erwarb er sich außer in eigenen zahlreichen Leistungen, von denen namentlich die volksthümlichen ehrend hervorzuheben sind, ein ganz besonderes Verdienst durch die langjährige Herausgabe des „Gesellschafters" (seit 1817), des „Jahrbuchs deutscher Bühnenspiele" (1822—41) und des weitverbreiteten „Volkskalenders", der 1870 nach 35jährigem Bestehen schloß. Für die „Vossische Zeitung" lieferte Gubitz seit 1823 die Recensionen der Leistungen des königlichen Schauspielhauses.

Lemon, Mark, hervorragender humoristisch-satirischer Schriftsteller, Dramatiker, Schauspieler und Vorleser, † am 23. Mai in London. Geboren am 30. November 1809 in London, begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit kleineren dramatischen Erzeugnissen, schrieb später viel für „Household Words", „Illustrated News" und veröffentlichte eine Reihe von Erzählungen, von denen „Leighton Hall" besondere Erwähnung verdient. Er war Verfasser von 60 Bühnenstücken, meistentheils Burlesken und Melodramen, von denen sich einige bis in die neueste Zeit auf dem Repertoire erhalten haben. Im Jahre 1841 gründete er im Verein mit Mayhew, Thackeray, Douglas Jerrold, dem großen humoristischen Zeichner Leech u. A. das weltberühmte illustrirte Witzblatt „Punch", dessen Hauptmitarbeiter und Redakteur er bis zu seinem Lebensende blieb.

Löhn, E. W., Theologe, als Gelehrter und Schriftsteller in weiteren Kreisen bekannt, ehemals Lehrer an der Fürstenschule in Meißen, aus Hohnstein bei Stolpen gebürtig, Vater der als Schriftstellerin und dramatische Künstlerin bekannten Anna Löhn, † am 23. April in Dresden.

Luna Folliero, Frau Cecilia de, Dichterin und Verfasserin zahlreicher Erziehungsschriften, † zu Neapel in der zweiten Hälfte des Mai im Alter von 78 Jahren. Sie lebte lange Zeit in Frankreich, wo sie sich die Freundschaft der Königin Amélie und der berühmtesten Männer der Epoche, eines Lafayette, Chateaubriand, Lamartine u. A. erworben hatte. Sie hatte ebenso in intimen Beziehungen zu Carlo Botto, Rossini, Tommaseo, Guglielmo Pepe gestanden, war Mitglied der Academia Pontaniana zu Neapel und der Academia Tiberina zu Rom. Ihr letztes, unvollendet gebliebenes Werk handelt vom Fortschritt der Menschheit, vom politischen, religiösen und künstlerischen Standpunkte aus.

Pradier, Karl, eine Pariser Straßenberühmtheit, Volksdichter und Neffe des gleichnamigen ausgezeichneten Bildhauers, † in den letzten Tagen des Mai zu Nismes, 45 Jahre alt. Vor einigen Jahren fand man ihn in Paris allüberall auf Markt und Straßen; er improvisirte öffentlich und bot seine Gassenhauer das Stück für 50 Centimes aus. Er war in dieser Eigenschaft zum Bänkelsänger herabgesunken und verließ eines Tages Paris, verdrängt von einem modernen Goliath.

Redding, Cyrus, hervorragender englischer Schriftsteller, Dichter, Journalist und Uebersetzer, geboren im Jahre 1785, † Anfangs Juni zu London. Seine ersten literarischen Produkte waren Gedichte und Erzählungen. Im Jahre 1814 publicirte er eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Deutschen, darunter Körners „Leyer und Schwert", Goethe's „Mignon" und die „Schuld" von Müllner. Zwischen 1806 und 1855 gründete er vier Blätter, leitete sechs andre als Redakteur, schrieb für vier englische Blätter und redigirte eine Zeit lang Galignani's „Messenger" in Paris. Außerdem schrieb er eine Serie Romane und andre Werke staatsrechtlichen und geschichtlichen Inhaltes, sowie mehrere Bücher über Wein, im Ganzen mehr als 50 Bände.

Walther, vielseitig bekannter, herumziehender Porträtzeichner und Volksdichter, ertränkte sich im sogenannten Gewerbekanal in der Nähe der Hammerschmiede bei Emmendingen am 21. Mai.

Neue Bücher.

Chaucer. Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Schriften. Von B. ten Brink. 1. Thl. Münster, Russell.

Deutsche Grammatik, von A. F. C. Vilmar. II. Verslehre. Bearbeitet von C. W. M. Grein. Marburg, Elwert.

Deutsches Heldenbuch. 5. Theil. Dietrichs Abenteuer, von Albrecht von Kemnaten, herausgegeben von J. Zupitza. Berlin, Weidmann.

Familiennamen, Oberdeutsche, von L. Steub. München, Oldenbourg.

Goethe. Ueber den Entwicklungsgang der Goethe'schen Poesie bis zur italienischen Reise. Von L. Breitenbach. Berlin, Weidmann.

Hamann, J. G. Ein Literaturbild des vorigen Jahrhunderts, von A. Brömel. Berlin, Schlawitz.

Hegel. Populäre Gedanken aus seinen Werken. Von M. Schasler. Berlin, Löwenstein.

Immermann, Karl. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Herausg. von G. zu Putlitz. 2 Bde. Berlin, Besser.

Meyr, M. Duell und Ehre. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr.

Putlitz, G. zu. Walpurgis. Novelle. Berlin, A. Duncker.

Romantische Schule, Die. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Von R. Haym. Berlin, Gärtner.

Sacher Masoch, Das Vermächtniß Kains. Novellen. 1. Thl. Stuttgart, Cotta.

Schack, A. F. v. Durch alle Wetter. Roman in Versen. Berlin, Besser.

Schelling. Aus Schellings Leben. In Briefen. 2. Bd. 1803—1820. Leipzig, Hirzel.

Schleicher, Aug. Skizze, von S. Lefmann. Leipzig, Teubner.

Shakespeare. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, herausgeg. durch K. Elze. 5. Jahrgang. Berlin, Asher.

Sprachvergleichende Studien, von A. Bastian. Leipzig, Brockhaus.

Walther v. d. Vogelweide, herausgegeben, geordnet und erläutert von K. Simrock. Bonn, Marcus.

Kunst.

Moriz von Schwind. M. v. Schwind nimmt in der Reihe der heutigen Künstler eine Sonderstellung ein, die bei näherer Prüfung zu „nachdenklichen" Erwägungen zu führen geeignet ist. Während die Cornelianische und später Kaulbachsche Epoche in München längst abgeblüht, insofern ihr Einfluß auf den Nachwuchs nicht mehr erkennbar ist — während seitdem der Realismus unter Pilotys Führung und nach allgemeinem Stimmrecht des Publikums den vacanten Thron eingenommen, blieb Schwinds Ansehen nicht nur ungeschmälert, sondern es wuchs im Lauf der Jahre. Seltsam, dieselben Stimmführer und kritischen Herolde, die unerbittlich gegen die letzten Nachzügler des Idealismus zu Felde zogen und alles perhorrescirten, was nicht zur Tagesparole schwur, die gegenwärtig die Farbe heißt — dieselben fanden sich bei jedem neuen Werke Schwinds gleichsam aus dem Concept gebracht und sahen sich genöthigt, trotz ihres Widerstrebens in die Bewunderung des fascinirten Publikums einzustimmen. Schwind ist Romantiker, er steht den heutigen Koloristen so fern und fremd, wie wenn, um ein Gleichniß zu brauchen, ein Poet übrig geblieben wäre, der neben den heutigen Modeschriftstellern noch im Ton der Brentano, Eichendorff und Uhland zu singen wagte. Daß der Sinn für diese Poesie des Gemüths nicht deshalb untergegangen, weil unsre Zeit industriell nüchtern geworden, sondern deshalb, weil die Epigonen den Bogen des Ulyß nicht mehr spannen können — grade das wird durch die überraschenden Erfolge bewiesen, welche jedes neue Werk Schwinds sofort findet. Vor zwölf Jahren war es die reizende Komposition des Märchens von den Sieben Raben, welche in der allgemeinen historischen Kunstausstellung den Preis errang. Auch diesmal — bei der internationalen Kunstausstellung von 1869 würde sein neuestes Werk die Palme davongetragen haben, leider war der Meister nicht fertig geworden, und so fehlte der reichen verwirrenden Masse von Richtungen und Anläufen gleichsam der Mittelpunkt. Die Vollendung der Melusine — jenes neuesten Werkes, zog sich bis in den Januar d. J. hin, und da bereits viele öffentlichen Simmen über dieses herrliche Kunstwerk berichtet haben, wird es auch für diese Blätter zur Pflicht, die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf diesen — in Norddeutschland wie es scheint nicht ganz nach Gebühr gewürdigten Künstler zu richten.

Zunächst einige Worte über den abweichenden Stil dieses neuesten Werkes von seinen früheren. Die cyklischen Kompositionen zum Aschenbrödel wie zu den Sieben Raben sind für die Ausführung an flachen Wänden gedacht. Im Aschenbrödel sehen wir eine Anzahl größerer und kleinerer Bilder in die reich ornamentirte Wand eingesetzt, die ihnen allen als gemeinschaftlicher Rahmen dient. Schon mit stärker ausgesprochenem epischen Charakter entwickelt sich das Märchen von den

Sieben Raben in einer Reihe von Arkadenbildern. Hier wie dort erscheinen die einzelnen thatsächlichen Momente je nach ihrer innern Bedeutung für das Ganze gedrängter oder breiter vorgetragen. Dort wie hier sind die einzelnen Kompositionen durch bestimmte scharf ausgesprochene Linien von einander gehalten, seien diese wie im Aschenbrödel wirkliche Rahmen, oder aber wie in den Sieben Raben Bestandtheile der Architektur. In seiner Geschichte von der schönen Melusine weicht Schwind von dieser Art zu erzählen principiell ab.

Hier hat der Meister eine andere, ich möchte sagen, flüssigere Erzählungsweise gewählt, indem er alle Abgrenzung durch scharf ausgesprochene Linien aufgab. Wie ein klarer Quell aus kühl schattigem Waldesgrün sprudelt die tiefsinnige Mär von der schönen Wasserjungfrau hervor, um darauf durch den Sonnenglanz des Glückes und das nächtliche Dunkel unendlichen Wehs an uns vorüber zu ziehen, ohne räumliche Unterbrechung sich aus sich selbst entwickelnd. Es ist zwar eine Reihe von Thatsachen, die wir einander folgen sehen, aber es ist doch nur Ein Bild, das diese verschiedenen Thatsachen umfaßt, ein Nacheinander und Nebeneinander zugleich. Daß eine solche Art zu erzählen mit den größten Schwierigkeiten verbunden sein mußte, bedarf kaum einer Andeutung. In welcher Weise Schwind diese Schwierigkeiten überwand, läßt sich nur annähernd kennzeichnen.

Es ist oben angedeutet, daß das Aschenbrödel sowohl als die Sieben Raben für die flache Wand gedacht sind. Abweichend hievon nahm nun Schwind bei seiner Melusine einen Rundbau an, an dessen Innenseite die Komposition in der Weise zur Ausführung käme, daß sich Anfang und Ende einander berührten.

Denken wir uns also in den Mittelpunkt dieses mäßig großen Rundbaues, etwa eines Bades und folgen wir der Geschichte von der schönen Melusine. Tief im Waldesdunkel steigen die Wasser des Quells der Melusine empor, und mit ihnen sind die schöne Wasserjungfrau und einige ihrer Gefährtinnen heraufgestiegen. Sie hat Wohlgefallen gefunden an dem jungen Grafensohn, den die Jagd in die Nähe des Quells führte, und hat ihm zu Liebe die Gestalt eines schönen Erdenweibes angenommen.

Wie die Geschichte erzählt, warb der junge Graf um Herz und Hand der schönen Melusine und nicht vergebens. Der Tag der Hochzeit war anberaumt, und zur bestimmten Stunde traten die Liebenden an den Altar. Zu dieser Scene übergehend errichtete nun Schwind am Saume des Waldes ein Zelt, vor dem die Trauung vor sich gehen soll. Hinter dem Stamme derselben Buche aber, unter welcher das Liebespaar sitzt, jagt nun im schnellsten Rosseslauf Melusine hervor, von nicht minder schönen Mädchen gefolgt, die ihr das Geleite zum Brautaltar geben, während von der rechten Seite her der im Glanze der Jugendschönheit und des Reichthums strahlende Bräutigam an der Spitze eines zahlreichen Gefolges genaht ist. Zur Rechten auf einer Anhöhe haben Leute aus dem Volke sich aufgestellt unter Bäumen, die der Neugierde und dem Mißtrauen, das sie hierher geführt, halbes Versteck gewähren. Es sind nicht Leute jener Art wie die, welche in den Sieben Raben die treue Schwester aus dem Gefängniß befreien wollen, es ist stumpfsinniges abergläubisches Gesindel, dem wenig Gutes zuzutrauen. Neben und über den Bäumen hängt wie ein riesiges Schwalbennest an das scharfkantige Gestein des Berges angeklebt ein Thurm über dem Abgrunde. Der Tag aber ist der Nacht gewichen, und halb von dem bleichen Mondlichte, halb von dem röthlichen Scheine der Lampe im Brautgemach, das sich dem Thurme anschließt, beleuchtet, steht das junge Brautpaar auf dem Balkone. Es ist eine ernste Stunde. Melusine hat dem Gatten eröffnet, sie werde ihn allwöchentlich auf kurze Zeit verlassen und sich in einen Thurm zurückziehen, der geheimnißvoll im Dunkel der Nacht emporragt. Den Gatten bindet ein Schwur, nie danach zu forschen, was sie in jenem Thurm treibe.

Und nun öffnet sich dem Beschauer das Innere des Thurmes. Es ist eine Rotunde, wie sich Schwind eine denken mochte, sein Werk darin auszuführen, der untere Raum von klarer Fluth erfüllt. In dieser aber tummeln sich reizende Mädchen: Melusine an der Spitze ihrer Gefährtinnen, die ihr ihre Huldigungen darbringen. Von anmuthigen Leibern erregt wallen und wogen die Wasser, und ihren Wellen folgen in gefälligem Rhythmus der Linien die Nixen, selber inkarnirte Wellen. Ueber Allen aber ragt an Schönheit und Anmuth Melusine hervor, eine Königin der Wasser. Und gerade hier begegnet der Beschauer einer der bemerkenswerthesten Eigenschaften Schwinds. Er ist kein Kopfhänger, der sich scheut, eine volle Brust oder eine runde Hüfte zu zeigen, seine Gestalten athmen alle eine lebenswarme Sinnlichkeit, aber über ihnen allen schwebt zugleich ein Hauch der Keuschheit, der keinen anderen Gedanken auf-

kommen läßt, als den des reinsten Wohlgefallens an dem Meisterwerke der Schöpfung. Nichts ist der Natur des Meisters ferner, als jenes Kokettiren mit Reizen, die nur deshalb verhüllt werden, damit sie desto stärker wirken.

Am Thurme außen steht wieder der Pöbel und begafft das seltsame Steinbild eines schönen Frauenleibes, der nach unten in einen zweigespaltenen Fischkörper endet und in seiner geheimnißvollen Gestaltung der Neugier und Klatschsucht erwünschten Stoff darbietet. Hoch über dem Gesindel sitzt im Glanze des jungen Glückes das Gattenpaar auf einer Terrasse, die einerseits den Blick in die Tiefe, aus welcher der mysteriöse Thurm emporsteigt, andrerseits in eine weite sonnige Landschaft gestattet, eine jener Landschaften mit lieblichen Wiesengründen zwischen schattigen Laubwäldern und kühn geschnittenen Bergen im Hintergrund, wie sie nur Albrecht Dürer und Schwind hervorzaubern können. Melusine hat ihrem Gatten bereits ein liebliches Paar von Kindern geschenkt, deren eines, der größere Knabe auf der Mutter Schooß sitzt, während das jüngere unter der Obhut der alten Gräfin sich bemüht, ebenfalls den Schooß der Mutter zu erklimmen. Kaum läßt sich ein anmuthigeres Bild glücklichsten Familienlebens denken, als der Künstler hier zeigt.

Links neigt sich eine junge Dame über die Brüstung der Terrasse und horcht den Worten der Leute, welche ihre Bemerkungen über das räthelhafte Steinbild austauschen. So wird dem verläumderischen Geklatsche des Pöbels der Zutritt ins gräfliche Schloß vermittelt. Rechts kommt eine fröhliche Jagdgesellschaft mit reicher Beute aus Wald und Feld zurück, und verlangend streckt der Knabe auf der Mutter Schooß die kleinen Händchen nach dem schön gefiederten Birkhahn, den ihm einer der Jäger entgegenhält.

Die nächste Komposition zeigt uns die Katastrophe. Der junge Graf vergißt von sträflicher Neugier getrieben, von verdächtigenden Zungen aufgestachelt, seines Schwures und öffnet die Thüre des geheimnißvollen Thurmes. In demselben Augenblicke aber gewinnt der alte Zauber, der Melusine noch immer an das Geisterreich kettet, seine volle Kraft wieder. Der Thurm stürzt über ihr und ihren Gespielinnen in Trümmern zusammen, die Wasser wogen wild empor, die irdische Laufbahn Melusinens hat ein frühes Ende erreicht, und die Strahlen der untergehenden Sonne, welche durch die weit geöffnete Thür brechen, zeigen dem Lauscher den ganzen Umfang des Unglücks. Von ihren Gespielinnen umgeben, gleich ihnen von den Fluthen hinweggerissen, wirft sie beim Scheiden dem noch immer geliebten Gatten und Vater ihrer Kinder einen letzten Blick unendlicher Wehmuth zu. Schwind hat nie etwas Bedeutenderes geschaffen, als dieses Bild, in welchem die wilde Hast einer unfreiwilligen Flucht gleichwohl die innerlichste Schönheit der Gestaltung und den melodischen Klang der Linien nicht beeinträchtigt. Melusine darf nie mehr zum Gatten, nie mehr zu den Kindern, noch ins Schloß zurück. Aber die Liebe der Mutter treibt sie Nachts aus ihrem kühlen Wellenreich und sie schwebt zum Fenster des Gemaches empor, in welchem die Kinder schlummern, und wacht mit sorglichem Mutterauge über ihnen, in derselben Weise, wie es die alten Volkslieder singen. Den Grafen aber duldet es nicht länger in seinem Schlosse, er wirft die Kutte des Einsiedlers über und verbirgt sich und seinen Gram in den Tiefen des Waldes, in welchem der Quell sprudelt, an dem er das schöne Wasserfräulein zum ersten Male sah. Und auch Melusine ist in die alte Heimat zurückgekehrt und taucht in nächtlicher Stunde empor aus dem Quell und umfängt den Gatten, der Vergebung flehend zu ihren Füßen stürzt, mit ihren Armen, in denen er unter ihren tödtlichen Küssen die Seele aushaucht.

Die herrliche Schilderung voll tiefer Innigkeit, liebenswürdigster Anmuth und bedeutsamer Großheit, gemalt mit einer Bescheidenheit, der man in unseren Tagen kaum mehr irgendwo begegnen dürfte, läßt nur um so lebhafter bedauern, daß sie nicht wirklich als Freskobild und in einem größeren Maßstabe zur Ausführung kam. Eines der bedeutendsten Bilder unsrer Zeit auch in seiner jetzigen Ausführung in Wasserfarbe, fände sich dann Alles in ihm vereinigt, um unmittelbar und ergreifend als großartig Schönes zu wirken, gleichzeitig aber auch für die spätesten Zeiten als Blüthe unsrer Kunstschöpfungen zu gelten. König Ludwig II. von Bayern baut sich gegenwärtig oberhalb Hohenschwangau eine zweite Burg, in der an Thürmen kein Mangel. Dort, inmitten einer ächt romantischen, kernhaft deutschen Natur wäre wohl der schicklichste Platz für die Ausführung der Geschichte von der schönen Melusine nach den Absichten des Künstlers. Inzwischen war es einem Privatmann überlassen, Herrn Lotter in Stuttgart, als Vertreter eines Consortiums das reizende Werk käuflich an sich zu bringen.

Die Romantik steht heutzutage in so bedenklichem Rufe, daß man es Schwind nicht verübeln kann, wenn er es für eine zum Mindesten zweifelhafte Ehre hält, als Romantiker bezeichnet zu werden: zweifelhaft, weil er dabei an mancherlei Nebenbedeutungen des Wortes denkt, welche die romantische Literaturperiode des ersten Viertels unsres Jahrhunderts und die Düsseldorfer Kunstschule hervorgerufen. Aber man wird seine Bedenken nicht theilen können, wenn man in Betracht zieht, daß er das Unendliche, Ahnungsvolle, Phantastische und Wunderbare, was das Wesen der romantischen Kunst kennzeichnet, kraft seines Genies in einer so ganz eigenartigen Weise behandelt, daß es der Einfalt, Ruhe und Klarheit der Antike nicht nur nicht entbehrt, sondern daß die widerstrebenden Elemente zu reizender Einheit sich verbinden. Die gesunde lebensprudelnde Frische der Schwindschen Romantik zeigt eben keine Spur jener krankhaften Bläße der Mehrzahl der Erzeugnisse der romantischen Literaturperiode, jener flitterhaft aufgeputzten Hohlheit der älteren Düsseldorfer Schule. Schwind ist der Meister der deutschen Märchenwelt, aus der ihm die frische Unmittelbarkeit und Eigenthümlichkeit der Empfindung ungekünstelt wie Frühlingsluft entgegenweht.

Doch auch das täglich uns umgebende Leben ist für Schwind eine Fundgrube tief poetischer Motive, deren Gestaltung sich namentlich in zwei Richtungen seines künstlerischen Schaffens ausspricht: in seinen Kompositionen aus seinem eigenen und dem Leben ihm nahestehender Personen und in seinen Entwürfen von Gegenständen des täglichen häuslichen Gebrauches.

Die bekannten Worte Goethes vom Gelegenheitsgedicht lassen sich mit vollem Rechte auf eine Reihe der werthvollsten und ansprechendsten Kompositionen Schwinds anwenden, welche der erstbezeichneten Art angehören. Hier sehen wir eine gefeierte Bühnensängerin von Genien auf das Musikchor einer Kirche geleitet, deren Fensterrose um ihr Haupt eine strahlende Aureole bildet, — dort läßt uns das erste Blatt eines Haushaltbuches einer jungen Braut einen Blick thun in das Innere des freundlichen Landhauses am Starnberger See: die wackere Hausfrau und Mutter sitzt über ihren Aufschreibungen von Einnahmen und Ausgaben, während im Erdgeschoß ein lustiges Küchenfeuer lodert, und Metzgerjunge und Wäschermädchen die Freitreppe des Hauses auf- und absteigen, auf welcher Arme verzehren, was ihnen der wohlthätige Sinn der Hausbewohner gereicht. — Dann stehen wir auf einer Brücke mitten in einer volkreichen Stadt. Geschäftig eilt Alles hin und her, und Niemand hat ein Auge für den Schmerz des jungen Mädchens, das, vom Beschauer abgewendet, dem Dampfboot nachschaut, das am Strom hinabzieht. — In einem Meer von Sonnenschein stehen zwei Männer auf einem der wellenförmig aufsteigenden Hügel der Campagne, den Blick nach der riesigen Kuppel von St. Peter gewendet: es sind die beiden Freunde Cornelius und Schwind. — Ein Mädchen, fast noch Kind, ist am frühesten Morgen aus dem Bette und nur in ihr Röckchen geschlüpft. So steht sie am Fenster, dessen Vorhang sie ein wenig bei Seite schiebt. — In einem Junggesellenzimmer sehen wir zwei junge Damen, die eine wohl die Schwester, die andere die Braut des abwesenden Besitzers, welche, mit einem Briefe in der Hand, dessen Reiseroute auf einer Wandkarte verfolgen. — Eine vom Unglück schwer heimgesuchte Fürstin, die Herzogin Helene von Orleans, steht neben Schwind auf der Wartburg und malt ein Blümchen in einem der Vorgründe der Bilder aus dem Leben der heiligen Elisabeth.

Die originellste Schöpfung Schwinds in dieser Art ist ohne Zweifel eine 23 Ellen lange Rolle mit Scenen aus seines Freundes Franz Lachners Leben. Was die Art der Komposition betrifft, so muß selbe gewissermaßen als Vorläuferin der Melusine betrachtet werden, indem auch hier die einzelnen thatsächlichen Momente nicht durch scharfe Linien von einander getrennt sind, sondern sich mit größter Natürlichkeit aus einander entwickeln. Schwinds köstlicher Humor hat sich selten glücklicher und zwangloser ausgesprochen, als hier. Mit unerschöpflichem Humor führt uns hier der Meister die wechselnden Schicksale einer verwandten und befreundeten Künstlerseele in ebenso anmuthiger als naiver Weise vor und verschont dabei weder Unnatur noch Thorheit, sofern sie Lachners Lebenswege kreuzten, mit scharfen Geißelhieben. Das Ganze ist mit breiter Feder hingeworfen und nur hie und da leicht schraffirt, an einzelnen Stellen aber der humoristische Effekt durch Anwendung von Farbe, Silber und Gold erhöht.

Schwind gehört nicht zu den Künstlern, die es unter ihrer Würde halten, andere als hochtragische Motive zu behandeln; er weiß, daß es eine der schönsten Aufgaben der Kunst ist, das Leben zu erheitern. So hat er es denn auch nicht verschmäht, von der reichen Fülle seiner

Phantasie einen Theil auch dem Gewerbe zuzuwenden. Es war ihm, dem rastlos Schaffenden in Mußestunden eine angenehme Erholung, eine Reihe Zeichnungen für industrielle und gewerbliche Zwecke zu entwerfen. Da zeigt ein Handschuhkästchen die Dame auf dem Balkon und unten ihren Ritter, während die Worte des Dichters: „Wär' ich der Handschuh an ihrer Hand, Und küßte ihre Wange", in origineller Beziehung zum zierlichen Geräthe stehen. — Wenn der Meister den Gewichten einer Wanduhr in dem einen Falle die Gestalt von Freud' und Leid, im anderen von Tag und Nacht gibt, so erweist er sich als fein fühlender Künstler, der in Formen statt in Worten dichtet. — Und wie tief poetisch zeichnet er in einer Schüssel von getriebener Arbeit die Geschichte des Brodes durch säende und erntende Engel, und die ihr Tischgebet verrichtende und essende Familie! — Wie köstlich ist der Kachelofen, in dessen Fries Bär, Reh und Hasen der Wärme nachgehen, indeß im Mittelstück ein Mann, ein schirmendes Haus als Hut auf dem Kopfe, die rauchende Pfeife im Munde, Holzprügel herbeischleppt! — Eine andere Schüssel, zur Aufnahme eines Fisches bestimmt, zeigt Nereiden, die sich lustig und wohlig in ihrem nassen Elemente herumtreiben. — Und es ist gewiß ein trefflicher Gedanke, einen zierlichen Pagen als Schmuckhalter zu verwenden, indem man ihm eine goldene Schüssel in die Hand gibt. — Auch ein Christbaum dient praktisch und poetisch zugleich demselben Zwecke. — Auf Briefbeschwerern sehen wir einen Hausknecht, der sich abmüht, mittels seines Leibes Gewicht einen überfüllten Reisekoffer zu schließen, einen Falstaff im Wäschkorbe und eine Brieftaube. — Ein Schreibzeug zeigt Goethe an einem Säulenstumpf sitzend und schreibend; — Blumentöpfe sind mit den Jahreszeiten geschmückt, andere für Wasserpflanzen mit Najaden; — an einem Wasserkruge hat der Henkel die Gestalt eines Baumes, an den sich ein Fischer lehnt, während er das Netz einzieht. Und so des Originellsten genug.

Schwinds Leben war ein ungewöhnlich reichbewegtes und ist interessant genug, es wenigstens in seinen Hauptmomenten kennen zu lernen.

Die Schwind stammen aus Norwegen, wo die Familie noch blüht. Sein Vater, der Sohn eines armen Zolleinnehmers an der böhmisch-bayerischen Grenze bei Eger, arbeitete sich vom Vorleser des allmächtigen Fürsten Kaunitz bis zum k. k. Legationsrath und Hofsekretär hinauf und vermählte sich mit einer Tochter aus der Familie Holzmeister, die damals eine hervorragende Stellung in der Wiener Geldaristokratie einnahm.

Schwind ward am 21. Januar 1804 in Wien geboren, und erwies sich in seiner Kindheit als schweigsam und ruhig-stillen Sinnes. Bei der großen Zahl von Geschwistern war jedes viel auf sich selber angewiesen, und dies trug wohl nicht wenig dazu bei, daß die Richtung des Knaben, der von seiner Mutter die ganze Lebhaftigkeit einer poetischen Einbildungskraft überkommen hatte, eine mehr innerliche wurde, als sonst in dieser Lebensperiode der Fall zu sein pflegt. Diese Richtung ward noch durch einen längeren Aufenthalt in einem kleinen Orte im liederreichen Böhmen verstärkt, wo Moriz bei einem Oheim wohnte und noch mehr auf sich und die Natur angewiesen war. Mit des Vaters Tode im Jahr 1819 traten in den Verhältnissen der Familie ungünstige Veränderungen ein; die Mutter zog sich mit den Ihren in die Stille eines Häuschens am Wall zurück, in welchem Moriz sich außer seinen Studien, er hatte bereits die Universität bezogen, der Musik, vorzugsweise aber der Kunst widmete, um sich derselben schließlich ganz zuzuwenden.

In der Wiener Kunst herrschte damals wie anderwärts die langweiligste Afterklassicität. Zwar hielt man an den ewig schönen Vorbildern der Antike und schätzte die Werke der alten Italiener hoch. Aber was nützte das, nachdem man das Verständniß der einen wie der anderen verloren? Man schaute mit offenen Augen und war doch blind. Man hatte verlernt, künstlerisch zu denken und so trug alles, was man schuf, den Stempel flacher Unnatur. Was Carstens, Schick und Wächter angestrebt, schien Vielen ein Zeichen des Verfalles deutscher Kunst. Wohl blickte Mancher nach Frankreich, wo David und Gerard zur Wahrheit der Antike zurückzustreben schienen. Aber hätte auch Jener mehr vom Geiste des klassischen Alterthums an sich getragen, als dies bei ihm und seinen neurepublikanischen Freunden wirklich der Fall war, für Wien wäre alles verloren gewesen, denn es war aus dem Sündenpfuhl des modernen Babel hervorgegangen und darum der weltlichen und geistlichen Wiener Polizei verfallen.

Das Unglück führte die in Gleichgültigkeit und Unglauben Großgewordenen zum Glauben zurück; an die Stelle leichtfertigster Lebensanschauung trat in Folge nothwendiger Reaktion die Schwärmerei der Romantik. Die Kulturzustände Deutschlands wurden vollkommen andere,

als sie gewesen. Die Herren aber, welche in Wien in Sachen der Kunst den Ton angaben, begriffen nicht, daß die Kunst, wenn auch auf der unwandelbaren Basis des Schönen fußend, dennoch gleich der Literatur ein Kind der Zeit ist. Ihre Opposition gegen die romantische Richtung der neuen Zeit ward ihnen vom Standpunkte der Nothwehr geboten, galt es doch ihre Herrschaft, die sie in langen Jahren so lieb gewonnen. Die Romantik führte zum Mittelalter zurück, über welches sie den goldenen Schleier des Idealen zog, und eine geläuterte Begeisterung für klassische Formen vermittelte endlich den Durchbruch.

Schwind fühlte sich am stärksten von Ludwig Schnorr von Carolsfeld angezogen, und er ward sein Schüler. Während er in den Dichtungen Tiecks und anderer Romantiker schwelgte, kopirte er bedeutende Werke in den Sammlungen Wiens. Aus jenen Tagen, in welchen die Musik nicht minder pietätvoll gepflegt wurde, stammt seine Freundschaft mit Bauernfeld, Fr. Schubert, Nikolaus Lenau, Anastasius Grün, in deren Kreis bald auch Franz Lachner trat. Sein Aufenthalt bei Schnorr dauerte nicht viel über ein Jahr; der Grund seines Austritts lag zunächst in einer Scene, welche Schnorrs blinder Glaube an die himmlische Sendung einer Sonnambüle herbeiführte, gegen den sich des jungen Mannes klarer Verstand sträubte. Auf der Akademie, in welche er nun übertrat, konnte er sich unmöglich befriedigt fühlen und mußte sich darauf beschränken, wenigstens seine Individualität zu retten.

Inzwischen hatte König Ludwig den bayerischen Thron bestiegen und Künstler aus allen Ländern um sich versammelt. Auch Schwind siedelte nach München über (1828), wo er in Ludwig Schaller einen Landsmann und treuen Freund, in Schlotthauer einen theilnehmenden Gönner fand. Kaulbach vermittelte, daß Schwind bei Ausführung der Wandgemälde im Königsbau verwendet wurde, und der junge Künstler durfte Scenen aus seinem Lieblingsdichter malen, mit denen das Bibliothekzimmer der Königin geschmückt wurde. Dem ersten Auftrag folgte rasch ein zweiter für Hohenschwangau, doch wurden seine Entwürfe von anderer Hand unglücklich genug ausgeführt. Sein freundschaftlicher Verkehr mit Duller und Spindler gab Anlaß zu lebhafter künstlerischer Thätigkeit in Illustrationen zu ihren Schriften. Im Jahre 1833 ging Schwind über Wien, wo er ernstlich erkrankte, nach Rom, doch auch dort waltete kein günstiger Stern über ihm: die asiatische Cholera hatte sich in der ewigen Stadt eingefunden, und Schwind verließ Rom gleich vielen anderen Fremden nach kurzem Aufenthalte, der ihn namentlich Cornelius näher geführt hatte. Vier Jahre später stellte ihm König Ludwig die Aufgabe, für den Saal Rudolfs von Habsburg einen großen Fries zu entwerfen, in welchem der Künstler seinem Humor den Zügel schießen ließ. Das Jahr 1837 führte Schwind nach Schloß Rödigsdorf bei Leipzig, wo er für Dr. Crusius große Wandgemälde aus der Mythe „Amor und Psyche" ausführte. Von dort nach Wien zurückgekehrt, malte er sein „Ritter Kurts Brautfahrt" nach Goethe und brachte in geistreicher Weise alle humoristischen Scenen zur Anschauung, die das Gedicht zu einem so überaus anziehenden machen. Er wollte ein ächt deutsches Bild malen und er malte es. König Wilhelm von Württemberg, dem es angeboten ward, lehnte es ab, weil, wie man Schwind bemerkte, das so stark ausgesprochene deutsche Element des Königs Beifall nicht fand.

Der Großherzog Leopold von Baden wünschte die Antikensäle der Akademie in Karlsruhe von Schwind mit Wand- und Deckengemälden geschmückt zu sehen, und der Künstler siedelte in Folge dessen dorthin über und realisirte den Gedanken, den von Goethe mitgetheilten Plan der Philostratischen Gemäldegalerie durchzuführen in einer Weise, welche beweist, welchen Reichthum an schöpferischer Kraft nicht allein, sondern auch an Kenntniß des klassischen Alterthums er besitzt. War er im Ritter Kurt durch und durch deutsch, so war er hier ganz der feinfühlende Hellene. Nach Vollendung dieser roth auf schwarzem Grund gemalten Bilder ging es an die Ausschmückung des Treppenhauses der Akademie mit dem großen Wandgemälde, welches die Einweihung des Freiburger Münsters durch Konrad von Zähringen darstellt, und an einige Lünettenbilder, welche Schwind im Jahre 1842 vollendete. Um diese Zeit lebte er abwechselnd in Karlsruhe und München und malte hier auch seine Bilder für den Sitzungssaal der ersten Kammer des badischen Landtages. Im nächsten Jahre konkurrirte er vergeblich mit dem Entwurfe eines Wandgemäldes für die Trinkhalle in Baden-Baden, den er später für den Grafen Raczynski in Oel ausführte. In Karlsruhe verkehrte Schwind viel in den Kreisen gebildeter Offiziere und lernte auch die Tochter eines solchen, Fräulein Louise Sachs kennen, welche er im Herbste des Jahres 1842 heimführte.

Seine großen Arbeiten für Karlsruhe veranlaßten alsbald einen ehrenvollen Auftrag für das Städelsche Institut in Frankfurt; es galt den Sängerkampf auf der Wartburg darzustellen, und Schwinds daraus erwachsende lebhafte Beziehungen zu Frankfurt veranlaßten ihn, im Frühjahre 1844 dorthin überzusiedeln. Er fühlte sich dort auch bald so behaglich, daß er sich vor dem Eschenheimer Thor nach eigenen Entwürfen ein einfaches Wohnhaus erbaute. Schwind entfaltete in seinem neuen Domicil eine außerordentliche Thätigkeit und griff aus Anlaß seiner Verbindung mit der Kunstverlagshandlung von Buddeus in Düsseldorf auch noch einmal in das Gebiet der Illustration zurück. Indeß war das Unternehmen von Buddeus beim Eintritte Schwinds bereits so weit fortgeschritten, daß er zu den Illustrationen deutscher Dichter nur mehr drei Blätter liefern konnte. Auch die Radirnadel nahm er wieder vor, um eine Kunst zu üben, welche vor Allem geeignet ist, die feinsten und am schärfsten charakterisirenden Eigenthümlichkeiten des Künstlers zur Geltung zu bringen. Das Ergebniß war eine Reihe der geistreichsten Blätter, welche 1844 unter dem Titel „Almanach von Radirungen von M. v. Schwind, mit erklärendem Texte und Versen von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben" in Zürich erschienen und eine humoristische Verherrlichung der Tabakspfeife und des Bechers bilden. — Schon im Jahre 1829 hatte er sich die Erlebnisse zweier äußerlich zum Verwechseln ähnlicher, an Gemüth aber desto verschiedener gearteter Zwillingsbrüder erdacht, welche, in der Einöde lebend, gleichwohl vielfach mit der Welt in Beziehung träten und deren Aehnlichkeit und Unähnlichkeit nun die köstlichsten Verwickelungen herbeiführten. Im Hinblick auf das romantisch-mystische Element des Grundgedankens wählte er für seine „wunderlichen Heiligen" die Form eines altdeutschen Flügelaltärchens, in dessen Rahmen die warme Frömmigkeit des einen und der köstliche Humor des anderen Bruders um so drastischer wirken. In Frankfurt entstanden auch die prächtigen Musikanten, derbe und abgerissene Bursche von der Landstraße, mit derselben Meisterschaft dargestellt wie die erhabenen und anmuthigen Gestalten der griechischen Mythe, die gewaltigen und minniglichen Gebilde mittelalterlicher Romantik.

In Folge der Umgestaltung der Münchener Akademie erhielt Schwind im Januar 1847 einen Ruf an dieselbe, dem er um so lieber Folge leistete, als sich an seinen früheren Aufenthalt die angenehmsten Erinnerungen knüpften und es ihn drängte, zu den alten Freunden zurückzukehren. Das ruhelose Jahr 1848 war künstlerischem Schaffen nicht günstig, doch schon das darauffolgende sah die „Symphonie" entstehen, in welcher Schwind das nie erschöpfte Thema der Liebe in anziehendster Weise behandelte, indem er den Gedanken der bekannten Symphonie Beethovens mit Chören zu Grunde legte und in origineller Weise die Handlung unten im Bilde mit dem Bekanntwerden des Paares im Koncertsaale beginnen und oben mit dem Antritt der Hochzeitsreise enden läßt. Der „Symphonie" folgte das „Aschenbrödel". Schwinds vielseitige Studien machten es ihm möglich, in dieser großen cyklischen Komposition den verwandten Beziehungen nachzugehen, welche zwischen dem Märchen vom Aschenbrödel, dem vom Dornröschen und der Mythe der Psyche bestehen.

Vom Aschenbrödel zum Leben der heiligen Elisabeth ist ein großer Sprung, Schwind machte ihn mit Glück. Hatte er dort das Stutzerhafte mit dem Nimbus des Idealen umgeben, so galt es hier die Verklärung der reinsten Weiblichkeit. Schwind mit seinem tiefen deutschen Wesen ward ausersehen, in der restaurirten Wartburg die bedeutendsten Momente aus dem Leben der hohen Frau darzustellen, welche alle Vorzüge und Tugenden holdester Weiblichkeit im höchsten Grade vereinigte, und zugleich charakteristische Begebenheiten aus der Geschichte der Landgrafen von Thüringen künstlerisch zu gestalten. Mit seinem Flammeneifer ans Werk gehend, vollendete er während eines kurzen Aufenthalts in Ammerland am Starnberger See seine Entwürfe und machte sich im nächsten Jahre an deren Ausführung.

Nachdem der Meister im Auftrage des Vereins für historische Kunst den Ritt Rudolfs von Habsburg nach Speyer vollendet, ging er an seine dritte cyklische Komposition, die Geschichte von den Sieben Raben und der treuen Schwester, ein Werk, welches den hervorragendsten Anziehungspunkt der allgemeinen deutschen und historischen Kunstausstellung in München vom Jahre 1858 bildete, ein Werk von unvergänglichem Werth. Nicht bloß durch die deutschen Lande ging der Ruf des Werks, und wenn das Komité der deutschen Künstlerschaft in seinem Gedenkblatte für die Theilnehmer mit Fug und Recht sagen konnte, „der Gedanke hat gesiegt", so mag ihm dabei wohl Schwinds geniale Leistung vorgeschwebt haben.

Als man im Jahre 1859 daran ging, die Münchener Frauenkirche in ihrem Inneren zu restauriren, fiel Schwind die ehrenvolle Aufgabe zu, die Gemälde für die Hochaltarflügel herzustellen. Es war schwierig genug, die Anschauungs- und Empfindungsweise der modernen religiösen Kunst mit der architektonischen Umgebung aus dem 15. Jahrhundert in Einklang zu bringen, doch ward Schwind der Schwierigkeit Meister. Die Arbeit für die Frauenkirche zog alsbald Bestellungen für ein großes Fenster des Domes in Glasgow, den Auftrag zur Ausschmückung der Kirche in Reichenhall mit Fresken und zum Entwurfe von zehn Kartons für die neue katholische Michaelskirche in London nach sich. Im Jahre 1864 entstand die Rückkehr des Grafen von Gleichen aus dem gelobten Lande, ein Bild voll poetischen Duftes, das den Beschauer wie ein Gedicht Walthers von der Vogelweide anmuthet, jetzt befindet es sich in der Galerie Schack in München; im selben Jahr ward Schwind eingeladen, die Loggia des neuen Opernhauses in Wien mit Fresken zu schmücken, wofür er die Zauberflöte mit ihrem Grundgedanken „durch Nacht zum Licht" wählte. Die schweren Tage des Jahres 1866 sahen ihn mit der Ausführung der Fresken in Wien beschäftigt; aber so tief auch seine Seele von den Ereignissen jener Zeit ergriffen war, er führte mit der ihm eigenen eisernen Thatkraft sein Werk zu Ende und fügte seinem Lorbeer ein neues Reis bei. Für das Foyer schuf er eine Reihe geistreicher Illustrationen zu den bedeutendsten Tonschöpfungen deutscher und fremder Meister, wobei ihm seine reiche Kenntniß und wärmste Liebe zur Tonkunst trefflich zu Statten kamen. Wohl konnte für diese Ausschmückung des Opernhauses kein besserer Meister gefunden werden als er, aber es ließ sich auch für Schwind kaum eine Aufgabe denken, bei deren Lösung er so recht alle seine Lieblingsgestalten vorführen durfte.

C. A. Regnet.

Nekrolog.

Hauptmann, Lorenz, renommirter Gesangslehrer und Kirchenkomponist, † am 25. Mai zu Wien.

Jöndl, Johann Philipp, fürstlich Dietrichsteinscher Oberbaudirektor, bekannt durch sein einst viel verbreitetes und viel benutztes Werk „Ueber die Baukunde", † am 5. Juni in Prag, 88 Jahre alt.

Luer, W., ein durch seine hervorragenden Leistungen vielfach und in weiteren Kreisen bekannter Architekt, erhängte sich, 35 Jahre alt, von einer Geistesstörung ergriffen, am 4. Juni in Hannover, woselbst er die Stelle eines ordentlichen Lehrers am dortigen Polytechnikum bekleidete. Aufsehen erregten seiner Zeit in künstlerischen Kreisen seine Bauten im zoologischen Garten und im Aquarium zu Hannover, in Folge deren ihm der Bau des Berliner Aquariums übertragen wurde. Luer baute ferner ein Aquarium in der Kölner „Flora", mehrere Kirchen und Kapellen und restaurirte einzelne Schlösser und ältere Bauwerke mit Glück und Geschick.

Plantade, Charles François, bekannter französischer Romanzenkomponist, † am 27. Mai zu Paris.

Töpfer, Johann Gottlob, berühmter Orgelbauer und Orgelspieler, sowie musikalischer Schriftsteller, Stadtorganist in Weimar, † daselbst am 8. Juni, 80 Jahre alt.

Wagner, Joseph, sehr renommirter Schauspieler, Mitglied des Wiener Hoftheaters, † am 5. Juni in Wien. Geboren am 15. März 1818 in Wien, versuchte er sich zuerst in dem kleinen Theater in Meidling, kam 1835 an das Josephstädter Theater, war später in Prag, Preßburg, Pest und Leipzig thätig, wurde 1848 am königlichen Schauspielhaus in Berlin auf Lebenszeit engagirt, folgte aber, nachdem er sich hier mit Bertha Unzelmann vermählt, im Jahre 1850 dem Rufe Heinrich Laube's nach Wien.

Neue Bücher.

Donatello, seine Zeit und Schule, von H. Semper. I. Abschn. Leipzig, Seemann.

Italienische Malerei, Geschichte derselben, von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle. Deutsche Originalausgabe von M. Jordan. 3. Bd. Leipzig, Hirzel.

Kunstgewerbe. Beiträge für Kunst und Kunstgewerbe in Copien nach guten alten Meistern. Von E. Fr. Löffelholz. 3n Heften. Nördlingen, Beck.

Künstlerlexikon, Müllers. Ergänzungsband. Nun komplet. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Musikunterricht, der rationelle, von F. Krieger. Leipzig, M. Schäfer.

Geographie.

Nekrolog.

Hügel, Freiherr Karl A. von, bekannter Reisender, Gründer der österreichischen Gartenbaugesellschaft, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, † auf der Reise nach Wien zu Brüssel am 2. Juni, im 76. Lebensjahre. Geboren zu Regensburg 1794, trat er 1830 eine wissenschaftliche Reise durch Europa und Ostindien an, traf 1832 in Bombay ein und blieb sechs Jahre unterwegs. Die auf dieser Reise angelegten Sammlungen zählen u. a. im Gebiete der Naturwissenschaften 32,000 Nummern, mehrere hundert Handschriften und 12,000 Notizblätter. Er schrieb: „Kaschmir und das Reich der Sick" (Stuttgart 1840—42, 4 Bde.) und „Das Becken von Kabul" in den „Denkschriften der k. k. Akademie der Wissenschaften".

Wrangell, Baron Ferdinand von, russischer Admiral, geboren 1795 in Esthland, † am 6. Juni in Dorpat. Im Jahre 1817 nahm er an der Golowinschen Reise um die Erde Theil, 1820—24 leitete er eine selbstständige Expedition zur Untersuchung und topographischen Bestimmung des

Kap Schelagin, der Bäreninseln und der Mündung der Kolyma. Am 15. August 1824 kehrte er nach Petersburg zurück. Seine auf dieser Reise angestellten physikalischen Beobachtungen wurden von Parrot (Berlin 1827) herausgegeben. Die Beschreibung dieser Reise edirte er selbst als „Putoschestwie po sjewernym beregam Sibiri" (Petersburg 1841, 2 Bde.; deutsch von Engelhardt, Berlin 1839, 2 Bde.). Als Befehlshaber der Kriegessloop Krotki unternahm er 1825 eine abermalige Reise um die Welt, von der er 1827 nach Kronstadt zurückkehrte. Im Jahre 1829 ging er als Gouverneur der russischen Kolonien an die Nordwestküste von Amerika, blieb dort bis 1834, stand nach seiner Rückkehr längere Zeit an der Spitze des Gouvernements der Marinewaldungen, wurde 1847 Viceadmiral, zog sich 1849 vom Staatsdienst zurück und wurde Direktor der Russisch-Amerikanischen Handelskompagnie. Er gab noch heraus: „Otschork puti is schitchliw' S.-Petersburg" (Petersburg 1846) und „Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordwestküste Amerika's" (das. 1839).

Zoologie.

Die Untersuchungen über das Thierleben in der Meerestiefe. Die Tiefseeforschungen, welche gegenwärtig das Interesse der Naturforscher wie Aller, die an den Fortschritten unserer Erkenntniß vom Zustande und Werden der uns umgebenden Natur theilnehmen, in so hohem Grade erweckt haben, sind nicht so neuen Datums, wie man wohl glaubt; nur weil ihre jüngsten Resultate zu unerwarteten, erstaunlichen Schlüssen zu führen scheinen, sind sie plötzlich in den Vordergrund getreten, während sie doch seit bereits dreißig Jahren mit Erfolg betrieben wurden und in dieser Zeit besonders auf die geologischen Theorien von großem Einflusse gewesen sind. Die Aufmerksamkeit, welche man nun den neuesten Thatsachen, die sie ans Licht gestellt haben, zollt, wird aber auch den früheren Resultaten zu Gute kommen und besonders die nun einmal kräftiger angeregte Tendenz, aus den Verhältnissen der gegenwärtigen Schöpfung auf die der vergangenen zu schließen, wird auch für sie eine größere Ausnutzung herbeiführen. Wir wollen deshalb an die Betrachtung dessen, was die verschiedenen Expeditionen der letzten Jahre an wissenschaftlich verwerthbarem Material zu Tage gefördert haben, nicht herantreten, ohne in kurzer Uebersicht die Entwickelung der Studien über die Tiefenverbreitung der Meeresthiere und das durch sie gewonnene Material an Thatsachen vorzuführen, denn es wird auf diese Weise am ehesten zu einer wahrheitsgemäßen Schätzung des Werthes und der Zukunft dieses interessanten Zweiges zoologischer Wissenschaft zu gelangen sein.

Den Grund zur heutigen Bedeutung der Tiefseeforschungen legte Ed. Forbes, einer der gedankenreichsten Geologen, dem unter Anderem die Lehre von der Eiszeit die wichtigsten Begründungen verdankt und der 1840 zuerst in einer kleineren Arbeit „Ueber das Verhältniß der die britischen Küsten bewohnenden Weichthiere zur Geologie der pleistocänen (spättertiären) Epoche" einen ernstlichen, auf eingehende Studien der Verbreitungsverhältnisse meerbewohnender Thiere gestützten Versuch machte, über die zu dieser Zeit völlig unklaren Lebensverhältnisse der vorweltlichen, in den geologischen Schichten begrabenen Organismen einiges Licht zu gewinnen. Er ging hierbei von der Thatsache aus, daß verschiedene Meerestiefen von verschiedenen Thieren bewohnt werden, und stellte nun vier Tiefenzonen auf, die er als Littoral-, Laminarien-, Bryozoen- und Korallenzone unterschied und welche in der That dadurch, daß auf jede eine Anzahl von Thierarten ziemlich strenge beschränkt ist, eine thatsächliche Begründung haben. Der Schluß von dieser Aufstellung auf die geologischen Verhältnisse lag nahe. Wo man in einer Gesteinsschicht Reste fand, welche z. B. der Ufer- oder littoralen Zone angehörten, durfte man annehmen, daß dieselbe am Ufer gebildet worden sei; wo man dagegen Vertreter der Korallenzone fand, konnte man nicht anders denken, als daß das sie umschließende Gestein im tiefen Meere abgelagert sei. Da es bei aller Verschiedenheit des Baues, welche jetztlebende und ausgestorbene Organismen trennen mag, nicht an Merkmalen fehlt, welche von der jeweiligen Art des Wohnortes und der übrigen Lebensumstände abhängen, so durfte man hoffen, auf diesem Wege zu eindringenderer Erkenntniß der Schöpfungsgeschichte zu gelangen, als bis jetzt möglich gewesen. Es ist nicht zu übersehen, wie sehr zu jener Zeit sämmtliche Vorstellungen über die vorweltlichen Zustände unklar und, im besten Falle, bis zur Schattenhaftigkeit abstrakt waren. Vielfach glaubte man z. B., daß die älteren der geologischen Formationen von Meeren abgelagert worden seien, die ohne jede Unterbrechung durch festes Land oder Inseln die gesammte Erde bedeckt hätten, und die Annahme des Vor-

handenseins klimatischer Unterschiede und geographischer Gliederung in den alten Epochen der Erdgeschichte fand einstweilen nur wenige Vertheidiger und noch viel weniger wirkliches Verständniß. Von welcher Bedeutung unter solchen Umständen die Forbes'schen Arbeiten waren, liegt auf der Hand, und wenn wir heute nach Ueberwindung zahlloser, theils in der Sache selbst liegender, theils durch voreilige Hypothesen erzeugter Schwierigkeiten Schritt für Schritt zu einer lebendigeren, wahrheitsgemäßeren Auffassung der längstvergangenen Epochen in der Geschichte der Erdrinde und der sie bewohnenden Geschöpfe gelangt sind, so gebührt Forbes mit der größte Dank, denn seine Tiefenzonen zeigten zuerst, daß in der Vorwelt doch nicht alles so gleich- und einförmig, so ganz der gegenwärtig herrschenden Manchfaltigkeit entbehrend gewesen, wie man es dem Schema zu Liebe glauben wollte. Durch Untersuchungen, von denen wir hier nur die von 1842 im ägäischen Meere durch Forbes und die später im adriatischen Meere durch Sars angestellten nennen wollen, wurde die Lehre von den Tiefenzonen weiter ausgebildet; früher schon hatten Milne Edwards an Frankreichs und Sars an Norwegens Küsten einschlägige Studien begonnen, aber die geologische Verwerthung blieb auch jetzt Forbes' Verdienst, und indem er die höchst wichtige Thatsache festzustellen vermochte, daß, ähnlich den arktischen Pflanzen, die im Süden auf den Hochgebirgen wachsen, arktische Meeresthiere im Süden in großen Tiefen leben, gab er zu einer ganzen Reihe folgenreicher Forschungen den Anstoß. Besonders im Laufe der letzten zwanzig Jahre sind die Meere, die die europäischen Küsten bespülen, aufs Eifrigste mit dem Schleppnetz durchforscht worden, und bei Vergleichung der Befunde mit den Versteinerungen aus der der gegenwärtigen Schöpfung vorangegangenen Periode zeigte sich, daß zur Zeit des Schlusses der Tertiärperiode — wenn man bei den stets langsam ineinander übergehenden, sich gleichsam ineinander und übereinander schiebenden geologischen Epochen von einem Schlusse reden kann — arktische Thiere in ziemlich bedeutender Zahl nach dem Süden gewandert, von den hier früher lebenden Thieren, die an Bewohner wärmerer Klimate erinnern, dagegen manche ausgestorben waren; je weiter man nach dem Süden vorschritt, desto seltener wurden die Erinnerungen an die arktische Thierwelt, aber sie fehlten nicht ganz und noch bei Sicilien und in der Adria finden sich nordische Fische, Krebse und Weichthiere, die in den zwischenliegenden Meeresstrecken fehlen, während schon an der norwegischen Küste nahezu zwanzig Procent der Weichthiere arktischen Ursprunges sind und meist die tieferen Theile des Meeres bewohnen. Durch Vergleichung mit der Thatsache, daß in den Ablagerungen, die man der Eiszeit zuschreibt, eine Reihe von meerbewohnenden Thieren vorkommt, die heute in die polaren Gegenden zurückgedrängt sind, erhalten diese Ergebnisse der Tiefseeforschung ihre wahre Bedeutung: so wie polare Pflanzen zur Eiszeit von Nord nach Süd wanderten und heute nur noch auf den Hochgebirgen angetroffen werden, wo sie ähnliche klimatische Bedingungen finden wie in ihrer winterlichen Heimat, so wanderten auch jene Thiere nach wärmeren Breiten unter dem Schutze der aus noch nicht aufgeklärten Gründen am Ende der Tertiärzeit auftretenden Erkaltung des Klima's, und als die Kälteperiode der Eiszeit unter veränderten Bedingungen schwand und der Süden wärmer wurde, starben sie entweder aus oder wanderten nach dem Norden zurück, oder aber sie fanden in den kälteren Regionen der Tiefe ihnen zusagende Wohnplätze.

Während so die Untersuchungen über die Verbreitung der Meeresthiere auf die Geologie eine höchst fruchtbare Einwirkung übten*), blieben sie doch an Einem Punkte mangelhaft und führten hier sogar zu falschen Folgerungen. Forbes fand im ägäischen Meere bei einer Tiefe von 300—350 Faden nur noch sehr wenige lebende Wesen und zog hieraus voreiliger Weise den Schluß, daß in größeren Tiefen jedes organische Leben schwinde; zur Stütze diente ihm bei dieser Annahme die damals sehr verbreitete Meinung, daß der Druck in großen Tiefen viel zu stark sei, als daß lebendige Wesen ihn zu ertragen vermöchten, daß auch die Nah-

*) Unter anderen bedeutenden Geologen hatte Greßly, der vortreffliche Erforscher des schweizer Jura, ihre große Bedeutung klar erkannt und machte Ende der fünfziger Jahre an der Küste des Mittelmeers selbst eine Reihe von einschlägigen Experimenten und Beobachtungen. Der von ihm eingeführte Begriff der geologischen „Facies" stützt sich auf die Charaktere, die den verschiedenen Gesteinsschichten durch ihre Bildungsweise und die von ihnen umschlossenen Fossilien aufgedrückt werden, und bezieht sich vorzüglich auf die Unterschiede des Thierlebens je nach der Tiefe des Wohnplatzes. Der Wiener Paläontolog Sueß versuchte 1860 die Barrande'schen Kolonien in der Silurformation (s. Ergänzungsblätter Bd. V, S. 771) damit zu erklären, daß die Kolonialthiere aus der Tiefe heraufgewandert seien, statt mit Barrande anzunehmen, daß sie aus einem vom böhmischen Silurmeer entfernten Meere einwanderten. Diese Hypothese stützt sich auf nicht ganz richtig gedeutete Beobachtungen über die Verschiedenheit der Fauna je nach den Tiefenzonen.

rung, das Licht und die Wärme mangle und daß man hieraus schließen müsse, daß in Tiefen von mehreren tausend Fuß kein Thierleben mehr bestehen könne. Bei diesen aprioristischen Feststellungen waren indessen mehrere Faktoren nicht berücksichtigt. Was zuerst das Nichtertragenkönnen hohen Wasserdrucks anbetrifft, so ist nicht einzusehen, worin dasselbe begründet sein sollte, da die in Frage kommenden Organismen keine Lufträume enthalten und von dem sie umgebenden Medium (dem Meerwasser) keineswegs abgeschlossen, sondern durch gewisse Oeffnungen im Gefäßsystem sogar aufs innigste mit demselben in Verbindung gesetzt sind. Vom Mangel der Nahrung konnte man gar nicht sprechen, da die Meerestiefe viel zu wenig bekannt war, und was den Mangel des Lichtes betrifft, so ist dieser wohl für die meisten Pflanzen, nicht aber für die Mehrzahl der Thiere ein Hinderniß des Lebens; die geringe Wärme endlich ist, so lange sie nicht unter den Gefrierpunkt herabgeht, ebenso wenig von schädlichem Einfluß. Dennoch hielt man an dem nun einmal feststehenden und durch einige wenige unrichtig gedeutete Beobachtungen gestützten Dogma von der Unmöglichkeit der Existenz lebender Wesen in großer Tiefe fest und erklärte einige Thatsachen, die demselben zu widersprechen schienen, — wie die, daß J. Roß bei seinen Sondirungen noch aus einer Tiefe von 1000 Faden Würmer und Weichthiere heraufgebracht hatte — als auf mangelhafter Untersuchungsmethode beruhend. An diesem Punkte knüpften nun die neueren Tiefseeforschungen an, und indem sie bewiesen, daß in allen erreichbaren Tiefen lebende Wesen in Fülle und normaler Ausbildung vorhanden sind, brachten sie gleichzeitig eine Reihe ganz neuer Thatsachen ans Licht, die für die Geologie von ebenso großer Bedeutung werden zu sollen scheinen wie jene ersten Untersuchungen über Tiefenverbreitung, welche durch Forbes' geistvolle und kenntnißreiche Verwerthung eine so hervorragende Wichtigkeit erlangt haben.

Die Legung des transatlantischen Kabels veranlaßte seit dem Ende der fünfziger Jahre eine Reihe von Sondirungen im atlantischen Ocean und aus diesen gingen die ersten Berichtigungen des Irrthums von dem in großen Meerestiefen herrschenden Tode hervor. Wallich, der eine der amerikanischen Expeditionen begleitete, fand noch bei 2500 Faden lebende Wesen, und als A. Milne Edwards ein Kabelbruchstück untersuchte, das einige Jahre zwischen Sardinien und Algier auf dem Grunde des mittelländischen Meeres in einer Tiefe von gegen 3000 Meter gelegen hatte, fand er es mit einer Menge von Muscheln, Würmern, Bryozoen und Korallen bewachsen. Im Jahre 1861 stellten Thorell und Malmgren, welche die erste schwedische Expedition nach Spitzbergen begleiteten, fest, daß bei 1000 Faden Tiefe der Meeresboden mit einer reichen Auswahl wohl ausgebildeter Thiere bedeckt sei, und der norwegische Naturforscher M. Sars, durch diese Bestrebungen angeregt, erhielt in seinen erfolgreichen Dragguntersuchungen an tiefen Stellen der norwegischen Küste ganz ähnliche Resultate. Endlich traten auch Engländer und Amerikaner in den Reigen und gaben der ganzen Sache durch ihre reichen Mittel mit größerer Ausdehnung ungeahnte Bedeutung; jene arbeiteten 1868 bei den Faröerinseln, 1869 im Busen von Biscaya, diese untersuchten den Grund in der Region des Golfstromes zwischen Florida und Cuba und im letzten Jahre begann eine schwedische Expedition Dragguntersuchungen, die über eine bedeutende Strecke des atlantischen Oceans ausgedehnt werden sollen, zwischen Lissabon und den Azoren. Aus den zahlreichen Berichten, welche über die jeweiligen Resultate erschienen sind, ragen schon jetzt einige Punkte als besonders bedeutsam hervor, und wollen wir im Folgenden besonders diejenigen Ergebnisse überschauen, welche fähig sind, für Folgerungen auf die Geschichte der Erde und ihrer Bewohner zur Grundlage zu dienen.

Als eigenthümliche Erscheinung wurde schon frühe die große Zähigkeit des an die Sondirleinen sich anhängenden Schlammes und der Grundproben hervorgehoben; man erkannte, daß diese Eigenschaft in der Beimischung einer Menge gelatinöser Substanz zu dem ohnedies sehr zarten, feinkörnigen Schlamme beruhe, und als man tiefer in das Studium dieser Massen eindrang, zeigte es sich, daß der Schleim, welcher in Stücken vorkommt, die mit unbewaffnetem Auge zu unterscheiden sind, aus Protoplasma, der beweglichen Grundsubstanz organischen Lebens, bestehe. Gleichzeitig fanden sich in großer Zahl Körperchen in diesem lebenden Schleim eingebettet, welche man Coccolithen bezeichnete und von denen es sich bald herausstellte, daß sie einen wesentlichen Bestandtheil desselben bildeten, aus und in ihm sich entwickeln. Die mikroskopische Analyse führte auf eine Sonderung dieser Körperchen in zwei Formen, die Huxley durch die Benennungen Cyatholithus und Discolithus un-

terscheidet und welche in untenstehender Figur dargestellt sind. Beide bestehen aus organischer Materie, die mit kohlensaurem Kalk imprägnirt ist, und zwar bilden die Discolithen einfach scheibenförmige, ovale Körper, deren Rand aufgewulstet ist und die auf einer Seite konvex, auf der andern konkav sind; an der Peripherie sind sie klar, stark lichtbrechend, während das Centrum von trüber, wolkiger Beschaffenheit ist. Bedeutend komplicirter sind die Cyatholithen. Wir beschreiben sie mit den Worten Huxley's, der zuerst genauere, aber doch noch vielfach unklare Berichte über die hierher gehörigen Bestandtheile des Seetiefenschlammes bekannt gemacht hat (besonders im Journal Microsc. Society 1868. Mit Abbild.). Man denke sich ein Paar Uhrgläser, deren eines kleiner und flacher ist als das andere, durch eine hohle Wachskugel in der Weise verbunden, daß der konvexe Theil des einen gegen den konkaven des andern gekehrt ist, so hat man die allgemeine Form dieser merkwürdigen Gebilde. Von der Fläche betrachtet, sieht man das, was hier durch eine Wachskugel verdeutlicht ist, als hellen Centralraum, der von einer trüben Masse umgeben wird, und die Peripherie ist bei dieser Ansicht klar und öfters fein radial gestreift. In einer eigenthümlichen, noch nicht aufgeklärten Beziehung stehen nun diese beiden einfachen Bestandtheile des Tiefenschlammes zu einer Art hohler Sphären, welche Huxley mit dem Namen Coccosphären belegt hat und deren Zahl viel geringer ist als die der eben beschriebenen Körperchen; die größten derselben sind allem Anscheine nach nichts Anderes als Cyatholithen, die sich zur Bildung einer hohlen Kugel vereinigt haben, die kleineren dagegen bieten Eigenthümlichkeiten der Struktur, die auf ein jüngeres Stadium hindeuten; die Beziehungen der einfachen Gebilde zu diesen Kugeln sind noch nicht aufgeklärt, Huxley hält es für wahrscheinlich, daß jene zur Bildung dieser zusammentreten, Andere haben die Meinung geltend gemacht, daß es sich umgekehrt verhalte, daß die Discolithen und Cyatholithen Trümmer der Coccosphären seien, und das Urtheil muß, bis eingehendere Untersuchungen bekannt werden, suspendirt bleiben. Merkwürdig ist, wie nahe sich die Jugendzustände dieser beiden einfachen Gebilde stehen und wie sie zuletzt ganz unmerklich in Körnchen übergehen, die überall in dem Protoplasma zerstreut sind (s. Fig. 1), so daß die Meinung, als ob sie aus demselben entstünden, nicht unbegründet erscheint; es würde dann angenommen werden müssen, daß das Protoplasma des Tiefenschlammes gewissermaßen die Mutterlauge wäre, aus der diese Körper herauskrystallisiren, und Huxley vergleicht dieselben in der That den Nadeln und sonstigen Einschlüssen des Radiolarienprotoplasma's und meint, daß sie ganz wie diese aus und in demselben entstehen. Er sieht hierin den Grund, sie mit dieser ihrer Matrix zusammenzufassen und das Ganze als Bathybius (mit dem Speciesnamen B. Häckelii) zu benennen, es damit als eine neue Form von Moneren, d. h. von einfachsten Organismen zu proklamiren. Das größte Interesse heftete sich an diesen Körper wegen seiner Bedeutung für das Thierleben in der Tiefe, sowie an seine Beziehungen zur Erklärung der Kreidebildung. Wir haben er-

Fig. 1.

Fig. 2.

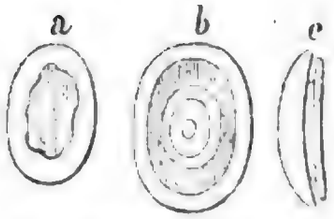


Fig. 3.

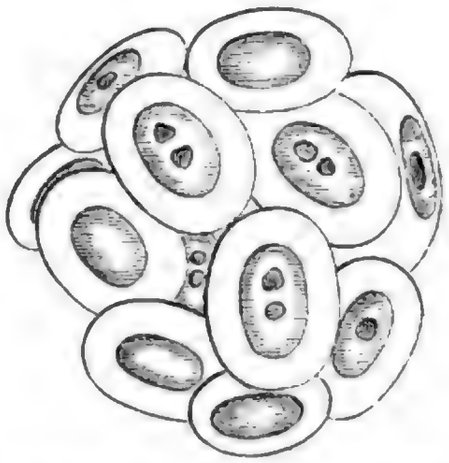
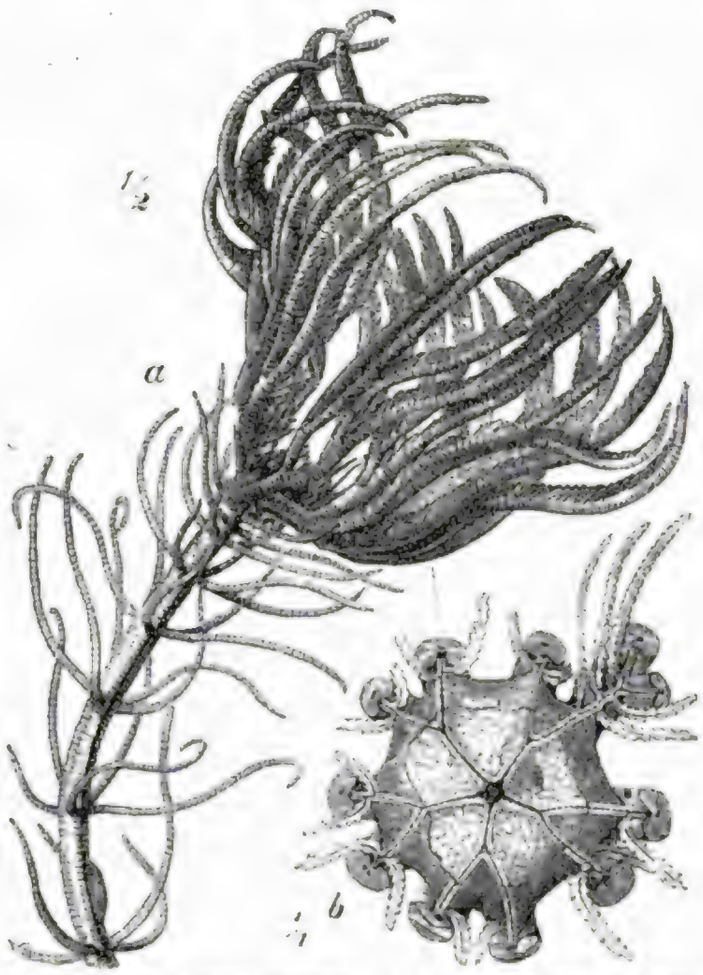


Fig. 1. Ein Klümpchen Bathybius. — Fig. 2. Discolithen, a u. b in Flächenansicht, c von der Seite gesehen. — Fig. 3. Coccosphäre.

wähnt, daß man eine nicht geringe Menge von lebenden Thieren selbst in den größten Tiefen findet; nun weiß man, daß thierisches Leben allenthalben von vegetabilischem abhängig ist, das letztere muß die unorganischen Stoffe aufnehmen und in gewisse organische Verbindungen überführen, damit der thierische Organismus sich ernähren könne. Aber es findet sich kein vegetabilisches Wesen in der Tiefe, mit Ausnahme einiger Diatomeen, die wegen ihrer geringen Häufigkeit hier gar nicht in Betracht kommen können; also muß eine andere Quelle gefunden werden, die den Tiefseebewohnern die Nahrung bereitet und zuführt, und als solche kann unter Erwägung aller Umstände nur Bathybius gelten; seine Ernährungsart muß die pflanzliche sein, d. h. er bildet aus unorganischen Stoffen organische Verbindungen, ganz wie dies durch das Protoplasma der Zellen in höheren und niederen Pflanzen stattfindet. Was die Beziehung des Bathybius zur Kreideformation anbetrifft, so ist diese schon bald nach der ersten Entdeckung der Discolithen und Coccosphären Gegenstand eifriger Untersuchungen von Seiten der Geologen gewesen und hat man in der That in der weißen Kreide Körperchen gefunden, welche mit den verschiedenen Hartgebilden des Tiefenprotoplasma's identisch sind und keinen geringen Antheil an ihrer Zusammensetzung nehmen, so daß der Schluß, den man hieraus auf die Rolle des Bathybius in der Bildung jenes verbreiteten Gesteines der Kreideformation gezogen hat, seine gute Berechtigung besitzt und auch der Rückschluß auf noch heute in der Tiefe des atlantischen Oceans fortgehende Kreidebildung zum wenigsten als wohlbegründete Annahme gelten darf*). Bewähren sich, wie zu erwarten steht, alle die Thatsachen, auf welche diese Folgerungen sich stützen, so wird man nicht zweifeln können, daß zu allen Zeiten, in denen Bathybius vorkam mehr oder weniger ausgedehnte Kreidelager entstanden sind, daß ihre Entstehung niemals unterbrochen war und da der atlantische Ocean seit der Kreideformation zum großen Theile Meer gewesen zu sein scheint, so ist die Hypothese Thomsons und Carpenters von einer ununterbrochenen Fortdauer der Bildung dieses Gesteins seit der Ablagerung der genannten Formation bis auf den heutigen Tag wenigstens keine unwahrscheinliche.



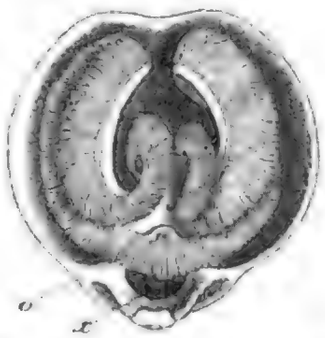
a Pontacrinus Caput medusae. b Kelchscheibe desselben von oben, die Arme abgeschnitten.

Dem oben Gesagten fügen wir hinzu, daß die Existenz des Bathybius in weiten Strecken des atlantischen Oceans (über Flächen von 200 und mehr englischen Meilen) nachgewiesen ward und daß die Schleppnetze fast allenthalben von ihm erfüllt wurden.

Fast mehr Aufsehen als dieser so eigenartige, lebendige Tiefenschleim haben die Funde verschiedener Thierarten gemacht, welche zum großen Theil ausgestorbenen Familien angehören und offenbar nur in diesen Tiefen die Be-

*) In einem Briefe des Münchener Geologen Gümbel an Huxley, der in der Zeitschrift „Naturo" (28. April 1870) abgedruckt ist, wird der große Antheil, den die Coccolithen an der Zusammensetzung der Kreide nehmen, bestätigt. Derselbe schreibt u. A.: „In Kreide aus Palästina überzeugte ich mich in der unzweifelhaftesten Weise von der Zusammensetzung der kalkigen Masse aus Coccolithen neben Foraminiferen und dergl. längst bekannten Organismen". Auch in Kalksteinen älterer, selbst der silurischen Formationen glaubt er coccolithenartige Gebilde erkannt zu haben.

dingungen fanden, unter denen sie sich im Kampf ums Dasein konserviren konnten; aber nach den Thatsachen, die bis jetzt über diesen Gegenstand vorliegen, scheint es, als ob man die Bedeutung dieser lebenden Fossilien, wie man derartige vereinzelt aus der Vorwelt herüberragende Formen treffend bezeichnet, übertrieben hätte. Wir kennen noch manche andere Lokalitäten, in denen sich einzelne Arten oder sogar Familien auf der Organisationsstufe, die sie bereits in der Kreide- oder Jura- oder Steinkohlenzeit erstiegen hatten, erhielten; wir denken an die Süßwasser, in denen allein sich lebende Trümmer der einst so mächtigen Ganoidfische heute noch finden, in denen höchst primitive Coelenteraten- und Wurmformen fortleben, während ihre meerbewohnenden Genossen sich längst zu höherer Ausbildung entwickelten, die endlich die lebenden Reste der niederen Amphibien bewahren. Aehnlich wie diese Lokalitäten gewissermaßen Asyle darstellen, so mag auch die Meerestiefe den zerstörenden und gleichzeitig weiterbildenden Einfluß des Kampfes ums Dasein abschwächen und es mögen also in ihr sich Formen erhalten, die an allen andern Orten längst ausgestorben sein würden. Etwas Neues liegt hierin keineswegs, aber da dieses ganze große Gebiet des Seebodens noch kaum untersucht ist, so darf man allerdings mit Sicherheit große Bereicherungen unserer Kenntniß ausgestorben geglaubter Geschöpfe erwarten. Bis jetzt ragt unter diesen besonders der zuerst von Sars bei den Lofoten, später auch auf der amerikanischen Seite des atlantischen Meeres gefundene Rhizocrinus*), eine Seelilie aus einer vorwiegend im Jura und in der Kreide vertretenen Familie, die Haplophyllia paradoxa, eine Koralle aus der sonst völlig fossilen Gruppe der Rugosa, von Pourtalès in der Tiefe des Golfstromes entdeckt, einige Arten der merkwürdigen muschelartigen Brachiopoden oder Armfüßer, die in der Jetztwelt so spärlich, in den alten Formationen dagegen in überwuchernder Massenhaftigkeit — sie bilden z. B. im Jura, mehr noch in der Kohlen- und Devonformation fast überall die häufigsten fossilen Vorkommnisse — vertreten sind; unter ihnen ist Terebratula Caput serpentis (s. d. Abbildung) bereits in der Kreideformation



Rückenklappe von Terebratula Caput serpentis.
o Mund. x Darmkanal.

aufgetreten. Oculina, eine Koralle, dann verschiedene Schwämme werden ebenfalls als ausgestorbenen Typen naheverwandt angeführt und sind vom Schleppnetz zu Tage gebracht worden. Neuerdings haben amerikanische Blätter (Sillimans Journal 1870, S. 129) die Auffindung einer Cystidee, einer Art der schon seit der Silurformation vom Schauplatz des Lebens abgetretenen merkwürdigen Seelilienfamilie, angezeigt; dies würde, wenn sich die Nachricht bewährt, der interessanteste aller dieser Funde sein, die man bisher gemacht hat. Von eingehenderen Berichten über die Tiefenbewohner, welche auf den im Laufe der letzten Jahre wiederholt stattgehabten Expeditionen behufs Anstellung von Tiefseeuntersuchungen gesammelt wurden, liegt besonders eine Darstellung der Korallen von der Hand des auf diesem Gebiete sehr thätigen Professors Duncan vor; ihr zufolge finden sich unter 12 Arten der in der Nähe der Faröer gedraggten Korallen 5, die seit der früheren Tertiärzeit existiren, und 3, welche auch bei Florida und Cuba vorkommen. Er findet in den Thatsachen, die diese Organismen an die Hand geben, keine, welche die Hypothese von der Fortdauer der Kreideformation auf dem Boden des atlantischen Meeres, soweit die thierische Bevölkerung in Frage kommt, erfordern würde. Diese Hypothese kann sich bis jetzt nur auf die Bildung des Gesteines beziehen, und in diesem Gesteine werden heute Thierreste begraben, die von denen, welche die Kreideformation umschließt, weit verschieden sind; immerhin ist es möglich, daß die fortgesetzte Durchforschung des Meerbodens unter den aus-

*) Ein naher Verwandter des schon früher aus der Tiefe des atlantischen Oceans erhobenen und nebenstehend abgebildeten Pentacrinus; es ist dieser letztere im Grunde ein noch bedeutsamerer lebender Zeuge vorweltlicher Schöpfung als der oben genannte Rhizocrinus, insofern sein und seiner Verwandten Blüthezeit beträchtlich weiter zurück als die des letzteren, nämlich in die ältere Juraperiode fällt und er eines der für jurassische Schichten charakteristischsten Fossile repräsentirt, wie denn im Lias (unterer Jura) sogar eine eigene „Pentacrinus-Zone" unterschieden zu werden pflegt. Jetzt ist er freilich nur noch ein dürres Aestchen des einst so mächtigen uralten Baumes der Seeliliengruppe, und leider bedürfte es nur einiger nicht einmal sehr ausgedehnter Niveausenkungen in dem von ihm bewohnten Areal, um ihn mit seinen längst ausgestorbenen Genossen sich in todtem Gestein vereinigen zu sehen. —

gestorben geglaubten Thieren vorzüglich Verwandte der Kreidefauna zu Tage bringe, es ist das sogar eine Möglichkeit, die nahe liegt, die aber bis jetzt nicht nachgewiesen ist, und man kann einstweilen nur die petrographische, nicht aber die paläontologische Fortdauer dieser Formation statuiren.

Eines der werthvollsten Ergebnisse der Tiefseeforschungen besteht endlich in dem Nachweis, daß außerordentlich verschiedene klimatische und petrographische Zustände auf dem Meeresgrund an nicht weit von einander gelegenen Oertlichkeiten zu herrschen vermögen. Man fand in 500—600 Faden Tiefe in der Nähe der Faröerinseln eine kalte Region, die von einer warmen in der Weise umgeben war, daß zwischen ganz nahe liegenden Punkten die Differenz der Temperatur bis zu 9° C. stieg; entsprechend diesem Unterschiede war die erstere von entschieden arktischen, die andere von den gewöhnlichen atlantischen Thieren dieser Gegend bewohnt, und da der Boden der wärmeren Region mit kreideartigem Schlamm und Bathybius, der der kälteren mit Sand und Steinen bedeckt ist, so müssen hier Schichten sich bilden, welche der Gesteinsbeschaffenheit und den in ihnen eingeschlossenen Resten organischer Wesen nach so von einander abweichen, daß es einst schwer werden wird, ihre Gleichalterigkeit zu begreifen. Es springt die Bedeutung dieser Thatsache — der ohne Zweifel zwei verschiedene Strömungen zu Grunde liegen — in die Augen, wenn man an die silurischen Kolonien und an ähnliche Befunde in der geologischen Schichtenreihe denkt, denn was hier sich bildet, wird den Geologen der Zukunft (einer sehr fernen Zukunft!) als eine Kolonie arktischer Thiere mitten in der Kreidebildung der gemäßigten Zone erscheinen. Uebrigens wird auch dieses Verhältniß durch weitere Erhebungen aufzuklären sein, da die genauere Erforschung der Strömungen und der angesiedelten Thierarten sicher noch interessante Thatsachen ergeben wird; man wird besonders auch zu untersuchen haben, ob der Mangel des Bathybius auf dem kalten Areal eine Wirkung der niedreren Temperatur ist, denn es ist wichtig, zu wissen, ob die von ihm ausgehenden Gesteinsbildungen nur in gewissen Klimaten stattfinden können. Fritz Ratzel.

Neue Bücher.

Zoologie, Handbuch der, von B. Altum und H. Landois. Freiburg, Herder.

Botanik.

Die Bewegungen der Schleimpilze. Die eigenthümlichen Schleimpilze oder Myxomyceten, deren Entwicklungsgeschichte zuerst von de Bary genauer erforscht wurde, unterscheiden sich von den übrigen Pilzen sehr wesentlich dadurch, daß aus ihren Sporen keine Keimschläuche, sondern vielmehr Schwärmer hervorbrechen. Die keimende Spore schwillt an, ihre Membran reißt auf und der Protoplasmakörper quillt oder kriecht langsam aus der Oeffnung hervor. Sein Umriß beginnt dann sich undulirend zu bewegen und unter Austreiben und Wiedereinziehen spitzer Fortsätzchen streckt er sich zu einem länglichen Körper, der, den Schwärmsporen der Algen ähnlich, schaukelnd im Wasser sich fortbewegt. Der Schwärmer kann aber auch nach Art der Amöben kriechen und von dieser Bewegungsform wieder in die hüpfende übergehen. Nach einiger Zeit beginnt er sich durch Zweitheilung zu vermehren, und zwar, wie aus der in manchen Aussaaten enorm wachsenden Menge zu schließen ist, mehrere Generationen hindurch. Die weitere Entwicklung der Schwärmer besteht darin, daß sie sich zu größeren beweglichen Schleimkörpern, Plasmodien vereinigen. Letztere bewegen sich lange Zeit in der mannichfachsten Weise; sie senden lange Fortsätze aus, ziehen andere ein, umfließen fremde Körper, trennen sich in mehrere Theile durch Bildung langer fadenförmiger Brücken, die durch Abfließen des Plasma's nach entgegengesetzten Seiten sich immer mehr verdünnen, bis sie zerreißen; umgekehrt verfließen wieder zwei getrennte Plasmodien völlig mit einander. Dieses Spiel der Plasmodien dauert längere Zeit fort, bis sich aus ihnen die Fruchtkörper, die Sporangien bilden. Die eigenthümlichen amöbenartigen Bewegungen der Plasmodien bieten noch manches Räthselhafte dar, de Bary hatte gelegentlich beobachtet, daß sich die Plasmodien ebenso gut in horizontaler

und etwas geneigter Richtung bewegen wie vertikal nach oben und nach unten; in mehr direkter Weise hat aber kürzlich Rosanoff (Mém. soc. imp. d. sc. nat. de Cherbourg) die Beziehungen zwischen der Schwerkraft und den Bewegungen wie der Gestalt der Plasmodien von Aethalium septicum zu ermitteln gesucht. Er gelangte gleich bei den ersten Beobachtungen, die er in einem Treibhause anstellte, zu der Ueberzeugung, daß die Richtung der Bewegung und die äußern Formen der Plasmodien von der Wirkung der Gravitation bestimmt werden und daß das Protoplasma, wenigstens in der Form der Plasmodien von dieser Kraft in ganz anderer Weise beeinflußt werde als leblose Substanzen von derselben Konsistenz.

Die Plasmodien von Aethalium septicum leben nämlich während der ersten Periode ihrer Entwicklung zwischen halb faulen Blättern und Rinden als ein Netz gelber Substanz, welches sich nach und nach in den oberflächlichen Schichten zu einem dichtern Faden zusammenzieht und schließlich intensiv gelbe Klumpen bildet, die fester werden und sich in braune Fruchtkörper umwandeln. Befindet sich nun da, wo das Plasmodium erscheint, irgend ein hoher und genügend feuchter Gegenstand, z. B. ein Blumentopf, so sieht man die Substanz des Plasmodiums an diesem Objekt in die Höhe steigen bis zu dem Moment, wo sie zum Fruchtkörper erstarrt. Sehr häufig erschienen die Plasmodien an der Oberfläche der Rinden, hüllten einen in der Nähe stehenden Blumentopf von allen Seiten ein, stiegen an seiner äußern Wand in die Höhe und breiteten sich endlich über die Erde, welche er enthielt, aus. So wie die Masse den Stamm der Pflanze, die in dem Topfe wuchs, erreichte, häufte sie sich an demselben an und bedeckte ihn nach und nach mit einer gelben Hülle auf eine Länge von 1 — 1½' von der Basis an. Hierauf sammelte sich diese gelbe schleimige Masse des Plasmodiums in der Nähe des obern Endes und ging in den Fruchtkörper über. Rosanoff sah auch die dicke Masse eines Plasmodiums, welches eine geneigte Fläche bedeckte, sich spalten, wobei sich an ihrer ganzen Fläche eine große Menge senkrechter Zweige bildete, die nahe bei einander eine Länge von zuweilen ¾" erreichten.

Die Plasmodien von Lycogala epidendron entwickeln sich in der Regel auf der Rinde von Baumstümpfen und ihre Früchte erscheinen auf den Rändern der Schnittfläche. Es ist also klar, daß die Masse des Plasmodiums sich nach den höchsten Theilen des Substrats hin bewegt und diese auch erreicht, wenn sie sich nicht in den Fruchtkörper verwandelt, bevor sie den ganzen Weg zurückgelegt hat.

Zur Erhaltung der Bewegungsfähigkeit des Plasmodiums ist eine mäßig hohe Temperatur und gleichmäßige Feuchtigkeit des Substrats in seiner ganzen Ausdehnung unerläßlich. Sollte ein Plasmodium von einem Stückchen Rinde aus an einem mit der letzten verbundenen feuchten Faden in die Höhe kriechen, so zog es sich jedes Mal auf die Rinde zurück, wenn der Faden austrocknete, und kroch regelmäßig wieder an dem Faden in die Höhe, wenn dieser durch Eintauchen seines freien Endes in Wasser wieder angefeuchtet wurde. Sind die genannten Bedingungen erfüllt, so breitet sich das Plasmodium auf einer horizontalen Fläche gleichmäßig nach allen Richtungen hin aus. An geneigten und senkrechten Flächen hingegen kriechen die Plasmodien in einem oder mehren Zweigen nach oben, so daß die Hauptmasse in fächerartiger Verzweigung stets den höchsten Punkt einnimmt. Wird die Unterlage umgedreht, so daß der früher obere Theil zum untern wird, so verlangsamt sich die Bewegung des Plasmodiums, hört dann auf und nimmt alsbald die entgegengesetzte Richtung nach oben wieder ein.

Es folgt aus allen diesen Beobachtungen, daß die Anziehung der Erde einen richtenden Einfluß auf die halbflüssige Masse der lebenden Plasmodien ausübt, deren Moleküle sich symmetrisch zur Senkrechten anordnen, und daß sie das Bestreben haben, sich so weit wie möglich vom Erdmittelpunkt zu entfernen. Man hat keine Gründe, sagt Rosanoff, an der morphologischen und physiologischen Identität der Plasmodien mit dem Protoplasma der lebenden Pflanzen- und Thierzellen zu zweifeln, und man könnte sich daher für berechtigt halten zu der Annahme, daß das in den Zellen höher organisirter Wesen eingeschlossene Protoplasma auch in Bezug auf die Wirkung der Gravitation den Plasmodien ähnlich sein muß.

Die Bewegungen der Plasmodien sind übrigens keine kontinuirlichen und gleichmäßigen, sie erfolgen vielmehr in Pulsationen. Hat sich an einer Stelle eine Hervorragung des Protoplasma's gebildet, so wird sie zunächst kleiner, dann schwillt sie mehr an, verkleinert sich wieder u. s. f. Indem aber das Zurückweichen stets geringer ist als das Vorrücken, resultirt eine Fortbewegung aus diesen Pulsationen der Plasmodien, deren Dauer und

Größe Rosanoff in einem Fall genau gemessen hat.

Das Reifen der Weintrauben. Ueber die chemischen Veränderungen, welche die Trauben beim allmähligen Reifen erleiden, liegen bis jetzt nur sehr vereinzelte Beobachtungen vor, und Neubauer in Wiesbaden hat deshalb (Landwirthschaftliche Versuchsstationen) diesen wichtigen Prozeß in dem gesegneten Weinjahr 1868 durch eine Reihe von Analysen verfolgt. Als Untersuchungsobjekt dienten österreicher Trauben und Rieslingtrauben und die Arbeit erstreckte sich vom 17. Juli bis 13. Oktober, resp. vom 27. Juli bis 22. Oktober.

Bei der Betrachtung der Tabellen, welche die analytischen Ergebnisse enthalten, fällt zunächst der rapid schnell steigende Zuckergehalt auf. Die unreifen Trauben enthalten kein Amylum und in solchem kann also die Quelle des Zuckers nicht gesucht werden. Der Gehalt an nicht näher zu bestimmenden organischen Stoffen ist zu allen Zeiten der Entwicklung nur gering, und da es Fremy nie gelang, die Pektinkörper in Zucker überzuführen, so müssen wir auch diese von den zuckerbildenden ausschließen. Es bleibt somit nur noch die Cellulose, denn daß die allerdings mit der Reife abnehmende freie Säure, sei dieselbe Aepfel- oder Weinsäure, in Zucker übergeht, ist aus chemischen Gründen höchst unwahrscheinlich. Was aber die Cellulose betrifft, so widersteht sie ja bekanntlich den stärksten organischen Säuren, und außerdem ist ihre Abnahme während des Reifens zu gering, um auch nur annähernd das Material für die Zuckerbildung liefern zu können. Die einzige Möglichkeit wäre, daß die Lebensthätigkeit der Rebe zuerst Cellulose bilde und diese dann in dem Maße, als sie entsteht, in Zucker übergeht. Allein dem widerspricht die große Widerstandsfähigkeit der Cellulose selbst, viel wahrscheinlicher ist es dagegen, zumal wir den Zucker ja nur in den Trauben und in keinem andern Theil der Rebe finden, daß die Beeren ein bis zu einem gewissen Grade selbstständiges Leben führen und die großen Zuckermengen, die wir allmählig entstehen sehen, ein Lebensprodukt der entwickelten Beerenzellen sind. Hiermit steht auch die Thatsache, daß die Traube nicht, wie manche andere Frucht, nachreift, in schönster Uebereinstimmung; der Zucker wird durch einen eignen Chemismus in der Beere selbst gebildet, und stören wir die Ernährung der Zelle durch Knicken der Stengel ꝛc., so hört die Lebensthätigkeit derselben auf.

Die freie Säure erleidet während der Periode des Reifens der Trauben unverkennbar eine absolute Verminderung, damit geht aber eine stetige Zunahme der Mineralbestandtheile Hand in Hand und namentlich wächst der Kaligehalt. Somit ist es höchst wahrscheinlich, daß die ursprünglich in den unreifen Beeren vorhandenen sauren Salze allmählig in neutrale übergehen, wodurch dann die stetige Abnahme der freien Säure ungezwungen erklärt wäre. Hier berühren aber diese Untersuchungen zugleich auch die Praxis. Die ziemlich bedeutende und ununterbrochene Zunahme der löslichen Mineralbestandtheile während der Reifungsperiode wird den Winzer überzeugen, wie absolut nothwendig diese Stoffe, unter denen jedenfalls Kali und Phosphorsäure die erste Stelle einnehmen, für eine möglichst vollständige Entwicklung der Trauben sind. Der Winzer mag sich ernstlichst die Frage vorlegen, ob seine Weinberge mit dem gebräuchlichen Stalldünger allein in genügender Weise mit den absolut nothwendigen Mineralbestandtheilen versehen werden und ob nicht durch eine entsprechende Zufuhr von künstlichem Dünger die Bodenrente durch eine üppigere Entwicklung der Rebe und der Trauben vermehrt werden kann. Bis jetzt hat die künstliche Düngung allein oder in passender Verbindung mit Stalldünger im Rheingau sehr wenig Eingang gefunden.

Das Weinjahr 1868 war durch eine hohe durchschnittliche Sommertemperatur und Regenmangel ausgezeichnet und bestätigte so die Angaben Dellmanns, der die meteorologischen Verhältnisse der Hauptweingegenden vergleichend zusammengestellt und gefunden hat, daß der Wein da am edelsten wird, wo es in der bessern Jahreszeit am wärmsten ist und am wenigsten regnet. Die Riesslingbeeren enthielten nach langer Trockenheit am 17. September 18,4 % Zucker, von da an trat wiederholt Regenwetter ein, dessen Einwirkung sich alsbald deutlich zeigte. Das durchschnittliche Gewicht der Beeren war vom 17.—27. September von 1,4443 Grm. auf 1,7089 Grm. gestiegen und ebenso hatte das Volum von 1,3178 CC. bis zu 1,5649 CC. zugenommen. Die Analyse dagegen zeigte im Procentgehalt eine Zuckerabnahme von 0,95 % und entsprechend eine Zunahme an Wasser von 0,762 %. Die Trauben hatten ihren Höhepunkt erreicht, die Umsetzungen und Veränderungen, welche die Winzer mit „Edelfäule" bezeichnen, erfolgten sehr schnell. Die Trauben verlieren bei diesem Prozeß ihre grünliche Farbe, werden gelb, schließlich braun und bei feuchtem

Wetter stellt sich auch der bekannte Traubenpilz, Botrytis acinorum, massenhaft ein. Dabei platzen wohl auch in Folge von ungünstiger Witterung viele Beeren und verlieren so einen Theil ihres Inhalts.

Im weiteren Verfolg der Prozesse, welche nach erlangter Reife in den Beeren eintreten, fand Neubauer, daß nach der höchsten Entwicklung der (Riesling-) Trauben, die wohl mit Ende September erreicht war, das Gewicht der Beeren von 1,7 Grm. bis zu 1,02 Grm. stetig abnahm, ja bis zu 0,625 Grm. (5. November) fiel. Der Wassergehalt sank in dem einen Fall für 1000 Beeren von 1275 bis zu 756 Grm. Der Zuckergehalt zeigte eine relative Zunahme, doch fand in der Wirklichkeit eine Abnahme statt, denn 1000 Beeren zeigten am 12. Oktober im gesunden grünen Zustande einen Gehalt von 292 Grm., während edelfaule, aber noch gefüllte Beeren desselben Datums 234,6 Grm., geschrumpfte und geschimmelte Auslesebeeren am 23. Oktober nur noch 153,1 Grm. Zucker enthielten. Es hatte also in einem Zeitraum von nur 11 Tagen ein Verlust von 34,7 % des gesammten Zuckergehalts, also von über $^1/_3$ stattgefunden.

Diese Abnahme erstreckt sich nach Verhältniß auf alle Bestandtheile, die Säure sinkt von 11,9 Grm. bis zu 2,5 Grm. und ebenso verringern sich die Albuminate von 3,1 bis zu 2,7 Grm., die Mineralbestandtheile von 7,5 bis zu 5,6 Grm. und die Summe aller löslichen Stoffe überhaupt von 282 Grm. bis zu 185,5 Grm. Diese Verluste werden herbeigeführt durch die Zersetzung, welche die Traube wie jeder Organismus zeigt, der den Kulminationspunkt seiner Entwicklung überschritten hat, und die Pilze, die sich, wie erwähnt, alsbald einstellen, tragen mächtig bei zur Zerstörung des Zuckers, der Eiweißstoffe und der freien Säuren.

Diese Resultate sind von höchster Bedeutung für die Wahl des richtigen Zeitpunktes der Weinlese und sie bilden die wissenschaftliche Bestätigung des Ausspruches eines erfahrenen Weinproducenten, nach welchem die Rieslinglese vorzunehmen ist, wenn die Beeren voll faul sind. Wartet man mit der Ernte bis zur Rosinenbildung, so werden wohl stärkere und dickere, aber bouquetärmere Weine erzielt und der Verlust ist ein bedeutender.

Nekrolog.

Schönheit, Friedrich Christ. Heinrich, ein auch in weiteren Kreisen durch seine „Flora Thüringens" bekannt gewordener Botaniker, † am 28. April zu Singen bei Paulinzella 81 Jahre alt als Pfarrer.

Neue Bücher.

Deutschlands Giftgewächse, in allgemein faßlicher Weise in 72 kolorirten Abbildungen dargestellt, von Ascherson. Berlin, Peiser.

Geschichte der Botanik, zur, von H. Karsten. Berlin, Friedländer.

Inulin, das. Ein Beitrag zur Pflanzenphysiologie, von K. Prantl. München, Kaiser.

Spergel und Seradella, zwei der wichtigsten und ertragreichsten Fruchtpflanzen, von Th. Marold. Leipzig, Wilsferodt.

Mineralogie und Geologie.

Die ältesten Reste organischen Lebens (Eozoon). Die Welt untergegangener Geschöpfe, deren Reste uns die Sedimentärschichten der Erdrinde aufbewahren, bildet nur einen ganz verschwindend geringen Bruchtheil der Wesen, die seit der Zeit, daß Leben aus dem Unbelebten hervorging, die Erde bevölkerten. Das ist eine Thatsache, die zwar nicht weniger unerfreulich ist als jede andere der Schranken, welche dem Drang nach möglichst vollständiger Erkenntniß der Dinge sich entgegenstellen, die aber mit aller Aufmerksamkeit zu würdigen ist, wenn nicht jeder feste Boden den Deutungen der schöpfungsgeschichtlichen Thatsachen entzogen werden soll. Den Theorien über die Schöpfung der Organismen ist von jeher nichts so schädlich gewesen als die falsche Auffassung der den Fossilresten innewohnenden Bedeutung, und die Kluft, mit der hinter der Silurformation jede Spur organischer Wesen abschneidet, ist für eine ganze Anzahl paläontologischer Hypothesen zur Ursache völliger Bodenlosigkeit geworden. Der Punkt, an welchem die Kräfte, welche alle Spuren früheren Lebens zersetzt und unkenntlich gemacht hatten, schwächer geworden waren, an welchem daher die ersten vereinzelten Versteinerungen auftraten, ward als Beginn der Schöpfung lebender Wesen bezeichnet, hier sollte die schaffende Kraft ihr „Werde!" ausgesprochen haben, hier aus dem unbelebten Chaos Pflanzen und Thiere her-

vorgegangen ſein. Dieſer Punkt war es ſtets, den man jedem Verſuch rationeller Erklärung der Schöpfung in erſter Reihe entgegenſtellte. Sollte die Lebewelt aus eigener Kraft, nach inneren Geſetzen, ohne jeglichen Eingriff eines undefinirbaren, wunderwirkenden Schöpfers entſtanden ſein, ſo konnte ſie nicht auf der Stufe begonnen haben, auf der, den älteſten Reſten zu Folge, die Geologie ſie uns zeigt. Ziemlich hoch entwickelte Krebſe, Seeſterne, Seelilien, Weichthiere aus den höchſtorganiſirten Gruppen des Molluskentypus ſtellen ſich als die erſten Zeugen des Lebens in den älteſten, tiefſten Schichten der primordialen, cambriſchen oder unterſiluriſchen Formationen dar. Wären dieſe in Wirklichkeit die erſten, urſprünglichſten Geſchöpfe, ſo wäre hier allerdings jegliche Schöpfungstheorie auf den Grund ihrer Weisheit gekommen und ſtände einer Thatſache gegenüber, die jeder wiſſenſchaftlichen Deutung ſpottete. Nach natürlichen Geſetzen können nur die allerniedrigſten Organismen, jene mikroſkopiſchen Protoplasmaklümpchen (ſ. Ergänzungsblätter Bd. V, S. 697), welche die einfachſten Lebensformen repräſentiren, als aus der todten Maſſe von ſelbſt entſtanden gedacht werden, niemals aber ſo hochorganiſirte Weſen wie Krebſe oder Muſcheln; Ariſtoteles mochte noch glauben, daß Aale in den Sümpfen und Maden in faulendem Fleiſche durch generatio spontanea ins Leben treten — wir würden das heute für unmöglich erklären müſſen, auch ohne die zahlreichen Experimente zu kennen, durch welche Redi, Malpighi und andere Forſcher des 17. und 18. Jahrhunderts die totale Unbegründetheit aller derartigen, ausſchließlich auf mangelhafte Beobachtung gegründeten Annahmen nachwieſen, aus dem einfachen Grunde, weil tauſendfältige Erfahrung uns gelehrt hat, daß ſo hoch entwickelte Formen nichts Anderes als das Reſultat eines ungeheuer langen Entwickelungsganges ſein können. Wenn wir aber die ſpontane Entſtehung höherer Lebeweſen für die Gegenwart leugnen, ſo müſſen wir Gleiches für die Vergangenheit thun; wie weit ſie auch zurückliege, welches Dunkel ſie immer umgebe, die Geſetze, die heute herrſchen, beſtanden auch damals, und hierauf uns ſtützend, glauben wir nicht, daß die Schöpfung des Lebens da begonnen habe, wo die erſten Krebſe, Seelilien und Mollusken auftreten, ſondern nehmen an, daß dieſe, die für uns allerdings die älteſten Zeugen organiſchen Lebens ſind, ihrerſeits ſelbſt Reſultate eines Entwickelungsprozeſſes ſeien, den wir zwar auf Grundlage der Embryologie theilweiſe zu rekonſtruiren vermögen, von dem uns aber kein verſteinerter Reſt aufbewahrt blieb, da die älteſten Schichten in einem Grade, ſei es nun durch Feuer oder auf feuchtem Wege metamorphoſirt ſind, daß die zarten Formen faſt durchaus und überall zerſtört wurden.

Kein vorurtheilsfreier Naturforſcher, ob Darwiniſt oder Antidarwiniſt, zweifelt heute daran, daß in den die älteſten der verſteinerungsführenden Geſteine unterlagernden Schichten, welche verſteinerungsleer ſind, einſt ebenſo wie in den tertiären, juraſſiſchen und ſiluriſchen Ablagerungen Foſſilreſte mancherlei Art begraben wurden. Es gibt Geſteine jüngeren Alters, beſonders in den Alpen, welche an einer Stelle noch Schalen von Belemniten und Ammonshörnern enthalten, an der andern aber in Gneiß verwandelt ſind und hier jeder Spur organiſcher Einſchlüſſe entbehren; wäre nicht die Kontinuität beider Zuſtände ganz klar, ſo würde man ſagen: dieſer Gneiß iſt ein primitives Geſtein, das wohl niemals Foſſilien enthielt. Aber an ähnlichen Fällen mangelt es nirgends und oft genug gehen die verſteinerungsleeren Geſteine durch Zwiſchenſtufen in verſteinerungsführende über, ſo daß eine ſcharfe Grenzlinie zu ziehen unmöglich wird. Die Frage, wie aus letzteren die erſteren entſtehen konnten, iſt allerdings noch vielfach ſtreitig, die alten Gegenſätze des Neptunismus und Plutonismus machen ſich hier geltend, aber, um es zu wiederholen, an der Annahme, daß die alten verſteinerungsleeren Schichten urſprünglich organiſche Reſte enthielten, wird kaum irgend noch an maßgebenden Stellen gezweifelt. Der Stammbaum der organiſchen Weſen, den die Biologie aus der Entwickelungsgeſchichte der jetztlebenden Pflanzen und Thiere, ſowie aus deren Vergleichung (der vergleichenden Anatomie) rekonſtruirt hat, zeigt, daß lange vor der Zeit, aus der das Studium der foſſilen Organismen die älteſten Verſteinerungen zu Tage bringt, Leben auf der Erde exiſtirt haben muß, und da die Erfahrung zahlreiche Belege für die Zerſtörbarkeit ſolcher Reſte an die Hand gibt, ſo ſchließen wir, daß die den verſteinerungsführenden Schichten unterliegenden Gneiße, Thonſchiefer u. dergl. wenigſtens einen Antheil dieſer wohl für immer verlorenen Schöpfungen umſchloſſen haben.

Solche Ueberzeugungen, die auf vollkommen logiſcher Grundlage beruhen, können des nachträglichen Beleges durch Thatſachen entrathen; wir halten ſie gegenüber dem täuſchenden Augenſchein ebenſo feſt, als wir an die Kopernikaniſche

Lehre trotz der scheinbaren Bewegung der Sonne um unseren Planeten glauben. Die Thatsachen der Biologie, die das Vorhandensein vorprimordialer Schöpfungsepochen annehmen lassen, sind Stütze genug; jene Fossilien daher, welche in den bis dahin für versteinerungsleer gehaltenen Schichten gefunden werden, sind zwar sehr erwünscht als Bestätigung der Hypothese, haben aber nicht die Bedeutung, die man ihnen so oft zugesprochen hat; sie sind hinzunehmen als Thatsachen, die man nicht anders erwartet hat, keineswegs aber ist es in der ganzen Entwickelung unsrer einschlägigen Kenntnisse begründet, daß man sie glorificirt, als wären sie eine der tragenden Säulen der Entwickelungstheorie der Schöpfung und daß man sich um sie mit einer Wichtigkeit streitet, als hinge das Schicksal der ganzen Arbeit, die die neuere und neueste Zeit auf schöpfungsgeschichtlichem Gebiete geleistet hat, an ihrer Existenz und Anerkennung. Immerhin verdient die Geschichte der Meinungen, die sich über sie gebildet und zuletzt einigermaßen geklärt haben, an diesem Orte eine kurze Uebersicht, da sie keinen kleinen Raum in der wissenschaftlichen Tagesgeschichte unserer Zeit eingenommen und allenthalben lebhaftes Interesse hervorgerufen hat; wir wollen im Folgenden besonders die Beweise für und wider die organische Natur des Eozoon, die Ansprüche der organischen Natur an den Graphit, endlich einige neuere Fingerzeige für das Dasein vorprimordialen thierischen Lebens zusammenstellen.

Das Eozoon ist zuerst bei der Versammlung britischer Naturforscher zu Bath (1865) auf die wissenschaftliche Tagesordnung gesetzt worden. Sir W. Logan, der um die paläozoische Geologie hochverdiente Direktor des Canadian Geological Survey, machte nämlich bei dieser Gelegenheit die Mittheilung, daß einer der Paläontologen der canadischen Landesaufnahme, Dr. Dawson in Montreal, große Mengen fossiler Rhizopoden*) in den sogenannten Laurentiusschichten gefunden habe, er legte Proben der für die Meisten erstaunlichen Funde vor und übergab solche auch dem Mikroskopiker und vortrefflichen Rhizopodenkenner W. B. Carpenter, demselben, der sich neuerlichst durch die Tiefseeforschungen in weiteren Kreisen einen Namen gemacht hat. Letzterer veröffentlichte im gleichen Jahr die Ergebnisse seiner Untersuchungen, welche nicht allein in vollständiger Uebereinstimmung mit denen Dawsons waren, sondern diese noch in willkommener Weise ergänzten. Kurz darauf folgten Entdeckungen des gleichen Fossils durch Gümbel in Bayern, durch Hochstetter in Böhmen, durch verschiedene Geologen in Irland und den Vereinigten Staaten, und sowohl die Angaben über geologische Lagerung als über innere Struktur und äußere Eigenschaften des merkwürdigen Fossils, das je nach den Fundorten als Eozoon canadense, E. bavarienm ꝛc. benannt ward, zeigten sich in den wesentlichsten Punkten übereinstimmend.

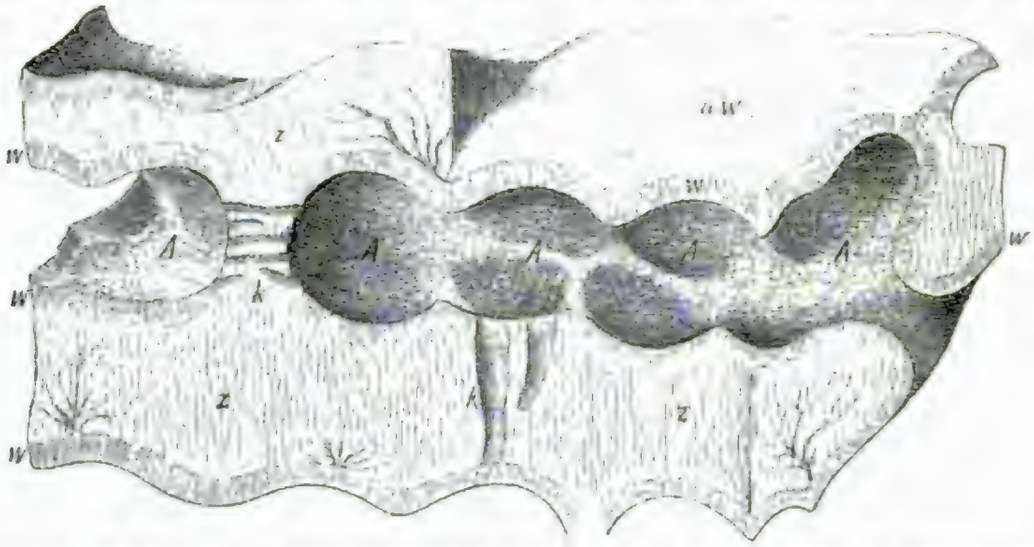
In der geologischen Reihenfolge liegen die Schichten, aus denen das Eozoon gewonnen ward, weit unter allen versteinerungsführenden, sie gehören zu den ältesten der geschichteten Gesteine und bestehen vorzüglich aus Gneiß, einem der sogenannten Urgesteine, das in seiner Zusammensetzung aus Feldspath, Quarz und Glimmer mit dem Granit übereinstimmt, sich aber durch seine Struktur bestimmt von diesen unterscheidet. Wechsellagernd mit dem Gneiß finden sich Thonschiefer und in geringerer Menge andere Gesteine, von welchen hier vorzüglich die Kalksteine in Betracht kommen, da sie es sind, welche das Eozoon umschließen. Gewöhnlich faßt man diese ganze unter den ältesten der fossilführenden Schichten liegende Formation als Urformation, Urgneißformation zusammen; von ihrer Mächtigkeit mag die Berechnung Logans, der zu Folge ihre senkrechte Entwickelung kaum geringer ist als die der gesammten sie überlagernden silurischen, devonischen, steinkohlenführenden, triassischen, jurassischen, der Kreideformation angehörigen, der tertiären und recenten Schichten eine Vorstellung geben. Sie wird in Canada in drei Abtheilungen geschieden, die man als Huronian, Upper Laurentian und Lower Laurentian benannt hat; in den Kalksteinen der letzteren, der untersten Schicht findet sich das Eozoon.

Schon auf den ersten Blick fallen manche der körnigen Kalke (Marmore) der unteren Laurentiusgruppe durch grünliche Einsprengungen in ihrer weißen Masse auf; nähere Betrachtung zeigt, daß dieselben durch Beimengung von Serpentin oder serpentinartigen Mineralien gebildet

*) Die Rhizopoden gehören zu den niedrigstorganisirten Wesen, da ihr Leib bloß aus ungeformtem Protoplasma besteht; ihren Gehäusen oder Schalen nach, welche in großer Mannichfaltigkeit vorkommen und aus Kieselsäure oder kohlensaurem Kalk gebildet sind, möchte man sie für höhere Thiere halten, während es in Wirklichkeit zweifelhaft ist, ob man sie zu den Pflanzen oder Thieren zu stellen habe. Ein Hauptmerkmal dieser Gehäuse bieten zahlreiche feine Poren, die ihre Wände perforiren und zum Durchtritt der zarten fadenförmigen Ausläufer dienen, welche der Protoplasmaleib nach außen sendet.

ſind und oft genug in regelmäßigen Zwiſchenräumen wiederkehren, ſo daß eigenthümliche leiterartige Zeichnungen entſtehen, wie ſie rein mineraliſchen Gebilden höchſtens einmal zufällig, niemals aber mit der Beſtändigkeit zukommen können, mit der ſie in ſo manchen der erwähnten Kalkſteine auftreten. Die Vermuthung, daß ihnen irgend ein organiſcher Reſt zu Grunde liege, machte ſich bereits 1857 bei Sir W. Logan geltend und ward dann, wie erwähnt, ſieben Jahre ſpäter durch Dawſons und Carpenters Arbeiten beſtätigt. Was dieſe über die Eigenſchaften des Eozoon feſtzuſtellen vermochten, iſt in Kürze Folgendes:

Die Betrachtung der fraglichen Gemenge von weißem Marmor und Serpentin zeigt häufig eine Anzahl übereinanderliegender Serpentineinſprengungen, welche durch Querlamellen aus Kalkſtein von einander geſchieden werden, meiſt aber nur auf eine kurze Strecke dieſe regelmäßige Anordnung beibehalten, um bald in ein unordentliches Gemenge beider Subſtanzen überzugehen. Die Größe eines ſolchen Gebildes iſt durchſchnittlich bedeutend und nicht ſelten breitet daſſelbe ſich auf einem mehr als einen Fuß im Quadrat meſſenden Raume aus. Entfernt man durch Maceration mit Säure die Kalkzwiſchenlagerungen, ſo bleiben die Serpentineinſprengungen als zuſammenhängende Maſſe zurück und erinnern ſofort an die Kieſelausfüllungen mancher Rhizopodengehäuſe, wie man ſie in verſchiedenen Formationen findet; aus einem derartig decalcificirten Eozoon läßt ſich auf die urſprüngliche Struktur ſo viel ſchließen, daß eine Reihe abgerundeter Kammern von Kalkwänden umſchloſſen eine Kette bildete, deren einzelne Glieder durch ziemlich große Oeffnungen untereinander kommunicirten; an der Baſis regelmäßig aufeinanderfolgend, wurde gegen die Spitze hin das Wachsthum unordentlicher, ſo daß die Kammern, wie es bei einer großen Zahl lebender und foſſiler Rhizopoden der Fall, ohne ſichtbare Ordnung zuſammengehäuft waren. Was ſo die Unterſuchung mit bloßem Auge ergab, zeigte dann auch die mikroſkopiſche Erforſchung in mehr oder minder großer Beſtimmtheit. Die Serpentinſtücke erwieſen ſich als Ausfüllungen der Hohlräume der Kammern, die zwiſchenlagernden Kalktheile als Reſte der ſchon von Anfang an aus kohlenſaurem Kalk beſtehenden Schale. Wie bei allen Rhizopoden war auch hier die Schale mit feinen Poren verſehen, durch welche die zarten Fortſätze des Sarkode- oder Protoplasmakörpers nach außen geſandt wurden, und wie die Kammerhohlräume, ſo waren auch dieſe Poren mit Serpentin erfüllt. So innig ſchloß ſich das kieſelige Mineral den Kalkwänden an, daß Carpenter zur Anſicht gelangte, es ſei daſſelbe nicht erſt nach dem Tode des Thieres durch Infiltration in die Schale gelangt, ſondern vielmehr in dem Protoplasmakörper ſelbſt durch irgend eine chemiſche Umſetzung entſtanden. Beiſtehende Abbildung iſt Carpenters Bericht, den er im „Intellectual Observer“ 1865 (S. 278—302) mittheilte, entnommen und zeigt, wie dieſer vortreffliche Kenner lebender und foſſiler Rhizopoden das Eozoon auffaßt.



Eozoon canadense. Schematiſcher Aufriß (nach Carpenter). AAA Wohnkammern des Rhizopoden, aus verſchiedenen, theils frei kommunicirenden, theils durch Kanäle (k) verbundenen Kammern beſtehend. w Vorendurchbohrte Kammerwände. z Zwiſchenraum der Wohnkammern. aw Außenſeite der Kammerwände.

Ueberſchaut man Sämmtliches, was ſeit der erſten Entdeckung über die organiſche Natur des Eozoon beigebracht worden iſt, ſo ſind die zwei im Vorhergehenden markirten Punkte: 1) die regelmäßige Uebereinanderlagerung der

Serpentinausfüllungen, 2) die Poren in dem für einen Rest der Schale gehaltenen Theil des Kalkes, stets die wichtigsten Beweise dafür gewesen, daß man es hier nicht mit einem Produkte chemischer Zersetzung oder mechanischer Infiltration, sondern mit dem Reste eines organischen Wesens zu thun habe. Einige Forscher, zuerst die Dubliner Professoren King und Rowney, haben sich gegen die organische Natur des Eozoon erklärt. Ihr Hauptargument lag aber immer nur in vereinzelten Nachweisen, z. B. daß die sogenannten Porenausfüllungen oft nichts Anderes seien als stäbchenförmig zerklüftete, infiltrirte Kieselmassen, daß eozoonartige Einsprengungen von Serpentin in Kalkstein nicht selten ohne die Eigenschaften auftreten, auf die man die organische Natur dieses Gebildes begründe, daß manche der Beobachtungen, welche die Mikroskopiker gemacht haben wollen, nicht stichhaltig seien u. s. f. Solche Einwände sind durchaus ohne Kraft gegenüber der jetzt allgemein zugegebenen Thatsachen, daß jene regelmäßige Anordnung der Einsprengungen stets das am häufigsten wiederkehrende Vorkommen ist, daß nicht nur Serpentin, sondern auch Pyroxen und selbst Kalkstein dasselbe zu bilden vermögen, daß die Porenausfüllungen in der Mehrzahl der Fälle deutlich gerundete, zarte, theilweis undulirende Fäden, keineswegs aber, wie wohl in einigen Fällen vorkommen mag, Krystalle darstellen. Die Beweisführung der Gegner der organischen Natur des Eozoon bestand durchgängig in dem Nachweis, daß die einzelnen Charaktere des vermeintlichen Fossils unter Umständen auch in Folge unorganischer Prozesse auftreten könnten und daß speciell einige der feineren Verhältnisse, wie Kanalsysteme u. dergl., die von Manchen etwas vorschnell als Eigenschaften des Eozoon in Anspruch genommen wurden, viel wahrscheinlicher mineralischen als organischen Ursprungs seien. Sicher sind diese Einwürfe im Einzelnen berechtigt, denn da die Grenze zwischen organisch und unorganisch hier kaum zu ziehen, ist Täuschung auf Schritt und Tritt nahe gelegt. Wissen wir doch aus den oft bis ins Detail moosähnlichen Dendriten, den Moosachaten u. dergl. zu gut, wie die Natur die Formen des Lebens im todten Material nachzuahmen versteht! Aber gegenüber dem Komplex von Eigenschaften, der eben für ein wohlentwickeltes Eozoon charakteristisch ist, fallen diese vereinzelten Nachweise nicht ins Gewicht. Wo wir in körnigem Kalk den leiterartigen Einsprengungen begegnen mit ihren regelmäßigen Zwischenlagerungen von Kalk und wo das Mikroskop in denselben unabänderlich die runden, fadenförmigen, gewundenen und geschlängelten Porenkanäle aufzeigt, da haben wir es mit Erscheinungen zu thun, deren gleichartige Ausprägung auf gleichartige Ursache hindeutet, und zwar in diesem Falle auf eine organische Grundlage. —

Graphit ist in denselben Formationen, in denen Eozoon häufig ist, d. h. in den Urgneiß- und Urthonschieferformationen in großen Massen verbreitet, meistens jedoch nicht genügend rein, um bergmännischen Betrieb zu lohnen, weshalb nur die reichsten Lager wie die von Cumberland, Sibirien, Canada, Böhmen und Bayern allgemeiner bekannt sind. In Canada ist nach Dawsons Schätzung der Kohlenstoff in Form von Graphit nicht weniger massenhaft vorhanden, als er es anderwärts in Form von Steinkohle, Braunkohle ꝛc. ist; oft durchsetzt er große Gneiß- und Glimmerschieferlager, indem er in zarten Blättchen das gesammte Gestein erfüllt, öfter noch bildet er größere und kleinere Nester, Stöcke und Gänge, immer aber ist sein Vorkommen räthselhaft und seine Entstehung schwer zu begreifen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß er ursprünglich kohlenstoffhaltige organische Materie war, die durch nicht näher bekannte Ursachen in den Zustand von Graphit übergeführt ward. Es liegen Gründe vor, die diese Ansicht zu einer annehmbaren Hypothese machen. In erster Reihe ist jede gewöhnliche Kohle durch Erhitzung in sauerstoffleerem Raume in Graphit zu verwandeln, dann aber fehlt es in der Natur nicht an Beispielen von positiv nachweisbarer Verwandlung vegetabilischer Reste in Graphit und wir kennen z. B. aus der nordamerikanischen Devonformation Nadelholzstämme, der Gattung Dadoxylon angehörig, in denen die Zellwände des Gewebes in Graphit übergegangen sind, während Quarz und Kalkspath die Zellräume ausfüllen. Einige wollen auch organische Faserstruktur im Graphit erkannt haben, was indeß immer nur ein sehr schwaches Indicium ist, da Faserstrukturen — wir erinnern an Asbest, Zeolith u. dergl. — im Mineralreich sehr verbreitet sind. Wichtiger ist der Umstand, daß der in jüngeren Schichten als Stein- und Braunkohle und als Bitumen auftretende Kohlenstoff gerade in den dieser Produkte entbehrenden Urgesteinen am allerhäufigsten vertreten ist; jene kohlenstoffreichen Substanzen der jüngeren Formationen sind unstreitig organischen Ursprungs, warum sollte dasselbe nicht mit dem Graphit, der oft fast voll-

kommen aus Kohlenstoff besteht, der Fall sein? Man muß in der That gestehen, daß diejenige Erklärung der Graphitbildung, die sich auf die Annahme organischen Ursprungs stützt, die plausibelste ist. Ist sie aber auch auf den Graphit anwendbar, der in Meteorsteinen auftritt? Das muß die Zukunft lehren, denn eben dieser meteorische Kohlenstoff ist einstweilen der einzige dünne Faden, an dem die Möglichkeit hängt, von außertellurischem Leben mehr als eine dunkelste Ahnung zu erlangen.

Ganz schwach sind die Beweise für organisches Leben in der Zeit der Urgneißformation, welche man aus wurmförmigen Spuren, aus runden Höhlen und Gängen, wie sie von bohrenden Seethieren gemacht werden, aus undeutlichen, scheinbar muschel- oder wurmgehäuseartigen Gebilden hat ersehen wollen. Man kann eine entfernte Möglichkeit nicht ableugnen, wird aber die Wahrscheinlichkeit nicht zugeben. Einzig beweisend sind nur wirkliche, unzweifelhafte Reste des Thieres oder der Pflanze selbst und hier bleibt Eozoon für jetzt in der ersten Reihe stehen, da es trotz aller chemisch-mineralogischen Bemäkelungen als Schale, respektive Schalenausfüllung angesprochen werden muß und als solche in Wahrheit den ältesten Zeugen organischen Lebens auf unserem Planeten darstellt.

Fritz Ratzel.

Die Kalisalze von Kalusz in Galizien. Wir berichteten vor etwa 2 Jahren (Ergänzungsbl. Bd. III, S. 754) über die Entdeckung eines mächtigen Kalisalzlagers bei Kalusz in Galizien, welches seines Gleichen nur in dem Staßfurter Vorkommen hat. Weitere, von Margulies, dem Entdecker des Sylvinlagers, unternommene Aufschlußbauten haben nun aber nach einer Mittheilung von Hauer (Jahrb. d. k. k. geolog. Reichsanstalt) das Vorhandensein eines Lagers von Kainit nachgewiesen, welches bezüglich seiner Mächtigkeit das Vorkommen von Sylvin weit übertrifft und für die industrielle Ausbeutung noch günstigere Chancen bietet als Staßfurt.

Das Lager war vor Jahresfrist in zwei Horizonten aufgeschlossen, in deren einem die Mächtigkeit über 70, im andern über 80′ beträgt. Es bildet eine kompakte Masse ohne jedes auch noch so kleine Zwischenmittel von Steinsalz oder Thon und enthält nach einer mit großer Sorgfalt aus dem Gesammtvorkommen in beiden Horizonten genommenen Durchschnittsprobe

schwefelsaure Magnesia	30,01
Chlorkalium	29,46
Chlornatrium	20,67
Chlorcalcium	1,27
	81,44

Danach bildet die Masse ein Gemenge von Kainit, Sylvin und Steinsalz, in welchem der Kainit ($KCl+2[MgO.SO_3]+6HO$) 61,77 %, der Sylvin 10,8 % und das Steinsalz 20,67 % beträgt, während noch 5,65 % Thon, Chlorcalcium und Spuren einer Eisenverbindung beigemengt sind.

Der reine Kainit enthält 30,03 Th. Chlorkalium und somit ist das Kaluszer Lager fast so kalireich wie das Mineral selbst, es übertrifft darin das Staßfurter Vorkommen, da der Karnallit, welcher dort überwiegt, nur 26,88 Th. Chlorkalium enthält und die Karnallitschicht überdies in bedeutendem Maße mit Steinsalz und andern Mineralien verunreinigt ist. Diese letzteren unterscheiden das Staßfurter Vorkommen so sehr wesentlich von dem Kaluszer, wo ganz specielle Bedingungen die Bildung von nur drei Salzen (Sylvin, Kainit und Steinsalz) veranlaßt haben müssen. Das mächtige Vorkommen von Kainit in Kalusz vergrößert diese Verschiedenheit noch bedeutend. Die Bildung dieses Minerals aus einem Gemisch von Steinsalz, Chlorkalium und schwefelsaurer Magnesia ist sehr auffallend, da unter allen bekannten Verhältnissen aus einer Lösung jener Salze das schwer lösliche Doppelsalz von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurer Magnesia bis zur fast vollständigen Erschöpfung der Lösung an Schwefelsäure herauskrystallisirt. Auf dieses Doppelsalz verarbeitet man bis jetzt auch den Kainit, weil sich dasselbe gut zur Potaschengewinnung nach dem Leblancschen Prozeß eignet. Indeß ist die Methode wenig befriedigend, sie liefert von den 15,45 % Kalium des Rohkainits im günstigsten Fall nur 9,8 %, so daß 5,6 % Kalium, entsprechend 10,6 % Chlorkalium aus der Mutterlauge abzuscheiden bleiben. Dies kann nach der in Staßfurt erprobten Methode geschehen, ein minder komplicirter Prozeß würde aber für die junge Industrie von größter Wichtigkeit sein.

Neue Bücher.

Conchylien. Die Land- und Süßwasser-Conchylien der Vorwelt. Von F. Sandberger. 1. Heft. Wiesbaden, Kreidel.

Vulcane, Mineralogie derselben, von G. Landgrebe. Cassel, Luchhardt.

Volkswirthschaft.

Der amerikanische Socialismus. — Die verflossenen paar Jahre haben in Frankreich, dem alten Hauptschauplatz der socialistischen Ideen, eine Aufregung gezeigt, welche lehrt, daß die Aera der socialen Perspektiven wieder auf frische Zuversicht deutet. Im Wellenschlage des sich hebenden und sinkenden Enthusiasmus ist jetzt offenbar wieder die Hebung an der Reihe. Die innige Beziehung, in welcher die socialen Reformbestrebungen zu der Politik und besonders zu den Verfassungsformen und Dynastien stehen, erklärt es einigermaßen, wenn man sich in Paris der Junitage wieder erinnert, und wenn die Generation, die seitdem herangewachsen ist, mit noch nicht enttäuschtem Sinne die nächste Zukunft umfängt und sich allerlei Gestaltungsplänen überläßt. Ein tief greifender Umschwung in politischen Dingen wird unausweichlich auch zu irgend einer socialen Auseinandersetzung in dem einen oder dem andern Sinn Veranlassung geben. Es ist daher für Jedermann, welcher Ansicht er auch sein und wohin sich seine Sympathien auch neigen mögen, von Interesse, die veränderten Formen und Ideen zu betrachten, in denen sich der gegenwärtige französische Socialismus von seinen älteren und ältesten Gestaltungen unterscheidet. Die Mitleidenschaft, in welche bei bedeutenden politischen Ereignissen auch die nicht unmittelbar betroffenen Völker gezogen zu werden pflegen, legt uns jene Erwägungen noch weit näher. Die Phase, in der sich die civilisirte Welt einschließlich Nordamerika's augenblicklich befindet, ist eine unverkennbar stark erregte, und für Europa werden Frankreich und Deutschland mehr und mehr den Ton angeben. Dies wird nicht bloß für die Gestaltung der äußeren Politik und der großen nationalen Fragen, sondern auch für die innern politischen und socialen Kämpfe der Fall sein. In letzterer Beziehung hat Deutschland schon ein wenig die frühere Rolle Frankreichs zu spielen angefangen, und bis jetzt kann man noch nicht behaupten, daß es mit seinen socialen Regungen und Aussichten von dem französischen Vorgang ernstlich unabhängig geworden sei. Auch ist dies eine sehr natürliche und begreifliche Thatsache. Die Völker, die zuerst irgend eine Angelegenheit in Angriff nehmen, wirken stets auf diejenigen, welche sich darin noch nicht versucht haben. Wenn unsere Finanziers oder vielmehr diejenigen, von denen sie ihre Rathschläge zu einem guten Theil empfangen, fortwährend auf das blicken, was früher in England geschehen ist, und wenn ein Gladstone häufig genug als Urbild eines Finanzministers hingestellt wird, so sollte man sich nicht darüber wundern, daß diejenigen Gesellschaftsklassen und Elemente, welche die Socialreform vertreten, auch ein wenig an das denken, was in Frankreich geschah und geschieht.

Trotzdem ist es aber bei der Allgemeinheit des Verkehrs und der raschen Fortpflanzung der Ideen heute nicht mehr eine national vereinzelte und ausschließlich an die politischen Ereignisse gebundene Bewegung, die uns im neuesten Socialismus entgegentritt. Versteht man das bald verfemte, bald wieder mit mehr Freiheit in den Vordergrund tretende Wort in einem weiteren Sinne, wie man dies Angesichts seiner heutigen Bedeutung thun muß, so begreift es alle Ideen und Bestrebungen in sich, die über die gewöhnliche Sichselbstüberlassung des Verkehrs hinausblicken und irgend welche organische Gestaltungen im Auge haben. In diesem Sinne schließt es alle kommunistischen Abwege ein und gilt z. B. auch für die Gedanken, mit denen man sich in Rußland unter Anknüpfung an die dort bestehenden agrarischen Zustände trägt. In diesem Sinne umfaßt es aber auch alle Regungen, die wie die Strikes und überhaupt die socialen Koalitionen thatsächlich das Princip verwerfen, daß sich das Verhältniß von Leistung und Gegenleistung nach dem rein individuellen Spiel von Angebot und Nachfrage zu bestimmen habe. Diese letztere Bewegung ist sogar die zunächst praktisch bedeutsamste, was die verschiedensten Richtungen durch die That und oft genug in Widerspruch mit ihren sonstigen Doktrinen anerkannt haben. Auch die Kooperativgebilde lassen sich zum Theil unter die Rubrik des neuesten Socialismus bringen, indem sie in ihren verschiedenen Formen eine Vergesellschaftung vertreten, die dem gewöhnlichen Spiel der individuellen Vereinzelung des Verkehrs ein klein wenig entgegenarbeitet und unter Voraussetzung des reinen laisser aller und der daran geknüpften Theilung der Arbeit und der Verrichtungen

nicht recht denkbar ist. Wir meinen diese Erscheinungen natürlich hier nach ihrer Weltperspektive und in allen ihren Formen, namentlich unter Einschluß der Partnership. Das Merkmal für die Grenze des Socialismus wäre hienach die Bestrebung, sociale Associationen herzustellen, die ohne besondere Initiative einer Gesellschaftsklasse und nach dem gewöhnlichen Lauf des sich selbst überlassenen Verkehrs gar nicht entstehen könnten. Alle Verschmelzungs- und Konsolidationsbestrebungen, die z. B. den Käufer zu seinem eignen Verkäufer machen und wie in den Konsumvereinen einzelne Glieder der Arbeitstheilung (in diesem Falle also die Kleinhändler) ausmerzen wollen, können als Spielarten des Socialismus im weiteren Sinne, oder wenn ihnen das Wort nicht gefällt, als Ausdrucksformen der Socialität angesehen werden. Der Begriff bleibt aber derselbe, wie man auch das Wort wählen möge. Die Schranke, welche den Socialismus von dem entgegengesetzten System trennt, ist der Grundsatz des strengen laisser aller. Was darüber hinausgeht, kann theils als überlieferter wirthschaftlicher Staat, theils als Thatsache oder Idee einer socialistischen Neubildung in Frage kommen. Im Grunde gehören aber die beiden letzteren Gestaltungen zusammen; denn der Socialismus hat in der jüngsten Zeit immer mehr die Nothwendigkeit erkannt oder wenigstens gefühlt, sich gleichsam in den Staat hineinzuarbeiten und die von den wirklichen Zuständen allzu weit abliegenden Imaginationen mehr und mehr aufzugeben.

Diese einleitenden Bemerkungen sollten nur den Rahmen bestimmen, in welchem sich die folgenden Kennzeichnungen zu bewegen haben. Wenden wir uns nun zu den Ideen und Zuständen, wie sie sich in Nordamerika gestaltet haben. Dort haben wir es mit einem Schauplatz des freisten Ergehens für Gedanken und Thatsachen zu thun. Das Tollste wie das Vernünftigste kann sich dort in wirkliche Einrichtungen übersetzen, falls es nur die Mittel dazu aufzubringen weiß. Aus diesem Grunde sind die amerikanischen Ergebnisse äußerst lehrreich. Sie sind es aber um so mehr, als bei uns vielfach das Vorurtheil umläuft, als wenn Nordamerika mit den Ursachen, welche anderswo den Socialismus erzeugen, nichts zu schaffen hätte und als wenn in diesem jugendlichen Reich an sociale Kämpfe in unserem Sinne noch gar nicht zu denken wäre. Die Thatsachen lehren das Gegentheil. Der Socialismus in seinen feineren Formen ist eine Erscheinung, welche der Entwicklung der modernen Volkswirthschaft so sicher wie der Schatten dem Körper folgt und sich ihr auch in der ganzen civilisirten Welt treu und zwar um so treuer anschließen wird, als die Ausdehnung der politischen Freiheit an Boden und Festigkeit gewinnt.

Sehr ersprießlich wäre es, wenn man eine ausgiebige Geschichte des amerikanischen Socialismus den Schilderungen der Gegenwart zu Grunde legen könnte. Allein hiemit hat es noch einige Zeit. Augenblicklich liegt zwar ein eben in Philadelphia erschienenes Buch vor, welches den Titel einer „Geschichte des amerikanischen Socialismus" an der Stirn trägt und seine Aufgabe in einem gewissen, sehr beschränkten Sinne allerdings löst. Da es das Neueste und zugleich das Einzige seiner Art in der amerikanischen und übrigen Literatur ist, so wollen wir zunächst daran anknüpfen. Es gilt uns jedoch bloß als Materialstück und kann uns nur für diejenigen Erscheinungen dienen, die mit dem älteren Socialismus einerseits und den Wunderlichkeiten der amerikanischen Religionsphänomene andererseits in Beziehung gestanden haben. Wenn wir es hier und da als Quelle benutzen, so versteht es sich, daß dies nur mit der größten Vorsicht und Kritik geschieht, da es zum Theil vom Standpunkt des religiösen Kommunismus geschrieben ist und in dieser Beziehung auf eine unbefangene Auffassung nicht große Ansprüche erheben kann. Jedoch enthält es eine Menge so zu sagen statistischen Materials, welches in Ermangelung von etwas Besserem einige Dienste leisten kann. Es ist betitelt: „History of American socialisms by John Humphrey Noyes" (Philadelphia 1870) und bildet einen starken, glänzend ausgestatteten Band von 678 Seiten. Wir haben es hier mit einem Erzeugniß zu thun, welches in dem Miniaturreich der Oneidakommunisten redigirt und gedruckt worden ist. Ich sage absichtlich nicht, daß es dort im eigentlichen Sinne geschrieben worden sei; denn der beste Bestandtheil des Buchs gehört nicht Herrn Noyes an, sondern ist einem Schotten Namens Macdonald zu verdanken, der als Drucker nach Amerika ging, dort eine Reihe von Jahren Reisen machte und durch eigene Umschau sowie durch Cirkulare das Material für eine Geschichte der dortigen socialistischen Einrichtungen beschaffte. Er starb, als er sein Buch bereits mit der Vorrede versehen hatte. Das Manuskript, welches eine Reihe von Jahren unbenutzt blieb, ist von dem Leiter der Oneida-

kommunisten aufgetrieben und seiner Arbeit zu Grunde gelegt worden. Die vielen wörtlichen Anführungen und sonstigen Uebernahmen aus Macdonald sind das Brauchbarste, und nur für die jüngste Zeit sind allein die Mittheilungen des Herrn Noyes selbst maßgebend gewesen, den eine Anzahl unserer Leser wohl aus Dixons „New America" einigermaßen kennen wird. Dieser sonderbare Autor mit dem mehr als bloß Berge versetzenden Glauben schreibt jedoch in gewissen Richtungen umsichtiger, verständiger und kritischer, als mancher renommirte deutsche Philosophirer gethan hat. Es ist wahr und soll hier nicht verschwiegen werden, daß Herr Noyes und die Oneidakommunisten nicht etwa die Todesstrafe, nein den Tod selber einst abzuschaffen gedenken, und zwar nicht etwa in dem Sinne, daß die Leute einander nicht mehr umbringen, sondern daß die Natur und deren Gesetze selber ihre Macht einbüßen sollen. Die Unsterblichkeit wird von diesen Leutchen ernstlich als Nichtsterben verstanden, und man braucht sich nur an den ganzen Spiritismuskram, von dem wir früher eine Schilderung gegeben haben, zu erinnern, um zu wissen, in welcher Gesellschaft man sich befindet. Indeß wollen wir uns nicht bei unnöthigen Entschuldigungen aufhalten. In den Gehirnen der Menschen verträgt sich Vielerlei, und wenn Herr Noyes mit seinem Völkchen den Luxus so weit getrieben hat, eine Geschichte des amerikanischen Socialismus zu produciren, so kann man zusehen, was sich lernen und brauchen läßt. Wir beginnen mit einem Geständniß des erwähnten Macdonald. Dieser Mann, ursprünglich für den phantastischen Socialismus eingenommen und, wie es scheint, eine Zeit lang ernstlich Fourierist, faßte die Ergebnisse seiner Forschungen in das melancholische Urtheil zusammen, daß es ihm scheine, die Menschen wären für die besseren Formen des socialen Daseins zu schlecht. Seine ganze Sammlung von Nachrichten und Geschichten hatte nur selten gute Ausgänge zu verzeichnen gehabt. Im Großen, Ganzen hatte er den meisten Associationen, oder wie man diese Gebilde nennen mag, nur den Nekrolog zu schreiben gehabt. Wenigstens traf dies für die Mehrzahl der Gemeinschaften zu, welche sich an den Owenismus und Fourierismus angeknüpft hatten. Dies hindert jedoch jetzt Herrn Noyes selbst nicht im mindesten, für den religiösen Socialismus die besten Hoffnungen zu hegen. Er und die große Masse derjenigen, die mit ihm, von untergeordneten Sektendifferenzen abgesehen, gleiche Ansicht haben, bauen auf die Macht des religiösen Geistes und es werden von diesem Standpunkt aus die Fehlgriffe und Bankerotte anderer Versuche gemüthlichst kritisirt. Nebenbei läuft mancher volkswirthschaftliche Treffer unter, und wenn der Verfasser sagt, daß einige Gemeinschaften an der Landmanie untergegangen sind, und daß sich das Gebiet der Manufakturen weit besser zu Versuchen eigne, so hat er nationalökonomisch gar nicht Unrecht. Mit dem Grund und Boden ließ sich oft, wenn er auch noch so fruchtbar war, nichts Genügendes ausrichten, da zum Ackerbau und zum Leben davon mehr gehört als bloße Fruchtbarkeit, und einige Grade der letzteren oft weit eher entbehrt werden können als alles Andere.

Die Grenzscheide für die Versuche nach Owenschen und Fourierschen Mustern oder sagen wir lieber unter der Aegide dieser Namen; denn man erlaubte sich natürlich sehr freie Komposition und Mischung; — die Grenzscheide für diese Species von Versuchen in der socialen Baukunst liegt schon ein paar Jahrzehnte hinter uns. Interessant war jedoch die journalistische Vertretung des Socialismus in den Spalten eines Blattes, welches jetzt zu den größten der Welt gehört und noch denselben Mann zum Redakteur hat, der vor einigen 20 Jahren die älteren socialistischen Ideen verfocht, während er jetzt die journalistische Hauptgröße ist, an welcher sich die amerikanische oder vielmehr die britische, in Amerika domicilirte Freihandelsligua mit ihren Waffen an meisten versucht. Er hat vor Kurzem ein kleines Buch über politische Oekonomie geschrieben und es fällt Einem hiebei unwillkürlich ein französisches Gegenstück ein. Herr Michel Chevalier, Unterhändler des Handelsvertrags von 1860, Akademiker, Professor und Principienfreihändler, ist bekanntlich nicht bloß St. Simonist gewesen, sondern hat auch in den Enfanterien Enfantins mitgespielt. Ganz besonders hat er aber an dem Journal geschrieben, welches jener Gattung von socialistischen Ideen gewidmet war, und er hat sich als jugendlicher Streber auf diesem Gebiet in der That ausgezeichnet. Diesem Sonst und Jetzt in Frankreich entspricht nun etwas annähernd Aehnliches in Nordamerika, mit dem einzigen Unterschiede, daß jenseits des Oceans die Freiheit zu andern Ausgängen geführt hat und daß man sich hüten muß, einen unabhängigen Journalisten und Charakter, wie Horace Greeley im Punkte der Persönlichkeit mit dem genannten Franzosen vergleichen zu wollen. Wir haben auch nur an die den

Socialismus betreffende Parallele erinnert, um bemerklich zu machen, daß die socialen Ideen auch in den einzelnen Personen überall ihre Metamorphosen durchgemacht haben. Bei Chevalier ist von seinen socialistischen Antecedentien nichts übrig geblieben, wenn man nicht etwa das ihm von Horn vorgeworfene, in seinem jüngsten auch in diesen Blättern besprochenen Industriebericht übergegangene Religionisiren zu den Enfantinischen Resten rechnen will, zu denen das Alter zurückkehrt. Uebrigens hat sich der ganze Enthusiasmus, wenn man es überhaupt noch so nennen will, zur nackten Formel der Arbeitsfreiheit verengt, und was diese Freiheit der Arbeit zu bedeuten habe, weiß man leider nur zu gut. Fragen wir dagegen, was der frühere Vertheidiger des älteren Socialismus in Amerika mit seinem alten Blatte augenblicklich vertritt, so finden wir, daß die Newyorker Tribune allen Kooperativgebilden bis zu dem, was man bei uns im engeren Sinne des Worts Partnership oder Betheiligung am Kapitalgewinn nennt, mit Aufmerksamkeit und Sympathie folgt, während sie die Strikes nicht sonderlich liebt. Die Kooperativgebilde im unbestimmteren Sinn, mit einiger Perspektive auf Produktivassociationen, sind also der Niederschlag von Gedanken, den man in dieser Richtung im Auge behält. Die Berichte über allerlei Kooperativunternehmungen, die dem kleineren Kapital angehören, drängen sich in neuester Zeit in den Spalten jenes Riesenblattes. Nur bleibt natürlich meist ein dunkler Punkt unaufgehellt; — das ist die Frage, inwiefern die kleinen Kapitalisten allenfalls noch zum Arbeiterstande zu rechnen sein möchten. Gedenkt man unserer eignen Zustände, oder überhaupt derjenigen in Europa, so weiß man, daß, so weit überhaupt Kooperation vorhanden ist, jener dunkle Punkt kaum existirt, und daß die Betheiligung an wirklichen Unternehmungen mit dem eigentlichen Arbeiterstande nur ausnahmsweise und indirekt etwas zu schaffen hat. In Wahrheit steht es in Nordamerika auch nicht wesentlich anders; nur daß dort die Verfügung über kleine Kapitalien in eine tiefere und umfangreichere Schicht hinunterreicht als bei uns oder in Frankreich.

Wir haben das Ende des älteren Socialismus durch die Hinweisung auf Horace Greeley und die Geschichte der Newyorker Tribune vorweggenommen. Gehen wir nun näher auf die früheren Vorgänge und deren heutigen Gegensatz ein. Hier darf es zunächst nicht überraschen, daß die religiösen Associationen, die mit einer Art von Kommunismus verbunden sind, die Owenschen und Fourieristischen Gebilde überdauert haben und noch jetzt einen Anschein von beharrlicher Lebensfähigkeit zeigen. Nebenbei sei bemerkt, daß, mit Ausnahme der bekannten ursprünglichen Owenschen Einrichtung New Harmony, die amerikanische Religionsatmosphäre mehr oder minder ihre Einflüsse geübt habe. Die Owenbewegung begann praktisch 1824 unter der Leitung des Urhebers selbst, kulminirte 1826, wirkte in den Ideen etwa bis 1830. Mit 1842 erschien der Fourierismus durch Albert Brisbane auf der Bühne, kam zu einer ganz ansehnlichen Journalliteratur, wurde Besitzer eines bestimmten Raumes in der Newyorker Tribune und verstärkte später auch deren Personal. Dies ist die Aufeinanderfolge der sogenannten Systeme. New Harmony und Brook Farm konnten als die beiden wichtigsten Haupteinrichtungen zur praktischen Repräsentation der Sache gelten. Das Fiasko von New Harmony ist ziemlich bekannt, man hatte Dienstags Bälle und Freitags Koncerte gegeben, und zwar Beides in der alten Kirche, die man mit der ganzen Ansiedlung von den Rappisten gekauft hatte. Die Harmonie löste sich jedoch sehr rasch in einen Mißklang auf. Man machte beinahe Monat für Monat neue Konstitutionen durch und schließlich war die Ueberführung in das Leben alten Stils zugleich Vernichtung und Rettungsmittel. Doch ich will hier nicht auf Dinge eingehen, die, wenn auch in unbestimmteren Zügen, schon lange bekannt und zugänglich waren. Die beiden socialistischen Bewegungen haben zusammengenommen vielleicht 10,000 Personen in wirkliche Experimente verwickelt. Es mögen cirka 50 Gemeinschaften gestiftet worden sein, und von allen ist, wenn man die Verwandlungen nicht mitrechnet, fast nichts geblieben. Die meisten starben schon so zu sagen als Kinder im ersten Lebensjahr, wenige brachten es etwas weiter, und was sich gerettet hat, bestand nur in Metamorphosen fort. Diese Gattung von Socialismus ist für die Mitte der fünfziger Jahre schon als todt zu betrachten gewesen. Die Berichte über die verschiedenen Formationen und namentlich über die sogenannten Phalangen sind zwar im Punkte von Eigenthum, Geld, Mitgliederzahl, journalistischen Kundgebungen, Verfassungsänderungen ziemlich ausgiebig; aber in den Hauptfragen bleiben sie die Antwort schuldig. Dieselbe Unklarheit, von welcher diese Gemeinschaften, die durchschnittlich etwa unter 200 Mit-

gliedern verblieben, erzeugt wurden, zeigt sich auch in den Berichten, die freilich meist widerwillig gegeben wurden, weil sie nur das Mißgeschick zu konstatiren hatten. Fast nirgend läßt sich deutlich die Ordnung oder Abgrenzung ersehen, welche an Stelle des Privateigenthums fungirte. Man kann sagen, daß die Konfusion der Ideen und der Thatsachen alles dies zudeckte und scharfe Begriffe gar nicht aufkommen ließ. Mischte sich nun gar die religiöse Affektion ein, so war natürlich die Verworrenheit noch vollständiger, und die Konfusion der vermeintlichen Bruderliebe hatte hier Alles geschmeidig zu machen und die innere Unlogik der Zustände und Ideen zu maskiren. In der Frage des Verhältnisses der Geschlechter herrscht, wie selbst Herr Noyes von seinem Standpunkt aus ironisch bemerkt, überall tiefes Schweigen, und doch hätten die Shakers, Rappisten und sogar seine Lieben von Oneida selbst mit den „schrecklichen Leidenschaften", die sich an jene Beziehung knüpfen, arg zu kämpfen gehabt. Es sei ganz unmöglich, daß nicht die Oweniſten und Fourieristen darin noch schlimmere Erfahrungen gemacht hätten. Wir glauben ihm das; denn jene Gestaltungen vertreten ja principiell den Weiberkommunismus und müssen bei der Verfolgung ihrer Principien auf grausame Schwierigkeiten gestoßen sein.

Die fraglichen Erscheinungen hatten für Amerika den Charakter des Importirten; aber in einem Punkt, nämlich in demjenigen der Religion, wurden sie stets mehr oder minder amerikanisirt. Hieher gehörte auch das Eindringen von Swedenborgs höchst eigenem Geist in den Fourierismus. Andrew Jackson Davis soll mit ihm in den vierziger Jahren zweimal Konferenzen gehabt und Aufträge erhalten haben, die „unwirksamen" Bemühungen unseres Religionsstifters im Namen des visionären Schweden des 18. Jahrhunderts zu unterstützen, an dessen Schriften sich nebenbei bemerkt auch unser Kant einmal erbaut und enttäuscht hat. Es genügt diese Andeutung, um den Mischcharakter der amerikanischen Gesellschaftsversuche zu erkennen. Die uralte Wahrheit, daß eine gewisse Art des religiösen Geistes die Ausführung eines annähernden Kommunismus, der dem Klosterleben in manchen Beziehungen ähnlich ist, wirklich in kleinen Dimensionen zu Stande kommen läßt, hat sich auch in den amerikanischen Genossenschaften bestätigt. In allen andern Beziehungen sind aber die Verstöße gegen die Grundgesetze des menschlichen Verkehrs und gegen dessen Fundamentaleinrichtungen, das wohl abgegrenzte Eigenthum und die unzweideutige Ehe, zu Schanden geworden. Was sich jetzt in der transatlantischen Gesellschaft dagegen auflehnt, sind Entartungen und Gebilde des religiösen Aberglaubens. Von den in der Krisis begriffenen Mormonen nicht zu reden, so sind die kleinen Sekten und die größeren Spiritistenkreise eine Hauptursache der Verkehrtheiten und Verschrobenheiten in der Frauenbewegung. Auf diesem Boden ist aber ein ernstlicheres Stück Socialismus gar nicht möglich; denn die gesunde Natur der übrigen Gesellschaft wird reagiren. Die alten Ueberlieferungen der socialistischen Experimente und Ideen glimmen zwar noch fort; so druckt Herr Noyes z. B. noch einen Brief Brisbane's ab, der zur Vertheidigung Fouriers bestimmt ist; allein wie kraus es auch hie und da noch einmal hergehen möge, — *die ältesten Formen des Socialismus sind trotz ihrer Verquickung mit den religiösen und mystischen Sekten als praktisch abgethan zu betrachten.* Es sind wesentlich andere und rationellere Gestalten, in denen die sociale Frage in Nordamerika ihren Lebenslauf fortsetzt. Es sind dies ganz moderne Formen, die dem bei uns erheblichen Gange der Dinge fast völlig gleichen und sich in ihrem Aeußern nur dadurch unterscheiden, daß ihr Schauplatz freier ist und die Kollisionen oft noch mehr empfunden werden als bei uns.

Es wäre ein unberechtigtes Vorurtheil, wenn man annehmen wollte, die Konkurrenz und das moderne Wirthschaftssystem erzeugten in den Vereinigten Staaten nicht ähnliche Schwierigkeiten wie in Europa. Die Noth um Verwendung der Arbeitskraft ist dort keineswegs eine unbekannte Erscheinung. Die Isolirung des Einzelnen ist oft noch furchtbarer als bei uns. Die Unbekümmertheit der Gesellschaft um ihre Glieder führt oft zu einem unvermeidlichen, die Formen des Pauperismus annehmenden Elend der Verlassenen. Besonders hart werden unter manchen Verhältnissen die Frauen betroffen. Hungerlöhne sind für weibliche Handarbeit keine ganz vereinzelte Erscheinung, wie man sich aus Newyorker Blättern überzeugen kann. Der Vorgang ist auch gar nicht befremdlich. Wie sollte nicht derselbe Mechanismus zu denselben Folgen führen? Die Handels- und Wirthschaftskrisen sind bekanntlich keine specifisch europäischen Krankheiten, und ein gewisses Maß des Pauperismus ist es ebenfalls nicht, obwohl man letztere Thatsache oft genug leugnen hört. Das

Vorhandensein von Ackerland ist kein Umstand, der die Gesetze der Konkurrenz ausschlösse und den Kampf um das Dasein zu einer harmlosen Beschäftigung machte. Die im Ganzen viel dünnere Bevölkerung ist keine Ursache, vermöge deren die einmal vereinigten Gruppen der Nothwendigkeit entrinnen könnten, sich gleichsam in den Kanälen zu bewegen, die ihnen durch den wirthschaftlichen Mechanismus, dem sie grade angehören, unausweichlich vorgeschrieben werden. Im Gegentheil sind die Wüstheiten, Klemmen und gegenseitigen Behinderungen des ökonomischen Daseins von recht naturwüchsiger Rohheit und von hübsch großen Dimensionen. Ihre Intensität läßt wirklich nichts zu wünschen übrig und alle Sicherheitsventile der transatlantischen Socialmaschine können die übergroßen Spannungen nicht verhindern. An Menschenleben wird nicht wenig verbraucht; nur daß man von gewissen Seiten mit noch größerer Kälte über die Opfer der gegenseitigen Zerreibungen, Unterdrückungen und Ausbeutungen hinweggeht. Auch sind es nirgend die schwachen Elemente, welche den Kampf der socialen Gegensätze vertreten. Die Gesellschaftselemente, welche ihre Leiden noch ein wenig an die Oeffentlichkeit zu bringen vermögen, sind noch nicht die am schlimmsten situirten. Die Frauen, die noch Konvente abhalten, um ihre Arbeitsbedingungen zu erörtern, sind nicht diejenigen, welche von der Maschine fast zermalmt werden. Das tiefste Elend ist überall stumm wie der Tod, dem es verfällt.

Noch weit weniger können diejenigen als die schwächeren Elemente gelten, welche in Nordamerika den Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital einigermaßen nach dem Muster der englischen Trades' Unions sichtbar machen. Wie es sich auch bei uns beobachten läßt, gehört schon ein gewisser besserer Stand der materiellen Verhältnisse dazu, um in dieser Richtung eine Rolle spielen zu können. Uebrigens werden dieselben Mittel gebraucht. Die pennsylvanische Eisenindustrie weiß nicht bloß von den englischen Strikes zu erzählen. In den Provinzen der edlen Metalle operirt man, wie ich sogar aus einem amtlichen Bericht sehe, am allerentschiedensten für Aufrechterhaltung der Löhne und hat seine Taktik, um dem Zuzug fremder Arbeiter entgegenzuwirken oder dieselben den Gesetzen der Trades-Associationen zu unterwerfen. Die letzteren sind der geläufigere Name für das, was in England Trades' Unions heißt. Sogenannte persönliche Korporation und Partnership im engeren Sinne spielen so ziemlich dieselbe Rolle wie in Europa, d. h. sie werden aus einigen Richtungen der Unternehmerschaft protegirt oder wenigstens lieber gesehen als die weniger harmlosen Gewerkvereine. Die Schutzzollpartei mit ihrem oben genannten großen Organ ist ihnen, wie schon gesagt, ziemlich gewogen. Sie sieht dieselben augenscheinlich als einen Ableiter für Schlimmeres an, und es existiren natürlich auch einzelne Persönlichkeiten, welche an die Zukunft dieser Formen wirklich glauben und die literarische Vertretung derselben mit gutem Gewissen führen. Der Ausdruck ihrer Sympathien ist ebenso wenig eine Maske, als etwa ihre Ueberzeugung von den schädlichen Folgen der Strikes. Sieht man indessen von diesen Ausnahmsindividuen ab, so liegt die Angelegenheit sehr klar. Die Interessen und der Standpunkt erklären Alles. Man sieht mit größerem Behagen das, wovon man die Folgen nicht zu fürchten braucht, weil keine zu erwarten sind; und man verhehlt seinen Antagonismus nicht gegen das, was, wenn nicht von klarem Urtheil, so doch schon vom Instinkt als der wirkliche praktisch erhebliche Gegner erkannt oder gewittert wird.

Auf diese Kennzeichnung kann man antworten, daß die Welt von drüben der Welt diesseits des atlantischen Oceans im Punkte des Socialismus nicht so ganz unähnlich sei. In der That kommt es grade auf die Erkenntniß dieser Uebereinstimmung an, und wenn man von den unschuldigen kleinen Sekten absieht, die nur das Gedächtniß an gewisse religiöse Ausgangspunkte einer bestimmten Art von socialer Kommunität bewahren, so sind unsere eigenen Zustände zu einem guten Theil der Schlüssel zu dem, was jenseits des Oceans geschieht und voraussichtlich in der nächsten Zukunft geschehen wird. Natürlich betrifft diese Aehnlichkeit nur die allgemeinen Grundzüge der mehr verstandesmäßigen Socialität, die bei uns in den Arbeiterbewegungen aller Länder an Boden gewinnt und die thörichten Phantasien zu beschränken verspricht, welche an sich selbst der Einsetzung von Menschenleben am unwürdigsten sind. Um jedoch zuletzt noch einen heiteren und freundlicheren Zug von einiger Gemüthsbefriedigung anzuschließen, so wollen wir uns neben den wüsten Kämpfen um das Leben noch einmal an unsern Ausgangspunkt, den Bericht des Herrn Noyes erinnern. In seinem kleinen Gemeinwesen arbeitet man nach der bis Ende 1869 geführten Selbststatistik höchstens 7 Stunden und dies nur bei voller Kraft; die schwächeren Ele-

mente, Frauen, Kinder, Alte werden anscheinend äußerst geschont, und weit entfernt, das Bild europäischen Muckerthums darzustellen, hat die kleine Societät, selbst in ihren ideellen Thorheiten und Ueberschwänglichkeiten noch eine gewisse Naturfrische und erfreut sich allem Anschein nach eines sehr guten Comforts und ziemlicher Gemüthsruhe. Dühring.

Aus den Südstaaten der Union. In seinem Bericht über das Jahr 1869 theilt der Norddeutsche Konsul zu Neworleans im „Preußischen Handelsarchiv" mit, daß das Geschäftsjahr für Baumwolle, welches mit dem 31. August abgeschlossen, folgendes Resultat ergeben hat:

Total-Ertrag der Ernte	2,260,557 Ballen,
wovon exportirt wurden	1,417,643 "

Die Zufuhren an Tabak beliefen sich auf 28,086 Fässer und davon wurden ausgeführt

nach Großbritannien	5345 Fässer,
" Frankreich	222 "
" Bremen	4203 "

Die Zuckerernte lieferte 79,000 Fässer, wovon aber wie gewöhnlich nichts für die Exportation nach Europa bestimmt wurde.

Es hat sich während der vergangenen drei Jahre zur Genüge erwiesen, was mit den Arbeitskräften, welche gegenwärtig den südlichen Staaten zu Gebote stehen, auszurichten ist; für Baumwolle scheint der Ertrag zwischen 2,500,000 und 2,700,000 Ballen zu liegen; für Zucker aber, obgleich die beiden letzten Ernten nur cirka 80,000 Fässer lieferten, kann die nächstfolgende unter günstigen Witterungsverhältnissen wohl 150,000 Fässer erreichen. Man macht fortwährend Versuche, den Zug der europäischen Einwanderung im Süden festzuhalten, bisher freilich mit nur geringem Erfolg. Dahingegen ist die Uebersiedelung von Landarbeitern aus den weniger fruchtbaren Distrikten Virginiens und Nordcarolina's nach dem nordöstlichen Theil von Texas und dem nordwestlichen Theil von Louisiana ziemlich bedeutend geworden. Es hat sich auch hier eine Gesellschaft gebildet, welche die Einführung von Chinesen bezweckt, kürzlich kamen auch einige hundert Arbeiter dieser Klasse an und wurden sogleich nach ihrem Bestimmungsort gebracht. Wie dieser Versuch ausfallen wird, bleibt noch dahingestellt. Wenn man denkt, daß die großen Baumwollernten der südlichen Staaten in früheren Jahren, besonders in 1859/60, welche nahe an 5,000,000 Ballen lieferte, einen geringern Tauschwerth repräsentirten als die kleineren Ernten der letzten Jahre, so scheint es im Interesse der Gesammtheit der Producenten zu liegen, daß die Baumwollenkultur nicht über den jetzigen Punkt gesteigert werde. Die Preise werden aber wieder fallen, wenn die brasilianische, ostindische und ägyptische Konkurrenz noch stärker wird, und dann dürfte es für Louisiana ꝛc. schwer halten, das Verlorne bald wieder einzubringen.

Landwirthschaft.

Der Dampfpflug. Wir berichteten (Bd. V, S. 266) über die erste Benutzung des Dampfpflugs in der Provinz Sachsen und theilen heute nach einem Vortrag W. Rimpau's im Landwirthschaftlichen Verein zu Halberstadt die wichtigsten Resultate mit, welche sich bei der Anwendung des Pfluges ergeben haben. In specificirter Rechnung theilte Rimpau zunächst mit, daß sich die Kosten der Arbeit, reducirt auf 14" tiefe Furchen, auf 5 Thlr. 12 Sgr. beim Morgen stellen. Diese hohen Kosten werden dadurch motivirt, daß beim Beginn der Arbeit manche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Die Maschinisten mußten zunächst angelernt werden, was Störungen und Aufenthalt verursachte, namentlich aber den Kohlenkonsum wesentlich erhöhte. An Kohlen wurden für den Morgen (14zöllig) für 1 Thlr. 12 Sgr. verbraunt. Schon auf dem zweiten Gute, wo der Pflug arbeitete, ergaben sich günstigere Resultate. Während die Leistung in Schlenstädt noch nicht ganz 10 Morgen am Tage betrug, ergab sich dieselbe in Anderbeck bei kürzeren Tagen und natürlich gleicher Furchentiefe zu 14 Morgen, während an Kohlen pro Morgen nur für 1 Thlr. 2½ Sgr. verbraucht wurden, so daß sich die Gesammtkosten pro Morgen auf nicht ganz 5 Thlr. belaufen. Nach diesen Resultaten glaubt Rimpau annehmen zu können, daß sich bei völlig eingeschulten Leuten ein Kohlenaufwand von höchstens 1 Thlr. pro Morgen zu 14" Furchentiefe erzielen lasse. Immerhin aber bleibt das Pflügen mit Gespann

billiger, denn nach genauer Berechnung läßt sich der Morgen auf gleiche Furchentiefe mit Pferden für 4 Thlr. pflügen. Soll also der Dampfkultur der Vorzug gegeben werden, so muß sich das durch bessere Qualität der Arbeit und Erhöhung der Erträge motiviren lassen. Hierüber wird die nächste Ernte Aufschluß geben. Die Mehrkosten des Dampfpflügens von 1 Thlr. 12 Sgr. für den Morgen würden vollständig gedeckt, wenn vom Morgen 4 Ctnr. Zuckerrüben mehr geerntet werden, und daß dies mit Sicherheit zu erwarten ist, beweist die Erfahrung in Wolmirstedt, wo auf schwerem Aueboden bei Herbstvorbereitung mit dem Dampfpflug 50 Ctnr. Rüben mehr geerntet wurden. Mag nun auch dieser Ansatz etwas hoch angegeben worden sein, so ist doch so viel klar, daß wenigstens die Mehrkosten der Dampfkultur gegen die gewöhnliche Arbeit mit Spannvieh mehr als reichlich durch die höheren Erträge gedeckt werden.

Freise in Wolmirstedt, der bereits seit zwei Jahren den Fowlerschen Dampfpflug mit zwei 14pferdigen Maschinen anwendet, hat im Magdeburger Verein für Landwirthschaft Bericht über dessen Leistungen gegeben. Auch er spricht von anfänglichen Schwierigkeiten, die aber nun als überwunden zu betrachten seien. Im August, September und Oktober hatte der Pflug in 60 Arbeitstagen 800 Morgen theils auf 12″ gepflügt, theils ebenso tief gegrubbert, der Kohlenverbrauch stellte sich auf nur 1½ Ctnr. pro Morgen und die tägliche Leistung auf 16—18 Morgen. Freise glaubt, daß es sich für unsere großen Rübenwirthschaften empfehle, Apparate für eigene Rechnung zu beschaffen, da solche ausreichend Beschäftigung haben, um die zur Verzinsung, Amortisation und Reparirung erforderliche Summe von 2400 Thlr. gehörig auf die Morgenanzahl zu vertheilen. Bei einer Minimalbeschäftigung von 120 Tagen würde dies 20 Thlr. für den Tag, also ungefähr 1½ Thlr. für den Morgen ergeben. In England wird allerdings das Dampfpflügen erst seit der Zeit so stark angewendet, wo Kompagnien sich bildeten, die für Lohn pflügen, aber man darf nicht vergessen, daß die dortigen Wirthschaften von viel kleinerem Umfange sind als die der Provinz Sachsen und daß sich hier in den Rübenzuckerfabriken schon Associationen vorfinden, denen die Beschaffung eines Kapitals von 12,000 Thlr. nicht schwer fällt und die in ihren Heizern und Maschinisten schon kundige Leute besitzen. An den Apparaten werden zwar noch fortwährend Verbesserungen gemacht, indeß ist das System doch schon als so vollkommen zu betrachten, daß man die Anschaffung nicht leicht zu bereuen haben wird. Freise konstatirt, daß die Qualität der Dampfarbeit die der Zugthierarbeit bei weitem überragt. Der Hauptwerth der Dampfkultur liegt in der vorzüglicheren Beackerung und in der Sicherheit, die Pflugarbeit zur richtigen Zeit ausführen zu können, unabhängiger von der Witterung zu sein, da der Dampfpflug sowohl bei größerer Nässe als bei größerer Dürre arbeitet, und endlich darin, daß jeder Fußtritt auf dem Acker vermieden wird. Der absolute Preis des Pflügens von einem Morgen Acker ist nach Freise lange nicht so wichtig als diese Umstände, deren Werth sich zwar nicht leicht beziffern lasse, die indeß der ganzen Wirthschaft eine größere Regelmäßigkeit, Präcision und also Ernteſicherheit geben können, wie sie namentlich der schwere Boden bei ungenügender Herbstbeackerung so oft vermissen läßt.

Bei der Frage allgemeinerer Aufnahme der Dampfkultur ist übrigens nicht allein eine Pflugfurche von 13—14″, sondern es sind auch weniger tiefe und darum billigere Kulturen ins Auge zu fassen und die guten Leistungen der übrigen Dampfkultivatoren, Skarifikator, Grubber ꝛc. nicht zu vergessen. Und in dieser Beziehung wie überhaupt ist an die interessanten Berichte der drei Komités zu erinnern, welche von der königlichen Ackerbaugesellschaft in England mit der Aufgabe betraut waren, die wichtigsten der mit Dampfkultur betriebenen englischen Wirthschaften zu besichtigen. Aus Durchschnittsberechnungen, welche dort aus den auf 135 Wirthschaften sich erstreckenden Berichten gezogen waren, ergaben sich folgende Kostensätze: Eine Dampfoperation, Durchschnitt von Pflügen, Skarifikatoren, Grubbern, Grabern für den Magdeburger Morgen 1 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf. — Kreuz- und Quergrubbern bei 8—10″ Tiefe 2 Thlr. 28 Sgr. Das Pflügen ist bei gleicher Tiefe ungefähr um das Doppelte theurer als das Grubbern, ersteres stellt sich in runder Summe auf 2, letzteres (d. h. einfaches Grubbern) auf 1 Thlr. Ueber die wichtige Frage der mit Einführung der Dampfkultur verbundenen Reduktion der Gespannkraft enthält das Referat folgende Angaben. Es kommen auf den beschriebenen Wirthschaften im Durchschnitt ohne Dampfpflug auf 88 Morgen 2 Pferde, nach Einführung der Dampfkultur auf 110 Morgen 2 Pferde. Die Reduktion beträgt auf einem Gute von 1000 Morgen 5 Pferde (statt 23 nur 18). Es versteht sich von selbst, daß mit der Stärke der Dampfmaschine die Re-

ktion der Gespannkräfte zunimmt. Die stärkste Verminderung an Gespannkräften findet sich bei 69 des Berichts, nämlich statt 45 nur 20

Australisches Fleisch auf dem Londoner Wochenmarkt. Vor etwa drei Jahren wurden die ersten schüchternen Versuche gemacht, australisches gekochtes und gepökeltes Fleisch auf den Londoner Markt zu bringen. Damals war das Vorurtheil noch so stark, daß die Importeure das Fleisch an Arbeiter verschenken und sie bitten mußten, damit einen Versuch zu machen, um sich von der Grundlosigkeit ihrer Voreingenommenheit zu überzeugen. Zu gleichem Zwecke wurden später öffentliche Mahle veranstaltet, zu denen Arbeiterfamilien Einladungen erhielten und wobei nur australische Fleischspeisen geboten wurden. So machte man das Fleisch allmählig bekannt, wegen seiner Billigkeit beliebt, und der Erfolg ist, daß für das laufende Jahr die Einfuhr bereits auf eine halbe Million Pfd. Sterl. veranschlagt wird.

Auf der Auktion erscheint das Fleisch in der verschiedenartigsten Form, es ist aber von besonderer Bedeutung für uns, daß Hammelfleisch unbestritten die Hauptrolle spielt. Denn es ist einleuchtend, daß das gewöhnliche Raisonnement unserer Schafzüchter, daß nunmehr nur auf Fleischgewinn gezüchtet werden dürfe, einen starken Stoß erfährt, wenn die überseeische Konkurrenz binnen Kurzem die Fleischpreise herunterzudrücken droht. Sind die für australisches Fleisch in England gezahlten Preise zur Zeit auch so hoch (2 Sgr. 5 Pf. bis 5 Sgr. 7 Pf. pro Zollpfund), daß ein Export nach dem Kontinent nicht wohl anzunehmen ist, so steht doch zu erwarten, daß die bisherige Fleischausfuhr vom Kontinent nach England bald eine starke Verringerung erfahren wird.

In Australien sind im letzten Jahr unter dem Eindruck der steigenden Aufnahme des einheimischen Fleisches in England eine Anzahl Preserved Meat Companies entstanden, von denen die in Melbourne mit einem Aktienkapital von 45,000 Pfd. Sterl. begründete bereits 90,000 Pfd. Fleisch wöchentlich versendet.

Die Konservirung geschieht in vier Formen: 1) in Eis, was sich bei den theuern Beschaffungskosten von Eis indessen nicht einzuführen scheint, 2) in zinnernen, luftdicht verschlossenen Kisten, in welchen das gekochte, in neuerer Zeit auch — und mit bestem Erfolge — das frische Fleisch mit geschmolzenem Fett übergossen wird, welches alle Poren ausfüllt, 3) durch Extraktion und Verdichtung (Fleischextrakt und Aehnliches), 4) durch Pökelung und nachherige Uebergießung mit Fett in hölzernen Fässern oder Kisten. In der letzten Form wird bis jetzt das meiste Fleisch exportirt, doch nimmt auch die Ausfuhr frischen Fleisches größere Dimensionen an. Man hofft, die Verfahrungsweise zu vervollkommnen und die kostspielige Zinnverpackung durch einen billigen Verschluß zu ersetzen.

Diese Vorgänge sind nicht wichtig genug anzuschlagen und sie nehmen denn auch in England das öffentliche Interesse in hohem Grade in Anspruch. Auch die Privatspekulation hat sich der Sache bereits bemächtigt und beutet in London die Neuerung, z. B. durch Ankündigung enorm billiger Mittagstische von 1 Sgr. 8 Pf. bis 2 Sgr. 6 Pf. nach Kräften aus. Für unsere Viehzüchter erscheinen diese Dinge in hohem Grade bedrohlich und die den Interessen derselben dienende Zeitschrift „Die Wollengewerbe" hat nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen. Obige Angaben sind dieser Fachzeitschrift entnommen.

Trüffeln und Trüffelbau in Frankreich. Der Verbrauch von Trüffeln nimmt in Deutschland von Jahr zu Jahr zu, und da überdies Anbauversuche im Westen und Süden möglicherweise erfolgreich sein könnten, so verdient die interessante Monographie von Chatin*) über den in Betreff seiner Entstehung räthselhaften Pilz besondere Beachtung. Schon die Römer, vielleicht sogar die Griechen kannten die Trüffel und um 300 v. Chr. war dieselbe eine beliebte Speise, welche man aus Libyen und aus Spanien bezog. Ueber die Natur der Trüffel hat man oft wunderliche Ansichten ausgesprochen und noch neuerdings ist ihre Entstehung ähnlich der der Galläpfel als Folge der Stiche von Insekten erklärt worden Indeß, wenn es auch noch nicht gelungen, aus den Sporen der Trüffel junge Brut zu züchten, so ist doch über die Pilznatur der Trüffel kein Zweifel mehr gestattet und Tulasne und Brongniart haben wiederholt jene weißen Fäden gesehen, die man das Mycelium nennt. Jedenfalls ist aber die Existenz und Fortpflanzung der Trüffeln an Bedingungen geknüpft, die wir nicht kennen, und deshalb hat es auch noch nicht gelingen wollen, die Entwicklung des Pilzes genau zu verfolgen. Ein Zusammenhang der Trüffeln mit gewissen Eichen läßt sich nicht ab-

*) Chatin, La Truffe. Etude des conditions générales de la production truffière.

leugnen, wenn wir auch nicht die geringste Ahnung haben, worin derselbe besteht. Diese Behauptung wird dadurch unterstützt, daß immer nur diejenige Trüffelart bei Eichelaussaaten zum Vorschein kam, welche unter den Eichen wuchs, von denen man die Eicheln genommen hatte. Man hat zwar die Trüffeln auch unter andern Bäumen gefunden, aber doch nirgends in der Fülle und Ueppigkeit wie unter gewissen Eichen. Man vermehrt jetzt in Frankreich die Trüffelkulturen einzig und allein dadurch, daß man die Eicheln sogenannter Trüffeleichen auf passendem Boden säet und sich damit wiederum Trüffeleichen erzieht, unter denen auch in der That nach 5, 6 und mehr Jahren Trüffeln zum Vorschein kommen.

Die Trüffeleichen gehören entweder zu unserer Stein- oder Wintereiche, zur weichhaarig-blättrigen Eiche oder zur südeuropäischen immergrünen Eiche, Quercus Ilex. Am besten gedeiht die Trüffel auf trockenem und unfruchtbarem Kalkboden, der nur wenig mit fruchtbarer Ackererde bedeckt ist und für Wasser möglichst durchlässig erscheint. Jurakalk, vor Allem Oolithenkalk, Kalkgerölle, das nicht durch eine Thonmasse zum festen Konglomerat geworden ist, weniger Kreide sind die Fels-, respektive Bodenarten, welche die Trüffel liebt. Sie verlangt ein mildes Klima, gedeiht jedoch bei großer Wärme ebenso wenig wie unter einem rauhen Himmel. Das Eichengehölz darf nicht dicht stehen, so daß nur ein lichter Schatten vorhanden ist. Nur wenige Kräuter gedeihen auf einem zur Trüffelkultur geeigneten Boden; je mehr derselbe im Sommer zu Staub zerfällt, um so günstiger ist er. Urbar gemachter Boden schließt das Fortkommen der Trüffeln aus. Man lockert den Boden in den ersten 5—6 Jahren oberflächlich im Frühling und Herbst, später nur im Frühling. Dadurch wird auch das Wachsthum der Eichen gefördert, düngen darf man aber nicht.

Die Trüffel soll zu ihrer Entwicklung grade einen Monat brauchen. Die Ernte beginnt im November und dauert den ganzen Winter hindurch bis zum März. Zum Aufsuchen der Pilze, die ganz oberflächlich und bis zu 3′ Tiefe vorkommen, bedient man sich der Schweine und Hunde, es gibt aber auch Männer, welche sich als Trüffelsucher eines großen Rufes erfreuen. Wichtig ist es, nur solche Nester aufzuscharren, in denen die Pilze ganz reif sind, und darin sind die Thiere außerordentlich geübt.

Man unterscheidet verschiedene Sorten Trüffeln, deren Werth sehr ungleich ist. Die beste und im Handel hauptsächlich verbreitete ist 1) die schwarze Trüffel, Tuber cibarium *Bill.*, T. melanocarpum *Vittad.* Sie ist schwarzbraun mit prismatischen Warzen von meist hellerer Farbe und dunkelviolettem, selten mehr rothbraunem Fleisch, welches von anfangs weißen, später röthlichen Adern durchzogen wird. Die zu 3,—6 zusammenstehenden Sporen sind schwarz und zeigen auf der Oberfläche kein Adernetz. Geruch und Geschmack sind eigenthümlich gewürzhaft. 2) Die Muskat- oder Wintertrüffel, T. brumale *Vittad.*, mit ebenfalls warziger Haut, grauschwarzem Fleisch und spärlicheren weißen und starken Adern. Geruch und Geschmack sind moschusartig, aber auch bisweilen zwiebelähnlich, die Sporen sind rostbraun; sie findet sich unter Weißbuchen, Haseln und Eichen und schließt die schwarze Trüffel aus. 3) Die rostbraune Trüffel, T. rufum *Poll.*, ist kleiner als die schwarze Trüffel, riecht und schmeckt wo möglich noch angenehmer, besitzt rostrothes Fleisch mit weniger hervortretenden Adern, findet sich unter Weißbuchen, Haseln und Sommereichen. 4) Die Mardertrüffel, T. mesentoricum *Vittad.*, schwarz, mit weniger hervortretenden Warzen, im Innern grauschwarz, seltener graubraun, stets aber durch die Adern ungemein marmorirt, die braunen Sporen haben eine netzförmige Oberfläche. Sie riecht stark, etwas nach Bierhefe, findet sich hauptsächlich unter Birken und ist namentlich bei Paris sehr verbreitet, kommt aber auch in England und in Deutschland vor. 5) Die weiße oder Sommertrüffel, T. aestivum *Vittad.*, ähnelt der schwarzen Trüffel, ist aber weniger rund und hat größere, oben etwas eingedrückte Warzen. Das anfangs weiße Fleisch wird später ocherfarbig oder schwach grauschwarz und ist dendritenartig marmorirt, während die bräunlichen Sporen ein weitmaschiges Adernetz zeigen. Sie riecht auch etwas nach Bierhefe und kommt bei Paris neben der Mardertrüffel, besonders im Juli und August vor. 6) Die weiße Wintertrüffel, T. hiomalbum *Chat.*, ähnelt der schwarzen Trüffel, hat fuchsrothe Sporen ohne Netzzeichnung, zur Zeit der Reife löst sich die dünne Oberschale leicht in Stücken ab, so daß das weiße, etwas schwammige Fleisch erscheint. Findet sich nur unter Eichen. 7) Die blonde oder italienische Trüffel, T. magnatum *de Pico*, erreicht ein Gewicht von 500 Gramm, ist unregelmäßig gestaltet, hell ocherfarbig, fast gar nicht warzig, mit hellem, gelbem, durch sehr feine Adern weniger deutlich marmorirtem

Fleisch. Die 1—3 großen Sporen zeigen ein weitmaschiges Adernetz. Sie ist ganz gemein in Italien unter Eichen, Pappeln und Weiden, findet sich aber auch in der Provence. Sie riecht nach Lauch und gewissen Käsesorten, der Geschmack aber erscheint seifenartig und muß erst durch allerhand Kochkünste verbessert werden.

Andere, den Botanikern bekannte Trüffelsorten haben für den Handel keine Bedeutung.

Die Trüffelkultur wird in Frankreich in 55 Departements im Großen betrieben. Am meisten producirt das Departement Vaucluse, nämlich für 3,800,000 Francs, dann folgen die Departements Lot und Basses Alpes mit einem Ertrag von 3,000,000 Frcs. Das Departement Dordogne verkauft für 1,200,000 Frcs., einen gleichen Ertrag hat das Departement Drôme, während das Departement Charente und Aveyron für 400,000 und das Departement Lot et Garonne für 300,000 Frcs. produciren. Im Durchschnitt wird das Kilogramm mit 10 Frcs. bezahlt, so daß also der Gesammtertrag von einem zu keinen andern Kulturen verwendbaren Boden gegen 16 Millionen Frcs. beträgt. Dabei sind natürlich nur die Trüffeln gerechnet, welche in den Handel kommen; was in den Trüffelgegenden verbraucht wird, ist ausgeschlossen. Den größten Konsum hat Paris, nicht unbeträchtliche Mengen gehen aber ins Ausland. Wie sehr der Export zugenommen hat, ersieht man aus folgenden Zahlen. Im Jahre 1865 wurden 57,334 Kilogramm, 1866 schon 60,000 und 1867 sogar 70,000 Kilogr. ausgeführt. Die meisten Trüffeln gingen nach England, Rußland und Nordamerika.

Wir fügen noch hinzu, daß in frühern Zeiten Niemand daran dachte, Trüffeln rationell zu kultiviren, und daß man vor dem Jahre 1770 den Handel mit Trüffeln gar nicht kannte.

Koch theilt mit (Wochenschr. für Gärtnerei und Pflanzenkunde), daß, entgegengesetzt dem Vorkommen der guten französischen Trüffeln in lichtem Gebüsch und auf trockenem, unfruchtbarem Kalkboden, in Deutschland die Trüffeln grade in dichten Wäldern, besonders unter Buchen und auf fruchtbarem Boden mit Kalk- oder Thonunterlage vorkommen. So finden sie sich auf dem Ettersberg bei Weimar und sonst in Thüringen, im Hannoverschen und am Harz, besonders bei Wernigerode. In diesem Ort werden sie noch gesammelt. Sie kommen auch hier auf Thonboden vor und man überträgt kleine, erst bis zur Erbsengröße herangewachsene Pilze auf die passenden Stellen. Danach handelt es sich hier wohl jedenfalls nicht um die in Frankreich verbreitete Trüffel, welche bei ihrer Entstehung aus dem Mycelium so empfindlich ist, daß sie ein Freilegen und selbst die geringste Störung nicht erträgt.

Neue Bücher.

Fütterung. Neue Beiträge zur Begründung und rationellen Fütterung der Wiederkäuer. 1. Heft. Göttingen, Deuerlich.

Holzrubirer, fürs Liegende und Stehende, nach metrischem Maaß, von M. R. Preßler. Leipzig, Baumgärtner.

Obst-, Blumen- und Gemüsezucht, von E. Büsing. Flensburg, Westphalen.

Schulen, landwirthschaftliche, Organisation derselben ꝛc., von R. Weidenhammer. Helmstedt, Beyer.

Kriegswesen.

Moncrieffs Gleichgewichtslaffete. Die bisher üblichen Arten der Aufstellung von Geschützen waren: die Aufstellung auf Geschützbänken, in Schießscharten und in gedeckten Geschützständen, deren vollkommenste Art die Drehthürme sind. Jede der genannten Methoden hat ihre besonderen Vorzüge und Nachtheile.

Beim Ueberbankfeuer, wo die Geschütze frei aufgestellt und nur bis zur Kniehöhe durch den Wall geschützt sind, über den sie hinwegfeuern, erreicht man ein möglichst großes Bestreichungsfeld, allein das Geschütz selbst, wenigstens das ganze Rohr und der Obertheil der Laffete, ist dem feindlichen Feuer ausgesetzt und die Bedienungsmannschaft muß sich demselben während des Ladens und Richtens ganz bloßstellen.

In Schießscharten sind Geschütz und Mannschaft einigermaßen, wenn auch in neuerer Zeit durch die Einführung der Präcisionswaffen durchaus nicht genügend gedeckt. Das Schußfeld ist bei Schießscharten ein sehr beschränktes

und die Scharten selbst sind durch das Feuer der schweren Geschütze leicht zerstörbar.

Die gedeckten Geschützstände und namentlich die Drehthürme sind eine Erfindung der Neuzeit. Letztere gewähren bei der Möglichkeit der ungehinderten Bestreichung nach allen Seiten zugleich eine große, wenn auch nicht absolute Sicherheit gegen das feindliche Feuer. Das Haupthinderniß für ihre Anwendung besteht in den enormen Kosten, welche sie verursachen.

Von den beiden andern Arten ist das Ueberbankfeuersystem entschieden das vortheilhafteste, und wenn man eine Methode ausfindig machen könnte, welche dabei eine größere oder fast vollkommene Deckung gewährte, so wäre dies gewiß im höchsten Grade beachtenswerth.

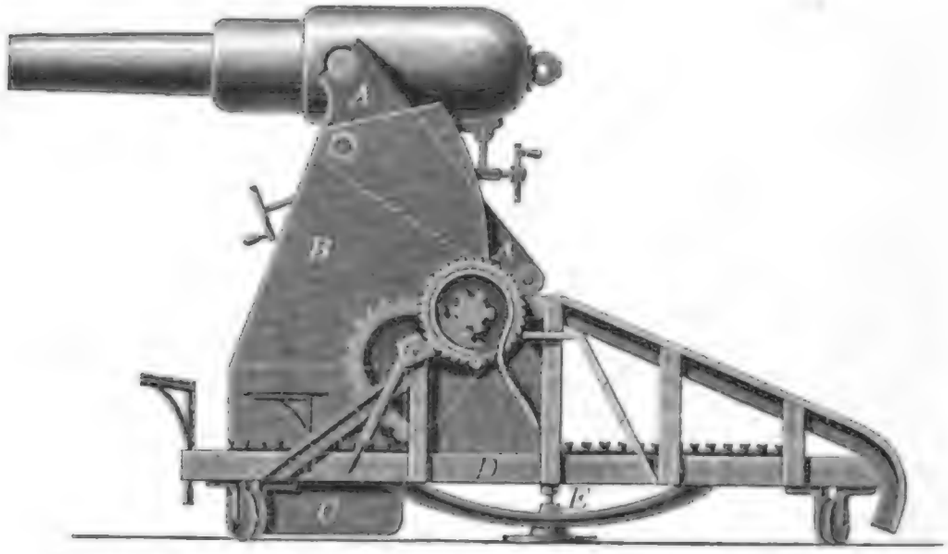
Das Verdienst des englischen Kapitäns Moncrieff besteht darin, eine solche Methode erfunden zu haben.

Nach dem von ihm angewendeten System wird das Geschütz hinter der Brustwehr oder unter dem Niveau des Erdbodens — in Geschützgruben, gun-pits — geladen und erst in dem Moment, wo es abgefeuert werden soll, wieder emporgebracht. Die Art und Weise, wie Kapitän Moncrieff dies bewerkstelligt, ist im höchsten Grade sinnreich.

Es ist bekannt, daß bei der Explosion des Schusses die entwickelten Pulvergase nicht allein auf das Geschoß wirken und es zum Lauf hinaustreiben, sondern ebenso nach den anderen Richtungen hin ihre Wirkungen ausüben, weshalb denn auch der hintere Theil der Kanone sehr stark sein muß. Ein Theil der durch die Entwickelung der Pulvergase erzeugten Kraft äußert sich in dem Rückstoß, welcher das Zurücklaufen der Kanone nach dem abgefeuerten Schuß verursacht und bei Vorderladegeschützen zwar die Ladung erleichtert, dagegen stets auf die Rahmen und Bettungen des Geschützes einen höchst zerstörenden Einfluß ausübt. Es war gewiß ein genialer Gedanke, der den Kapitän Moncrieff veranlaßte, diesen Rückstoß nicht allein unschädlich zu machen, sondern ihn zur Sicherstellung des Geschützes auszubeuten.

Zu diesem Ende konstruirte Moncrieff eine Laffete ganz eigenthümlicher Art, welche wesentlich aus vier Theilen besteht (s. Fig. 1 und 2), nämlich der eigentlichen Laffete A, in welcher die Kanone ruht, den Hebern oder Elevatoren B, der Gegenlast C und dem Rahmen D. Wenn nun beim Abfeuern des Schusses das Geschütz durch den Rückstoß zurück und abwärts getrieben wird, bewegen gleichzeitig die Elevatoren die Gegenlast in die Höhe (s. Fig. 2), bis das Geschütz seine kurze Bahn vollendet hat und es in der gedeckten Stellung durch eine selbstwirkende Sperrklinke festgehalten wird. Die Kraft des Rückstoßes absorbirte sich also durch das Emporheben des Gegengewichts und wird daher in diesem aufgespeichert, bis sie wiederum zum Aufrichten der Kanone, wenn diese die Stellung zum Feuern einnehmen soll, benutzt wird, zu welchem Behuf man die Sperrklinke lüftet. Da die Gegenlast nun ein etwas größeres Gewicht hat als das Geschütz, so senkt jene sich langsam und richtet mittelst der Elevatoren das Geschütz empor in die Schußhöhe.

Fig. 1.



Geschütz mit der Moncrieffschen Laffete, in der Stellung zum Feuern.

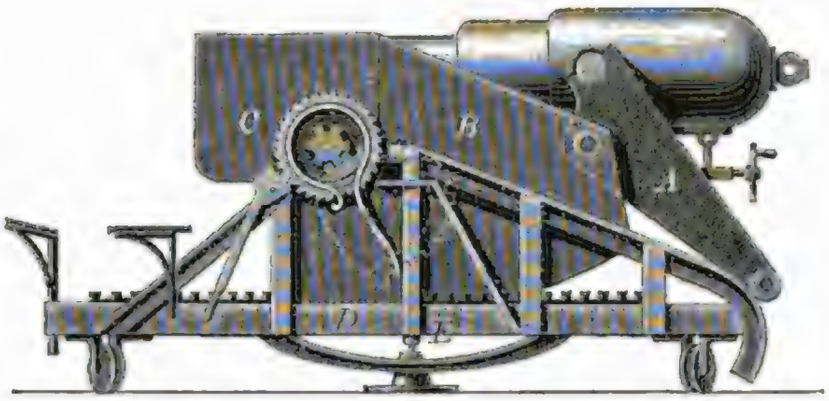
Digitized by Google

Die Richtung der Kanone kann auf zweierlei Art geschehen, nämlich entweder mittelst eines Spiegelvisirs, wobei der Richtmeister unterhalb des Rohrs vollständig gedeckt bleiben kann, oder auf gewöhnliche Weise mittelst des Aufsatzes. In dem letzteren Fall tritt der Kanonier, nachdem er gerichtet hat, auf ein neben der Laffete angebrachtes Trittbret, von wo er die Wirkung des Schusses beobachten kann.

Aus unserer Darstellung des Moncrieffschen Systems dürfte klar geworden sein, daß ein auf der Elevationslaffete angebrachtes Geschütz nur in dem Augenblick des Richtens und Abfeuerns der feindlichen Feuerwirkung ausgesetzt ist, während es im Uebrigen durch das Hinabsenken hinter eine feste Brustwehr oder unter den Horizont genügende Deckung findet.

tere sind freilich nie ganz zu entbehren, denn einmal gewähren sie doch einen noch besseren Schutz als das Moncrieffsche System, namentlich gegen das Vertikalfeuer (das jetzt durch die Einführung der gezogenen Mörser eine sehr erhöhte Bedeutung erlangt hat), und zweitens sind sie gegen feindliche Handstreiche besser gesichert als die hinter einfachen Erdwällen oder in Gräben angebrachten Moncrieffschen Geschütze. Es klingt freilich sehr hübsch, daß man diese Geschütze überall, hinter jeder Bodenerhöhung ohne große Vorbereitungen aufstellen könne, so daß „sich nichts Widerwärtigeres für Kriegsschiffe denken ließe, als von friedfertig aussehenden Hügeln her mit einem mörderischen Feuer überrascht zu werden". Allein es würde sich gewiß bitter rächen, wenn man nicht zugleich für eine sturm-

Fig. 2.



Geschütz mit der Moncrieffschen Laffete, in der Stellung zum Laden.

Um die Kanone, wenn sie die Stellung zum Feuern eingenommen hat, dem Auge des Feindes zu entziehen, können durchsichtige Masken aus sehr leichtem Material, durch welche hindurch das Geschütz gerichtet werden kann, wie z. B. lebende Hecken u. dergl., angewandt werden.

Geschütz und Laffete ruhen auf dem Rahmen D, welcher um den in seiner Mitte befindlichen Drehbolzen E sich bewegt, so daß es möglich wird, dem Geschütz jede beliebige Richtung zu geben.

Man braucht nicht so weit zu gehen wie englische Blätter, welche zum Theil aus Nationaleitelkeit nunmehr eine vollständige Revolution im Festungsbau prophezeit haben, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Moncrieffsche Laffete sowohl in der Entwickelung der schweren Artillerie, als auch in der Fortifikation Epoche machen wird. Man wird die Laffete sehr zweckmäßig zur Küstenvertheidigung im Verein mit gedeckten Geschützständen anwenden können. Letzfreie Lage der Geschütze gesorgt hätte, denn ein von jenen Kriegsschiffen ausgesendetes Landungsdetachement würde nur zu bald solchem Feuer ein Ende machen.

Ein fernerer Einwand gegen die allgemeine Anwendung von Geschützen nach Moncrieffschem System ist aus dem Umstande herzuleiten, daß es nicht die Koncentration einer solchen Anzahl von Kanonen zuläßt, wie sie bei einem Kampf eines Forts mit mehreren Schiffen nothwendig ist. Man hat den Satz aufgestellt, daß ein Geschütz mit der Elevationslaffete von ebenso großer Wirkung sei als drei andere Geschütze; dies ist aber durchaus nicht immer der Fall, denn namentlich beim Beschießen von Schiffen kommt es auf ein momentan heftiges Feuer an, und die gedeckte Lage der Batterien ist erst in zweiter Reihe in Betracht zu ziehen, da von der See aus ein sicherer Schuß sehr schwierig ist. Bei Angriffen vom Lande aus gestalten sich die Verhältnisse anders, hier ist das Demontiren der

Geschütze leichter und das Moncrieffsystem gewährt den großen Vortheil, dem Feinde nur in einzelnen Momenten einen Zielpunkt darzubieten.

Einen sehr wesentlichen Vorzug hat das Geschütz mit der Elevationslaffete dadurch, daß drei Mann zu seiner Bedienung hinreichen. Das ganze System befindet sich fortwährend in dem Zustande des Gleichgewichts und kann daher durch einen verhältnißmäßig sehr geringen Kraftaufwand geleitet werden.

Dadurch wird eine große Ersparniß an Bedienungsmannschaft erreicht.

Von hoher Bedeutung ist auch der Kostenpunkt, denn beispielsweise kosten zwei Geschütze mit Laffeten Moncrieffschen Systems nur den fünften Theil von der Summe, welche zur Anschaffung von einem Thurm mit zwei Geschützen erforderlich ist.

Fassen wir das im Vorstehenden Entwickelte kurz zusammen, so würden sich als die vortheilhaften Seiten des Systems ergeben:

1) große Sicherheit gegen das feindliche Feuer, mit Ausnahme des Vertikalfeuers und im Moment der höchsten Elevation des Geschützes,

2) großes Bestreichungsfeld,

3) Leichtigkeit der Bedienung und

4) verhältnißmäßig geringe Kosten.

Dahingegen ist die Sicherheit des Systems gegen die Einwirkung feindlichen Geschützfeuers nicht so groß wie die, welche die bedeckten Geschützstände gewähren, und es ist bei demselben keine so bedeutende Koncentrirung des Feuers zu ermöglichen, wie sie bei einem Kampf mit Schiffen erforderlich sein kann und wie sie durch kasemattirte Forts zu erreichen ist.

Wenn also die Anwendung der Moncrieffschen Laffete im Allgemeinen auch sehr zweckmäßig und empfehlenswerth erscheint, so kann sie doch die von uns genannten Geschützdeckungen keineswegs ganz überflüssig machen.

Der Kapitän Moncrieff hat sich nun nicht mit der bloßen Erfindung und ersten Aufstellung seines Systems begnügt, um dann den Ausbau desselben Anderen zu überlassen, sondern er unterwirft es fortwährend den verschiedenartigsten Proben und Versuchen, um es zu verbessern und zu vereinfachen und seine Anwendung auf möglichst viele Verhältnisse auszudehnen.

So hat er besonders auch die Anwendung seiner Laffete auf Kriegsschiffen versucht. Allein hier stellte sich ihm die eigenthümliche Schwierigkeit entgegen, die in der schwankenden Lage des Schiffs begründet ist, daß nämlich die wirkenden Kräfte bei unruhiger See nicht zur Geltung kommen können. Wenn z. B. das Schiff sich auf die Steuerbordseite gelegt hat, während nach der Backbordseite gefeuert werden soll, so kann die über ihr gewöhnliches Niveau emporgehobene Gegenlaft die Kanone nicht in die Schußstellung aufrichten.

Moncrieff hat sich daher nach einer Reservekraft umgesehen und diese in der hydraulischen und pneumatischen Kraft gefunden*). Er benutzt diese, indem er die Laffete mit dem Kolben einer hydraulischen Presse in Verbindung bringt, deren Wassersäule in eine Luftkammer mündet. Wenn nun nach dem Abfeuern des Schusses die Kanone hinabgleitet, wird der Kolben der hydraulischen Presse zurückgetrieben und das Wasser in die Luftkammer gepreßt, so daß die Luft in letzterer komprimirt wird. Ein Ventil, das sich nach hinten öffnet, hindert das Wasser am Zurückströmen, wenn die Kraft des Rückstoßes aufhört. Diese wird also gleichsam in der komprimirten Luft aufgespeichert. Soll die Kanone alsdann wieder in die Schußstellung emporgehoben werden, so läßt man durch einen Hahn das Wasser zurückströmen, die komprimirte Luft macht dann ihre Kraft geltend und der Kolben der hydraulischen Presse wirkt auf die Laffete, welche sie mit der Kanone in die Höhe schiebt. Da aber die hiezu erforderliche Kraft je nach dem mehr oder weniger starken Rollen des Schiffs oder nach der verschiedenen Wirkung des Rückstoßes eine verschiedene sein muß, so ist ein Druckmesser vorhanden, um das Spiel der Maschine passend zu reguliren.

Ohne Zweifel wird Kapitän Moncrieff Mittel zu finden wissen, daß diese bisher noch nicht im Großen angewendete Vorrichtung auch praktisch zur See geprüft werde.

C. v. Saraw.

*) Aus einer Notiz in Nr. 49 des „Mil. Wochenbl." geht hervor, daß man in Preußen die Priorität der Anwendung dieser Kräfte zur Maskirung des Geschützes nach Abgabe des Schusses beansprucht. Es wird daran die in der That höchst interessante Mittheilung geknüpft, daß Versuche mit Maskenlaffeten für ein 8zölliges und ein 11zölliges Geschütz nahe bevorstehen.

Nekrolog.

Chrulew, Stephan Alexandrowitsch, russischer Generallieutenant, † am 2. Juni in Petersburg. Er war in Moskau geboren, seit 1826 in Dienst und zeichnete sich 1849 im ungarischen, besonders aber im orientalischen Kriege und bei der Belagerung Sebastopols aus.

Neue Bücher.

Feldgeschütze, die gezogenen und glatten. Von O. Maresch. Wien, Seidel.

Ortsbefestigung im Feldkriege, Handbuch derselben, von Westphal. Glogau, Reisner.

Truppenführung, Studien über, von Verdy du Vernois. Berlin, Mittler.

Technologie.

Manganlegirungen. In St. Denis bei Paris hat Valenciennes kürzlich metallisches Mangan, sowie mehre Manganlegirungen dargestellt. Ersteres erhielt er durch Reduktion von reinem Manganſuperoxyd in einem Magnesiatiegel, wobei es einen spröden und sehr harten Regulus lieferte. Unmittelbar nach dem Zerschlagen waren die Metallstücke weiß wie Gußeisen, wurden aber durch die Luft sehr rasch angegriffen. Das Mangan zeigt große Verwandtschaft zum Kupfer. Valenciennes stellte eine Kupfermanganlegirung mit 20% Mangangehalt und mit deren Hülfe verschiedene Proben mit 3, 5, 8, 12 und 15% dar. Alle diese Legirungen sind den Kupferzinnlegirungen (Bronze) sehr ähnlich, wie diese sind sie hart, klingend und leicht schmelzend. Die Legirung mit 15% Mangangehalt ist grau, sehr hart, spröde, schmilzt wie Bronze und läßt sich ohne Schwierigkeit gießen, nach längerer Aufbewahrung zeigt sie sich unverändert; die 12procentige Legirung ist ebenfalls spröde und sehr hart, unmittelbar nach dem Abdrehen grau, wird aber bald messinggelb. Die manganärmeren Legirungen sind geschmeidig, lassen sich hämmern, walzen und zu ebenso dünnen Blechen verarbeiten wie gewöhnliches Messing. Auch metallisches Kobalt und dessen Kupferlegirungen hat Valenciennes dargestellt, sie sind schmelzbar wie Kupfer, geschmeidig und lassen sich unter Ausglühen hämmern.

Beleuchtung. In den letzten Jahren ist von verschiedenen Seiten, namentlich aber von Tessié du Mothay in Paris versucht worden, die Anwendung von Sauerstoffgas in das Beleuchtungswesen einzuführen, um Licht von großer Intensität und Reinheit zu erhalten. Tessié's Verfahren bestand wesentlich in der Verbrennung von Leuchtgas (früher Wasserstoffgas) mit Sauerstoff, zeigte sich aber mit mehren Uebelständen behaftet, von denen besonders die Nothwendigkeit einer doppelten Rohrleitung hervorzuheben ist. Dieser Uebelstand wird nun vermieden bei einer von Philipps in Köln benutzten Art der Sauerstoffbeleuchtung, bei welcher statt des Leucht- oder Wasserstoffgases ein schweres Oel „Carboline" zur Anwendung kommt. Das Carboline brennt seines großen Kohlenstoffgehalts halber in atmosphärischer Luft nicht, gibt dagegen mit Sauerstoff ein intensives Licht. Zur Darstellung des Sauerstoffs benutzt Philipps das Verfahren von Mallet, welches auf der Eigenschaft des Kupferchlorürs, Sauerstoff aus der Luft zu absorbiren und bei höherer Temperatur wieder abzugeben, beruht. Das Kupferchlorür wird aus dem Kupferchlorid durch Erhitzen gewonnen. Letzteres wird mit 33% gestoßenen Porzellanscherben gemengt, um es vor dem Zusammenbacken zu schützen, und gibt beim Erhitzen zuerst Chlor ab, so daß Kupferchlorür zurückbleibt. An Stelle des entweichenden Chlors tritt nun beim Liegen an der Luft im angefeuchteten Zustande Sauerstoff und es entsteht eine basische Verbindung, aus welcher sich beim Erhitzen unter Abgabe von Sauerstoff das Chlorür regenerirt. Die Fähigkeit dieses letzteren, Sauerstoff aus der Luft zu absorbiren, geht nie verloren, und während bei gewöhnlicher Temperatur die Absorption in 2—3 Stunden beendet ist, erfolgt die Bildung der basischen Verbindung fast augenblicklich, wenn man Wasserdampf und Luft bei 200° C. auf das Chlorür einwirken läßt. Dies ist für kontinuirlichen Betrieb sehr wichtig, denn so wird es möglich, die Operationen in einem und demselben Gefäß vorzunehmen und selbst mechanische Verluste zu vermeiden. Die Abgabe des Sauerstoffs erfolgt bei 400°. Die Ausbeute aus 50 Kilogramm beträgt bei jedesmaliger Operation von kurzer Zeitdauer 1,3 — 1,5 Kubikmeter reinen Sauerstoff, welcher zur Kondensation der Wasserdämpfe durch einen einfachen Waschapparat geht und sodann, ohne irgend einer Reinigung zu bedürfen, direkt in den Gasbehälter gelangt.

Bei Anwendung des Sauerstoffs zur Be-

leuchtung kann derselbe mit gleichen Theilen Luft gemischt werden; es entsteht dadurch eine 60,5 % Sauerstoff enthaltende Mischung, deren Verdünnung unbeschadet der Helligkeit der Flamme bis zu 40 Theilen Sauerstoff und 60 Theilen Luft als Minimum festgesetzt werden kann. Es läßt sich dies dadurch erklären, daß man im erstern Fall in der Flamme eine höhere Temperatur neben geringerer Masse leuchtender Körper, im andern Fall aber eine größere Masse leuchtender Körper neben geringerer Temperatur erhält. Die zur Verbrennung gelangende Flüssigkeit, Carboline, besteht aus schweren flüssigen Kohlenwasserstoffen, kann zu keinem andern Zweck als zur Verbrennung in Sauerstoff benutzt werden, ist unter gewöhnlichen Verhältnissen unentzündbar, brennt sehr sparsam und läßt sich wohlfeil darstellen.

Bei der Lampe, deren Konstruktion besondere Schwierigkeiten bot, strömt der Sauerstoff durch einen runden Brenner in horizontaler Richtung in die Flamme und wirkt, indem er die Lampe umstreicht, zugleich als Kühler derselben. Glascylinder sind nicht erforderlich und die Verbrennungsprodukte sind frei von Geruch. Die Lampe erwärmt sich nicht mehr wie jede andere und bedarf auch keiner andern Wartung als der Füllung mit Carboline nach Bedarf. Der Docht wird nicht beschnitten und braucht höchstens nach 2 Monaten erneuert zu werden; eine Explosion ist gar nicht möglich.

Die Verwendbarkeit dieser billigen Beleuchtungsart, der sogenannten Carboxygenbeleuchtung in Leuchtthürmen, Theatern, Fabriken und größeren Räumen, auf Bahnhöfen, Straßen und öffentlichen Plätzen, zu photographischen und optischen Zwecken, zu militärischen Operationen, Signallichtern ꝛc. ist nach Kellner (Journal für Gasbeleuchtung) außer aller Frage. Hinsichtlich der Wohlfeilheit werde das Carboxygen wohl von keiner andern bekannten Beleuchtungsart übertroffen, was ihr bald eine ausgedehntere Anwendung dort sichern werde, wo überhaupt eine sehr große Lichtintensität Bedürfniß ist und wo entweder eine Sauerstoffleitung vorhanden oder wo man die Selbstbereitung des Sauerstoffs der bequemeren Benutzung des gewöhnlichen Leuchtgases vorzuziehen veranlaßt ist.

Weinverbesserung mit Glycerin. Die Verwendung des Glycerins zur Verbesserung des Weins verbreitet sich immer mehr, so daß nach einer Schätzung im Jahr 1869 in den weinproducirenden Gegenden Deutschlands gegen 20,000 Centner Glycerin hierzu verbraucht worden sein mögen. Aus zuverlässiger Quelle erfährt die „Deutsche Industrie-Zeitung", daß der Glycerinzusatz zum Wein bald nach dem Bekanntwerden der Pasteurschen Untersuchungen über das normale Vorhandensein des Glycerins im Wein zuerst von Rud. Wagner in Würzburg empfohlen worden ist und daß gelungene Versuche über die Verwendung des Glycerins in der Weinbereitung und in der Fabrikation der Schaumweine im Verein mit dem Hofkellermeister Oppmann von ihm bereits im Jahr 1865 ausgeführt wurden. Von Wagner rührt auch die Bezeichnung „Scheelisiren" für das Versetzen der Weine (und Biere) mit Glycerin her.

Nekrolog.

Colburn, Zerah, tüchtiger Ingenieur, namentlich auf dem Gebiet des Lokomotivbaus, technischer Schriftsteller und Redakteur der beiden bedeutendsten technischen Zeitschriften Englands, „The Engineer" und „Engineering", erschoß sich am 26. April in der Nähe von Boston.

Victor, Niepce de St., Kommandant des Louvre, † Mitte Mai in Paris. Ursprünglich Offizier, entdeckte er 1847 während seiner chemischen Studien die Herstellungsmanier der Photographien auf Glastafeln. Das von ihm nachgewiesene Verfahren bildet die Basis aller späteren heliographischen Errungenschaften. Bis zu seinem Tode beschäftigte er sich mit Versuchen, farbige Photographien herzustellen.

Neue Bücher.

Brennmaterialien und Feuerungsanlagen für Fabrik, Gewerbe und Haus, von H. Grothe. Weimar, Voigt.

Eisen und Stahl, die Festigkeitseigenschaften von, von K. Styffe. Deutsch von C. M. von Weber. Weimar, Voigt.

Jahresbericht über die Leistungen der chemischen Technologie für 1869. Von J. R. Wagner. Leipzig, Wigand.

Locomotiven, Skizzen und Hauptdimensionen derselben nach verschiedenen Systemen. Herausgeg. von C. Heusinger v. Waldegg. Wiesbaden, Kreidel.

Photographie, Lehrbuch von H. Vogel. 2. Abth. 2. Lief. (Schluß). Berlin, Oppenheim.

Photolithie (Lichtdruck), von A. Markl. Prag, Steinhauser.

Spiritusmesser, von Th. Koch. Wittenberg, Herrosé.

Zuckerfabrikation. Jahresbericht über die Untersuchungen und Fortschritte, von K. Stammer. 1869. Breslau, Trewendt.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 24. Juli. Unsere Leser werden es billigen, wenn wir während der Dauer des Krieges die bisherige Ordnung, in welcher wir den neuesten geschichtlichen Stoff darlegten, verlassen und eine andere wählen. Wir werden während dieser Zeit in jedem Hefte eine etwas kürzere Umschau geben. Diese Umschauen werden sich nicht der Reihe nach auf verschiedene Staaten oder Staatengruppen erstrecken, sondern stets die gesammten Ereignisse der letzten Wochen von dem Standpunkt aus überblicken, der jetzt allein den Mittelpunkt unseres Denkens, Fühlens, Handelns bilden darf.

Wie man in manchen Ländern fast ohne Uebergang vom Winter in den Sommer, vom Sommer in den Winter kommt, so hat urplötzlich der Krieg sich an die Stelle des Friedens gesetzt. Dies wird alle Jene am meisten überrascht haben, welche während der letzten Jahre, zufrieden mit der ziemlich glatten Oberfläche der europäischen Völkerbeziehungen, den Blick über die darunter verborgenen Gegensätze leicht hinweggleiten ließen, in allzu großem Vertrauen auf den maßgebenden Einfluß der materiellen Interessen oder auf die Geistesrichtung desjenigen Theiles der Demokratie, in welcher der kosmopolitische Zug stärker ist als der nationale.

In Frankreich war das Plebiscit als bedeutungsvolles Ereigniß in die innere Entwickelung gefallen, welche darauf gerichtet war, in dem Kaiserthum die Napoleonische Tradition erblassen zu lassen und das parlamentarische Regierungssystem in voller Konsequenz zum Durchbruch zu bringen, um das persönliche Regiment des „autoritativen" Kaiserthums abzulösen. Der tiefer Blickende sah auch nach dem Plebiscit die innere organische Fortentwickelung Frankreichs keineswegs von allen Gefahren der Zukunft befreit. Aber unzweifelhaft war zunächst die Macht und das Ansehen des Souveräns neu gekräftigt durch diese Berufung an das Volk, von welcher de la Guerounière im Senat sagte, daß sie für die moderne Krone dasselbe bedeute wie die Salbung von Rheims. Ollivier vor Allem hatte gute Dienste dabei gethan mit „verzehrender" Thätigkeit. Er hatte nach Daru's Rücktritt und vor Gramonts Uebernahme der Geschäfte auch kurze Zeit das Ministerium des Auswärtigen verwaltet und sich auch hier seine Sporen zu verdienen gesucht. Mit der ihm eignen Selbstgefälligkeit verkündete er, daß das Plebiscit fast die Bedeutung eines französischen Sadowa habe, daß alle diplomatischen Agenten Frankreichs von dem Gedanken erfüllt seien, wie sehr dasselbe ihre Wirksamkeit erleichtere, den Einfluß Frankreichs erhöhe. Es war in den ersten Tagen des Monats, in welchem wir dies schreiben, daß Ollivier im gesetzgebenden Körper, gelegentlich über die auswärtigen Beziehungen Frankreichs zu den europäischen Mächten befragt, außer Obigem noch Folgendes erklärte: „Die Regierung ist frei von jeder Art von Besorgniß; zu keiner Zeit war die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa mehr gesichert. Nach welcher Seite man auch blickt, man bemerkt keine erregende Frage, die zur Sprache gekommen wäre". Nichts ist bezeichnender. Wenige Tage nur, und die Thatsache ward bekannt, daß dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die spanische Königskrone angetragen worden war, daß er sie für den Fall seiner Wahl angenommen hatte, und daß zur Vornahme dieser Wahl die Cortes auf den 20. Juli einberufen seien. Man stand hart vor einer vollendeten Thatsache. Am 6. Juli erklärte der Herzog von Gramont, daß Frankreich die Selbstbestimmung Spaniens fortwährend anerkenne, fügte jedoch ein „aber" bei, welches das Gegentheil bedeutete; denn er sagte nicht mehr und nicht weniger, als daß Frankreich die Besteigung des spanischen Thrones durch einen Hohenzollernschen

Prinzen nicht zugeben, daß die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes derselben hoffentlich vorbeugen und daß im entgegengesetzten Falle das französische Heer marschiren werde. Nichts Anderes konnten die mit stürmischem Beifall von der Kammer aufgenommenen Worte bedeuten: „Sollte es anders kommen, so würden wir, stark durch ihre Unterstützung, meine Herren, und durch die der Nation, unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit zu erfüllen wissen". Also eine sofort in die Oeffentlichkeit geschleuderte Kriegsdrohung war der erste Schritt, womit Frankreich in die plötzlich aufgetauchte Frage eintrat. In der öffentlichen Meinung und vor Allem im Heere ward damit ein Sturm angefacht, der einen einfachen Rückzug unmöglich machte, der selbst einen gütlichen, auch die Ehre Preußens wahrenden Ausgleich erschwerte, und der vor Allem einem solchen Ausgleich, wenn er auch gefunden würde, den besten Theil seines Werthes nehmen mußte, da etwas zurückgeblieben wäre, was bei der nächsten Veranlassung doch den Krieg bedeutet hätte. Es war recht eigentlich ein Blitzschlag am heiteren Himmel, welcher am politischen Horizont Europa's aufzuckte. Auch eilten natürlich sofort alle friedliebenden Mächte, vor Allem die Kabinete von London und Wien, die Veranlassung zu dem drohenden Kriege noch hinwegzuräumen. War es, wie sich bald zeigte, Taktik des Grafen Bismarck gewesen, die Hohenzollernsche Kandidatur von Anfang an nicht als eine Staatsangelegenheit, sondern als eine Familienangelegenheit behandeln zu lassen, so verfolgte Frankreich nunmehr die Taktik, Spanien, den Prinzen Leopold und dessen Vater ganz aus dem Spiele zu lassen und seine Forderungen nur gegen Preußen zu richten. Die Unterscheidung, daß die Ermächtigung zur Annahme der Kandidatur vom König nicht als Staatsoberhaupt und nicht in Form eines Staatsaktes, sondern persönlich als Familienoberhaupt gegeben worden sei, ward nicht anerkannt. Da Verhandlungen mit dem Ministerium in Berlin, nach dem Standpunkt, welchen dasselbe einnahm, keine Lösung bringen konnten, und Frankreich in keinem Falle in Spanien eine vollendete Thatsache schaffen lassen wollte, wendete sich der Botschafter Frankreichs in Berlin im Auftrage seiner Regierung persönlich an den König, welcher zur Stärkung seiner Gesundheit noch in Bad Ems weilte, und trat mit ihm in mündlichen Verkehr. Die Ahnung einer großen Gefahr lag über Europa. Da verzichtete am 12. Juli Prinz Leopold auf die Kandidatur und der spanische Gesandte theilte dies sofort dem französischen Kabinet mit. Europa athmete auf; Ollivier erklärte im Privatgespräch mit Abgeordneten: Frankreich habe erreicht, was es wolle, die Frage sei erledigt. Der Herzog von Gramont aber machte der Kammer die Eröffnung, daß die Verhandlungen mit Preußen fortdauerten. Da auf die Aeußerungen Olliviers vom Tage vorher angespielt wurde, ertheilte der Herzog von Gramont demselben indirekt eine Rüge, indem er erklärte: „mit den Gerüchten, die in den Korridoren umlaufen, habe ich mich nicht zu beschäftigen". Wir heben diesen Umstand hervor, weil er beweist, daß an entscheidender Stelle eine Auffassungsweise bestand, ein Ziel verfolgt wurde, welches damals für den Siegelbewahrer noch verdeckt wurde. In der That verlangte Benedetti zweierlei von dem König. Da die Verzichtleistung des Prinzen Leopold als etwas nur von ihm und seinem Vater Ausgehendes bezeichnet worden war, so sollte der König seine Zustimmung dazu erklären. Er sollte sich sodann verpflichten, auch in Zukunft eine etwaige Wiederaufnahme der Kandidatur nicht zu genehmigen und nicht zuzulassen. Die erste Erklärung gab der König, die zweite verweigerte er. Daraufhin sah Frankreich den Kriegsfall als gegeben an. Mit den Erklärungen, welche am 15. Juli Nachmittags 1 Uhr in den Kammern abgegeben wurden, ward dies konstatirt. Die formelle Kriegserklärung an Preußen ward am 19. dem berliner Kabinet durch den französischen Geschäftsträger überreicht, während die deutschen und französischen Heeressäulen schon gegen einander vorrückten. Welch jäher Wechsel!

Wir haben in der kurzen Darstellung des Vorspiels zu dem großen Kriege, an dessen Schwelle wir stehen, absichtlich zwei Umstände nicht berührt. Wir meinen den zuerst von dem Herzog von Gramont verlangten Entschuldigungsbrief des Königs und den schließlich dem französischen Botschafter verweigerten nochmaligen Empfang durch den König. Beides berührt mehr die Etikette als das Wahre der Sache und ist nach unserer Ueberzeugung für die schließliche Entscheidung nicht bestimmend gewesen. Der in Paris dem preußischen Botschafter gemachte Vorschlag eines entschuldigenden Briefes des Königs an den Kaiser ist eine Form, auf welche in der entscheidenden Besprechung zu Ems nicht zurückgekommen worden ist. Es ist davon nichts übrig geblieben als die dem preußischen Botschafter zu Theil gewordene königliche Ungnade, weil er dem unziemlichen Verlangen von vorne

herein nicht ſcharf genug, nicht mit dem vollen Selbſtgefühl eines Vertreters des Norddeutſchen Bundes entgegengetreten ſei. Was aber die verweigerte Audienz betrifft, welche Frankreich als eine Verletzung ſeiner Würde und Ehre ausgegeben hat, ſo wird Niemand im Ernſte glauben, daß Frankreich den ſchon halb gezogenen Degen wieder in die Scheide geſtoßen hätte, wenn der König die bereits abgelehnte Forderung im Angeſicht des Botſchafters nochmals abgelehnt hätte, ſtatt daß er ihm nur ſagen ließ, er habe ſeiner früheren Erklärung nichts hinzuzufügen. Die Audienz war eben nur erbeten, um die abgelehnte Forderung zu wiederholen.

So viel über das diplomatiſche Vorſpiel des großen Waffenganges, welcher dem inneren Parteihader Schweigen gebietet und unſer Volk in Süd und Nord in gehobener Stimmung findet. Der tiefere Grund des Krieges, die möglichen Ziele und die europäiſche Situation überhaupt wird der Gegenſtand unſrer nächſten Umſchau ſein. Von befreundeter Seite werden dieſe Umſchauen während des Krieges eine techniſch-militäriſche Ergänzung erhalten.

v. Wydenbrugk.

Die Napoleoniſche Legende. „Die Geſchichte Napoleons gehört der neueſten Zeit an, und gleichwohl erſcheint ſie ſo ziemlich im Licht einer Legende. Der Glanz eines Glücksſterns ohne Gleichen; der Zauber kriegeriſcher Macht mit ſeinem überwältigenden Einfluß auf die Menſchen, ſelbſt auf die, welche an der Spitze der Civiliſation ſtehen wollen und doch noch ſo tief in der Barbarei ſtecken; ſchlau berechnete und ſorglich verbreitete falſche Vorſtellungen, mittels deren man nicht bloß das franzöſiſche Volk, ſondern auch andere zu täuſchen gewußt; das Lügenſyſtem der amtlichen Urkunden endlich, die inmitten des allgemeinen Schweigens allein ihr falſches Zeugniß ablegten: alle dieſe Urſachen wirkten zuſammen, um jener Napoleoniſchen Legende Leben und Beſtand zu verleihen, die ſich mit ſolchem Erfolg an die Stelle der Geſchichte drängte, daß es heutzutag einer gelehrten und gründlichen Kritik bedarf, um letztere in ihrer vollen Wahrheit wieder herzuſtellen, als ob es um einen Helden ſo zweifelhaft wie Romulus oder ſo fabelhaft wie Hercules ſich handelte.“ So ſpricht Barni in den Anfängen ſeines Buches*) über den Zuſtand der Geſchichte und das gewohnte Verhalten der Geſchichtſchreiber gegenüber dieſem an ſich erſtaunlichen und durch die blinde Verehrung vor dem fait accompli vollends zur Legende geſtempelten Lebensſchickſal. Und ferner meinte Barni, als er ſeine zunächſt aus Vorleſungen in Genf hervorgegangene Geſchichte zwei Jahre ſpäter edirte, ſie ſei leider! um nichts weniger zeitgemäß geblieben: ſtehe doch das Monſtrum, um deſſen Bekämpfung ſich's handle, die Napoleoniſche Legende, noch immer aufrecht; ſehen wir es doch heute noch die Wahrheit und Moral der Geſchichte zu Schanden machen; „und die vermeinte Geſchichtsphiloſophie, welche dieſe Legende ſanktionirt, indem ſie die Cäſaren zu von der Vorſehung geſandten großen Männern und Uebelthäter zu Rettern der Völker ſtempelt, — feiert doch dieſe abſcheuliche Geſchichtsphiloſophie grade jetzt glänzendere Triumphe als je“.

Das iſt die Eine Seite der Frage. Nicht viel anders faßt den Standpunkt, nur mit der Erweiterung, daß er zugleich den Revers des Bildes hervorkehrt, der mit Barni ganz gleichartige Lanfrey*), wenn er an der Spitze ſeines groß angelegten Hauptwerkes meint: Bis jetzt waren es meiſt die Liebe oder der Haß, welche ſich an die Beurtheilung Napoleons gemacht haben; wie zu ſeinen Lebzeiten, ſo war es ihm nach ſeinem Tode gegeben, das Gemüth der Menſchen tief zu verwirren, und die Kämpfe, welche ſeine Politik heraufbeſchworen hatte, hat man ſeither für und wider ſein Gedächtniß fortgeführt. Den volksthümlichen Apotheoſen, der intereſſirten Ruhmrednerei des Parteigeiſtes, den Gefälligkeitsphraſen von Geſchichtſchreibern, die entweder die Narren oder die Mitſchuldigen der vulgären Vorurtheile ſind, haben heftige Repreſſalien geantwortet, in denen man oft die Wahrheit ſich ſelber mit ihren eigenen Waffen ſchlagen ſah. Indeß hat ſein Ruhm viel mehr Bewunderer als Verkleinerer gefunden; denn den Weihrauch, den man nicht mehr für das Idol hat, verſchwendet man an ſeine Verehrer. Die Geſchichte aber iſt nicht gemacht für ſolche Rollen, die ſich weder mit der Ruhe der Gerechtigkeit noch mit der Würde des Richters vertragen. — Heut erſt, nachdem Vergötterung und Verkleinerung ſich gegenſeitig erſchöpft, ſind die Elemente bereit für eine vollſtändige und klarſehende Unterweiſung über den Gegenſtand, an dem ſo viele

*) Barni, Jules: Napoléon Ier et son historien M. Thiers. Paris 1869 (deutſch von A. Elliſſen. Leipzig, O. Wigand, 1870).

*) Lanfrey: Histoire de Napoléon Ier, vol. I—IV, Paris 1866—69, (deutſch von C. v. Glümer, Berlin, Sacco, 1870).

Publiciſten und Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Dichter ſich nicht ungeſtraft vergriffen haben.

Dieſe Angaben der beiden neueren Schriftſteller bezeichnen ziemlich genau den Stand der Dinge mit Bezug auf den Napoleonismus und die geſchichtliche Literatur. Da ſtehn im einen Lager, und zwar bis auf die letzten Jahre hin in entſchiedenem Vorſprung ſchon durch ihre Zahl und durch die Reſſourcen, die ihnen entgegengetragen wurden, die Verherrlicher des „großen Kaiſers“, ein Idol zurechtmachend, dem ſich die unwiſſende Phantaſie der Maſſe des franzöſiſchen Bauernvolkes nur allzu leicht geliehen hat. — Großmeiſter und Führer dieſer Richtung, ſchon durch das Gewicht ſeines wohl oder übel in alle ſeitherigen Geſchicke ſeines Landes verflochtenen Namens, iſt Thiers, und mit Fug richten ſich daher aus dem andern Lager die Pfeile des Angriffs zu allererſt gegen ihn als den Schöpfer der „Napoleoniſchen Legende“. Barni iſt es, der ihn ſpeciell unter ſeine kritiſche Loupe ſtellt, indem er mit vollem Recht behauptet, daß die hiſtoriſche Wahrheit weit entfernt iſt ſich bei ſeiner Beobachtungsweiſe in ihrem vollen Lichte zu zeigen. „Die in dem Werke vorherrſchende Idee iſt, unbeſchadet einiger zögernden und ungenügenden Zugeſtändniſſe in abweichendem Sinn, die Apotheoſe eines Mannes, den der große Haufe als einen großen anſtaunen mag, den aber die Moral einfach einen Frevler nennt; es iſt die Apologie des Despotismus, der Kultus der kriegeriſchen Macht und der Eroberung, die Religion des Erfolgs und der Gewalt.“ Das literariſche Verdienſt des Herrn Thiers iſt unläugbar groß. Die ſeltene Gabe der Darſtellung, die lichtvolle Flüſſigkeit der Erzählung, die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit des Stils ſind gewiß nicht gering anzuſchlagen und haben zu dem Erfolge des Werkes in hohem Grade beigetragen. Aber darüber darf man das moraliſche Gebrechen dieſer Geſchichtsdarſtellung nicht vergeſſen und es auch nicht entſchuldigen. Im Gegentheil: je größer es iſt und je größer der Erfolg, deſto dringlicher wird es dieſen Grundfehler ans Licht zu ziehen. Das moraliſche Element kommt bei ihm entfernt nicht zur Geltung. „Bei den Handlungen ſeines Helden, die der Verfaſſer verdammt, kommt für ihn weit mehr der Fehler als das Verbrechen, weit weniger die Unſittlichkeit als die erlittene Schlappe in Betracht, und eigentliche Strenge übt er erſt von dem Zeitpunkt an, wo die Thorheiten und Mißgeſchicke beginnen.“ Er iſt nach Lamartine ein Schriftſteller, der ſich zum Mitſchuldigen des Glückes macht. Das Begreifen, die Einſicht iſt ihm ſo ziemlich Alles, was den rechten Geſchichtſchreiber mache; er ſpricht nur von der Kunſt der Kompoſition, der Schilderung, der Farbenmiſchung, der Vertheilung des Lichtes. Der Geſchichtſchreiber müſſe ja jede Leidenſchaft in ſeiner Seele erſticken und in ſeiner Darſtellung zwiſchen dem Guten und Böſen ein weiſes und vorſichtiges Gleichgewicht halten: das iſt das verhängnißvolle Opium ſeiner Geſchichtsphiloſophie, womit man den Tod ins Leben, die Lüge in die Wahrheit einführen kann. — Die Streiche, die auf das Thiersſche Werk gerichtet werden, ſind nur das Mittel, um ſein Objekt zu treffen; man greift auf das Piedeſtal zu, um das Götzenbild ſelbſt umzuwerfen.

Und wer ſind Diejenigen, welche ſich in den jüngſten Jahren an dieſes kritiſche Werk gemacht haben? Was haben die Namen eines Lanfrey und Barni, Grouſſet und Morel, Taxile Delord u. A., kurz, alle die, welche den Napoleonismus im Onkel und im Neffen verfolgen, zu bedeuten? Nicht zu erwähnen der Fremden, die ſchon bedeutend früher theils aus dem Standpunkte des Moraliſten, theils aus demjenigen der beſondern Nationalitäten ſich gegen den Napoleon der franzöſiſchen Vergötterung erhoben, von W. Scott bis auf Channing und die Jüngſten herab! Nicht zu erwähnen der Specialiſten wie Charras, welche einzelne Partien ihrer beſonderen Kritik unterwarfen! — Jene aber ſind vereinzelte Abkömmlinge der republikaniſchen Phalanx, die immer noch klein an Zahl, aber reich iſt an Einſicht und moraliſchem Gewicht; einer Schule, die vermöge der eingefleiſchten Nationalzüge ihres Volkes noch lange dazu verdammt ſcheint, ohne jeden praktiſchen Erfolg zu bleiben, die aber grade durch den Cäſarismus des zweiten Kaiſerreiches zu um ſo ſchneidenderer Erhebung gegen das ganze Geſchlecht, gegen den Napoleonismus in ſeiner Wurzel und in ſeinen Zweigen angetrieben ward. Es ſind Perſönlichkeiten, die durch die unerwarteten Erfolge des neuen Kaiſerreiches im erſten Jahrzehnt ſeines Beſtehens zu vollſtändigem Schweigen gebracht ſchienen, die nun aber mit der anſteigenden parlamentariſchen Oppoſition und den Rückſchlägen im zweiten Jahrzehnt dieſes Regimentes wenigſtens wieder zum Sprechen kamen und deren Worte wiederhallten, ja drohend und dröhnend nachhallen!

Welches aber die Stellung ſei, Freund und Feind berufen ſich gleich ſehr auf die Korreſpondenz des Gewaltigen, ein Dokument, das in

den letzten Jahren gar ſehr an Beachtung und Beweiskraft gewonnen hat.

Das aus drei ſtarken Bänden beſtehende Werk von Kurz*) iſt eine geſichtete Auswahl nach der großen Kommiſſionsarbeit, welche auf Befehl Napoleons III. die politiſche, militäriſche und adminiſtrative Korreſpondenz des Oheims herausgibt in der Art, daß der Text mit größter Treue gewahrt ſei. Schon beim Beginn dieſer Uebertragung war jene Sammlung von Briefen, Notizen, Berichten ꝛc. auf 23 Bände mit 18,880 Stück angewachſen; die Ueberſetzung ſelbſt hat außer den bedeutungsloſen Stücken auch die rein militäriſchen Weiſungen ausgelaſſen, überhaupt nur aufgenommen, was allgemein hiſtoriſches Intereſſe hat, ſo beſonders die Berichte über die militäriſchen Operationen und Schlachten und diplomatiſchen Verhandlungen ꝛc., kurz, was zu einem ausreichenden Geſammtbild erforderlich ſcheint. Das erſte Stück iſt vom 22. Juni 1795 an den Bruder Joſeph, etwas widerwillig ſeiner nunmehrigen Stellung als ernannter Brigadegeneral erwähnend; das letzte nach der gigantiſchen Laufbahn zweier Jahrzehnte iſt vom 4. Auguſt 1815 am Bord des Bellerophon die Proteſtation gegen das engliſche Verfahren in Betreff ſeiner Perſon. Uebrigens ſind vom großen ruſſiſchen Unglück an und den nothwendig gewaltigen Wechſeln, die ihm folgten, die Dokumente wenig mehr klar und vollſtändig, auch bei Weitem karger; wer die Weltſituation von damals nicht ſonſt kennte, dem würden jene einen irgend vollen Begriff davon nicht geben; das Einſchneidendſte in dem Umwälzungsprozeß iſt nicht berührt, allzu Vieles verdeckt und verſteckt. — Der hervorſtechendſte allgemeine Grundzug, den alle dieſe Dokumente als Charakteriſtik der Perſon an ſich tragen, iſt derjenige der ſtrengen, kurz abgebundenen, poſitiven Selbſtbeherrſchung, imperatoriſch ſich und die Andern in den gewollten Bahnen haltend, in kalt abgemeßnem Ernſte vorgehend, der ſich nie Zeit nimmt zu einem leichten Scherze, ſehr ſelten zu einer gemüthlichen Auslaſſung abzuſchweifen; es iſt das Geſchäft des Feldherrn und Machthabers, das Weltbeherrſchungsgeſchäft im großen Stil, das alle Gedanken in eine mit eiſernem Zaum umzogne Sphäre eingränzt. Wir haben in allen drei Bänden kaum mehr als eine einzige Stelle bemerkt, wo er ſich négligemment einen leichten Streifgedanken entfallen läßt; in einem Brief an den Aſtronomen Lalande heißt es: „Eine Nacht zwiſchen einer ſchönen Frau und einem ſchönen Himmel theilen; den Tag benutzen, um ſeine Beobachtungen und Berechnungen zuſammenzuſtellen, ſcheint mir das Glück auf Erden zu ſein".

Das Erſte, was der junge General als berechnender Beobachter offenbar mit einem gewiſſen Intereſſe wahrnimmt und verzeichnet, iſt gleich im Jahre 1795 die Rückkehr im hauptſtädtiſchen Leben zu den eleganteren Geſellſchaftsformen der vorrevolutionären Zeit. Er berichtet: Luxus, Vergnügungen und Künſte tauchen hier in erſtaunlicher Weiſe wieder auf. Die Kutſchen der Elegants kommen wieder zum Vorſchein, oder vielmehr, es kommt ihnen nur wie ein langer Traum vor, daß ſie jemals aufgehört haben zu glänzen. Man beſucht die Bibliotheken und Vorleſungen. Alles häuft ſich hier zu Lande, um zu zerſtreuen und das Leben angenehm zu machen .... Alles geht gut: dieſes große Volk überläßt ſich dem Vergnügen: Tanz, Theater, Frauen, welche hier die ſchönſten auf der Welt ſind, das iſt die große Angelegenheit des Tages. Wohlſtand, Luxus, guter Ton, mit Einem Wort Alles findet ſich wieder ein; man erinnert ſich der Schreckenszeit nur noch wie eines Traumes .... Die Regierung wird nächſtens organiſirt ſein, ein heitrer Tag geht über den Geſchicken Frankreichs auf. — Gewiß hat Niemand mehr als der nachherige Konſul und Kaiſer die Strömung in der eben angeführten Weiſe gelenkt; jene Elemente galten ihm als Erſcheinungsformen der Ordnung und dienten ihm zugleich als Spielzeuge der politiſchen Leitung. Uebrigens ſollte man ihn nach verſchiedenen Aeußerungen damals noch für einen guten Republikaner halten. So notirt er aus jenem ſelben Jahr: Eine Urverſammlung hat einen König verlangt; dieſes hat nicht wenig Gelächter verurſacht. Es möchte freilich bei all' dieſen Kundgebungen, auch wenn ſie an den eignen Bruder gerichtet ſind, ſchwer halten den innerſten Gedanken oder die Sympathie des Autors herauszuleſen; es iſt dieſelbe kalt geſchloßne Natur, welche die Dinge einfach und nackt als Thatſachen berichtet.

Die weſentlichſten der übrigen Grundzüge Napoleoniſchen Weſens und Syſtems, welche ſich in dieſen Dokumenten abrollen, ſind folgende.

Es iſt eine bedeutende Reihe jener berühmten Proklamationen und prahleriſchen Bülletins, welche Geiſt und Phantaſie ſeiner Soldaten beflügeln, die öffentliche Meinung beſtechen ſollten

*) Ausgewählte Correſpondenz Napoleons I. Mit Ermächtigung der zur Veröffentlichung derſelben beſtellten Staatskommiſſion aus dem Franzöſiſchen überſetzt von H. Kurz, 3 Bände. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut, 1870.

und es auch thaten; kurz, es ſind jene Aktenſtücke, welche weſentlich mit Tagesgeſchichte machen halfen und im Weitern ein gutes Theil der Napoleoniſchen Legende aufrichteten. Der knappe, wuchtige, beziehungsreiche, grabſtichelartige Ton ſeiner militäriſchen Proklamationen iſt weltbekannt; das durchſchlagende Muſterbeiſpiel Aller iſt gleich die erſte an die italieniſche Armee bei Eröffnung des Feldzuges (Kurz I, 18). In den Bülletins aber nach gethaner Kriegsarbeit iſt es das Prahleriſch-Uebertreibende, das theils blenden, theils ſchrecken will. So redet er nach demſelben italieniſchen Feldzug beim Einrücken in die päpſtlichen Staaten die Einwohner alſo an: „Der franzöſiſche Soldat hält in der einen Hand ſein Bajonnet, dieſen gewiſſen Bürgen des Sieges, mit der andern bietet er den verſchiedenen Städten und Dörfern Frieden, Schutz und Sicherheit. Wehe denen, die ihn mit Geringſchätzung anſehen ſollten und die, von heuchleriſchen Menſchen und Böſewichtern verführt, in ihre Häuſer abſichtlich den Krieg und ſeine Schrecken und die Rache einer Armee ziehen ſollten, die in ſechs Monaten hunderttauſend Mann der beſten Truppen des Kaiſers zu Gefangenen gemacht, 400 Kanonen, 110 Fahnen erobert und 5 Armeen vernichtet hat“. Ganz nahe ſteht dieſen Probeſtiläußerungen eines herriſchen Naturells die Art, wie er in kurzen Kraftſprüchen ſeine definitiv ſchneidenden Gewalterklärungen erläßt, als ſpräche aus ſeinen Worten ein unabänderliches Schickſal, das ſich mit der Wucht des Fatalismus erfüllen müſſe. Dieſer Zug bricht ſchon in der erſten Zeit hervor; ſo ſchreibt er in Italien über Genua, wenn es Frankreich zu ſchädigen wage: die Mauern Genua's wären nicht mehr die Mauern eines neutralen Volkes, und die Regierung der Republik Genua wäre geweſen. Die leibhafte Paraphraſe zu der nachher ſo beliebten Formel: die Dynaſtie .... hat aufgehört zu regieren! Als Schickſalsausſprüche ſtellt er die von ihm ſelbſt verhängten und vollzogenen Maßregeln hin. Man ſehe, was er über Pavia ſchreibt nach Unterdrückung der im Mailändiſchen ausgebrochenen Empörung. Nachdem er dem Direktorium gemeldet, wie er in Binasco etwa 100 der Aufſtändiſchen habe niederhauen und das Dorf anzünden laſſen, fährt er fort: „Obgleich nothwendig, war dieſer Anblick nicht weniger ſchrecklich; ich war davon ſchmerzlich berührt. Aber ich ſah voraus, daß noch größeres Unglück die Stadt Pavia bedrohe ... Drei Male verhallte der Befehl die Stadt anzuzünden auf meinen Lippen. Wenn das Blut eines einzigen Franzoſen vergoſſen worden wäre, hätte ich auf den Ruinen von Pavia eine Säule errichten laſſen mit der Inſchrift: Hier war die Stadt Pavia“. Iſt es nicht, als zeichnete dieſer Griffel die eherne Nothwendigkeit auf? Als abſichtlich auf die Phantaſie berechnete Draperie aber dürfen wir's unbedingt nehmen, wenn er den Völkern ſich ſelbſt als die perſonificirte Weltbeſtimmung hinpflanzt, der nicht zu entgehen ſei; man ſehe hiefür vor Allem, wie er zu den Orientalen redet, bei denen dieſe Sprache natürlich am eheſten verfangen konnte: ſollte irgend ein Menſch ſo blind ſein, daß er nicht ſähe, wie das Schickſal ſelbſt alle meine Unternehmungen leitet? Es iſt gut, daß Ihr wiſſet, alle menſchlichen Anſtrengungen ſeien gegen mich vergeblich; denn Alles, was ich unternehme, muß gelingen. Allen denen, die ſich zu meinen Freunden erklären, geht es glücklich; diejenigen, die ſich zu meinen Feinden ſchlagen, kommen um ꝛc. ꝛc. Mit dieſem theatraliſchen Zuge hängt allerdings ein ernſterer und tiefer gehender zuſammen; es iſt jene gewaltige Thatkraft, welche durch ihre raſchen Schläge gewiſſermaßen das Schickſal zwingen will. Nur ein andrer Ausfluß derſelben Natur ſind die hohen Ausſichten und Kombinationen, mit denen ſich der unruhig vorwärts ſtürmende Geiſt trägt. Kaum hat er die Schlacht bei Lodi geſchlagen, ſo ſchreibt er an den Kriegsminiſter Carnot, um zu ſehen, ob ſich nicht im größten Stil die Operationen der Rheinarmee und der italieniſchen kombiniren laſſen. Und nicht minder tauchen in ſeinem Kopfe damals ſchon jene nach abſtrakten Berechnungen zuſammenwürfelnden Staatenkonſtruktionen auf, in denen der Kaiſer hernach zu ſeinem Verderben ſich ſo willkürlich gehen ließ. Ein Beiſpiel gleich wieder aus Italien; von Bologna aus meint er: Bologna, Ferrara und die Romagna könnten ohne Anſtrengung und ohne Aufſtand eine ariſto-demokratiſche Republik bilden, welche ſie nach ihren Gebräuchen und Sitten einrichten würden und welche 1) mit Venedig wetteifern würde, da ſie zwei Häfen am adriatiſchen Meere hat und 2) die Macht des Papſtes vernichten und mit der Zeit Rom und Toskana auf die Seite der Freiheit ziehen würde. Aehnlich ſtellt er ſich zu Venedig, deſſen Regierung er beiläufig die abgeſchmackteſte und tyranniſcheſte heißt. — Eine anmuthende Seite liegt in den achtungsvollen Kundgebungen über Kunſt und Wiſſenſchaft und über ihre Träger. Wir haben keinen Grund die oft variirten Grundgedanken: daß die Wiſſen-

ſchaften ganz beſonders in den freien Staaten geehrt werden müſſen, daß alle genialen Männer, wo ſie auch geboren ſeien, als Franzoſen geachtet werden ſollen, — wir haben keinen Grund dieſen Gedanken als bloße Phraſe zu erklären. Freilich hinderte ſie ihren Träger nicht hernach Unterricht und Wiſſenſchaft in ſeinem Reich militäriſch einſeitig in ſpaniſche Stiefeln zu ſchnüren. Einen ganz andern Eindruck macht diejenige Partie, welche das diplomatiſche Spiel enthüllt, wie es eben durchweg die moderne Politik kennzeichnet. Notiren wir nur einige Momente! Eines der auffallendſten Beiſpiele liefert während des italieniſchen Krieges das Verhalten gegen die von beiden ſtreitenden Parteien mißhandelte Republik Venedig: Als der öſterreichiſche Feldherr Beaulieu ſich durch förmlichen Betrug der Feſtung Peſchiera bemächtigt hat, ſchmiedet Bonaparte daraus im Namen Frankreichs einen Anklageakt gegen die Republik und ihre Regierung und ſchreibt ans Direktorium in einer Weiſe, die man rundweg nicht anders heißen kann als eine Gelegenheit machen zum Streite (I, 110). Demſelben Kapitel gehören unter Anderm die Erörterungen an, welche der Oberfeldherr über die Parteien in der Lombardei und ſein Verhalten zu ihnen gibt (I, 287); die häufigen Anweiſungen, die er den Füchſen Fouché und Talleyrand zugehen läßt, um Zeitungsartikel und Flugſchriften über gewiſſe Punkte der Politik und Geſchichte in dem gerade paſſenden Sinn verfaſſen und über das eigne oder die fremden Länder verbreiten zu laſſen (ein Beiſpiel II, 217); eben dahin zählen endlich die fortwährenden Halbheiten und Ausweichungen gegenüber Polen u. ſ. w. Nicht ganz in das Kapitel des diplomatiſchen Spiels, ſondern wohl eher in dasjenige der diplomatiſchen Verlegenheiten fallen die Schwankungen und Schwenkungen in der Stellung zu Papſtthum und Klerus: wenn ſchon der General ſich erklärt eher nach dem Titel eines Retters des heil. Stuhls als nach dem eines Vernichters deſſelben zu verlangen, wenn er aber bereits ſehr wohl einſieht und ausſpricht, dieſes päpſtliche Regiment habe keinen Exiſtenzgrund mehr; wenn dann der Herrſcher wohl die Geiſtlichkeit einflußreich und geachtet ſehen, aber ſogleich niederhalten will, ſobald ſie Miene macht gegen die Regierung ihre Macht zu kehren (Belegſtellen I, 157, 255, 319; III, 207).

Die erſten Zornausbrüche gegen die „feigen Advokaten und elenden Schwätzer", d. h. gegen das parlamentariſche Regiment unter der Direktorialregierung, mit andern Worten die erſten Wetterzeichen des hernach im Staatsſtreich ſich entladenden Sturmes datiren aus der Mitte des Jahres 1797 bei Anlaß der im geſetzgebenden Körper laut gewordnen Kundgebungen über die Ereigniſſe im Venetianiſchen. Da fordert der General ſeine Entlaſſung; er redet von den ihn bedrohenden Dolchen von Clichy und apoſtrophirt die Gegner der Armee in einem wilden Zornruf, der mit einem Weh Euch! endigt (I, 415). — Im Uebrigen ſind ſeine Erlaſſe oft durchſpickt mit Reklamationen und Reſtriktionen, mit Verwahrungen und Andeutungen über die Meinung, die man ſich von ihm bilde, und die Abſichten, die man ihm unterſchiebe. Schon im Auguſt 1796 redet er von Abdanken, „wenn in Frankreich ein einziger unbeſcholtener und ehrlicher Mann gegen ſeine politiſchen Abſichten Verdacht hegen und in ſeine Haltung Zweifel ſetzen könne". Das ſetzt ſich die ganze Laufbahn über fort: die Militärregierung könne in Frankreich niemals feſten Fuß faſſen, es müßte denn die Nation durch eine fünfzigjährige Unwiſſenheit ſtumpfſinnig geworden ſein (dieſe Note rührt vom Mai 1802). Nach Wiederherſtellung des Staatsgebäudes ſei er nun gezwungen über die Aufrechthaltung der öffentlichen Freiheit zu wachen (Januar 1806, mit Auslaſſungen gegen die Cenſur). An den König von Preußen ſchreibt er unmittelbar vor dem Kriege: „Ich darf es Ew. Majeſtät ſagen, niemals werde ich einen Krieg beginnen, weil ich mich als einen Verbrecher anſehen würde, wenn dies der Fall wäre; denn ſo nenne ich einen Fürſten, der einen Krieg aus Liebhaberei beginnt, welcher durch die Politik ſeiner Staaten nicht gerechtfertigt iſt". Nach der Rückkehr von Elba an die Souveräne: von nun an ſollen nur Friede und Glück der Völker die Loſung ſein, das ſei der edle Zweck aller Wünſche Frankreichs und unwandelbarer Grundſatz ſeiner Politik die Unabhängigkeit der andern Nationen auf das Entſchiedenſte zu achten. Man ſieht, es ſind gerade die Punkte, in denen der Soldatenkaiſer am ſchwerſten geſündigt hat: Freiheit im Innern, Achtung vor Recht und Unabhängigkeit der andern Nationen, daher Friede in Europa — es ſind gerade ſie, für die er am ſchärfſten Worte macht, um die ſchweren Anklagen über deren Verletzung nicht aufkommen zu laſſen. Sollte man nicht, wenn man ſeine hier bloß angedeuteten Erklärungen des Nähern lieſt, annehmen: Napoleon wäre der friedliebendſte, für die Achtung des geſchichtlichen Rechtes begeiſterte Mann geweſen, und Frankreich unter ihm das freieſte Land?

Sollte es aber den Leser gelüsten die trüglichsten Kundgebungen des meisterhaften Phrasenmachers nachzusehen, so sei ein Zeugniß aus dem Anfange der Machtherrschaft des merkwürdigen Mannes beigebracht und ein zweites aus ihrem Ende. Eine Proklamation als Bericht über die Scene im Rathe der 500 bei Anlaß des Staatsstreiches referirt in der erbaulichen Weise eines Theaterredners und verdient auch gerade so viel Glauben (II, 164). Die Scene und dieser ihr Bericht sind bekannt genug geworden, und übrigens findet sie sich fast zum Ueberfluß vom direkt entgegengesetzten Standpunkte beleuchtet bei Lanfrey (II, 470). Nach dem russischen Feldzug, anstatt einzusehen, woher das Unglück über Frankreich komme, apostrophirt er den Staatsrath wie folgt: „Der Ideologie, jener unklaren Metaphysik, welche die Grundursachen mit Spitzfindigkeit aufsucht und auf diesen Grundlagen die Gesetzgebung der Völker aufbauen will, statt die Gesetze mit der Kenntniß des menschlichen Herzens und den Lehren der Geschichte in Uebereinstimmung zu bringen, muß man alles Unglück zuschreiben, das unser schönes Frankreich getroffen hat". Da wird man doch wohl an Talleyrands berüchtigten Sophismus erinnert: der Mensch hat die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen. In der That, Worte, nichts als Worte!

Diese Schlußbemerkung spricht gar nicht gegen Werth und Bedeutung jener Korrespondenz als einer geschichtlichen Originalquelle. Wie sehr dieselbe anerkannt ist, dafür zeugt vielleicht kein Umstand stärker als der, daß auch die schneidendsten Gegner der „Napoleonischen Legende" auf jene Korrespondenz als auf eines der gewichtigsten Aktenstücke verweisen; wenn sie hinzufügen: es sei ein unabweisbarer Belastungszeuge gegen das Andenken seines Autors, so liegt in der Behauptung Wahres und Falsches; sie trifft gewisse Partien in diesem Dokumente, auf andre trifft sie nicht zu.

Unter den Wortführern des anti-thiersschen Standpunktes sind es wohl Lanfrey und Barni, welche neulich am meisten Beachtung gefunden haben, namentlich auch unter uns Deutschen. Da uns hier in keiner Weise Raum bleibt, um näher auf sie einzugehen, soll einfach ihr Standpunkt angegeben und mit einzelnen sprechenden Hauptangaben belegt werden. Ganz gut kann man sich dabei mit Rücksicht auf das weiter angelegte Werk von Lanfrey auf einen einzigen Zeitraum, etwa bis zur Einführung des Konsulates, beschränken, denn es ist das Eigenthümliche seiner Arbeit sowie derjenigen Barni's, daß sie durch und durch nach Ton und Geist von Anfang bis zu Ende sich gleich bleiben, was fast bis zum Eindruck des Monotonen geht. Wer nur Eine Partie genau durchstudirt hat, der kann leicht abstrahiren, in welcher Nüancirung ihm die folgenden hier entgegentreten. Dabei sehen sich Lanfrey und Barni auch unter einander so aufs Haar gleich, daß man die kleinere Schrift von Barni nur eine kurz resumirte Parallele zu der größeren von Lanfrey zu heißen geneigt sein möchte, obgleich das faktische Verhältniß ein umgekehrtes ist, da Barni vor Lanfrey gesprochen und geschrieben und diesem als Ergänzung erst gerufen hat. Für die Betrachtung scheint es aber entschieden zweckmäßiger, den kurzen Abriß vorauszuschicken, da er den Standpunkt so genau festhält, daß man hintennach der Mühe überhoben ist, der gleich gearteten Specialdurchführung eine weiter gehende Betrachtung zu widmen, welche ja zu einem starken Theile nur auf Repetitionen hinausführen müßte. Wir beginnen daher mit Barni.

Jeder Federzug von ihm ist darauf gerichtet, der „Napoleonischen Legende" allen ihren Nimbus abzureißen, Schritt um Schritt, Zug um Zug, mit einer nimmer ermüdenden, kalt berechneten Konsequenz, die das ganze Napoleonische Lebensbild und seinen Hauptschilderer en détail hernimmt und unerbittlich zersetzt, man möchte sagen, den Heroenmantel Stück um Stück zersetzt. Er selber gibt als Ziel seiner Arbeit an, nachzuweisen: daß Napoleon, weit entfernt, am Werke der Revolution fortzuarbeiten, vielmehr, nach dem treffenden Ausdrucke der Frau von Staël, der erste der Contrerevolutionäre gewesen; daß der 18. Brumaire, weit entfernt, ein Akt der Rettung zu sein, vielmehr ein Unglück für Frankreich und jedenfalls ein Verbrechen gewesen; daß man keinen Grund hat, zwischen Konsulat und Kaiserthum einen Unterschied zu machen, sondern daß das erstere an Schlechtigkeit und Strafbarkeit dem letzteren nichts nachgegeben; daß die vermeinte liberale Bekehrung Napoleons nach der Rückkehr von Elba nur eine Fabel mehr war, die man so vielen anderen hinzugelogen; daß endlich sein Exil auf St. Helena die nur zu gerechte, übrigens ebenso unwürdig ertragene als wohlverdiente Buße für jenen langen Frevel war, der mit dem 18. Brumaire begonnen hatte. — Darum eben kehrt er seine schneidenden Waffen gegen Thiers als den Hohenpriester des Napoleonskultus und das geistige Haupt jener Legendenschreiber, dem gegen-

über alle Andern als klein in den Schatten treten. Und wie er diese Wendung motivirt, das sahen wir einleitend. Beiläufig ist es übrigens eine trefflich resumirte Zusammenfassung von Napoleons Laufbahn und Geschick, wenn Barni zu Anfang sagt: „Wo ist wohl ein wunderbareres Geschick zu finden, als das dieses Mannes, der sich vom einfachen Artillerieoffizier zum unumschränkten Gebieter Frankreichs aufschwang; der Europa mit dem Schrecken seiner Waffen füllte; der den durch die Stürme der Revolution hinweg gefegten Thron wieder aufrichtete, um sich als Kaiser darauf zu setzen; der den Raub der eroberten Länder an seine Brüder und Waffengefährten als an dienstpflichtige Vasallen austheilte; der im 19. Jahrhundert den Traum einer Weltmonarchie zu verwirklichen trachtete; der endlich den Streichen aller gegen ihn verbündeten Mächte unterlag; der sich zur Abdankung gezwungen und von der eben noch besessenen Herrschaft über Frankreich und Europa auf die der Insel Elba heruntergebracht sah; der von dort bald genug entkam, um einen Augenblick wieder in den Tuilerien zu erscheinen, dann aber, aufs Neue besiegt, als Verbannter und Gefangener auf einem Felsen im atlantischen Ocean endete und einen Namen so berühmt wie nur immer die Namen Alexander und Cäsar hinterließ, einen jener Namen, die, wie er selbst auf St. Helena von dem seinigen sagte, in dem Munde und der Phantasie aller Welt leben?" Der Gang seiner Schrift ist von Anfang bis zu Ende unverändert derselbe: er greift einzelne Hauptpunkte der geschichtlichen Entwicklung jener Jahre oder einzelne auf die moralische Haltung des Feldherrn und Staatsmannes besonders scharfe Schlaglichter werfende Thatsachen heraus, setzt sich gewöhnlich in ausgesprochene Opposition zu der Auffassung von Thiers und verurtheilt den Urheber und Leiter jener Dinge oder negirt die Ansprüche, die von ihm selbst oder von seinen Lobrednern in seinem Namen erhoben werden. Wählen wir unter hunderten zwei Exempel aus: 1) den Verwaltungsorganismus auf Grund der Centralisation. Barni führt darüber einfach die Worte von Duvergier de Hauranne und Michel Chevalier an. Jener sagt: „Die Charte der Centralisation ist der Satz, daß die Individuen oder die Familien, deren Gesammtheit die Gemeinde, den Bezirk, das Departement ausmacht, durchaus unfähig sind, nicht nur an den Staatsgeschäften theilzunehmen, sondern auch ihre eignen Angelegenheiten zu besorgen, und daß, um sie vor Fehltritten zu bewahren, eine höhere Weisheit sie beständig unter Vormundschaft halten muß; ferner, daß diese höhere Weisheit ersprießlicher Weise nur im Mittelpunkte der Regierung ihren Sitz haben kann. Dies begründet denn ein System, welches jede Unabhängigkeit zerstört, jedes örtliche Leben unterdrückt, die Bürger daran gewöhnt, nichts von ihren eignen Anstrengungen zu erwarten und sich ohne Weiteres jedem Impulse zu fügen, der ihnen mittels der hierarchischen Staatsverwaltung gegeben wird". Und dieser fügt bei: „Es ist ein großes Rad, welches sich dreht, und in dessen Drehung Alles von den Ufern des Var bis an die Klippen von Finistère sich sklavisch fügt. Ist man Herr dieses Rades, so ist man Herr von Frankreich". Es wird heute kaum ein objektiv klarer Geschichtsbeobachter sich finden, der die Richtigkeit dieser Sätze zu bestreiten wagt. Wie sehr aber gerade jene centralistischen Neigungen einem starken Zug des Nationalcharakters selbst entsprechen, das beweist die Fruchtlosigkeit alles Anstrebens dagegen bis auf den heutigen Tag. Wagte ja sogar das Programm von Nancy erst sehr zahm in seinen entgegenstrebenden Forderungen sich zu erklären! 2) Die Schöpfung des Code civil. Barni legt dar, daß die Idee des gleichförmigen Codex bereits mit der Revolution aufgetreten, daß von 1790 an große Arbeiten unternommen worden seien, um ihn auszuführen, daß die schließliche Durchführung unter der Konsularregierung das Verdienst der Rechtsgelehrten Tronchet, Bigot de Préamenau, Portalis und Malleville gewesen. Was da als Napoleons eignes Verdienst bleibe? — So gehen wir denn mit Barni Schritt für Schritt vom 18. Brumaire an, dem „Werke des Verraths, der Lüge und Gewalt", bis zum Aufenthalt auf St. Helena. Es sind die Konstitutionen und Gesetze, der Gerichts- und Verwaltungsgang, das Konkordat und die Einrichtung der Religion und des Klerus, es sind die Schlachten und Feldzüge im Hinblick auf die persönliche Haltung des Feldherrn (so z. B. die Rückkehr aus Aegypten und diejenige aus Rußland), es sind Krieg und Politik nach Außen, es ist die Haltung der verschiedenen Körper des Reichs und der konsularen und kaiserlichen Werkzeuge, es sind Einzelgewaltakte, wie die Namen Enghien, Palm, Hofer sie in Erinnerung bringen, es sind einzelne interessante Geistesbewegungen, wie z. B. bei dem Mordanfalle durch Staps oder in den Tagen der zusammenbrechenden Herrlichkeit, es sind ... kurz, Hunderte von Einzelthatsachen, beziehen sie sich nun

auf die Stellung zum ganzen Europa und dessen Gliedern, Fürsten und Völker, sei's auf die Gestaltung Frankreichs im Innern, sei's auf besonders hervorstechende Persönlichkeiten, Einzelthatsachen, die alle unter dieselbe kritische Loupe genommen und da zersetzt werden, bis ein den Napoleonismus verdammender Kernpunkt herausspringt.

Wir können aber gegenüber dieser kritischen Verurtheilungsschrift Barni's und andern gleicher Haltung ein Bedenken nicht unterdrücken. So sehr wir geneigt sind, alle falsche Draperie einer oft als bloßer Theaterheld ausstaffirten Gestalt abzureißen, so fragt sich's doch schwer: wie wollen diese Geschichtschreiber jenes wunderbare Geschick erklären, wenn sie dem Träger desselben alle persönliche Größe absprechen? Wir meinen, daß es keiner Macht der Welt gelingen wird, uns das psychologische Räthsel zu lösen: wie kam ein Mann, der sich und sein Schicksal selber machte, dazu durch zwei Jahrzehnte erst seine Nation, dann das civilisirte Europa nach der Gußform seines Kopfes zu modeln, wenn jener Mann eben nur Theaterheld und nebenbei nur ein großer Verbrecher war? Barni und die Gleichstrebenden stellen sich bei ihrer Anschauung auf den Standpunkt der Moral. Alle Hochachtung vor der Noblesse des Sinnes und der Hoheit einer wahren und festen Ueberzeugung. Und doch! Uns scheint, daß sie sich extrem auf dem Standpunkte der Privatmoral drehen, nach dem sich — wohl oder übel! — der weltgeschichtliche Gang, so lange wir ihn kennen, seien nun für eine gewisse Zeit Einzelne, seien ein oder mehrere Gemeinwesen die eigentlichen Triebräder und Träger gewesen, niemals gerichtet hat. Und ferner! Diese Autoren vergessen, was Schuld der Nation war, um es als Schuld des Einzelnen zu geben. Läge nicht jener Zug, der einen Napoleon aufkommen ließ, im Nationalcharakter selbst begründet, wir könnten uns nie und nimmer den Gang der neuen französischen Geschichte bis auf diesen Augenblick erklären, nie begreifen, wie die Republik bei der „großen Nation", die „an der Spitze der Civilisation marschirt", nie möglich war und es heute noch so wenig ist wie vor 80 Jahren. An einer Stelle deutet Barni selbst etwas davon an, wenn er die Heimsuchung Frankreichs im Jahre 1814 und 1815 die harte, aber nur zu verdiente Buße nennt für den Fehler, den es begangen, „indem es sich seine Freiheit entreißen ließ und den Despoten, der es beherrschte, in allen seinen frevelhaften Unternehmungen gegen die Unabhängigkeit der Völker unterstützte". Wer aber das Fabelhafteste an freiwilliger Charakterlosigkeit und schmeichelnder Niedertracht will kennen lernen, der nehme die ebenfalls von demselben Schriftsteller (S. 92) citirten Adressen der Geistlichkeit bei Inauguration des Kaiserreichs; der lese die Worte der Bischöfe von Turin, von Aix, von Orleans, der Generalvikare und Chorherren von Lyon, und dann frage er sich: Was ist mit einem Geschlecht anzufangen, für dessen Massen ein solcher Klerus immer noch der geistige Leiter ist?

Ein Franzose, welcher noch an dem idealen Kaiserbilde hängt, würde den Eindruck, den Barni's Schrift auf ihn machen muß, sehr gut in die zwei Worte kleiden: „Monotone et triste!" Eine ganz andre Frage ist, wie sich der principielle Republikaner und der strenge Moralist, und wieder eine andere, wie sich der kalt abwägende Geschichtschreiber zu derselben stellen wollen oder sollen.

Haben wir die Aehnlichkeit des Lanfrey'schen Werkes mit dem eben behandelten bestimmt betont, so möge gleich der wesentlichste Differenzpunkt herausgehoben sein, durch den es zu seinem Vortheile von diesem abweicht: es ist der, daß Lanfrey bei Weitem mehr auf die Erklärungsgründe eingeht, welche uns das Wesen und die aufsteigende Macht des Napoleonismus gewissermaßen psychologisch können verständlich machen. Wenn diese Gründe, wie oben angemerkt, bei Barni fehlen, so ist jedenfalls nicht bloß die Kürze seiner Monographie schuld, sondern der Umstand, daß dieser sich ausschließlich auf dem Fuße der kritischen Beurtheilung, besser gesagt der Verurtheilung hält. Lanfrey bemerkt einleitend: „Ich fühle in mir weder die Voreingenommenheit des Hasses noch die Vorurtheile des Enthusiasmus, und ich würde jede Meinung, welche mich abhalten sollte, mich vor der wahren Größe zu beugen, als eine schmähliche Sklaverei zurückweisen". Wir nehmen es nach dieser ernst gemeinten Versicherung leichter als förmlich geschichtliche Nothwendigkeit hin, wenn wir unter seinen Händen die Geschichte Napoleons zu einem starken Theile gewissermaßen unwillkürlich eben auch zu einer Art Anklage- oder Verurtheilungsdokument anwachsen sehen; das trifft fast durchweg die Motive und die Moral der besprochenen Handlungen. Aber kurz, wir fühlen uns seinem Werke gegenüber mehr beruhigt, weil er uns mehr von den Räthseln und Zweifeln löst, auf die wir bei Barni unmittelbar gestoßen werden; wir glauben leichter, weil wir mehr erklärt finden. Es

mögen eben deshalb die ganz wenigen Andeutungen über das Werk, die noch folgen ſollen, weſentlich nur dieſen Einen Punkt der pſychologiſchen Andeutungen und Begründungen berühren.

Das Erſte iſt die Naturart ſeiner Geburtsſtätte, der Charakter ihrer Bewohner und ihre unmittelbare Zeitgeſchichte. Der ganz exceptionelle ſociale Zuſtand der Inſel Korſika und der Geiſt, der daraus erwuchs, erklären wenigſtens auf einen gewiſſen Grad das Antike in dem politiſchen Ideal Napoleons wie in demjenigen Paoli's; „denn ein Cäſar iſt nicht weniger als ein Lykurg unvereinbar mit den feinen Verwicklungen unſrer modernen Geſellſchaft“. Auch blieben in der That die Strebungen des jungen Mannes in ſeinen Anfängen eifrig auf ſeine Inſel gerichtet, und beiläufig ſog er aus ihrer erniedrigenden Unterwerfung unter Frankreich bereits eine Doſis jener ſkeptiſchen Menſchenverachtung, die hernach einer ſeiner Hauptgrundzüge war; wir beſitzen dafür einen Beweis von ſeiner eignen Hand (I, S. 14). Er ſpielt ferner auf derſelben Inſel bereits eine Art Vorſpiel ab zum künftigen Staatsſtreich, ſeine gewaltſam durchgeführte Ernennung zum Bataillonschef; „wenn die 500 am Tage vor dem 18. Brumaire dieſen Zug aus ſeinem Leben gekannt hätten, ſie würden wahrſcheinlich nicht in Saint-Cloud zuſammengetreten ſein“. Der erſte Moment, in welchem das erſtaunliche Militärgenie hervorleuchtete, war damals, da der junge Artillerieoffizier vor Toulon die Hand auf die Spitze der Eguillette legte mit der knappen Erklärung: „Da iſt Toulon!“ Eine um ſo glänzendere Inſpiration des Genies, als ſie ſich nicht bloß auf die einfache Berechnung der materiellen Kräfte, ſondern auf eine tiefe Einſicht der Motive ſtützte, die den Feind beſtimmen mußten. Von da an fing ſein Name an, ſich dem Gedächtniß der Menſchen einzugraben. „Obgleich erſt 24 Jahre alt, war er bereits mit ſo viel verſchiedenartigen Menſchen und Begebenheiten in Berührung gekommen, daß ſein Geiſt eine Reife, Erfahrung, ein Aplomb gewonnen hatte, die unter den gewöhnlichen Verhältniſſen ſich nicht entwickeln können.“ Das zweite der Art waren die Inſtruktionen für die italieniſchen Obergenerale Kellermann und Scherer, die man nicht ohne Bewunderung leſen kann, da ſie bereits, auf Betrachtungen der Politik ebenſowohl wie der Strategie geſtützt, Punkt um Punkt die hauptſächlichſten Kombinationen aufſtellen, welche aus dem erſten italieniſchen Feldzug ein Meiſterwerk der Kriegskunſt machten. Aber auch die Diktaturgedanken fanden früh einen Anſtoß in der Zeit. „Alle Syſteme der Diktatur halten aneinander, und da das ſeine geſchichtlich nur die Tochter desjenigen des Wohlfahrtsausſchuſſes iſt, ſo iſt es auch ganz einfach, daß er inſtinktiv zunächſt zu den Männern gehalten, deren Erbe er einſt ſein ſollte. So war Cromwell der Eifrigſte der Nivellirer, bevor er der abſoluteſte Herrſcher ward.“ Nicht minder bildete ſich bereits unter den Aufſtachlungen des Direktoriums jenes Raubſyſtem gegen die fremden Staaten aus und ebenſo, freilich zumeiſt von ſeinem eignen Kopf entwickelt, die willkürlichen Ländervertheilungen und Staatenkombinationen, wobei Lanfrey die erſte große Schuld in dem Verhalten gegen Venedig findet (I, S. 252, 273). Das Weſentlichſte aber, was den Mann ſpäter zu dem machte, was er ward, was ganz beſonders die ſchlimmen Neigungen in ihm zur Entwicklung brachte, war die frühe diktatoriale Macht, die ihm zufiel. Schon als Oberfeldherr in Italien handelte er aus ſich, indem er das Direktorium nur über Dinge konſultirte, die entweder ſchon förmlich abgethan oder doch ſo angezettelt waren, daß man nicht mehr rückwärts konnte. Er bot ſo das in der Geſchichte vielleicht einzig ſtehende Beiſpiel eines Generals, der immer erſt nachträglich zu Vertrauten ſeiner macchiavelliſtiſchen Pläne eben dieſelbe Regierung wählte, deren Rechte er uſurpirte und welcher er alle ſeine Pläne auferlegte, indem er nur nach ſeinen eigenen Inſpirationen vorſchritt. „Man litt paſſiv dieſes mehr und mehr abſolute Uebergewicht, ohne ſich zu fragen, welchen Platz man ſpäter einem Manne anweiſen ſolle, der gewöhnt war eine ſolche Autorität auszuüben, oder vielmehr, man hielt ſich dieſe Erkenntniß aus freien Stücken fern, um die energiſchen Heilmittel nicht anwenden zu ſollen, welche dem Uebel hätten vorbeugen können.“ Damit ſcheint in der That ein gewichtig Stück der folgenden Geſchichte des Mannes vollauf erklärt, zumal wenn man die ſinnloſe Schmeichelei hinzurechnet, welche an ihn vergeudet wurde, in ihrem ärgſten Anſteigen datirend von dem Feſte an, das den italieniſchen Sieger in Paris empfing, einem Tage, den Talleyrand mit raffinirter, aber ſehr überflüſſiger Kunſt als „den Triumph der Gleichheit“ ausmalte. Der noch fataliſtiſchere Moment für dieſen Windzug in der öffentlichen Meinung war die Rückkehr aus Aegypten, und wer in Lanfrey (I, S. 433 und 434) die Ovationen nachſieht, die den Mann des Schickſals empfingen, der begreift, daß Frankreich einen Herrn

haben wollte, und daß das Volk reif dafür war. So ward er in den Fatalismus hineingestoßen, der ihn fortriß, und Lanfrey ist in seinem zweiten Bande billig genug, Folgendes zuzugeben: Der Anfang des Konsulates bezeugt entschieden, daß Bonaparte, wenn ihm auch die Interesselosigkeit und Seelengröße abging, um entschlossen in die Bahn eines Washington einzulenken, doch wenigstens die Einsicht hatte, das wäre eigentlich seine ächte geschichtliche Mission, und daß er mehr als einmal versuchte, mindestens den äußern Schein einer Rolle sich beizulegen, die er nicht erfüllen wollte.

Lanfrey hat geschickt und gut gezeichnete Personenbilder; wir merken nur Eins an, das Porträt von Sieyès (II, S. 38); nicht minder versteht er, zuweilen in wenigen kurzen Schlagsätzen auf eine Erscheinung ganz neues Licht zu werfen; man lese nach, was in Bd. II, S. 40 ff. über die Konsularverfassung angemerkt ist, „dieses Erzeugniß der Transaktion zwischen der Feinheit eines überzeugungslosen Metaphysikers und der Ungeduld eines zügellosen Ehrgeizigen".

Doch genug! Es konnte sich hier nur darum handeln, Geist und Haltung des Buches anzugeben.

Wir bemerken schließlich, daß der soeben ausgegebene dritte Band der „Tableaux de la révolution française publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris, par Adolphe Schmidt" (Leipzig, Veit und Co., 1870) als Anhang noch eine zwar nicht mehr zahlreiche Reihe von Papieren zur Charakteristik über Konsulat, Kaiserreich und Restauration beibringt.

J. J. Honegger.

Nekrolog.

Brandenburg, Arnold, langjähriger Syndikus der Stadt Stralsund, † daselbst am 1. Juli, 88 Jahre alt. Aus einem richterlichen Amte in den Rath seiner Vaterstadt berufen und am 25. Mai 1808 in denselben eingeführt, leitete er mit Energie die Verhandlungen mit Schill, welcher am 26. Mai 1809 in Stralsund zum Schrecken der Einwohner seinen Einzug hielt. Schill nahm in Folge der Hochherzigkeit und Festigkeit Brandenburgs, der sich ihm freiwillig als Geisel stellte, von seinem diesfälligen Verlangen Abstand. Seit 1822 kämpfte Brandenburg als Syndikus und als der eigentliche Wort- und Schriftführer der Stadt für deren Selbstständigkeit wie für die Aufrechterhaltung alter Institutionen. Ueber Stralsund existiren von ihm mehrere historische Arbeiten.

Eckhardt, Johann, sehr bekannt aus der 1848er Bewegung, † Anfangs Juni zu Torresdale bei Philadelphia. Geboren am 18. Oktober 1815 zu Fischbach in der Pfalz, bekleidete er die Stelle eines Rektors der Lateinschule zu Bergzabern und sodann die eines protestantischen Pfarrers zu Gönheim. Bei dem Streite gegen die Orthodoxie des Konsistoriums zu Speyer in den vierziger Jahren stand er in erster Reihe unter den Rationalisten. Anfangs 1849 erschien er auf dem bayerischen Landtage, den er jedoch verließ behufs Antheilnahme am pfälzischen Aufstande, wo er eine hervorragende Rolle spielte. Nach dem Siege der Reaktion wanderte er nach Amerika aus, wo er in vorgerücktem Alter Medicin studirte und nebenbei Unterricht ertheilte.

Ferrari, Monsignore, päpstlicher Minister der Finanzen, † am 12. Juli in Rom, 59 Jahre alt.

Landsberger, Michael, Rabbiner an der berliner jüdischen Gemeinde „Beth Hammidrasch", eine anerkannte talmudische Autorität, † am 6. Juli in Berlin. Er war länger als vierzig Jahre auf dem erwähnten Posten, ein von Fanatismus freier, durch Rechtlichkeit und Anspruchslosigkeit ausgezeichneter Charakter.

Lednicszky, Michael, ungarischer Rechtsgelehrter und Septemvir, † am 5. Juli, 58 Jahre alt, in Pest.

Ludwigh, Johann, ungarischer Abgeordneter von der Linken, 1848 zum Tode verurtheilt und flüchtig, in Brüssel bis 1869 als Journalist thätig, †, 57 Jahre alt, in Pest am 10. Juli.

Olinda, Marquis von, ältester und einflußreichster brasilianischer Politiker, gewesener Staatsminister und von 1837 bis zur Proklamation des jetzigen Kaisers (1840) Regent des Reichs, † am 8. Juni in Rio de Janeiro, 80 Jahre alt.

Persil, ehemaliger französischer Justizminister und als solcher Gegner der liberalen Ideen, nachdem er 1830 bei dem Sturz der Bourbonen thätig gewesen war. Seit 1839 Pair, 1852 Staatsrath und Senator, † am 10. Juli, 84 Jahre alt, in Paris.

Simons, ehemaliger preußischer Justizminister, † am 20. Juli in Elberfeld.

Stahl, G. A. v., Doktor der Theologie, am 29. März 1805 zu Stadtprozelten geboren, seit 1840 Bischof von Würzburg, † in Rom am 13. Juli.

Stella, Monsignore, geheimer Kammerherr, † Mitte Juli in Rom. Altersgenosse und Vertrauter des Papstes, dem er durch vierzigjährige Freundschaft zugethan war und in dessen Nähe er sich stets aufhielt.

Neue Bücher.

Jesus. Die Geschichte Jesu. Von L. Noack. 1. Bd. Mannheim, Schneider.

Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege 1748—1756. Von A. v. Arneth. Wien, Braumüller.

Oesterreich. Geschichte vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. Von J. A. v. Helfert. 2. Bd. Prag, Tempsky.

Preußen. Zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. Von J. G. Droysen. (Gesch. der preußischen Politik. 4. Thl. 4. Abth.) Leipzig, Veit.

Literatur.

Shakespeare in Deutschland. Daß einer der größten Faktoren in der menschlichen Kulturgeschichte, daß der Genius Shakespeare's 150 Jahre lang nach seinem Tode der Vergessenheit verfallen bleiben konnte, daß dann nach seiner Wiederentdeckung das Interesse an ihm und sein Einfluß weitere 100 Jahre (bis auf unsre Tage) und wer kann sagen, wie lang hinaus? in stets

gem Wachsen begriffen gewesen ist: das ist eine für den ersten Blick räthselhaft erscheinende und die Forschung herausfordernde Thatsache der Geschichte. Etwas Aehnliches, aber nicht gleich Bedeutendes haben wir höchstens in der Geschichte der Erkenntniß des Homer, seit Fr. A. Wolff die Einheit seiner Dichtererscheinung auf Grund der Villoisonschen Scholien am Ende des vorigen Jahrhunderts nachhaltig erschütterte. Während die Homerische Frage sich mit der Zeit ganz in die esoterischen Kreise der philologischen Wissenschaft zurückzog, sehen wir umgekehrt, daß die Kenntniß Shakespeare's im Verlauf der Decennien sich verallgemeinert und über alle Kreise der Gebildeten hinaus ergossen hat. Man braucht nicht daran zu zweifeln, daß keiner von diesem Geisterpaare dem andern an Bedeutung und Einfluß auf die Erziehung der Menschheit nachstehe, und man kann gleichwohl sich leicht erklären, warum ihre Popularisation diesen antipolaren Weg genommen. Es wird an dieser Stelle genügen, darauf hinzuweisen, daß Shakespeare, ein Germane wie wir, ein Sohn derselben modernen Kultur mit uns, in seinem ganzen Denken und Welterfassen den Stempel der neueren Jahrhunderte zu deutlich an der Stirn trägt, um nicht bloß eine allgemeine Wirkung auf die germanischen Völker bis heute, sondern, nach dem progressiven und noch unerschöpften Bloßlegen seiner kulturhistorischen Bedeutung zu schließen, bis in unberechenbare Zeit hinaus üben zu müssen.

Es hat bei der Größe dieser Erscheinung nicht fehlen können, daß seine Geschichte Perioden von ziemlich weit aus einander gehenden Enden der Auffassung aufweist. Es ist des Lobes und des Tadels ohne Maß über ihn ausgeschüttet worden. Ich erinnere beispielsweise an den hämischen Angriff Voltaire's, der als Repräsentant romanischer Bildung auch die seltsame Apathie, um nicht zu sagen Verstocktheit der romanischen Völker überhaupt spiegelt, die sich gegen den Unvergleichlichen bis heute wehrt; sodann an die ästhetisch-kritische Reaktion des letzten Decenniums, eingeleitet durch das Buch Rümelins, welches dem lange zurückgedrängten Aerger einiger „Konkurrenten" des großen Briten, sowie dem Widerspruchsgeiste, ohne den es nun einmal in der deutschen Gelehrtenrepublik nicht abgehen kann, so zuvorkommend Luft verschaffte. Dem gegenüber steht die maßlose Vergötterung der Sturm- und Drangpoeten des vorigen Jahrhunderts, eine Vergötterung, die nur auf ein methodisches Maß zurückgeführt in Gervinus' bekanntem Buche fortlebt. Indessen es scheint doch, als sei die Zeit gekommen, da die heftig gegen einander wogenden Parteien zu kapituliren anfangen, und mit Besonnenheit ihre gegenseitigen Uebertreibungen kompensiren. Am deutlichsten markirt man nun doch wohl den Eintritt dieser Wendung mit der Gründung der deutschen Shakespearegesellschaft 1864, am Tage der 300jährigen Geburtsfeier des Dichters. Das von derselben gegründete Shakespeare-Jahrbuch, bis zum 5. Bande vorliegend, hat von vorn herein den Zweck verfolgt, alles Uebermaß der Beurtheilung auf das richtige Maß zu reduciren, eine zuverlässige Handhabe für die Größenmessung des Dichters und ein Organ für alle dahin ausgehenden Forschungen zu werden. Zum Triumphe für die Shakespearomanen hat F. Th. Vischer (II. Band) die Nörgelsucht Rümelins gründlich abgefertigt, aber daß die Gesellschaft nicht einen einseitigen Kultus der Bewunderung mit ihrem Gegenstande treibt, davon kann auch Gervinus an verschiedenen Stellen ein Wort lesen. Es ist durch das Jahrbuch viel Meinungswust gesichtet, viel Fabelei über Shakespeare zurückgeworfen worden; um so unbegreiflicher erscheint es, wenn deutsche Gelehrte dem deutschen Volke den alten Schlendrian über den zu seinem Eigenthume gewordenen Dichter immer wieder aufzutischen wagen, keine Ahnung vom Stande der wissenschaftlichen und besonders der biographischen Frage haben, ja, die Existenz jenes Jahrbuchs der Shakespeareforschung geradezu ignoriren. Eine jüngst erschienene Biographie Shakespeare's, „für den weiteren Kreis gebildeter Verehrer dargestellt", bietet eine auffallende Blumenlese solcher Blößen, die K. Elze dieser Schrift vorrückt. Alle die Traditionen über die katholische Konfession des Dichters, über den Beginn seiner Laufbahn als Pferdejunge, über den Entstehungsgrund des Sommernachtstraums (irrthümlich die Vermählung Southamptons) und dergleichen soll gemüthlich weiter geglaubt werden, nachdem die Gelehrten des Jahrbuchs sich's haben Fleiß und Wissen kosten lassen, den angesammelten Staub vom Bilde Shakespeare's zu fegen.

Noch aber ist das Shakespeare-Jahrbuch die Lösung einer Aufgabe schuldig geblieben, die um so wichtiger war, als der Leser für das Gesammtresultat der Forschungen im Grunde der historischen Basis entbehrte. Es ist dies eine zusammenhängende und methodische Geschichte des Shakespeareschen Einflusses auf das Drama der deutschen Nation. Diese hat Rudolph Genée

versucht*), und damit ein höchst beachtenswerthes und wissenschaftlich wichtiges Ergänzungswerk für das Jahrbuch geliefert. Es ist jedoch sofort zu bekennen, daß dieses Werk, trotz aller seiner Verdienste, auf die wir näher eingehen werden, nicht in dem Sinne als Komplement des Jahrbuches betrachtet werden kann, wie die Shakespearegesellschaft eine Ausführung selbst hätte allenfalls wünschen können. Es hält einseitig den Standpunkt der Bühne fest und schließt eine Geschichte der Shakespeare-Kritik und Shakespeare-Philologie von vorn herein aus, in der sich doch Shakespeare's Einfluß auf die ästhetische und literarische Entwicklung des deutschen Geistes „fast noch bedeutsamer zeigt". Die Sorgfalt ferner, mit der viele Einzelbearbeitungen der Shakespeareschen Dramen registrirt sind, schützt den Verfasser doch nicht ganz vor dem Hinweis, daß eine Würdigung der Arbeiten von Gervinus, Ulrici, Kreyßig, der Ausgaben von Delius u. a. unerläßlich zur Lösung seiner Aufgabe gehört hätten. Mit dem Schild der „Methode" kann sich der Verfasser nicht schützen, denn er hat die kritischen Leistungen des vorigen Jahrhunderts um Shakespeare, z. B Herder's und Lessing's, ja auch resumirt, und es ist kein innerer Grund abzusehen, weshalb er die Geschichte der Shakespeare-Kritik mit den Leistungen der Romantiker abgebrochen. Auch dem bibliographischen Stoffe würde ein Bibliograph von Fach, wie z. B. Albert Cohn, mit Leichtigkeit noch Lücken nachweisen können, wie deren schon die Augsb. Allg. Ztg. einige notirt hat, andre der Verfasser dieser Zeilen im Verlaufe seines Referates berühren wird. Wenn aber das Buch Genée's dadurch, daß die Geschichte des Shakespeareschen Genius nur bis auf Schlegel und Tieck ausgeführt ist, den Wunsch, diesen zweiten Theil bald ausgeführt zu sehen, offen gelassen hat, so müssen wir über den Fleiß und die Gründlichkeit staunen, mit der uns in den ersten Phasen dieser Geschichte die einzelnen Bausteine gesammelt und zum größten Theile praktisch zugehauen geboten werden. Freilich darüber hinaus kaum etwas mehr. Die von Genée selbst aufgeworfenen Fragen: Wie kam es, daß das frühzeitige Eingreifen des englischen Dramas in unser Theaterwesen am Anfang des 17. Jahrhunderts uns zunächst gar keine Früchte brachte? daß selbst länger als ein Jahrhundert nicht einmal der Name des Dichters genannt wird? Welche Bedingungen traten ein, welche Uebergänge mußten stattfinden, um die Wiederbelebung Shakespeare's zu ermöglichen? Wo lagen die Gründe seiner Verkennung? ꝛc. — — diese Fragen, sollte man doch meinen, seien gerade in ihrer Beantwortung der Kern der Sache und die eigentliche Geschichte des Gegenstandes. Statt dessen werden wir auf die Schicksale der einzelnen Dramen und somit darauf angewiesen, den ideellen Zusammenhang der Entwicklung zwischen den Zeilen lesen zu sollen. Denn der allgemeine Gesichtspunkt, welchen Genée einzunehmen den Anlauf nimmt, die Beschaffenheit der damaligen deutschen Bühne, und der kurzerledigte Hinweis auf die Natur unsrer Reformation ist ebenso wenig ganz hinreichend, als die darauf bezüglichen Exkurse und Einleitungen. Es fällt allerdings zunächst auf, warum wir so lange Zeit mit den Anfängen zu ringen haben, während sich in England die Entwicklung des Dramas so rasch vollzieht — wie es in der Geschichte der Kunst nur noch einmal, und zwar bei den Griechen (von Aeschylus bis Aristophanes) stattgefunden. Als das Drama mit Hans Sachs bei uns schon eine bedeutsame Entfaltung gewonnen hatte, standen in England die Interludes des Heywood erst auf der Höhe eines Rosenplüt und Folz! Das fordert allerdings zur Erklärung heraus. Nur ist eine Einzelerscheinung (eben weil sie eine solche ist) wie Hans Sachs nicht ausreichend für eine solche Erklärung, so viel Beziehungsfäden auch immer auf die Kultur ihres Jahrhunderts sich aus derselben herausspinnen lassen. Daß Hans Sachs nicht zur Erweiterung der von ihm geschaffenen Formen gelangte, das mag wohl mit seiner individualen Befangenheit, die es nie über eine natürliche Anlage hinausbrachte und vom stofflichen Gehalte seiner Zeit theils erdrückt, theils vom Lokalgeist einer deutschen Reichsstadt eingeschränkt wurde, erklärt werden können. Aber die Mangelhaftigkeit unsrer Bühne beweist nichts. Wenn diese ungedeckt war, so war es das Globe-Theater Shakespeare's auch, ja man könnte die englischen Verhältnisse nach der Schilderung von Thomas Nash leicht noch primitiver finden als die deutschen. Daß sie ohne Vorhang war, zwang allerdings dazu, daß am Schluß jedes Aktes alle Personen abgehen mußten (aber doch nicht unbedingt am Ende des Stückes!). Jeder dramatische Dichter aber weiß aus Erfahrung, daß es mehr Beschränkung auferlegt, das Lokal nicht verändern zu können, als den Vorhang entbehren zu müssen. Wir wissen außerdem, daß Jakob Ayrer, ein Dichter von entschieden drama-

*) Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. Von Rudolph Genée. Leipzig, Engelmann, 1870.

tischem Fühlen, unbekümmert um den mangelhaften Zustand der deutschen Bühne, ruhig weiter producirte, obwohl ihm gewiß war, daß seine Stücke für die damalige Bühnentechnik nicht aufführbar waren. Wie so das?* Er kannte eben die Einrichtungen der englischen Bühne durch die von 1600 an in Deutschland erschienenen Komödianten, und besonders die naive Art derselben, über die Verlegenheit einer Lokalveränderung hinwegzukommen, daher hat er auch Alles in seinen Dramen dahin eingerichtet, wie er schreibt, „daß mans gleichsam auf die neue englische manier und art Persönlich Agirn und Spiln kann". Kurzum, die Gründe, weshalb der Einfluß Shakespeare's auf das deutsche Theater so lange warten ließ, liegen etwas tiefer. Erst wenn ein geistig begabtes Volk es zu einem geschlossenen Organismus nach innen, und zu einer rüstigen Kraftentfaltung nach außen gebracht hat, läßt sich wahre Poesie von ihm erwarten; aber am allerwenigsten ist es derselben fähig, wenn es im Uebergange aus einem vermorschten Zustande in einen verjüngten begriffen ist. Poesie ist immer nur die Blüthe gewesen, die den Baum der staatlichen Ordnung krönt. Wo aber noch Alles im Werden ist, die Freiheit der Gewissen, der wissenschaftlichen Forschung, die Selbständigkeit des Bürgerthums u. A., da sind andre Ideen als die des Schönen an ihrem Platz; da hat erst der Verstand alle Hände voll zu thun, um dem später einziehenden Chor der Musen die Stätte zu bereiten. Daher hat überall die Reformation, so weit sie die germanischen Völker ergriff, die poetische Produktionskraft sistirt. Und dazu kam ein Zweites; kam, daß der unausbleibliche Kampf der Religionsparteien für alle germanischen Stämme auf deutschem Boden ausgefochten wurde! Auch für England haben wir diesen Kampf mit übernommen. Seine reformatorische (puritanische) Bewegung blieb eine specifisch englische; vor Allem verlor es damals den unendlichen Vortheil eines einheitlichen Staatsorganismus nicht, woran bei uns nicht zu denken war. Während wir in Blut und Jammer wie eine herrenlose Heerde umherirrten, sammelte ein Königsscepter die englische Nationalkraft zu großen Thaten um sich.

In diesen hier nur angedeuteten Umständen liegt das rasche, ungehemmte Aufblühen des englischen Dramas und die mühselige Geburt des deutschen begründet. Aus dem Wesen der Reformation, die erst die Wahrheit zu sichern hat, eh' an die Schönheit zu denken ist, geht zunächst hervor, daß die Anfänge eines poetischen Schaffens von dem Verstande gemacht werden, jenem seelischen Faktor, der in solcher Zeit allein als Thurmwächter und Feldsoldat seine Augen offen behalten hat. Daher überwiegt im Beginne der neuen Literaturepoche die Allegorie, während in England die Kunst rasch zu warmem Fleisch und Blute gelangte. Sie ist einfach eine Verstandesoperation und immer eine Hemmkette in der Entwicklung der Poesie. Wie schwer und zäh sie an den Fersen hängt, davon kann die niederländische Literatur zeugen, die sie seit der Reformation und Begründung der politischen Freiheit nicht los geworden, wozu allerdings die überwiegende Verstandesrichtung der „dietschen" Bevölkerung das Meiste beiträgt. Dabei muß man nicht übersehen und ist meines Wissens noch nicht gründlich dargelegt worden, daß mit den englischen Komödianten gleichzeitig die holländischen (von jenen vorwärts gestoßen, da die Engländer ihren Weg über Holland nahmen) in deutschen Landen erschienen und jene verständige Richtung der jungen Kunst mit den Spielen der „Rederijkers" nährten. Schon 1529 werden in Wien „Niederländer" erwähnt, und noch 1590 spielen Holländer in Hamburg ihre Historien und Parabeln. Was die englischen Komödianten mit ihren poesiegetränkten einheimischen Stücken förderten — wer kann es abschätzen, wie viel die Holländer mit ihren langweiligen „Singespeelen" wieder verdarben? Auch in den Stücken Ayrers und des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig — denn an diese Ausgangspunkte hat eine Geschichte Shakespeare's in Deutschland anzuknüpfen — herrscht das allegorische Element noch stark vor. Beide kannten die aufgeführten englischen Stücke, wenn auch Ayrer dadurch nur zur Benutzung ihrer (besonders italienischen) Quellen gelangte, der Name Shakespeare aber ihnen noch völlig in Nacht und Nebel lag. Näher als Ayrer steht den Engländern der Herzog von Braunschweig, wie Genée darlegt, einmal in der Wahl der Stoffe, sodann in der Natur des Hanswursts.

Ueber die gegenseitige Benutzung des englischen und deutschen Dramas herrscht völlige Unklarheit. Vor Allem fehlt jeder Anhalt über den Werth der Darstellung dieser Engländer, sowie über den Werth der Stücke. Denn das Buch, was hier von Wichtigkeit sein könnte, die 1620 gedruckten englischen Komödien, bietet nach dem Erweise Genée's wenig Sicherheit. Sind die Texte echt? Sind sie alle gespielt worden? Wie weit geht die Willkür und die Gewissenhaftigkeit der deutschen

Bearbeiter? Denn wenn wir auch zwischen Ayrer und den englischen Komödien noch in Zweifel sein können, auf welcher Seite das Original zu suchen sei, so ist doch z. B. Sidonia und Theagenes in jener Sammlung, wie Reinhold Köhler im Jahrbuch erwiesen hat, eine Nachbildung des älteren Stückes von Rollenhagens „Amantes amentes". Ferner macht Genée es wahrscheinlich, daß das englische Stück „No Body" das Gedicht „Nemo" von Ulr. Hutten zur Quelle hat. Vielleicht rühren diese Ueberarbeitungen, wie auch der entsetzlich trivialisirte Titus Andronicus von ungebildeten deutschen Schauspielern her, die damit auf die Erfolge der englischen Komödianten spekulirten. Ueber den Aufenthalt der Engländer von 1582—1624 in Deutschland gibt Genée's Buch die bis jetzt umfassendsten Notizen. Diese kärglichen Anfänge des Dramas werden vom dreißigjährigen Kriege unterbrochen und vernichtet, und dennoch waren die beiden Hauptseiten seines Wesens schon hinreichend entwickelt: in Hans Sachs die deutsche Gemüthstiefe, in Ayrer und dem Herzog von Braunschweig die dramatische Bewegung und die technische Routine; in jenem der poetische, in diesem der theatralische Gehalt. Der Krieg war auch dafür der hinreichende Erklärungsgrund, daß die im Dresdner Repertoire aufgeführten bessern Stücke (darunter Julius Cäsar, Hamlet, Shylock, Lear, Romeo und Julia) wirkungslos blieben. Die religiöse Polemik des Dramas geht in Deutschland rasch vorüber, und nur in Holland, in den Kammern der Rederijkers, hat sich der Religionskampf, wie wir aus der jüngst erschienenen Geschichte der niederländischen Literatur von Jonckbloet wissen, eine andauernde Zeit dieser poetischen Ausdrucksform bemächtigt. Rasch folgt das Schäferspiel, neben welchem der urdeutsche Hanns-Wurst während der Kriegsjahre in Unflath verkommt. Mit Klay und Rist beginnt sogar ein Krebsgang des deutschen Dramas. Während jener das geistliche Drama aufputzt, knüpft Rist an die kriegerische Gegenwart in allegorischer Form. Aus diesem Chaos, und zwar an das Schäferspiel anknüpfend, entwickelt sich die Oper, zunächst hemmend für das Drama. Die Oper war ein ausschließliches Bedürfniß der Höfe, die unter dem unseligen Einflusse des französischen Hofes standen, für das Volk war sie nicht da. Die Dramatiker der schlesischen Schulen, Gryphius und Lohenstein, entfernen sich principiell vom praktischen Theater und kennen das Drama nur als eine besondere Gattung der Literatur — der Einfluß der englischen Komödianten war durch den Krieg bis auf die letzten Spuren vernichtet worden! Auch jetzt noch ist Shakespeare's Name in Deutschland völlig unbekannt. Die Trennung des Theaters von der Literatur führte zur Hanswurstposse. Alle vorhandenen Volksbücher, wie auch die Erinnerung an früher aufgeführte Dramen wurden zur Fabrikation von Marionettenspielen benutzt, und der Schreiber dieser Zeilen hat es vor zwei Jahren öffentlich begründet, daß in der Truppe Veltheim's, die sich meist aus Studenten rekrutirte, um 1660 der Bearbeiter des ältesten Faustpuppenspiels zu suchen sei, und daß dessen Quelle nicht etwa das Stück von Marlowe, wie man bisher vermuthete, sondern das älteste, 1587 erschienene Faustbuch gewesen.

So standen die Dinge, als Gottsched sich das unbestrittene Verdienst erwarb, Literatur und Theater (mit Hilfe der Neuberin) zu vereinigen, aber auch sich mit dem unbestrittenen Vorwurfe belastete, durch Einführung des französischen Dramas die Kenntniß Shakespeare's vorläufig verhindert zu haben, obwohl, wie Lessing ihm richtig vorhielt, uns eine geistige Verwandtschaft von selbst zu dem Engländer hinwies. Ein Geringerer als Lessing durfte es auch nicht sein, der das Gespenst der Aristotelischen Einheiten aus dem Wege zu räumen hatte, ehe wir auf dem Boden der Natur neu aufbauen konnten. Gottsched's Recept zu guten und richtigen Trauerspielen (im „Versuch einer kritischen Dichtkunst") steht an Albernheit nicht hinter dem Schlaukopf Barthold Feind zurück, der also rechnet: „Wenn man die Sonne auf dem Theater aufgehen lässet, so wird sie in einer Viertelstunde mitten am Horizont stehen, woraus ein Tag von 30 Minuten muß geschlossen werden. Und auf diese Art könnte man ein Sujet von 6 Tagen gestatten". Gottsched aber schreibt vor, daß die Handlung nur am Tage geschehe, weil die Nacht zum Schlafe bestimmt sei!

Die erste Erwähnung des Namens Shakespeare geschieht 1682 in Daniel Morhofen's Unterricht in der deutschen Sprache — aber auch weiter nichts als der bloße Name ist daselbst zu lesen. 26 Jahre vergehen, ehe das zum zweiten Male der Fall ist und Feind ihn den „renommirten englischen Tragicus Shakespeare" nennt! 1715 gedenkt seiner zum dritten Male das Gelehrtenlexikon von Mencken in acht Zeilen. Gleich lächerlich in ihrer Dürftigkeit ist die Notiz in Benthem's Engländischer Kirchen- und Schulen-Staat 1732. Erst der Schweizer Bodmer bekümmerte sich 1740 etwas näher um Sasper,

wie er ihn schrieb, und im folgenden Jahre erschien die erste eigentliche Uebersetzung eines Shakespeareschen Stückes, der Julius Cäsar von Borck in Alexandrinern, und damit trat der geheimnißvolle Schatten zum ersten Male vor den Deutschen in ein bestimmteres Licht. Erst durch dieses Stück wird die literarische Kritik Shakespeare's bei uns eingeleitet, während bisher von einem persönlichen Verfasser eines Hamlet, Lear und Romeo gar nicht die Rede gewesen war. Die erste kritische Stimme über unsern Dichter aber war eine — abweisende! Es war die Stimme Gottsched's, der sich über die Borcksche Uebersetzung aussprach. Gottsched war allerdings in übler Lage. Er hätte seinen ganzen diktatorischen Ruf opfern müssen, den er auf die Autorität der französischen Tragödie sich gegründet, wenn er den englischen Genius hätte anerkennen wollen. Daher schob er ihn lieber bei Seite und fürchtete sich, ihn kennen zu lernen. Der vortreffliche Elias Schlegel hatte ihn in der That in seiner Größe erkannt, starb aber, ehe der kritische Kampf ausbrach. Auch Bodmer's Streit berührte noch Shakespeare nicht. Erst die „neuen Erweiterungen", die seit 1753 erschienen, brachten eine „merkwürdige Lebensbeschreibung des Herrn W. Shakespear's", denen indessen die Mittheilungen eines Engländers zu Grunde liegen. In dieser Zeitschrift erschien drei Jahre später die Uebersetzung Richard's III., und zwar in Prosa. Vorher hatte aber schon Fr. Nicolai in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften mit einem Artikel über Shakespeare, der dem gefürchteten Gottsched wegen seiner kritischen Verstocktheit sogar den Kopf zu waschen wagte, Aufsehen erregt. Endlich tönte die Stimme Lessing's. Und hiermit tritt der Verlauf in ein für den Leser hinlänglich bekanntes Stadium, da die literarische Bedeutung Lessing's, Herder's, Goethe's unlösbar mit der Geschichte der Erkenntniß Shakespeare's verknüpft ist, und da, diese Geschichte weiter verfolgen wollen, nichts Andres hieße, als unsern Lesern zu sagen, wer Lessing und Goethe gewesen. Deshalb erledigen wir den Rest durch die bloße Wiedergabe von Daten, damit an dieser Stelle der historische Verlauf der Shakespearekunde nicht der Uebersicht entbehre. Nachdem Lessing den Schwerpunkt seiner Schilderhebung in den Worten verfochten hatte: Shakespeare muß studirt, nicht nachgeahmt werden — setzt Mendelssohn für Lessing den Kampf fort. Da endlich erschien die Uebersetzung Wieland's von 1762—66, welche 22 Stücke enthielt. Aber befangen vor seiner Größe, hat er Shakespeare zu willkürlich behandelt und gekürzt, wo er ihm nicht behagte. Darauf erfolgten scharfe Angriffe gegen ihn von Seiten der Originalgenies, besonders von Gerstenberg. Lessing warf sich endlich für Wieland auf und weckte Herder's Interesse, der die Lessingschen Ideen weiter führte und besonders von wichtigem Einfluß auf den jungen Goethe wurde. Allmählich treten Lenz und andre Stürmer für Shakespeare in die Arena. Eine neue Kritik entbrennt, als auf der Basis der Wielandischen die Uebersetzung von Eschenburg erschien, 1775—77. Schon beginnen vereinzelte Aufführungen, z. B. die des Hamlet in Wien in der Bearbeitung von Heufeld. Es folgt die Schröder-Shakespeare-Epoche in Hamburg. Die Räuber des jungen Schiller verrathen es der Welt, mit wem der Karlsschüler insgeheim verkehrt hatte, daher datiren auch seine Uebersetzungsgelüste an Macbeth und Timon. Indeß in dem alternden Herder eine kritische Reaktion gegen Shakespeare eintritt, der sich Ayrenhoff wie ein ins Plumpe gezerrter Voltaire anschließt, wirft Goethe sein neubelebendes Wort über Hamlet in die Welt. In den Horen beginnen die Uebersetzungen Schlegel's 1796, von Schiller eigensinnig ignorirt, während dieser selbst Macbeth bearbeitet. Ueberhaupt aber ließ eine kritische Stimme über den Werth der Schlegelschen Unternehmung lange auf sich warten, bis sich endlich Tieck dafür erklärte. Man weiß, wie allmählich sich die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung die germanische Welt erobert hat, und damit war Shakespeare neben dem deutschen Drama, Dank den Romantikern, auf dem deutschen Theater.

Nachdem das Buch Genée's in dieser ersten Abtheilung das deutsche Theater unter den Einflüssen Shakespeare's und des englischen Dramas bis auf die Zeit der Romantiker betrachtet hat, gibt uns der zweite Theil eine chronologische Geschichte der sämmtlichen Uebersetzungen, Theaterbearbeitungen, theilweisen Benutzungen Shakespeare's, sowie die wichtigsten Aufführungen in Deutschland. Die erste Spur einer (muthmaßlich) Shakespeareschen Aufführung findet sich 1611, indem am Hofe von Magdeburg zu Halle „der jud von venedig auß dem engländischen" dargestellt wird. Das erste sicher Shakespearesche Stück aber ist in dem oben erwähnten Buche von 1620: „Englische Komedien und Tragedien" enthalten. Es ist dies Titus Andronicus, freilich in einer haarsträubenden Bearbeitung. Aus 1626 ist ein wichtiges Repertoire aus Dresden erhalten, in welchem sich fünf (oben angegebene) Stücke Shakespeare's befinden.

Alle dieselben sind aber unter der Hand des Bearbeiters zu Pickelhäringskomödien geworden und in ihrer Verunstaltung von erschreckender Gemeinheit, wovon Genée Proben mittheilt. In den nächsten Decennien sehen wir vorzugsweise den Sommernachtstraum, d. h. seine Episode von Pyramus und Thisbe (so auch in Peter Squenz von Gryphius), sowie den bezähmten Trotzkopf auf deutschen Bühnen beliebt. 1680 erscheinen Die vom Tode erweckte Phönicia (nach Viel Lärm um Nichts) und Der unschuldig beschuldigten Innocentien Unschuld (nach Cymbeline) von Michael Kongehl, einem sogenannten gelehrten Dichter, der uns als Beispiel dafür dienen kann, wie schon die Bühne sich schroff von dem Literaturdrama gesondert hat, denn beide Stücke sind ganz in Lohensteinschem Bombast behandelt. Wir können nicht unterlassen, als Nachtrag zu Genée hier die wunderlichen Schicksale des Sommernachtstraumes zu berühren, auf die Vincke im Jahrbuch V. hingewiesen. Den drei Elementen — den phantastischen Elfen, den prosaischen Rüpeln, dem abstrakter gehaltenen Athenischen Hofe — entsprechen 3 Bearbeitungsformen. Die erste schied den Hof aus und behielt die Rüpel und Elfen. Dies geschah durch Cox in Bottom the weaver, welches wahrscheinlich (der Einwand Genée's steht auf zu schwachen Füßen) das Original von jenem Schwenter gewesen, auf den sich Gryphius so geheimnißvoll beruft. Die zweite Bearbeitungsform beseitigte die Elfen und ließ nur die Rüpel und den Hof bestehen. Dies war das Schimpfspiel Peter Squenz von Gryphius, der bekanntlich von Shakespeare nichts wußte. Die dritte verurtheilte die Rüpel zum Tode, während er Elfen und Hof begnadigte. Diese hat keinen andern Verfasser als den berühmten englischen Roscius David Garrick, der der wahre Ballhorn seines großen Kollegen geworden ist und sich an nicht weniger als an fünf Stücken Shakespeare's versündigt hat. Was den ästhetischen Werth betrifft, so dürfte Cox wohl den Gryphius und Garrick, Gryphius den Garrick überragen. — Ferner gab Elze im selben Bande des Jahrbuchs Nachricht über eine Bearbeitung des Sommernachtstraums, von der weder Gödeke noch Genée Kenntniß gehabt. 1785 bearbeitete v. Einsiedel, Kammerherr der Herzogin Amalie, das englische Drama zu einem Singspiel Die Zauberirrungen. Diese Bearbeitung ging bei dem Brande des Weimarer Theaters 1825 verloren. Aus dem erhaltenen und von R. Köhler aufgefundenen Theaterzettel ersehen wir, daß v. Einsiedel alle drei Elemente behalten und den Shakespeare nur modernisirt hat, indem er aus dem Athenischen Hofe einen deutschen machte. Nicht minder interessant wäre eine Zusammenstellung der Schicksale des Hamlet, Lear, Romeo und Julia und Macbeth in Betreff der Originalschlüsse, die nach dem Geschmacke verschiedener Zeiten verschiedene Verballhornisirungen erfahren haben. Während in einem Manuskript aus 1680—1700 noch Hamlet sterben muß, lassen ihn Heufeld und Schröder in vier Bearbeitungen am Leben und Thronfolger werden. Zwei andre von Schütz 1806 und Klingemann 1815 geben den erledigten Thron der Eine an Laertes, der Andre an Horatio. — Romeo und Julia erhalten einen fröhlichen Ausgang in der „Verbesserung" von Gotter, wo das Paar, nachdem es sich besonnen, sich in die Arme stürzt und ein Liebesduett singt. Am wenigsten haben die ästhetischen Philister dem britischen Genius den Ausgang des Lear verzeihen können. Nachdem Schröder, der dem weichherzigen Publikum mit mehreren Stücken so gefällig war, zwar den Tod Lear's und Cordelia's behalten, aber die Schlußscene doch mit seinem sentimentalen Jammer getränkt hatte, zog Bock 1779 die nächste Konsequenz, ließ Cordelia aus einer Ohnmacht erwachen und Lear als guten alten Mann seine Tage in ihrem Hause beschließen. Bei Macbeth hat sich besonders das Bedürfniß breit gemacht, den Helden auf der Bühne sterben zu sehen. Dahin schlagen die Bearbeitungen von Fischer 1777, von Wagner 1779 und sogar die Bürgersche (!) 1784 ein. Einzig in seiner Art ist vor Allem Schröder's Schluß von Heinrich IV., Theil I. Der Oberrichter kommt nämlich und kündet Falstaff und seinen Gesellen an, daß der König sie sieben Meilen weit von sich banne, bis sie sich gebessert haben. Dann heißt es:

(Falstaff und die Uebrigen sehen einander lange an, endlich sagt)

Falstaff. Gute Nacht, Bauch! (Schluß.)

Wenn das Buch Genée's nun einmal von vorn herein den einseitigen Standpunkt der Bühne betonte, so wäre dem Praktiker gewiß nichts willkommner gewesen, als eine historische Zusammenstellung jener Arrangements, die für gewisse Scenen — weil Shakespeare's Notizen oder die der späteren Herausgeber gar zu dürftig geblieben sind — noch immer als ein Problem gelten müssen. So haben wir z. B. für die Erscheinung der Geister am Schlusse der Tragödie Richard's III. zwar die Einrichtung Laube's und Dingelstedt's, mit denen sich die Bühnen bisher

ausgeholfen haben. Indeß proponirte W. Oechelhäuser im Jahrbuch IV. eine weitere, die ungleich annehmbarer erscheint, und von der keine Regie Notiz zu nehmen sich anschickt. Eine Zusammenstellung dieser praktischen Winke würde in einem solchen Buche den Direktionen eher ins Auge springen, als in dem streng wissenschaftlichen Jahrbuche, wo sie nur zerstreut mitgetheilt werden können.

Unter 1860 vermissen wir das wichtige Buch „Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke" von Fr. Bodenstedt, das mit Shakespeare selbst zwar zunächst nichts zu thun hat, aber zu ihm doch sicher in näherem Konnex steht als manches hier Registrirte, das nur mit einem Shakespeareschen Stücke den Titel gemein hat. Unter den Bearbeitungen des Cymbeline fehlt die des Verfassers dieser Zeilen, die 1866 und 1867 in Mannheim und Meiningen zur Aufführung kam. Von demselben Bearbeiter ist Timon an der Berliner Hofbühne zur Aufführung angenommen. Zwar geht eine deutsche Bühne bis jetzt in ihrem Shakespeare-Repertoire nicht über die Zahl zwanzig, aber offenbar nur aus einem äußerlichen und praktischen Grunde, weil von ca. 20 Stücken eben nur brauchbare Einrichtungen vorliegen. Wir sind nun nicht so blindwüthig für den Dichter, um darin einen Verlust für die Welt zu sehen, wenn man nicht alle Stücke inscenirt, aber entschieden sind wir der Meinung, daß man seinem Genius noch drei Stücke schuldet, die sich an poetischem Werthe mit seinen besten messen. Dieses sind Antonius und Cleopatra, Cymbeline und Timon von Athen*). Sich grundsätzlich gegen dieselben sperren, darf man wohl Eigensinn nennen. — Der dritte Theil des Genéeschen Buches enthält umfangreichere Mittheilungen aus einigen älteren und wenig gekannten Uebersetzungen und Bearbeitungen Shakespearescher Stücke und gleichartiger Stoffe, deren Abdruck zum Theil von dem höchsten Interesse ist (z. B. findet sich darin eine Hamlettragödie von 1690, die offenbar das Original jenes Puppenspiels ist, das man in Mitteldeutschland mit Wachspuppen in lächerlicher Verkürzung spielt) und abermals von der erstaunlichen Geduld zeugt, womit Genée das Material seines Buches zusammengetragen. Albert Lindner.

*) Von allen dreien liegen Bearbeitungen vor, so bezüglich des ersten die von Leo, welche in Weimar aufgeführt wurde; bezüglich des Timon hat sich früher F. Wehl versucht, ist aber in der Zusammenziehung etwas zu weit gegangen. Dagegen möchten wir nochmals auf Troilus und Cressida aufmerksam machen, von welchem Stück eine vortreffliche Bearbeitung von A. Bell existirt. D. Red.

Zur deutschen Uebersetzungskunst.

Es ist mein Volk, das große,
Das sendet täglich aus
Die Söhn' aus seinem Schooße,
Zu führen in sein Haus
Die Völker aller Zungen;
Und wunderbar ist da erklungen
Ein Weltgespräch beim Schmauß.
Rückert.

Wir Deutschen überragen alle anderen Völker durch unsere Leistungen in der Uebersetzungskunst, und zwar schon seit lange. Der Charakter unsrer schmieg- und biegsamen, sich allen Formen des Auslandes anbequemenden Sprache mit ihrer sich immer erneuernden Schöpferkraft ist nur der eine Erklärungsgrund dieser Thatsache, die von keinem Ausländer bestritten wird; meint doch ein französischer Schriftsteller, seine im Erlernen von Sprachen nicht sehr fleißigen Landsleute könnten sich mit dem Deutschen begnügen, damit bekämen sie alle andern Sprachen und Literaturen in den Kauf. — Wichtiger noch ist die Lage unsres Landes und die Eigenthümlichkeit unsres Nationalcharakters. Wir wohnen im Centrum Europa's und somit der Welt und sind, von der uns beherrschenden Wanderlust begünstigt, von jeher in nähere Berührung mit den verschiedensten Völkern gekommen. Kosmopolitischer Sinn, universeller Bildungstrieb, verbunden mit vielseitiger Empfänglichkeit und Aneignungsgabe sind dem Deutschen eigenthümlich. Sein Nationalgefühl ist dabei, was man auch sagen möge, durchaus nicht geringer, als das anderer Völker, es stützt sich nur auf andere Eigenschaften und Vorzüge, sein Stolz ist eben, nicht in den Schranken einer engen Nationalität abgeschlossen zu sein, er fühlt sich zum allseitigen Kulturvermittler berufen, er strebt nach Universalität der Bildung und sieht keinen Vorwurf in dem Ausspruch: Deutschsein heißt nicht ganz Deutschsein.

Hierin lag bis jetzt unsre weltgeschichtliche Größe und unsre nationale Schwäche. Doch es beginnt schon damit anders zu werden, und seit wir ein politisches und thätig eingreifendes Volk geworden, brauchen wir nicht mehr zu fürchten, daß die einst mit Recht viel beklagte und viel gescholtne Ausländerei uns in Verfolgung unsrer Ziele hindern werde — die eigentlichen Hemmnisse und Schwierigkeiten liegen anderswo. Wir können die von Goethe vorausgesehene Weltliteratur anbahnen und doch dabei gute Deutsche sein, zumal uns, Dank den vermehrten und beschleunigten Kommunikationsmitteln, die anderen

Nationen zum gegenſeitigen Verſtändniß mehr als ſonſt entgegen kommen und die nationalen Vorurtheile ſchwinden. — Doch ich gehe zum eigentlichen Thema über.

Die Ueberſetzungskunſt iſt ein weſentliches Moment jeder Literatur, und ihre Geſchichte ein Correlat jeder Literargeſchichte, denn alle Kulturvölker, die eine entwickelte Literatur beſitzen, ſtanden und ſtehen zeitweilig unter fremdem Einfluß, und dieſer macht ſich durch Ueberſetzungen und Nachbildungen geltend. Die Renaiſſance des klaſſiſchen Alterthums war in Poeſie und Kunſt von faſt univerſeller Wirkung und hat nach allen Seiten hin Nachahmungen, Umbildungen und Ueberſetzungen hervorgerufen. England ſtand ſchon zu Shakeſpeare's Zeit unter italieniſchem Einfluß und ſpäter, zu Drydens und beſonders zu Pope's Zeit, unter franzöſiſchem Einfluß, Spanien hat durch Herrera und ſeine Schule italieniſche und ſpäter durch Moratin franzöſiſche Einwirkungen erlitten, Frankreich, abgeſehen vom klaſſiſchen Alterthum, verdankt den Spaniern und Italienern Vieles, beherrſcht ſpäter mit ſeiner neuantiken Poeſie, mit ſeinem Pſeudoklaſſicismus ganz Europa und erfährt ſeit ſeiner romantiſchen Schule den Rückſchlag der Literaturen, die ſich von ihm emancipirt haben. Auch die andern Länder germaniſcher, romaniſcher und ſlaviſcher Zunge erfuhren und erfahren ausländiſche Einwirkungen, übten und üben ſich im Ueberſetzen. Nirgends aber ſpielt beides eine ſo große Rolle, als in der deutſchen Literaturgeſchichte.

Daß unſre mittelalterliche Literatur zum Theil auf fremden Elementen beruht und Vieles in ihr Nachdichtung und Umbildung iſt, wird immer mehr nachgewieſen und zugegeben. Selbſt während des kläglichen Verfalls unſrer Poeſie und Sprache im 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts wurde viel überſetzt, aber nicht zum Nutzen der in barbariſcher Sprachmengerei verkommnen, mit bunten ausländiſchen Fetzen wie eine Narrenjacke behangenen Sprache, die Luther ſchon mit ſolcher Reinheit, Gewandtheit und Kraft gehandhabt hatte. Doch iſt dabei eine, wie ich meine, noch nicht genug beobachtete Thatſache zu bemerken. Im Gegenſatz zu der entſetzlich verderbten Proſa hat der Vers, und vor Allem der überſetzte Vers, eine gewiſſe Reinheit und Eleganz bewahrt, und dies erklärt ſich aus der Einwirkung der fremden, beſonders der franzöſiſchen und italieniſchen Originale mit ihrer Formvollendung. — Eine Stelle aus Diedrich von Werders 1651 erſchienenem Befreiten Jeruſalem nach Taſſo möge dies bekunden. Wir ſind im Garten der Armida:

Indem bei dieſem Laub allhier die Vögelein
Die Stimmen und Geſäng' gar ſüß und helle führen,
So ſchwätzen Quellen, Gras und Bäume mit darein,
Die Luft, die d'runter weht, die hilft es Alles zieren,
Das Echo ſingt, indem die Vögel ſtille ſein,
Schweigt wieder auch, indem die Vögel gurgeliren,
Verwechſelt dergeſtalt gar oft den Geſang:
Der ganze Chor, der folgt hernach mit hellem Klang. –

Nach ſolcher relativen Anmuth und ſprachlichen Korrektheit ſucht man vergeblich bei den gleichzeitigen Proſaſchriftſtellern, ja, mich will faſt bedünken, als ſei von Werder an Lieblichkeit und Fluß dem weit ſchöner überſetzenden Gries ſtellenweiſe überlegen. In einer vor mir liegenden Ueberſetzung Corneille's von F. Fleiſcher 1666 iſt der Vers verhältnißmäßig glatt und rein, aber die Proſa der Einleitung iſt vollkommen ungenießbar. — Mit dem beginnenden Aufſchwung unſrer Literatur im 18. Jahrhundert beginnt auch der Aufſchwung unſrer Ueberſetzungskunſt, und beide bedingen ſich gegenſeitig. Wir verdanken den ungeheuren Fortſchritt, den unſre Sprache plötzlich macht, freilich den Originalſchöpfungen unſrer großen Dichter und bahnbrechenden Geiſter, aber die Ueberſetzung hat auch dabei nach Kräften das Ihrige gethan, ſie iſt kein unwichtiges Ferment in der geiſtigen Bewegung geweſen. Faſt alle unſre großen Schriftſteller und produktiven Dichter haben ſich mit ihr befaßt und ſich keineswegs gegen die Wirkung ausländiſcher Muſter aufgelehnt. Klopſtock, der Urdeutſche, empfing die Anregung zu ſeinem Meſſias durch Miltons Verlornes Paradies, Wieland überſetzte, von Shakeſpeare ganz abgeſehen, den Lucian, Horaz und Cicero, und verdankte das, wodurch es ihm möglich wurde, den Deutſchen der höheren Stände die Literatur zugänglich zu machen, der Aneignung der fremden, beſonders der franzöſiſchen Weiſe. Herder, der Allempfängliche, umfaßte in ſeiner reproduktiven Thätigkeit alles Urpoetiſche des Morgen- und Abendlandes und wurde durch ſeine Stimmen der Völker und ſeine Cidromanzen der Begründer jener taktvollen Vermittlungsweiſe, die das innerſte Weſen des Fremden unangetaſtet läßt, die den Geiſt deſſelben wiedergibt und dabei das deutſche Ohr ſchont. Er wurde uns dadurch das erſte Muſter wohlverſtandner Ueberſetzungskunſt. Auch Leſſing überſetzte und blickte oft und lange zum Ausland hinüber, hat er doch die Franzoſen durch einen Engländer, durch Shakeſpeare vertrieben. Goethe und Schiller ſogar verſchmähten es nicht,

die Erholungspausen zwischen ihrer produktiven Thätigkeit mit Uebertragungen auszufüllen. Denn sie empfanden wie später Platen, aus dessen Tagebuch wir erfahren, daß er sich vielseitig in dieser Kunst geübt hat, die anregende und formal bildende Wirkung derselben. Auch die Dichter des Hainbundes übersetzten, und was Bürger Percy's reliques of ancient poetry verdankt, ist bekannt. Die Rückwirkung dieser gesteigerten Uebersetzungsthätigkeit war eine sehr bedeutsame. Schon Wielands Shakespeareübertragung regte im hohen Grade an, sie und der beiden Stolberge Sophocles und Aeschylus erweckten bei Vielen den Wunsch, an der Quelle zu trinken und eröffneten ihnen neben den Wunderwerken der englischen Bühne die Tragik der Alten. Voß' Homer vor Allem ist von unabsehbarer Nachwirkung gewesen, wer weiß, ob wir ohne ihn Hermann und Dorothea bekommen hätten. Seine Odyssee, wie Luthers Bibelübersetzung vor ihm und Schlegels Shakespeare nach ihm sind die Hochpunkte und Merksteine unserer Uebersetzungsliteratur, und ihre Bedeutung für die Entwickelung unserer Sprache und Poesie kommt der der größten nationalen Schöpfungen gleich, ja übertrifft sie sogar in formaler Hinsicht. —

Den Uebertragungen und Nachbildungen der romantischen Schule verdanken wir für Gewandtheit und Wohllaut der Sprache außerordentlich viel, und dies Verdienst soll der jetzt vielfach verketzerten nicht geschmälert werden. Die von ihr eingeführten romanischen Strophen und südlichen Formen klingen uns jetzt schon ebenso deutsch, als es je das altdeutsche Reimpaar gethan. Goethe's Stanzen in der Zueignung, Uhlands trochäische Romanzen und Platens Sonette sprechen das Tiefste des deutschen Gemüthes aus, und Rückert in seinen Geharnischten Sonetten zog sogar mit welschen Klängen gegen die Welschen zu Felde. — Ob die von Goethe begonnene, von Platen, Rückert, Daumer und Bodenstedt weiter fortgesetzte und mit Virtuosität gehandhabte Einführung orientalischer Weisen bei uns jemals eigentlich populär werden wird, steht dahin, jedenfalls rief die Schwierigkeit der wiederzugebenden Reimfülle einen Ringkampf mit der Sprache hervor, der ihrer Gewandtheit zu Gute kam; vermag das Ghasel auch kaum Tiefempfundenes auszudrücken, so ist es doch eine reizende Form für den spielenden Gedanken und die sich hin- und herwiegende Empfindung. —

Obige flüchtige Andeutungen mögen genügen, um darauf hinzuweisen, von welch hohem Interesse eine noch erst zu schreibende, die ganze Breite des Stoffes umfassende Geschichte der deutschen Uebersetzungsliteratur sein würde, das einschlägige Werk von Gruppe beschäftigt sich nur mit den Nachbildungen der alten Klassiker. Die Wechselwirkung der einander berührenden Völker würde ein Hauptgegenstand der Beobachtung dabei sein, und diese würde zu den wichtigsten Resultaten führen. Eine derartige sehr eingehende Monographie besitzen die Franzosen in der preisgekrönten Schrift „Histoire comparée des Littératures espagnole et française" von Puisbusque, Paris 1844. Wir haben, so viel mir bekannt, derselben nichts an die Seite zu setzen. Hettners vortreffliche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die sich vor Allem mit der internationalen Einwirkung beschäftigt, hat doch zu sehr eine kulturhistorische und philosophische Tendenz, um für die specielleren literarischen und sprachlichen Punkte Raum zu haben, und Cholevius in seiner Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen hat nur diese Seite im Auge. —

Bei Betrachtung der Uebersetzungskunst habe ich nur die Kunst als solche im Sinne und lasse das Handwerk bei Seite, die Aesthetik hat mit dem mechanischen Wiedergeben eines Originals Nichts zu schaffen. Wie verderblich für Sprache, Geschmack und Sittlichkeit das schlechte Uebersetzen und besonders das schlechte Uebersetzen des Schlechten sei, ist ein oft wiederholtes Klagelied; schon Lichtenberg und Lessing stimmten es an. Obgleich es zu ihrer Zeit wohl noch keinen Fingerfertigen gab, der stans pede in uno zwanzig Seiten in der Stunde zu Stande bringt, obgleich wohl noch keine hundertbändigen Bibliotheken von Romanen des Auslandes herauskamen und die Demimonde noch nicht aufgetaucht war, so spricht Lessing doch schon in den Literaturbriefen „von der Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner, die die Sprache erst durch das Uebersetzen lernen wollen, die ihrem Originale nicht nachdenken, die sich ihre Uebungen bezahlen lassen und die Meßkataloge anfüllen".

Das Uebersetzen, ich habe hier besonders das poetische im Auge, obgleich die meisten meiner Bemerkungen auch für Prosaübersetzungen gelten, ist eine Kunst wie jede andere, sie setzt eine besondere Begabung voraus und will gelernt und geübt werden. Vollkommnes Verständniß des fremden und gewandte Beherrschung des eignen Idioms sind unerläßliche Bedingungen. Wer kein Organ für das hat, was im Klang

der Worte, im Rhythmus der Sätze liegt, wem die Mysterien der Sprache verschlossen sind, der soll sich nicht mit dem Uebersetzen befassen, und wer keine dichterische Ader hat, darf nicht hoffen, es werde ihm gelingen, ein Gedicht so wiederzugeben, daß es ein Gedicht bleibt. Vor Allem gilt dies vom Lyrischen, hier muß die innere Musik des Originals, das, was das Wort nicht sagt, was Ton und Melodie nur ahnen lassen, auch durch die Uebersetzung klingen. Der berufene Uebersetzer besitzt jenen feinfühligen Takt, der in Wiedergabe des Fremden das Eigne nicht verletzt, der in dem, was ganz deutsch klingt, doch die individuelle und nationale Eigenthümlichkeit des Textes durchblicken läßt. Die Uebersetzung soll sich wie ein Original lesen, aber das ist nicht genug, ich soll auch dabei empfinden, daß ich eine Uebersetzung vor mir habe. Das Deutschgewordensein ist nicht Alles, das kann auch durch Abschwächung und Verwässerung erreicht werden, die sich oft sogar für Verschönerung hält. Ich will die specifische Eigenthümlichkeit des Originals, seinen innersten Charakter unverkümmert und unverblaßt erhalten sehen. Die Forderung ist eine hochgestellte, aber nach dem, was bei uns schon geleistet worden, zu urtheilen, nicht unerfüllbar. Grade bei Uebersetzungen tritt der glückliche Umstand ein, daß eine vortreffliche Leistung eine noch vortrefflichere hervorruft, und daß meistens bei gleichem Talent und Fleiß die spätere auch die bessere ist. — Auf die sogenannte Worttreue, die immer nur illusorisch ist, denn nie decken die Begriffs- und Sachbezeichnungen zweier Sprachen einander ganz, kommt es dabei durchaus nicht in erster Linie an. Um treu zu sein, muß man oft untreu werden, und das Wörterbuch ist meistens ein ebenso schlechter Rathgeber wie das Reimlexikon. Kann der Uebersetzer möglichst viele materielle Einzelheiten des Originals in seiner Uebertragung aufnehmen, vermag er wortgetreu zu sein, desto besser, nur darf darunter der einheitliche Ton, der Fluß und der Wohllaut seiner Reproduktion nicht leiden. Was helfen Worte, Rhythmen und Reime, die im Text leicht und anmuthig dahinströmen, wenn die Nachbildung um der Treue willen mir dafür Härte, Mißklang und verschrobene Wortstellung gibt. Voß hämmert:

Breit' aus den Vorhang, Liebesfreundin, Nacht,
Wegrennend blinzle, Sol,
Und Romeo spring' in die Arm' hier
Heimlich und ungesehn.

Schlegel dagegen singt:

Verbreite deinen Vorhang, Nacht,
Du Liebespflegerin, damit das Auge
Der Neubegier sich schließ' und Romeo
Mir unbelauscht in diese Arme schlüpfe. —

Man kann sehr wohl Alles, was im Texte steht, wieder geben und bringt doch kein Bild desselben zu Stande. Eine häufig gehörte Entschuldigung für hölzerne Uebersetzungen ist die vorausgesetzte Treue derselben, das ist aber nicht immer stichhaltig, ich kenne manche hölzerne, die nichts weniger als treu, und manche fließende, die es im hohen Grade ist. Derselbe Hauch, der den Schöpfer durchwehte, ist bis zu einem gewissen Grade auch im Nachbildner lebendig, und dieser macht mehrere Stadien der ersten Schöpfung wieder durch. Suchte der Dichter in der Originalsprache nach Worten, Tönen und Farben, um das von ihm Gedachte, Empfundene und Geschaute zu malen, so thut der Uebersetzer es in der seinen. Er legt sich das Original, nachdem es sich ihm in seiner Ganzheit erschlossen hat, in allen Fäden seines inneren Gewebes auseinander, belauscht alle Nüancen und fragt sich, mit welchen ihm zu Gebote stehenden Mitteln er das Alles wiedergeben und welchen Ersatz er beim Fehlen derselben anwenden kann, er ist dabei nicht ängstlich und pedantisch, er wählt sogar scheinbar Fernliegendes, wenn es ein entsprechendes Aequivalent für das ist, was die Sprache des Originals in unübersetzbarer Weise ausdrückt. Freilich darf die Freiheit nicht so weit gehen, daß etwas der nationalen oder individuellen Anschauungsweise desselben Widersprechendes eingeschwärzt wird. Da ist es besser, Unhaltbares zu opfern und wegzulassen, als durch heterogene Einmischung die Einheit des Kolorits zu stören. Kurz, der Nachbildner schreibt in der übersetzenden Sprache so, wie der Originaldichter geschrieben haben würde, wenn sie die seinige gewesen wäre. Seine halb gebundene, halb freie Thätigkeit ist nicht die des Photographen, sondern die des Malers, der nicht alle Einzelheiten eines Gesichtes successive abzeichnet, sondern die wahre Aehnlichkeit in etwas Höherem und Besserem sucht, nämlich in Wiedergabe des Geistes und Charakters, der aus demselben spricht. —

Die metrische Form eines Gedichtes ist mehr als ein Kleid für den Inhalt, sie ist eine Emanation desselben; die Vertauschung der Form mit einer anderen, die dem Uebersetzer bequemer und geläufiger ist, führt daher auch meistens zur Beeinträchtigung und Verkümmerung des Nationalen und Charakteristischen. Das genaue Innehalten der Form ist uns Deutschen bei der unendlichen Bildsamkeit unsrer Sprache in den

meiſten Fällen möglich, und das iſt es, worin wir allen anderen Nationen überlegen ſind. Indeß man kann auch hierin zu pedantiſch ſein. Was von der Worttreue geſagt wurde, gilt auch von der Formtreue. Es iſt eine offne Frage, ob und in wie weit eine Formveränderung zum Beſten des Verſtändniſſes und aus Rückſicht für das deutſche Ohr zuläſſig ſei. Ich wage hier nicht endgültig darüber zu entſcheiden, finde aber gewiß keinen Widerſpruch, wenn ich als unerläßlich die Forderung hinſtelle, daß der Erſatz dem Charakter des Originals, der Dichtgattung und Nationalität entſprechen müſſe. Den Virgil und Homer in altdeutſche Versweiſen, die Nibelungen in Hexameter, Epopeen in lyriſche Versmaße und Lyrik in epiſche zu bringen, was Alles ſchon verſucht wurde, iſt jedenfalls verkehrt. Dahin zählt auch die meiner Meinung nach ebenfalls nicht zu billigende Art, gereimte Terzinen, z. B. Dante, durch reimloſe Jamben zu überſetzen, eine Form, die größere Treue geſtatten mag, aber von dem wuchtigen Klange des Originals auch keine Spur wiedergibt. Für die jetzt beliebte Moderniſirung antiker Formen und für die Ueberſetzung des dramatiſchen Alexandriners der Franzoſen in den Blancvers ſprechen Gründe der Opportunität, die allerdings ſchwer genug wiegen, um Ausnahmen zu geſtatten, aber der Grundſatz, die Formtreue ſei, wo es nur immer möglich, zu bewahren, iſt doch im Großen und Ganzen aufrecht zu halten. Wir können es thun und ſollen es deshalb thun. Andere Völker können es nicht, z. B. die Franzoſen, die Alles in ihre Alexandrinerſtiefeln ſchnüren müſſen. —

Eine gewöhnliche Annahme, über die ich mir hier ein Wort erlaube, iſt die: „der proſaiſche Ueberſetzer habe in allen Fällen leichtere Arbeit, als der poetiſche", das bedarf ſehr der Beſchränkung, wo es ſich um ſtylvolle Wiedergabe vieler nationalen und perſönlichen Eigenthümlichkeiten eines fremden Autors handelt. Der Proſaüberſetzer iſt freilich nicht durch Reim und Rhythmus gebunden, dafür wird von ihm auch größere Worttreue verlangt und werden ihm mildernde Umſtände weniger gut geſchrieben. Ja es liegt ſogar in Bewahrung der poetiſchen Form ein Mittel zur Wiedergabe des Tons und der Stimmung, das ihm abgeht. Der Styl von Miltons „Verlorenem Paradies" iſt vielleicht im Verſe eher zu treffen, als Sterne's Styl in Proſa. Die ſpaniſchen Romanzen überſetze ich leichter, als Sancho Panſa's ſprichwortererfüllte Reden. Molière's „Monsieur de Pourceaugnac" und „Médecin malgré lui" bieten ebenſo große, wenn auch andere Schwierigkeiten, als der Alexandriner ſeines Miſanthropen. Wie ſchwer wurde es den neuſten Verſuchen, Carlyle's Wunderlichkeiten, Emerſons geiſtvoll ſprunghaften Styl und die originelle Redeweiſe der edlen Pickwickier uns zugänglich zu machen. Oft ſogar iſt die Sprache, die dem Verſtändniß gar keine Schwierigkeiten bietet und in durchſichtiger Klarheit dahinfließt, für die Stylreproduktion die dornenvollſte, ſo die Voltaire's, Diderots, Beaumarchais' und Paul Louis Couriers mit ihrem eigenſinnig nationalen Charakter. In wahrhaft künſtleriſcher Proſaüberſetzung iſt für uns noch mancher Lorbeer zu erringen, wie er uns ſchon in der poetiſchen Uebertragung zu Theil wurde. Wir ſind bis jetzt an Gelungenem in dieſer reicher als in jener. — Auch der Einfluß der Proſaüberſetzung auf die Entwickelung unſrer Sprache iſt ſchon ein ſehr bedeutender geworden, auch ſie hat die Schmieg- und Biegſamkeit derſelben erhöht und ihr eine Menge Bilder, Worte und Wendungen zugebracht, durch die ſie ſich bereicherte, ohne darüber ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren. Eine derartige Gefahr iſt freilich bei Wiedergabe der Proſa viel größer, als bei der der Poeſie. Eine allzu genaue Aneignung des fremden Styls, die im Verſe ſchon wegen der zu verändernden Wortſtellung nicht möglich iſt, kann leicht die Natur des deutſchen Styls verderben. Wir haben mitunter am Ciceronianiſchen, Platoniſchen und Taciteiſchen Styl laborirt und laboriren noch heute am franzöſirenden, beſonders im Feuilleton; zum Glück aber wirft die Sprache die ihr fremden Elemente früher oder ſpäter wieder hinaus.

Proſaüberſetzungen von Gedichten, zu denen andere Nationen, z. B. die Franzoſen, gezwungen ſind, und worin ſie Beſſeres leiſten, als im Vers, ſind ſeit Heinſe's Verſuchen mit dem Taſſo und Arioſt zum Glück immer mehr bei uns aus der Mode gekommen, ſie haben uns nie viel genützt und jener unglücklichen, jetzt beſeitigten poetiſchen Proſa nur zu viel Vorſchub geleiſtet. Doch leidet dies eine Ausnahme bei uns ganz fernliegenden Literaturen, deren Weſen uns erſt vermittelt werden ſoll, z. B. beim Indiſchen und Chineſiſchen. Auch in ſolchen Proſaübertragungen kann Großes geleiſtet werden. Steht das Geleiſtete einmal im Bewußtſein der ganzen Nation feſt da, ſo ſoll nicht daran gerüttelt werden, die neueren Verſuche, die Pſalmen und das hohe Lied im Verſe wieder zu geben, werden niemals Luthers Proſa verdunkeln.

Ein Blick auf das Verhältniß der Sprachen

und Dichtgattungen in Betreff der Uebersetzung führt zu folgenden, für dieselbe nicht unwichtigen Bemerkungen.

Je größer die Stammverwandtschaft und die Kongenialität zweier Völker ist, desto größer ist auch die Uebersetzbarkeit ihrer Literaturprodukte. Der Deutsche übersetzt den Engländer, der Spanier den Italiener leichter, als dieser den Deutschen und Engländer. — In Wiedergabe der englischen Poesie, obgleich sie wegen ihrer männlichen Versausgänge und monosyllabischen Kürze bedeutende technische Schwierigkeiten bietet, ward von uns daher auch unbedingt das Beste geleistet; ich erinnere an die mit Schlegel und unter einander wetteifernden neueren Shakespeareübersetzungen, an Gildemeisters „Byron" und Hertzbergs „Chaucer". Hier sind wir dem Ideal der Uebersetzungskunst schon ziemlich nahe gekommen.

Hinsichtlich der Gattungen gilt folgende Regel: Das Abstrakte, das Erhabene und Pathetische bietet sich dem Verständniß und der Wiedergabe leichter dar, als das Geistreiche, Witzige, Humoristische und Burleske, denn hier ist die Färbung meist eine nationalere, und die auf den mannichfachsten Anspielungen beruhende Wörterbildung oft eine ganz absonderliche. Tragödien sind leichter wiederzugeben als Lustspiele, Sophocles eher als Aristophanes, Racine besser als Molière, die Elegie besser als die Satyre. Selbst die Lyrik, wo sie in einer höheren Sphäre bleibt, hat etwas allen Völkern Gemeinsames und darum Uebertragbares, sogar das Volkslied, wenn es nicht dialektisch gefärbt ist, findet, so lange es innerhalb der allgemein menschlichen Empfindungen bleibt, ein Echo, und grade in seiner Nachbildung, z. B. beim schottischen Liede von Burns, sind wir sehr glücklich gewesen; weit größere Schwierigkeit bietet die burleske Romanze der Spanier, das politische Spottlied der Italiener und die Chanson der Franzosen. Den ganzen Béranger wiederzugeben, bleibt ein unmöglicher Versuch, während einzelne Lieder, in denen das specifisch Französische sich im allgemein Menschlichen verliert, in gelungenen Uebersetzungen uns schon näher gebracht sind. Daß übrigens die deutsche Sprache mehr, als man gewöhnlich glaubt, für Nachbildung des Barocken und Burlesken ein geeignetes Organ sei, bewies schon vor 300 Jahren Fischart in seiner Bearbeitung des „Gargantua" von Rabelais. — Wie jede Gattung und Sprache ihre besonderen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten hat, so bietet sie auch dem Uebersetzer ihre besonderen Schwierigkeiten und Triumphe dar. Nur muß das Ueberwindenwollen nicht zu sehr reizen, es führt sonst zu jenen Virtuosenstücken, in denen neuere Uebersetzer sich zuweilen gefallen. Einen Text besonders deshalb zu wählen, weil man an ihm seine Virtuosität entfalten kann, scheint mir eine Verirrung zu sein.

Betrachten wir die Fülle und Mannichfaltigkeit des bis jetzt durch unsere Uebersetzungskunst Geleisteten, so ist dasselbe geradezu überwältigend. Johannes Scherr konnte seinen Bildersaal der Weltliteratur mit deutschen Nachbildungen illustriren, die dem Literaturschatz aller Nationen entnommen sind. Vom Orient und China bis nach Finnland und Island erstrecken sich unsere geistigen Annexionen; die Inder, die Araber, die Perser, die alten Hellenen und Römer, die romanischen, slavischen und germanischen Stämme, die Magyaren und Neugriechen, sie alle erheben ihre Stimme im deutschen Concert. Unsere Uebersetzungen geben nicht bloß den abstrakten Inhalt, sondern auch im entsprechenden Verse die nationale und individuelle Form wieder. Wir erfahren nicht bloß, daß der Serbe um verlorne Liebe klagt, daß der Spanier von den Abenteuern der Maurenkriege in seiner drastischen Weise erzählt, daß der Neugriecht sich zum Freiheitskriege begeistert, daß der Italiener seiner Schönen huldigt, der Franzose scherzt und spottet. Der schwermüthige Trochäus, die ernste, stolze, einförmige Romanze, die spielende Siciliane und Decime, das heiter klingende Rondeau, das schalkhafte Triolett, diese und unzählige andere Formen, die wir uns anzueignen gewußt haben, vermitteln uns auch die Musik des Verses, die dem Liede seine volle Bedeutung gibt und erst das innerste Wesen der nationalen Poesie erschließt.

Bei dieser hochgesteigerten Thätigkeit, die für unsre formale Ausbildung, für die Bereicherung unserer Sprache von unleugbarem Nutzen gewesen ist, wird häufig das Bedenken laut, die allzu eifrige Kultur des Fremden beeinträchtige das Aufblühen des Heimischen, das viele Uebersetzen hemme die nationale Entwickelung unserer eignen Literatur und das Emporkommen nationaler Schöpfungen. Ja es gibt Kritiker, die den Uebersetzern gern ein- für allemal den Mund stopfen möchten und meinen, sobald dies geschehen, würden die Originalgenies wie Pilze aus der Erde wachsen. Ein Blick in die Literaturgeschichte zeigt aber, daß Originalschöpfungen und Reproduktionen Hand in Hand gehen. Während unsrer großen Epoche wurde viel über-

setzt, und die nationale Wirksamkeit unsrer großen Dichter wurde nicht dadurch gelähmt. Ein bedenkliches Ueberwuchern des Fremden tritt nur dann ein, wenn es an nationalem Gegendruck fehlt, wenn aus sonstigen Gründen heimische Unfruchtbarkeit eingetreten ist. Nur wer Nichts hat, pflegt zu borgen und entlehnt gern das, was ihm grade fehlt. So wenig wie das Kopiren italienischer Meister unsrer Kunst schadet, ebenso wenig schadet das Uebersetzen fremder Meister unsrer Literatur, wenigstens ist die Gefahr, die es in sich birgt, nur eine zeitweilige. Es hebt uns in Jahren des Mißwachses über die eigne Leere und Dürre hinweg, erweitert, indem es uns neue Formen und neue Stoffe zuführt, unsern Gesichtskreis, bereichert unsre Anschauungen, regt uns an und läutert, wenn richtig verstanden, unsren Geschmack. Vor Allem aber dient es zur Bildung und Bereicherung unsrer Sprache, die ihm schon so viel verdankt.

Es wäre besser, unser Zeitalter wäre ein original producirendes; da wir aber in einer rückblickenden, sammelnden und vorwiegend receptiven Periode leben, so kann das künstlerische Uebertragen auch noch ferner dem Organ der Poesie, der Sprache nützlich sein, aus deren Born die Genien der Zukunft, von keiner formalen Fessel gehemmt, wenn Deutschlands Geschicke es gestatten, neue große Werke von ganz nationalem Gepräge schaffen werden.

Uebrigens darf der Begriff national auch nicht zu eng gefaßt werden. National in Kunst und Dichtung ist das, was dem innersten Gemüthe eines Volkes entspricht und es zur Anschauung bringt, sei auch die Form eine adoptirte und der erste Impuls zur Schöpfung von außen gekommen. Nur in diesem Sinne sind die Werke selbst unsrer großen klassischen Dichter national. Was wir uns ganz zu Fleisch und Blut gemacht, ist unser, es ist uns so eigenartig geworden, daß es selbst die Fremden für specifisch deutsch anerkennen. Dieselben haben längst angefangen, uns zu übersetzen und thun es mit immer größerem Eifer und Geschick, der beste Beweis, daß, wenn wir viel entlehnen, wir doch auch viel zu bieten haben.

Eine Revüe dessen, was die Uebersetzungskunst bei uns schon geleistet hat und täglich in immer höherem Grade leistet, würde selbst bei Beschränkung auf das Wichtigste und Bedeutendste eine eigne längere Abhandlung verlangen, denn unsre Uebersetzungsliteratur ist die reichste der Welt. Es gibt sich bei Uebertragung derselben Texte jetzt ein Wetteifer kund, dessen Resultate den interessantesten Stoff zur Beobachtung und Vergleichung bieten. Vielleicht findet ein späterer derartiger Essay Raum in diesen Blättern, deren Verleger mit seiner großartig angelegten und energisch weiter geführten „Bibliothek ausländischer Klassiker" der Uebersetzungskunst einen würdigen Halt gibt und ihr einen dankenswerthen Vorschub leistet. Adolf Laun.

Nekrolog.

Fleischhauer, Joh. Heinr., Pfarrer zu Warza im Gothaischen, † am 27. Juni daselbst. Bekannt durch zahlreiche pädagogische und volksnaturwissenschaftliche Schriften.

Schacht, Dr., Oberstudienrath, der sich namentlich durch sein „Lehrbuch der Geographie" (7. Aufl. 1865) einen Namen gemacht hat, † am 10. Juli in Darmstadt.

Neue Bücher.

Ersatien, Volksepik derselben, von F. v. Miklosich. Wien, Gerold.

Provenzalische Dichtung der Gegenwart, von E. Böhmer. Halle, Barthel.

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 5. Bd. Stuttgart, Cotta.

Wolframs v. Eschenbach Parcival und Titurel. Herausgegeben von K. Bartsch. 1. Thl. Leipzig, Brockhaus.

Kunst.

Nekrolog.

Girscher, B. M., hervorragender Maler, † in Berlin in den letzten Tagen des Juni. Geboren in Liegnitz, studirte er von 1842 in Breslau erst Philologie, dann Medicin, ging, um sich schließlich ganz der Kunst zu widmen, nach München, später nach Berlin.

Hauser, Anton, bekannter Architekt, † am 6. Juli, 46 Jahre alt, in Graz. Seine bekanntesten Bauten sind das Schloß in Miramar, die Wasserleitung in Pola u. a.

Jensen, Chr. Albr., Professor der Malerei, ein geschätzter Künstler, 1792 zu Bredstedt geboren, † am 13. Juli in Kopenhagen.

Mintrop, Theodor, ausgezeichneter Maler, † am 30. Juni in Düsseldorf. Er war geboren am 17. April 1814 auf dem Bauernhofe Barkhofen und bildete sich in Düsseldorf. Er war Idealist durch und durch, seiner Kunstrichtung nach mehr Zeichner als Maler. Sein erstes größeres Gemälde ist eine lebensgroße „Madonna mit dem Christkinde" (1852). Oft komponirte er Kinderbacchanale. Ferner sind zu nennen: „Der Christbaum", „Ständchen der Engel" (durch Stich vervielfältigt). Die Mehrzahl seiner Arbeiten befindet sich in Köln. Eine seiner letzten Arbeiten ist die große, auf Goldgrund gemalte, arabeskenartige Darstellung: „Die Maibowle" (Kölner Museum), außer-

dem 60 Illustrationen zu einem noch ungedruckten Märchen: „König Heinzelmann“; die letzte „Die vier Jahreszeiten“, Deckengemälde im Hause des Kaufmanns Schmitz zu Düsseldorf.

Reinhardt, Ludw., bekannter Maler, † durch Selbstmord in der Nähe von München.

Simoneau, Gust. Ad., berühmter belgischer Aquarellmaler und Lithograph, † am 11. Juli in Brüssel, 60 Jahre alt.

Neue Bücher.

Archiv für ornamentale Kunst. Red. durch M. Grovius, mit erläut. Text von L. Lohde. In Heften. Berlin, Springer.

Italienische Kunst, Geschichte derselben von E. Förster. 2. Bd. Leipzig, T. O. Weigel.

Tonkunst, die, in der Kulturgeschichte. 1. Bd. 2. Hälfte. Von E. Naumann. Berlin, Behr.

Geographie.

Die Seriba des Ghattas und die Bongo. Am 25. März verließ Schweinfurth die Meschera des Bahr-el-Ghasal und erreichte nach einem Marsch von 36½ Stunden die Hauptseriba Ghattas des Djurgebietes. Die Richtung des Wegs war durchschnittlich südsüdwestlich. Die Steppenniederung zunächst der Meschera bot zu dieser Jahreszeit keine Schwierigkeiten, denn die Sumpfstellen waren steinhart und das hohe Gras aus- und niedergetreten, die Waldungen waren licht und aus isolirten Bosquets wie im südlichen Nubien gebildet. Die vorwaltenden Bäume waren Acacia Segal und verugera, Ficus trachyphylla, Balanites, Tamarinden und Kigelien, die Sträucher Bauhinia reticulata, Zizyphus Spina Christi und Baclei, Grewia populifolia, Capparis tomentosa und Randia dumetorum. Am 27. März passirte man das Gebiet der Rek, den ehemaligen Knotenpunkt des Verkehrs mit den Eingebornen, bevor Petherick (vor 10 Jahren) nach Süden Bahn brach zu den Djur und Dor und den Niam-Niamhandel begründete. Hier dehnen sich überall noch prächtige Waldungen aus, welche sich stetig mit neuen Formen bereichern, während die Akazien immer seltener werden und bald ihre südliche Grenze erreichen. Allmählig aber bereitete sich dann der Uebergang zu den völlig baumlosen Thonflächen von Djerauil vor, deren große Dörfer wegen Wasser- und Futtermangel von den Eingebornen verlassen waren. Drei Stunden vor der Seriba zeigten sich die ersten Bodenunebenheiten, einzelne Felsblöcke und ein deutlich aufsteigendes Terrain. Bald darauf trat man wieder in geschlossenen Wald, der sich nun aber von dem bisher durchzogenen durch Laubfülle und geringeres Vorwalten der Busch- und Bosquetform von Sträuchern, vor Allem aber durch den größten Theil der die Bestände bildenden Baumarten wesentlich unterschied. Der Boden war felsig, bestand aus einem röthlichen, schlackigen und wie Melaphyrmandelstein aussehenden Thoneisenstein voller Blasennieren mit wenig deutlicher Schichtung. Diese Formation scheint das ganze Djur- und Dorgebiet zwischen dem Tondj und Djur und Wau bis zum Kosanga ausnahmslos einzunehmen und wird erst durch den Granit der Monduberge verdrängt. Sie ist charakterisirt durch die eigenthümliche Waldregion und namentlich durch die mit ihr beginnenden und bei ihrem Aufhören wieder verschwindenden Butterbäume (Butyrospermum Parkii).

Die große Seriba Ghattas, an welche sich 5 kleine Filialseriben reihen, liegt ungefähr auf der Berührungsgrenze der Gebiete dreier Stämme, der Dinka, der Djur und der Dor. Ein Etablissement größerer Art wuchs sie aus kleinen Anfängen im Lauf von 13 Jahren zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung heran. Eine große Menge sogenannter Gellaba (nubische Händler, zum Theil auch furianische), welche hier ihre Sklaveneinkäufe machen und dann ihre Waaren über Darfur und Kordofan weiter führen, sowie die fast ausschließlich aus Dongolanern bestehenden Soldaten und viele Angestellte bringen die bewaffnete Macht, welche hier durchschnittlich versammelt ist, auf 250 Mann; dazu die Hunderte aufgestapelter Sklaven zum Verkauf oder unter die Soldaten als Hauptbestandtheil ihres Soldes vertheilt, Hunderte von dienenden Sklaven und schließlich eine große Anzahl kleiner Dörfer in nächster Nähe mit Djur-, Dinka- und Bongo-(Dor-)Leuten, welche dem Ackerbau zur Erhaltung dieser Menschenmenge obliegen, bringen die Einwohnerschaft dieses Etablissements, welches einer kleinen Stadt gleicht, auf mindestens 2000 Seelen. Man baut hier vorzugsweise Sirch, aber auch viel Sesam, Erdnüsse und etwas Tabak und Mais. Die weite Ackerfläche ist umschlossen von dichten Buschwaldungen

mit mittelmäßig großen Bäumen, welche selten über 40' Höhe erreichen. Von der unverwüstlichen Regenerationsfähigkeit dieser üppigen Tropennatur zeugen die holzreichen Wälder und die immer noch ergiebige Ackerkrume, welche 3—4' dick auf dem Thoneisenstein lagert. Dreizehn Jahre haben nicht ausgereicht, den Holzreichthum zu vermindern. Das Brennmaterial für eine so große Menge Menschen wird immer noch aus nächster Nähe geholt; und 13 Jahre hinter einander ohne eine andre Düngung, als ausgeraufte Unkräuter darbieten, wurden diese Felder bestellt, die nie ein Brachlegen erfahren haben.

Das unmittelbare Gebiet des Ghattas zwischen den 6 Etablissements hat eine Ausdehnung von cirka 12 deutschen QMeilen, wovon mindestens 3 QMeilen Ackerland sind, da eine jede der kleineren Seriben weit im Umkreise von Feldern umgeben ist und das Gebiet außerdem zahlreiche Dörfer besitzt. Diese ausgedehnte Herrschaft, welche in Europa Millionen werth wäre, könnte man hier wohl für 20,000 Thlr. erstehen. Daraus geht hervor, wie gering verhältnißmäßig der Vortheil ist, den die scheinbar so großartigen Unternehmungen der Chartumer Kaufleute abwerfen. Die Ausgaben zum Unterhalt von 2—3 stark bemannten Barken, welche den Verkehr mit Chartum unterhalten, sind bedeutend, und von den Sklaven hat der Seribenbesitzer gar keine Revenue, da er sie an die Gellaba für Spottpreise gegen Baumwollenzeug und ähnliche Artikel verkaufen muß, um letztere den Söldlingen, 200 an der Zahl, anzurechnen, wenn die eigenen Vorräthe nicht ausreichen, um wenigstens den kleinen Monatssold in baarer Münze ersparen zu können, welchen jene Leute, die hauptsächlich auf Sklaven angewiesen sind, neben dieser Art Bezahlung erhalten. Auch die jährlich zusammengeraubten Rinder, die merkantile Basis des jetzigen Elfenbeinhandels, reichen nicht immer aus, um Hunderte von Trägern, welche den Transport aus den Niam-Niamländern hierher und zwischen diesem Platz und der Meschera vermitteln, zu befriedigen. Kolossale Massen von Kupfer und Perlen verschiedener Art sind für den Elfenbeinmarkt in dem Niam-Niamgebiet, sowie zum Unterhalt der Leute daselbst während der 6—7 Monate dauernden Expedition erforderlich, da in jenen entlegenen Gebieten aller Handel und Wandel auf völlig rechtlichem Wege betrieben werden muß. So ungünstig erscheinen die pekuniären Aussichten, welche der Handel am oberen Nil gegenwärtig gewährt, und dies unter Verhältnissen, welche auf Rinder- und Menschenraub im großen Maßstabe, sowie auf die von den leibeigenen Eingebornen regelmäßig zu entrichtenden Abgaben an Korn und andern Lebensmitteln basirt sind. Man kann sich daher vorstellen, wie bald die wenigen Europäer, welche zum Theil den Verkehr mit diesen Ländern eröffneten und die bei Bezahlung ihrer Leute in klingender Münze sich weder mit Sklavenhandel, noch mit Viehraub abgaben, vielmehr lediglich auf den Ankauf von Elfenbein im Gebiet ihrer Niederlassungen selbst angewiesen waren, sich von diesem Handel zurückziehen mußten, als einerseits das Elfenbein in ihrer Nähe verschwand und sie andrerseits der Konkurrenz, welche ihnen durch illegale Mittel erwähnter Art die einheimischen Firmen mit größtem Erfolge machten, nicht mehr Stand halten konnten. Kein neuer Spekulant hat es seitdem versucht, in ihre Fußstapfen zu treten, und wie der Chartumer Handel von Jahr zu Jahr mehr seine europäischen Repräsentanten einbüßt, so wird voraussichtlich der Einfluß des europäischen Handels überhaupt in diesen Ländern mit der Zeit ganz aufhören, wenn nicht die ägyptische Regierung selbst als belebende Kraft auftritt und vor Allem den Handel am oberen Nil monopolisirend auf rechtliche Grundlagen zurückführt, was ihr nicht schwer werden dürfte, da für sie allein die Verhältnisse noch günstig sind.

Die erste Rolle unter den Eingebornen des Gebiets gebührt unstreitig den Bongo*). Meist mittlerer Statur, sind sie in mehr als einer Hinsicht von den Dinka, welche das ganze nördlich und nordöstlich gelegene Land einnehmen, verschieden. Zunächst fallen sie durch das weit lichtere Pigment ihrer Haut auf, deren kupferrothe Färbung nicht selten der der nördlichen Nubier gleicht. Sie stehen darin den Niam-Niam nahe, die wiederum durch Haarwuchs und Schädelbau sehr verschieden erscheinen und die häßliche Sitte nicht kennen, sich die untern Schneidezähne auszubrechen, was von den Schilluk an die Haupteigenthümlichkeit aller sogenannten Negerstämme bildet. Dies Ausbrechen der Zähne geschieht beim Zahnwechsel, es vermehrt die Prognathie bis zu thierischen Graden und bewirkt, wie es scheint, sogar eine Knickung der Schädelbasis nach aufwärts. Da nun diese Zähne hier schon eine nach außen schräge Stellung haben, so werden sie durch den einseitigen Druck beim Kauen und den Mangel eines korrespondirenden Haltes immer mehr von ihrer

*) Die Bongo sind Dor, aber nicht alle Dor nennt man Bongo.

vertikalen Richtung abgebracht, bis sie bei vielen älteren Individuen völlig horizontal hervorstarren, von den Lippen nicht mehr hinreichend gedeckt werden können und strahlenförmig durch Lücken von einander getrennt erscheinen, welche ebenso breit als die Zähne selbst sind. So groß aber auch die sichtbaren Folgen dieser Verstümmelung sein mögen, auf Fortgestaltung der Race scheint sie vor der Hand keinen Einfluß zu üben.

Sehr auffallend ist bei den Bongo das Uebergewicht der Oberkörperlänge. Sie gleichen darin vielen der sogenannten Niam-Niam, während bei den Dinka entschieden das Gegentheil der Fall ist. Das Haar der Bongo ist kurz und kraus und bietet in keiner Weise ein Interesse dar. Häufig ist der Gebrauch einer helmartigen Kopfbedeckung, aus einem kurzen Korbkegel gebildet, welcher an der Spitze mit Federn geziert ist. Die Männer gehen nicht gänzlich nackt; ein kleines Fell, meist der hier äußerst häufigen Stammart unserer Hauskatze (durch nichts von letzterer verschieden), oft auch von wilden Hunden und dergleichen, pflegt, um die Hüften geknüpft, nach hinten herabhängend getragen zu werden, während die Vorderpartie standhaft frei gelassen wird. Die Unterarme der Männer sind mit engen Eisen- oder Kupferringen bedeckt, die Frauen dagegen tragen an den Unterschenkeln locker aufliegende weitere Ringe, die beim Gehen beständig klirren. Auch kommen Fußringe vor, welche, von selbstverfertigtem Eisenblech mit großem Geschick hohl gearbeitet, an verschiedenen Stellen mit Einschnürungen versehen sind und in diesen Steinchen besitzen, die beim Gehen schellenartig tönen. Die Ohren der Frauen sind am Rande durchlöchert und mit kleinen kupfernen Ringen geziert, die Oberlippe trägt in einem Loche ein rundes Kupferstück von der Größe eines Neukreuzers, und in einen großen Spalt der Unterlippe wird ein kurzcylindrischer Holzklotz von 2—3″ Durchmesser geschoben, so daß das Volumen der Lippe um das Drei- bis Sechsfache vermehrt wird. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem koketten Gehänge grünen Laubes, welches täglich erneut wird und in zwei Hälften, an einer Lendenschnur befestigt, nach hinten meist in Gestalt eines langen Schwanzes herabhängend getragen wird. Ein solcher Schwanz wird noch häufiger durch Rindenbast gebildet, und durch dieses Anhängsel nimmt die Silhouette einer gravitätisch daherschreitenden fetten Frau in so hohem Grade den Charakter eines tanzenden Pavians an, daß man nicht genug über den großen Kontrast zwischen beiden Geschlechtern staunen kann. Alle völlig ausgewachsenen Frauen sind im höchsten Grade wohlbeleibt und tragen erstaunliche Fleischmassen mit sich herum. Ihre Schenkel haben nicht selten die Stärke des Brustumfanges schlanker Männer, und die Hüftenpartie, in einer Weise aufgetrieben, wie man sie bei der berühmten Figur von der hottentottischen Venus in Cuviers Atlas gewöhnlich für exaggerirt hält, wie sie aber in Wirklichkeit eine täglich in reichem Maße dargebotene Erscheinung bildet, sticht so gewaltig von der normal gebildeten, schon an und für sich üppigen Brust ab, daß namentlich beim Tragen großer Wasserkrüge auf dem Kopf, ihrer gewöhnlichen Attitude, die Körperkontour die Gestalt eines abwechselnd gedrehten Z anzunehmen pflegt. Bongofrauen, deren Gewicht 3 Ctnr. beträgt, dürften durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören.

In Betreff des Gesichtsausdrucks gibt sich bei beiden Geschlechtern eine verwirrende Mannichfaltigkeit kund. Kurze und lange Nasen, platte und breite scheinen ohne Regel mit einander abzuwechseln. Im Ganzen genommen kann indeß nicht bestritten werden, daß diese Race in ihren Formen einen weit ästhetischeren Charakter zur Schau trägt als die Dinkas, und jugendliche Personen, namentlich nicht völlig ausgewachsene Frauen können nicht selten zu den ersten Schönheiten gerechnet werden, welche das schwarze Afrika aufzuweisen hat.

Große Viehzucht, wie bei den Dinkas, findet sich bei den Bongos nicht, und diesem Umstande ist der friedliche Verkehr mit den Türken zu danken. In der That liegen alle Seriben in Gegenden, deren Einwohner keine Viehzucht treiben. Nur Hühner, einige Schafe und Ziegen bilden außer Hunden, welche, weit verschieden von der edlen Windspielrace der Schilluk, dem gemeinen Dorfköter des ägyptischen Sudan nahe stehen, die Hausthiere der Bongo.

Ueberraschend ist das technische Geschick, welches die Bongo bei gänzlichem Mangel an Handwerkszeug an den Tag legen. Sie liefern aus selbstgewonnenem Eisen Schmiedearbeit, welche Sachkenner ziemlich guter Arbeit eines englischen Landschmiedes gleich stellten. Auch Holzschnitzereien, Elfenbeinringe und Thongefäße werden gefertigt und aus hanfähnlichem Bast knüpfen sie Netze zur Jagd.

Alle Bongo sind leidenschaftliche Musiker und mit ihren ganz primitiven Instrumenten, welche die nach allen Regeln der Akustik gebauten Guitarren der Niam-Niam nicht entfernt erreichen,

sieht man sie überall und zu jeder Stunde ihren Klimpereien nachhängen. Am leidenschaftlichsten sind die Knaben und jüngern Leute, und bei den Festen artet das Orchester gewöhnlich in die wildeste Katzenmusik aus. Die Gesänge bestehen aus einem plappernden Recitativ, das oft an Hundejammer, oft an Kuhgebrüll zu erinnern scheint und mit langen Schwätzereien in gewöhnlicher Stimme, d. h. einer langen Reihe schnell hinter einander ausgestoßener Worte abwechselt. Ihre vokalisirte Sprache ist reich an schwer nachahmbaren Lauten, und Schweinfurth meint, man werde sich zur richtigen Erlernung des Bongo die vier untern Schneidezähne ausziehen lassen müssen. Schließlich verdient noch der Spiele gedacht zu werden, in welchen die Bongo ihre Gewandtheit üben und die ebenso originell zu sein pflegen als die primitiven musikalischen Versuche.

Werfen wir nun einen Blick auf die Pflanzenwelt dieses Gebietes. Durch die große Mehrzahl der Arten von den übrigen Theilen der Nilflora gänzlich verschieden und bedeutend artenreicher als Abessinien, Sennar oder Kordofan, zeigt es eine entschiedene Verwandtschaft mit Guinea und den südlichen Nigerländern. Die große Anzahl von Rubiaceen, darunter die größten Bäume, der Liliaceen und der Anonaceen, Sapotaceen, Melastomaceen und Scitamineen mit vielen Arten sprechen allein schon dafür. Die wenigen Arten, welche dies Gebiet, das Djur-Tondjland, mit den bekannten Theilen des Nilgebietes gemein hat, sind entweder bereits sämmtlich in anderen Theilen des tropischen Afrika gefunden worden oder werden wohl noch daselbst gefunden werden. Ein großer Lianenstrauch aus der Familie der Apocyneen, Carpodinus, ist wegen des Gutta-Percha liefernden Milchsaftes bemerkenswerth; die Frucht gleicht einem Granatapfel und gehört zu den wohlschmeckendsten des in dieser Beziehung armen Afrika's. Der häufigste Baum des Gebietes ist unstreitig der Butterbaum und nächst ihm ist keiner so verbreitet wie Crossopteryx, der afrikanische Repräsentant der Chinabäume. Die 660 von Schweinfurth gesammelten Arten vertheilen sich folgendermaßen unter die wichtigsten Familien: Papilionaceen 66, Gramineen 50, Cyperaceen 46, Rubiaceen 38, Euphorbiaceen und Liliaceen je 28, Kompositen 26, Scrophularineen 20, Konvolvulaceen 16, Cucurbitaceen 15, Ampelideen und Asklepiadeen je 14, Kapparideen und Akanthaceen je 12, Mimosaceen 13, Moraceen 11, Combretaceen 10. Auch 5 Farrn, 2 Ophioglossum und Marsilea finden sich im Gebiet, welches im Gegensatz zum ägyptischen Sudan bereits mehre Arten Laubmoose und eine nicht unbedeutende Zahl Lebermoose nebst einer zahlreichen Menge von Pilzen, Baumschwämmen und Flechten beherbergt.

Die Kulturpflanzen des Gebietes sind: 1) Sirch, Sorghum vulgare, in verschiedenen Formen, welches bis zur völligen Reife in Gallabat 5—6, hier 9 Monate braucht. Die Ernte beginnt im December, die Pflanzen werden 15 bis 20′ hoch, ihre Stengel verholzen vollständig und nach völligem Absterben treiben viele aus den Wurzeln wieder Achselknospen, so daß sie eine zweite Ernte liefern. 2) Zuckerhirse, S. saccharatum, von welcher oft auch außer dem zum Kauen bestimmten Mark das Korn geerntet wird. 3) Duchn, Pennicillaria. 4) Telebun der Araber, Tokusso der Abessinier, Eleusine coracana, ein schlechtes Brod liefernd und im Niam-Niamlande das Hauptgetreide. 5) Mais von mittelmäßiger Güte. 6) Sesam in außerordentlicher Menge, als Nahrungsmittel, weniger zur Oelbereitung dienend, da der Butterbaum ohnehin genügend Fett liefert. 7) Tabak, Nicotiana rustica. 8) Kürbisse und Flaschenkürbisse, auch ab und zu Wassermelonen in großer Menge. 9) Erdnüsse, Arachis, und Erderbsen, Voandzeia, in großem Maßstabe angebaut. 10) Dioscorea alata mit handförmig gefingerten Knollen, von vorzüglichem Geschmack, hier und da angepflanzt. 11) Vigna Catjang, mittelmäßige Bohnen, welche unter das Korn gesäet werden und bei dessen Ernte reifen. Zwiebeln sind den Eingebornen unbekannt, desgleichen die Gemüse des Sudan.

Neue Bücher.

Stile in der Gegenwart, von F. Fonck. Berlin, Landau.

Nordpol, an den. Schilderung der arktischen Gegenden und der Nordpolfahrten, von H. J. Klein. Kreuznach, Voigtländer.

Sachsen. Die Hauptergebnisse der mit der europäischen Gradmessung verbundenen Höhenbestimmungen im Königreich Sachsen. Von O. Choulant. Freiberg, Engelhardt.

Chemie.

Das Verwittern der Steinkohlen. Steinkohlen, welche durch längere Lagerung an der Luft sich in gewisser chemischer und physikalischer Beziehung verändert und dabei an Heizkraft, Verkokungs- und Vergasungswerth und Backfähigkeit eingebüßt haben, nennt man bekanntlich verwittert. Ueber diese für die Praxis wichtigen Vorgänge liegt eine Reihe von Untersuchungen vor, die sich in mancher Hinsicht widersprechen, nunmehr aber durch sehr umfangreiche Arbeiten von Richters in Waldenburg (Polytechn. Journ.) zu einem gewissen Abschluß gelangt sind. Das Hauptsächliche der so gewonnenen Resultate ist etwa Folgendes.

Die Verwitterung ist die Folge einer Aufnahme von Sauerstoffgas, welches zum Theil mit Kohlenstoff und Wasserstoff der Kohlen Kohlensäure und Wasser bildet, zum Theil aber direkt in die Zusammensetzung der Kohle eintritt. Der Verwitterungsprozeß beginnt mit einer Absorption von Sauerstoffgas. Erwärmen sich in Folge dieses oder eines andern Vorganges die Kohlen während der Lagerung, so tritt nach Maßgabe der Temperaturerhöhung eine mehr oder weniger energische chemische Reaktion des Sauerstoffs auf die verbrennliche Substanz der Kohlen ein, andernfalls verläuft der Oxydations- (Verwitterungs-) prozeß so langsam, daß sich in der Mehrzahl der Fälle die innerhalb Jahresfrist eintretenden Veränderungen technisch wie analytisch kaum mit Sicherheit feststellen lassen. Es ist somit der mehr oder weniger rasche Verlauf der Verwitterung, resp. die Verschlechterung der Kohlen ganz wesentlich von dem Umstande abhängig, ob während der Lagerung eine Erwärmung eintritt oder nicht. Diese Sätze finden in Folgendem ihre Begründung. Die bei gewöhnlicher Temperatur rasch und energisch erfolgende Sauerstoffabsorption und folglich auch die Oxydation der Steinkohlen nimmt mit der Zeit mehr und mehr ab, bis sie endlich auf ein Minimum zurückgegangen ist. Die in der ersten Periode aufgenommenen Sauerstoffmengen sind aber nicht so bedeutend, daß sie die Zusammensetzung der Kohle und folglich auch deren Eigenschaften erheblich verändern könnten. Wir kennen ferner (von der hier als ziemlich irrelevant erscheinenden Einwirkung der Eisensalze abgesehen) kein anderes Mittel, den Oxydationsprozeß zu beschleunigen, beziehungsweise in seiner anfänglichen Stärke zu unterhalten, als die Wärme. Drittens befindet sich der obige Satz ebensowohl mit den im Großen gewonnenen Erfahrungen wie mit den Resultaten der Laboratoriumsversuche in vollkommenster Uebereinstimmung.

Was nun die Ursachen betrifft, von denen die bei der Lagerung eintretende, nicht selten bis zur Selbstentzündung steigende Temperaturerhöhung bedingt wird, so dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß im Allgemeinen die zur Selbstentzündung neigenden Kohlen auch diejenigen sind, welche der Verwitterung am wenigsten zu widerstehen vermögen. Indeß ist diese Annahme eben nur im Allgemeinen, nicht aber für den speciellen Fall gültig, da ja das rasche Fortschreiten der Verwitterung nicht von der Neigung der Kohlen, sich zu erwärmen, sondern von dem faktischen Eintreten der Erwärmung abhängt. Lagern daher zwei Kohlen, von denen sich die eine leicht, die andere aber nur schwierig erwärmt, unter Verhältnissen, welche die Möglichkeit einer Temperaturerhöhung überhaupt ausschließen, so werden beide wahrscheinlich in gleichem Maße der Verwitterung Widerstand leisten, während entgegengesetzten Falles die erste viel rascher verwittern wird als die zweite.

Es ist eine bekannte Sache, daß Stückkohlen der Verwitterung weniger unterworfen sind als Kleinkohlen; gewöhnlich will man die Ursache unmittelbar in der größern Oberfläche, welche letztere den Atmosphärilien darbieten, und in dem hierdurch bedingten energischen Oxydationsprozeß finden. So betrachtet, ist dies aber entschieden unrichtig. Die frisch geförderte Kleinkohle absorbirt das Sauerstoffgas nicht in größerer Menge als die Stückkohle, wohl aber bei ihrer größern Zertheilung mit anfänglich viel bedeutenderer Lebhaftigkeit. Jene wird sich daher auch bei der Lagerung im Allgemeinen stärker erwärmen und folglich auch rascher verwittern als diese. Tritt aber in Folge günstiger natürlicher Verhältnisse oder der Anwendung zweckmäßiger Mittel keine Erwärmung ein, so wird die Kleinkohle kaum minder gut und lange der Verwitterung widerstehen als die Stückkohle.

Die Feuchtigkeit als solche hat direkt keinen begünstigenden Einfluß auf die Verwitterung. Gegentheilige Beobachtungen werden sich immer auf den Umstand zurückführen lassen, daß manche, besonders an leicht zersetzbarem Schwefelkies reiche oder in Berührung mit Wasser bald zerfallende Kohlen sich unter gleichen Verhältnissen im feuchten Zustande ausnahmsweise rascher erhitzen als im trocknen. Bei den in kleinem Maßstabe ausgeführten Versuchen ließ sich ein nachhaltiger günstiger Einfluß der Feuchtigkeit auf die bei gewöhnlicher Temperatur verlaufende Oxydation (Verwitterung) niemals nachweisen, bei höherer Temperatur oxydirte sich die lufttrockne Kohle mindestens ebenso rasch wie die feuchte. Ferner wurde die Beobachtung gemacht, daß die während 9 Monate oder eines Jahres in der Halde gelagerten, den atmosphärischen Niederschlägen ununterbrochen ausgesetzt gewesenen, aber nicht warm gewordenen Kohlen sich nachweisbar nicht mehr verändert hatten als die an einem lufttrocknen Ort aufbewahrten. Endlich beweisen dann auch die Beobachtungen Flecks über die Veränderungen sächsischer Steinkohlen während neunjähriger Aufbewahrung in einem lufttrocknen Raume, daß die lufttrocknen Kohlen bei gewöhnlicher Temperatur ganz ähnlichen Veränderungen unterworfen sind wie beim Erhitzen, daß also die Gegenwart von überschüssigem Wasser keine nothwendige Vorbedingung für die Oxydation ist.

Der Einfluß der Feuchtigkeit auf die Verwitterung wird also mit dem obigen Satz ausschließlich von dem Umstande abhängig gemacht, ob dieselbe zur Erwärmung der Kohlen beiträgt oder nicht; nicht die feuchten Kohlen als solche verwittern rascher als die trocknen, sondern nur die unter dem Einfluß der Feuchtigkeit warm gewordenen. Der letztere ist daher ein lediglich sekundärer, von bestimmten Bedingungen abhängiger.

Thompson unterscheidet in seinem Bericht über die Verwitterung New-Castler Kohlen eine Trocken- und eine Naßfäule und scheint damit anzudeuten, daß in beiden Fällen der Verwitterungsprozeß einen verschiedenen Verlauf nehme. Dies ist aber nach Richters keineswegs der Fall. Die Kohlen erwärmen sich unter dem Einfluß der Feuchtigkeit durchaus nicht alle mit gleicher Intensität, im Allgemeinen scheint dieselbe die Wärmeentwicklung eher zu hemmen als zu befördern, und so kann man annehmen, daß die Mehrzahl der Kohlen unter sonst gleichen Umständen im lufttrocknen Zustande rascher verwittern als im feuchten. Die New-Castlerkohle scheint aber zu denjenigen zu gehören, welche sich unter dem Einfluß der Feuchtigkeit rascher erwärmen als ohne dieselbe, und wenn sie dann noch „in großen voluminösen Haufen" lagert, so kann in diesen wohl die Oxydation so weit fortschreiten, „daß sich die Kohle nach und nach in bloßen Lignit verwandelt und fast die Hälfte ihrer Heizkraft einbüßt". Genau dieselben Erscheinungen treten aber ein, wenn wir die Kohlen trocken einige Tage lang bis auf 150 — 200° C. erhitzen; dieselben erhalten dann in der That die Zusammensetzung des Lignits (mit überschüssigem Kohlenstoff) und verlieren dabei, ohne am Gewicht einzubüßen, 25 — 30 % an Brennwerth, die sich wegen der gleichzeitig eintretenden Schwerentzündlichkeit für viele Fälle der Praxis wohl auf 50 % steigern mögen.

So lange die Temperaturerhöhung gewisse Grenzen (170° — 190°) nicht übersteigt, treten bei der Verwitterung bemerkenswerthe Gewichtsverluste nicht ein; das Verhalten der Kohle zum Sauerstoff läßt vielmehr geringe Gewichtszunahmen, wie sie von Reder mit Sicherheit konstatirt worden sind, annehmbar erscheinen. Die Begründung und Klarstellung dieser Thatsachen ist von weittragendster praktischer Bedeutung, wie die von den verschiedensten Seiten unternommenen Untersuchungen zeigen, welche sich grade mit diesem Theil der Verwitterungsfrage beschäftigen. Im Jahre 1863 veröffentlichte Grundmann seine erste Abhandlung über die Verwitterung oberschlesischer Steinkohlen und war zu dem Resultat gelangt, daß die in Folge einer längeren Lagerung im Freien eingetretene Verwitterung keinen Einfluß auf das specifische Gewicht der Kohlen und den Gehalt an Wasser gehabt habe. Hingegen steigerte sich der Aschengehalt, welcher beim Beginn der Versuche 4,5 % betrug, nach zweimonatlicher Lagerung auf 6,2 %, nach fünfmonatlicher auf 10,4 % und nach neunmonatlicher Lagerung auf 10,8 %. Da nun die absolute Menge der Aschenbestandtheile unverändert dieselbe bleibt, so schloß Grundmann aus der relativen Zunahme auf eine entsprechende Abnahme der verbrennlichen Substanz der Kohle; dieselbe würde bei einem Steigen des Aschengehalts von 4,5 % auf 10,8 % 58,21 % betragen, so daß von ursprünglich vorhandenen 100 Centner Kohlen nach Ablauf von 9 Monaten nur 41,8 Centner übrig geblieben wären. — Begreiflicherweise mußten diese Berechnungen unter den Kohlenkonsumenten sowohl wie Producenten die größte Aufmerksam-

keit erregen. Die Verwaltung der hannoverschen Staatsbahn veranlaßte deshalb auch die Ausführung kontrolirender Versuche durch Reder und diese ergaben betreffs der Gewichtsveränderungen folgendes Resultat: In drei Fällen, in welchen die Kohlen sich nicht erwärmt hatten, war das Gewicht konstant geblieben, in drei andern Fällen, in welchen die beigegebenen Notizen auf eine eingetretene Erwärmung schließen lassen, hatte sich das Gewicht, statt abzunehmen, vermehrt, wie es die auf das Verhalten der Kohle zum Sauerstoff gegründete Verwitterungstheorie verlangt. Reder, dem letztere damals selbstverständlich noch nicht bekannt sein konnte, und der sich daher die Erscheinung nicht zu erklären vermochte, theilte diese zwar mit, glaubte sie aber trotz ihres unter den genannten Bedingungen konstanten Auftretens auf einen Beobachtungsfehler zurückführen zu müssen. Grundmann wiederholte seine Untersuchungen nach dem frühern Verfahren, d. h. er bestimmte aus der Zunahme des Aschengehalts die Gewichtsabnahme der Kohlen und kam dabei zu einem ähnlichen Resultat wie das erste Mal. Eine besondere Stütze fanden seine Berechnungen in den Versuchen Varrentrapps, welche vermuthen ließen, daß, wenn man 3 Monate lang bei einer Temperatur von 140° C. über Steinkohle atmosphärische Luft leite, sämmtlicher Kohlenstoff der angewendeten Kohle sich als Kohlensäure verflüchtigt haben könne.

Die Wahrscheinlichkeit der von Grundmann angegebenen großen Gewichtsverluste läßt sich von einem doppelten Gesichtspunkte betrachten und beurtheilen; einerseits fragt es sich, ob bei dem bekannten Verhalten der Kohle zum Sauerstoff solche Gewichtsverluste überhaupt möglich erscheinen und anderseits ob dieselben in den praktischen Erfahrungen der Kohlenkonsumenten und Producenten ihre Bestätigung finden. Bei aller Anerkennung der vielfachen Verdienste Grundmanns um die Kenntniß der Verwitterungserscheinungen dürfte diese Frage dennoch bestimmt zu verneinen sein. Beim Erhitzen der Kohle wird Kohlensäure und Wasser gebildet und Sauerstoff aufgenommen; das Gewicht nimmt hierbei nicht ab, sondern zu. Diese Thatsache erklärt die Beobachtungen Varrentrapps, sie läßt die von Grundmann konstatirten Veränderungen der Kohle durch die Verwitterung verständlich und mit den Resultaten der im Kleinen angestellten Versuche vollkommen übereinstimmend erscheinen und bestätigt endlich die Beobachtungen Reders, daß die Kohle trotz der Abnahme des Heiz- und Verkokungswerthes nicht leichter, sondern schwerer wird, vollkommen. — Daß auch bei fortgesetztem Erhitzen das Gewicht der Kohle sich nicht vermindert, vielmehr nach beendeter Sauerstoffaufnahme so gut wie konstant bleibt, hat Richters bereits früher nachgewiesen. Weiter stimmt aber auch die Annahme eines irgendwie beachtenswerthen Gewichtsverlustes mit den Erfahrungen der Praxis durchaus nicht überein. Verlieren die Steinkohlen bei neunmonatlicher Lagerung 40 — 60 % an Gewicht, dann müßten, wie Reder ganz richtig bemerkt, die bisherigen Kohlenbezugsverhältnisse und somit auch der Betrieb der Kohlenzechen einer wesentlichen Aenderung unterliegen, von deren Nothwendigkeit man sich aber noch an keinem Ort überzeugt hat. Es ist ferner eine Thatsache, die auch von Grundmann anerkannt wird, daß das Volumen einer verwitternden und warm gewordenen Kohlenhalde innerhalb Jahresfrist nicht wesentlich abnimmt; auch das specifische Gewicht bleibt ziemlich unverändert. Wollte man nun annehmen, eine solche Halde habe die Hälfte ihrer Substanz verloren, so müßte die zurückgebliebene Kohle als Ausfüllungsmasse eines einheitlichen Maßraumes, in welchen das Wasser nicht eindringen kann, auch um die Hälfte leichter geworden sein. Ein Eisenbahnwagen z. B., welcher von der lufttrocknen frischen Kohle 200 Centner faßt, würde von der verwitterten nur etwa 100 Centner aufnehmen können. Dies widerspricht aber allen Erfahrungen. Auch das häufig geltend gemachte erdige Aussehen der verwitterten Kohle beruht nicht auf einem Substanzverlust. Jedes einzelne Kohlenstück sowohl wie die ganze Halde verhält sich wie ein poröser, mit einer verdünnten Salzlösung getränkter Körper; in dem Maß, wie das Wasser verdunstet, wandert das Salz zur Oberfläche und überzieht diese endlich gänzlich. Nach Richters' Beobachtungen bestanden bei den waldenburger Kohlen jene erdigen Ueberzüge hauptsächlich aus schwefelsaurem Kalk, der sich durch die Einwirkung der bei der Oxydation der Schwefelkiese entstandenen freien Schwefelsäure auf den in fast allen Kohlen in kleiner Quantität enthaltenen kohlensauren Kalk bildete. Enthielt ferner die Kohle leicht aufschwellenden Schieferthon, so suspendirt sich dieser zum Theil in Wasser und setzt sich später auf der Oberfläche der Kohle ab. Die abweichenden Resultate Reders und Grundmanns beruhen sicher nur auf der Verschiedenartigkeit der angewendeten Methoden. Nichts ist leichter, als in einer

gegebenen Kohlenprobe den Aschengehalt genau zu bestimmen, aber nichts ist anderseits schwieriger und mit größerer Unsicherheit verknüpft als von einem mehre 100 oder 1000 Tonnen betragenden Kohlenquantum Proben zu entnehmen, welche den durchschnittlichen Aschengehalt der ganzen Masse besitzen. Die aus dieser Unsicherheit hervorgehenden Fehler fallen natürlich um so mehr ins Gewicht, je kleiner der Aschengehalt überhaupt ist.

Die Abnahme des Brennwerthes, des Verkokungswerthes (bezüglich der Qualität), der Backfähigkeit und des Vergasungswerthes, welche die Kohlen durch die Verwitterung erleiden, hat man wohl durch die Annahme einer neuen Gruppirung der Atome zu erklären gesucht. Nach Richters bedarf es aber einer solchen Annahme nicht, vielmehr erklären sich die angedeuteten Verschlechterungen hinreichend aus der absoluten und relativen Abnahme des Kohlenstoffs und Wasserstoffs und der absoluten Zunahme des Sauerstoffs, die in Folge der Verwitterung eintritt. Die Abnahme des Brennwerthes aus den angegebenen Ursachen bedarf keiner weitern Begründung. Es kommt hierbei ganz wesentlich auf die Temperatur an, die sich in den Kohlenhalden entwickelt; übersteigt dieselbe nicht das gewöhnliche Mittel, so wird der Brennwerth in Jahresfrist kaum um einige Procente abnehmen, hält sich dieselbe dagegen nur wenige Wochen lang auf cirka 70 — 80 %, so kann der Verlust in dieser Zeit die gleiche Höhe erreichen; in wenigen Tagen, selbst Stunden kann derselbe eintreten, wenn sich die Temperatur bis wenig über 100°, resp. über 150° erhöht.

Die Backfähigkeit einer Kohle hängt, wenn auch nicht allein und ausschließlich, so doch hauptsächlich von ihrem Gehalt an disponiblem Wasserstoff ab, wie Fleck ausführlich dargelegt hat. Dieser Satz kann zwar nicht den Werth eines Gesetzes, wohl aber den einer nicht zu ausnahmsvollen Regel in Anspruch nehmen. Im Allgemeinen wenigstens darf man behaupten und läßt sich durch das Experiment beweisen, daß die Backfähigkeit einer Kohle fortwährend abnimmt, wenn man ihre Wasserstoffmenge vermindert und gleichzeitig ihren Sauerstoffgehalt erhöht. Man hat zu diesem Zweck nur nöthig, eine kleine Quantität Steinkohle bis auf cirka 105° zu erhitzen und die Backfähigkeit von Zeit zu Zeit zu bestimmen; man wird finden, daß dieselbe immer geringer wird und zuletzt ganz verschwindet. Untersucht man nun gleichzeitig die Kohle, so zeigt sich, daß mit dieser Abnahme ein Zurücktreten des disponiblen Wasserstoffs Hand in Hand geht. Da nun die bekannten beim Erhitzen vor sich gehenden Prozesse weder in ihrem Verlauf noch in ihren Resultaten sich wesentlich von der Verwitterung unterscheiden, so ist klar, daß auch bei dieser letzteren die Backfähigkeit fortwährend, wenn auch bei gewöhnlicher Temperatur sehr allmählig abnehmen muß. Es ist möglich, daß bei zwei Kohlen, welche unter ganz gleichen Verhältnissen der Verwitterung ausgesetzt sind, die Backfähigkeit in sehr ungleichem Maße abnimmt oder doch abzunehmen scheint. Die Abnahme wird sich, wie leicht einzusehen, bei derjenigen Kohle am ehesten und deutlichsten bemerkbar machen, welche überhaupt nur schwachbackende Eigenschaften besitzt, während sie entgegengesetzten Falls nur wenig in die Augen springt. Wäre z. B. die Backfähigkeit zweier Kohlen 1, resp. 2,8 und nähme dieselbe nach der bekannten Skala gleichmäßig um drei Grade ab, so hätte hierdurch die erste Kohle ihre backende Eigenschaft völlig verloren, während die zweite noch immer zu den vorzüglichsten Backkohlen zählte, an der man die Abnahme der Verkokbarkeit kaum bemerken würde.

Die Kokesmengé wird durch die Verwitterung nicht selten geringer, zuweilen nimmt dieselbe aber auch zu. Ob das eine oder das andere eintritt, scheint wesentlich davon abzuhängen, ob die Wasserstoffverminderung die Sauerstoffzunahme überwiegt oder umgekehrt. Man hat die Kokesmenge bald von dem Gehalt an Wasserstoff, bald von dem an Sauerstoff abhängig machen wollen; Thatsache ist, daß beide von Einfluß sind, daß aber das Aequivalent des Wasserstoffs für die Menge der flüchtigen Bestandtheile, welche sich bei der Verkokung bilden, d. h. also für die Menge der Kokes im umgekehrten Sinn ein viel größeres ist als das des Sauerstoffs. Vermehrt sich also die Sauerstoffmenge, ohne daß eine entsprechende Verminderung des Wasserstoffs eintritt (und dies scheint hauptsächlich dann der Fall zu sein, wenn die Oxydation bei einer 100° wenig übersteigenden Temperatur erfolgt), so wird die verwitterte Kohle eine geringere Menge Kokes geben als die frisch geförderte; entgegengesetzten Falls, wenn die Wasserstoffabnahme die Zunahme an Sauerstoff verhältnißmäßig überwiegt, was besonders bei hohen, weit über 100° steigenden Temperaturen der Fall zu sein scheint, wird die Menge der Kokes zunehmen.

Neue Bücher.

Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie. Von A. Strecker. 1868, II. Gießen, Ricker.

— über die Fortschritte der Pharmacognosie, Pharmacie und Toxicologie, herausgegeben von Wiggers und Husemann. Jahrgang 1869. Göttingen, Vandenhöck.

Inulin. Materialien zu einer Monographie desselben, von G. Dragendorff. Petersburg, Röttger.

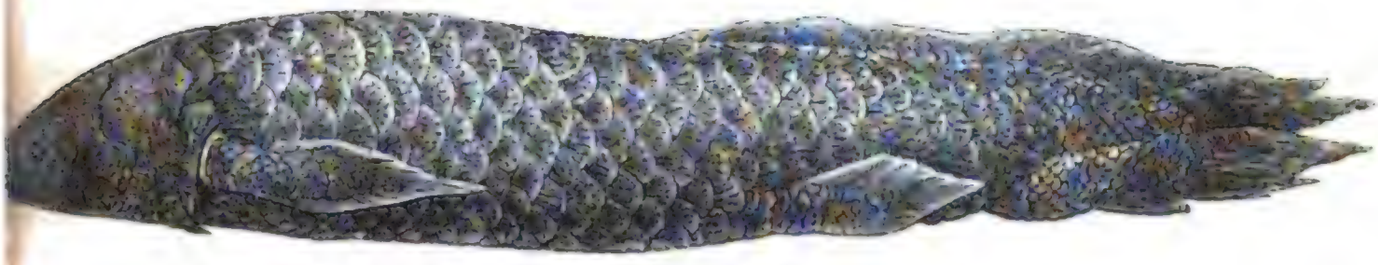
Wein. Chemie des Weins. Von C. Neubauer. Wiesbaden, Kreidel.

Zoologie.

Ein neuer Fischmolch, Ceratodus Forsteri. Was gegenwärtig von thierischen Wesen unsern Planeten bewohnt, bietet ein Bild, das schnurstracks allen Begriffen von Entwickelung und organischem Zusammenhang zuwiderläuft; der Kampf ums Dasein hat allerorten kleinere oder größere Lücken gerissen und die berühmte, leider noch immer nicht ausgefüllte Kluft, welche den niedersten Menschen von den höchsten Thieren trennt, gähnt dem Zoologen auch anderwärts auf Schritt und Tritt entgegen, wiederholt sich allenthalben zwischen Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten und macht aus dem stolzen Stammbaum der Schöpfung einen heillos verwirrten Trümmerhaufen. Unsern Lesern ist bekannt, durch welche Mittel die moderne Wissenschaft der Schöpfungsgeschichte Ordnung in dieses Chaos zu bringen versucht, wie sie eine Entwickelungstheorie geschaffen hat, der zu Folge das jetzt Getrennte einst in verwandtschaftlichem Zusammenhange stand, und zwar in der Art, daß aus einfacheren Formen immer komplicirtere hervorgingen, so daß in Wahrheit Ein gemeinsamer Zug durch die gesammte organische Welt geht und das höchste Thier wie die höchste Pflanze im allerletzten Grade mit den niedersten Angehörigen ihrer Reiche blutsverwandt sind. Der zäheste Gegner dieser Lehre ist aber der augenscheinliche Mangel dieses selben Zusammenhangs, auf dem sie alle ihre Schlüsse aufgebaut hat; ihn vermag sie nicht anders zu besiegen als durch den Nachweis, daß er selbst nirgends anders seinen Ursprung habe als in der Macht der äußeren Verhältnisse, in der langsam zerstörenden Wirkung des Kampfes, den Thiere und Pflanzen gegen alles zu führen haben, was sie beeinflußt. Wir haben in unserem Bericht über die neueren Fortschritte der Zoologie (Bd. V, S. 762) angedeutet, auf welche verschiedene Weise dieser Nachweis geführt wird, haben dort besonders auch ein thatsächliches Beispiel gelungener „Rekonstruktion" in Gestalt der von Greeff entdeckten Protohydra Leuckarti gegeben und darauf aufmerksam gemacht, wie jede solche Lückenausfüllung, werde sie nun durch Entdeckung neuer lebender Wesen oder neuer versteinerter Reste oder endlich durch entwickelungsgeschichtliche Thatsachen bewirkt, gerade jetzt, wo es sich um Befestigung der Entwickelungstheorie handele, von unvergleichlichem Werthe sei und wie eine jegliche Thatsache dieser Art dem Einsichtigen als ein Stück Beweis für die Richtigkeit der ganzen neueren Schöpfungslehre gelten könne. Um so mehr freuen wir uns nun, eine unverhoffte Bereicherung, die die Wissenschaft vor Kurzem auf diesem Felde erfahren hat, unseren Lesern mittheilen zu können, ein Fund, dessen Werth erhöht wird dadurch, daß seine Wahrscheinlichkeit schon vor Jahren auf Grund theoretischer Annahmen vorausgesehen worden ist.

G. Krefft, Vorstand des australischen Museums für Naturgeschichte in Sidney, hat im Burnettfluß (Queensland) ein seltsames Thier entdeckt, welches als Mittelglied zwischen Fischen und Amphibien steht und auf das Hervorgehen dieser aus jenen ein helles Licht wirft. Unter allen bekannten Thieren ist ihm der sogenannte Schuppenmolch (Lepidosiren, Protopterus) am nächsten verwandt, ihm gleicht er in der allgemeinen Körperform, in der Gestaltung der vier flossenartigen Extremitäten, der Bezahnung, der Kiemenöffnung, sowie vorzüglich in den Verhältnissen der Nase, welche nicht mehr, wie bei allen eigentlichen Fischen, bloß aus zwei grubenförmigen Vertiefungen besteht, sondern bereits den Charakter angenommen hat, der bei den höheren Wirbelthieren allgemein herrscht, indem sie als Doppelröhre in den Mund einmündet. Nach den wenigen Nachrichten, die über das Skelet vorliegen, ist auch dieses durch seine Mischung knorpeliger und knöcherner Theile dem der Schuppenmolche ähnlich. Die Bedeutung des neuen australischen Thieres besteht nun darin, daß es von diesen letzteren zu derjenigen Gruppe der Fische hin-

leitet, mit denen man jene von jeher am öftesten vergleichen mußte, von denen sie aber doch immer durch erhebliche Verschiedenheiten getrennt waren. Diese Fische sind die Ganoïden, die Urväter unserer lange nach ihnen erst in die Schöpfung eingetretenen Knochenfische und durch das Medium der Fischmolche und des Ceratodus — diesen Namen hat man dem neuen Bürger der australischen Fauna beigelegt — höchst wahrscheinlich die Vorfahren der Amphibien. Sie waren in der Vorwelt außerordentlich zahlreich sowohl an Arten als an Individuen und sind in eine größere Anzahl von Familien getheilt worden, die man nach der Gestalt der Schuppen oder Schmelzschilder, welche ihren Körper bedecken, in zwei Gruppen, Rhombenschupper und Kreisschupper getheilt hat. Daß nun mit den letzteren die Schuppenmolche manche Aehnlichkeit besitzen, ist schon bereits dargelegten Gründen zukommt; sie sind nämlich ebenso sehr Amphibien als Fische. Leben sie im Wasser, so athmen sie gleich diesen durch Kiemen; werden sie, was in der trockenen Jahreszeit ihrer tropischen Heimath regelmäßig geschieht, in Schlamm versetzt, so gebrauchen sie ihre Lungen, und mit Recht hat ihnen daher schon Joh. Müller den Namen „Doppelathmer" beigelegt. Diese Doppelorganisation kommt nie den Fischen, oft genug aber den Amphibien zu, und man ist aus diesem wie aus anderen Gründen lange schwankend gewesen, ob man sie im System zu diesen oder zu jenen stellen solle, bis C. Häckel in seiner „Generellen Morphologie" ihnen ihren Platz zwischen beiden anwies. Allerdings treten sie aus den Fischen durch eine ganze Anzahl von Eigenschaften heraus und reihen sich so entschieden den Amphibien, mit denen sie ohne Zweifel in näherer Verwandtschaft stehen, an,



Ceratodus Forsteri.

von Manchem hervorgehoben worden und man hat besonders in der eigenartigen, sonst bei lebenden Fischen nicht mehr zu findenden Gestaltung der Extremitäten, im Bau des Skeletes und der Zähne hervorragende Uebereinstimmungen zu finden geglaubt. Huxley machte auf sie schon vor zehn Jahren aufmerksam, vermied es aber, bestimmte Schlüsse zu ziehen, da in anderen Punkten die Unterschiede beider Gruppen kaum weniger beträchtlich zu sein scheinen als diese Analogien. Nun kommt Ceratodus, um diese Lücke auszufüllen; seine Aehnlichkeit mit den Schuppenmolchen hoben wir hervor und fügen hinzu, daß die Annäherung an die Ganoïden nicht geringer ist, so daß er ein wahres Mittelglied repräsentirt und sich mit Sicherheit behaupten läßt: Lepidosiren hat sich aus den Ganoïden entwickelt.

Die Stellung, welche die Schuppenmolche in der heutigen Thierwelt einnehmen, gibt ihrem neugefundenen Verwandten ein noch höheres Interesse, als ihm schon aus den daß man als höchst wahrscheinlich annehmen darf, es sei in ihnen ein Rest des Bandes erhalten, das einst diese mit jenen verknüpfte. Ceratodus zeigt, welches der Weg ist, auf dem sie sich von den Fischen abgezweigt haben; möge eine weitere glückliche Entdeckung in ähnlicher Weise andeuten, welches die näheren Umstände gewesen, die sie aus Doppelathmern zu vorwiegend lungenathmenden Amphibien werden ließ. Nachdem die letzten Jahre so manche Bereicherung unserer Erkenntniß gerade in dieser, dem Aufkommen der Entwickelungstheorie förderlichen Richtung geboten haben, ist die Erwartung, daß auch diese Lücke vielleicht noch durch den Fund einer bis jetzt verborgen gebliebenen Thiergattung ausgefüllt werden möge, gewiß keine zu kühne.

Blinde Käfer. Aehnlich wie die Grottenbewohner durch gewisse Veränderungen der Bewegungs- und Sinnesorgane einen gemeinsamen Charakter — Mangel oder Abschwächung der

Schwerkzeuge, Mangel der Flügel bei den Insekten — erhalten, der ihnen den Stempel ihres beschränkten, dunkeln und dumpfen Wohnorts aufdrückt, so sind auch die Käfer, die unter Steinen leben, der Mehrzahl nach durch Verkümmerung der Augen gekennzeichnet. G. Dieck hat in der „Berliner entomologischen Zeitschrift" (13. Jahrg., S. 337) den schon bekannten blinden Käfern, die fast alle in Grotten und unter Steinen gefunden worden sind, neue Arten hinzugefügt, welche er in Südeuropa und Nordafrika gesammelt hat. Das Studium dieser höchst eigenthümlichen verkrüppelten Geschöpfe bietet hohes Interesse und besonders ihre Verbreitungsverhältnisse ergeben einige für die Erkenntniß der Gesetze, die die allgemeine Verbreitung der Organismen beherrschen, bedeutsame Thatsachen. Nord- und Mitteleuropa sind arm an blinden Käfern, Südeuropa dagegen ist sehr reich an denselben; wo sie vorkommen, sind sie fast stets auf einen engen Bezirk beschränkt, gehen oft nicht über Eine Grotte oder Ein Thal hinaus, das sie bewohnen. Leben sie unter Steinen, so müssen sie möglichst thonreichen Kalk- oder Mergelboden haben, der genügende Feuchtigkeit auch bei andauernder Trockenheit bewahrt. Die Gattungen, von welchen Dieck neue Arten gefunden hat, sind folgende: Anophthalmus mit 6, Anillus mit 3, Scotodipnus mit 3, Adelops mit 4, Typhlocharis, Anommatus, Raymondia mit je 1, Crypharis mit 2 Arten. Seiner Ansicht nach sind sowohl bei uns als vorzüglich im Süden noch manche Entdeckungen auf diesem Felde zu machen, und ist es nur zu wünschen, daß sich die Entomologen auch hier mit dem Eifer an die Arbeit halten, der zu oft in immer mehr unnütz werdender, gedankenarmer Specieskrämerei aufgewandt wird.

Die Fauna der Krainer Höhlen, der Heimath des merkwürdigen Olm (Proteus oder Hypochthon), hat neuerdings durch Untersuchungen G. Josephs interessanten Zuwachs erhalten. Derselbe fand in ihnen 3 neue Arten von Gliederthieren, worunter einen neuen Typus von Spinnen mit gegliedertem Hinterleibe. Jede Bereicherung unserer Kenntniß dieser merkwürdigen Tiefenbewohner hat jetzt viel größeren Werth als jemals früher, da alle derartigen, von Natur geschützten Lokalitäten eigenthümliche Veränderungen der in ihnen lebenden Wesen hervorbringen und gleichzeitig häufig Reste früherer Schöpfungsperioden in lebendem Zustande zu konserviren vermögen; besonders die letztere Eigenschaft macht sie der Schöpfungsgeschichte werthvoll. Jener Olm hat in der ganzen alten Welt keinen einzigen näheren Verwandten aufzuweisen, alle die vorhanden waren, sind untergegangen, nur er vermochte in der Tiefe fröhlich fortzuvegetiren und ist hier selbst vor den Nachstellungen des Menschen zum größten Theile sicher, während das seine entfernten Verwandten Triton und Salamandra nicht von sich sagen können. Aehnlich ist ein merkwürdiger Krebs in den Krainer Höhlen erhalten, dessen Gattungs- und Familiengenossen heute bis auf 2 Arten das Meer bewohnen; nur er und eine Art, welche in Bächen Südeuropa's sich erhielt, blieben im Süßwasser zurück. Wie fast alle Bewohner dieser dunkeln Grotten und Klüfte ist auch er — sein Name ist Troglocharis Schmidtii — blind; wohl besitzt er Augenstummel, die beweglich sind, wie die der übrigen stieläugigen Krebse, aber dieselben sind ohne Spur lichtbrechender Medien, sehen also nicht. Die wenigsten der Höhlenthiere haben sehende Augen, alle sind flügellos; beide Eigenschaften sind schöne Belege für die umbildende Kraft der äußeren Umstände, denn nicht selten ist von ganz nahestehenden Arten die eine blind, die andere sehend, bloß weil jene in der Höhlentiefe, diese im Tageslicht wohnt.

Neue Bücher.

Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz, von H. v. Heinemann. 2. Bd. Braunschweig, Schwetschke.

Vögel, die gefangenen. Hand- und Lehrbuch für Liebhaber und Pfleger einheimischer und fremdländischer Käfigvögel. Von A. E. Brehm. 1. Thl. Stubenvögel. In Lfgn. Leipzig, Winter.

Physiologie und Medicin.

Die Sinnesorgane der Menschen und der Thiere. I. Das Nervensystem verbreitet sich in zahllosen, vielfach verästelten Ausläufern bis in die fernsten Theile des Körpers, überall empfängt es sowohl von diesem selbst als von der Außenwelt Eindrücke, die es weiter leitet und seinen

Centralorganen mittheilt, während es gleichzeitig in ebenso ausgedehnter Weise den Impulsen offensteht, die, aus Rückenmark und Gehirn in seine Fasern einfließend, die Thätigkeit der Organe regeln; hierdurch vermittelt es den Zusammenhang der verschiedenen Theile des Organismus unter sich und mit der Außenwelt und wird zum Träger jenes ausgedehnten Kreises von Funktionen, welche die Physiologen als Beziehungsverrichtungen bezeichnen. Um Eindrücke zu empfangen, besitzt dieses Organsystem eigenartige Vorrichtungen, die in ihrer hervortretendsten Ausprägung als Sinneswerkzeuge bekannt sind und gewissermaßen die Pforten darstellen, durch welche der Verkehr zwischen unserem Bewußtsein und der Außenwelt sich bewegt. Aus der Thatsache, daß es die sinnliche Erfahrung ist, welche dem denkenden Wesen das gesammte Gedankenmaterial in Form von Empfindungen, die zu Vorstellungen durch Beziehung auf außerhalb des Bewußtseins liegende Ursachen erhoben werden, zu bieten hat, dürfte zur Genüge erhellen, welche Bedeutung den Forschungen über die peripherischen Theile des Nervensystems innewohnt; Psychologie und Physiologie haben gleich großes Interesse an der Aufhellung der Bau- und Wirkungsverhältnisse der Sinnesorgane, und die im Nachfolgenden zu gebende Uebersicht der in den letzten Jahren auf diesem Gebiete gewonnenen Einsichten und Ansichten wird einen Begriff geben von der Wichtigkeit, die hier selbst scheinbar geringfügigen Fortschritten zukommt. Wir werden im Fluge die Werkzeuge der verschiedenen Sinne überschauen, die Bereicherungen prüfen, welche ihre Kenntniß neuerdings erfahren, die hervorragendsten der Schlüsse mittheilen, welche nach verschiedensten Richtungen aus den neuen Beobachtungen gezogen worden sind und in dieser gedrängten Zusammenstellung von den einfachen Verhältnissen zu den komplicirteren fortschreiten, indem wir den so mannigfaltigen und interessanten Sinneswerkzeugen der Thiere besondere Beachtung schenken.

Das ausgedehnteste aller Sinnesorgane ist die Haut; als Sitz des Gefühls- und Tastsinns erscheint sie allenthalben und sogar da, wo alle anderen Empfindungen besonderer Aufnahmsvorrichtungen gänzlich oder nahezu entbehren, wie solches in der großen Masse niederer Thiere der Fall. Es ist bekannt, wie empfindlich Korallen, Aktinien, Würmer und andere augen- und ohrenlose Geschöpfe gegenüber äußeren Reizen sich verhalten, ohne daß man doch in den meisten Fällen im Stande wäre, das Wesen solch feiner Empfindung zu bestimmen. In den Korallen, Medusen und anderen polypenartigen Thieren sind besonders oft Tentakel und fadenförmige Anhänge des Körpers, welche in der Ruhe ausgestreckt und bei der leisesten Erschütterung zurückgezogen werden, der Sitz feinerer Reizempfindung, in den Würmern gesellen sich häufig feine Haare, welche dem Integument aufsitzen, in den Krustenthieren und Insekten Stäbchen, die an besonderen Partien des Körpers angebracht sind, der überall, wo sie nicht von harter Schale umkleidet wird, empfindlichen Haut, und hier zeigt sich dann auch oft genug eine direkte Verbindung solcher Organe mit dem Nervensystem, indem dieselben als Endstück oder als Anhangsgebilde einer vom Centraltheil dieses Systems herkommenden Nervenfaser erscheinen. Es ist indessen kein festes Kriterium für den Charakter, den man solchen ohne Zweifel irgend einer Art von Sinnesempfindung dienenden Vorrichtungen beizulegen hat, vorhanden, indem nicht wie bei den Organen des Gesichts- und Gehörsinnes besondere (optische und akustische) Apparate in leicht unterscheidbarer, unverkennbarer Ausbildung auftreten und die Deutung der Funktion unmittelbar an die Hand geben. Meist ist es bloß die Lage, seltener die Gestalt und die Art der Verwendung, die auf das Wesen dieser Gebilde einiges Licht wirft. Finden wir vereinzelte haar- oder stäbchenförmige Organe an Theilen des Körpers, die bei den Ortsbewegungen gleichsam vorausgeschickt werden, um das Terrain zu rekognosciren, wie z. B. am Vordertheile des Kopfsegmentes von Würmern, an den sogenannten Fühlern oder Antennen der Krustenthiere und Insekten, den weit ausstreckbaren Fühlhörnern der Schnecken, den aus der Schale vortretenden Mantelanhängen und den die Mundöffnung umstehenden Hautlappen der Muscheln und ist ein Zusammenhang zwischen ihnen und dem Nervensystem festzustellen, so werden dieselben mit großer Wahrscheinlichkeit als Tastorgane anzusprechen sein. Leichter wird solche Bestimmung in den höheren Thieren, wo Geruch und Geschmack auf eigenthümliche Sinneswerkzeuge lokalisirt sind und wo z. B. kein Zweifel bestehen kann, daß die Schnauzenborsten der Katzen, die nervenreichen, unbehaarten Stellen des Greifschwanzes bei Affen und baumlebenden Beutelthieren u. dergl. in Wahrheit der Tastempfindung dienen. Fehlen solche Anhaltspunkte, so wird man immer nur die an hervortretenden Körperstellen befindlichen, mit

Nervenfasern in Zusammenhang stehenden Hautgebilde als Tastwerkzeuge auffassen können, und es ist in diesem Sinne, daß die neueren zoologischen Forschungen die oben erwähnte sehr allgemeine Verbreitung dieser Organe festgestellt haben, indem sie gleichzeitig in Hinsicht auf die zahlreichen Fälle, in denen die einfache Körperhaut ohne Zuhülfenahme besonderer Organausbildungen die Tastempfindung vermittelt, die Haut als das verbreitetste Organ dieses Sinnes auffaßt, zumal die Stäbchen, Haare, Borsten, Tentakeln u. dergl. nichts Anderes als specifische Entwickelungen der Körperhülle darstellen.

Die höheren Säugethiere und der Mensch entbehren hervortretender Einzelorgane des Gefühlssinnes, wie sie bei niederen Thieren so sehr verbreitet sind, in ihnen treten die Tastorgane in der Haut statt an derselben auf, sind aber dafür um so entschiedener auf Körpertheile verbreitet, die ihrer Lage und Gestalt nach vorzüglich zum Tasten geeignet sind, wie Fingerspitzen, Lippen u. a. Speciell beim Menschen kennt man deren gegenwärtig mehr als drei verschiedene Arten, deren gemeinsamer Charakter darin gegeben ist, daß eine Nervenfaser hart unter der Haut mit einer knopf- oder knäuelartigen Verdickung endigt, während die Unterschiede in wechselnden Verhältnissen dieser Endgebilde beruhen. In den schon länger bekannten Pacini'schen Körperchen wird die Nervenfaser von koncentrischen Zellgewebsschichten umgeben und endigt an der Spitze des durch diese gebildeten eiförmigen Kölbchens einfach oder mit schwacher Verzweigung, in den Wagner-Meißnerschen Tastkörperchen senkt sich dieselbe in einen ebenfalls ovalen Kolben, an dem eine homogene Hülle von einem feingranulirten Inhalt zu unterscheiden ist, und in den erst neuerdings bekannt gewordenen, von Krause entdeckten Nervenendkolben tritt sie in ein Bläschen, das einen weichen Inhalt umschließt, und endigt hier zugespitzt. Abweichend von diesen untereinander offenbar verwandten Formen sind die in den letzten Jahren durch Cohnheims u. A. Arbeiten näher bekannt gewordenen Nervenendknöpfchen, die in der Hornhaut des Auges gefunden werden und dadurch entstehen, daß die Empfindungsnerven sich hier zu einem subkutanen Netze verzweigen, aus welchem feine Fasern, die von kleinen Knöpfchen gekrönt werden, über die Oberfläche treten, um in der Thränenflüssigkeit zu flottiren.

Nicht viel komplicirter als diese bei aller Mannigfaltigkeit einfachen Ausbildungen erscheint der Bau der Geruchsorgane, welche nur bei den höheren Thieren mit voller Bestimmtheit zu erkennen, in zahlreichen niedrig organisirten aber bloß aus guten Gründen zu vermuthen sind. In der Nase finden sich bei den ersteren spindelförmige Zellen, die ohne Zweifel mit dem Riechnerven zusammenhängen und nach der Oberfläche zu in Stäbchen auslaufen, die über die innere Auskleidung der Nase hervorragen und entweder zahlreiche lange zarte Haare oder aber cylindrische Aufsätze tragen, während sie nach der Tiefe zu in Fasern übergehen, die durchaus nervenartig sind. Die Analogie dieser Haare und Aufsätze mit den oben beschriebenen Tastorganen niederer Thiere liegt auf der Hand und ist so bedeutend, daß es in diesen schwer zu unterscheiden wird, was von solchen Gebilden dem einen und was dem anderen Sinne diene. Wenn wir in den Fischen die Nase auf zwei über der Oberlippe liegende Gruben reducirt finden und ähnliche paarige, mit Nerven versehene und mit Wimperhaaren ausgekleidete Gruben an entsprechenden Stellen des Kopfes vieler Würmer und Weichthiere antreffen, so wird es allerdings naheliegen, beiden die gleiche Funktion zuzuschreiben, und wenn wir sehen, wie die Insekten mit ihren stäbchenbesetzten Fühlern gleichsam die Luft durchtasten und gegen Gerüche sich in äußerst hohem Grade empfindlich zeigen, werden wir gleichfalls kaum daran zweifeln, daß es Riechwerkzeuge sind, welche bei ihnen in so großem Formenreichthum die Vorderseite des Kopfsegmentes zieren. Aber die Deutung ist in solchem Falle niemals eine vollkommen sichere und wo das Experiment nicht zu entscheiden vermag, welches die Empfindung sei, deren Werkzeug das betreffende Organ ist, bleibt nichts Anderes übrig, als in ganz allgemeiner Weise von Sinnesorganen unbestimmter Funktion zu sprechen. Solcher zweifelhaften Organe hat die ungemein thätige zoologische Forschung der letzten Jahre eine große und noch immer wachsende Anzahl bekannt gemacht und von den Seitenkanälen der Fische bis zu den Becherzellen der Egel und den Wimpergruben der Würmer kennt man nun eine Menge von Gebilden, die ihrem Baue nach vorzüglich, ihrer Funktion nach sehr unvollkommen aufgeklärt sind; da sie ebenso sehr zu den Tast- und Riech- als zu den Geschmackswerkzeugen hinneigen und gerechnet zu werden pflegen, wollen wir dieselben hier im Anschluß an die letzteren besprechen.

Der Geschmackssinn hat seinen Sitz bei

allen Thieren und beim Menschen an einer Stelle, die in oder an dem nahrungsaufnehmenden Munde gelegen ist, ist aber wohl häufig nicht zu trennen vom Geruch und Tastgefühl, die bekanntlich so viel Antheil an dem haben, was wir beim Kosten irgend eines Gegenstandes zu empfinden pflegen, und ist in der That bis jetzt nur bei den Wirbelthieren als an bestimmte, mit Nervenfasern in Beziehung stehende Gebilde geknüpft erkannt worden. Die umwallten Papillen der Zungenwurzel umschließen im Menschen eigenthümliche Organe, welche je nach ihrer verschiedenen Gestalt von ihren Entdeckern und Beschreibern mit Namen wie Geschmacksknospen und Schmeckbecher belegt wurden und als Endorgane der Geschmacksnervenzweige zu betrachten sind. Sonderbarerweise ist es die Vertiefung um die genannten Papillen, deren Wände mit diesen Gebilden besetzt sind, so daß die zu schmeckende Flüssigkeit in die ziemlich weit in die Tiefe reichenden Spalträume zu dringen hat, ehe sie empfunden werden kann. In großer Menge sitzen hier den Wandungen Knospen an, die aus blumenblattartig gestellten Zellen bestehen und einen spindelförmigen, in Stäbchen oder Stiftchen auslaufenden Körper umschließen; nach unten geben sie Fasern ab, die ihrem Ansehen nach zum Nervengewebe gehören, deren Zusammenhang mit den Nerven der Zunge aber noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte, obwohl kaum ein Zweifel besteht, daß derselbe vorhanden ist.

Nicht unähnlich diesen Organen sind Bildungen, die an höheren und niederen Thieren auftreten und für die eine bestimmte Deutung nicht leicht zu finden sein dürfte, da sie höchst wahrscheinlich mehr als Eine Empfindung vermitteln und mit gleicher Berechtigung als Werkzeuge des Tastsinnes, des Geruches und des Geschmackes betrachtet werden können. Unter ihnen ragen die Seitenkanäle der Fische durch weite Verbreitung und bemerkenswerth differenzirte Entwickelung am meisten hervor; dieselben waren bereits den älteren Ichthyologen nicht unbekannt, wie sie denn an den meisten Fischarten schon auf den ersten Blick durch die hervorstechende Anordnung in zwei die Seiten des Körpers entlang ziehende Linien (Seitenlinien) auffallen, aber man hielt sie für schleimabsondernde Drüsen, bis Leydig ihren feineren Bau und ihren innigen Zusammenhang mit dem Nervensystem ans Licht stellte und ihre wahre Bedeutung als Organe einer wahrscheinlich gemischten Empfindung nachwies. Für das Leben der Thiere, die mit ihnen versehen sind, besitzen sie sicherlich eine hohe Wichtigkeit, denn sie sind in ihrem Auftreten so konstant, in ihrer Vertheilung auf den Körper so massenhaft, ferner so reichlich mit Nervenendigungen versehen wie kein anderes Sinnesorgan derselben. In ihrer einfachsten Ausprägung als Schleimsäckchen, die in der Haut liegen und nach außen münden, erscheinend, begegnet man ihnen meistens als durch röhrenförmige Kanäle verbundenen, mit Gallertmasse erfüllten, Nervenfasern in sich aufnehmenden Gebilden, die in für jede Art konstanter Richtung sich vom Hinterkopf bis zum Schwanze ziehen, nachdem sie mit je zwei Zweigen auf jeder Seite des Gesichtes die Augengegend umfaßten; nicht selten sind ihre sogenannten Schleimsäckchen, mit denen sie nach außen münden, durch knöcherne Hüllen geschützt oder an ihrer Oeffnung rosettenartig ausgeschlagen. Die Nervenfasern, welche in sie eintreten, verästeln sich in der Gallert des Inhaltes und endigen in verschiedener Weise nach Art der Tastkörperchen und Geschmacksorgane. Außer dieser charakteristischen Ausprägung eines wichtigen Sinneswerkzeuges fehlt es den Fischen nicht an Vorrichtungen, die entschieden als Tastorgane zu deuten sind und theils als bartelartige Anhänge der Lippen, theils als sehr sensible Theile von Flossen u. dergl. erscheinen, wie sie auch nicht becherartiger Nervenendigungen entbehren, die vereinzelt über die Körperhaut zerstreut sind und an ähnliche Organe niederer Thiere erinnern, welche in den letzten Jahren durch Leydigs, Keferſteins u. A. Arbeiten bekannt geworden und besonders in der Klasse der Würmer verbreitet und mannigfaltig variirt sind. Sehr vollkommen ist ihre Entwickelung z. B. bei den Egeln, wo sie als Becher erscheinen, deren Wandung durch radial gestellte blasse Zellen gebildet ist und deren Boden von stäbchenförmigen Nervenendigungen bekleidet wird, so daß ein blumenartiges, den oben von der Zunge des Menschen beschriebenen Geschmacksknospen nicht unähnliches Gebilde entsteht. Grubenartige Vertiefungen, an verschiedenen Theilen des Körpers auftretend und mit Wimperhaaren ausgekleidet, erweisen sich durch den Reichthum von Nervenendigungen, der in ihnen zu beobachten ist, als Vorrichtungen zu ähnlichen Zwecken; sie kommen in Würmern und Weichthieren häufig vor und werden herkömmlicher Weise als Riechwerkzeuge angesprochen, obwohl in Ermangelung eines Anhaltspunktes, der eine so bestimmte Deutung erlaubt, auch hier die Annahme, daß sie gemischte Empfindungen vermitteln, der Wahrheit näher kommen dürfte.

Ueberſieht man das Geſammtgebiet der Organe des Taſt-, Geruchs- und Geſchmacksſinnes, wie wir es vorſtehend in Kürze gethan, ſo iſt eine gewiſſe fundamentale Uebereinſtimmung derſelben nicht zu verkennen. Im Menſchen, der ſtets als der beſtbekannte Organismus gelten kann, ſo weit körperliche Verhältniſſe in Frage kommen, fanden wir als Endorgane des erſteren bläschenartige und kolbige Anſchwellungen ſowie geknöpfte Stäbchen, für den anderen dagegen Härchen, Stäbchen und Stiftchen, für den letzten endlich wiederum Stäbchen. An den Antennen der Krebſe und Inſekten, in den Becherzellen der Würmer, den Seitenkanälen und Gallertſäckchen der Fiſche fanden in verſchiedener Anordnung ſich die gleichen oder doch ſehr ähnliche Terminalſtücke der Empfindungsnerven und die Analogie geht ſo weit, daß z. B. die von Leydig neuerdings am Blutegel und ſeinen Verwandten beobachteten Empfindungsbecher trotz ihrer verhältnißmäßig komplicirten Struktur im Weſentlichen den in der Zunge des Menſchen auftretenden Schmeckbechern gleichen. Durch alle Wandelungen der äußeren Erſcheinung und alle Verſchiedenheit der Funktion zieht ſich als gemeinſamer Charakter die innige Verbindung mit Nervenfaſern, welche ſchon jetzt, trotz der an manchen Punkten noch nicht abgeſchloſſenen Forſchungen, faſt überall als allmählicher Uebergang der nervöſen Elemente in die reizaufnehmenden Organe erſcheint, ſowie die Tendenz zur Geſtaltung zarter, reſiſtenter Gebilde in Form von Härchen, Stäbchen, Stiften u. dergl., die über die Haut hervorragen, einerſeits und von kolbenartigen Anſchwellungen, die unter der Haut bleiben, andererſeits. Die Betrachtung der höheren Sinneswerkzeuge, der Augen und Ohren wird zeigen, wie auch dort die Natur mit weſentlich gleichen Mitteln gearbeitet hat und trotzdem in Bau und Wirkung grundverſchiedene Organe herzuſtellen vermochte, und es wird intereſſant ſein, die Art und Weiſe zu verfolgen, in der die niedrigeren Entwickelungsſtufen dieſer Organe ſich an die bis jetzt betrachteten Werkzeuge gröberer und unbeſtimmterer Sinnesempfindung anſchließen.

Nekrolog.

Gräfe, Dr. Albr. v., berühmter Augenarzt, eine Autorität erſten Ranges, † am 20. Juli in Berlin. Er war im Mai 1828 in Berlin geboren, ſeit 1858 Profeſſor daſelbſt, Gründer einer Privataugenheilanſtalt, die bald das Vorbild für eine große Reihe ähnlicher Inſtitute in Deutſchland und der Schweiz wurde.

Neue Bücher.

Aerztliche Seelenkunde, Studien auf dem Gebiete derſelben. Von F. W. Hagen. Erlangen, Beſold.

Botanik.

Die Mannaſorten des Orients. Die Frage nach der Natur und dem Urſprung der bibliſchen Manna iſt ſchon ſehr häufig erörtert worden, aber noch keineswegs zum Abſchluß gelangt. Es gibt eine nicht geringe Zahl von Produkten, die hier Berückſichtigung verdienen, und andere, von denen mit Sicherheit nachgewieſen iſt, daß ſie jene Subſtanz nicht darſtellen, von welcher in der Bibel die Rede iſt. Eine genaue Kenntniß dieſer Sekretionen bietet aber auch nach andern Seiten hin mannichfaches Intereſſe, und eine Zuſammenſtellung des Bekannten, wie ſie Haußknecht im „Archiv für Pharmacie" geliefert hat, iſt daher ſehr willkommen. Es ſind beſonders die weiten, ausgedehnten trocknen Hochebenen und Gebirge Perſiens, deren Vegetation eine Menge ſolcher Sekretionen liefert, theils ſpontan, theils durch Inſektenſtiche, theils auch durch Menſchenhand. Aber nur in den wenigſten Fällen gelang es einzelnen Reiſenden, ſolche Exſudate ſelbſt zu beobachten; dieſelben treten nicht überall, ſondern nur diſtriktsweiſe auf, und da auch nicht einmal jedes Jahr, ſo daß die Erkenntniß ſehr erſchwert wird und wir noch heute bei manchem dieſer Stoffe wie ehemals die Juden fragen könnten: Man-hu? was iſt das?

Die Eichenmanna, Manna quercina. Küdret halwa der Türken, Himmelsſüßigkeit, entſteht auf den Blättern und an den Becherhüllen der Eicheln durch Stich einer Schildlaus von weißer Farbe (Coccus manniparus?) auf verſchiedenen Formen von Quercus Vallonia und Q. persica *J.* et *Spach* in Kurdiſtan. Im Auguſt werden die Wälder ſtrichweiſe von dieſen weißen Schildläuſen überfallen, durch deren Stich ſich die Blätter wie mit einem feinen

Mehlthau bedecken, der dann zu wasserklaren Tropfen von sehr süßem Geschmack zusammenfließt; die abfallenden Tropfen bedecken und befeuchten in kurzer Zeit den ganzen Erdboden unter den Bäumen, wo es dann aussieht, als wäre weißer Syrup ausgeschüttet worden. Die reinste Sorte dieser Manna wird erhalten, indem man große Leinentücher unter die Bäume legt, auf welche nun die Tropfen fallen, die beim Austrocknen eine krümelzuckerähnliche Masse von schmutzig weißer Farbe zurücklassen. Doch diese kommt nicht in den Handel.

Zur Gewinnung der zum Hausgebrauch oder für den Handel bestimmten Sorte versammelt sich Jung und Alt in den betreffenden Bergdistrikten und sammelt die mit dem Exsudat befallenen Blätter jener Eichen, die fein gewiegt nun eine graugrünliche Masse darstellen, durch den Zuckersaft zusammengebacken. Auf diese Weise zubereitet hält sie sich Jahre lang. Soll jedoch der süße Stoff in der Haushaltung bald verbraucht werden, so wird im Walde in Kesseln Wasser erhitzt und es werden gleich ganze Zweige hineingehalten, wodurch ein braunes Zuckerwasser entsteht, das dann zur Syrupskonsistenz verdampft wird. Nun verbraucht man es entweder in dieser Syrupsform, oder es wird noch weiter abgedampft, mit Mehl versetzt, worauf lange, ca. 4' breite Leinwandstreifen damit dick bestrichen und zum Trocknen auf den Dächern der Sonne ausgesetzt werden. Dies wird so oft wiederholt, bis die Fladen hinreichend dick erscheinen, die sich dann beim Bestreichen mit Wasser leicht von der Leinwand lösen. Diese Masse heißt Pekmes. Auch die Kerne der welschen Nüsse, kettenartig an Fäden aufgereiht und in die dicke Masse wiederholt eingetaucht, bilden unter dem Namen Dschewis, Nußwürste, ein im Orient beliebtes Konfekt.

In gleicher Weise wird auch der eingedickte Saft der Weintrauben und der Maulbeeren verwendet, doch nur von den Garten- und Feldbau treibenden mehr angesiedelten Völkern, während die Ausbeutung der Eichenwälder mehr den nomadisirenden Stämmen zufällt.

Die Eichenmanna ist identisch mit dem, was der türkischen Sprache unkundige Reisende Trehala genannt haben.

Ges-engebin oder Gesendschebin. Unter diesem Namen findet man auf allen persischen Bazaren runde weiße Kuchen von ca. 2" Durchmesser bei $^1/_2$" Dicke, deren Hauptbestandtheil eine Manna ist, die in den Bergdistrikten Tschuharmahall und Feridan, namentlich bei dem Städtchen Chonsar im Südwesten von Jspahan erhalten wird. Die Abstammung dieser Manna lag lange Zeit im Argen, woran wohl zum Theil ihr Name schuld war: Ges bedeutet nämlich die Tamarisken und engebin Honig. Thatsache ist aber, daß alle in Jspahan zu dem im ganzen Lande sehr beliebten Konfekt verwendete Manna von Astragalus-Sträuchern (Astragalus florulentus *Boiss.* et *Haussk.* und A. adscendens *Boiss.* et *Haussk.*) kommt. Die beste Sorte, Ges Alesi oder Ges Chonsari genannt, wird im August erhalten, durch das erste Abklopfen der wie mit Mehlthau belegten Zweige; das Exsudat bäckt dann zu einer schmutzig weißgrauen, sehr zähen Masse zusammen. Geringere Sorten werden durch Abkratzen der Stengel erhalten und sind hierdurch vielfach verunreinigt. Die gereinigte Masse wird mit Eiweiß geschlagen, mit Mandeln, Pistacien und verschiedenen Gewürzen versetzt, in Fladen geformt und bei mäßiger Wärme gebacken, worauf diese mit Mehl bestreut, oft auch noch zwischen Kätzchen der Moschusweide (Salix Medemii *Boiss.*) gelegt werden, um ihnen Aroma zu geben und dann als sehr gesuchter Handelsartikel durchs ganze Land zu gehen. Bei Besuchen bei persischen Großen wurden Haußknecht große Schüsseln voll solchen Konfektes vorgesetzt und ihm dann ins Haus nachgeschickt, theils aus Höflichkeit, hauptsächlich aber deshalb, weil durch sein, des Europäers Berühren die ganze Schüssel als unrein angesehen wurde.

Auf Tamarix selbst konnte Haußknecht in Persien keine Exsudate wahrnehmen, obgleich ihm von verschiedenen Seiten versichert wurde, daß östlich von Jspahan, wo sich der Zenderud in der Wüste verliert, dieselbe Manna ausschwitze, jedenfalls aber in so geringer Menge, daß sie nicht gesammelt wird. Dagegen sollen in dem schwülen Blachfelde Chusistans sowie um Bassorah solche Ausscheidungen auf den Tamarisken häufiger vorkommen. Obgleich Tamarix mannifera *Ehrenb.* sich fast in ganz Persien findet, namentlich im südlichen Persien häufig auftritt, sodann in Afghanistan, im steinigen Arabien bis zum obern Aegypten und Nubien vorkommt, so finden sich doch nur stellenweise (z.B. am Sinai) Exsudate auf derselben und auch nicht jedes Jahr, da sicher das Klima einen großen Antheil an der Bildung derselben hat. Jedenfalls aber ist die Mannabildung nicht auf die eine Species beschränkt, wie ja auch die Astragalus- und Eichenmanna sich auf verschiedenen Arten bildet.

Ter-engebis, Fruchthonig, Alhagi-Manna ist ein Exsudat von Alhagi Maurorum,

dem Kameelsdorn der Beduinen. Don war so überzeugt, daß dies die biblische Manna sei, daß er sie Manna hebraica nannte. Unmöglich aber konnten die Juden dieses Laxans als Nahrungsmittel gebrauchen. Sie ersetzt den Persern unsere ihnen unbekannte kalabrische Manna und ist auf allen Bazaren zu finden. Sie bildet einen Bestandtheil vieler persischen Arzneimittel und zieht leicht Feuchtigkeit an, daher ihr Name. Obgleich Alhagi von Nordindien bis Syrien häufig auftritt und namentlich in den mesopotamischen und persischen Wüsten bei ihrem geselligen Wuchs weite immergrüne Oasen bildet, so wird die Manna doch nur in Chorassan in großer Menge gebildet und kommt lediglich von dort aus in den Handel. In der Salzwüste von Kum zwischen Ispahan und Teheran bilden sich die Exsudate nur in gewissen Jahren.

Einige andere Mannasorten, wie Bidchischt, die in einigen Gegenden Persiens auf den Blättern von Salix fragilis entsteht und mit Mehl gemischt in den Handel kommt, die Manna von Pyrus glabra *Boiss.*, welche in Luristan ganz wie die Eichenmanna durch eine weiße Schildlaus erzeugt und ebenfalls in Form von Syrup gewonnen wird, die in taubeneigroßen Stücken vorkommende gallertartige Manna auf Scrophularia frigida *Boiss.* im Bergthale Delli Bau in Luristan, die Cedernmanna auf Cedrus Libani, der auf Larix europaea vorkommenden Manna brigantiaca ähnlich, und Schirchischt, auf Cotoneaster nummularia *Fisch.* et *Mey.* sowie auf Atraphaxis spinosa, die hauptsächlich aus Herat in den Handel kommt, sich aber auch bei Teheran am Elbursgebirge findet, haben geringere Wichtigkeit. Dagegen ist der Thierzucker, Scheker tighal (Sheker el ashaar der Araber), welcher überall auf den persischen Märkten als Mittel gegen den Husten verkauft wird, von größerem Interesse. Derselbe besteht aus ovalen oder rundlichen, außen mit unregelmäßigen körnigen Knötchen dicht besetzten Cocons von schmutzig weißer Farbe. An der Seite, wo die Hülle am Stengel aufsaß, ist eine längliche Oeffnung, durch die man in dem ovalen glatten Innern entweder eine vertrocknete Larve oder einen Käfer (Larinus maculatus *Faldermann*) sieht. Haußknecht fand diese Cocons frei am Stengel oder auf dem von den Blüthen befreiten Blüthenboden von Echinops candidus *Boiss.* im Spätsommer in den unbebauten Steppen von Teheran und Kum. Sie kommen aber auch im östlichen Persien vor, wo sie fleißig eingesammelt werden. Sicher lebt die Larve im Innern des Echinops-Stengels oder in dessen Blüthen, bis sie zur Verwandlung nach außen geht und nun erst die coconartige Umhüllung bildet. Der Käfer kommt längs dem persischen Meerbusen häufig auf Callotropis procera *R. Br.* wie in Chusistan um Schuster, ferner von Bender Abbas bis nach Indien hin vor.

Schließlich bleibt eine ebenfalls Manna genannte Substanz zu erwähnen übrig, welche mit allen vorhergehenden eben nur den Namen gemein hat. Es ist dies eine Flechte, Chlorangium Jusuffii, die in den Wüsten von Seistan und bei Tebbes häufig auf dem Boden vorkommt. In Zeiten von Nahrungsmangel wird dieselbe von den Einwohnern gemahlen und zu Brod gebacken. Sie ist häufig auf den Bazaren von Teheran und Ispahan unter dem Namen Schirsad, d. h. mehr Milch, zu finden, weil ihr Genuß die Milch bei den Frauen vermehren soll.

Diese Flechte ist es, auf welche am besten paßt, was von der biblischen Manna erzählt wird, und deren Natur auch das Wunderbare erklärt, was sich an jene knüpft. Etwas Uebertreibung wird man freilich den Orientalen zu Gute halten müssen, behaupten sie ja doch noch heute, daß diese Manna vom Himmel falle. Daß die Juden ihre Manna nur am Morgen, wenn der Nebel verschwunden war, sammelten, begreift sich, weil dann die durch die Feuchtigkeit angeschwollenen Flechten leicht sichtbar waren; nach längerer Einwirkung der Sonnenstrahlen aber (2. Mos. 16, 21) schmolz sie, oder besser übersetzt: verschwand sie, indem die austrocknende Flechte sich zusammenkrümmt und mechanisch mit Erde umhüllt. Aus 4. Mos. 11, 7—9 sieht man, daß die Manna eine trockene Substanz war, denn sie wurde in Mühlen zerkleinert. Daß die Manna sich nur in stets unkultivirt gewesenen Wüsten fand, wo sich Flechten in großer Menge bilden konnten, geht aus Josua 5, 12 hervor, wonach die Flechte bei Annäherung an kultivirte Gegenden verschwand. Daß die Flechte unausgetrocknet in großen Massen aufgehäuft sofort sich erhitzen und verderben mußte, ist selbstverständlich.

Auch die Geschmacksangabe der Bibel paßt nur auf diese Substanz, die „wie Semmel und Honig" geschmeckt haben soll. Richtiger wäre wohl übersetzt worden: „wie süßes Mehl" oder „wie süßes Brod", da Semmeln dort ehemals ebenso wenig bekannt waren wie jetzt.

Seitdem Ehrenberg Manna-Ausschwitzungen auf Tamarix in den Schluchten des Sinai beobachtet hatte, nahm man allgemein mit ziem-

itized by Google

licher Bestimmtheit an, daß dies auch die Manna der Juden gewesen sei. Allein die Eigenschaften des Tamarix-Exsudats widersprechen den Angaben der Bibel vollständig. Auch ist es nicht denkbar, daß die verhältnißmäßig so geringe Ausschwitzung einem ganzen Heer zur Nahrung hätte dienen können. Bezieht man aber die Angaben auf diese Flechte, so kann man nicht umhin, nur in ihr die wahre Manna der Juden zu erblicken.

Die Moschuswurzel. Seit etwa 1835 wurde aus der Bucharei über Nischni-Nowgorod zunächst zu Parfümeriezwecken eine rübenförmige Wurzel unter dem Namen Sumbul*) eingeführt, welche stark nach Moschus duftete und als Surrogat desselben benutzt werden konnte. Größeres Interesse erlangte die neue Drogue noch, als man in ihr ein Specificum gegen die Cholera erblicken zu dürfen glaubte. Hat sich nun diese Annahme auch nicht bestätigt**), so behält die eigenthümliche Wurzel doch immer ein gewisses Interesse, und um so mehr, als es bis dahin nicht gelungen war, ihre Abstammung festzustellen. Es ist nach Flückigers Beschreibung eine einfache oder nur in einige wenige Aeste ausgehende, bis gegen 0,1 M. dicke, und wie es scheint, etwa ebenso lange rübenförmige Pfahlwurzel, welche besonders oben dicht geringelt und mit zahlreichen, haardünnen hellgelblichgrauen Zasern besetzt ist. Selten scheint sie mehrköpfig zu sein. Die graue Oberfläche ist runzelig und höckerig, an größeren Stücken aber etwas bräunlich mit grünlichem Schimmer, glatt und glänzend. Der Kork läßt sich hier in großen papierartigen Lappen abreißen. Manche Stücke tragen noch die vertiefte, wenig oder gar nicht beschopfte Stengelnarbe. Zufällig beigemischte Bruchstücke von Blüthen und Früchten und die Auffindung von Angelikasäure in der Wurzel sprachen für die Ableitung der Sumbulwurzel aus der Umbelliferenfamilie und nach einer Mittheilung von Lungershausen aus Moskau (Wochenschrift für Gärtn. und Pflanzenkunde) ist es nun auch daselbst gelungen, aus einer noch lebend eingetroffenen Wurzel die Pflanze zu erziehen, welche sich als eine bisher nicht beschriebene Umbellifere erweist und bereits in Blüthe steht. Sie hat den Namen Sumbulus moschatus erhalten. Der Moschusgeruch haftet an einem in Aether löslichen Balsam, von welchem die Pflanze 9 % enthält, tritt aber erst recht deutlich hervor, wenn der Balsam mit Wasser in Berührung kommt. — Interessant ist es, daß die Heimath der Sumbulwurzel zugleich die des Moschusthieres ist; wahrscheinlich liefert das centralasiatische Hochland sogar noch eine Moschuswurzel, welche über Ostindien zu uns kommt.

Die Jupiter-Ammon-Oase ist in der Nähe der Süßwasserquellen und der dadurch gebildeten kleinen Bäche, die sich nach verschiedenen Richtungen hin ergießen, mit der reichsten Vegetation von Kulturpflanzen bedeckt. Die Hauptpflanze ist, wie in allen Oasen der Sahara, die Dattelpalme. Nach Minutoli werden jährlich an 9000 Kameelladungen (à 3 Ctnr.) Datteln gewonnen. Von diesen werden die Sorten Sultani und Rhoselli besonders gepriesen und bilden selbst nach Aegypten einen großen Ausfuhrartikel. Von anderen Bäumen ist nach Rohlfs besonders der Oelbaum bemerkenswerth, der hier in ungesehener Pracht und Frische gedeiht. Weinreben, Granaten, Aprikosen, Pfirsiche und Pflaumen gedeihen überall üppig, Orangen und Limonen sind dagegen nur spärlich vertreten. Was von den Alten noch an Pflanzen erwähnt wird, als Cyperus-Arten, der Baum Elate und andere, wohlriechendes Harz gebende Bäume, so kommen dieselben heutzutage in der Oase und der Umgegend nicht vor, und werden auch wohl trotz der guten Autoren des Alterthums schwerlich vorhanden gewesen sein, weil die klimatischen Verhältnisse ihr Wachsthum nicht zuließen. Obgleich kulturfähiges Land genug vorhanden ist, so reicht der Ertrag des Getreides lange nicht für die Bewohner der Oase hin, und die Dattel muß als Eintauschmittel dienen.

*) Sumbul scheint bei den Arabern und Persern überhaupt eine wohlriechende Drogue zu bezeichnen. Sie nennen z. B. auch Valeriana celtica ebenso oder Simbil.

**) Nach Lungershausen soll man in Rußland außerordentliche Erfolge mit der Moschuswurzel erzielt haben.

Neue Bücher.

Herbarium, das älteste und erste Deutschlands im Jahre 1572, von Dr. C. Ratzenberger angelegt. Von H. F. Keßler. Cassel, Freyschmidt.

Selbstbefruchtung, das Gesetz der vermiedenen, bei den höheren Pflanzen. Von O. W. Thomé. Leipzig, Mayer.

Mineralogie und Geologie.

Die Dimorphie des kohlensauren Kalks. Bekanntlich entwickelt der kohlensaure Kalk bei seiner Krystallisation einen überraschenden Formenreichthum, und in den mineralogischen Sammlungen sehen wir sechsseitige Pfeiler, zwölfseitige Spitzsäulen, dreikantige Zähnchen, bald spitzer, bald stumpfer, Zweckenköpfe, dünne sechseckige Täfelchen ꝛc. in Hunderten von abweichenden Formen neben einander. Alle aber lassen sich auf zwei Grundformen zurückführen, nämlich entweder auf ein stumpfes Rhomboëder (3- und 1axig), oder auf eine gerade rhombische Säule (1- und 1axig). Der kohlensaure Kalk ist also dimorph, die eine Modifikation bildet der Kalkspath, die andere der Aragonit. Nun hat man sich lange bemüht, die Verhältnisse zu erforschen, unter denen der Kalk rhombisch oder rhomboëdrisch krystallisirt, und Stromeyer nahm zuerst an, daß ein Gehalt von kohlensaurem Strontian das Auftreten der Aragonitform bedinge. Diese Ansicht wurde aber durch die Untersuchungen von G. Rose in den Hintergrund gedrängt, welche zu dem Resultat geführt hatten, daß die Temperaturverhältnisse für die Dimorphie entscheidend wären. Wird die Lösung eines Kalksalzes kalt mit der Lösung eines kohlensauren Alkalis gefällt, so besteht der resultirende pulvrige kohlensaure Kalk aus Kalkspathkrystallen, während er wesentlich aus Aragonitkrystallen besteht, wenn die Fällung siedend heiß bewerkstelligt wird. Aus heißem Kalkwasser fällt Kohlensäure den kohlensauren Kalk als Aragonit, aus kaltem Kalkwasser in Kügelchen, die sich bald in Rhomboëder von Kalkspath umwandeln. Gibt man zu Wasser, das in einer Schale auf einer bestimmten Temperatur erhalten wird, nach und nach eine Lösung von kohlensaurem Kalk in kohlensäurehaltigem Wasser, so scheidet sich der kohlensaure Kalk je nach der Temperatur entweder in Aragonitkrystallen oder in Kalkspathkrystallen oder als Gemenge von beiden aus. Bei einer Temperatur von nicht unter 30° C. wird Aragonit, bei einer Temperatur von 30° und darunter Kalkspath erhalten, bei den dazwischen liegenden Temperaturen resultiren Gemenge. Indeß bedingen doch auch noch andere Verhältnisse das Auftreten der einen oder der anderen Form. Wird z. B. eine Lösung von kohlensaurem Kalk in kohlensäurehaltigem Wasser in einer verschlossenen Flasche einige Zeit in der Wärme stehen gelassen, so scheiden sich Kalkspathrhomboëder aus und andererseits werden Aragonitkrystalle erhalten, wenn eine sehr verdünnte Lösung von kohlensaurem Kalk in kohlensäurehaltigem Wasser verdunstet oder wenn sehr verdünnte Lösungen von Chlorcalcium und kohlensaurem Natron sehr langsam auf einander wirken. Daß Aragonitbildung nicht lediglich bei hoher Temperatur Statt findet, beweist auch sein Vorkommen in den Schalen mancher Mollusken und Gastropoden. Eine neue sehr gründliche Untersuchung von Credner (Berichte der k. sächs. Ges. d. Wiss. kommt sogar auf die ältere Ansicht von Stromeyer zurück. Beobachtungen über die Paragenesis des Kalkspaths an vielen Punkten seines Vorkommens führten Credner zu der Ueberzeugung, daß zufällige Beimengungen der ursprünglichen Kalklösung auf den Habitus der resultirenden Krystalle modificirend eingewirkt haben müssen. Seine aus diesen Beobachtungen geschöpfte Vermuthung, daß besonders die geringen Beimengungen von Strontian, welche die meisten, und von kohlensaurem Bleioxyd, welche manche Aragonite zeigen, ferner die Paragenesis des Aragonits mit Schwefel und Gyps Andeutungen geben könnten, woher der Anstoß zur dimorphen Ausbildung des kohlensauren Kalks erfolgt sei, fand ihre Bestätigung in den folgenden, im größeren Maßstabe angestellten Versuchen: Aus kalter Lösung von reinem kohlensauren Kalk krystallisirt derselbe als Kalkspath, und zwar in Form des Grundrhomboëders; bei geringem Zusatz von kieselsaurem Natron oder kieselsaurem Kali zu einer solchen Lösung krystallisirt Kalkspath in rhomboëdrischer Form meist in Kombination mit dem Pinakoïde, selten mit Abstumpfungsflächen der Polkanten. Bei Zusatz von Schwefelwasserstoffwasser und einer Spur von salpetersaurem Blei krystallisirt ein Theil als Kalkspath (und zwar als Grundrhomboëder, mit Zuschärfung der Mittelkanten durch ein oder der Pol- und Mittelkanten durch zwei Skalenoëder), während daneben ein anderer Theil in der Form zahlreicher spießiger Aragonitkrystalle ausgeschieden wird; bei geringem Zusatz sehr schwacher Lösung von kohlensaurem Blei erhält man aus jener Lösung theils Rhomboëder von Kalkspath, theils spießige Aragonitbüschel;

ein geringer Zusatz von Gypswasser zur kalten Lösung von doppeltkohlensaurem Kalk hat die Bildung von vereinzelten Rhomboëdern von Kalkspath und spießigen und nadelförmigen Aragonitindividuen zum Theil in büschligen Aggregaten zur Folge. Wird stark verdünnte Lösung von doppeltkohlensaurem Strontian durch einen Faden zugeführt, so krystallisirt Kalkspath neben Aragonit; ein direkter Zusatz von doppeltkohlensaurem Strontian zur kalten Kalklösung endlich hat zur Folge, daß nur Aragonit in keilförmigen Individuen auskrystallisirt, welche gruppenweise zusammentreten und die Flächen des Prismas und Brachydomas erkennen lassen.

Diese Versuche ergeben also, daß gewisse Zusätze zu der Mineralsolution die Krystallgestalt und den Flächenreichthum der resultirenden Mineralindividuen beeinflussen; daß ein und dieselbe Mineralsubstanz durch gewisse Zusätze zu ihrer Lösung zur Bildung ganz verschiedener Mineralspecies gezwungen werden kann, und endlich, daß Temperaturunterschiede nicht die einzige Ursache der Dimorphie des kohlensauren Kalks sind.

Bauxit. Zu den bisher bekannten eben nicht sehr zahlreichen Fundstätten dieses für die Thonerdeindustrie wichtigen Minerals kommen nach der Mittheilung von Daubrée (Bull. d. l. soc. géol. de France) zwei neuere hinzu, welche in der Art und Weise des geologischen Auftretens desselben wesentliche Verschiedenheiten zeigen. — Der Bauxit aus dem Departement Hérault wurde von Daubrée selbst nicht weit von Frontignan zwischen Balaruc und der Quelle Amblyas am Berge la Gardéole entdeckt. Derselbe findet sich daselbst in durch Eisenoxyd roth gefärbtem Zustande in den thonigen Gangmitteln von Bohnerzablagerungen, welche in den grauen Oxfordkalken jener Gegend auftreten. Auch an andern Punkten dieses Departements, besonders bei Villeveyrat und Bédarrieu ist das Vorkommen von Bauxit konstatirt. Die chemische Analyse wies in diesem Bauxit einen ziemlich beträchtlichen Vanadingehalt, sowie kohlensauren Kalk und Kieselerde nach. Manche Kügelchen sind hart genug, um Quarz zu ritzen. — Im Departement Ariège treten die bauxitreichen, stark roth gefärbten und mit eisenhaltigen Pisolithen erfüllten Thonablagerungen an den Grenzen von Kalken des Neocomien und von Granit auf. Sowohl die Kügelchen als der rothe Kitt enthalten in beträchtlicher Menge das Thonerdehydrat. Mussy und Gorrigon haben in der Ariège das sehr konstante Auftreten von derlei eisenhaltigen Ablagerungen mit Pisolithbildung an der Grenze eines dolomitischen Jurakalkes (Lias?) und des Neocomkalkes nachgewiesen. Bei einer Erstreckung von 40—100 Meter zeigen die Lager oft 2—10 Meter Mächtigkeit, sehr selten sogar 30—40 Meter. Sie sind nur in den dolomitischen Jurakalken eingebettet und verzweigen sich gangartig in denselben, sie reichen aber nicht in die Kreideschichten hinauf, welche mit großer Regelmäßigkeit diesen Lagern selbst oder direkt den jurassischen Dolomiten aufliegen.

Rußlands Steinkohlen. Die Kenntniß, die Gewinnung und die längere Zeit nur mit Mißtrauen versuchte industrielle Verwendung der Steinkohlenschächte Centralrußlands nimmt nach Helmersen (Verhandlungen der geol. Reichsanstalt) einen sehr raschen Aufschwung, der namentlich durch das Entstehen zahlreicher neuer Eisenbahnlinien bedingt oder gefördert wird.

Im Frühling 1869 wurde bei Kurakina in geringer Tiefe ein 20′ mächtiges Steinkohlenlager von vortrefflicher Qualität entdeckt. Die darauf basirte Grube fördert bereits 10,000 Pud Kohle täglich und wird bald so hergerichtet sein, daß sie 10—25 Millionen Pud Kohlen jährlich der Industrie liefern kann. Im Gouvernement Rjäsan wurde ein 3—10′ mächtiges Steinkohlenlager erbohrt, das fast genau dieselbe Beschaffenheit wie die Kohle von Kurakina hat. Endlich wurden auch im Sommer 1869 die Braunkohlenlager in den Gouvernementen Kiew und Cherson untersucht, und es läßt sich dort schon jetzt ein Raum von mehren tausend QWerst nachweisen, auf welchem man die Braunkohlen in den Granitmulden wird auffinden können.

Neue Bücher.

Aufbereitung, erster Nachtrag zum Lehrbuch derselben. Von P. v. Rittinger. Berlin, Ernst u. Korn.

Baldbäume, Geologie der europäischen. II. Nadelhölzer, von F. Unger. Graz, Leuschner.

Württemberg, Baden und Hohenzollern. Geognostische Karte von H. Bach. Stuttgart, Metzler.

Volkswirthschaft.

Der Geldmarkt vor dem Ausbruch des Krieges. Das abgelaufene Quartal hat hier mannichfache interessante und bedeutsame Erscheinungen gebracht. Im Allgemeinen war die Börse in diesem Zeitraum von politischen Einflüssen nur wenig und nur auf kurze Zeit in ihrer Haltung bestimmt. Die Meinung, daß die Börse sich selbst überlassen sei, hatte sich vermöge des friedlichen Verhaltens der Staaten zu einander und wegen der anscheinenden Sicherheit der bestehenden Verhältnisse innerhalb derselben so sehr eingebürgert, daß die Möglichkeit einer Störung kaum in Betracht gezogen wurde und die politische Feinfühligkeit, welche Bedeutung und Folgen von Thatsachen und Vorgängen zu errathen sucht, ganz in den Hintergrund trat. Die Experimente der kaiserlichen Regierung in Frankreich, wodurch unter etwas veränderten Umständen und mit neuen Personen Ansehen und Bestand der Dynastie befestigt werden sollte, waren so ziemlich die einzigen politischen Momente, die ihre Schatten in den letzten Monaten vorübergehend auf die Börse warfen. Das Plebiscit trat in dieser Beziehung am meisten in den Vordergrund, die große Majorität, die sich für das Kaiserreich erklärte, wurde in Börsenkreisen mit einer gehobenen und zuversichtlichen Stimmung begrüßt und der Kurs der Rente nahm einen Anlauf nach oben und schien auf einen höheren Stand loszusteuern; die kühnen Erwartungen von der Ueberschreitung des 75ers wurden jedoch nicht erfüllt. Theils war wohl daran die abnehmende Popularität des Ministeriums Ollivier Schuld, theils auch die wiederauftauchenden Gerüchte von dem Unwohlsein des Kaisers. Am meisten trugen jedoch zur Herabdrückung der Stimmung die Besorgnisse wegen des Ernteausfalls bei. Der Ministerund theilweise Systemwechsel in Oesterreich brachte keine Wirkung hervor, was wohl darin seinen Grund hat, daß das Ansehen des österreichischen Staatswesens in Börsenkreisen augenblicklich ohnehin nicht groß ist und daher durch neue Schwankungen der Regierung auch nicht viel gefährdet werden kann.

Trotz der politischen Windstille fehlte es aber der Börse nicht an Aufregungen und weit reichenden Erschütterungen. Die im April und Mai sich vollziehende gewaltige Entwerthung eines der hauptsächlichsten Spekulationsobjekte, der südösterreichisch-lombardischen Eisenbahnaktien, der Lombarden, die wegen der im Vertrauen auf die gewichtige Patronage des Hauses Rothschild verbreiteten günstigen Meinung über das Unternehmen in großem Maße vom Kapitalisten-Publikum als Anlage-Effekt Aufnahme gefunden hatten, brachte eine schwere Börsenkrisis mit sich, indem dadurch sowohl dem Spekulanten- wie dem Kapitalisten-Publikum Deutschlands auf Millionen sich belaufende Verluste zugefügt wurden. Die mächtigen Gründer und Leiter dieses großen Bahnunternehmens sind keinenfalls von dem ernsten Vorwurf des Vertrauensmißbrauchs in dieser Angelegenheit freizusprechen, indem sie wissentlich oder aus grober Nachlässigkeit eine gänzlich falsche Meinung über die Lage des Unternehmens zu verbreiten und zu unterhalten suchten, um danach zu gutem Preise von den in ihrem Besitz befindlichen Aktien auf die Schultern des Publikums abzuladen. Die eine Thatsache, daß bei Gelegenheit des letzten halbjährlichen Abschlagsdividende-Coupons statt der gewöhnlichen der Annahme eines fünfprocentigen Jahreserträgnisses entsprechenden Summe ein höherer Betrag, der ein Erträgniß von wenigstens 8 % erwarten ließ, zur Vertheilung gebracht wurde, während nach wenigen Monaten sich herausstellte, daß im letzten Jahre kaum 5 % verdient waren, rechtfertigt den ausgesprochenen Vorwurf gegen die Leiter des Unternehmens zur Genüge. Entweder, was kaum anzunehmen ist, befand sich die Direktion in unverzeihlicher Unkenntniß über die Lage des ihr anvertrauten Unternehmens, oder sie täuschte das Publikum über dieselbe, im einen Fall hat sie sich ein schlimmes Zeugniß über ihre Befähigung, im anderen ein noch bedenklicheres über ihre geschäftliche Moralität ausgestellt. Der Jahresbericht der lombardischen Bahnen gibt zu, daß von dem Kapital des Gesammtunternehmens von 1370 Millionen Franken bloß 1241 beschafft sind, demnach noch ein Deficit von 29 Mill. zu decken ist, das sich für noch zu bestreitende Baukosten, wofür das Geld beschafft, das beschaffte aber nicht verwendet ist, auf 37 Millionen erhöht. Die Betriebseinnahmen von cirka 133 Mill. haben zur vollständigen Verzinsung und Abtragung der

Schulden und der Aktien nicht hingereicht, vielmehr mußte noch zur Ergänzung der Dividende auf 5% der Specialreservefond in Anspruch genommen werden. Kein Wunder, daß das Kapital sich seit dieser bittern Aufklärung über die Bahn von den Effekten derselben allerdings mit schweren Verlusten zurückgezogen. Die Verhältnisse des Unternehmens sind zu wenig geordnet und die Dimensionen zu groß, um einen genügenden Einblick in die wirkliche Rentabilität zu gestatten; andrerseits ist die Möglichkeit einer mißbräuchlichen Verwaltung im Einzelnen wie im Ganzen zu naheliegend, als daß die Aktien als empfehlenswerther Besitz bezeichnet werden könnten. Daß das Papier sich wieder sehr erheblich gegen seinen tiefsten Stand um Mitte Mai erholt hat, beweist nichts für die Lage des Unternehmens, sondern läßt sich vollständig durch Spekulationsmanöver erklären.

Im Uebrigen war die Kursvariation der Hauptspekulationsobjekte der Oesterreichisch-französischen Staatsbahn und der österreichischen Kreditaktien keine sehr umfangreiche. Der Stand beider Papiere ist ein sehr ansehnlicher, indem beide mehr als 60% über Pari stehen. Für die Staatsbahn sind die starken Mindereinnahmen gegen das Vorjahr sowie die Aussicht auf Konkurrenzlinien gerade für die rentabelsten nördlichen Strecken, denen verschiedene neue Bahnen einen Theil ihres Verkehrs entziehen werden, hinreichende Gründe, um eine höhere Werthbemessung der Aktien zu verhindern. Die Kreditaktien haben in den letzten Monaten zwar nicht unerheblich am Kurs gewonnen, es ist dies aber mehr der starken Patronage des Hauses Rothschild als einer weiteren Stärkung der Meinung von der Solidität und den Geschäftsergebnissen des Instituts zuzuschreiben, da ohnehin viel dazu gehört, im regelmäßigen Gang der Dinge den Jahresgewinn auf einer der seitherigen Werthbemessung entsprechenden Höhe zu erhalten.

Betrachten wir die Haltung der deutschen Börsen im zweiten Quartal dieses Jahres, so finden wir Grund zu der vielfach gemachten Bemerkung, daß von den specifisch deutschen Plätzen Berlin und Frankfurt keine selbständige Initiative und kein bestimmender Einfluß auf die Richtung der Spekulation im Großen und Ganzen ausging. Außer London, das als erster Weltmarkt für den Edelmetallverkehr eine dominirende Stellung den europäischen Geldmärkten gegenüber einnimmt, sind es Paris und Wien, welche als Ausgangs- und Stützpunkte frischer Strömungen und lebhafter Bewegungen erscheinen. Schon in einem sehr frühen Zeitpunkt haben dieses Jahr die Konjekturen über den wahrscheinlichen Ausfall der Ernte ihre Einwirkung auf den Geldmarkt ausgeübt. Entgegengesetzte Verhältnisse haben an beiden Orten entgegengesetzte Stimmungen erzeugt. Während die kolossale Trockenheit in Frankreich starke Besorgnisse wegen der Ernte, Steigen der Getreidepreise und wegen der für die nöthigen Zufuhren aus dem Ausland erwarteten Geldausfuhr eine gedrückte Haltung der Börse veranlaßte, gaben die im Ganzen günstigen Ernteaussichten in Oesterreich und Ungarn wegen der dadurch erweckten Hoffnung auf große Getreideausfuhr und die darin involvirte Perspektive günstiger Betriebsresultate der meisten Bahnen eine erfreuliche Anregung und den Anlaß zum Treiben der Kurse, insbesondere der Bahnpapiere nach aufwärts. Ein solcher Anstoß war der Spekulation in Wien sehr nöthig, denn es war hier nach dem Fiasco der türkischen Eisenbahnloose eine sehr erhebliche Erschlaffung eingetreten. Die anglo-österreichische Bank war insbesondere der Angriffspunkt für die Baisse-Partei. Die verunglückte Operation mit den türkischen Loosen bot den ersten Anlaß, um auf eine Herabsetzung des Kurses hinzuarbeiten, hierzu kam die Unzufriedenheit vieler Aktionäre mit den Ergebnissen der Generalversammlung, weil die Direktion es wieder durchsetzte, daß ein erheblicher Theil des Jahreserträgnisses als Einzahlung auf abermals auszugebende neue Aktien verwendet und daher nicht ausbezahlt wurde. Um dieselbe Zeit wurde der Bankerott des Grafen Langrand bekannt, der das Institut erheblich betraf, weil es demselben bedeutende Vorschüsse gemacht und große Forderungen von ihm zu erlangen hatte.

Sehr stark in den Vordergrund des Geschäfts traten Mitte Mai österreichische Eisenbahnpapiere, namentlich die Aktien der Kaiserin-Elisabethbahn, der galizischen Karl-Ludwigsbahn, sowie die der jungen, noch nicht vollendeten Bahnen Oesterreichisch-Nordwest, Franz Joseph, Kronprinz Rudolf, Siebenbürger, Alföld-Fiumaner und andere. Die Elisabethbahn ist jetzt endgültig in die Reihe der selbständig rentirenden Bahnen eingetreten und nachdem sie im vorigen Jahre die früher empfangenen Staatsvorschüsse durch Ueberlassung von 22,000 Stück Aktien an den Staat abgetragen, ist sie in der Verwendung ihrer Reineinnahme nicht mehr gehindert. Die Ertragsfähigkeit ihrer Linien haben die letzten Jahre hinlänglich bewiesen.

Verschiedene an sie herankommende neue Bahnen werden ohne Zweifel zur Vermehrung ihres Verkehrs beitragen und man kann demnach die Zukunft der Bahn als gesichert betrachten. Das Einzige, was die Erträgnisse der nächsten Jahre beeinträchtigen kann, ist der Umstand, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo viele Erneuerungsbauten sich als nöthig erweisen werden, wofür die Kosten in Ermangelung eines Erneuerungsfonds aus den Betriebseinnahmen genommen werden müssen. Bei der Galizischen Bahn liegen die Verhältnisse weniger klar. Die gewaltige Erweiterung der Bahn durch neue Strecken wird noch auf Jahre hinaus das Unternehmen stark in Anspruch nehmen. Die dafür emittirten neuen Aktien, denen sofort Mitgenuß an der Dividende zugesagt ist, müssen jedenfalls das Erträgniß der Aktien gegen früher schmälern. Von den jungen Bahnen nimmt die Oesterreichisch-Nordwest eine sehr bevorzugte Stellung ein, obwohl die Bahn von ihrer Vollendung noch weit entfernt ist, da sie noch gar keine Strecken im Betrieb hat. Der höhere Kurs derselben im Vergleich zu andern jungen Bahnen erklärt sich nur daher, daß Nordwestbahn an der Pariser Börse und in Belgien eingeführt sind, wo das Papier höher bezahlt wird. So verdient z. B. Franz Joseph an sich als eine Bahn, der ein bedeutender Kohlenverkehr aus Böhmen sicher ist und die bald vollständig dem Betrieb übergeben sein wird, größere Beachtung. Die Nordwestbahn hat zwar eine gute Route von Wien nach dem Norden, und sie wird von dem sehr einträglichen Verkehr der Nordbahn wie der Staatsbahn ein gutes Stück an sich ziehen, dabei gereicht es aber ihrer Rentabilität nicht zum Vortheil, daß sie eben eine Konkurrenzlinie ist.

Was den Entwickelungsgang der alt eingebürgerten Effekten betrifft, so ist zunächst von der Kursbewegung der heimischen Staatspapiere nicht viel zu sagen, indem dieselben ihr früheres Niveau beibehielten. Oesterreichische Rentenpapiere haben ihren Stand ebenfalls nicht verändert, nachdem der wegen der Valutaverbesserung auf die Getreideexportaussichten hin erzielte Aufschwung größtentheils wieder verloren gegangen. Von fremden Staatspapieren haben Italiener, Spanier und die Türken eine sehr erhebliche Kursbesserung aufzuweisen, weniger wegen irgend einer günstigen Wendung der finanziellen Verhältnisse dieser Staaten, als weil es gelang, die Aufmerksamkeit von Kapitalisten in erhöhtem Maße auf diese Effekten zu lenken. Amerikaner haben in den letzten Monaten bloß ungefähr 1% gewonnen, was bei dem respektablen Stande derselben nicht Wunder nehmen kann. Ueber die Kursbewegung der einheimischen Bahnen, sowohl der nord- wie der süddeutschen ist nicht viel zu sagen. Einen nicht unerheblichen Rückgang haben Bergisch-märkische wegen der neuen Aktienemission erfahren, ebenso stellen sich Thüringer und Ludwigshafen-Berbacher niedriger, während andererseits Köln-Mindener, Oberschlesische, Hessische Ludwigsbahn und Bayerische Ostbahnen einen höheren Kursstand aufweisen. Banken haben meist am Kurse gewonnen, wofür vorzüglich die im Allgemeinen befriedigende geschäftliche Konstellation als Grund anzuführen ist.

Von neuen Effekten wurden im zweiten Quartal dem Markte sehr stattliche Posten zugeführt. An die deutschen Märkte speciell kamen zunächst die fünfprocentige würtembergische Anleihe von 11 Millionen Gulden, ferner die Prämienanleihe für die Regulirung der Donau, die ungarische Prämienanleihe und eine fünfprocentige Anleihe von Hamburg. Zu erwähnen sind jedoch außerdem die großen Ansprüche an den Geldmarkt, die gleichzeitig in London und Paris stattfanden. Der Khedive von Aegypten appellirte angeblich für seine Privatchatulle an den Kredit, in Wirklichkeit wegen der Ebbe in den Staatskassen, welcher er wegen des eingegangenen Versprechens, in den nächsten Jahren keine neue Anleihe zu machen, durch eine Staatsanleihe nicht abhelfen konnte. Als bisher noch nicht dagewesener Borger trat das Kaiserthum Japan mit einer neunprocentigen Anleihe im Betrage von 1 Million Pfd. Sterl. auf; für die Republik Peru wurde eine sechsprocentige Anleihe von 12 Mill. Pfd. Sterl. negociirt. Das Haus Rothschild legte die fünfprocentige spanische Quecksilberanleihe von 2 Mill. Pfd. Sterl. auf. Außerdem kamen 3 Mill. Pfd. Sterl. neue Aktien der Great-Indian-Peninsular-Eisenbahn in London an den Markt. Daneben kamen rumänische Staatseisenbahnobligationen, Anleihen der Republiken Honduras und Buenos-Ayres, sowie eine von der englischen Regierung garantirte Anleihe der Kolonie Jamaica zur Subskription.

Das stärkste Kontingent zu den Neuigkeiten des Kurszettels haben die Emissionen einheimischer sowohl wie ausländischer Bahnen gestellt. Zunächst sind die 15 Millionen Thaler neue Aktien der Bergisch-märkischen Eisenbahn zu erwähnen, die den ersten an den Markt gebrachten Theil der dieser Bahn gestatteten Vermehrung ihres Aktienkapitals um 25 Millionen Thaler bilden,

womit der Ausbau der verschiedenen neuen Linien geschehen soll. Die Magdeburg-Halberstädter Bahn emittirte einstweilen zur Deckung ihres Bedarfs für die großen Neubauten $6^1/_2$ Mill. Thaler fünfprocentiger Prioritäten. Außerdem kamen noch kleinere Emissionen neuer und alter deutschen Bahnen an den Markt, deren Anführung jedoch wegen der mehr lokalen Bedeutung unterbleiben kann. Von fremden Bahnen seien zunächst die Obligationen der Holländischen Staatseisenbahn-Betriebsgesellschaft erwähnt, womit im Verein mit verschiedenen Bankhäusern die Darmstädter Bank hervortrat. Es ist dies eine Gesellschaft, die den Betrieb eines Theils der Holländischen Staatsbahnen von der Regierung gepachtet hat und aus der möglichsten Steigerung des Erträgnisses Gewinn zu ziehen hofft. Die Eigenthümlichkeit dieser Obligationen ist, daß sie jederzeit in Aktien, denen ein höheres Erträgniß je nach den Ergebnissen zufällt, umgetauscht werden können. Von Oesterreichischen Bahnen hat die Galizische Karl-Ludwigsbahn eine vierte Serie neuer Aktien herausgegeben, womit die Kosten der in Ausführung begriffenen großen Ausdehnung des Unternehmens bestritten werden sollen. Von neuen Bahnen brachten die Stuhlweißenburg-Raab-Grazer, die Ungarisch-Galizische Verbindungsbahn, die theils mit österreichischer, theils mit ungarischer Garantie ausgestattet sind, und zuletzt die Mährisch-schlesische Centralbahn, die aber durch keine Garantie gedeckt ist, ihre Effekten an die Börse. Endlich erschienen noch zwei russische Bahnpapiere, die von der russischen Regierung garantirten Obligationen der Moskau-Smolensk- und die nicht garantirten Aktien der Kiew-Brester Eisenbahn auf dem Markt. Hierzu kommen noch die Emissionen Amerikanischer Eisenbahnen, wovon im zweiten Quartal nicht weniger als sechs neue an den deutschen Märkten zur Auflage kamen. Ueber die Verhältnisse derselben ist fast nichts bekannt, als was die Prospekte besagen, und es hat sich auch keine derselben regerer Betheiligung seitens des Publikums zu erfreuen gehabt.

Auch für Gründung von Banken und Kapitalverstärkung bestehender Institute wurde die günstige Stimmung der Börsen in Anspruch genommen. In Berlin wurde eine Deutsche Bank ins Leben gerufen, die es aber bis jetzt nicht zu großer Anerkennung bringen konnte; glänzend war dagegen das ganz kürzlich stattgehabte Auftreten der Preußischen Centralbodenkreditanstalt, die wegen der Patronage des Hauses Rothschild sofort in überschwänglicher Weise für ihre Aktien ein bedeutendes Aufgeld erzielte. Große Betheiligung fanden auch die Aktien der schon längere Zeit projektirten Badischen Notenbank, der kürzlich eine Rheinische Kreditbank gefolgt ist, welche nicht minder großen Anklang fand. Die schon längere Zeit vorbereitete Deutsch-amerikanische Handelsgesellschaft, gegründet von angesehenen Frankfurter Firmen in Frankfurt, hat kürzlich ihre definitive Konstituirung angezeigt. Die Meininger Bank hat sich im Hinblick auf den zunehmenden Umfang ihrer Geschäfte zur Wiederausgabe von 1 Million Thaler ihrer Aktien bewogen gefunden. Ebenso hat die Gothaer Grundkreditbank 3165 neue Aktien ausgegeben, was sich durch die starke Ausdehnung ihres Pfandbriefgeschäfts, namentlich in Folge des von der Bank zuerst adoptirten Systems der Rückzahlung mit Prämien erklärt. Außerdem ist das Entstehen der Unionbank in Wien aus verschiedenen der vorjährigen Gründungsepoche ihr Dasein verdankenden Instituten zu erwähnen, die sich jüngst durch die geschickte und glückliche Lanzirung der mährisch-schlesischen Centralbankaktien einigen Ruf erworben hat. Neuesten Datums ist ferner die angekündigte Ausgabe von 600,000 neuen Aktien der Allgemeinen österreichischen Bodenkreditanstalt. Das Institut ist ein sehr bedeutendes und hat namentlich durch seine Vertretung in Paris den Absatz österreichischer Pfandbriefe in Frankreich mit gutem Erfolg betrieben.

Das erste Semester 1870 schloß mit einer sehr befriedigenden Haltung der europäischen Geldmärkte und in der Erwartung, die von den großen Finanzmächten in entschiedener Weise unterstützt wurde, daß die zweite Jahreshälfte auf dem Wege der Kurstreiberei noch weitere Fortschritte gestatten werde. Da kam der unerwartete Zwischenfall der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern für den spanischen Thron und die pomphaft provokatorisch angekündigte Opposition dagegen seitens des französischen Kabinets. Ihr folgte die Kriegserklärung und die Mobilisirung der beiden großen Armeen, die jetzt schon in blutigem Kampfe sich gegenüberstehen. Die Folge war eine starke Erschütterung der Börsen und eine Verheerung in den am meisten in spekulativem Verkehr stehenden Effekten, auf welche wir zurückkommen werden.

Dr. J. Minoprio.

Neue Bücher.

Kapitalismus und Socialismus mit besonderer Rücksicht auf Geschäfts- und Vermögens-Formen. Von A. E. F. Schäffle. Tübingen, Laupp.

Konsularwesen des Norddeutschen Bundes, von C. Doehl. Bremen, Kühtmann.

Pacificbahn in Nordamerika, von R. v. Schlagintweit. Leipzig, Mayer.

Prämien-Anleihen, europäische, der gegenwärtige und zukünftige Werth der wichtigsten. Von F. W. Howe. 2. Thl. Berlin, Mittler.

Versicherungswesen, Annalen des gesammten, von L. Manner. Zeitschrift. Leipzig, Fritsch.

Verwaltungslehre und Verwaltungsrecht, Handbuch der, mit Vergleichung der Literatur und Gesetzgebung von Frankreich, England und Deutschland. Von L. Stein. Stuttgart, Cotta.

Handel und Verkehr.

Die schottischen Banken. „Durch seine Schulen und Banken ist Schottland geworden was es ist", hat bekanntlich Lord Macaulay gesagt, selbst ein Schotte. Im Schulwesen glaubt der Deutsche von andern Nationen nicht viel lernen zu können, wiewohl auch in diesem Falle das nationale Selbstgefühl leicht zu weit geht. Desto bescheidener sind wir, und haben alle Ursache es zu sein, in Bezug auf das Bankwesen, wenn man die kleinste seiner Formen, die von Schulze-Delitzsch zuerst gestalteten Vorschußvereine ausnimmt. Es ist daher kein Wunder, daß das Vorbild der schottischen Banken auftaucht, so oft es sich bei uns in theoretischer Debatte oder praktischem Handanlegen um Reformen auf diesem Felde handelt. Jedoch wie es mit solchen fremden Mustern wohl geht: sie sind weit bekannter dem Namen nach, als in ihrer wirklichen Beschaffenheit. Mancher glaubt sie zu kennen, der, aufs Gewissen befragt, gestehen müßte sich mit sehr unklaren Vorstellungen zufrieden gegeben zu haben. In der Meinung der Menschen, selbst der besser unterrichteten Minderheit mitunter zeugen diese Beispiele für ganz andere Behauptungen, als welche sie thatsächlich zu beweisen fähig sein möchten.

Schottland gilt für das klassische Land der Bankfreiheit, und ist es unter gewissen Beschränkungen ohne Zweifel. Es hat nur einmal vor langer Zeit, um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts herum, zwanzig Jahre lang eine Monopolbank gehabt, wie England, Frankreich, Preußen, Oesterreich im gegenwärtigen Augenblick. Keine eingreifende Bankgesetzgebung engt im Allgemeinen die freie Entwicklung ein. Aber eben deswegen hat die Thätigkeit der Banken einen eigenthümlichen, und zwar ganz anderen Weg eingeschlagen als auf dem Kontinent. Nicht in der Note, sondern im Depositt hat sie das stärkste Mittel gefunden, die Segnungen geregelten Kredits über ihr Land auszustreuen. Dies ist sozusagen die Drainröhre geworden, mittelst der eine nicht übergroße Zahl von Aktiengesellschaften die wirthschaftliche Ent- und Bewässerung auf allen Punkten im richtigen Gleichgewicht erhält. Wo Kapital müßig liegt, saugt man es vermöge der Depositt-Accounts in die großen Reservoirs zu Edinburgh und Glasgow, Banken genannt; wo es entbehrt wird, strömt es aus ihnen hin vermöge der Cash-Credit-Accounts. Die Banknote spielt in dem ganzen Prozeß nur eine beiläufige und untergeordnete Rolle.

So viel muß dem französischen Nationalökonomen Wolowski, dem wissenschaftlichen Anwalt der Bank von Frankreich, zugegeben werden, wenn er gegen Michel Chevalier, Horn und Andere sich weigert, das Beispiel Schottlands schlechthin für die Wohlthaten freier Notenausgabe gelten zu lassen. Freie Notenausgabe bestand in Schottland von 1715 bis 1765; der von ihr gemachte gelegentlich übertriebene Gebrauch hatte die Banken dahin gebracht, daß sie die Noten nicht immer bei Sicht baar einlösten, sondern unter Umständen erst nach sechs Monaten, mit Verzinsung vom Tage der Präsentation an, — und brachte dann das Parlament dazu, sowohl diesen Vorbehalt der Einlösung nach einem halben Jahre, wie auch die Ausgabe von Noten unter einem Pfund Sterling zu verbieten. Man muß demnach anerkennen, daß der Gesetzgeber durch Erfahrungen, welche ihm dafür übel und tristig genug erschienen, veranlaßt worden ist, die Freiheit der Banknoten-Ausgabe in Schottland einzuschränken. Eine weitere Einschränkung hat sie nicht aus in ihr selber liegenden Gründen, sondern im Zusammenhang mit der allgemeinen Bankgesetzgebung des Reiches erfahren, als 1845 die vielerörterte Peels-Acte erschien. Wie diese die durch Metall nicht gedeckte Notenausgabe der Bank von England begrenzte (auf ungefähr 14 Millionen

Pfund Sterling), so auch die der schottischen Banken, und zwar auf 3,150,000 Pfd. Sterl., den durchschnittlichen Umlauf des letztverflossenen Jahres. Die damals vorhandenen Banken dürfen ihren Antheil an diesem Betrage nicht überschreiten, ohne für jede mehr auszugebende Note den Nennwerth baar im Keller zu haben; andere Banken als die damals vorhandenen Banken dürfen überhaupt keine Noten ausgeben. Mit der Freiheit der Notenausgabe ist es also in Schottland nicht allein schlecht bestellt, sondern man kann beinahe sagen, vorbei. Aber man glaubt sich deshalb nicht so sehr viel schlimmer zu befinden. In dem unternehmenden Glasgow klagt die Handelskammer wohl einmal über die Wirkungen der Peels-Acte auf Schottland; in dem soliden alten Edinburgh ist man ganz gut mit ihr zufrieden. Der Notenumlauf hat seitdem eher zu- als abgenommen, aber die auswärts oft vermuthete Bedeutung als Theil des ganzen Bank-Kreditsystems hatte er vorher so wenig wie heute. Er beläuft sich kaum auf das Doppelte des Baarvorraths und die Hälfte des Aktienkapitals; im Jahre 1867 waren es 4½ Millionen Pfd. Sterl., während die Depositen 60 Millionen überstiegen! Die Banknote, man sieht es wohl, könnte im Rahmen des schottischen Banksystems allenfalls ganz fehlen, ohne ihm viel von seiner praktischen und prototypischen Bedeutung zu nehmen.

Allein Professor Wolowski — dessen Darstellung der schottischen Banken neuerdings eine nur leider höchst mangelhafte Uebertragung ins Deutsche erfahren hat — zeigt nicht bloß eine starke Seite, sondern auch eine schwache. Seine Schwärmerei für die französische Centralbank (die wohl auch seiner zum Theil recht phantastisch motivirten Fürsprache für den Fortbestand der Doppelwährung zu Grunde liegt) reißt ihn hin, wenn er Miene macht, die Konkurrenz aus dem Nebeneinanderwirken der schottischen Banken ganz zu streichen. Er konstatirt triumphirend, daß die Direktoren der zwölf Banken, die mit ihren Hunderten von Filialen das ganze System ausmachen, den Zinsfuß regelmäßig in gemeinschaftlicher Sitzung feststellen, und fragt, wo nun (immer im Gegensatz zu der Monopolherrschaft der Bank von Frankreich) die Konkurrenz bleibe? Dies heißt denn doch den Schein mit dem Wesen verwechseln. Darüber kann ja freilich gar kein Zweifel sein, daß nicht jede Bank unter einem Dutzend auf demselben Felde wirkenden ihren Discont selbständig zu bestimmen im Stande ist; Banken von der relativ geringen Größe der schottischen, in unmittelbarer Nachbarschaft und theilweise gemeinschaftlich mit der Bank von England arbeitend, vermögen sich deren leitendem Einfluß nicht zu entziehen, und ob die eine etwas früher und die andere etwas später demselben folgt oder alle auf einmal, ist kein Gegenstand höheren Interesses für das verkehrtreibende Publikum. Dagegen macht es doch schon einen gewissen Unterschied, ob eine einzige hierarchische Organisation die Fragen des Zeitpunktes und des Maßes für vorzunehmende Veränderungen im Zinsfuß entscheidet, oder eine Mehrzahl von einander unabhängiger Direktionen an der Spitze von ebenso selbständigen Geschäften. Noch viel wichtiger aber ist die Konkurrenz, welche diese Banken sich in der Werbung um das Zutrauen des Publikums und in der Aufsuchung guter Anlagen für das ihnen zugeführte Kapital machen. Diese Konkurrenz hat unzweifelhaft den hervorragendsten Antheil an der außerordentlichen Entwicklung des Depositenwesens in Schottland; eine Monopolbank hätte es selbst bei der weltbekannten Sparsamkeit und Erwerbthätigkeit der Schotten schwerlich auch nur entfernt so weit gebracht. Der Konkurrenz verdankt man die geschwinde Legung jener das Kapital ansammelnden wirthschaftlichen Saugapparate durch das ganze Land, und den lebendigen Geist des Fortschritts, der dieses bewunderungswürdige System immer noch erfüllt. Das hätte Wolowski ebenso wenig leugnen, wie er die Aufhebung der einst bestehenden schottischen Monopolbank hätte tendenziös im Hintergrunde halten sollen. Man erkennt an solchen Zügen nur zu leicht die Einseitigkeit seiner Parteinahme für die große französische Centralbank.

Das Deposit im Contocorrent, operating deposit account, ist übrigens der Note verwandter, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Beide repräsentiren Guthaben an die Bank, welche auf Verlangen zahlbar sind; für beide muß die Bank daher die nöthigen baaren Deckungsmittel bereit halten. Die Note ist auch geschichtlich, kann man annehmen, in ähnlicher Weise aus dem Depositenschein entstanden, wie die Geldmünze aus dem Barren Edelmetall. Sie ist ein Depositenschein in abgerundetem Betrage, der sich nicht nach der Größe der zufällig niedergelegten, der Bank zur Aufbewahrung übergebenen Summe richtet, sondern im voraus massenhaft gedruckt wird. Eben deshalb aber wartet diese Art von abgerundeten Depositenscheinen nicht die Kapitalbildung im Publikum und das der Bank ent-

gegenkommende Vertrauen ab, sondern drängt seinerseits dazu, derartige Geschäfte aufzusuchen und nöthigenfalls künstlich hervorzurufen. In diesem Unterschiede liegt eigentlich schon die ganze Gefahr begründet, welche aus einseitiger Anspannung der Notenpresse bei Vernachlässigung des an sich gesunderen Depositenverkehrs entspringt. Depositen sind in den Büchern der Bank auf den Namen der deponirenden Personen eingetragen, während präsentirte Noten jedem beliebigen Inhaber ohne weiteres ausgezahlt werden müssen. Die Bank weiß niemals halbwegs gewiß, in was für und in wie viel Händen ihre Noten sind; der Deponent im Contocorrent dagegen ist ihr vom Tage der Eröffnung seines Contos an bekannt, sie kontrolirt seine Einlagen und Zurücknahmen, gewinnt einen Einblick in seine Kasse, kann sich auf seine Zahlungsansprüche einigermaßen vorbereiten, da je nach seinem Geschäft der Eine zu dieser, der Andere zu jener Jahreszeit besonders geldbedürftig ist. Entsteht deshalb eine allgemeine Vertrauensstörung, so befindet sich eine Depositenbank in viel glücklicherer Lage als eine Notenbank. Diese hat Tausende von Gläubigern, zu denen sie und die zu ihr in weiter keinem Verhältniß stehen, die also Alle kommen werden und ihr Geld verlangen. Zu der Depositenbank dagegen stehen die einzelnen Deponenten nicht allein in Beziehungen näheren unmittelbaren Vertrauens, sondern auch in einem ähnlichen Verhältniß wie kirchliche Gemeindeglieder zu einem willig verehrten Seelenhirten. Sie übt eine gern ertragene Kontrole über ihr finanzielles Verhalten; so lange daher nicht bestimmte und begründete Besorgnisse wegen der Zahlungsfähigkeit grade dieser bestimmten Bank entstehen, wird in den Gemüthern ihrer Deponenten auch in kritischen Lagen und grade in solchen das Streben vorwalten, ihr durch Zurückhaltung darzuthun, daß sie noch nicht bedrängt sind. Es ist, wie Schottland wiederholt erlebt hat, nichts ungewöhnliches, daß dieselbe Krisis Notenbanken schwer bedrängt und Depositenbanken umgekehrt kräftigt.

Die schottischen Depositen scheiden sich in einfache und solche auf Contocorrent, deposit receipts und operating deposit accounts. Bei den ersteren ist Verfügung über die eingelegte Summe zu Gunsten von Dritten oder durch Bankanweisungen ausgeschlossen; der Einleger muß den Schein in eigener Person zurückliefern, wogegen er dann das gewünschte Geld und für den etwa in der Bank gelassenen Rest einen neuen Schein empfängt. Dieser Beschränkung steht aber ein etwas höherer Zinsfuß — in der letzten Zeit durchschnittlich 3 % — als bei den Depositen auf Contocorrent gegenüber, wenigstens bei denen, die sich ihre Zinsen nach der täglichen Bilanz berechnen lassen (jetzt im Durchschnitt 2½ %), während, wenn die Zinsen nach dem Minimum der Monatsbilanzen berechnet werden, der Zinsfuß für sie auf durchschnittlich 3½ % steigt. Für alle solche Einlagen auf laufende Rechnung empfängt man zwei Bücher, ein Eintragebuch (passbook) zur Vermerkung der Ein- und Auszahlungen, und ein Anweisungsbuch (checkbook), aus dem die Anweisungen herausgeschnitten werden, welche man auf sein Guthaben in der Bank ausstellen will. Diese Verschiedenheiten entsprechen den verschiedenen Bedürfnissen der Bankkunden; und es ist der Segen der in Schottland bestehenden principiellen Bankfreiheit, daß ihre Ausbildung nirgends auf zufällige gesetzliche Schranken stößt. Das Check-Verfahren hat sich übrigens in Schottland bisher nicht zu dem Grade von Vollkommenheit entwickelt wie in England. Man zieht es dort im Allgemeinen vor, seinen Kassenbedarf einmal im Lauf des Tags auf einmal aus der Bank zu entnehmen; während hier der Inhaber eines Bankguthabens für jede ihm vorkommende größere Zahlung ohne weiteres einen Check auszufüllen pflegt.

So viel von der Entwässerungsthätigkeit der schottischen Banken — wenn man, um in dem früher gebrauchten Bilde zu bleiben, das Kapital dem Wasser vergleichen darf, das sich aus allerhand verborgenen Quellen in einer arbeitsamen und gebildeten Gesellschaft immer aufs neue an tausend Stellen sammelt. Ihre Bewässerungsthätigkeit bedient sich der Kredite in laufender Rechnung, cash credit accounts, als hauptsächlicher Kanäle. Solche Kredite werden Jedem eröffnet, der durch Verpfändung von Grundeigenthum oder Stellung von mindestens zwei Bürgen Sicherheit leistet. Sie pflegen sich zwischen 100 und 1000 Pfd. Sterl. zu bewegen. Eine sehr praktische Hypotheken- und Subhastationsordnung macht es den Banken möglich, auch verpfändete Grundstücke als eine Sicherheit anzusehen, auf welche hin sich Contocorrentkredite eröffnen lassen. In dem Registerhaus zu Edinburgh kann man jeden Augenblick einsehen, bis zu welchem Belauf irgend ein Grundstück in Schottland bereits mit Schulden belastet ist; und wenn Veräußerung auf Meistgebot das einzige Mittel ist, durch welches eine Bank in einem derartigen Falle wieder zu dem Ihrigen

kommen kann, so steht ihr dafür ein ebenso rasches als bequemes Verfahren zur Seite. Der Inhaber des so eröffneten Kredits aber hat es völlig in der Hand, wie bald und in welchen Abschnitten er über denselben verfügen, wie bald und in welchen Abschnitten er zurückbezahlen will, mit der Wirkung daß die Zinsen nur für das wirklich erhobene und behaltene Kapital berechnet werden. Dies macht die Einrichtung zu einer äußerst willkommenen Stütze für Handel, Industrie und Landwirthschaft. Der Kredit in laufender Rechnung wird nach Logan, dem früheren Direktor der Bank of Scotland, hauptsächlich zu dem Zwecke bewilligt, ein unzulängliches Betriebskapital zu ergänzen, nicht aber um den völligen Mangel an Kapital auszugleichen. „Die Banken sind stets bemüht, solche Personen aufzufinden, welche mit dem Rufe des Fleißes, der Umsicht und der Rechtschaffenheit einen gewissen Mangel an Mitteln verbinden, der sie hindert, alle Chancen ihres Geschäfts gehörig auszubeuten; ihnen verleiht man gern Kredit." Diese Geld holenden Kunden der Banken sind in kritischen Zeiten selbstverständlich noch viel beflissener als die Geld bringenden Kunden, ihren Verpflichtungen pünktlich nachzukommen und wo möglich selbst darüber hinaus kleine Abzahlungen zu machen, damit ihr eigener Geschäftskredit, dessen wohlunterrichteter Garant eben die Bank ist, nicht leide. Die Contocorrentkredite der Banken sind daher nicht bloß gut als ebenso viele kleine Kanäle, um das gesammelte befruchtende Kapital dahin zu leiten, wo es mit größter Gewißheit befruchtend wirken wird, sondern auch als ein mächtiges Mittel, in dem schottischen Geschäft im Allgemeinen die Solidität aufrecht zu erhalten, — unter „Geschäft" alles verstanden, was überhaupt geschäftsmäßig in etwas bedeutenderem Umfange betrieben wird.

Ihr Hauptnutzen aber ist für den Grundbesitz. Sobald wir daher überall in Deutschland ein verbessertes Hypothekenrecht haben, wird auch der Augenblick für allgemeine Einbürgerung dieser Form des Bankkredits gekommen sein. Nicht besonderer Banken für die Landwirthe und Häuserbesitzer bedarf es so sehr, als der Anpassung aller Banken ohne Ausnahme an die Geldbedürfnisse dieser beiden Klassen von Geschäftsunternehmern, wofür aber allerdings die rechtlichen Bedingungen zum Theil noch erst zu schaffen sind.

Vornehmlich für den Handelsstand besteht in Schottland noch eine andere Art Kreditgewährung, Ueberziehung des Guthabens auf bestimmte Zeit oder für ein bestimmtes Unternehmen, current accounts on overdraft oder overdrawn accounts. Sie werden im übrigen ganz wie die Contocorrentkredite behandelt, nur daß bei ihnen Checks zur Anwendung kommen und der Zinsfuß den der ersteren in der Regel um ½% übersteigt. Der Zinsfuß beider Arten von Krediten, welche die Banken geben, nicht empfangen, steigt und fällt mit dem Wechseldiscont, welchen er um 1% zu übersteigen pflegt. Es muß natürlich vorzugsweise die Differenz zwischen den erhaltenen und den bezahlten Zinsen sein, woraus die Banken bei ihrer verhältnißmäßig geringen Notenausgabe ihre eigenen Kosten bestreiten und eine Dividende erschwingen. Wie weit sie darin aber gehen können, ohne den Zuspruch ihrer Kunden zu gefährden, lehrt die Erfahrung in sehr merkwürdiger Weise. In dem Jahrzehnt 1857/66 war der durchschnittliche Zinsfuß sämmtlicher schottischen Banken für einfache Depositen 2,92%, Contocorrentdepositen 2,44%, dagegen für Contocorrentkredite 5¾%, so daß ungefähr 3% der umgesetzten Summe zu Gunsten der Banken blieben — bei einer Depositeneinnahme von 60 Millionen Pfd. Sterl. schon ein recht hübscher Ueberschuß!

Der Londoner „Economist" theilt in seiner Nummer vom 9. Juli eine Dividendenliste deutscher Banken für die Jahre 1866/68 mit, welche der britische Konsul in Frankfurt a. M., Herr Kuchen, der Regierung übersandt hat, und sagt dann: „Die geringe Höhe der Dividenden im Vergleich zu derjenigen britischer Bankinstitute wird auffallen. Doch erklärt sie sich vollständig, wenn man die niedrigen Beträge von Depositen in den Einnahmespalten deutscher Banken bemerkt. Wenn die Banken vornehmlich aus ihrem eigenen Kapital Kredite bewilligen müssen, so wird das Geschäft mit Nothwendigkeit schlechtere Ergebnisse liefern, als wenn, wie bei uns zu Lande, das Hauptkapital, aus dem der Gewinn fließt, von den Kunden der Banken stammt". In der That haben die deutschen Bankdividenden 1868 nicht 10% übersteigen und halten sich guten Theils auf 5 und 6%, während die schottischen Banken ihren Aktionären der Regel nach 8—10% abwerfen.

Dem entspricht denn auch die glänzende äußere Entwicklung des Bankwesens in Schottland, auf welche wir schließlich noch einen Blick werfen wollen. Die Summe der Einlagen betrug

1825	. . . . .	21 Millionen Pfd. Sterl.,
1841	. . . . .	27 " "
1857	. . . . .	38 " "
1866	. . . . .	57½ " "
1870 (1. Januar)	. . . .	63½ " "

hat sich also binnen 45 Jahren verdreifacht. Haupt- und Zweigbanken bestanden

	am 1. Januar			
	1819	1830	1845	1864
Banken	30	27	20	13,
mit Filialen	97	145	376	591.

„Heutzutage kommt auf 5100 Einwohner oder 84 Quadratkilometer eine Bankfiliale: welches Land", ruft Wolowski aus, „hätte sich einer gleichen Zahl von Bankinstituten zu rühmen, in wahrem Sinne des Worts der allgemeinen Wohlfahrt dienend?"

Einzelne deutsche Banken, die Bremer Bank z. B. und die Danziger Privatbank, haben nicht ohne Erfolg versucht, das schottisch-englische Depositen- und Checkwesen nach Deutschland zu verpflanzen. Einzelne Vorschußvereine, z. B. der Rostocker, wetteifern darin mit ihnen rühmlich. Aber im ganzen läßt die Benutzung eines so nachahmungswerthen Beispiels noch stark auf sich warten, und aus den Kreisen der Leiter der preußischen Bank heraus sind wohl gar einmal so wunderliche Aeußerungen laut geworden, als habe man sich über die verkümmerte Entwicklung des Depositenwesens eher zu freuen. Die preußische Bank mit ihrem theils legalen, theils faktischen Notenmonopol hat es freilich bequemer. Allein grade wenn sie dieses zu behalten wünscht, nachdem ihre Privilegien abgelaufen sein werden, liegt es in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse, daß andere Banken in den Depositen die bisher in der Notenausgabe gesuchte Stütze höheren Aufschwungs finden. A. Lammers.

Industrie.

Die Theerfarbenindustrie. Nach Mittheilungen des Dr. Gessert an Rud. Wagner wurden von Anilinöl 1867 1,500,000 Pfund, 1868 2 Mill. und 1869 3—3½ Mill. Pfd. verbraucht. Mithin entfällt gegenwärtig auf einen Tag der bedeutende Konsum von 100 Ctnr. Anilinöl. Von obigen Quantitäten verbrauchte Deutschland 2 Mill. Pfd., der Rest vertheilte sich auf die Schweiz, auf England und Frankreich, und zwar in der Reihenfolge der Nennung dieser Länder. Producirt wurde in Deutschland kaum 1 Mill. Pfd. Anilinöl, der Rest wurde von Frankreich eingeführt, wo jährlich mehr als 1½ Mill. Pfd. gewonnen werden. England, obgleich der Hauptproducent von Benzol, hat die geringste Anilinölfabrikation und bezieht einen Theil seines Bedarfs ebenfalls von Frankreich. — Der Gesammtwerth der im Jahre 1868 producirten Anilinfarben dürfte sich auf 4—4½ Mill. Thlr. belaufen. Das enorme Uebergewicht, welches die deutsche Anilinfarbenfabrikation gewonnen hat, ist größtentheils eine Folge des Patentschutzes, welcher das Aufblühen dieser Industrie in Frankreich und England verhindert. Beide Länder bilden jetzt die Hauptabsatzmärkte für die deutschen und schweizerischen Fabriken.

Der letzte „Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz" klagt mit Recht über die Abhängigkeit der Anilinindustrie von den englischen Theerdestillateuren, welche im Jahr 1868 zu höchst fatalen Verhältnissen führte. Seit der Einführung der Anilinfarben im Jahre 1859 hat das Rohmaterial im weitesten und engsten Sinn, die Theeröle, Benzine und Anilinöle mit einer einzigen kurzen Ausnahme in den Jahren 1861 und 1862 stets durch vervollkommnete Einrichtungen, praktischere Darstellungsarten, größeren Bedarf und dadurch vermehrte Konkurrenz eine dauernde Reduktion im Preise erfahren. Plötzlich erklärten aber die englischen Benzinfabrikanten im September 1868, fernerhin nicht mehr zu so gedrückten Preisen arbeiten zu wollen; sie schlossen ihre Etablissements und die Anilinöl- und Anilinfarbenfabrikanten waren gezwungen, bedeutend höhere Preise für Benzin zu bewilligen und auf längere Zeit zu kontrahiren. Der Centner Benzin, früher 12 Thlr. kostend, stieg bis auf 50 Thlr., und das Fuchsin sowie die übrigen Farben folgten natürlich nach, so daß bei fast keinem Vorrath am Ende des Jahres 1868 jeder verlangte Preis gewährt werden mußte, sobald es galt, kaufen zu müssen. Diese künstliche Hausse, als deren Grund auch das Seltenwerden der Anilinbenzine für die nach Ostindien, China und Japan stark verlangten Anilinfarben angegeben wurde, war in diesem Frühjahr noch nicht vollständig überwunden und es trat mithin jene schon erwähnte Abhängigkeit der ganzen Anilinindustrie von der englischen Benzinfabrikation nur allzu deutlich hervor.

In Deutschland werden weder namhafte Mengen Gastheer auf Benzin verarbeitet, noch sind bei uns besondere Theerschwelereien wie in England etablirt. Es bleibt demnach ein reiches Feld industrieller Thätigkeit zu bebauen übrig, namentlich wären die Kohlenbezirke angethan, wie früher für die Kokesfabrikation, jetzt für die Benzinfabrikation helfend und fördernd einzutreten. Die Destillation der Gastheere würde immerhin noch lohnender sein als die jetzige Benutzung des Theers zum Heizen der Gasretorten. Es wird zwar geklagt, die Theere enthielten nicht genug Benzin, doch dürften immerhin 3 % außer einem Quantum Oele zu gewinnen sein, welche ebenfalls hohen technischen Werth haben, namentlich auch die Karbolsäureverbindungen enthalten, zur Darstellung reiner Karbolsäure, der Pikrinsäure und des Korallin verwendet werden können und Oele für Gummiwaarenfabrikanten und zum Imprägniren der Eisenbahnschwellen liefern. Selbst das nahe liegende Gastheerdestilliren stößt auf Hindernisse und es wird z. B. nur der geringste Theil des Theers der Berliner Gasfabriken auf Benzin abdestillirt, während Berliner Fabriken Benzin von England beziehen.

Das Jodgrün, welches in der letzten Zeit so sehr viel Beifall gefunden hat, wird jetzt auf Grund von Hoffmanns Untersuchungen nicht mehr mit Jodäthyl, sondern mit Jodmethyl dargestellt. Die Wiedergewinnung des Jods hat sich wesentlich vervollkommnet und liefert jetzt 60 % des angewandten Jods. Der immerhin noch sehr beträchtliche Antheil des verschwindenden Jods vertheilt sich auf Verdampfungsverluste und entsteht dadurch, daß noch viele Farben als jodwasserstoffsaure Verbindungen verkauft werden. In Summa wurden 1869 in den Farbefabriken cirka 90,000 Pfd. Jod konsumirt. Davon kamen auf Norddeutschland (hauptsächlich die Rheinprovinz) 65,000 Pfd., der Rest auf Frankreich, England und die Schweiz. Diese Zahlen zeigen ziemlich genau die Stellung, welche die deutsche Fabrikation in der Theerfarbenindustrie überhaupt einnimmt. Es sind auch wieder Versuche gemacht worden, das Jod durch Brom zu ersetzen, doch hat sich das letztere noch nicht recht einbürgern wollen, weil die damit hergestellten Farben etwas weniger glänzend ausfallen als die Jodfarben und die Manipulationen mit Brom weit weniger bequem und glatt verlaufen als mit Jod.

Nekrolog.

Liebig, Joh., Freiherr v., son., einer der größten Industriellen der Neuzeit, Besitzer großer industrieller Etablissements zu Reichenberg in Böhmen, Gründer von Eisenbahnen u. a. Unternehmungen, Mitglied des böhmischen Landtags, † am 16. Juli auf Schloß Smiritz, 68 Jahre alt.

Kriegswesen.

Die Organisation der europäischen Heere. III. XIII. Oesterreich. Auch hier gilt die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung. Die Pflicht zum Eintritt ins Heer beginnt für den Wehrpflichtigen mit dem vollendeten 20. Lebensjahre und die Dienstpflicht dauert 12 Jahre, und zwar 3 Jahre in der Linie, 7 Jahre in der Reserve und 2 Jahre in der Landwehr. Diejenigen, welche sogleich bei der Aushebung in letztere übertreten, bleiben 12 Jahre in derselben stehen. Das Kontingent für das Heer beträgt jährlich 95,474 Mann, welche ausgelooſt werden, der Ueberschuß an diensttüchtigen Rekruten wird der Landwehr zugetheilt.

Die Friedensorganisation des österreichischen Heeres ist keine so fest gegliederte wie im norddeutschen Heere, nicht einmal innerhalb der Regimenter. Von den 5 Bataillonen, die ein Infanterieregiment hat, sollen 2 im Ergänzungsbezirk stehen, während die 3 anderen in den meisten Fällen weit davon entfernt ihre Garnison haben, so daß die eine Hälfte des Regiments dem einen und die andere einem andern Generalkommando angehört. Statt der norddeutschen Armeecorps gibt es in Oesterreich nämlich Territorialkommandos, welche Generalkommandos genannt werden. Es sind ihrer 7, nämlich in Wien, Graz, Prag, Lemberg, Brünn, Ofen und Agram, welche wiederum in eine Anzahl von Truppendivisionen und Brigaden zerfallen. Außerdem sind noch in Innsbruck, Zara, Hermannstadt und Peterwardein selbständige Truppendivisionen.

Die Administration des Heeres geschieht durch ein für beide Reichshälften gemeinschaftliches Reichskriegsministerium, während das

jährliche Rekrutenkontingent, das für die nächsten 10 Jahre vorläufig festgesetzt ist, um das Heer auf die Höhe von 800,000 Mann, ohne die Grenzer, zu bringen, jedesmal von den Landesvertretungen zu bewilligen ist. Auf die Länder diesseits der Leitha kommen von jenem Rekrutenkontingent — 95,474 Mann — 56,041 Mann und auf die Länder jenseits der Leitha 39,433 Mann. Außerdem besteht nun noch für jede der Reichshälften ein Ministerium für die Landesvertheidigung, welches die Verhältnisse der Landwehr zu regeln hat.

Betrachten wir jetzt die Truppentheile des österreichischen Feldheeres, das also in Bezug auf Administration und Kommandoverhältnisse eine Einheit bildet.

Die Infanterie. 80 Regimenter, jedes zu 5 Feldbataillonen mit 4 Kompagnien und 1 Ergänzungsbataillon mit 5 Kompagnien. Letzteres kann im Bedarfsfall auch im Felde verwendet werden und dann hat die 5. Kompagnie desselben das ganze Ersatzgeschäft zu besorgen. Wenn dies geschieht, bilden das 4. und 5. Bataillon, die en cadre im Ergänzungsbezirk stehen, mit dem Ergänzungsbataillon zusammen ein Reserveregiment. Die österreichische Infanterie soll auf dem Kriegsfuß eine Masse von 456,080 Mann ausmachen. Wir können diese ganze Summe aber nicht der Feldarmee zuzählen, denn es erscheint sehr fraglich, ob das Ergänzungsbataillon rechtzeitig aufgestellt werden kann, um als Ganzes die Armee zu verstärken. Auch würde in diesem Fall der genügende Ersatz des Heeres, der von so hoher Wichtigkeit ist, durchaus nicht hinreichend garantirt sein. In Norddeutschland rechnet man auf je 3 Bataillone Infanterie 1 Ersatzbataillon, in Oesterreich aber soll im Fall der Aufstellung des Ergänzungsbataillons im Felde 1 Kompagnie den Ersatz für 6 Bataillone bestreiten. Wir sehen also bei der Berechnung der Größe der österreichischen Feldarmee von dem Ergänzungsbataillon ab und berechnen die Stärke der Infanterie derselben zu 400 Bataillonen à 900 Mann, im Ganzen also zu 360,000 Mann. Dazu kommt nun 1 Regiment Tyroler Jäger mit 7 Bataillonen zu 4 Kompagnien, 7 Reservekompagnien und 1 Ergänzungsbataillon zu 7 Kompagnien; ferner 33 Feldjägerbataillone zu 4 Kompagnien, 1 Reserve- und 1 Ergänzungskompagnie. Die Gesammtstärke dieser Truppen auf dem Kriegsfuß wird officiell zu 66,724 Mann angegeben.

Aus den 40 Reservekompagnien sollen bei einer Mobilmachung 10 Reservejägerbataillone gebildet werden. Obgleich dies auf Schwierigkeiten stoßen kann — namentlich mit Bezug auf die rechtzeitige Herstellung für den Kriegsschauplatz —, wollen wir sie doch zur Stärke der Feldarmee mit hinzurechnen. Dies würde 50 Jägerbataillone à 900 Mann, zusammen 45,000 Mann ergeben.

Die Kavallerie besteht aus 14 Dragoner-, 14 Husaren- und 13 Ulanenregimentern, jedes zu 6 Feldeskadronen. Bei einer Mobilmachung tritt dann noch für jedes Regiment 1 Reserve- und 1 Ergänzungseskadron hinzu. Die erstere ist zum Gebrauch im Felde bestimmt. Dies ergäbe für die Gesammtstärke der Kavallerie der Feldarmee 287 Eskadronen, deren jede cirka 150 Mann stark ist, im Ganzen also 43,000 Mann.

Die Artillerie besteht aus 12 Feldartillerieregimentern, jedes zu 12 Batterien, und aus 12 Festungsbataillonen, jedes zu 6 Kompagnien. Das Feldregiment führt 4 vierpfündige Fuß-, 3 vierpfündige Kavallerie- und 5 achtpfündige Fußbatterien. Dazu kann im Kriege noch 1 achtpfündige Ergänzungsbatterie hinzutreten, die im Frieden schon als Depot besteht. Dies ergibt im Ganzen für die Feldartillerie 156 Batterien à 8 Geschütze, also zusammen 1248 Geschütze, wovon 576 acht- und 672 vierpfündige.

Jedes Feldartillerieregiment hat einen Friedensetat von 75 Offizieren, 1415 Mann und 532 Pferden und einen Kriegsetat von 97 Offizieren, 3558 Mann und 2795 Pferden. Die gesammte Feldartillerie hat also eine Mannschaftsstärke von ungefähr 44,000 Mann.

Zu den Ingenieuren gehören 2 Genieregimenter, jedes zu 5 Feldbataillonen à 4 Kompagnien, 8 Reservekompagnien und 1 Ergänzungsbataillon zu 5 Kompagnien, zusammen also 66 Kompagnien mit 14,418 Mann, von denen wir (mit dem oben angeführten Vorbehalt der möglicher Weise verspäteten Aufstellung der Reservekompagnien) 56 Kompagnien mit etwa 12,000 Mann zur Feldarmee rechnen können. Ferner 1 Pionierregiment zu 5 Feldbataillonen à 4 Feldkompagnien und 1 Reservekompagnie. Bei einer Mobilisirung soll dann noch eine Ergänzungskompagnie errichtet werden. Dies ergibt 30 Kompagnien mit 7747 Mann. Wir berechnen davon 25 Kompagnien mit etwa 6000 Mann für die Feldarmee.

Zu allen diesen Truppen kommen dann noch etwa 25,000 Mann Train.

Die Gesammtstärke der österreichischen Armee auf dem Kriegsfuß beträgt demnach an

Infanterie und Jägern	405,000	Mann in	450 Bataillonen,
Kavallerie	43,000	"	" 287 Eskadronen,
Artillerie	44,000	"	" 156 Batterien mit 1248 Geschützen,
Ingenieuren . . .	18,000	"	
Train	25,000	"	
zusammen	535,000	Mann,	
dazu sind noch zu rechnen ca. . . .	50,000	"	Grenztruppen,
zusammen	585,000	Mann mit	1248 Geschützen.

Von den Ergänzungs- oder Ersatztruppen ist schon bei den einzelnen Truppengattungen die Rede gewesen. Außerdem hat Oesterreich zum Landesschutz seine Landwehr.

Das österreichische Armeebudget beläuft sich auf 44½ Millionen preußische Thaler. Es ist also ganz bedeutend niedriger als das norddeutsche; dabei ist aber zu bedenken, daß die Präsenzzeit in Oesterreich nur 1½ Jahre, in Norddeutschland aber das Doppelte beträgt, so daß z. B. ein norddeutsches Infanterieregiment zu 3 Bataillonen im Frieden 1600 Mann stark ist, während ein österreichisches Infanterieregiment zu 5 Bataillonen nur eine Friedensstärke von 120 Mann hat.

Auf jeden Mann der Feldarmee in Oesterreich, die Grenzer mit eingerechnet, entfallen 76 preußische Thaler des Armeebudgets.

Die Kavallerie des österreichischen Heeres verhält sich zur Infanterie wie 1 : 9 und auf je 1000 Mann kommen 2⅕ Geschütze.

XIV. Schweiz. Das schweizerische Heersystem hat sich, besonders in letzterer Zeit, einen gewissen Grad von Berühmtheit zu verschaffen gewußt, weshalb wir es etwas näher betrachten wollen.

Im Gegensatz zu allen andern Ländern Europa's, die entweder ein wirkliches stehendes Heer oder doch den Stamm zu einem solchen haben, in welchen die nach und nach ausgebildete Mannschaft bei einer Mobilmachung eingestellt wird, ist das schweizerische Heer ein reines Milizheer, von dem im Frieden auch nicht einmal die Kadres bestehen. Bei jeder Truppenübung, bei jeder Mobilisirung müssen sich diese immer erst wieder aufs Neue zusammenfinden. Eigentliche Berufssoldaten gibt es daher nur sehr wenige in der Schweiz, und nicht einmal die technischen Truppen machen darin eine Ausnahme.

Ein solches System, man hört es auch mit dem Namen „Volksheer" bezeichnen, weil jeder waffenfähige Bürger ihm angehören „soll", ist für die Bevölkerung ein sehr bequemes, das läßt sich gar nicht leugnen. Die ganze Dienstzeit eines schweizerischen Soldaten dauert nur 1—2 Monate und kann den Einzelnen nicht in seinen Beschäftigungen stören. Die Einberufungen zu den Truppenübungen, an denen sich Jeder ein paar Tage in jedem dritten oder vierten Jahre betheiligt, mögen die Meisten als eine Vergnügungstour ansehen. Auch die Kosten eines solchen Milizheeres sind scheinbar sehr gering; allein die 5 Millionen Franken, welche im Heerbudget der Schweiz als ganze Ausgabe figuriren, sind doch nur ein Bruchtheil der durch das Heerwesen verursachten Kosten, deren größter Theil auf den einzelnen Kantonen lastet.

Daß sich in der angegebenen kurzen Dienstzeit keine Soldaten, wie sie der heutige Standpunkt der Taktik erfordert, erziehen lassen, darüber sind wohl Alle einig, und selbst das schweizerische Kriegsdepartement scheint derselben Meinung zu sein, da es noch jüngst die kräftigste Förderung einer militärischen Erziehung der Jugend bei der Bundesversammlung dringend befürwortet hat. Die Schweiz mag nun in ihrer eigenthümlichen Lage und der Beschaffenheit des Landes einen Ersatz für den Schutz haben, den ihr das unzureichend ausgebildete Heer nur in ungenügendem Maße zu bereiten im Stande ist. Man kann es also einigermaßen gerechtfertigt finden, daß die Schweiz an diesem Princip festhält, zumal da die Unzulänglichkeit desselben nicht durch die Praxis erwiesen ist und der Schweizer an und für sich auch manche gute Eigenschaft besitzt, die im Kriege von hohem Werth ist.

Die Wehrpflicht beginnt in der Schweiz mit dem 20. und dauert bis zum vollendeten 44. Lebensjahre. Von der Dienstpflicht entfallen auf den Bundesauszug 15, auf die Bundesreserve 9 und auf die Landwehr 4 Jahre.

Der Bundesauszug soll gesetzlich 3%, die Reserve 1½% und die Landwehr 3% der Bevölkerung ausmachen. Nach der gegenwärtigen Einwohnerzahl der Schweiz würde dies im Ganzen 182,000 Mann ergeben, während die Anzahl der in die Militärlisten eingetragenen Schweizer gegen 200,000 Mann ausmacht. Dies sind 8% der Bevölkerung, eine Kraftanstrengung, die kein Land auch nur kurze Zeit aushalten könnte, wenn sie wirklich geleistet würde. Man denke z. B. an Frankreich, welches nach diesem Maßstabe 3,000,000 Soldaten aufstellen müßte! Und dennoch ist das Princip der allgemeinen Wehrpflicht in der Schweiz nicht einmal ganz streng durchgeführt, sondern auch hier sind Ausnahmen gestattet, und es können Ab-

lösungssummen für die Dienstbefreiung bezahlt werden.

Von einer taktischen Gliederung über das Bataillon hinaus ist in der Schweiz gar keine Rede. Das Heer bildet also im Frieden nur eine Anzahl von Bataillonen, Kavalleriekompagnien und Batterien und dies faktisch auch nur während der kurzen jährlichen Uebungszeit; in der ganzen übrigen Zeit des Jahres figuriren sie ausschließlich auf dem Papier.

Wir wollen nun noch einen kurzen Blick auf die Truppentheile werfen.

Die Infanterie zählt 75 Bataillone, 9 Halbbataillone und 6 Kompagnien. Da nämlich jeder Kanton seine Truppentheile der Infanterie selbst formirt, können nicht immer die Bataillone in ganzer Stärke hingestellt werden, und es wird dann die überschießende Mannschaft in Halbbataillone oder einzelne Kompagnien eingetheilt. Jedes Bataillon soll 6 Kompagnien haben, nämlich 2 Jäger- und 4 Füsilierkompagnien. Die Jägerkompagnie hat einen Stand von 107—117 Mann, die Füsilierkompagnie von 106—116, ein Halbbataillon von 322—352, ein Bataillon von 657—717 Mann. Die ganze Stärke der Infanterie des Auszugs beträgt 67,901 Mann. Dazu kommen dann noch 32 Bataillone, 9 Halbbataillone und 15 uneingetheilte Kompagnien der Reserve, im Ganzen 39,640 Mann. Ferner gehören zur Infanterie 45 Kompagnien Scharfschützen; diese sind selbständig formirt, jede für sich. Ihre Stärke beträgt ungefähr 100 Mann. In der Reserve sind 26 Scharfschützenkompagnien, zusammen mit 2390 Mann. Alle Scharfschützen zusammen machen also 6890 Mann aus.

Die Kavallerie wird nicht von den einzelnen Kantonen gestellt, sondern der Bundesrath sorgt selbst für die Formation und Ausbildung derselben.

In dem Bundesauszug sind 7½ Kompagnien Guiden und 22 Dragonerkompagnien. Die ersteren sind ausschließlich zum Ordonnanzdienst bestimmt. Eine Kompagnie der Guiden hat einen Stand von 32 Mann und eine Kompagnie Dragoner 77 Mann, dies macht im Ganzen 240 Mann Guiden und 1694 Mann Dragoner, zusammen 1934 Reiter aus. In der Reserve sind 8 Guidenkompagnien à 19 Mann und 13 Dragonerkompagnien à 60 Mann, zusammen 932 Reiter.

In taktischer Beziehung werden 2 Kompagnien zu einer Schwadron vereinigt, welche dann in 4 Züge eingetheilt wird. Jeder Reiter muß sich sein Pferd selbst anschaffen.

Die Artillerie besteht im Auszug aus 28 bespannten Batterien, 2 Gebirgsbatterien, 4 Batterien Positionsgeschütze, 6 Parkkompagnien und 14 Parktrainkompagnien, zusammen mit 7867 Mann. In der Reserve sind 13 bespannte Batterien, 2 Gebirgs-, 8 ganze und 3 halbe Positionsbatterien und 1 Parkkompagnie, zusammen mit 5327 Mann. Jede Batterie hat 4 Geschütze und einen Stand an Bedienungsmannschaften von 122 Mann.

Zum Genie gehören 6 Kompagnien Sappeure und 3 Kompagnien Pontonniere, jede zu 100 Mann, im Bundesauszug und ebenso viel in der Reserve. Im Ganzen belaufen sich die zum Genie gehörenden Truppen mit den Chargen auf 2343 Mann.

Wenn wir den Stand der einzelnen Truppentheile rekapituliren, so erhalten wir

	Auszug Mann	Reserve Mann	Zusammen Mann
Infanterie . . .	67,901	39,640	107,541
Scharfschützen . .	4,500	2,390	6,890
Kavallerie . . .	1,934	932	2,866
Artillerie	7,867	5,327	13,194
Genie	1,307	1,036	2,343
zusammen	83,509	49,325	132,834.

Dazu kommen nun noch die Truppentheile der Landwehr, welche eine der Reserve analoge Organisation hat. Ihre Stärke beläuft sich im Ganzen auf 64,243 Mann.

XV. Italien. In keinem europäischen Staate haben sich im letzten Decennium größere politische Umgestaltungen vollzogen als in Italien. Nachdem die Staaten Nord- und Süditaliens mit Sardinien vereinigt waren, galt es nun auch aus den verschiedenen Heeren jener Staaten eine Einheit herzustellen. Es war natürlich, daß man dafür die sardinische Organisation zur Grundlage wählte, und diese ward also auf Gesammtitalien, natürlich mit Ausschluß des etwas beschnittenen Kirchenstaats ausgedehnt. Gegenwärtig besteht diese Organisation auch noch und wir werden sie daher näher betrachten müssen, allein es ist ein neuer Entwurf für eine Heerverfassung ausgearbeitet und den italienischen Kammern vorgelegt worden. Auch von diesem werden wir kurz die Grundzüge anführen.

Im Princip gilt in Italien die allgemeine Wehrpflicht, wobei jedoch Stellvertretung gestattet ist. Die Verpflichtung zum Eintritt in das stehende Heer beginnt mit dem 21. Jahre und die jungen Leute, welche dieses Alter erreicht haben, erscheinen jährlich vor den Aushebungskommissionen, um dort wegen ihrer Diensttauglichkeit geprüft zu werden. Die zum

Kriegsdienst tauglich Befundenen werden nach ihrer physischen Qualifikation und mittels Loosung in 2 Kategorien getheilt. Die erste Kategorie bildet den Ersatz für das stehende Heer und ist zu einer elfjährigen Dienstzeit verpflichtet, nämlich 5 Jahre im aktiven Dienst und 6 Jahre in der Kriegsreserve. Indessen kann die Regierung die Leute im Bedarfsfall länger im aktiven Dienst behalten.

Die zweite Kategorie bildet eine allgemeine Armeereserve und ist nur zu einem fünfjährigen Dienst verpflichtet. Während der ersten 3 Jahre ihres Dienstes werden diese Reservisten zu Waffenübungen, welche 40—60 Tage dauern, zusammengezogen.

Diese zweite Kategorie war nur zur Kompletirung des stehenden Heeres bestimmt, dessen Stärke nominell zu 700,000 Mann angegeben ward, faktisch aber nicht viel mehr als 550,000 Mann ausmachte. Wenn man von der mobilen Nationalgarde, über deren Werth man sich wohl zu große Hoffnungen gemacht hatte, absieht, so gab es also außer der aktiven Armee keine Heertheile, die bei einem Kriege zum Dienst im Innern, wie z. B. zu Besatzungen in den festen Plätzen, verwendet werden konnten. Dem stehenden Heere mußte dadurch ein bedeutender Abbruch geschehen.

Diesem Uebelstande will der neue Organisationsentwurf abhelfen. Zuvörderst soll die Stellvertretung abgeschafft, der Loskauf jedoch unter gewissen Bedingungen beibehalten werden. Sodann soll das Jahreskontingent fortan in 3 Kategorien eingetheilt werden. Die Dienstzeit der ersten Kategorie ist zu 12 Jahren angesetzt, davon 4 Jahre unter den Fahnen (die Reiterei 5 Jahre), 5 Jahre als beurlaubt und 3 Jahre in der Reserve. Die Dienstpflicht der beiden andern Kategorien ist auf je 6 Jahre angesetzt. Es ist hier aber der Unterschied zwischen beiden, daß die Leute der zweiten Kategorie jedes Jahr 5 Monate hindurch, die der dritten Kategorie nur in jedem Jahre 40 Tage zu Waffenübungen herangezogen werden sollen.

Die eigentliche Feldarmee soll nun aus den Leuten der ersten Kategorie bis zur Vollendung ihres neunten Dienstjahres und aus der zweiten Kategorie bestehen. Sodann soll eine Reservearmee aus den Reservisten der ersten und aus der dritten Kategorie gebildet und die Kadres sollen aus Chargen der aktiven Armee formirt werden, welche, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, in die Reserve übertreten.

Die Feldarmee würde auf diese Weise eine Stärke von 400,000 Mann erreichen, und die Reservearmee eine Stärke von etwas weniger als 200,000 Mann. Der Friedensstand soll 170—180,000 Mann nicht überschreiten, damit man nicht genöthigt ist, über ein Heerbugdet von 140 Mill. Frcs. hinauszugehen.

Was die jetzige Organisation der italienischen Armee betrifft, so ist die Brigade im Frieden die größte taktische Einheit. In administrativer Beziehung zerfällt die Armee in Militärdepartements, welche ungefähr der politischen Eintheilung des Landes entsprechen und wiederum in Divisionen getheilt werden.

Solcher Militärdepartements gibt es sechs, nämlich Turin und Mailand mit je 3, Bologna mit 4, Florenz mit 3, Neapel mit 5 und Palermo mit 2 Divisionen. Außerdem besteht die Division Cagliari selbständig.

Die Infanterie hat 80 Regimenter, von denen 8 den Namen Grenadiere führen. Jedes Regiment hat im Frieden 4 Bataillone zu 4 Kompagnien, wozu im Kriege ein Depot von 2 Kompagnien hinzukommt. Die Stärke einer Kompagnie beträgt 4 Offiziere und 172 Mann, die eines Regiments 76 Offiziere und 2778 Mann. Für die gesammte Infanterie macht dies 222,000 Mann. Ferner 40 Bataillone Versaglieri, die administrativ in 5 Regimenter formirt sind. Jedes Regiment hat 8 Bataillone zu 4 Kompagnien, nebst einem Depot von 2 Kompagnien, wenn der Kriegsfuß eintritt. Die Stärke einer Kompagnie beträgt 4 Offiziere und 149 Mann und die eines Bataillons 18 Offiziere und 596 Mann. Die Versaglieri machen zusammen eine Truppenstärke von 24,000 Mann aus.

Die Kavallerie zerfällt in schwere oder Linienkavallerie und in leichte Kavallerie. Erstere hat 4 Regimenter, welche in der Bewaffnung und Ausrüstung nicht von den zur leichten Kavallerie gehörigen Lanzierregimentern verschieden sind. Jedes Regiment hat 6 aktive Eskadronen und im Kriege noch 1 Depoteskadron. Die Stärke einer Eskadron beträgt im Frieden und im Kriege 5 Offiziere und 142 Mann, die eines Regiments 37 Offiziere und 852 Mann. Die leichte Kavallerie hat 7 Lanzierregimenter, 6 Regimenter Cavalleggieri, 1 Regiment Husaren und 1 Regiment Guiden, welche ganz ebenso organisirt sind wie die schwere Kavallerie. Die 19 Regimenter der italienischen Kavallerie haben also zusammen ungefähr 17,000 Mann.

Die Artillerie besteht aus dem Pontonnierregiment, 3 Festungsartillerie- und 5 Feldartillerieregimentern. Das Pontonnierregiment

hat 9 Kompagnien, jede zu 4 Offizieren und 210 Mann und im Kriege noch 1 Depotkompagnie. Jedes Festungsregiment hat 16 Kompagnien, jede zu 4 Offizieren und 175 Mann und im Kriege 2 Depotkompagnien. Jedes Feldartillerieregiment hat 16 Batterien und im Kriege 2 Depotbatterien. Die Batterien sind bis auf 2 reitende sämmtlich fahrende und jede von ihnen enthält 6 Geschütze. Bei einer fahrenden Batterie sind im Frieden 4 Offiziere, 110 Mann und 50 Pferde und im Kriege 4 Offiziere, 184 Mann und 138 Pferde, und bei einer reitenden Batterie im Frieden 4 Offiziere, 124 Mann und 100 Pferde und im Kriege 4 Offiziere, 208 Mann und 200 Pferde. Die italienische Feldartillerie hat also 80 Batterien mit 480 Geschützen und cirka 15,000 Mann an Bedienungsmannschaften.

Das Genie besitzt 2 Regimenter Zappatori del genio, deren jedes 18 Kompagnien und im Kriege 2 Depotkompagnien zählt. Eine Kompagnie ist auf dem Kriegsfuß 4 Offiziere und 175 Mann stark und beide Regimenter im Ganzen also ungefähr 6500 Mann.

Die Kriegsstärke der italienischen Armee beträgt danach an

Infanterie	228,000	Mann in	320 Bataill.,
Versaglieri	24,000	"	40 "
Kavallerie	17,000	"	114 Eskadr.,
Artillerie u. Pontonnieren	17,000	"	80 Batterien mit 480 Geschützen,
Genie	6,500	"	
Train	6,500	"	
zusammen	299,000	Mann mit	480 Geschützen.

Das italienische Kriegsbudget beträgt 37⅓ Millionen preußische Thaler, und es kommen also auf jeden Mann der Feldarmee 125 Thaler.

Das Verhältniß der Kavallerie des italienischen Heeres zur Infanterie ist wie 1:15, und es kommen auf je 1000 Mann 1⅘ Geschütze.

XVI. Der Kirchenstaat. Die Militärverhältnisse dieses Staats sind ganz abweichend von denen aller anderen europäischen Länder geordnet. Ein besonderes Interesse gewähren sie nicht und wir erwähnen sie nur der Vollständigkeit halber.

Die päpstlichen Truppen sind sämmtlich geworben, aber nicht wie in England aus Landeskindern — oder doch nur in der Minderzahl —, sondern überall aus ganz Europa. Daß man dabei nicht sehr wählerisch zu Werke geht, beweisen die sehr häufig vorkommenden Desertionen. Der Stand des Heeres ist aus den angeführten Gründen ein sehr wechselnder; nach officiellen Angaben betrug er Ende vorigen Jahres an:

Zuaven	3,901	Mann,
römischer Legion	2,010	"
Karabinierbataillon	1,462	"
Jägerbataillon	1,157	"
Dragonern	533	"
Artillerie	952	"
Genie	197	"
zusammen	10,212	Mann.

Die Kosten, welche das päpstliche Heer verursacht, belaufen sich auf etwas über 3 Mill. preuß. Thlr.

XVII. Spanien. Grundsätzlich herrscht hier die allgemeine Wehrpflicht, indessen ist Stellvertretung gestattet; für eine derartige Dienstbefreiung sind 600 Escudos = 420 preuß. Thlr. zu zahlen. Die Dienstpflicht erstreckt sich auf 12 Jahre, wovon 5 Jahre in dem aktiven Heer und 7 Jahre in der Reserve.

Die Infanterie zählt 46 Regimenter, darunter 1 Grenadierregiment. Jedes Regiment hat 3 Bataillone zu 6 Kompagnien. Auf dem Kriegsfuß soll eine Kompagnie 5 Offiziere und 190 Mann stark sein. Dazu kommt noch das Regiment Fijo de Ceuta, welches 2 Bataillone, und da es ein Disciplinarregiment ist, einen wechselnden Stand hat. Ferner 18 Jägerbataillone, worunter 2 leichte Bataillone von Afrika; dieselben sind von derselben Stärke und Organisation wie die Infanteriebataillone.

Die spanische Infanterie zählt auf dem Kriegsfuß in 156 Bataillonen 182,520 Mann.

Im Frieden bestehen vom 3. Bataillon der Infanterieregimenter und von der 5. und 6. Kompagnie der Jägerbataillone nur die Kadres und es sind diese Truppentheile hauptsächlich zur Reserve bestimmt.

Zur Feldarmee können daher nur cirka 122,000 Mann Infanterie gerechnet werden.

Die Kavallerie zerfällt in schwere, Linien- und leichte Kavallerie. Erstere hat 4 Regimenter Karabiniere, jedes zu 4 Eskadronen mit 5 Offizieren und 140 Berittenen. Die Linienkavallerie hat 12 Regimenter Lanziers, von derselben Organisation und Stärke wie die Karabiniere. Die leichte Kavallerie hat 16 Eskadronen Jäger, welche nicht in Regimentsverbände formirt sind. Jede Eskadron hat 10 Offiziere und 145 Berittene. Die gesammte spanische Kavallerie beträgt ungefähr 11,500 Mann.

Die Artillerie besteht aus 19 Feld- und 4 Festungsartilleriebrigaden, jede zu 4 Batterien. Eine Feldbatterie zählt auf dem Kriegsfuß 4 Offiziere und 150 Mann. Die gesammte Feldartillerie hat 456 Geschütze und etwa 12,000 Mann zu ihrer Bedienung.

Das Genie hat 1 Regiment zu 3 Bataillonen, von denen jedes 4 Sappeur-, 1 Mineur- und 1 Pontonnierkompagnie hat. Jede Kompagnie zählt etwa 160 Mann und alle Ingenieurtruppen zusammen gegen 3000 Mann.

Die spanische Feldarmee würde danach betragen an:

Infanterie	122,000 Mann	in 110 Bataillonen,	
Kavallerie	11,500 "	" 80 Eskadronen,	
Artillerie	12,000 "	" 76 Batterien mit 456 Gesch.,	
Genie . .	3,000 "		
zusammen	138,500 Mann	mit 456 Geschützen.	

Das spanische Heerbudget beträgt 27,750,000 preuß. Thlr. und jeder Mann der Feldarmee kostet danach 188 Thlr. Indessen ist hier in Betracht zu ziehen, daß ein bedeutender Theil des Budgets durch die Kolonialtruppen veranlaßt ist.

Die Kavallerie des spanischen Heeres verhält sich zur Infanterie wie 1 : 10 und es kommen auf je 1000 Mann 3 Geschütze.

XVIII. Portugal. Auch hier herrscht die allgemeine Wehrpflicht mit Stellvertretung. Die Dienstpflicht beginnt mit dem 20. Jahre und dauert 5 Jahre; durch freiwilligen Eintritt in das Heer wird die Dienstzeit um 1 Jahr verkürzt. Sämmtliche zur Rekrutenaushebung kommenden jungen Leute loosen unter sich wegen des Eintritts in das stehende Heer, da dieses nicht die ganze Anzahl der Wehrpflichtigen aufnehmen kann.

Das Land ist in 8 Militärdivisionen getheilt, zu deren Ressort die dort liegenden Truppen gehören. Eine taktische Organisation über das Regiment hinaus existirt in Friedenszeiten nicht.

Die Infanterie besteht aus 18 Regimentern, darunter 1 Grenadierregiment, jedes zu 2 Bataillonen; ein Bataillon hat 4 Kompagnien, deren Stärke auf dem Kriegsfuß 4 Offiziere und 180 Mann beträgt; bei einer Mobilmachung stellt jedes Regiment noch 1 Depotbataillon von 4 Kompagnien auf. Ferner aus 9 Jägerbataillonen jedes zu 8 Kompagnien, deren Stärke sich auf 5 Offiziere und 180 Mann beläuft. Im Kriege wird jedes Jägerbataillon zu einem Regiment von 2 Bataillonen formirt und es werden 3 neue Reserve- oder Depotregimenter errichtet.

Die Kriegsstärke der Infanterie beträgt also 63,360 Mann, wovon 40,500 zur Feldarmee zu rechnen sind.

Die Kavallerie hat 2 Lanzierregimenter und 6 Regimenter Jäger zu Pferd. Jedes Regiment hat 8 Kompagnien, im Frieden mit 40, im Kriege mit 60 Berittenen. Die Gesammtstärke der Kavallerie auf dem Kriegsfuß beträgt also etwa 4000 Mann.

Die Artillerie hat 3 Regimenter, von denen jedes 8 Batterien zu 4 Geschützen zählt. Die Artillerie hat also im Ganzen 96 Geschütze und etwa 4000 Mann.

Das Genie besteht aus 1 Bataillon zu 880 Mann.

Die portugiesische Feldarmee zählt auf dem Kriegsfuß an

Infanterie	40,500 Mann	in 54 Bataillonen,	
Kavallerie	4,000 "	" 64 Kompagnien,	
Artillerie	4,000 "	" 24 Batterien mit 96 Geschützen,	
Genie . .	880 "		
zusammen	49,500 Mann	mit 96 Geschützen.	

Die portugiesische Armee kostet jährlich 5,500,000 preuß. Thlr., was für jeden Mann der Feldarmee 112 Thlr. ausmacht.

Die Kavallerie verhält sich zur Infanterie wie 1 : 10 und es kommen auf je 1000 Mann $2^2/_5$ Geschütze.

XIX. Rumänien. Die ganze männliche Bevölkerung ist, so weit sie dazu tauglich befunden wird, vom 20. bis 50. Jahre wehrpflichtig. Die Dauer der Dienstzeit beträgt im regulären Heer 7, in der Miliz 6 Jahre. Das Loos entscheidet darüber, wer von den Wehrpflichtigen in das Heer oder in die Miliz eintreten soll. Das jährliche Rekrutenkontingent für das stehende Heer wird von der Landesvertretung festgesetzt; für 1870 beträgt es 7200 Mann.

Die reguläre Armee ist in 4 Divisionen, jede zu 2 Brigaden eingetheilt. Die zu derselben gehörigen Truppentheile sind folgende:

8 Regimenter Infanterie	12,000	Mann,
4 Bataillone Jäger	2,400	"
3 Regimenter Kavallerie	2,100	"
2 " Artillerie	2,200	"
2 Bataillone Ingenieure	1,300	"
zusammen	20,000	Mann.

Die Milizen belaufen sich auf 33,000 Mann.

Das Heer kostet Rumänien jährlich 4,800,000 preuß. Thlr. und auf jeden Mann der Feldarmee kommen demnach 240 Thlr.

XX. Serbien. Das serbische Heer ist ein reines Milizheer, das übrigens sehr gut bewaffnet und geübt sein soll. Im vorigen Sommer war es in seiner ganzen Stärke — 70 Bataillone mit gegen 40,000 Mann — an verschiedenen Stellen des Landes zu Waffenübungen ausgerückt.

Die Kosten, welche das Heer verursacht, belaufen sich auf 850,000 preuß. Thlr.

XXI. Türkei. Jeder Türke, der das 20. Lebensjahr erreicht hat, ist dienstpflichtig und muß sich zur Loosung stellen, welche unter den Dienstpflichtigen über den Eintritt in das stehende Heer entscheidet. Die Dienstzeit dauert 12 Jahre, davon 5 Jahre im aktiven Heer und 7 Jahre in der Reserve.

Das türkische Heer ist sehr fest und regelmäßig gegliedert und alle taktischen Verbände sind schon im Frieden vollständig geordnet, wie denn überhaupt die gesammten türkischen Heerverhältnisse mit großer Einsicht eingerichtet sind.

Das aktive Heer, der Nizam, besteht aus 6 ganz gleichmäßig organisirten Armeecorps oder Ordus, von denen das erste die Garde bildet. Jede Ordu hat 2 Divisionen à 3 Brigaden und zählt 6 Infanteriereg., 4 Kavalleriereg. und 1 Artillerieregiment.

Die Infanterie besteht aus 36 Regimentern, jedes zu 4 Bataillonen mit je 8 Kompagnien, von denen jede 3 Offiziere und 95 Mann zählt. Die ganze Infanterie zählt demnach etwa 112,000 Mann.

Die Kavallerie hat 24 Regimenter, jedes zu 6 Eskadronen, nämlich 4 Lanzier- und 2 Jägereskadronen. Die Eskadron zählt 120 Mann, die gesammte Kavallerie also etwas über 17,000 Mann.

Die Artillerie hat 6 Regimenter, jedes mit 15 Batterien. Eine Batterie hat 6 Geschütze und ungefähr 100 Mann. Für die gesammte Artillerie macht dies 540 Geschütze und 9000 Mann aus.

Das Genie besteht aus 2 Regimentern Pioniere, jedes zu 800 Mann.

Die aktive türkische Armee beträgt demnach an

Infanterie	112,000	Mann in	144 Bataillonen,
Kavallerie	17,000	"	144 Eskadronen,
Artillerie	9,000	"	90 Batterien mit 540 Gesch.,
Genie .	3,000	"	
zusammen	144,000	Mann mit	540 Geschützen.

Außer dem Nizam hat die Türkei den Redif oder die Reserve, in welche die Soldaten nach fünfjähriger Dienstzeit im aktiven Heer eintreten. Dieselbe sollte den getroffenen Bestimmungen nach ganz ebenso organisirt sein wie der Nizam, also in 6 Ordus von derselben Stärke wie bei jenem, allein eine solche Ordnung war bis jetzt wenigstens nur theilweise durchgeführt. Nun hat im vorigen Jahre die türkische Regierung beschlossen, den Redif wirklich vollständig zu organisiren und ferner aus dem 5. Jahrgang der im aktiven Heer dienenden Soldaten eine Reserve von 70,000 Mann zu bilden. Endlich sollen die ausgedienten Soldaten noch 8 Jahre in einer Art Landsturm stehen, der bei seiner Aufstellung als eine Ersatzreserve dienen soll. Durch alle diese Anordnungen soll das türkische Heer auf 700,000 Mann gebracht werden. Das türkische Heerbudget erfordert eine Ausgabe von ungefähr 22 Mill. preuß. Thlr., was für jeden Mann der Feldarmee 157 Thlr. ausmacht.

Die Kavallerie verhält sich in der türkischen Armee zur Infanterie wie 1 : 7 und auf je 1000 Mann kommen fast 4 Geschütze.

XXII. Griechenland. Die Streitmacht dieses Landes beläuft sich auf 31,300 Mann, wovon 14,300 Mann auf das reguläre Heer kommen. Das griechische Kriegsbudget beträgt etwa 2 Mill. preuß. Thlr., was für jeden Mann der regulären Armee 143 Thlr. ausmacht.

Wir wollen nun zum Schluß einige von den Gesichtspunkten, denen wir bei Ausarbeitung unseres Artikels über die europäischen Heerorganisationen gefolgt sind, etwas näher erörtern.

Wir haben bei Bestimmung der Streitkräfte eines Landes stets nur die Feldarmee desselben im Auge gehabt, also die Truppen, welche wirklich vor den Feind geführt werden, die eigentliche Schlagkraft. Was dazu in den einzelnen Ländern zu rechnen ist, war nicht immer leicht zu entscheiden, denn an der einen Stelle ist die Reserve mit hinzuzuzählen, an der andern nicht. Manche Angabe mußte daher auf einem Kalkül beruhen, welches mit anderen Berechnungen nicht übereinstimmen mag. Große Verstöße gegen den faktischen Sachverhalt werden wir uns nicht haben zu Schulden kommen lassen. Was officiell in den einzelnen Ländern als Streitmacht aufgeführt wird, kann nicht immer maßgebend sein, weil oftmals eine Menge von Leuten, die als Kombattanten nicht angesehen werden können, mit hineingerechnet sind.

Wir haben bei jedem Lande eine Berechnung darüber angestellt, wie theuer die Aufstellung jedes Soldaten der Feldarmee — wenn wir das Friedensbudget dabei zu Grunde legen — dem Lande wird. Natürlich stellen sich hier die Kosten in der Regel für den Staat am höchsten, der seine Soldaten am sorgfältigsten ausbildet, d. h. am längsten bei der Fahne hat. Wir sagen „in der Regel", denn in einigen Ländern verschlingt eine kostspielig geordnete Heerverwaltung enorme Summen, die der Ausbildung und Ausrüstung des Mannes nicht zu Gute kommen.

Die Hauptkraft eines Heeres liegt in seiner Infanterie und nach der Größe derselben kann man die des ganzen Heeres bestimmen, wenn man den dritten oder vierten Theil der Stärke jener Waffengattung für die anderen Truppen hinzufügt. Wenn z. B. das französische Heer 374 Infanteriebataillone, jedes im Durchschnitt zu 680 Mann (ohne Offiziere) hat, so wird die ganze Feldarmee ungefähr aus $374 \times 680 + \frac{374 \times 680}{3}$ oder ca. 340,000 Mann bestehen, wie wir diese Zahl auch oben (S. 60) gefunden haben. Das norddeutsche Heer, das 368 Bataillone zu 1000 M. zählt, muß also ungefähr um den 3. Theil größer sein als das französische, wie dies auch der Fall ist.

Zur leichteren Uebersicht über die Streitkräfte der europäischen Länder und die dadurch verursachten Kosten möge die nachstehende Tabelle dienen.

Land.	Flächeninhalt in QMeilen.	Einwohnerzahl.	Feldarmee Mann.	Staatsbudget in preußischen Thalern.	Heerbudget in preußischen Thalern.	Proc. des Staatsbudgets.
Frankreich . . .	9862	38,000,000	342,500 *)	416,000,000	92,000,000	21
England	5732	30,000,000	246,000[1]	505,000,000	101,000,000	20
Holland	596	3,600,000	47,500	55,000,000	8,333,333	15
Belgien	535	4,900,000	91,000	47,500,000	10,000,000	21
Schweden . . .	8020	4,195,000	58,000	16,850,000	3,590,000[2]	21
Norwegen . . .	5751	1,800,000	18,500	8,700,000	1,500,000	17
Dänemark . . .	694	1,800,000	32,000	17,000,000	3,150,000	18
Rußland (europäisches)	100,000	66,000,000	692,000[3]	507,750,000	149,000,000	29
Norddeutschland .	7537	30,000,000	488,000		67,500,000[4]	
Bayern	1377	4,828,000	70,000	49,300,000	8,570,000	18
Würtemberg . .	354	1,800,000	18,600	12,500,000	2,575,000	20
Baden	278	1,435,000	21,600	21,900,000	5,325,000	24
Oesterreich . . .	11,267	35,550,000	535,000[5]	170,000,000	44,550,000	26
Schweiz	752	2,510,000	132,000	5,333,000	1,333,000[6]	25
Italien	5162	25,500,000	299,000	262,000,000	37,333,000	15
Kirchenstaat . .	214	725,000	10,000	20,000,000	3,130,000	16
Spanien	9200	16,300,000	138,500	185,000,500	27,750,000	15
Portugal . . .	1684	4,350,000	49,500	31,500,000	5,500,000	17
Rumänien . . .	2197	4,605,000	20,000	20,000,000	4,800,000	24
Serbien	791	1,222,000	10,000	3,200,000	850,000	27
Türkei (europäische)	6302	10,500,000	140,000	117,000,000	22,000,000	19
Griechenland . .	910	1,550,000	14,000	8,200,000	2,000,000	24

*) Bei der gegenwärtigen Mobilmachung soll aus den Depotkompagnien der Bataillone ein viertes Bataillon zu 4 Kompagnien gebildet werden. Ferner beabsichtigt man den Stand der Bataillone auf 800 Mann zu bringen. Die französische Feldarmee würde dadurch eine Größe von 425,000 Mann erreichen. Dabei ist indessen zu beachten, daß die erste Maßregel immerhin eine geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, weil die Kadres zum Theil erst zu formiren sind. Die zweite Maßregel ist auch nicht leicht in Ausführung zu bringen, weil die gesammte Armee schon im Felde steht und ein Nachschub zur Kompletirung der Truppentheile über den Normalstand hinaus doch sehr bedenklich ist. Unserer Ansicht nach wird die französische Feldarmee daher in dem bevorstehenden Feldzug nicht über 350,000 Mann stark sein. Davon sind dann noch die für Algerien unentbehrlichen Truppen in Abzug zu bringen.

[1] Davon kommen auf das stehende Heer 129,000 Mann und auf die Milizen 117,000 Mann.

[2] Dazu kommen noch die Naturalleistungen von Seiten der Bauern, welche die eingetheilten Soldaten unterhalten.

[3] Ohne die irregulären Truppen.

[4] Da der gemeinschaftliche Staatshaushalt Norddeutschlands sich nur auf einige Branchen erstreckt, war hier keine Procentberechnung anzustellen.

[5] Ohne die Grenzer.

[6] Die Hauptlast für die Unterhaltung der Soldaten liegt den Kantonen ob; jene Summe gibt daher nur einen Bruchtheil der Kosten für das Heer an.

Ch. v. Sarauw.

Nekrolog.

Burrard, Sir Charles, englischer Admiral, † am 20. Juli 77 Jahre alt in London. Er war 1805 in die Armee eingetreten und hatte sich vielfach rühmlich ausgezeichnet.

Hale, Lewis, Admiral, der älteste britische Flottenoffizier, † am 21. Juli. Im Jahre 1779 geboren, trat er 1793 in die Marine, war im Jahre darauf bei der Einnahme von Port au Prince zugegen und diente am Bord des „Polyphemus" unter Lord Nelson bei Kopenhagen. Als erster Leutnant des „Revenge" machte er bei Trafalgar dem Feinde viel zu schaffen und als Kommandeur der „Egeria" fing er mehre Kaperschiffe ab.

Mantica, Balthasar Galli della, Admiral, einflußreicher tüchtiger Kommandant bei der italienischen Marine, † im Juni in Cherasco.

Pénaud, Ed., belgischer Viceadmiral, † in Brüssel im Juli, 66 Jahre alt.

Streffleur, Valentin, Ritter von, Chef der österreichischen Intendanzsektion im technischen und administrativen Militärkomité, Professor am polytechnischen Institut zu Wien, † am 4. Juli in Wien. Er war geboren 1809, trat früh in die Armee, wurde 1848 Kommandant der Wiener Nationalgarde und trat nach der Revolution in den Civilstaatsdienst. Im Jahre 1860 begann Streffleur die Herausgabe der lange Jahre hindurch vom Staate subventionirten „Militärischen Zeitschrift", wurde 1869 zum Sektionschef im militärisch-technisch-administrativen Komité ernannt, erregte als ausgezeichneter Kartograph durch seinen Plan von Wien und seine Donaukarten Aufsehen und hinterließ mathematische sowie kriegsgeschichtliche Werke. Sein letztes Werk, eine handelspolitische und militärische Studie: „Oesterreich und der Suezkanal", befindet sich eben im Drucke.

Neue Bücher.

Abyssinien, der britische Feldzug in, von H. M. Hozier. Autor. Uebersetzung. Berlin, Duncker.

Militär-Geographie, Anleitung zum Studium derselben, von B. Wolfrum. München, Lit. art. Anstalt.

Preußische Armee in Böhmen, Wanderungen über die Gefechtsfelder derselben, 1. Heft: Nachod. Berlin, Mittler.

Technologie.

Künstliche Steine. Die Darstellung künstlicher Steine ohne Hülfe von Wärme führt die Victoria Stone Comp. in London nach dem Verfahren von Highton in großem Maßstabe in der Weise aus, daß 4 Theile kleine Granitbruchstücke mit 1 Th. hydraulischem Cement gemischt werden und das Ganze nach dem Erhärten in Wasserglaslösung getaucht wird. Das Erhärten in den Formen dauert 4 Tage. Die Wasserglaslösung wird mittelst eines weichen Steines von etwa 25 % Kieselsäuregehalt bereitet, von dem sich eine bedeutende Ablagerung in der Kalksteinformation bei Farnham in Surrey vorfindet und der die Eigenschaft besitzt, sich leicht in kalter Natronlauge zu lösen. Wird nun die Natronlauge mit dem Pulver dieses und mit dem zu härtenden Steine zusammengebracht, so absorbirt der Cement des letzteren die Kieselsäure aus dem Wasserglas, das frei werdende Natron aber löst sofort wieder Kieselsäure aus dem Farnhamsteine, so daß die Lösung immer auf geeigneter Stärke erhalten wird und nur die Kosten für den Farnhamstein entfallen.

Der „Victoriastein" oder das „versteinerte Konkret" wird hauptsächlich zu Fließen, Bau- und Gossensteinen, Kaminsimsen, Thürschwellen, Treppenstufen ꝛc. verwendet. Als Pflaster in 2" starker Schicht hat es sich in London wie in mehren Provinzialstädten bisher sehr gut bewährt; es ist undurchdringlich gegen Feuchtigkeit und widersteht dem Froste gut. Die Festigkeit des Victoriasteins ist beträchtlich und wächst mit zunehmendem Alter des Steins. Eine 2" dicke und 2' breite Platte auf 2' auseinander liegende Träger lose aufgelegt, trug frisch über 1000, nach 9 Monaten 2400 Pfd. Die Zerdrückungsfestigkeit beträgt 6440 Pfd. pro Quadratzoll engl.

In Boston fertigt eine Gesellschaft künstliche Steine mit Hülfe des Sorelschen Magnesiacements, der durch Anrühren von gebrannter Magnesia mit Chlormagnesium erhalten wird. Es lassen sich demselben Materialien von geringem Werth in großen Verhältnissen einverleiben und feste Massen zu sehr billigen Preisen herstellen. Mit Sand gibt der Cement Ziegelsteine, mit Feuerstein Wetz- und Oelsteine, mit Kaolin Ornamente aller Art, Statuen ꝛc., mit Sägespänen ein gutes Material zum Belegen der Hausfluren, mit kohlensaurem Kalk Nachahmungen von Marmor. Der Teig aus Cement und Beimischungen wird in Formen gepreßt. Die Bostoner Gesellschaft fertigt hauptsächlich Schmirgelräder, Wetzsteine für Sensen, Oel- und Schleifsteine, gewöhnliche Steine für den Häuserbau, Nachahmungen natürlicher Steinarten ꝛc. Die mit diesen Steinen angestellten Versuche sind in jeder Beziehung gut ausgefallen.

Neue Bücher.

Eisen-Construction mit besonderer Anwendung auf den Hochbau. Von E. Brandt. 2. Aufl. Berlin, Ernst u. Korn.

Eisen und Stahl, Festigkeitsversuche mit. Von A. Wöhler. Berlin, Ernst u. Korn.

Kohlen-, Metall- und Maschinen-Produktion Deutschlands, Compendium von R. Troska. Leipzig, Pardubitz.

Photoverrotypie, Lichtdruck, Glasdruck ꝛc., von J. Lemling. Lüdenscheid, Frettlöh.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
AND
ATIONS.

Digitized by Google

Kriegstheater zwischen Metz u. Paris.

Stellung von Paris.

Crannne 200 M. Epernay Sézanne

Stellung vor Châlons.

Rethel Valmy Dammartin Vitry

Aire-Stellung.

Vouziers 267 M. Clermont um 267 M

Maas-Stellung.

Damvillers (Dun) 367 M. Verdun 367 M

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 4. August. **Europa und der Krieg.** Vernunft und Sittengesetz gebieten die freie Selbstbestimmung der Völker. Die neuere volkswirthschaftliche Schule sucht den aus alten Zeiten überkommmenen Wettkampf der Staaten um die größere Macht als etwas Veraltetes in die Rumpelkammer zu werfen und die Völker zu einer großen und freien gemeinsamen Arbeit für ihren Wohlstand, ihr Wohlbefinden, ihre Bildung, unabhängig von den Staatsgrenzen, zu vereinigen. Aber es fehlt viel daran, daß diese Gesetze die Völkerschicksale bestimmen. Andere Triebe treten ihnen zur Seite, erschweren ihre Arbeit, beschränken ihre Wirksamkeit, werfen sie oft auf kürzere oder längere Zeit über den Haufen. Wie in der Thier- und Pflanzenwelt zieht sich der Kampf ums Dasein in der Staatenwelt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Einst fast unbeschränkter Herr, ist dieses Lebensgesetz auch in der christlichen Völkergemeinschaft mächtig geblieben. Wer am stärksten ist, wer die lebendigsten, jugendlichsten Triebe in sich fühlt, wer die Gedanken und eigenthümlichen Hülfsmittel seiner Zeit am entschiedensten zu erfassen, am geschicktesten zu benutzen weiß, der kommt voran, überflügelt Andere, wirft sie oft in den Staub. Der Ehrgeiz der Staatenlenker und ihrer mächtigsten Werkzeuge, der Heere, oft auch Ehrgeiz, Vorurtheil oder Leidenschaft der Völker bilden das Räderwerk, durch welches dieser harte Kampf ums Dasein von Zeit zu Zeit immer wieder in die Völkerschicksale eingreift, nicht in friedlichem, sondern in blutigem zerstörenden Ringen. Findet man denn, wenn man die Blätter der Weltgeschichte überschlägt, auch nur ein Beispiel, daß ein großer Staat von einer hervorragenden Stellung zurückgetreten, oder daß ein anderer sich ihm in gleicher Höhe zugesellt, oder ihm vorausgeeilt wäre, ohne daß die Brandfackel des Krieges deshalb geschwungen worden wäre, gewöhnlich nicht bloß einmal, sondern oft und lange. Traurig, daß es so ist, aber es ist so.

Aus langen, durch Jahrhunderte gehenden, wechselvollen Kämpfen mit der Habsburgischen Monarchie war Frankreich als die tonangebende Macht unseres Kontinents hervorgegangen. Diese Entwickelung war begleitet von der fortschreitenden inneren Auflösung des deutschen Reiches und der aufstrebenden Macht Preußens, des kleinsten und jugendlichsten Gliedes der Pentarchie. Von der Höhe der Napoleonischen Weltherrschaft durch eine mächtige Koalition und gewaltige Völkererhebung herabgestürzt, ward Frankreich noch lange durch die unter sich verbundenen Ostmächte, durch die heilige Alliance in Schranken gehalten. Wenn man aber die europäischen Staaten nicht nach Gruppen, sondern als Einzelstaaten wägt, so war auch in der Epoche der heiligen Alliance der Einfluß und die Macht Frankreichs kaum von einem der Großstaaten des europäischen Festlandes erreicht. Deutschland insbesondere kam als ein Ganzes nicht zum vollen Gefühl und zum vollen Gebrauch seiner inneren Kräfte, in Folge der Mängel des Bundes und der staatlichen Gegensätze in ihm.

Wie in dem alten Rom des ermordeten Cäsars Werk nach neuen inneren Stürmen durch Augustus aufgenommen und — für neue Verhältnisse und Zeiten angepaßt — fortgesetzt wurde, so in Frankreich das Werk des ersten Napoleon durch den gegenwärtigen Kaiser. Nach dem Krimkriege strahlte sein und seines Landes Stern nach außen im höchsten Glanze. Es war ihm gelungen, mit England, dem unversöhnlichen Feinde seines Ohms, zu diesem modernen trojanischen Krieg auszuziehen. Auch seinen zweiten großen Krieg führte er nicht allein, sondern mit Italien gegen Oesterreich, welches wie vordem Rußland isolirt kämpfte. Die Freude an den Lorbeeren dieses Krieges war schon nicht mehr ganz ungetrübt. In der einen Schale der Wage

lagen die Erfolge, in der anderen das durch die Einverleibung Savoyens und Nizza's unter den am Kriege nicht betheiligten Mächten, namentlich bei England, dem früheren Verbündeten, rege gewordene Mißtrauen gegen die Napoleonische Politik. Auch erhoben sich in Frankreich bereits viele warnende Stimmen gegen die Förderung der Nationalitätenpolitik. Thiers insbesondere fand sie vom französischen Standpunkt aus unklug; er wies auf den inneren Zusammenhang zwischen den Bestrebungen in Italien und in Deutschland hin. Er war es später auch, der unmittelbar vor Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich im Gesetzgebenden Körper unter großem Beifall eine Politik anempfahl, welche den Ausbruch des Krieges verhindern sollte, und wahrscheinlich auch verhindert haben würde. Wir erinnern daran, weil es derselbe Thiers ist, welcher jetzt, nachdem die Verzichtleistung des Prinzen Leopold von Hohenzollern vorlag, abmahnte, weiter zu gehen und vor einem durch stärkere Forderungen heraufbeschworenen Krieg warnte. Daß er dies that, nachdem im Gesetzgebenden Körper die Kriegsleidenschaft bereits an die Stelle ruhiger Erwägung getreten war, daß er dem Sturm trotzte, welcher ihn als „kleinen Preußen" und seine Sprache als diejenige bezeichnete, welche man in Berlin führe, ist ein schönes Denkmal, welches sich der greise Staatsmann in einem feierlichen Augenblicke, im Angesicht hereinbrechender welterschütternder Ereignisse selbst gesetzt hat. Er hat damit eine Unabhängigkeit von der Volksgunst und von der sturmgepeitschten Woge der öffentlichen Meinung bewiesen, welche man ihm nicht immer zugetraut, welche er vielleicht auch nicht immer besessen hat. Das jüngste Auftreten Thiers' ist aber nicht bloß rücksichtlich des Charakters des Redners bemerkenswerth; es ist es noch weit mehr in einer andern Beziehung. Es gibt in Frankreich kaum eine vollständigere Personifikation des französischen Nationalgefühls. Seine Schriften wie sein Leben ist vorzugsweise von dem Gedanken eines ruhmreichen, eines starken Frankreichs unter schwächeren Nachbarn erfüllt. Wenig Antheil hatte an dem, was er sagte, der Schauder vor den Leiden der Menschheit, welche gegen zwei Millionen Krieger, fast die ganze männliche Jugendblüthe der beiden gebildetsten und reichsten Völker des europäischen Festlandes, zu einem furchtbaren Zerstörungswerke ausziehen sieht. Auch mit der Frage nach der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Krieges rang seine Seele nicht. Das Interesse Frankreichs bildete ganz allein den Mittelpunkt seiner Gedanken. Er war und ist nicht unbedingt gegen den Krieg. Aber er besorgt einen ungünstigen europäischen Eindruck, wenn der Krieg beginnt, weil Frankreich sich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold nicht einfach zufrieden gab, er besorgt, daß deshalb der Krieg unter ungünstigen Verhältnissen begonnen und fortgeführt werden möchte. Er besorgt mit einem Worte, daß ein so begonnener Krieg eben dasjenige fördern und zeitigen werde, was er aufgehalten, was er, so weit es sich schon verwirklicht hat, in einem günstigen Augenblick auch wieder zerstört wissen will, nämlich das Zusammenfallen der gesammtdeutschen Einheitsbestrebungen mit der aufstrebenden preußischen Monarchie.

Als nach dem Tode König Friedrichs VII. an der Hand der Schleswig-Holsteinischen Frage in unserer nationalen Entwickelung eine Krisis herbeigeführt ward, war Frankreich in das mexikanische Unternehmen verwickelt. Dasselbe ward durch den Gang des nordamerikanischen Bürgerkrieges bald immer lästiger, gefährlicher und hemmender für den Kaiser. Von Haus aus der deutschen Triaspolitik nahe stehend, fand die so gefesselte französische Politik in dem den Bund bei Seite schiebenden preußisch-österreichischen Bündniß noch eine besondere Veranlassung, dieselbe mittelbar zu fördern, auf der Londoner Konferenz sowohl als früher und später. Mit wenig Ueberlegung war dieses österreichisch-preußische Bündniß geschlossen worden. Zum Krieg gegen Dänemark — und nebenbei zur Brachlegung des Bundes — hatte man sich vereinigt. Aber dieser Krieg war doch nur Mittel für einen politischen Zweck. Und diesen Zweck ließ man frei in der Luft schweben. Man hatte selbst über das Schicksal Schleswig-Holsteins für den Fall des Sieges über Dänemark nicht verfügt, und ebenso wenig bestimmt, daß der Bund, oder daß und in welcher Form das Land selbst über sein Geschick verfügen solle. Schnell schoß daher nach beendigtem Kampfe der Samen der Zwietracht zwischen den beiden Mächten empor. Die Napoleonische Politik sah es mit stillem Behagen. Groß war aber ihr Verdruß, als dieselben, schon an den Rand des Bruches geführt, sich noch einmal in der Gasteiner Konvention die Hand reichten. „Wir bedauern", sagte Drouyn de l'Huys in einer über diese Konvention geschriebenen Cirkulardepesche, „in derselben keine andere Grundlage zu finden als die Gewalt, keine andere Rechtfertigung als die gegenseitige

Konvenienz der beiden Theilungsmächte." Mit welchen Gefühlen und Wünschen man dem bald darauf wieder drohenden Bruch dieser Mächte im Napoleonischen Kreise entgegensah, dafür ist ein damals im Salon der Prinzessin Mathilde gesprochenes Wort bezeichnend. Wird es wohl zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich kommen? wurde gefragt. „Wir wagen es noch kaum zu hoffen", war die Antwort. Es kam zum Kriege. Napoleon hatte, über seine Stellung zu dem bevorstehenden Kriege sondirt, Preußen sowohl wie Oesterreich vertraulich eine wohlwollende Neutralität in Aussicht gestellt, nachdem der jetzt enthüllte Plan, als Partner Preußens das linke Rheinufer bis zur Mosel zu gewinnen, von Bismarck vorsichtig auf die Seite geschoben worden war. Oeffentlich ward eine „aufmerksame Neutralität", welche die nach dem Kriege beabsichtigte Einmischung Frankreichs in die zu regelnden Fragen durchblicken ließ, verkündet. Es geschah dies durch den wieder vom Geiste der Triaspolitik erfüllten Brief des Kaisers an Drouyn de l'Huys vom 11. Mai 1866. Der Pfeil der Napoleonischen Politik zielte auf die vollständige Verdrängung Oesterreichs aus Italien und auf die gegenseitige Schwächung Preußens und Oesterreichs durch den Krieg. Dies wäre die natürliche Basis geworden für Napoleons Schiedsrichterrolle und für ein, Deutschland noch immer in Schatten stellendes, mächtiges Frankreich. Aber der Pfeil ging über dieses Ziel hinweg. Jedermann weiß, welche Bestürzung bei den ebenso unerwarteten als urplötzlichen und entscheidenden Siegen Preußens in den Tuilerien einzog. Die Ordnung der Dinge, wie sie Napoleon vor dem Kriege vorgeschwebt, erschien wie ein vor der rauhen Wirklichkeit dahin schwindender Traum. Doch war sein Einfluß immerhin noch stark genug, um Preußen zu bestimmen, nicht die vollen Konsequenzen seiner Siege zu ziehen. Der von ihm vermittelte Prager Frieden war ein Kompromiß. Für Deutschland bezeichnete er etwas Unfertiges, etwas Halbes, vielleicht etwas, dessen Grundanlage nicht richtig gedacht ist. Ein Stück dieser Halbheit suchte Graf Bismarck sofort durch die im Geheimen abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse und später durch die Gründung des Zollparlamentes zu beseitigen. Napoleon, um der Empfindlichkeit des Heeres und der Eitelkeit der Franzosen die möglichste Rücksicht zu schenken, um im Innern seines Reiches nicht die Ueberzeugung, daß er wie ein politischer Stümper düpirt worden sei, gleich einem eiternden Geschwür um sich greifen zu lassen, führte nun öffentlich eine Sprache, welche von der vor dem Kriege geführten vollständig verschieden war. Im September 1866 ließ er durch eine Cirkulardepesche des interimistischen Ministers des Auswärtigen de Lavalette den Gedanken ausführen, daß der durch den Prager Frieden geschaffene politische Zustand nichts Bedrohliches für Frankreich habe. Mehr noch, er ließ zugleich von einer gewissen Höhe herab den Grundsatz der großen Völkerzusammenballungen wie ein naturgeschichtliches Gesetz entwickeln, welches rücksichtlich Deutschlands offenbar viel weiter führt als der Prager Frieden welches selbst an den Grenzen Oesterreichs nicht stille steht. „Eine unwiderstehliche Macht", so wurde verkündet, „selbst wenn man sie bedauern möchte, drängt die Völker, sich zu großen Gestaltungen zu vereinigen und die kleineren Staaten verschwinden zu machen." Die Folgerungen, welche aus diesem Satze rücksichtlich der französischen Nation z. B. in Beziehung auf Belgien und auf die französische Schweiz gezogen werden können, wurden aber nicht angedeutet. Auch die im September 1868 erfolgte Veröffentlichung von drei Landkarten, welche von Napoleon selbst gezeichnet oder doch illuminirt und mit einer Erläuterung versehen waren, suchte in ähnlicher Weise auf die Stimmung des Volkes und des Heeres zu wirken. Die Stellung Frankreichs gegenüber Europa während dreier verschiedenen Epochen, nämlich nach der Restauration, nach der Julirevolution (der Abtrennung Belgiens von Holland) und nach dem Prager Frieden sollte auf diese Weise anschaulich gemacht werden. Der deutsche Bund wurde als etwas Frankreich Bedrohendes und das Zerfallen desselben in drei Bruchstücke (tronçons) als ein für Frankreich errungener Vortheil hingestellt. Hiernach sollte es Napoleon gewesen sein, der eigentlich bei Sadowa gesiegt habe.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche dafür hielten, daß diese und ähnliche Veröffentlichungen in gutem Glauben erfolgt seien, und daß sie den innersten Gedanken des Kaisers entsprächen. Man hat aus ihnen und aus anderen Dingen schließen wollen, daß das den Siegern von 1813 und 1815 entgegengeschleuderte Programm des Prätendenten, welches in dem Worte „einer nach dem anderen" gipfelt, von dem Kaiser in die Rumpelkammer geworfen sei. Man stellte sich den Kaiser persönlich als weit erhaben über dem militärischen Chauvinismus und über jener Nationaleitelkeit vor, die bei dem Gedanken in Unruhe kommt, daß Frankreich schon

jetzt oder ſpäter nicht mehr die erſte Rolle in Europa ſpielen könne, welche im Geiſte ſchon ganz Deutſchland in Preußen aufgegangen ſieht, und berechnet, daß nach den Geſetzen der Bevölkerungszunahme in Deutſchland und in Frankreich das deutſche Volk nach ein paar Decennien um mehr als 10 Millionen zahlreicher ſein würde als das franzöſiſche. Man vermuthete, der Kaiſer habe ſich im Geiſte nicht nur mit dem durch den Prager Frieden gegebenen Zuſtand, ſondern auch mit deſſen naturgemäßer Fortentwickelung befreundet, er habe den Gedanken ergriffen und begriffen, daß Frankreich nicht beunruhigt zu ſein brauche, wenn die ganze deutſche Völkerfamilie zu einem Nationalſtaate zuſammenwachſe, und daß er — wenn auch vorſichtig — in Frankreich ſelbſt die niederen Triebe bekämpfen müſſe, welche dieſen Entwickelungsgang mit Gewalt ſtören möchten. Während die Einen die Hoffnung auf dauernden Frieden zwiſchen Frankreich und Deutſchland auf die Macht der materiellen Intereſſen, Andere wieder auf die Verlegenheiten, auf das Leiden und auf das Alter des Kaiſers bauten, knüpften noch Andere ſie an die ihm beigemeſſene höhere politiſche Auffaſſung, die oben berührt wurde.

Heute liegen offenkundige Beweiſe vor, daß die eben erwähnte Auffaſſung ein von der Wirklichkeit Lügen geſtrafter Optimismus iſt. Wir wollen noch nicht von der Veranlaſſung des heraufbeſchworenen Krieges ſprechen, auch nicht von der neuen Heeresorganiſation und den Rüſtungen in Frankreich. Man könnte ſagen, daß Napoleon dadurch nur den vor 1866 in Preußen eingeführten Militärreformen, ihrer uneingeſchränkten Ausdehnung auf das 1866 vergrößerte Preußen und den Bund und ihrer Verſtärkung durch die Schutz- und Trutzbündniſſe habe nachkommen, daß er gleichen Schritt mit der norddeutſchen Militärmacht habe halten wollen. Aber bevor Frankreich eine Ahnung von dieſen Verträgen hatte, trat es, unmittelbar nach dem Abſchluß des Krieges von 1866, mit Vorſchlägen einer Grenzregulirung auf, welche Frankreich *wenigſtens* den Beſitzſtand von 1814 zurückgegeben hätte. Der Rücktritt Drouyn de l'Huys' war die Folge der Ablehnung dieſer Vorſchläge durch Preußen. Die Luxemburger Frage drohte bald darauf den Krieg. Aber die Erinnerung an 1866 war noch ſehr friſch, die Großmächte wirkten energiſch für den Frieden und Frankreich hatte noch die alte Heeresverfaſſung und die alten Feuerwaffen. Nochmals ward die Kriegsgefahr durch ein Kompromiß beſchworen; Luxemburg ward neutraliſirt, Napoleon gab den Erwerb des Landes, Preußen das beſtrittene Beſatzungsrecht der alten Bundesfeſtung auf. Der entfeſſelte Sturm wird uns in der nächſten Zeit noch manche intereſſante diplomatiſche Enthüllungen über das, was hinter uns liegt, bringen. Schon die eben erfolgten Enthüllungen über die Anträge Frankreichs an Preußen unmittelbar nach der Beilegung der Luxemburger Frage ſind von hoher Bedeutung. Frankreich trug Preußen eine Erweiterung des Bundes gegen eine Vergrößerung Frankreichs durch Luxemburg und Belgien und zu dieſem Zwecke eventuell eine gemeinſame Aktion an. Aehnliches ſoll ſich in den folgenden Jahren wiederholt haben, ſtets ohne Erfolg.

Alles beweiſt, daß Napoleon den Prager Frieden nur als einen Nothbehelf des Augenblicks betrachtet hat. Hätte Napoleon durch das, was in Deutſchland vorging, die Ueberzeugung gewonnen, daß das Gebiet des deutſchen Bundes wirklich *für alle Zeit* in drei oder richtiger geſagt in fünf von einander unabhängige Theile oder Staaten zerfallen ſei, und zwar ſo zerfallen ſei, daß dieſelben im kritiſchen Moment ſtets gegen einander von Frankreich aufgeboten werden könnten, ſo hätte er wohl zu den vollendeten Thatſachen im Geiſte Ja und Amen geſagt, wenn auch mit wenig Freude. In dem Maße aber, als dieſe Ueberzeugung nicht Wurzel faßte, ſtieg der Drang, über dieſe Thatſachen und über den Prager Frieden mit Gewalt hinauszuſchreiten. Konnten mit Hülfe Preußens die Grenzen Frankreichs erweitert werden, ſo war dies das Einfachſte. War dies nicht möglich, ſo ſollte das Ziel im Kampfe gegen Preußen erreicht und dieſes wo möglich von ſeiner hohen Stellung herabgeſtürzt werden. Oft ſchon während der vergangenen Jahre ſtand man am Rande eines ſolchen Krieges. Einige Male waren es mehr zufällige Ereigniſſe als die Mahnungen des öffentlichen Gewiſſens, welche den Ausbruch verhinderten. Wer unbefangen die Verhältniſſe überſchaute, ſagte ſich immer, daß, wenn eine Veranlaſſung des Kriegs beſeitigt ſei, bald eine neue ſich bieten oder herbeigezogen werden würde. Man mußte dieſen großen und unverantwortlichen Völkerkampf ſo lange nur als eine Frage der Zeit anſehen, als der tiefer liegende Grund nicht beſeitigt werden konnte. Dieſer Grund aber iſt jene Staateneiferſucht, welche ſchon ſo oft friedliche Völker, die ruhig neben einander leben können, gleich wilden Thieren auf einander getrieben hat, iſt

die Scheelſucht, mit welcher das Napoleoniſche Frankreich auf die anwachſende preußiſche Macht, auf den werdenden, ſeine weiteren Formen noch ſuchenden, gemeinſam deutſchen Nationalſtaat blickt, iſt die Willkür, mit der es ſich in die innere Entwickelung unſeres Volkes drängt.

Es bedurfte nur eines Zündhölzchens, um die verderbliche Kriegsflamme auflodern zu laſſen, und man hat es gefunden. Man hat, wenn man ſich über die nächſte Veranlaſſung des Krieges Rechenſchaft gibt, zwei Dinge genau zu unterſcheiden. Zunächſt ein Wort über die Hohenzollernſche Thronkandidatur. Am 11. Juni, als die ſpaniſchen Cortes im Begriff waren, ſich zu vertagen, erzählte ihnen der General Prim in etwas geheimnißvoller Weiſe die Geſchichte der jüngſten Thronkandidatur. Der Kandidat, der alle wünſchenswerthen Eigenſchaften in ſich vereinigt habe, deſſen Name aber nicht genannt wurde, habe ſich den Wünſchen Spaniens entgegenkommend gezeigt. Aber unglücklicher Weiſe ſei ein zur Orientirung geſendeter Vertreter im Augenblick einer der ſtürmiſchſten Cortesſitzungen angekommen und habe, nachdem er derſelben beigewohnt, Madrid ſofort den Rücken gewendet. Ein zweiter, zu dem gleichen Zwecke abgeſendeter Agent ſei angekommen, gerade als der letzte Aufſtand in Barcelona ausbrach, und habe, ebenfalls abgeſchreckt, ſofort das Land verlaſſen. Die Sache ſchien damit aufgegeben. General Prim ſagte noch, ob er ſo glücklich ſein werde, Spanien in drei oder vier Monaten einen Thronkandidaten nennen zu können, wiſſe er nicht, aber die monarchiſche Löſung werde er feſt im Auge behalten. Dennoch müſſen die Verhandlungen wieder aufgenommen oder fortgeſetzt worden ſein und faſt gleichzeitig zu einem Abſchluß geführt haben; denn nach wenigen Wochen trat die durch den Prinzen Leopold angenommene Kandidatur als eine Thatſache in die Oeffentlichkeit, welche zu ihrer Vollendung nur noch der Sanktion der ſofort einberufenen Cortes bedurfte. War Napoleon in der That vollkommen überraſcht davon, oder ſpielte er nur den Ueberraſchten? In wie weit war Graf Bismarck in alle Phaſen der vorausgegangenen Verhandlungen eingeweiht, befragt und mit den Ergebniſſen einverſtanden? Dies wären Fragen vom höchſten Belang, wenn wirklich der Krieg deshalb ausgebrochen wäre, weil die Beſteigung des ſpaniſchen Thrones durch den Prinzen Leopold verhindert werden ſollte, und außerdem nicht hätte verhindert werden können. Es iſt ein Glück, daß dem nicht ſo iſt. Vielleicht ſtände Deutſchland außerdem nicht ſo geeinigt zum Kriege da, als es jetzt der Fall iſt. Um unbefangen über die Stellung zu urtheilen, welche Frankreich dieſer Kandidatur gegenüber einnahm, denke man ſich den Fall, daß nach einer im Rücken Preußens ſtattgefundenen Revolution ein Napoleoniſcher Prinz einen leer ſtehenden Thron, z. B. in Polen, beſteigen ſollte. Würde, wie die europäiſchen Verhältniſſe ſeit Jahren liegen, Preußen dies ruhig hinnehmen, hinnehmen dürfen? Würde es ſeinen Widerſpruch fallen laſſen, wenn man ihm ſagte, dies ſei eine Familien-, keine Staatsſache, ſie berühre nur den Thronkandidaten und Polen, nicht Frankreich, welches ſich gar nicht in dieſe Sache gemiſcht habe. Die Antwort auf dieſe Fragen kann kaum zweifelhaft ſein. Um ſo beſſer, wir wiederholen es, daß die Hohenzollernſche Kandidatur als Veranlaſſung des Krieges hinweggeräumt wurde. Frankreich hatte die erſte ſchwere Verantwortung dadurch auf ſich geladen, daß es auf die Notifikation der fraglichen Kandidatur ſofort mehr that, als ihr einen, wenn auch noch ſo feſten Widerſpruch in entſprechender diplomatiſcher Form entgegenzuſetzen, daß es, ohne die Antwort von Ems abzuwarten, mit einer Kriegsdrohung im Geſetzgebenden Körper auftrat. Dennoch trat der Prinz zurück. Ob der König von Preußen, ob ein anderes Glied ſeines Hauſes, ob ſein Miniſter des Auswärtigen dieſen Schritt mittelbar befördert hatten, war nicht zu unterſuchen. Genug, die Thatſache lag vor und der König ließ ſie gelten*). Nicht bloß dies, die ſpaniſche Regierung hatte den Rücktritt von der Kandidatur angenommen, die Einberufung der Cortes ward zurückgezogen; die ganze Sache war definitiv beſeitigt. Von Preußen nun noch bindende Verſprechungen für die Zukunft fordern, hieß es demüthigen wollen, hieß ſtatt des verloren gegangenen Vorwandes für den gewollten und beſchloſſenen Krieg einen neuen aufgreifen. Frankreich hatte

*) Es iſt hier der Ort, zur Richtigſtellung einer früher gemachten Bemerkung, daß der König von Preußen dem Rücktritt des Prinzen Leopold zugeſtimmt und ſich nur nicht zu weiteren Verſprechungen für die Zukunft habe zwingen laſſen wollen, auf die Erklärungen Lord Granville's im Parlament zu verweiſen. Er ſagte, England habe vorgeſchlagen, Frankreich ſolle ſeine Forderungen zurückziehen und dagegen der König dem Rücktritt des Prinzen Leopold zuſtimmen. Frankreich habe dies unbedingt abgelehnt, auch Bismarck ſei nicht einverſtanden, wohl aber der König geneigt geweſen, darauf einzugehen. Man vergleiche damit den maßgebenden Bericht des Flügeladjutanten des Königs A. Radziwill vom 13. Juli über die Benedetti gemachten Eröffnungen.

eine große Genugthuung erhalten durch den Rücktritt des Prinzen Leopold. Indem es dennoch den Krieg heraufbeſchwor, hat es die ſchwere Verantwortung für denſelben vor der Mit- und Nachwelt auf ſich geladen.

So viel über den tieferen Grund des Krieges und über die äußere Veranlaſſung deſſelben. Das Kapitel der Enthüllungen aus früherer Zeit ward nur flüchtig berührt und deshalb auf die Gegenſätze in den verſchiedenen Darlegungen und die darauf gegebenen Erwiederungen nicht eingegangen. Es wird Zeit ſein, mit ſichtender Hand darauf zurückzukommen, wenn — was nicht ausbleiben wird — der Köcher dieſer Geſchoſſe vollſtändig geleert iſt.

Wie ſteht — dies iſt die Frage, zu der wir uns nun wenden — Europa zu dem begonnenen Kampfe? Wird es ihm, beobachtend, zur Seite ſtehen, um eine Vermittlerrolle aufzunehmen, wenn er eine Zeit lang gedauert hat, wenn vielleicht mit wechſelnden Erfolgen gerungen ward, wenn die Opfer, die er auferlegt, immer ſchwerer, die Leiden, die er über zwei hochkultivirte Völker bringt, immer furchtbarer werden, und der Wunſch nach Frieden ſich erſt ſchüchtern, dann ſtärker und ſtärker losringt? Oder wird er ſeine Kreiſe weiter ziehen, erſt den einen Staat, dann einen zweiten, zuletzt einen dritten und vierten, der gern ſeine Neutralität bewahrt hätte, in ſeine Wirbel reißen, ein fortraſender gewaltiger Sturm, deſſen Ende man vorerſt nicht abſieht, der das alte Europa aus ſeinen Fugen reißt, vielleicht um mit neuen kühnen Schöpfungen, vielleicht um mit jämmerlichen Auskunftsmitteln zu endigen, wenn Alles erſchöpft und ermattet zu Boden liegt?

Es iſt ein wunderbares Schauſpiel, daß das Land, welches den Anſtoß zu dem Kriege gegeben hat, indem es, um aus den Fieberſchauern der Revolution herauszukommen, einem Hohenzollernſchen Prinzen die Krone antrug, demſelben jetzt in neutraler Haltung zur Seite ſteht. Wäre der Prinz Leopold nicht zurückgetreten, hätte Preußen erklärt, es miſche ſeinen Einfluß nicht in die ſpaniſche Königswahl, aber es werde auch nicht dulden, daß von franzöſiſcher Seite dem freien Entſchluß Spaniens Gewalt angethan und der Prinz, wenn erwählt, an der Thronbeſteigung gehindert werde, ſo würde der Krieg eine weſentlich andere Geſtalt gewonnen haben. In Spanien wäre der Nationalſtolz aufs Aeußerſte gereizt worden. Die an ſich noch nicht geſicherte Wahl des Prinzen würde nun kaum zweifelhaft geblieben ſein. Die inneren Wirren hatten ſich nach außen entladen, die Traditionen aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts würden wieder aufgelebt ſein. Frankreich hätte in dem unvermeidlich gewordenen Kriege gegen die Pyrenäen und den Rhein Front zu machen gehabt. Aber am Rhein würde es wahrſcheinlich nicht die Heere Süddeutſchlands neben denen des Nordbundes ſich gegenüber gefunden haben. Der Krieg hätte ſchwerlich den Charakter eines gemeinſam deutſchen Volkskrieges erhalten. In Süddeutſchland hätte wahrſcheinlich jene Anſchauung die Oberhand behalten, welche geſagt hatte: wie man auch über den Buchſtaben der Schutz- und Trutzbündniſſe denke, das war die Meinung nicht, daß wir unſere Länder in den Krieg ſtürzen, um einem Hohenzollernſchen Prinzen den ſpaniſchen Königsmantel zu erkämpfen. In Bayern namentlich würden die Kammern die zum Krieg erforderlichen Geldbewilligungen nicht gemacht haben. Die Scene änderte ſich in dem Augenblick, als der Prinz von der Kandidatur zurücktrat, und Frankreich — nun offenbar aggreſſiv — damit nicht zufrieden, dennoch zum Kriege trieb. Süddeutſchland war für den Krieg gewonnen, Spanien dafür verloren, vorerſt wenigſtens, wahrſcheinlich überhaupt. In dem höchſten kritiſchen Momente war Prinz Leopold nicht für den unter Vorbehalt der Zuſtimmung der Cortes angebotenen und angenommenen Thron eingetreten. Er fühlte eine ſchwere Verantwortlichkeit auf ſich laſten, und der Wunſch, einen verhängnißvollen Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu vermeiden, überwog jede andere Rückſicht. Das erſte Auftreten Frankreichs trat dem ſpaniſchen Nationalſtolze nahe, aber dieſem Schlag folgte der Gegenſchlag, daß man dem ſpaniſchen Thron, nachdem man ſchon ſeine Stufen beſtiegen, wieder den Rücken kehrte. Wofür ſollte ſich Spanien begeiſtern? Es blieb aus dem Spiel, und ſteht ziemlich rathlos vor der ungelöſten inneren Frage. Die Monarchiſten mögen trauen, die Republikaner hoffen. Die Republik oder Montpenſier ſcheinen für den Augenblick die einzigen möglichen Löſungen.

Dem Eingreifen in den begonnenen großen Kampf ſteht Portugal noch ferner als Spanien. Dieſes Land, welches glücklicher Weiſe ziemlich lange von Revolutionen und Staatsſtreichen verſchont geblieben war, brauchte nur Eines: ſtetige, verſtändige und planmäßige Arbeit von oben zur Erweckung der ſchlummernden materiellen und geiſtigen Kräfte zur Heilung der

kranken Staatsfinanzen. Statt dessen legt ein abenteuerlicher Marschall im weißen Haare, der niemals nur bei sich selbst gut Haus zu halten gewußt hat, die Axt an die Wurzel jedes geordneten Staatslebens. Durch einen Militäraufstand schüchtert er den König ein, zwingt sich ihm auf und damit ein unbestimmtes Etwas, was er seine Politik nennt. Es ist unschwer zu sagen, daß diese böse That schließlich nur Unheil, nur neue gewaltsame Frevel erzeugen wird. Einstweilen hat die schnöde Behandlung, welche Saldanha dem italienischen Gesandten, der von dem „militärischen Pronunciamento" des edlen Marschalls nicht entzückt war, angedeihen ließ, zu einem diplomatischen Bruch zwischen Portugal und dem Königreich Italien geführt. So standen die Dinge in Portugal, als der Kriegssturm sich ankündigte. Was das Weitere betrifft, so wird es nach außen wohl nur im Schlepptau Englands gehen. Wäre es weniger aktionsunfähig, als es in der That ist, so könnte man daran denken, daß es in dem Fortgang des Krieges auch ohne Rücksicht auf das Beispiel Englands von Saldanha auf die eine Seite gezogen würde, falls Italien auf die andre träte.

Die Rolle, welche Italien in der nächsten Zeit spielen wird, ist im Augenblick vor Allem wichtig. Von da kann am ersten der Anstoß zu einer verhängnißvollen Ausbreitung des Krieges ausgehen. Dem Ausbruch des Krieges ging nur um wenige Tage ein Ereigniß vorher, auf welches seit Beginn dieses Jahres das Auge der ganzen civilisirten Welt mit Spannung gerichtet war, von welchem Viele bis zuletzt geglaubt hatten, es werde sich doch nicht vollenden, nämlich die Proklamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit als ein Dogma der katholischen Kirche. Heute richtet sich das Auge der Welt auf die gewaltigen Heeressäulen, welche gesegnete Fluren blutig färben, man vergißt den Vatikan und den verhängnißvollen Beschluß der Mehrheit seines Koncils. Aber wenn der Kriegssturm längst ausgetobt hat und die friedliche Arbeit wieder aufzubauen sucht, was die Kriegsarbeit zerstört hat, wird jenes jetzt in den Winkel der Vergessenheit verwiesene Ereigniß wieder hervortreten und — hoffentlich zu endlicher Klärung und Läuterung — Verwirrung in die Geister und Gemüther werfen, ein moralisches Unwetter nach dem jetzt tobenden politischen Gewitter. Schon jetzt aber sieht der unfehlbar gewordene Papst sich einigen für ihn sehr ernsten Ereignissen gegenüber. Der Verkündigung der Unfehlbarkeit hallt aus Oesterreich die vollständige Aufhebung des Konkordats als Echo nach und die Räumung des Kirchenstaates durch die französischen Truppen folgte unmittelbar, nachdem sie der römischen Kurie angezeigt war. Sie ist bedeutungsvoll für die weltliche Herrschaft des Papstes, welche sich bisher nur in den Falten der französischen Fahne wohl geborgen wußte gegen das Anstürmen Garibaldi'scher Schaaren und gegen das nach Rom als seine Hauptstadt verlangende Königreich Italien. Sie ist es nicht minder für dieses junge Königreich selbst.

Die officielle Stellung Italiens ist noch einfach. Gleich England, Oesterreich, Rußland bekennt es sich zur Neutralität und behält sich selbstverständlich die Aktionsfreiheit vor, wenn der Krieg in seinem Verlauf für die eignen Staatsinteressen bedrohlich werden sollte. Daneben wird der Räumung des römischen Gebiets durch die französischen Truppen die Bedeutung beigelegt, daß nun die Konvention vom 15. Sept. 1864 wieder zur Ausführung kommt, deren erster Artikel also lautet: „Italien verpflichtet sich, das gegenwärtige Gebiet des Papstes nicht anzugreifen, und selbst mit Gewalt jeden von außen darauf versuchten Angriff zu verhindern". Aber dieser officiellen Haltung Italiens zur Seite stehen seine schon sehr umfassenden Kriegsrüstungen. Die Flotte, Transportschiffe sind ausgerüstet, vier Altersklassen des Landheeres sind theils schon eingerufen, theils werden sie eben jetzt eingerufen. Von den neutralen Staaten haben bis jetzt nur die unmittelbar an das Kriegstheater anstoßenden, zum Theil von demselben eingeschlossenen, kleineren Staaten, die Schweiz, Belgien, Holland zum Schutz ihrer Neutralität und ihrer Grenzen gerüstet. Die größeren Staaten haben dies noch sorgsam vermieden. Wo man unter den normalen Friedensfuß heruntergegangen war, hat man sich darauf gesetzt, man ergänzt auch wohl die Vorräthe und sorgt für alle möglichen Fälle vor, aber nirgends ist man auf den Kriegsfuß übergegangen, nirgends hat man das Heer ganz oder theilweise mobilisirt. Nur Italien, welches dem Kriegsschauplatze ferne steht, hat es gethan. Daß dasselbe, auch wenn es ernstlich entschlossen ist, neutral zu bleiben, ein Armeecorps oder zwei mobilisirt, erklärt sich, trotz der peinlichen Finanzlage, aus seinen besondern Verhältnissen, aus der aufgeregten öffentlichen Meinung in den Städten, aus der Räumung des Kirchenstaates durch die Franzosen. Während die kon-

ſervative Partei, die meiſten Generäle und gewiß auch der König das bisherige gute Einvernehmen mit Frankreich erhalten, vielleicht auf dieſer Baſis weitergehen möchten, iſt die Linke, ſind die aufgeregten Volksmaſſen der Städte, welche Mentana nicht vergeſſen können, durchaus antifranzöſiſch. Beweis die vielfachen und lebhaften napoleonfeindlichen und preußenfreundlichen Demonſtrationen beim Ausbruch der gegenwärtigen Kriſis. Man ſah Rom durch dieſelbe von ſelbſt für Italien gewonnen an, ohne daß man Napoleon um die Räumung zu erſuchen oder ſich ihm dafür zu verpflichten hätte. Wollte er ſelbſt die im Römiſchen ſtehenden Truppen im Kriege mit Deutſchland miſſen und ſie in Civitavecchia laſſen, — ſo räſonnirte man — man würde trotz der Franzoſen nach Rom gehen, und das kleine franzöſiſche Corps verjagen; Napoleon vermöchte es jetzt nicht zu verhindern. Victor Emanuel aber und der konſervativen Partei iſt die revolutionäre Hülfe zur Erreichung der nationalen Ziele gründlich verleidet. Wenn er in Rom einziehen ſoll, ſo möchte er andere Wege geebnet wiſſen. Er möchte, einmal eingezogen in Rom, auch daſelbſt bleiben, und er rechnet mit der Freundſchaft Frankreichs auch für die Zeit nach der Beendigung des deutſch-franzöſiſchen Krieges. Alſo, eine kleine Armee muß er wohl bereit halten, ſei es, um Rom nach dem Wortlaut des Septembervertrags gegen Garibaldi und die Revolution zu ſchützen (was ſehr unwahrſcheinlich iſt), ſei es, um, in Rom einziehend, den revolutionären Elementen zuvorzukommen und dieſelben, wenn nöthig, mit Gewalt auf die Seite zu werfen. Daß aber hierfür ſolche Rüſtungen nöthig wären, wie ſie Italien, das finanziell ſo hart bedrängte Italien jetzt vornimmt, dies iſt kaum glaublich. Ziemlich allgemein vermuthet man daher andere Zwecke hinter dieſen Rüſtungen. Die Einen beziehen ſie auf ein franzöſiſch-öſterreichiſch-italieniſches, die Anderen auf ein im Werden begriffenes engliſch-öſterreichiſch-italieniſches Bündniß. Letzteres ſoll der Lokaliſirung des Krieges dienen, im geeigneten Augenblick einer zu verſuchenden Vermittelung Nachdruck verleihen. Aber es iſt doch geradezu undenkbar, daß zu ſolchem Zwecke Italien mit koloſſalen Rüſtungen Oeſterreich und England vorauseilen und dem Staatsbankerott entgegen taumeln ſollte. Die, welche die Rüſtungen auf ein italieniſch-öſterreichiſch-franzöſiſches Bündniß beziehen, denken theils an ein ſchon fertiges, wenigſtens für gewiſſe Eventualitäten fertiges Bündniß, theils an ein erſt im Werden begriffenes. Sie geben, indem ſie letzteres annehmen, den italieniſchen Rüſtungen namentlich die Bedeutung, eine Preſſion auf Oeſterreich zum Abſchluß ſolchen Bundes zu üben, und verſtehen in dieſem Sinne die Sendung von Truppen in das 1866 gewonnene Feſtungsviereck. Für alle dieſe Konjekturen fehlen genügende Anhaltepunkte. Was man allein ſagen kann, iſt, daß die Räumung des römiſchen Gebiets durch Frankreich höchſt wahrſcheinlich von einem geheimen, gegenſeitige Verbindlichkeiten begründenden Vertrag begleitet worden iſt. Welcher Art ſie ſind, darüber liegt noch ein Schleier. Es gibt Leute, die ſchon ganz genau wiſſen wollen, daß Italien für den Fall der Niederlage Napoleons, und nur für dieſen Fall, militäriſche Hülfe zugeſagt habe. Aber würde Napoleon nicht weit eher daran denken, einer Niederlage durch ein Bündniß zuvorzukommen, und würde Italien nicht weit mehr Luſt haben, ſich einer noch nicht geſchlagenen Macht als einer geſchlagenen als Bundesgenoſſe zuzugeſellen? Wie dem auch ſei, es wäre ſehr verhängnißvoll, wenn Italien, die Waffen in der Hand, für Frankreich einträte. Das Beiſpiel würde ſchwerlich vereinzelt bleiben und könnte der Anſtoß werden, um ganz Europa in ein großes Kriegslager zu verwandeln.

Unter den kleineren Mächten des europäiſchen Nordens wird an Schweden-Norwegen nicht leicht eine ernſtliche Verſuchung zur Betheiligung am Kriege herantreten. Um ſo ſtärker iſt dieſe Verſuchung für Dänemark, wohin ſich eben jetzt der Herzog von Cadore von Paris aus begeben hat. Wäre Dänemark nur noch ein Inſelreich, ſo würde ſchon die Anweſenheit der franzöſiſchen Flotte in der Oſt- und Nordſee genügen, um die Nachkommen der Vikinger nach dem Schwerte greifen zu laſſen. Aber in das an Schleswig ſtoßende Jütland ſteht den deutſchen Landheeren der Weg offen, und gewiß würde, wenn der Krieg Deutſchlands gegen Frankreich glücklich endet, die cimbriſche Halbinſel nicht wieder an die zum Kriege gegen Deutſchland aufgeſtandenen Inſeldänen zurückgelangen, ſondern an das deutſche Feſtland fallen. Dieſe Erwägung, wohl auch der Rath Englands und Rußlands bindet heute noch Dänemark an die Neutralität. Die auswärtige Preſſion müßte aber ſehr ſtark und drohend ſein, wenn die Neutralität auch im Falle namhafter franzöſiſcher Waffenerfolge am Rhein aufrecht erhalten werden ſollte. Die Volksleidenſchaft

würde ſich alsdann wieder mächtig treibend hinter der Kabinetspolitik erheben. Eine Betheiligung Dänemarks am Kriege würde natürlich formell am Artikel 5 des Prager Friedens anknüpfen. Ob eine ſolche anſteckend wirken, ob dadurch der Krieg ſchon einen allgemeinen europäiſchen Charakter annehmen würde, iſt übrigens ſehr fraglich.

Wie aber ſtehen die beiden großen und ſtammverwandten Völker Englands und Nordamerika's zu dem Kriege? Lange ſind in der nordamerikaniſchen Union die Erinnerungen an die ihr im Befreiungskriege gewordene franzöſiſche Hülfe, an die Waffenbrüderſchaft Lafayette's, an einen gewiſſen idealen Zuſammenhang mit dem erſten Akte der franzöſiſchen Revolution, mit den Grundſätzen von 1789 lebendig geblieben. Aber ſie haben durch Napoleons Haltung während des Bürgerkrieges und durch ſein mexikaniſches Unternehmen einen tüchtigen Stoß erhalten. Dagegen nimmt das deutſche Element in dem Miſchvolke der Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr einen breiteren Raum ein; zu dem ſchon längſt vorhandenen ſocialen Einfluß geſellt ſich allmählig eine wachſende politiſche Bedeutung. Darum miſcht ſich nicht nur der begeiſterte und opferwillige Zuruf der Millionen von Deutſchen, welche ihre Heimath in der großen Republik gefunden haben, mit dem Strome männlicher Erhebung, welcher durch das Mutterland brauſt, auch die Sympathie der Anglo-Amerikaner gehört im großen Ganzen der deutſchen Sache. Es wäre aber ein Irrthum, wenn man deshalb auf eine ſtaatliche Einmiſchung zu Gunſten derſelben rechnen wollte. Nur wenn die zwiſchen der Union und England noch ſchwebende Alabamafrage brennend würde, könnte eine Aktion der Vereinigten Staaten mittelbar in den Gang des deutſch-franzöſiſchen Krieges eingreifen. Eine Parteinahme Englands für Frankreich aber iſt, wenn nicht aus anderen Gründen, ſchon wegen der Vereinigten Staaten kaum in Betracht zu ziehen.

Was nun dieſes Altengland betrifft, ſo ſteht, ſeitdem Frankreich ſich durch den Rücktritt des Prinzen Leopold nicht befriedigt erklärte, die Volksmeinung faſt durchgehends auf Seite Deutſchlands. Man ſieht nunmehr in Frankreich den muthwilligen Friedensbrecher, und überdies wünſcht das engliſche Volk in ſeinem eigenen Intereſſe eine ſtarke deutſche Macht als Gegengewicht gegen den unruhigen Ehrgeiz und die Vergrößerungsſucht Frankreichs. Die Unterſuchungen über ein wirklich föderatives, über ein einheitliches oder über ein hegemoniſch geführtes Deutſchland erſcheinen dem Engländer nicht mehr praktiſch. Seit 1866 fällt für ihn der Begriff einer ſtarken deutſchen Macht mit Preußen, mit der Befeſtigung, ſelbſt mit der Erweiterung der von ihm begründeten Umgeſtaltung Deutſchlands zuſammen. Dies iſt wenigſtens die vorherrſchende, weit verbreitete politiſche Anſchauung auf dem ſtammverwandten Inſelreiche. Aber ſeine ſeit lange befolgte zurückhaltende Politik in den europäiſchen Verwickelungen, daneben die Rückſicht auf ſeine Beziehungen zu den Vereinigten Staaten wieſen es, als ſeine Anſtrengungen zur Verhütung des Krieges an der Hartnäckigkeit Frankreichs ſcheiterten, und der Krieg erklärt wurde, dennoch zunächſt auf die Bahn der Neutralitätspolitik.

In dieſes beim Ausbruch des Krieges gegebene Verhältniß greifen nun zwei neue Thatſachen, jede mit einer verſchiedenen Tendenz ein. Die Art und Weiſe, in welcher England ſeine Neutralität zur Zeit ausübt, iſt von volkswirthſchaftlichen Geſichtspunkten und den Handelsintereſſen des Reiches, nicht von politiſchen Sympathien beſtimmt. Deshalb hat es weder die Ausfuhr von Waffen und Munition, von Heu und Körnern, noch die von Pferden (welche z. B. das neutrale Oeſterreich unterſagt), noch die von Kohlen verboten (abgeſehen von der unterſagten Abholung derſelben in Vorrathsſchiffen der Kriegführenden). Thatſächlich hat nur Frankreich den Gewinn davon. Einmal braucht das kohlenarme, von dem Mißwachs aller Futterkräuter heimgeſuchte Frankreich den Import eines Theils dieſer Gegenſtände weit dringender als Deutſchland zur Kriegführung; der Kohlenbezug aus England iſt für ſeinen Seekrieg auf der Oſt- und Nordſee faſt eine Lebensfrage, und für ſein Gold findet es natürlich in England, dem großen Handelsmagazin der Welt, Alles, was es bedarf. Sodann beherrſcht die franzöſiſche Flotte das Meer, die deutſchen Häfen ſind blokirt; wäre alſo auch in Deutſchland die Zufuhr von Getreide, Mehl, Heu, Pferden, Kohlen aus England ebenſo nothwendig und nützlich wie für Frankreich, es könnte ſie doch nicht haben. Die Entrüſtung darüber iſt groß, nicht bloß in der öffentlichen Meinung Deutſchlands, ſondern auch bei der preußiſchen Regierung. Die officiöſe „Norddeutſche allgem. Ztg." erklärt, daß England ſich mit Wiſſen ſeiner Regierung zur Patronenfabrik für die Infanterie Frankreichs, zum

Remontestall für dessen gegen Deutschland im Feld stehende Artillerie und zum Kohlenlieferanten für dessen die preußischen Küsten bedrohende Kriegsflotte mache. Das Blatt sagt, daß der Botschafter des Norddeutschen Bundes in diesem Sinne lebhafte Vorstellungen in London gemacht habe. Die englischen Blätter bringen ferner ein Kabeltelegramm, welches besagt, daß der Gesandte des Norddeutschen Bundes in Washington von seiner Regierung folgendes Telegramm erhalten habe: „Die öffentliche Meinung in England ist für Norddeutschland günstig; die britische Regierung ist diesem nicht günstig; es handelt mit seinen Neutralitätsgesetzen gegen Norddeutschland, wie einst gegen Amerika mit der Alabama". Ist dieses Telegramm richtig, was sich demnächst zeigen wird, so sucht Preußen bereits durch eine Pression der Vereinigten Staaten auf England zu wirken. Diese Taktik und jene Sprache sind sehr geeignet, in England, namentlich bei dessen Regierung eine üble Stimmung gegen Preußen hervorzurufen. Doch beschwert sich, wie Granville im Parlament sagte, auch Frankreich über Verschiedenes. Gladstone erklärte vor wenigen Tagen in einem Meeting, daß die Forderungen der Kriegführenden die Bewahrung der Neutralität erschwerten. Anderntheils haben die bekannten Enthüllungen Preußens über die seit Jahren von Napoleon verfolgte, namentlich auf Belgien gerichtete Vergrößerungs- und Eroberungspolitik offenbar einen tiefen Eindruck in England gemacht. Belgien, Antwerpen insbesondere hat England bisher stets als etwas angesehen, an welches man nicht rühren dürfe, ohne seinem eigenen Interesse unmittelbar auf den Leib zu rücken. Die Vorschläge Russells, die Wehrkraft zu verstärken und auch sonst zu rüsten, wurden im Oberhaus mit Beifall aufgenommen. Auf die Versicherung Granville's, die Regierung erkenne vollständig die Verpflichtungen Englands gegen Belgien an, wurden sodann in einer folgenden Sitzung des Oberhauses diese Vorschläge (Milizbill genannt) zurückgezogen. Aber ein Militärkredit von 2 Mill. Pfund Sterl. ist bewilligt. England wird den Kriegsereignissen zunächst beobachtend zur Seite stehen, sich aber wehrbar machen, und Frankreich wird schwerlich in jedem der möglichen Kriegsfälle darauf rechnen können, daß es bis zu Ende in der Neutralität verharrt, vorausgesetzt nur, daß ihm von Amerika aus nicht unmittelbar Gefahr droht.

Was wird Oesterreich, was wird Rußland im Verlaufe des Krieges thun: diese Frage schwebt heute auf allen Lippen und sie ist in der That von einem verhängnißvollen Ernst. In Rußland sind die Stimmen der Presse getheilt. Der eine Theil hält an den freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen fest, der andere möchte ein großes Spiel mit Frankreich spielen. Die Partei, welche dieses Ziel verfolgt, reicht bekanntlich bis in die höchsten Kreise hinauf. Auch wird gewiß Napoleon verführerische Vorschläge machen, wenigstens dann, wenn er von Oesterreich für den Verlauf des Krieges nichts mehr erwarten zu dürfen glaubt. Indessen die Fortdauer der bisherigen preußenfreundlichen Politik hat viele Stützen, und was das Wichtigste, der Kaiser ist persönlich für dieselbe. Auch ist es sehr wohl möglich, daß für bestimmte Fälle schon bindende Verabredungen mit Preußen getroffen sind, welche Rußland nicht mehr freie Hand für ein Bündniß mit Frankreich lassen, freilich aber auch für Preußen im Falle des Sieges eine sehr lästige Fessel werden könnten. Daß Rußland vorerst neutral bleibt, diese Politik der Regierung findet übrigens in Rußland, selbst von entgegengesetzten Parteistandpunkten aus, Anerkennung. Katkoffs „Moskauer Zeitung" freilich möchte schon jetzt der Türkei, welche, nebenbei bemerkt, sich militärisch vorzusehen beginnt, den Krieg erklärt wissen. Auf die inneren Verlegenheiten Oesterreichs, auf die Beschäftigung Frankreichs oder auf dessen Annäherung an Rußland spekulirend, sieht sie in dem Anbinden mit der Türkei einen gefahrlosen Weg, um die drückenden Bedingungen des Pariser Friedens von 1856 ein- für allemal zu zerbrechen. Dies wird als das mäßigste Ziel bezeichnet, für welches Rußland sofort eintreten müsse. Höre man seine Forderungen nicht, so dürfe es bei diesem Ziele nicht stehen bleiben.

Oesterreich hat seine Landtage und den Reichsrath einberufen. Es hat selbst nachträglich auch den böhmischen Landtag aufgelöst, auf die Gefahr hin, noch vor dem ausgetragenen Streite mit den Tschechen eine tschechische Majorität zum Landtag entsendet zu sehen. Die Regierung macht die Probe, ob der Ernst des Augenblicks die österreichische Vaterlandsliebe genügend anregt, ob besonnene Mäßigung den Sieg über die Leidenschaft erringt, ob das Bedürfniß des Ganzen mit berechtigten Sonderbestrebungen auf autonomem Wege zu versöhnen ist, und ob für einen äußerlich festgestellten Verfassungsbau überall willig mitarbeitende Völker gewonnen werden können.

Nach außen ist die Stellung der österreichisch-ungarischen Monarchie durch das bekannte Rundschreiben des Reichskanzlers und durch die Erklärungen des Grafen Andrassy im ungarischen Reichstage officiell gekennzeichnet. Festhaltung einer strengen Neutralität, so lange die Interessen der Monarchie es gestatten, vorerst keine bewaffnete Neutralität, keine Mobilisirung, aber die nöthigen Vorbereitungen, um, im Fall es nöthig wird, schnell und kräftig mit den Waffen für die Reichsinteressen einstehen zu können; die im Rathe der Krone gewonnene Ueberzeugung, daß es unweise wäre, die jetzige Gelegenheit zur Wiedererkämpfung der verlorenen Stellung in Deutschland benutzen zu wollen: dies sind die Hauptgesichtspunkte, welche hervorgehoben wurden. Die Frage freilich, ob und wann die Reichsinteressen statt der Neutralität die Aktion verlangen, ist eine dehnbare und gestattet den widerstrebendsten Richtungen Spielraum, sich geltend zu machen. Dafür ist Oesterreich ein nur zu geeigneter Boden. Welche Gefühle, welche Berechnungen kreuzen sich jetzt daselbst und werden es in der nächsten Zeit noch mehr thun! Auf der einen Seite steht die kühle staatsmännische Berechnung, was für Oesterreich überhaupt, was namentlich für Oesterreich in Deutschland noch möglich wünschenswerth und haltbar ist. Auf der andern Seite stehen alte Traditionen und die jungen schmerzlichen Erinnerungen von 1866, die dazu verlocken, mit Hülfe Frankreichs den Schlag zurückzugeben, den Oesterreich von Preußen mit Hülfe Italiens erhalten. Dann haben wieder die neuesten Enthüllungen über die Napoleonischen Pläne vor dem Beginn des Krieges von 1866 die Erinnerung an die alten, von ihm erfahrenen Unbilden lebhaft angeregt. Welche Federn wird dagegen Napoleon jetzt in Wien springen lassen, um diese Eindrücke zu verwischen und Oesterreich zu gewinnen? Ohne irgendwie eingeweiht zu sein, kann man mit einer gewissen Zuversichtlichkeit die Vermuthung aussprechen, daß Napoleon nicht sowohl die Wiederherstellung des früheren deutschen Bundes als die Wiederherstellung Polens und für die Hingabe Galiziens eine sehr namhafte Vergrößerung von Deutsch-Oesterreich als Ziel einer gemeinsamen Aktion hinstellen wird. Tausend Dinge legen allerdings ein loyales Beharren bei der Neutralität nahe und mahnen von einer kriegerischen abenteuerlichen Politik ab; der staatsrechtliche Streit und der Nationalitätenhader, die Finanzen, die Stimmung der Völker, namentlich der Deutschösterreicher, der Blick auf Rußland und die Russenfreunde im Innern, die Erwägung, daß ein neuer deutscher Besitz nicht nur erworben, sondern auch verdaut sein will. Gewiß wird der Reichskanzler, der das volle Vertrauen des Kaisers besitzt, dies Alles nach seiner wahren Bedeutung würdigen. Darin liegt eine gewisse Beruhigung. Aber man möge doch nicht in allzu großer Sorglosigkeit übersehen, was von andern Seiten gesagt oder geflüstert werden kann. Es fehlt nicht an Solchen, welche glauben, daß eine glückliche Aktion nach außen ein viel besser gewähltes Heilmittel für die staatsrechtlichen Gegensätze sei als darüber fort streitende Landtage und Parlamente, und daß eine solche Aktion überdies die elementare Zusammensetzung des Reiches vereinfachen könne. Andere werden sagen, daß die für Neutralität und gegen Frankreich demonstrirenden Deutschösterreicher nur ein Theil, und zwar der lautere Theil derselben sei, zumal in den Städten. Sie werden an der Hand der militärischen Zeitschriften das Heer als von einer andern Stimmung beseelt darstellen und werden geltend machen, daß, sobald nur der Gegensatz zu Rußland sich schärfe, der liberale Deutschösterreicher Feuer fange, von Polen und Ungarn nicht zu reden, wo sofort die stürmischste kriegerische Erregung Platz greifen würde. Sie werden sagen, daß, welches auch die Kriegsmacht Rußlands sei, eine österreichische Westarmee jeden Falles eher als die fernen russischen Heere dort erscheinen, wo in Gemeinschaft mit Frankreich die großen Entscheidungen fallen würden. Seien dieselben aber erst gefallen, so bleibe für Rußland nur der Rückzug. Und was die Finanzen betrifft, so werden sie auf die Notenpresse verweisen und vielleicht fragen, welche seiner Kriege Oesterreich denn überhaupt mit wohl geordneten Finanzen geführt habe.

Man hat bisher nicht gehört, daß Preußen besondere Anstrengungen gemacht hat, um Oesterreich zu sich herüber zu ziehen. Es mag darauf rechnen, daß die Neutralität Rußlands die Neutralität Oesterreichs verbürgen, daß andern Falles seine Aktion durch die Aktion Rußlands paralysirt werden würde. Auch ist nicht leicht zu sagen, wodurch Preußen Oesterreich für ein gemeinsames Handeln gewinnen könnte. In Deutschland hat es ihm nichts mehr zu bieten, und so lange die österreichischen und russischen Interessen im Osten keine Vermittelung gefunden haben, wird es durch ein Eintreten für die dortigen Ziele Oesterreichs nicht eine schon gewonnene Freundschaft wegen einer erst zu

gewinnenden in einem so kritischen Moment auf das Spiel setzen wollen. Wird man aber in Berlin nicht vielleicht die Frage studiren, ob es denn so ganz unmöglich ist, zu einem gemeinsamen Zweck Oesterreich und Rußland, nicht Oesterreich statt Rußland zu gewinnen. Napoleon hat von den drei, ehedem lange vereinigt gewesenen Ostmächten zwei besiegt, freilich nicht ohne Bundesgenossen. Jetzt versucht er dasselbe gegen die dritte, bis jetzt aber ohne einen Bundesgenossen. Der Gedanke, eine auf reale Interessen gegründete Basis für eine neue — antinapoleonische — Wiedervereinigung der drei Ostmächte zu suchen, tritt vielleicht dann in den Vordergrund, wenn der Krieg sich unter herüber und hinüber wogenden Erfolgen in die Länge ziehen sollte.

An die Frage über die möglichen Kriegszwecke werden wir demnächst herantreten; sie wird uns tiefer in einzelnes hier Berührte führen.

v. Wydenbrugk.

Der Araukanerstaat und König Orelie Antoine I. Seit im Jahre 1550 Don Pedro de Valdivia zuerst an den Rio Biobio in Süd-Chile vordrang und mit dem freien Indianervolke der Araukaner in Berührung kam, hat mit geringen Unterbrechungen Krieg zwischen den Spaniern und den braunen Leuten geherrscht. Valdivia gründete im Araukanerterritorium die Niederlassungen Imperial, Villarica, Valdivia und Angol, die indessen schon 1602 von dem araukanischen Toqui Paillamachu zerstört wurden. Die Belagerung Villarica's hatte 2 Jahre und 11 Monate gedauert. Nur die harte Winterzeit erlegte den Kämpfenden Frieden auf, wurde aber die Jahreszeit günstiger, dann brachen die Araukaner stets wieder hervor und verjagten die spanischen Ansiedler, die auf ihrem Grund und Boden sich niedergelassen hatten. Sie, die ihr Land und seine Verhältnisse besser kannten als die fremden Eindringlinge, waren diesen gegenüber meistens im Vortheile, wenn auch bessere Waffen, geordnetere Kriegskunst auf Seiten der Spanier waren. Der Gouverneur Marquis de Baydes sah ein, daß, um eine gedeihliche Entwicklung des Landes herbeizuführen, den Araukanern Zugeständnisse gemacht werden müßten; er willigte 1641 ein, daß eine Art Demarkationslinie gezogen und die Unabhängigkeit dieses Indianervolkes gewährleistet wurde. Aber schon 1655 entbrannte der Kampf, durch Schuld der Spanier, aufs Neue und dauerte, geringe Pausen abgerechnet, bis 1773. Damals erkannte Spanien abermals die Unabhängigkeit der Araukaner ausdrücklich an und willigte ein, daß sie einen Gesandten nach Santiago de Chile sandten. Schon vor dieser Zeit war das Gebiet der unabhängigen Araukaner im Norden vom linken Ufer des Rio Biobio, im Süden durch die spanischen Ansiedler von Valdivia begrenzt; sie hatten einen nicht unbedeutenden Gebietstheil abtreten müssen, auf welchem die Stadt Osorno erbaut wurde. Araukanien war nun auf die Strecken zwischen dem Biobio im Norden und Rio Calle Calle im Süden beschränkt. Nach Osten dehnte es sich bis an den Fuß der Cordilleren aus; im Westen aber hielten die Spanier die Städte an der Küste des Oceans besetzt.

Bis zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes, den Chile 1811 gegen Spanien begann, drang von Norden und Süden her immer mehr die Civilisation ins Araukanerland vor. Das ursprüngliche Arauco war nun nicht mehr in der Hand der Eingebornen; die Hafenstadt Arauco und eine Anzahl von Forts hatten spanische Besatzungen, und die Indianer standen unmittelbar unter den Behörden der Provinz Concepcion; die Nordgrenze des Indianergebietes reichte unter 37° 36' südl. Br. vom Meere bis an die Cordilleren. Auf der Südgrenze schritt das Civilisiren gleichfalls vorwärts. Zwei Araukanerstämme, die Guilitsches und Mulutsches im Gebiete von Valdivia, bildeten schon einen Theil der ansässigen Bevölkerung und nahmen Sprache, Religion und Lebensweise des spanischen Landvolks an, mit welchem sie in steter Berührung waren. Die Indianergrenze in Valdivia ging schon über den Calle Calle hinaus und reichte an der Westküste bis zum Distrikt Cruces unter 39° 33' südl. Br. Das sogenannte Araukanien, also das Gebiet der noch unabhängigen Indianer, umfaßt heute den nördlichen Theil der Provinz Valdivia und den südlichen Theil der Provinz Arauco; es erstreckt sich über einen Raum von etwa anderthalb Breitengraden, ohne bestimmte Grenzen, denn diese wechseln, je nachdem in den Kämpfen die Chilenen oder die Araukaner ihre Macht weiter ausdehnen. Im Allgemeinen sind aber die ersteren im Vordringen begriffen (vergl. Perez Rosales, Essai sur le Chili, Hamb. 1857, S. 266 f.). In dem chilenischen Censusbericht vom 19. April 1865 wird die Zahl der unabhängigen Araukaner auf 80,000 angegeben.

Die freien Araukaner theilen ihr Land in vier zwischen den Anden und der Küste des Stillen Oceans sich parallel hinziehende Pro-

Digitized by Google

vinzen. Lauquen-Mapu ist die Provinz an der Seeküste, dann folgt Lebun-Mapu, das Land der Ebenen, von diesem östlich liegt Inapire-Mapu, das Land am Fuß der Cordilleren, und in letzteren selbst Pire-Mapu, das Bergland. Diese Provinzen werden durch kleine Ströme in verschiedene Distrikte getheilt, deren jeder von einem Stamm mit erblichem Häuptling und patriarchalischer Macht bewohnt wird. Der Häuptling schlichtet Streitigkeiten und übt Justiz, aber Tribut empfängt er nicht. Obgleich das Land eines Stammes allen Mitgliedern desselben gemeinsam zugehört, so darf doch nur der Häuptling von demselben verkaufen, und zwar nur an Indianer. Die Häuptlinge, welche in der Araukanersprache Apo-uelmes oder Apo-Ghelmenes heißen und von den Chilenen Kaziken genannt werden, sind von einander unabhängig und stehen in politischer Beziehung einander gleich. Doch ist in jedem Distrikte immer einer, der durch persönliche Vorzüge, oder dadurch, daß er einer mächtigen Familie angehört, eine Art Suprematie ausübt. Gewöhnlich erbt die Häuptlingswürde auf den ältesten Sohn, doch steht es einem sterbenden Kaziken frei, seinen Nachfolger zu ernennen. Stirbt ein Häuptling ohne männliche Nachkommen, so hat sein Stamm das Recht, aus den Familien der andern Kaziken sich einen neuen Herrscher zu wählen. Die Häuptlinge der verschiedenen Distrikte wählen wieder ein Oberhaupt für die ganze Provinz, das den Namen Toqui führt. Die Toquis zusammen bilden den Friedensrath, der die allgemeine Landesregierung ausmacht, und an dessen Spitze der gewählte Großtoqui, der Oberkazike, steht, der über das allgemeine Beste wacht und die Landesversammlung beruft. Eigentliche Gesetze haben die Araukaner nicht, aber alte Gebräuche und Traditionen werden heilig gehalten. Zur Kriegszeit tritt der Kriegsrath an die Stelle des Friedensrathes und ein neuer Großtoqui wird gewählt, welcher eine unbegrenzte Macht besitzt und über Alles, mit Ausnahme des Lebens, zu verfügen hat. Er ernennt die Führer, bestimmt die Zahl der nothwendigen Krieger — die Armee zählt selten mehr als 6000 Mann — und wacht über die Truppen, Waffen und Lebensmittel. Nach Beendigung des Krieges tritt der Friedensrath wieder in seine Rechte. (Ueber diese Regierungsverhältnisse der Araukaner vergl. The Araucanians or notes of a tour among the indian tribes of southern Chili. By Edmond Reuel Smith, Newyork 1855.)

So hatten die Araukaner ihren Staat nach der Unabhängigkeitserklärung Chile's organisirt. Während der Freiheitskriege der Chilenen standen sie theilweise auf Seiten der Spanier, theilweise auf Seiten der ersteren. Chile aber, einmal erstarkt, erhob sofort Anspruch auf das ganze Araukanergebiet, ohne dasselbe jedoch unterwerfen zu können. In ein neues Stadium traten die Dinge im Jahre 1860 — Araukanien wurde über Nacht ein konstitutionelles Königreich nach französischem Zuschnitte.

Noch immer ist die Zeit nicht ganz vorüber, daß unternehmende Privatleute sich in fernen Gegenden unserer Erde ein Reich erobern können, wie zur Zeit der Conquistadoren. Dafür liefert die Geschichte des Radscha James Brooke von Sarawak den Beleg; dann die des französischen Advokaten Tonneins (oder Tonnens), gebürtig aus der Gemeinde Chourgnac im Kanton Hautefort, Arrondissement von Perigueux. Wir wollen diesen Mann, der 1860 und jetzt wieder als Araukanerkönig eine Rolle spielt, keineswegs mit dem edeln Radscha Brooke vergleichen, aber Beachtung verdient seine abenteuerliche Laufbahn immerhin. Ueber den Beginn seiner Thätigkeit werden wir am besten unterrichtet durch einen Aufsatz der „Revue orientale et americaine“ (März 1861, S. 394), dem wir zunächst folgen.

Tonneins war als Reisender nach Südamerika gekommen, er hatte sich unter den Indianern umhergetrieben und war später mit den chilenischen Behörden in ein gespanntes Verhältniß gerathen. Vor diesen flüchtend, begab er sich in den südlichen Theil der Republik zu den unabhängigen Araukanern. Durch Ausdauer und Entschlossenheit gewann er das Vertrauen der Stämme; er erlernte die Araukanersprache und trat in freundschaftliche Beziehungen zu mehreren Toquis, bei denen er zu großem Einflusse gelangte. Durch die Heirath mit einer Kazikentochter erwarb er sich auch die Liebe der Indianer, und als wieder einmal ein Krieg gegen Chile ausbrach und der Kriegsrath zusammentrat, wurde Tonneins zum Großtoqui erwählt. Tonneins nahm nun die Zügel der Regierung in die Hand, er bildete ein Ministerium, in welchem neben Eingebornen auch zwei Franzosen saßen, und ließ sich als Orelie Antoine I. zum konstitutionellen König der Araukaner erklären. Die neue Monarchie sollte erblich sein; falls der König keine Kinder hätte, sollte ihm nach Landesrecht zustehen, seinen Nachfolger zu ernennen. Der Zuschnitt, welchen Orelie Antoine I. seinem neuen Reiche gab, war ein durchaus französischer und unpraktischer. Er erließ eine Konstitution,

welche allerdings viele der alten Gesetze umfaßte; dann stellte er die araukanische Einheit gegenüber der bisher herrschenden Eintheilung nach Stämmen fest.. Die Konstitution bestimmte Obliegenheiten und Pflichten des Königs und sprach die Gleichheit Aller vor dem Gesetze aus. Dekrete und Gesetze wurden in Menge erlassen. Araukanien wurde nach diesen in administrative Bezirke getheilt, Departements wurden errichtet und das französische Gesetzbuch eingeführt. Die neue Nationalflagge hatte die Farben dunkelgrün-weiß-blau.

Bedenkt man den Zustand der Araukaner, die kaum sich über den Zustand der Wildheit erhoben haben, aber allerdings schon meistens ansässig sind, so fällt die Komödie, die hier getrieben wurde, sofort in die Augen. In Frankreich freilich jubelte man über den Fortschritt der lateinischen Civilisation auf der andern Erdhälfte, man sah schon im Geiste ein Neufrankreich unter den Araukanern entstehen. Die chilenische Regierung faßte die Sache jedoch anders auf; ihr konnte es nicht gleichgiltig sein, daß innerhalb ihres Gebietes ein Indianerstaat sich kräftigte, der ihr doch nur Ungelegenheiten bereiten würde. Man suchte sich der Person des Königs zu bemächtigen und ertheilte dem Gouverneur von Nacimiento Aufträge in diesem Sinne. Nacimiento liegt am linken Ufer des Rio Berga, eines Nebenflusses des Biobio, und ist einer der am weitesten ins Araukanergebiet vorgeschobenen Posten. Dem Gouverneur wurde verrathen, daß Tonneins sich zu los Parales ohne große Begleitung befände. Dorthin schickte er eine Streifpartie, der es auch gelang, Anfangs Januar 1861 den König aufzuheben und in das Gefängniß von Nacimiento einzuliefern. Der König war gerade auf einer Rundreise begriffen, um die einzelnen Stämme zum Kampf gegen die Chilenen anzufeuern, denen er die Provinz Laja im Norden des Biobio wieder abnehmen wollte. Die Chilenen waren in einiger Verlegenheit, was sie mit dem „Könige" anfangen sollten. Sie ließen ihn durch die Aerzte des Gefangenhauses für verrückt erklären und übergaben ihn dem französischen Konsul in Concepcion, der ihn nach Frankreich zurückexpedirte. Hier erließ er nun einen fulminanten Protest an die europäischen Mächte, der spurlos verhallte; auch suchte er Napoleon III. für seine Sache zu interessiren, wiewohl ohne Erfolg.

Lange Zeit vernahm man nun nichts mehr von dem Abenteurer; man glaubte, die Sache sei abgethan, bis er jetzt wieder aufgetaucht ist und sein Königreich abermals hergestellt hat. Nachdem der König außer Landes war, kehrten die Araukaner schnell zu ihrer alten Verfassung zurück, das neue System hatte ohnehin bei ihnen keine Wurzel geschlagen und wird schwerlich jemals durchgreifen. Großtoqui wurde der Häuptling Quilapan, der aus einer der vornehmsten Landesfamilien stammte und der sofort den Krieg gegen Chile wieder aufnahm. Er fiel in die Distrikte am Renaico und Biobio ein und raubte und mordete die Gegend aus, wurde aber wiederholt von den Chilenen, namentlich 1868 und 1869, geschlagen. Die Ansiedlungen der Chilenen in Imperial und Villarica, die stets den Angriffen der Araukaner ausgesetzt waren, mußten preisgegeben werden, und war auch nominell der Sieg stets auf Seite der Weißen, so waren doch darum noch keine gesicherten Grenzzustände geschaffen. Diese herbeizuführen, entschlossen die Chilenen sich zur Anlage einer Militärgrenze, in der die Kolonisten gleichzeitig Soldaten waren und die allmählig ins Herz des Araukanerlandes vorgeschoben werden sollte. Man baute Straßen und brachte auf den Flüssen, dem Tolten und Cauten, die nöthigen Vorräthe ins Land, es entstand ein Kordon von Blockhäusern, welcher die Araukaner mehr und mehr einschnürte. Letztere sahen, daß Ernst gemacht wurde, und versuchten nun die chilenische Regierung zu überlisten. Sie sandten einen Toqui als Parlamentär an den Kommandanten der Militärgrenze, General Pinto, und verlangten zu unterhandeln. Es kam — gegen Schluß des verflossenen Jahres — auch ein Frieden zu Stande, in dem die Araukaner sich zu völliger Unterwerfung, Annahme chilenischer Gouverneure, Auslieferung der Waffen ꝛc. ꝛc. bereit erklärten. Der Frieden wurde am 22. Januar 1870 zwischen dem Großtoqui Quilapan und General Pinto in einer Zusammenkunft am Rio Tolten förmlich ratificirt und Alles schien in Güte beigelegt zu sein.

Solche Friedensschlüsse sind schon zu wiederholten Malen, nicht allein zwischen den Chilenen und Araukanern, sondern, wie erinnerlich, auch zwischen den letzteren und den Spaniern geschlossen worden. Sie dauerten aber jedesmal nur kurze Zeit oder traten überhaupt nicht in Kraft. So auch diesmal, und zwar war es Niemand anderes als König Orelie Antoine I., der in sein altes Reich zurückkehrte, von demselben wieder Besitz ergriff und den Frieden kündigte. Nähere Nachrichten, wie er diese Rückkehr bewerkstelligt, fehlen noch; doch soll er durch

die argentiniſchen Staaten und einen der ſüdlichen Päſſe der Cordilleren eingedrungen ſein. Gleichzeitig brachte er eine Schaar Gauchos und eine Anzahl franzöſiſche Landsleute mit. Seine Ankunft erregte Jubel unter den Indianern, die ſofort ihn wieder anerkannten und zum Kriege gegen Chile bereit waren. Von dem befeſtigten Orte Mula aus organiſirte Tonneins ſein Reich aufs Neue, die oben erwähnten franzöſiſchen Einrichtungen traten abermals in Kraft, Franzoſen, die als Armee-Inſtruktoren dienten, ſaßen gleichzeitig neben Araukanern im Miniſterium, und die große Landesverſammlung hieß alle Thaten des Königs gut, der ſomit ganz nach konſtitutioneller Schablone regierte. Am 9 Februar 1870 traf bei General Pinto ein Ultimatum des Königs ein, in welchem er den vor Kurzem ratificirten Frieden widerrief und abermals die Räumung der Provinz Laja, wie 1860, ſowie gänzliche Auflaſſung von Imperial und Villarica ꝛc. verlangte. Die Antwort der chileniſchen Regierung war, daß ſie einen Preis von 500 Piaſtern auf den Kopf des Königs ausſetzte, und ſofort begann der Krieg, der ſich auf Raubzüge herüber und hinüber beſchränkte. Der Feldzug des Generals Pinto führte zu keinem Reſultate, und da die winterlichen Regen in dieſem Jahre ſich bereits ſehr früh, im März, einſtellten, ſo ſah die chileniſche Armee ſich genöthigt, Winterquartiere an der Malleco-Linie zu beziehen und den wiedergekehrten König vor der Hand unbeläſtigt zu laſſen, dem nun Muße gewährt iſt, am franzöſiſchen Ausbau des konſtitutionellen Königreichs Araukanien weiter zu arbeiten.

Richard Andree.

Nekrolog.

Gaffron, Freiherr von, Schloßhauptmann von Breslau, geheimer Regierungsrath und erſter Direktor des Kreditinſtituts für Schleſien, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, † auf Kunern am 21. Juli.

Prevoſt-Paradal, Lucien-Anatole, einer der berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller der Gegenwart, Mitglied des Inſtituts, geiſtvoller Mitredakteur des „Journal des Débats“ und vornehmſter publiciſtiſcher Vorkämpfer des Orleanismus, geboren am 8. Auguſt 1829 in Paris, ging in dieſem Jahre als franzöſiſcher Geſandter nach Waſhington und † daſelbſt am 20. Juli durch Selbſtmord.

Radziwill, Wilhelm, Fürſt, General der Infanterie z. D. und Mitglied des Herrenhauſes, † am 5. Auguſt in Berlin. Er war geboren am 19. März 1797 und ſuccedirte ſeinem Vater, dem Fürſten Anton Radziwill, 1833 in der Ordination von Olyka, Nieswicz und Mir. Seine Mutter war die Prinzeſſin Louiſe von Preußen.

Neue Bücher.

Deutſchland. Der Feldzug von 1866 in Weſt- und Süddeutſchland, von E. Knorr. 3. Bd. Hamburg, Meißner.

Franzöſiſche Revolution von 1789—1800. Von H. v. Sybel. 4. Bd. 1. Abth. Düſſeldorf, Buddeus.

Heinicke, Samuel, ſein Leben und Wirken. Von H. F. Stötzner. Leipzig, Klinkhardt.

Literatur.

Zur niederländiſchen Literatur. In den letzten Jahren hat ſich in Deutſchland ein lebhaftes Intereſſe für die holländiſche Literatur gezeigt. Man hatte früher ſchon vereinzelte Romane von Bilderdyk und Lennep überſetzt — wir reden natürlich hier nur von der ſchönen Literatur, denn wiſſenſchaftliche, namentlich mediciniſche Werke ſind von Holland öfter zu uns gekommen —, aber man hielt doch eigentlich die Sprache der Holländer als völlig ungeeignet zur poetiſch wirkenden Form, und das ganze Weſen der Bewohner der Niederlande erweckte mehr Zutrauen zu ihrem Käſe, ihren Häringen und Stockfiſchen, als zu ihren Erzeugniſſen auf dem Gebiete der Poeſie. Nachdem nun in einigen der neueſten Leiſtungen holländiſcher Novelliſten, die in deutſchen Bearbeitungen verbreitet wurden, ſich ein ganz eigenartiges Talent zur humoriſtiſchen Detailmalerei zu erkennen gab, hat man auch angefangen, verſchiedene Dramen von Vondel zu übertragen, und da der Antheil an irgend einer neuen Erſcheinung in Deutſchland ſtets ſofort einen grundgelehrten Anſtrich anzunehmen pflegt, ſo iſt natürlich der Wunſch nach wiſſenſchaftlicher Belehrung über die Entwicklung der holländiſchen Literatur rege geworden, und die Ueberſetzung einer umfaſſenden Literaturgeſchichte (W. J. A. Jonckbloets Geſchichte der niederländiſchen Literatur. Autoriſirte deutſche Ausgabe von Wilhelm Berg. Mit einem Vorworte von Dr. Ernſt Martin, Profeſſor in Freiburg. 1. Bd., Leipzig, F. C. W. Vogel, 1870) kommt ſehr zur rechten Zeit. Hoffentlich wird nun nicht ein Fall eintreten, der in Deutſch-

land nicht gar selten ist: daß man nämlich aus einem Extrem ins andere verfällt und die bisher völlig übersehene holländische Literatur zu einer Bedeutung hinaufzuschrauben versucht, die ihr denn doch am Ende nicht zukommt. Schon der Umstand, daß in dem ersten Theile des vortrefflichen Werkes von Jonckbloet nur wenig von der eigentlich holländischen oder niederländischen Literatur, dagegen sehr viel von ihren deutschen und französischen Vorgängern die Rede ist, beweist, wie wenig selbständig dieselbe überhaupt erscheint. Man übersehe dabei auch nicht, daß das neu erwachte Interesse in Deutschland durch Bearbeitungen, ja zum Theil sogar durch Produktionen deutscher Novellisten, welche die holländischen Sitten und Anschauungen im holländischen Mutterlande wie in den ostindischen Kolonien sehr getreu wiedergaben, hervorgerufen ist. Wollte man die Hildebrandschen Novellen wörtlich übertragen, so würde der Mangel jeder Abrundung den Eindruck der ganz meisterhaften Einzelheiten beeinträchtigen, die langathmigen Gespräche bei Lennep und die stark pietistische Färbung bei Creemer dürfte dem deutschen Geschmacke nicht ganz zusagen, und wenn z. B. ein Liebespärchen sich ausführlich darüber unterhält, was der Dominé am Sonntag gepredigt hat, so schmeckt das doch etwas nach Pedanterie und Philisterhaftigkeit. Es ist gewiß nothwendig, daß man die Tragödien Vondels kennt, bevor man über sie abspricht, und wenn man sie kennt, wird man einzelnen derselben großartige Anlage und religiöse Vertiefung zugestehen müssen; im Ganzen aber erinnern sie doch an das beliebte Nationalgericht der Niederländer, denn sie sind trocken und zähe wie Stockfisch und müßten erst gehörig zubereitet werden, wenn sie genießbar werden sollten. Die Uebersetzung des Jonckbloetschen Werkes ist von Wilhelm Berg in Rotterdam besorgt, der vollkommen in den Geist der Nation und ihrer Literatur eingedrungen ist; außerdem hat Professor Martin in Freiburg demselben einen empfehlenden Geleitsbrief mitgegeben.

So viel uns bekannt, ist Herr Jonckbloet Hoogleeraar, d. i. Professor in Groningen. Er ist 1817 geboren, schwankte anfänglich zwischen den Studien der Medicin und der Rechte in Leyden, bis er zuletzt „Juristerei und Medicin" an den Nagel hing und sich ganz den Sprach- und Literaturstudien widmete. Seiner großen Literaturgeschichte hat er mehrere Monographien über mittelalterliche Dichtungen vorausgeschickt.

Der erste Band der Jonckbloetschen Geschichte der niederländischen Literatur bringt im ersten Buche das Mittelalter und im zweiten die Rederijker. Jede dieser größeren Abtheilungen zerfällt wieder in einzelne Abschnitte; der erste Abschnitt des ersten Buches behandelt die altdeutsche Volkspoesie, der zweite die Entwicklung der epischen Poesie in Frankreich. Darauf folgt ein Ueberblick der ersten Periode der mittelniederländischen Dichtkunst, worin des weltbedeutenden Reinaert gedacht wird, dessen erste Erwähnung Jonckbloet in Maerlants Reimbibel vom Jahre 1270 findet. Maerlant selbst, der „Vater der dietschen Dichter", hat natürlich für diese frühere Geschichte der niederländischen oder „dietschen" Literatur eine sehr große Bedeutung, und eine lange Reihe von Mittheilungen knüpft direkt oder indirekt an ihn an. Die Erscheinungen, welche in der deutschen und französischen Literatur jener Epoche auftreten, sind auch hier theils in Uebersetzungen, theils in selbständigen Dichtungen vertreten. Reimchroniken, Legenden, Romane, stark mit didaktischen Reflexionen durchflochten, Alexander, Karl der Große, die Gralsage und ähnliche Stoffe kehren wieder und werden namentlich in den südlichen Provinzen, Flandern und Brabant, bearbeitet. Ueberhaupt ist es für die Geschichte der holländischen Literatur ein recht mißlicher Umstand, daß gerade diejenigen Provinzen, welche gegenwärtig das Königreich der Niederlande bilden, nicht die geistig hervorragendsten waren, woraus mancherlei Mißverständnisse entstehen, die oft zu Ueberschätzungen auf der einen Seite, oft zu irrigen Angaben auf der andern führen. Selbst Maerlant, der Vater der dietschen Dichter, dessen Verdienste einen großen Theil des ersten Bandes bei Jonckbloet füllen, ist ein Bläme und bei Brügge geboren, woselbst er auch starb. Wir würden dies Alles viel weniger betonen, wenn wir nicht wüßten, wie entsetzlich stolz die Holländer auf ihre nationalen Vorzüge sind, und wie sie z. B. mit eifersüchtiger Strenge darauf sehen, daß man ihnen in Deutschland keines ihrer Verdienste raubt. Gibt es doch auch für Jonckbloet nur einen holländischen Erfinder der Buchdruckerkunst, und zwar mit solcher Sicherheit, daß er Gutenberg gar nicht erwähnt, sondern einfach im Bewußtsein der Unfehlbarkeit sagt: „Und seit 1423 Laurens Koster zu Haarlem die Buchdruckerkunst, d. h. die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken, erfunden hatte, und nachdem dieselbe von den Deutschen in Mainz und Straßburg bald zu großer Vollkommenheit gebracht war, ꝛc."

Die eigentliche Heimat mancher Volkssagen läßt sich bekanntlich schwer bestimmen, indessen ist nicht zu verkennen, daß in mehreren germanischen Volksüberlieferungen die Niederlande eine große Rolle spielen. Die Siegfriedsage, Gudrun, die Sage vom Schwanenritter, von den Haimonskindern u. a. knüpfen mehr oder weniger an Vorgänge in den Niederlanden an, aber je mehr sich dann die niederländische Dichtkunst von dieser gemeinschaftlichen Quelle abzweigt und auf eigenen Bahnen bewegt, je stärker das didaktische, moralisirende Element hervortritt, um so seltsamer kontrastirt sie mit der Frische und Unmittelbarkeit der ursprünglichen germanischen Grundelemente. Die christlichen Einflüsse brachten bald die Heiligenlegenden in der absurdesten Gestalt in Aufnahme, bis die klassischen Stoffe, namentlich die Alexandersagen, sowie Nachbildungen des Homer und Virgil emportauchten. Die dichterische Beschreibung der Alexanderzüge war so populär geworden, daß der zwölfsilbige Vers, der dabei angewendet wurde, bald allgemein den Namen Alexandriner empfing und behielt. Als Rückwirkung entstand hierauf der Ritterroman, der namentlich durch Hein von Aken in seinem „Roman van Limborch" großes Aufsehen machte. Damals zogen sogenannte Sprokensprecher im Lande umher, die, im Gegensatze zu den Werken der Schreiber, Clerken genannt, ihre poetischen Produktionen selbst vortrugen und also die ersten Vorläufer dramatischer Darstellungen bilden. Das letzte große Gedicht des eigentlichen Mittelalters ist der „Minnenloop" von Dirk Potter, der in vier Büchern verschiedene Seiten seines Gegenstandes behandelt. Die „ghecke minne", die „goede, reyne minne", die „ongeoorloofde minne" und die „geoorloofde minne". Im Anschluß an Ovids Metamorphosen und wahrscheinlich auch unter dem Einflusse von Boccaccio's Decamerone schildert der Dichter allerlei Liebeshändel, durch welche er den Zweck seiner Belehrungen zu erreichen strebt. Zugleich bildet Dirk Potters „Minnenloop" ein Gegenstück zu dem „Roman der Rose" von Hein von Aken. Ersterer warnt überall vor den Gefahren, zu welchen letzterer in seinem, dem Französischen entlehnten Roman anspornt.

Auf diese epischen Dichtungen folgen nun lyrische und dramatische Werke, die anfänglich sich an kirchliche Stoffe halten und in geistlichen Liedern und Mirakelspielen auf das Volk zu wirken suchen. In Bezug auf das weltliche Lied führt Jonckbloet ein „Liedekens-Boek" an, welches im Jahre 1544 zu Antwerpen herauskam und in welchem alte und neue Lieder enthalten sind. Unter den alten finden sich viele, deren Ursprung in das 14. Jahrhundert und früher zurückreicht. Einige der Lieder erinnern an die alte Volksüberlieferung, andere an historische Ereignisse. Die meisten besingen die Liebe, wobei besonders Rosen und Wein gefeiert werden, und auch die Nachtigall spielt ihre Rolle. In vielen dieser Schilderungen kommt ein Lindenbaum vor, der die Liebenden beschützt, oder unter welchem das Mädchen ihren Bräutigam findet, und die Jungfrau den Ritter erwartet. Merkwürdig ist es, daß in manchen Gedichten der erschlagene Geliebte unter der grünen Linde liegt. Wahrscheinlich ist dies noch ein Nachhall von dem alten Richterspruche unter dem Lindenbaume. Selbstverständlich kommen auch Trink- und Tanzlieder vor.

Bei Gelegenheit der dramatischen Poesie sagt Jonckbloet sehr richtig, daß bei der dem Niederländer eigenthümlichen Begabung, die täglichen Vorfälle des Lebens aufmerksam zu beobachten, die darin bemerkten Thorheiten mehr zum Darstellen als zum Erzählen reizten, weil das Komische von Natur plastisch ist. Das Nachahmen der sprechenden Personen nennt schon Maerlant „conterfeiten". So entstanden die „sotternien", und nach ernsten Stücken wurde eine Posse „Klucht" aufgeführt. Das Wort Klucht, welches noch heute für Posse gilt, hieß ursprünglich Abtheilung und blieb als Abkürzung für sotte Klucht übrig.

Das zweite Buch des Bandes behandelt die Rederijker, diese echt national holländische Erscheinung, die sich im Stillen bis in unsere Zeit erhalten hat. Diese „Kamers van Rhetorica", welche den deutschen Meistersängerschulen entsprechen, waren so recht für die holländische Vorliebe zu moralisirenden, langathmigen Deklamationen geschaffen. Bei diesen gut bürgerlichen Leuten, dieser Nation, in welcher das Haus, die Familie, wie kaum anderwärts dominirt, wo selten in neuer Zeit ein Roman geschrieben wird, ohne daß ein grundehrlicher, etwas weitschweifiger Dominé eine Rolle darin spielt, mußte damals eine Richtung in der Poesie, die neben handwerksmäßiger Fertigkeit im Reimen die Grundregeln der guten Aufführung und bürgerlichen Rechtlichkeit vertrat, außerordentliche Verbreitung finden. Es gab freie und unfreie Kammern. Die letzteren waren Vereine, die sich ohne irgend eine Anerkennung oder Sanktion gebildet hatten. Die freien Kammern waren als

solche von der Obrigkeit und ihren Schwesterkammern anerkannt. Sie hatten ihre Statuten, ihre Namen, Wappen und Erkennungszeichen; sie erlangten nach und nach äußerliches Ansehen und Vorrechte, ja sie brachten es zu politischer Bedeutung und großem Einfluß auf öffentliche Dinge; aber der reine Quell wirklicher Poesie rann spärlich und sehr häufig gar nicht in ihnen. Reimspielerei, trockene Aufzählung von Erlebnissen ohne Werth und frömmelndes Formenwesen machten sich breit, und die äußere Pracht, womit die öffentlichen Feste, zu welchen sich die Kamers versammelten, ausgestattet wurden, können dem Forscher die Armuth an Ideen und den Mangel an Aufschwung nicht verdecken, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß gerade diese Vereinigungen in jener Zeit der religiösen Kämpfe, der politischen und kommerciellen Machtentfaltung in den Niederlanden eine große kulturhistorische Bedeutung für sich beanspruchen.

Jonckbloet schildert das Entstehen und die Entwicklung der Rederijkers mit umfassender Beherrschung des Stoffes, und es ist hoch anzuerkennen, daß seine Darstellung interessant und einsichtsvoll gehalten ist. Nachdem er eingehend die äußere Gestaltung der Kamers beschrieben und die verschiedenen Gesellschaften aufgezählt hat, geht er näher auf die Sinnspiele, Possen, Balladen und Refrains ein, die dort entstanden und vorgetragen wurden. Aufgefallen ist uns, daß er bei Erwähnung des epochemachenden „Bijenkorf der Ch. Roomsche Kercke" unerwähnt ließ, daß der deutsche Satiriker Johann Fischart denselben nachahmte. Der holländische Bijenkorf ist von Philipp von Marnix, Herrn von St. Adelgonde, der gleich bedeutend als Dichter und Prosaist ist. Der Mainzer Fischart machte daraus „Bienenkorb des h. römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen, Hurnausnäster, Brämengeschwärm und Wäspengetös. Sampt Läuterung der h. röm. Kirchen Honigwaben ꝛc. ꝛc." Der Bijenkorf erschien 1569. Ein französischer Theolog, Gentian Hervet, hatte eine Schrift veröffentlicht, um die katholische Religion gegen die Reformation zu vertheidigen. Marnix benutzte diese Gelegenheit, um der katholischen Kirche einen empfindlichen Hieb beizubringen. Scheinbar schließt er sich Hervet an, und bestätigt dessen Behauptung mit neuen Texten, aber die Beweisstellen sind so gewählt, daß sie den verkehrten Standpunkt der Gegenpartei erst ins rechte Licht treten lassen, besonders die Thorheiten und Skandale, deren sich die Priester schuldig machen. Niemals, sagt Jonckbloet und er schlägt damit einen Ton an, der ebenfalls den Holländer charakterisirt, den Ton des eifrigen Gegners der „Roomschen", niemals hat die katholische Kirche einen heftigeren Anfall erduldet; und den bitteren Spott dieses giftigen Buches konnte sie nicht überwinden.

So sehr nun auch aus Jonckbloets „Geschichte der niederländischen Literatur" ersichtlich ist, daß er eifrig darauf bedacht war, die Unabhängigkeit des niederländischen Schriftthums möglichst hervorzuheben, und so meisterhaft ihm die Schilderung einzelner Epochen und Erscheinungen gelungen ist, durch welche diese selbständige Bedeutung einige Begründung empfängt, so wird doch gerade durch seine gewissenhafte und gediegene Arbeit wieder recht klar, wie innig der Zusammenhang der niederländischen Literatur, namentlich im Mittelalter, mit der deutschen bleibt, und wie unverkennbar es sich zeigt, daß jene nur ein starker Zweig an dem mächtigen Stamm der gesammten deutschen Kulturentwicklung ist. Nehmen wir einzelne große Erscheinungen, zuerst die Thierfabel Reinaert, die in den Niederlanden wurzelt und bei Goethe zur schönsten Blüthe sich entfaltet hat; die Reimchronisten Ludwig von Velthem u. A., den ritterlichen Dichter Heinrich von Veldecke, und gehen dann so fort bis in die neuere und neueste Zeit, überall ist die lebendigste Verbindung, das im tiefsten Mark lebende Verbundensein nicht zu verkennen. Seltsam, daß die Holländer diesem Gefühl der Zusammengehörigkeit so schroff sich widersetzen, daß sie gleichsam einen Groll hegen, weil Deutschland der Baum und sie der Ast daran sein sollen, als ob das Umgekehrte möglich wäre! sie freuen sich jeder Anerkennung von Außen, namentlich von Deutschland, aber diese Anerkennung soll eine unbedingte, eine ihre Stellung überschätzende sein.

Und wie sehr war man bisher in Deutschland geneigt, alles, was von Außen kommt, zu überschätzen, wie willig hat man sich dem Fremden zugeneigt, und des eignen hohen Werthes fast darüber vergessen — hier zeigt es sich einmal wieder klar, wie hoch erhaben die Entfaltung des deutschen Geistes steht und welchen weltbedeutenden Einfluß er zu allen Zeiten hatte und haben wird. Und somit begrüßen wir Jonckbloets „Geschichte der niederländischen Literatur" als eine gediegene und sorgfältige Arbeit, die insofern eine Lücke bei uns ausfüllt, als es bisher an der Uebertragung eines für Holland geschriebenen Werkes dieser Art gefehlt hat. A. Glaser.

Nekrolog.

Gau, Friedrich, Redakteur des „Sprechers am Niederrhein", † in der Nacht zum 21. Juli in Dülken. Er hat sich durch seine Bestrebungen in pädagogischer Beziehung und als eifriger Förderer des Turn- und Gesangunterrichts verdient gemacht.

Hersch, Hermann, bekannter dramatischer Schriftsteller, Verfasser der „Anne Liese", „Modepuppen" ꝛc., † am 27. Juli in Berlin im 49. Lebensjahre.

Klotz, Reinhold, berühmter Philolog, † am 11. August in Leipzig. Er war geboren am 13. März 1807 zu Stollberg in Sachsen, seit 1832 Professor an der Leipziger Universität, sehr verdient um die griechische und römische Literatur, besonders auch durch mehrere Ausgaben Cicero's, schrieb außerdem: „Handbuch der lateinischen Literaturgeschichte" (1. Bd., Leipz. 1846); „Handwörterbuch der lateinischen Sprache" (3. Aufl., Braunschw. 1862).

Kunst.

Nekrolog.

Edersberg, Johann Fredrick, bekannter norwegischer Landschaftsmaler, † im Juli in Christiania.

Haguet, Chr., Landschafts- und Marinemaler, einer unserer hervorragendsten Künstler, † am 4. August in Berlin, 48 Jahre alt.

Strauß, Joseph, Musikdirektor, einer der als Musiker und Walzerkomponisten ruhmlich bekannten drei Brüder in Wien, geboren am 22. August 1827 daselbst, † dort am 22. Juli.

Geographie.

Die wirthschaftliche Lage Kaliforniens. Man bemüht sich neuerdings, den Strom der Einwanderung in Amerika nach Kalifornien zu lenken, und in der That ist es für die schnellere Entwicklung dieses Staates von großer Wichtigkeit, daß immer mehr und mehr Arbeitskräfte herbeigezogen werden. Man hat Agenturen in Newyork, Baltimore und Europa errichtet, um Aufklärung und Auskunft über die Vortheile zu verbreiten, welche Kalifornien dem Wein- und Ackerbauer sowie dem Handarbeiter bietet, und es soll für billige und zweckmäßige Beförderung der Einwanderer durch besondere Uebereinkommen mit Eisenbahn- und Dampfschifffkompagnien Sorge getragen werden. Diesen Bestrebungen gegenüber erscheint es angemessen, sich über die wirthschaftliche und kommercielle Lage Kaliforniens zu orientiren, und hierzu bietet der letzte Jahresbericht unseres norddeutschen Konsuls in San Francisco gute Gelegenheit.

Nach diesem Bericht hat auch das Jahr 1869 den Beweis geliefert, daß Kalifornien rüstig fortschreitet und daß man sich immer mehr dem großen Ziele nähert, welches zu erreichen das von der Natur so reich ausgestattete und durch seine Lage so sehr bevorzugte Land bestimmt zu sein scheint. Ackerbau und Viehzucht sind mit gutem Erfolge betrieben worden, Handel und Fabriken haben prosperirt und auch die Gold- und Silberminen haben durch reichliche Produktion der edeln Metalle zu den erfreulichen Resultaten beigetragen. Mehr als alles Andere jedoch hat die Vollendung der Pacificbahn die Bewohner Kaliforniens mit Freude erfüllt, indem nunmehr die Isolirtheit, unter welcher bisher dieses Land und die angrenzenden Staaten Oregon, Washington Territory, Idaho, Utah, Montana zu leiden hatten, aufgehoben ist.

Die Staatsschuld Kaliforniens belief sich am 1. December 1869 auf 4,068,000 Dollars gegen 5,126,500 Doll. am 1. Dec. 1867. Die Gesammteinnahme des Staates bezifferte sich Ende Juni 1869 auf 2,961,766 Doll. gegen 2,915,934 Doll. Ausgaben in demselben Zeitraum. Die Verschiffung von Geld, Gold und Silber betrug 1869 im Ganzen 37,287,117 Doll. gegen 35,441,395 Doll. im Jahre 1868. Davon gingen nach Newyork 12,459,813 Doll., nach England 11,841,811 Doll., nach China 6,487,415, nach Japan 2,467,351, nach Frankreich 1,927,514 Doll. ꝛc.

Der Gesammtwerth von Gold und Waaren, welche von San Francisco während der letzten 3 Jahre exportirt wurden, stellt sich wie folgt:

	1867 Dollars	1868 Dollars	1869 Dollars
Gold	41,676,722	35,444,395	37,287,117
Waaren	22,465,903	22,943,340	20,888,991
zusammen	64,142,625	58,387,735	58,176,108

Die Zufuhren von Gold und Silber, geprägt

und ungeprägt, betrugen während der letzten 12 Monate:

	Dollars
aus den nördlichen Minen Kaliforniens . . .	38,356,253
" " südlichen Minen Kaliforniens . . .	5,689,192
von den Küstenhäfen, Oregon ꝛc.	5,241,029
vom Auslande, Britisch-Columbia ꝛc. . . .	6,023,677
	55,310,151
davon ausgeführt, wie oben	37,287,117
bleibt im Lande für Cirkulation	18,023,034

Die Münze zu San Francisco prägte 1869 14,363,500 Dollars gegen 17,365,000 Doll. im Vorjahre. Der Ausfall wird dem Umstande zugeschrieben, daß die Depositen kleiner waren in Folge geringerer Zufuhren von Gold- und Silberbarren aus dem Inlande wegen Auswanderung nach dem White-Pinedistrikt in Nevada, und in Folge des größeren Interesses, welches im Allgemeinen dem Ackerbau zugewendet wurde.

An Importzöllen wurden 1869 8,339,384 Doll., und zwar 217,647 Doll. weniger als im Vorjahre eingenommen, im Ganzen hatte die Regierung der Vereinigten Staaten 12,224,889 Doll. Einnahmen und 837,086 Doll. weniger als im Jahre 1868.

Die Produktion der kalifornischen Minen ist zwar 1869 gegen frühere Jahre geringer gewesen, indeß hat sich doch für die Mineure in Folge des billigeren Lebensunterhaltes und der ökonomischen Bearbeitung der Minen ein günstigeres Resultat ergeben, als man erwarten konnte. Die Minenregionen wurden in verschiedenen Theilen des Landes explorirt und neue, sehr werthvolle Entdeckungen sowohl in Kalifornien als auch in den angrenzenden Theilen des nördlichen und östlichen Nevada sowie in verschiedenen Gegenden des großen Utahbassins gemacht. Die berühmte Haywardmine im Amadordistrikt, die, während 16 Jahren bearbeitet, bis jetzt ungefähr 8,000,000 Dollars lieferte, wird auch jetzt noch betrieben und hat 1869 beinahe 1 Mill. Doll. Reinertrag ergeben. Die Placer- oder trocknen Minen werden jetzt fast ausschließlich durch hydraulische Kraft bearbeitet, die auch in Tunnels angewandt wird, und man schätzt den Ertrag der Minen um Forrest Hill im Eldoradodistrikt, die nur auf solche Weise ausgebeutet werden, auf cirka 12 Mill. Doll. Außerdem sind in den Distrikten Eldorado und Placer auch mehre Quarzmühlen errichtet, die aus verschiedenen Quarzadern 30—90 Doll. Gold per Ton ausgearbeitet haben. Die bisher für die reichsten Minendistrikte angesehenen Bezirke Nevada, Sierra Yuba, Butte und Plumas liefern auch heute noch ihren reichlichen Antheil Goldes; sie haben sich von Anfang an dadurch ausgezeichnet, daß dort neue Erfindungen zur Bearbeitung der Minen gemacht oder zuerst eingeführt wurden. So hat man neuerdings wieder in Graßvalley Versuche zur Sprengung der Felsen mit Rifflepulver, und zwar meistens mit gutem Erfolge gemacht; um Graßvalley sind verschiedene Minen, deren Erze bis zu 200 Doll. Gold per Ton geben.

Der Ertrag der verschiedenen Silberminen der berühmten Comstocklode in Nevada ist geringer als in früheren Jahren gewesen; man schätzt denselben im vergangenen Jahr auf 400,000 Tons Erze und nimmt an, daß solche durchschnittlich 20 Doll. Silber pro Ton lieferten, also einen Gesammtertrag von cirka 8 Mill. Doll. Silber ergaben. Die edlen Metalle werden in diesen Minen größtentheils in einer Tiefe von 800—1200′ vorgefunden.

Die bis jetzt bearbeiteten Steinkohlenminen in Kalifornien, in Oregon und im Washington Territory lieferten 1869 ein besseres Resultat als je vorher; es wurden im Ganzen 184,000 Tons einheimische Kohle gewonnen. Die Quecksilberminen lieferten

	New Almaden	New Idria	Redington	Diverse	Total
	Flaschen	Flaschen	Flaschen	Flaschen	Flaschen
1869 . . .	25,600	12,300	8700	2100	48,700
1868 . . .	7,000	10,450	5000	1150	33,600

Der Ackerbau zeigte das erfreuliche Resultat, daß eine größere Strecke Landes kultivirt wurde als je zuvor, und wenn auch im Allgemeinen der Landmann nicht so hohen Nutzen auf seine Produkte erzielte als früher, so zeigt doch das ganze Ergebniß recht gute Erfolge. Die Landwirthe sind durchgehends wohlhabend, manche reich zu nennen. Man nimmt mit ziemlicher Sicherheit an, daß gegen 75% des ganzen Areals des Staates kulturfähig sind, und die große Verschiedenheit des Klimas ermöglicht die Erzeugung fast aller Getreidesorten und Fruchtarten, die in anderen Erdtheilen wachsen. Man sieht häufig Weizen, Gerste und Hafer in demselben Thale, wo Orangen, Limonen und Feigen wachsen oder die Weinrebe große Strecken bedeckt. Die Olive gedeiht vortrefflich, Thee ist vielfach angepflanzt worden und die Maulbeerbäume zur Seidenraupenzucht zählt man in verschiedenen Distrikten schon nach Millionen; Tabak zeigt recht gutes Gedeihen, auch Versuche mit Baumwolle sind günstig ausgefallen, Honig wird reichlich erzeugt und die schönsten Gemüse

aller Art sind in den Markthallen das ganze Jahr in reicher Auswahl zu haben. Auf Bergen und in den Ebenen ist Wild aller Art anzutreffen, Seen, Ströme und Bäche enthalten Lachse, Forellen und viele andere gute Fische und die Küsten bieten treffliche Seefische.

Die Zufuhren an Weizen und Mehl aus dem Lande nach San Francisco im 2. Semester 1869 belaufen sich auf 4,782,868 Säcke Weizen à 100 Pfund und 484,289 Säcke Mehl à 50 Pfd. Dagegen wurden in demselben Zeitraum 3,594,934 Säcke Weizen zu 100 Pfd. und 209,000 Fässer Mehl zu 196 Pfd. exportirt.

Die Zu- und Ausfuhren von Hafer, Gerste, Kartoffeln und Bohnen im 2. Semester 1869 stellten sich wie folgt:

	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Bohnen	
Zufuhr	533,169	228,614	400,415	56,590	Säcke à 100 Pfd.
Ausfuhr	274,528	9,124	15,112	5,698	

Von Wolle wurden 1869 nach San Francisco gebracht 16,030,869 Pfund, ausgeführt dagegen wurden 13,087,065 Pfd. Die Zufuhren von Häuten beliefen sich 1869 auf 34,853 Stück, während 109,434 Stück ausgeführt wurden.

Die Produktion von Kalifornia-Wein im Jahre 1869 wird auf 5 Mill. Gallonen geschätzt, gegen 7 Mill. in 1863 und 4 Mill. in 1867. Man nimmt die Zahl der ausgepflanzten Weinreben auf cirka 40 Mill. an, wovon $^3/_5$ tragend sind. Das Klima eignet sich im größeren Theil des Landes besonders gut für den Weinbau und es werden jetzt an manchen Orten die besten Weinsorten gezogen, aus denen gute süße Weine, wie Madeira, Sherry, Burgunder und Teneriffa, sowie auch eine ziemlich gute Sorte Champagner fabricirt werden. Im Sonomadistrikt werden 680 Reben auf den Acker Land gepflanzt, in Los Angelos 1000 Reben, in einigen andern Gegenden noch mehr. Die Produktion von Branntwein schätzt man in diesem Jahr auf 200,000 Gallonen. Andere Früchte, wie Aepfel, Birnen, Kirschen, Orangen, Limonen, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Oliven, Mandeln, Wallnüsse, Kastanien, Citronen, Melonen, werden in den verschiedenen Theilen des Landes mit bestem Erfolge kultivirt.

Schifffahrt und Handel. Im Hafen von San Francisco kamen 1869 3573 Schiffe mit 1,174,157 Tonnen Gehalt (inclusive die Dampfschiffe mit 200,700 T.) an und 3490 Schiffe mit 1,156,121 Tonnen Gehalt gingen ab. Von den wichtigsten Handelsartikeln wurden 1869 exportirt:

Holz . . . . . 4,357,430 lauf. Fuß (fast 4 Mill. nach Südamerika),
Weizen . . . . 5,024,424 Säcke à 100 Pfd. (4¾ Mill. nach England),
Mehl . . . . . 427,497 Fässer à 200 Pfd. (152,193 nach China),
Gerste . . . . . 314,754 Säcke à 100 Pfd. (302,758 nach Newyork und Südamerika),
Hafer . . . . . 26,927 Säcke à 100 Pfd.,
Bohnen . . . . 6126 Säcke à 100 Pfd. (zur Hälfte nach Newyork),
Wolle . . . . . 13,087,065 Pfd. (nach Newyork und Boston),
Häute . . . . . 109,434 Stück (nach Newyork),
Kupfererze . . 2497 Tonnen (meist nach Newyork),
Antimonerze . 69 Tonnen (nach Newyork),
Silbererze . . 622 Tonnen (meist nach England),
Magnesia . . 1541 Tonnen (meist nach England),
Quecksilber . . 24,461 Flaschen (11,600 nach China, 8110 nach Mexiko),
Elfenbein . . . 31,177 Pfd. (11,513 nach Newyork),
Thran . . . . . 244,158 Gall. (nach Newyork),
Walfischbarten 88,598 Pfd. (67,262 nach Newyork).

Der Werth der Ausfuhren (Baarsendungen, Gold und Silber nicht inbegriffen) von San Francisco betrug 1869 20,941,137 Dollars, d. h. um 1,927,119 Doll. weniger als 1868. Dieser Ausfall ist lediglich durch die ungünstigen Zollbestimmungen veranlaßt, welche fremde Waaren zu schnell nach der Einfuhr zur Verzollung zwingen, so daß der Markt immer nur ein sehr beschränktes Sortiment unverzollter Waaren bietet.

Der Werth der Ausfuhren an Weizen, Gerste und Hafer betrug

	Dollars
1862	2,279,588
1864	1,660,449
1866	6,717,825
1867	12,601,452
1869	11,147,335

Was nun speciell die Einwanderung betrifft, so kamen im Lauf des Jahres 1869 seewärts 38,238 Passagiere an, auf demselben Wege gingen fort 13,836 Passagiere, so daß eine Vermehrung um 24,402 Köpfen eintrat. Dazu kommt dann noch der jedenfalls nicht geringe Zuzug von der Landseite her.

Auswanderer von Europa, namentlich wenn sie mit Familie nach Kalifornien gehen, werden sehr günstige Aussichten vorfinden, wenn sie bei der Ankunft ein kleines Kapital zu freier Verfügung in der Hand haben. Für ganz unbemittelte Leute bieten sich jetzt weniger günstige Aussichten, weil durch den vermehrten Zuzug von Chinesen eine billige Arbeitskraft eingeführt wird, die dem europäischen Tagelöhner scharfe Konkurrenz macht. Die Chinesen werden von den weißen Arbeitern Kaliforniens nicht gern gesehen; gegen ihren ruhigen stetigen Fleiß ist

bei ihrer frugalen Lebensweise, die ihnen für billigen Lohn zu arbeiten gestattet, in vielen Beschäftigungen sehr schwer aufzukommen. Während der letzten 3 Jahre kamen im Ganzen 17,477 Chinesen direkt von China an und 13,012 gingen wieder fort, so daß der Zuwachs bis zum Schluß des Jahres 1869 nur 4465 betrug. In Folge des durch Burlingame mit den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrages scheint aber die Einwanderung der Chinesen mehr angeregt zu werden und die nun seit 2 Jahren bestehende direkte Dampfschiffverbindung zwischen China, Japan und San Francisco trägt wesentlich zur Vermehrung der Chinesenbevölkerung in Kalifornien und den Nachbarstaaten bei.

Die Bevölkerung San Francisco's schätzt man jetzt auf reichlich 170,000 Menschen, darunter etwa 40,000 Deutsche. Einem noch rapideren Aufschwung geht die Stadt jetzt nach Eröffnung der Pacificbahn entgegen, welche Kalifornien aus einem kommerciell ziemlich isolirten Lande zu einem Handelscentrum gemacht hat. San Francisco ist jetzt nur noch 7 Tage von Newyork und 18—20 Tage von Europa entfernt. Von andern Eisenbahnen, die sich an die große Pacificbahn direkt anschließen, sind in Kalifornien die Western-Pacific von San José über Stockton nach Sacramento, die Kalifornia-Pacific zwischen Vallejo und Sacramento und die San Francisco- und San Josébahn bereits seit einigen Jahren vollendet und in regelmäßigem Betriebe, während zur Verbindung anderer wichtiger Ortschaften und zur Durchkreuzung der Minendistrikte andere Eisenbahnen im Bau begriffen oder projektirt sind. Ebenso wird für die Verbindung mit Oregon, Washington Territory, Idaho und Montana einerseits, Arizona und Neumexiko andererseits lebhaft gesorgt und in letzterer Richtung ist die San Francisco- und San Joséeisenbahn bereits bis Gilroy als Southern-Pacificbahn verlängert und dem Verkehr übergeben.

Als direkte Fortsetzung der Landlinien darf die Linie der Pacific-Mail-Steamshipkompagnie nach Japan und China gelten. Diese Gesellschaft unterhält den Verkehr monatlich durch 5 Dampfer über Yokohama nach Hongkong mit einer Zweiglinie von Yokohama nach Schanghai. Die Reise zwischen San Francisco und Hongkong dauert jetzt 30 Tage, kann jedoch in 25 Tagen zurückgelegt werden. Chinesische und ostindische Produkte gehen schon vielfach auf diesem neuen Wege nach Chicago, St. Louis und Newyork, namentlich sind sehr ansehnliche Theetransporte und wiederholte Sendungen von Seide von dem Osten Asiens über San Francisco spedirt worden. Dabei erreichten die Waaren ihre Bestimmungen nicht nur schnell, sondern auch in guter Beschaffenheit; der neue Weg bewährte sich besonders gegenüber dem Transport mit Segelschiffen von Hongkong nach Newyork, welcher bei zweimaliger Passirung der Tropen 120 Tage und mehr in Anspruch nimmt und den Waaren, die im dumpfigen Schiffsraum so lange eingeschlossen bleiben müssen, stets mehr oder weniger Nachtheil bringt. Seit Etablirung der Dampferlinie nach Japan und China hat die Ausfuhr von San Francisco dahin, die 1867 schon 4410 Tonnen betrug, im Jahre 1869 sich auf 7609 Tonnen vermehrt.

Der direkte Verkehr mit Deutschland ist nur gering, es langten nur 9 hamburger Schiffe an, deren Ladungen einen Gesammtwerth von 498,041 Dollars repräsentirten. Der Vertrieb deutscher Waaren durch den Markt in San Francisco umfaßt indeß einen ansehnlich höheren Betrag, nur geht der bei weitem größte Theil derselben über Newyork, wo viele Importen in Auktionen und auf anderen Wegen vortheilhaft angekauft werden können. Baumwollene Strumpfwaaren nehmen trotz der in den Vereinigten Staaten aufwachsenden Konkurrenz die erste Stelle unter den Importartikeln ein; Tuche und Kasimire sind von ihrer früheren Bedeutung sehr zurückgekommen; Belgien und Frankreich haben darin einen Vorsprung erlangt, aber auch die Vereinigten Staaten selbst treten thatkräftig in Konkurrenz und sogar Kalifornien liefert aus einheimischer Wolle schon sehr vorzügliche Stoffe, die nur durch nicht ganz genügende Färbung zurückstehen.

Die in Kalifornien wohnenden Deutschen haben einige Industriezweige vorzugsweise zu ihren Beschäftigungen gemacht; darunter stehen Bierbrauerei und Weinbau obenan. In San Francisco allein bestehen 26 deutsche Brauereien, die 1869 zusammen 110,000 Fässer deutsches Bier lieferten, gegenüber 2 englischen oder amerikanischen Brauereien, die 30,000 Fässer Halbale brauten. Auch in andern Orten des Landes bestehen viele deutsche Brauereien. Im Weinbau haben die Deutschen alle Konkurrenz überholt, den Distrikt von Los Angelos im Süden bebauen sie fast ganz allein und haben daselbst unter andern Plätzen den neuen Ort Annaheim gegründet, der sich eines recht guten Gedeihens erfreut und durch sein Produkt schon weit bekannt ist. Dorthin und nach dem

nördlich von San Francisco gelegenen Sonomathal sind Rheinreben importirt. Auch der Handel mit einheimischem Wein ist vorzugsweise in deutschen Händen und ebenso hält eine deutsche Firma die einzige bedeutende Kalifornia-Champagnerfabrik. Der Vertrieb dieser Erzeugnisse geht hauptsächlich ostwärts. Am Getreidebau haben sich die Deutschen erst seit den letzten Jahren mehr betheiligt, früher war derselbe mehr in den Händen von Einwanderern vom Mississippi- und Missourithal her. Neuerdings machen Deutsche Versuche mit Thee-, Cichorien- und Maulbeerbau und Erzeugung von Seidenraupeneiern zur Ausfuhr nach Europa in Konkurrenz gegen Japan. Von Gewerken betreiben Deutsche vorzugsweise Wagenbau, man findet aber auch viele Zimmerleute, Tischler, Schuhmacher, Schmiede, Schneider, Bäcker, neben angesehenen Importgeschäftshäusern bedeutende Großgeschäfte in Manufakturen und Kurzwaaren; auch die Kleinhändler aller Branchen sind vorherrschend Deutsche, besonders in Manufakturen und Spezereiwaaren; ferner finden sich auffallend viele deutsche Apotheker und zahlreiche Aerzte, die sich meistens guter Anerkennung erfreuen. Im Ganzen macht sich das deutsche Element vortheilhaft geltend und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit hat auch mehre deutsche Spar- und Leihbanken und Versicherungsgesellschaften entstehen lassen, deren Geschäftslage zufriedenstellend ist. Außerdem blühen in San Francisco mehr als 20 deutsche Vereine, theils für gesellige Zwecke, theils zur Förderung von Musik, Kunst und Wissenschaft oder mit wohlthätigen Absichten. Besonders hervorragend ist die Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft, welche ihren Mitgliedern gegen 1 Dollar monatlichen Beitrag freie Verpflegung in Krankheit zusichert, aber auch andere Deutsche unterstützt, hauptsächlich durch Arbeitsnachweis, weniger durch direkte Geldspenden. Die Zahl der Mitglieder war 1869 2237, die Gesammteinnahmen betrugen 27,198 Doll., das Vermögen der Gesellschaft 78,000 Doll.

Daß die Bedeutung und auch die wohlthätige Einwirkung des deutschen Elements auf die Gesammtbevölkerung von dieser anerkannt wird, dafür spricht der Umstand, daß kürzlich von der Staatslegislatur die deutsche Sprache zum Lehrgegenstand in öffentlichen Schulen erklärt worden ist.

Naturwissenschaften.

Nekrolog.

Auerswald, Bernhard, Lehrer an der Rathsfreischule in Leipzig, um die Botanik durch eine Reihe theils populärer, theils besonders deskriptiv-mykologischer Publikationen, sowie durch die Gründung und Leitung eines Tauschvereins verdient, † am 30. Juni in Leipzig.

Bolley, Pompejus, bekannter Chemiker, Direktor des Polytechnikums in Zürich, † daselbst am 3. August. Er war geboren am 7. Mai 1812 in Heidelberg, wurde 1838 Professor der Chemie in Aarau, 1855 Professor der technischen Chemie am eidgenössischen Polytechnikum in Zurich und 1859 Direktor der Anstalt. Er lieferte zahlreiche Untersuchungen von Farbesubstanzen und galt auf diesem Gebiet als erste Autorität. Sein „Handbuch der chemisch-technischen Untersuchungen" erschien 1865 in 3. Auflage. Sein großes „Handbuch der chemischen Technologie" in 8 Bänden (Braunschweig 1862 ff.) ist noch unvollendet. Er redigirte mit Kronauer die „Schweizerische polytechnische Zeitschrift".

Dellmann, Friedrich, bekannter Physiker, der sich besonders um die Kenntniß von der Elektricität der Atmosphäre verdient gemacht hat, † am 14. Juni 1870 in Kreuznach. Er war geboren 1805 zu Kettwig an der Ruhr und seit langen Jahren Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Kreuznach. Seine zahlreichen Abhandlungen finden sich zum größten Theil in Poggendorffs „Annalen" und Schlömilchs „Zeitschrift".

Totter, P. Vincenz, tüchtiger Botaniker, Senior der Mitglieder des Dominikanerklosters in Wien, geboren 1795 in Steiermark, † in Wien in der Nacht zum 18. Juli.

Astronomie.

Die neuesten Untersuchungen auf dem Gebiete der Astronomie. Die Sonnenoberfläche befindet sich gegenwärtig in demjenigen Stadium, in welchem sehr zahlreiche und große Flecken an derselben auftreten, und zwar befinden wir uns fast in der Epoche des Fleckenmaximums. Dieser Umstand hat die neuesten Untersuchungen der Sonnenoberfläche mittels Fernrohr und Spektroskop sehr begünstigt und so liegen denn abermals eine Reihe von wichtigen neuen Thatsachen und Entdeckungen vor, über welche hier referirt werden soll.

Wiederum ist es der unermüdliche Secchi in Rom, dessen Untersuchungen in erster Linie hier zu berücksichtigen sind. Er findet, daß die Reihe der Sonnenflecken seit der letzten Epoche des Minimums, die in den ersten Tagen des Jahres 1867 Statt gefunden, dieses Mal wie früher in der Nähe der Sonnenpole wiederbegonnen habe. Bisweilen erschien die Sonne wie eine marmorirte Scheibe mit weißen Flecken auf aschfarbenem Grunde. Diese beiden Thatsachen, sagt der römische Astronom, beweisen, daß die Modifikationen der Flecken keine oberflächlichen sind, sondern mit tiefern Veränderungen, die in ihrem Innern vor sich gehen und die wir noch nicht kennen, in Verbindung stehen. Dieses Wiederbeginnen und Herabkommen der Sonnenflecken von den Polen gegen den Aequator hin ist übrigens schon früher von dem deutschen Beobachter Heinrich Weber erkannt und aufmerksam studirt worden*).

Secchi hat die auftretenden großen Flecken benutzt, um die Veränderungen zu studiren, welche das Spektrum in ihrem Innern erfährt, und er ist hierbei zu neuen und wichtigen Resultaten gelangt. Leider hält der römische Astronom noch immer an der, in Deutschland jetzt endlich ganz aufgegebenen Ansicht fest, die Sonnenflecken seien Höhlungen. Diese Wilson-Herschel-Arago'sche Theorie verträgt sich mit der jetzt allgemein adoptirten Lehre Kirchhoffs von der Sonnenkonstitution, wie sich nur überhaupt Gegensätze mit einander vertragen können, und Secchi's eigne Beobachtungen sind stellenweise sehr geeignet, das Unrichtige seiner Meinung von den Sonnenflecken-Höhlen nachzuweisen.

Es ist bereits seit einiger Zeit bekannt, daß im Innern der Flecken, besonders in dem dunkelsten Theile derselben, welchen man den Kern nennt, das Spektrum sein gewöhnliches Aussehen gänzlich verändert. Manche der dunkeln Absorptionsstreifen werden breiter, andere zeigen sich rauchig, einige endlich, die gewöhnlich kaum sichtbar sind, werden äußerst intensiv. Von den hellen Spektrallinien behalten einige ihren Glanz, andere nehmen merklich ab. Sondert man die Streifen nach der Natur der ihnen entsprechenden Stoffe, so findet man, daß diejenigen, welche sich am meisten verbreitern, von dem glühenden Dampfe des Calciums und Eisens herrühren, daß die dem Chrom und Kobalt entsprechenden weniger verändert werden, während diejenigen des Magnesiums sich nur sehr unbedeutend verbreitern. Die dem Natrium entsprechenden Streifen werden an den Rändern rauchig, ebenso eine große Anzahl anderer Linien, die von Stoffen herrühren, welche noch nicht näher bestimmt worden sind. Eine sehr wichtige Thatsache wird durch die Erscheinung konstatirt, daß sehr viele der feinsten Streifen, welche unter gewöhnlichen Umständen kaum sichtbar sind, bis zu dem Grade dunkel werden, daß sie den Metallstreifen vergleichbar sind. An ihren Rändern erscheinen sie jetzt nebelig. Was einzelne glänzende Streifen anbelangt, so werden sie sogar heller, als sie zuvor waren. „Sie liefern", sagt Secchi, „den thatsächlichen Beweis, daß diese Wirkung nicht von einer allgemeinen Absorption, wie man sie bei Verminderung der absoluten Intensität des Lichtes erhalten würde, sondern von einer elektiven und speciellen Auffaugung der Stoffe und Dünste herrührt, welche in der Sonne vorhanden sind. Um solche Wirkungen hervorzubringen, müssen diese Dünste im Hintergrunde der Flecken dichter und kompakter sein und sonach mehr auffaugen, und ebenso müssen sich ihre Streifen verbreitern und schwärzer werden. Die Nebelartigkeit einzelner Streifen deutet darauf hin, daß an ihrer Grenze andere Substanzen vorhanden sind, welche, da sie auf dem übrigen Theile der Scheibe unmerkbar bleiben, sich auf den beträchtlichen Tiefen offenbaren. Dies wird bestätigt durch die Thatsache, daß diese glänzenden Streifen am Rande der Sonnenscheibe sich ungemein glänzend zeigen, so daß man sie theilweise irrthümlich für neue Streifen hielt, und zwar weil sie dann jeder Absorption entgehen, während viele andere, feine, stärker werden."

Die Streifen, welche dem Wasserstoff entsprechen, verhalten sich übrigens ganz anders; statt dunkler zu werden, schwächen sie sich gänzlich ab, verschwinden und werden selbst in helle Linien umgekehrt. Es ist bereits an diesem Orte darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Wasserstoff das hauptsächlichste Gas ist, welches die Protuberanzen und rothen Wolken bildet, die man am Rande der Sonnenscheibe zu beobachten Gelegenheit hat. Dieser Thatsache kann man jetzt, nach Secchi's Beobachtungen, die weitere hinzufügen, daß der Wasserstoff ebenfalls in sehr bedeutender Menge in der Umgebung der Flecken und selbst in ihnen vorhanden ist. Besonders reichlich zeigt sich dieses Gas in den glänzenden Brücken, welche zungenartig die dunkeln Flecken durchziehen.

*) Siehe Klein, Handbuch der Himmelsbeschreibung. Braunschweig, Vieweg. 1869, S. 18.

Die feinen Streifen, welche im Innern der Flecken stärker und nebelig werden, bieten in dieser Hinsicht eine große Analogie mit denjenigen dar, welche man an der Sonne beobachten kann, wenn sie tief am Horizont steht und ihr Licht die dichten und dunstigen Schichten unserer Atmosphäre in der Nähe des Horizonts durchschneidet. Secchi hat sich durch diese Betrachtung veranlaßt gefunden, die beiden Arten von Absorptionsstreifen genauer zu untersuchen. Hierbei hat sich denn herausgestellt, daß viele Streifen, welche sich in den Flecken bilden, vollkommen identisch sind mit denjenigen, welche durch unsere Atmosphäre hervorgerufen werden. Es scheint sich zu bestätigen, daß größtentheils in der Nähe der Flecken diejenigen Gase vorhanden sind, welche auch die Absorptionsstreifen der Erdatmosphäre bilden. Leider sind diese Gase indeß noch bei weitem nicht alle bekannt, und zwar aus dem Grunde, weil sich die Chemiker bis jetzt fast ausschließlich und aus nahe liegenden Gründen nur mit den Spektren der elementaren Stoffe beschäftigt haben. Am Himmel selbst scheinen aber sehr häufig gerade die zusammengesetzten Stoffe wirksam aufzutreten. Secchi hat z. B. gefunden, daß die Spektra einer ganzen Anzahl von Sternen ganz denjenigen analog sind, welche der Benzindampf oder eine andere, in Verbrennung befindliche Verbindung von Kohlenwasserstoff liefert. Er glaubt sich hiernach zu dem Schlusse berechtigt, daß Benzindampf in ungeheuren Mengen auf jenen Sternen vorhanden ist, ein Schluß, der allerdings nach dem ganzen bisherigen Verfahren der Spektralanalyse gestattet ist, der aber vielleicht doch in diesem Falle nicht ganz exakt sein dürfte. Die zusammengesetzten Gase haben sehr komplicirte Spektra, welche sich leicht mit der Temperatur ändern und die daher schwieriger auf ihre Elemente zurückzuführen sind, als dies bei einfachen Körpern der Fall ist. Die Analogie kann daher hier sehr leicht zu großen Irrthümern verleiten.

Die zahlreichen Photographien, welche bei Gelegenheit der letzten totalen Sonnenfinsterniß vom 7. August 1869) in Amerika erhalten worden sind, zeigen um den Mondrand einen breiten hellen Schein, den man als ein Bild der Corona angesehen hat. Gould machte hingegen neuerdings darauf aufmerksam, daß wir in diesem Lichtkranze nicht sowohl ein Bild der Corona, als vielmehr der sogenannten Chromosphäre der Sonne vor uns haben. Secchi findet diese Meinung sehr richtig und macht auf einige Photographien aufmerksam, welche bereits bei der Sonnenfinsterniß von 1860 erhalten wurden und auf denen es sowohl die Form des den Mond umgebenden Scheines als auch sein Verhalten zu den Protuberanzen höchst wahrscheinlich macht, daß er in der That hauptsächlich ein Abbild der Chromosphäre sei. Allerdings zeigt sich diese letztere keineswegs direkt in einer auch nur annähernd gleich großen Winkelbreite, allein die Thatsache, daß es Protuberanzen von mindestens 3 Bogenminuten Höhe gibt, scheint dafür zu sprechen. Ueberdies müssen noch Wasserstoffschichten über diesen Protuberanzen existiren, von deren Vorhandensein man sich durch folgende Betrachtung überzeugen kann. Man kann, wie wir wissen, Protuberanzen auf der Sonnenscheibe selbst erkennen, wenn man die Punkte beobachtet, wo die schwarze Wasserstofflinie C schmaler wird. Ein vollständiges Verschwinden und eine Umkehr dieser Linie beobachtet man bloß in den Sonnenflecken, nie aber auf der vollen Sonnenscheibe. Man muß hieraus schließen, daß über den Protuberanzen die helle C-Linie erscheinen würde, wenn nicht eine Schicht vorhanden wäre, welche die hellen Strahlen absorbirte und die helle in eine dunkle Linie umkehrte. Das Ende der hellen Linie, welche die Protuberanzen zeigen, kann übrigens keineswegs die Grenze der Gashülle sein, sondern bezeichnet vielmehr bloß die Grenze, in welcher der Wasserstoff noch eine genügend hohe Temperatur besitzt, um diese Linie überhaupt zu zeigen. Allenthalben, wo die Temperatur geringer ist, also in einer größeren Höhe über der Sonnenoberfläche ändert sich der Effekt, die Strahlen werden absorbirt.

Die Frage, wie hoch die Temperatur sei, bei welcher das Gas aufhört, helle Linien im Spektrum zu zeigen, ist eine höchst wichtige, aber ihre Beantwortung zur Zeit noch keineswegs möglich. Secchi hat nun versucht, wenigstens den Weg anzubahnen, auf dem eine dereinstige Lösung des Problems denkbar ist. Wir wollen seine desfallsigen Versuche am Stickstoff hier verfolgen.

Wenn man eine Röhre, welche aus Theilen von sehr verschiedenem lichten Durchmesser besteht, von sehr engem, kapillarem Durchmesser an, bis zu einem solchen von 12—13 Millimeter mit verdünntem Stickstoff anfüllt und den Funken einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine hindurchschlagen läßt, so beobachtet man, wenn der Konduktor mit dem einen und das Kissen mit dem andern Pole der Röhre verbunden wird, in dem kapillaren Theile des letztern ein Spektrum erster Ordnung. Läßt man hingegen einen Funken

auf eine Kugel, die mit dem Pole der Röhre in Verbindung steht, überspringen, so ändert sich das Spektrum mit der Länge des Funkens. Besitzt letzterer eine Länge von 2 Centimetern, so zeigt der eben genannte Theil der Röhre ein grünliches Licht und ein Spektrum zweiter Ordnung, während die übrigen Theile der Röhre ein Spektrum erster Ordnung zeigen. Bei einer gewissen Länge des Funkens kann man sogar gleichzeitig drei Spektren wahrnehmen, ein Spektrum zweiter Ordnung im kapillaren Theile der Röhre, ein Spektrum mit feinen Kannelirungen in dem breiten Theile derselben und darüber noch ein Spektrum mit breiten Kannelirungen. Die nämlichen Erscheinungen können mit einer Induktionsspirale wiederholt werden, wenn man die Kette entsprechend verstärkt und eine Leydener Flasche in den Strom einschaltet. Die Röhre zeigt dann gleichzeitig die drei Spektra an den verschiedenen Querschnitten, also auch bei einem und demselben Drucke des Gases, eine Thatsache, welche bis jetzt noch nicht bekannt war. Untersuchungen von Brom und Chlor, welche Secchi ausführte, zeigten ähnliche Erscheinungen, so daß man annehmen kann, daß unter dem nämlichen Drucke bei Gasen verschiedene Spektra auftreten können, falls der Durchmesser des Rohrs verschieden ist. Es kann aber offenbar der Einfluß des Querschnitts in diesem Falle kein anderer sein wie bei den Metalldrähten, wo die Temperatur dem Quadrate des Querschnitts proportional ist. Wenn man daher die Temperatur kennt, bei welcher eins der Spektra entsteht, so kann man aus dem Querschnitt diejenige berechnen, wobei die andern Spektra entstehen. Diese Temperaturen sind aber nicht für alle Gase die gleichen. Denn es zeigen sich z. B. in einer Röhre, die Stickstoff mit Wasserdampf enthält, gleichzeitig die Wasserstofflinien neben einem Spektrum erster Ordnung des Stickstoffs.

Weitere Untersuchungen Secchi's haben nun ergeben, daß es für eine bestimmte Dichte des Wasserstoffs eine Grenztemperatur gibt, bei welcher die drei hellen Linien dieses Gases verlöschen. Wie hoch diese Temperatur ist, weiß man zur Zeit noch keineswegs, aber es ist sicher, daß sie sehr hoch sein muß. Wir können indeß die gewonnenen Resultate immerhin auf die Sonne anwenden, wobei sich einige interessante Schlüsse ziehen lassen.

Die Steigerung der Temperatur gibt dem Wasserstoff die Fähigkeit, in seinem Spektrum breitere Linien zu zeigen. Dem entsprechend zeigen die Spektrallinien der Protuberanzen am Rande der Sonnenscheibe die größte Breite und nehmen mit wachsender Entfernung von diesem Rande an Breite ab, bis sie in eine feine Spitze endigen. Hier ist also offenbar die Temperatur viel geringer. Jenseits dieser Spitze existirt sicherlich auch noch Wasserstoff, aber seine Temperatur ist nicht mehr hoch genug, um sich bei Anwendung der spektralanalytischen Untersuchung irgend zu verrathen.

Der Wasserstoff in der Kugel der Geißlerschen Röhre am positiven Pole zeigte Secchi eine etwa in der Mitte zwischen C und F des Sonnenspektrums liegende hübsche Linie, die, so viel es scheint, mit derjenigen zusammenfällt, welche Young bei der letzten Sonnenfinsterniß im Spektrum der Corona wahrgenommen hat. Man hielt sie anfangs für eine Eisenlinie, aber Secchi, der sie in sehr reinen Geißlerschen Röhren gesehen hat, glaubt, daß auch sie dem Wasserstoff angehöre, sich aber nur bei einer niedrigern Temperatur desselben zeige.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Sonne andere Gase neben dem Wasserstoff nicht sichtbar sind, weil sie zu ihrem Leuchtendwerden eine höhere Temperatur nothwendig haben, als die äußersten Schichten der Sonne besitzen. Die Temperatur, welche die hellen Wasserstofflinien erscheinen läßt, ist z. B. nicht hoch genug, um die Linien des Stickstoffs zu entwickeln. Es ist aber, nach Secchi's Erfahrungen, nicht möglich, in der Sonne eine andere Art von Licht zu unterscheiden, als das der Spektra zweiter Ordnung, indem die Linien der ersten Ordnung zu schwach sind.

Was die dem Sonnensystem angehörigen Körper betrifft, so sind verschiedene neue Entdeckungen zu berichten. Zu der großen Schaar kleiner Planeten wurde ein neuer am 19. April 1870 von Borelli in Marseille aufgefunden, er ist der 110. der Reihe zwischen Mars und Jupiter und hat den Namen Lydia erhalten. Ich theile die Bahnelemente desselben gleichzeitig mit den Bahnelementen derjenigen kleinen Planeten in nachstehender Tabelle mit, für welche neue Berechnungen dieser Art ausgeführt worden sind. Sämmtliche kleine Planeten haben jetzt außer der Nummer ihrer Reihenfolge auch einen Namen erhalten, während noch vor einem Jahre für verschiedene Planeten eigne Benennungen fehlten. Wir führen hier folgende an: (89) Julie, (93) Minerva, (94) Aurora, (99) Dike, (103) Hera, (104) Clymene, (105) Artemis, (106) Dione, (108) Hekuba (109) Felicitas, (110) Lydia.

Name des Planeten:	(43)	(88)	(108)	(110)
Logarithmus der halben großen Axe	0,3430866	0,4420151	0,5083366	0,429938
Excentricitätswinkel	9° 39′ 47,0″	9° 27′ 38,1″	5° 54′ 0,3″	4° 38′ 15,0″
Neigung der Bahn	3 27 46,1	5 14 34,2	4 22 35,6	5 59 11,9
Länge des Perihels	277 37 53,2	309 43 16,7	182 43 7,3	300 17 16,5
„ des aufsteigenden Knotens	261 35 40,4	277 45 52,6	352 15 56,7	57 9 58,6
mittlere tägliche Bewegung	1081″,8676	770″,87485	613″,0380	803″,712
Epoche	1870 April 1,0	1870 Januar 0	1869 April 4,5	1870 April 22,5
Berechner	A. Prey.	B. Peike.	L. Schulhof.	F. Tietjen.

Von neuen Kometen ist seit dem letzten Berichte in diesen Blättern nur einer aufgefunden worden. Am 29. Mai entdeckte Herr Kollegienrath Winnecke in Karlsruhe im Sternbilde der Fische einen teleskopischen Kometen von 3′ Durchmesser und ziemlicher Helligkeit. Die Bahnelemente desselben sind nach H. Oppenheim:

Durchg. d. d. Perihel 1870 Juli 13,9419 mittl. Zeit v. Berlin	
Länge des Perihels	303° 26′ 26″
„ „ aufsteigenden Knotens	141 32 13
Neigung der Bahn	58 4 53
Logarithmus der Periheldistanz	0,00305
Bewegung: retrograd.	

Von Entdeckungen über die physische Natur der planetarischen Weltkörper unsers Sonnensystems ist nicht viel zu bemerken. Browning, durch verschiedene frühere Beobachtungen bekannt, hat sich in der jüngsten Zeit viel mit dem Planeten Jupiter beschäftigt. Er ist zu dem Resultate gekommen, daß dieser Planet in der letzten Zeit sehr beträchtliche Veränderungen erlitten habe; insbesondere sollen die Streifen desselben, die früher grau waren, gegenwärtig tiefgelb sein und galvanisch niedergeschlagenem Golde gleichen. Browning glaubt, daß auf dem Jupiter eine enorme physische Umwälzung vor sich gegangen sei. Nach seiner Ansicht umgibt den Planeten eine dichte, wolkige Hülle, während der feste Kern beträchtlich kleiner ist als die Scheibe, welche uns der Planet darbietet. In dieser wolkigen Hülle entstehen die Streifen und Flecken der Jupiterskugel. Diese Ansicht, welche von dem Referenten schon seit Jahren vertreten wurde, wird unterstützt durch die Resultate der Spektralanalyse, indem gewisse dunkle Linien im Spektrum des Jupiter dem Sonnenspektrum fehlen und daher mit Recht der Absorption in der wolkigen Umhüllung des Jupiter zugeschrieben werden dürfen. Allein Browning geht weiter in seinen Annahmen. Nach seiner Meinung ist der Planet Jupiter zum Theile noch selbstleuchtend. „Wenn man annimmt", sagt der Beobachter, „daß Jupiter in irgend einer merklichen Weise selbstleuchtend ist, so können jene Linien von gewissen Elementen herrühren, die in der Sonne fehlen oder doch ihr Vorhandensein bis jetzt nicht durch Absorptionslinien bemerklich gemacht haben. Wenn sich diese Elemente in einem Zustande der Verbrennung befinden, so würden die dunklen Linien durch einen Theil des Lichtes entstehen, das sie aussenden, welches aber in der Atmosphäre des Planeten von ihren eigenen Dämpfen absorbirt wird." Leider vergißt Herr Browning ganz, daß dem Astronomen ein sehr einfaches Mittel zu Gebote steht, die Meinung, ob Jupiter selbstleuchtend ist oder nicht, zu prüfen, und daß dieses Mittel schon längst angewandt worden ist und ergeben hat, daß Jupiter allerdings kein eignes Licht aussendet. Dieses Prüfungsmittel besteht in der Beobachtung der Trabantenschatten, wenn dieselben über die Jupitersscheibe hinwegziehen. Diese Schatten erscheinen dann von solcher Schwärze, daß man keinen Augenblick im Zweifel sein kann, Jupiter sende nicht die geringste Spur von eignem Lichte aus.

In ähnlicher abwehrender Weise muß man sich gegenüber dem von Flammarion der Pariser Akademie in ihrer Sitzung vom 11. April vorgelegten „Gesetze der Planetenrotation" verhalten. Dieser französische Gelehrte stellt eine Reihe von Thesen auf, wonach sich die Umdrehungszeiten der Planeten theoretisch ableiten lassen. Auf ihre einfachste Gestalt zurückgeführt, sagen diese Sätze nichts Anderes, als daß die Quadrate der Umdrehungszeiten der Planeten ihren Dichtigkeiten proportional sein sollen. Es müßte also der Werth für die Dichtigkeit eines Planeten dividirt durch den Zahlenwerth für das Quadrat seiner Rotationsdauer, für alle Planeten eine konstante Größe sein. Daß dies durchaus nicht der Fall ist, zeigt die folgende kleine Tafel, welche dieses Zahlenverhältniß für die einzelnen Planeten enthält, wenn dasselbe für die Erde gleich 1 gesetzt wird:

Merkur	1,37	Mars	0,67,
Venus	0,95	Jupiter	1,41,
Erde	1,00	Saturn	0,63.

Man sieht, diese Zahlen weichen beträchtlich von einander ab. Flammarion selbst hat zwar

für einzelne Planeten Werthe berechnet, die mit den beobachteten Umdrehungszeiten nahe übereinkommen; dies ist ihm jedoch nur durch einige kleine Freiheiten gelungen, welche er sich gegenüber den Werthen für die mittleren Dichten der Planeten herausgenommen hat. Sicherer begründet erscheinen die Relationen, welche Fritz unlängst für die Umdrehungszeiten der Planeten mitgetheilt hat, doch kann an diesem Orte nicht näher darauf eingegangen werden.

Ueber den Ursprung der Meteorite hat Stanislaus Meunier, der bis jetzt bereits eine Anzahl dieser merkwürdigen Himmelskörper chemisch untersuchte, seine Ansichten veröffentlicht. Hiernach sollen die Meteorite die Reste eines Himmelskörpers sein, der in einer frühern Epoche der Erde um diese oder vielleicht auch um den Mond gravitirte. Im Laufe der Zeit wurde er seiner Eigenwärme beraubt und erreichte unter dem Einflusse der immensen Kälte des Weltraumes wegen seines geringen Volums schon bald jenes Stadium (dem sich der Mond bereits nähert), nämlich der Zerspaltung in unzählige Trümmer und des gänzlichen Auseinanderfallens. Hierbei ordneten sich die Fragmente in Ringe, und zwar, wie Herr Meunier ganz genau weiß, der Art nach ihrer specifischen Schwere, daß sich die Eisenmassen in die nächste Nähe der Erde begaben und zuerst auf diese herabfielen, dann kamen die Steinmeteorite an die Reihe — und dieses planetarische Steinzeitalter dauert momentan noch an — und schließlich werden die specifisch leichtesten Trümmer als Meteorite herabkommen, die Tuffe und Bimssteine aus den Vulkanen des untergegangenen Meteortrabanten. Herr Meunier meint, man habe vielleicht sogar eine Art Recht, zu behaupten, daß gegenwärtig eine neue Art von Steinen zu uns zu kommen beginne; denn vor dem Falle von 1803 habe man noch keine kohlenstoffhaltigen Meteore gekannt und jetzt habe man bereits vier derselben gefunden. Man kann hinzusetzen, daß man vor dem Jahre 1867 auch noch keine wasserstoffhaltigen Meteorite kannte. Uebrigens richtet sich die Theorie des Herrn Meunier durch sich selbst. Die Physiker und Astronomen werden mit Erstaunen vernehmen, daß im Jahre 1870 in Paris die neue Entdeckung gemacht wurde, Weltkörper zerfielen in Folge der Kälte des Himmelsraumes! Indessen hat die Wissenschaft in den letzten Jahren in Frankreich so großen Rückschritt gemacht, daß man sich in Deutschland füglich kaum mehr wundert, wenn von dort eine neue Absurdität in die Welt geschleudert wird.

Was den Fixsternhimmel anbelangt, so liegen hierüber verschiedene Arbeiten vor, welche eine recht erfreuliche Thätigkeit auf diesem Gebiete bekunden.

Den Helligkeitsverhältnissen der Fixsterne, denen man früher nur geringe Aufmerksamkeit widmete, schenkt man gegenwärtig, hauptsächlich veranlaßt durch die Erfindung eines genauen und bequem zu handhabenden Photometers (von Zöllner), größeres Interesse. So hat Rosén neuerdings eine interessante Arbeit unternommen, um mittels des Zöllnerschen Astrophotometers aus einer Anzahl von Sternen der 5. bis 10. Größenklasse den photometrischen Koëfficienten abzuleiten, der das Helligkeitsverhältniß der Sterne zweier aufeinanderfolgenden Größenklassen ausdrückt. Denselben Gegenstand haben früher Herschel, Steinheil, Seidel und Zöllner behandelt; auch Referent hat sich einige Jahre hindurch damit beschäftigt, ohne jedoch zu definitiven Resultaten zu gelangen. Die Untersuchungen von Rosén sind die zahlreichsten. Nennt man β den Logarithmus des Helligkeitsverhältnisses zweier aufeinander folgenden Größenklassen, so findet Rosén aus seinen über 110 Sterne sich erstreckenden Bestimmungen folgende Werthe von β für die einzelnen Größenklassen:

Sterngröße.	β
5. bis 6.	0,388,
6. " 7.	0,388,
7. " 8.	0,363,
8. " 9.	0,379.

Die Sterngrößen wurden hierbei so angenommen, wie sie die Bonner Durchmusterung ergibt, und die nahe Uebereinstimmung der Werthe von β zeigt, daß die Angaben der Bonner Größenklassen sehr nahe in dem richtigen Helligkeitsverhältnisse zu einander stehen.

Die Besprechung von photometrischen Untersuchungen führt uns hinüber zu den veränderlichen Sternen, und finden wir hier eine ausgezeichnete neue und umfangreiche Arbeit des Altmeisters auf diesem Gebiete, Argelander in Bonn. Die Beobachtungen datiren hauptsächlich aus den Jahren 1841 bis 1848, und 1851 bis 1859, und erstrecken sich hauptsächlich auf diejenigen Veränderlichen, deren Helligkeitselemente Argelander im III. Bande des „Kosmos", S. 243, zusammengestellt hat.

Der Untersuchungen von Huggins über die Wärme der Fixsterne ist in diesen Blättern seiner Zeit gedacht worden. Seitdem hat Stone auf der Sternwarte zu Greenwich die

Wärmemenge, welche uns Arktur und Wega zusenden, mittels eines Thermomultiplikators untersucht und die Resultate seiner Arbeit am 13. Januar der Royal Society vorgelegt. Hiernach ist die Wärmemenge, welche uns Arktur zusendet, weit beträchtlicher als diejenige der Wega. Man kann die erstere bei einer Höhe des Sternes von 25° über dem Horizonte etwa derjenigen gleichsetzen, welche ein mit siedendem Wasser angefülltes Leslie'scher Würfel von 3 Zoll Seite in 400 Yards Entfernung erregt. Die Wärme von Wega in der Leyer würde etwa derjenigen gleich zu stellen sein, welche derselbe Würfel in 600 Yards Entfernung hervorbringt; sie ist also bloß $^4/_9$ von derjenigen des Arktur. Dieser letztere Stern ist roth, während das Licht der Wega weiß ist, und Stone glaubt, daß die wärmenden Strahlen des Spektrums (diejenigen gegen das rothe Ende hin) in der Atmosphäre der Wega stärker absorbirt werden als auf dem Arktur.

Neue Untersuchungen über die Eigenbewegungen der Fixsterne hat Proctor angestellt, indem er diese Bewegungen je nach ihrer Größe und Richtung auf Sternkarten eintrug. Der britische Gelehrte ist hierdurch zu der Ansicht geleitet worden, daß in unserm Fixsternsystem Gruppenbewegungen Statt finden. „Mädler", sagt er, „wurde darauf geführt, die Sterne in der Reihe der Plejaden zu untersuchen, und gründete auf diese Untersuchungen seine Hypothese, daß der Stern Alcyone in den Plejaden der gemeinsame Bewegungsmittelpunkt des ganzen Fixsternhimmels sei. In der That ist aber die Bewegung der Sterne im Stier nur ein einzelner unter einer sehr großen Anzahl von Fällen und dazu noch nicht einmal der auffallendste. In den Zwillingen und im Krebs findet man eine noch weit auffallendere und nach Südost gerichtete Bewegung, während die Sterne im Stier südwestlich ziehen. Eine deutliche Bewegung der Sterne im Löwen ist nach dem Krebs gerichtet. Stone hat neuerdings nachgewiesen, daß wir im Durchschnitt den Fixsternen eine größere Eigenbewegung beilegen müssen, als unserer Sonne zukommt. Man kann es sonach nur in hohem Grade bedeutsam finden, daß auf einem großen Gebiete des Himmels eine Gemeinschaft der Bewegung Statt findet, wie ich sie beschrieben habe. Während man in den oben angeführten Beispielen Sternbewegungen antrifft, die durchschnittlich in der Richtung erfolgen, in welcher sich unsere Sonne durch den Weltraum fort bewegt, findet man in andern Theilen des Himmels wiederum Bewegungen, die dieser Richtung entgegengesetzt sind. Die sieben hellen Sterne im großen Bären bieten hierfür ein merkwürdiges Beispiel. Es bewegen sich nämlich die Sterne β, γ, δ, ε, ζ sämmtlich in der Richtung nach dem Punkte hin, von welchem alle Bewegungen, die von der Eigenbewegung der Sonne im Raume herrühren, abgeleitet werden können. Man kann kaum eine vernünftigere Erklärung dieser eigenthümlichen Gemeinsamkeit finden, als die Annahme, daß diese Sterne in der That ein System bilden. In ähnlicher Weise scheinen die Sterne α, β, γ des Widders ein einziges System zu bilden. Ich muß schließlich noch bemerken, daß es mir beim Aufzeichnen der Eigenbewegungen der Fixsterne auffiel, wie der Sternhaufen χ im Perseus sehr nahe in den Durchschnittspunkt der Milchstraße mit dem großen Kreise fällt, welchen man den Aequator der Sonnenbewegung nennen kann, d. h. mit demjenigen Kreise, der das Ziel der Sonnenbewegung zum Pole hat. Dieser Umstand scheint nun darauf hinzudeuten, daß jene merkwürdigen Sternhaufen eher als die Plejaden den Mittelpunkt des Fixsternsystems bilden, wenn überhaupt ein solcher allgemeiner Mittelpunkt anzunehmen ist. Schon die Anzahl der Sterne in dem Haufen des Perseus, wo für jeden Stern in den Plejaden Hunderte von Sternen vorhanden sind, scheint mehr für erstern als Bewegungscentrum zu sprechen. Doch wäre ich eher geneigt, den Sternhaufen im Perseus nur als den Mittelpunkt bloß eines Theiles der Fixsternwelt zu betrachten." —

Einige merkwürdige Versuche über die Bewegung der Erde und der Sonne durch den die Himmelsräume erfüllenden Aether hat Professor Klinkerfues in Göttingen angestellt. Wir wollen mit dem Göttinger Astronomen die dem Versuch zum Grund liegenden Betrachtungen in einer speciellen und einfachen Form anstellen. Denken wir uns, der Strahl einer sehr hellen Lampe werde durch das Spaltfernrohr eines Spektralapparates in der Richtung von Süd nach Nord, dann durch ein analysirendes Prisma à vision directe hindurch geleitet, darauf unter rechtem Winkel abwechselnd nach West und nach Ost gespiegelt und zwei entsprechenden Beobachtungsfernrohren zugeführt. So weit die uns bekannte Bewegung der Erde um die Sonne in Betracht kommt, ist die Bewegung der Lampe wie des ganzen Apparates im Mittag sehr nahe nach einem im Westen stehenden Sterne gerichtet, um Mitternacht wird derselbe Punkt der Sphäre im Osten stehen; die

Bewegung der Lampe ist also zu der ursprünglichen, vor der Spiegelung Statt findenden Richtung des Strahles senkrecht. Bringt man durch Verbrennen in der Flamme das Natriumspektrum hervor, so wird dieses mit seiner gewöhnlichen, einer ruhenden Lampe entsprechenden Wellenlänge auftreten. An diesem Verhalten wird durch die nun folgende Spiegelung des Strahles Nichts geändert, da offenbar Farbe und Wellenlänge dieselben bleiben. Schiebt man aber nun um Mittag in den nach West abgelenkten Strahl eine zwischen planparallelen Gläsern eingeschlossene Säule von Bromdämpfen ein, so wird das Absorptionsspektrum des Brom seine gewöhnliche Lage nicht mehr behaupten können. Denn die vor dem Strahl her fliehende Bewegung des Brom wird die Anzahl der Wellen einer Farbe, welche in gegebener Zeit durch ein Molekül des Brom gehen, vermindern; es wird also die Absorption auf kleinere, und zwar solche Wellenlängen übergehen, welche erst unter dem Einflusse der Erdbewegung die gewöhnlichen Wellenlängen der Absorptionsstreifen des Brom annehmen. Die zwischen der D-Linie und dem Violett gelegenen Streifen des Bromspektrums entfernen sich also hier von dem Natriumspektrum; die Statt habende Verschiebung kann mit dem Mikrometer des Beobachtungsfernrohres leicht und scharf gemessen werden. Wird darauf gleich der Strahl der Lampe nach Ost geleitet und die Bromsäule eingeschoben, so läuft dieselbe mit der Erdbewegung dem Strahl entgegen und die Absorption geht auf größere Wellenlängen über. Das Bromspektrum nähert sich auf dieser Seite dem Flammenspektrum des Natrium. Um Mitternacht, wo die Erdbewegung nach dem östlichen Theile des Himmels gerichtet ist, vertauschen die beiden Beobachtungsfernrohre ihre Rollen; an dem von West nach Ost zielenden zeigt sich nun eine Verminderung des Abstandes des Brom- vom Natriumspektrum, an dem von Ost nach West zielenden eine Vergrößerung. Die Summe dieser Verschiebungen um Mittag und Mitternacht, ihrer absoluten Größe nach genommen, würde im Maximum 0,0004 der Wellenlänge der eingestellten Bromlinien entsprechen. Wenn die Beobachtungsfernrohre bei horizontaler Axe nicht ganz in die Richtung der Erdbewegung fallen, und der den Apparat umgebende Aether dieser Bewegung zum Theile folgt, so wird ein geringerer Betrag erwartet werden müssen. Die Beobachtungen, welche Professor Klinkerfues zwischen dem 25. März und 3. Mai d. J. jeden Tag gegen Mittag und Mitternacht in einem gegen das Eindringen von Tageslicht sorgfältig geschützten Raume angestellt hat, haben nun in der That eine Verschiebung des Bromspektrums gegen das Natriumspektrum, und zwar an beiden Beobachtungsfernrohren in dem oben erwarteten Sinne ergeben. Die Wellenlänge des Streifens wurde aber nicht um 0,0004, sondern bloß um $^1/_{12000}$ ihrer Größe geändert. Wie dieser Minderbetrag zu erklären ist, muß vorläufig dahin gestellt werden. Klinkerfues glaubt nicht, daß die Ursache desselben in einer bedeutenden Bewegung der Sonne im Aether, welche zu dieser Jahreszeit die Bewegung der Erde um die Sonne so weit kompensirt haben könnte, sondern vielmehr darin sehen zu müssen, daß die Voraussetzung ruhenden Aethers nicht ganz erfüllt ist. Der Direktor der Sternwarte zu Göttingen findet es nicht allzu überraschend, in geringer Höhe über dem Fußboden den Aether noch zum größern Theile die Erde begleiten zu sehen; ja er bemerkt, daß man sogar auch darauf vorbereitet sein dürfe, daß die Höhe über dem Meere dabei eine Rolle spiele. —

Von hervorragenden astronomischen Schriften müssen zum Schlusse noch zwei kurz erwähnt werden, von denen die eine mehr für den Fachgelehrten, die andere für das größere Publikum bestimmt ist. Ich meine Oppolzers „Lehrbuch zur Bahnbestimmung der Kometen und Planeten" (Leipzig, Engelmann), sowie Mädlers „Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde" (Berlin, Oppenheim). Das erstgenannte Werk ist eine Zusammenstellung der Vorlesungen über theoretische Astronomie, welche sein Verfasser an der Wiener Universität gehalten hat. Es soll jedoch nicht bloß den angehenden astronomischen Rechner in die langwierigen und schwierigen Operationen einführen, welche auf dem Gebiete der planetarischen Bahnbestimmungen auftreten, sondern es soll auch gleichzeitig als Hand- und Nachschlagebuch für den erfahrenen Astronomen dienen. Der bis jetzt erschienene erste Band dieses wichtigen Werkes enthält die Vorschriften zur genäherten Bestimmung der Bahnen aus den ersten Beobachtungen, wobei außer den älteren Methoden von Olbers und Gauß auch dem Verfasser eigenthümliche Formeln entwickelt werden, die unter Umständen beträchtliche Vortheile darbieten. In dem zweiten Bande gedenkt der Verfasser die Vorschriften zur Verbesserung der genäherten Elemente und der Ermittelung des Einflusses der Störungen auf die Bewegung der Himmelskörper zu entwickeln.

Das neue Werk von Mädler ist eine Zusammenstellung von kleineren Abhandlungen, Reden u. dergl., die zum Theil in verschiedenen Zeitschriften früher schon erschienen sind. Der gelehrte Verfasser hat aber nicht verfehlt, allenthalben auch die neueren Forschungen zu berücksichtigen und zum Theil in Gestalt von Anmerkungen nachzutragen. Das Buch liest sich, wie alle Schriften des Verfassers, sehr gut, und vor allen Dingen lernt der Leser. Nur kann Referent den speciellen Widerlegungen, welche der Verfasser einer großen Anzahl von Dilettanten widmet, die sich berufen fühlten, die Fachastronomenzu korrigiren, nicht recht beistimmen. Solche Leute sind eben einer Widerlegung nicht werth. K.

Physiologie und Medicin.

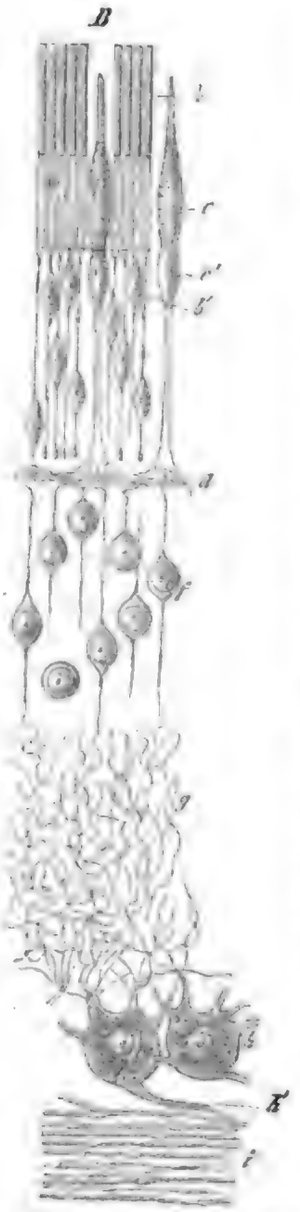
Die Sinnesorgane der Menschen und der Thiere. II. Schon tief unten in der Entwickelungsreihe der Thiere tritt das Auge auf, um mit steigender Höhe der Organisation sich nach verschiedenen Richtungen hin zu vervollkommnen; ein Nervenfaden, der in ein krystallhelles Stäbchen ausläuft und von einem Häufchen dunkeln (meist braunen, violetten oder rothen) Pigmentes umgeben ist, erscheint als seine primitivste Ausbildung und gleichzeitig als der Ausgangspunkt, auf welchen seine sämmtlichen höheren Gestaltungen zurückzuführen sind. In niederen Würmern, Krustenthieren und Polypen wird nur diese Stufe erreicht, in den höheren Ordnungen, wo gesteigertes Bedürfniß größere Anforderungen stellt, vervielfältigen sich dann diese stäbchenartigen Nervenendigungen, und zwar so stark, daß sie nicht selten in einem einzigen Insekten- oder Wirbelthierauge zu Tausenden auftreten, gleichzeitig gehen sie verschiedenartige Verbindungen mit Theilen der sie umgebenden oder überziehenden Haut ein und erlangen dadurch Einrichtungen, welche sie in ihrer Funktion verstärken und schützen. Es werden auf diese Weise im Kreis der gesammten Thierwelt einige Kombinationen erzielt, welche, jede in ihrer Art, außerordentlich kunstreiche und wirksame Organe dieses wichtigsten Sinnes darstellen und entschieden zu dem Bewundernswerthesten zu rechnen sind, was die Natur in dieser Richtung geleistet hat; es sind dies vorzüglich die Augen der höheren Insekten, Weichthiere und Wirbelthiere, welche wir kurz nach den meist neuerdings über sie gewonnenen Anschauungen skizziren wollen.

Das Insektenauge ist ein Apparat, der schon im äußern Anblick sich als vielfach zusammengesetzt erweist und bei näherer Betrachtung als ein Aggregat unzähliger Stäbchen erkannt wird, die ohne Schwierigkeiten als Endstücke des Sehnerven erkannt werden, da sie kontinuirlich in denselben übergehen; sie strahlen fächerartig von dem Punkte aus, in dem sie mit dem Nerven zusammenhängen, und bilden dadurch am öftesten kugelig gewölbte, den Seiten des Kopfes unmittelbar oder auf Stielen eingefügte Organe. Ueber sie geht die Körperhaut hinweg, welche gehärtet und durchsichtig ist und in so viel Facetten zerfällt, als Sehstäbchen vorhanden sind; indem diese Facetten theils nach innen, theils nach außen oder auch nach beiden Seiten gewölbt sind, bilden sie linsenartige Vorsätze. Pigment verschiedener Art umgibt die Sehstäbchen, welche, wie Schultze's neuere Untersuchungen beweisen, eine komplicirte Struktur besitzen, indem sie nicht allein in einen starken lichtbrechenden, nach außen gelegenen Krystallstab und eine schwächer lichtbrechende, hintere Abtheilung, den eigentlichen Sehstab zerfallen, sondern auch in der Zusammensetzung des letzteren aus übereinander liegenden Plättchen eine merkwürdige Analogie mit den empfindenden Elementen des menschlichen Auges aufweisen und in der Zertheilung des gegen den Krystallstab zu gelegenen Endes in fünf Fasern, sowie im Vorhandensein von lichtbrechenden Medien, die in Gestalt kalkiger Kugeln zwischen dem Vorderende der Krystallstäbe und der Innenseite der Facetten auftreten, und Anderes ganz eigenthümliche Modifikationen des normalen Verhaltens, welche einstweilen noch nicht zu deuten sind, zu Wege bringen.

Die Sehwerkzeuge der Weichthiere erreichen, obwohl schon in Schnecken und Muscheln mit zusammengesetzter Stäbchenschicht und lichtbrechender Linse versehen, ihre vollkommenste Ausprägung in den Cephalopoden, d. h. den Sepien- oder Tintenfischartigen. Das Auge liegt hier in einer Knorpelkapsel, durch deren Boden der

Sehnerv in verschiedenen Bündeln hereintritt, indem er sich in eine dichte Schicht von Sehstäbchen auflöst und mit dieser den Hintergrund der Kapselhöhlung auskleidet; eine wässerige Flüssigkeit erfüllt den übrigen Raum dieser, während die in der Richtung der Augenaxe verlängerte Linse ihre vordere Oeffnung schließt und die äußere Umhüllung des gesammten Organes an der Vorderseite zu einer Art durchsichtiger Hornhaut umgewandelt ist. Die Schicht der Sehstäbchen läßt deutlich ihren Zusammenhang mit dem Sehnerven erkennen, indem sie von Zellen ausgeht, deren Fasern in die Nervenfibrillen übergehen; Hense, der neuerlich eingehende Untersuchungen über Weichthieraugen veröffentlicht hat, wies für diese Schicht einen sehr komplicirten Bau nach; er unterscheidet in ihr nicht weniger als sieben differente Abschnitte und stellt interessante Einzelheiten über die feinere Struktur ans Licht.

Als drittes in der Reihe hochentwickelter Sehorgane erscheint das Auge der Wirbelthiere und des Menschen; in seiner Darstellung werden wir uns an die Form halten, in der es beim Menschen auftritt, da sie es ist, auf welche sich die ergebnißreichen Forschungen neuerer Mikroskopiker, wie H. Müllers, M. Schultze's, Krause's u. A., sowie die theoretische Deutung von deren Resultaten vorwiegend bezieht. — Wir haben auch hier eine Schicht von stäbchenförmigen Körpern als empfindenden Theil des Organes und vor sie gelagert einen optischen Apparat, der der durchsichtigen Hornhaut, der Linse, der wässerigen Flüssigkeit — alles Organe, die wir soeben theils in Mollusken, theils in Insekten kennen gelernt — nicht entbehrt, aber in durchaus eigenthümlicher Weise zusammengesetzt ist. Umhüllt von einer sehnigen Schale, welche an ihrem Vordertheil durchsichtig ist und das Weiße des Auges sowie die Hornhaut bildet, finden sich zwei Kammern, die getrennt werden durch die das Innere dieser Schale auskleidende Gefäßhaut, die in ihrem vorderen Abschnitt Iris oder Regenbogenhaut heißt, sowie durch die Linse; es entsteht so eine zwischen der Vorderwand der Linse und der Hinterwand der Hornhaut liegende und eine von der Hinterwand der ersteren und dem ganzen übrigen Theil der Wand der Augenkapsel umschlossene Augenkammer; in jener findet sich eine wässerige Feuchtigkeit, in dieser eine weichgallertige Masse, die als Glaskörper bezeichnet wird, so daß die durchsichtige Hornhaut, die Feuchtigkeit der vorderen Kammer, die Linse und endlich der Glaskörper der hinteren Kammer einen viertheiligen, lichtbrechenden Apparat bilden, hinter welchem erst die Stäbchenschicht folgt, die durch Ausbreitung des Sehnerven gebildet und als Netzhaut (retina) bezeichnet wird. Sie repräsentirt eine ganz ähnliche Endigung des Sehnerven, wie wir sie oben in den niederen und höheren Thieren sahen, und ist der empfindende Theil des ganzen Apparates und auf sie concentriren sich die Untersuchungen, deren Resultate wir hier zusammenstellen wollen.



Schematische Darstellung der Retina.

Im menschlichen Auge ist die Netzhaut normal so zusammengesetzt, wie nebenstehende Figur angibt; man bemerkt hier bei b, dem nach außen und vorn gewandten Theil, die eigenthümlichen Endorgane, welche theils Stäbchen, theils flaschenförmige Zapfen darstellen und nach hinten in spindelförmig angeschwollene Fasern übergehen, die sich in Nervenzellen fortsetzen und so die Verbindung mit den vom Gehirn herkommenden Fasern des Sehnerven bewerkstelligen; einen Zusammenhang des letzteren mit den Endstücken der Netzhaut ist bei dem unendlichen Gewirr von Fädchen und Fasern, welches jeder Untersuchung große Schwierigkeiten entgegenstellt, bis jetzt nicht direkt nachzuweisen gewesen, besteht aber hier sicherlich in ganz ebenso entschiedener Weise, wie wir ihn in den bis jetzt betrachteten, einfacheren Verhältnissen konstatiren konnten.

Wie die Abbildung zeigt, ist der Formunterschied der Stäbchen und Zapfen äußerlich ein bedeutender, denn während jene länger

und von gleichartiger Dicke sind, erscheinen diese kürzer und flaschenförmig angeschwollen, aber es bestehen dennoch gewisse wesentliche Uebereinstimmungen, welche beide als ursprünglich verwandte Gebilde erkennen lassen, so vorzüglich ihre Zusammensetzung aus einem stark lichtbrechenden, leicht der Quere nach in zahlreiche Plättchen zerfallenden Außen- und einem homogenen, opaken Innenglied, die Einlagerung linsenförmiger oder kugeliger lichtbrechender Körper in denjenigen Theil des Innenglieds, der an das Außenglied anstößt, u. a. Auch in der Verbreitung tritt eine innere Verwandtschaft beider zu Tage, da sie einander offenbar zu ersetzen vermögen, ohne daß die Funktion des Auges dadurch sehr erheblich modificirt wird; in Haien, Rochen und Ganoïden, also den im schöpfungsgeschichtlichen Sinn älteren Wirbelthieren fehlen die Zapfen, während dieselben im Auge der Reptilien sehr oft die Stäbchen an Zahl weit überwiegen und oft ausschließlich die gesammte Netzhaut zusammensetzen; man hat auch behauptet, daß sie den nächtlich und unterirdisch lebenden Thieren abgehen, doch sind die Resultate über diese Verhältnisse noch nicht übereinstimmend. Im menschlichen Auge, sowie in dem einiger höheren Wirbelthiere, ist die Vertheilung beider Arten von Endorganen nicht im ganzen Bereich der Netzhaut gleichförmig; die Zapfen stehen gewöhnlich so, daß je einer von ihnen von einer Reihe Stäbchen umgeben ist, und ihre Zahl bleibt weit hinter der der letzteren zurück, aber in einer Vertiefung, die von der Stelle des Sehnerveneintritts nach der Schläfe zu liegt, sind Zapfen die ausschließlichen Bestandtheile der empfindenden Schicht und sind gleichzeitig erheblich dünner und sehr viel länger geworden; es ist dies der sogenannte gelbe Fleck, in welchem dergestalt auf gleichem Flächenraum eine größere Menge percipirender Elemente vereinigt ist, als auf jeder anderen Stelle der Netzhaut, was durch den Umstand, daß dieselben mit ihren äußeren Enden konvergiren, noch verstärkt wird.

Von den Schlüssen, welche auf diese Thatsachen gegründet wurden, sind besonders die von Interesse, welche sich auf die feinere Struktur der Stäbchen und Zapfen stützen. Wir sehen, daß die stark lichtbrechenden Außenglieder jeweils aus zahlreichen Plättchen zusammengesetzt sind; Zenker faßt diese Struktur als Mittel zur Umwandelung der fortschreitenden Lichtwellen in stehende Schwingungen auf; es würde diese bewirken, daß die einzelnen Farben verschiedene Stellen des Organs erregen, daß also eine Farbenzerlegung im Sinne der Young-Helmholtz'schen Theorie — diese nimmt aus guten Gründen an, daß wenigstens dreierlei verschiedene farbenpercipirende Organe in der Netzhaut vorkommen müssen, nämlich für Roth, Grün, Blau — stattfinde; da zwar nicht die Dicke dieser Stäbchenplatten, wohl aber ihre Brechungsindices verschieden sind, so entbehrt diese Hypothese nicht der Wahrscheinlichkeit. Der gelbe Fleck, wo die Zapfen am dichtesten stehen, ist die Stelle, an der das Farbenunterscheidungsvermögen des Menschen am schärfsten entwickelt ist; da nun außerdem die Zapfen längsgestreift sind und in eine dicke Faser übergehen, die aus einem Bündel feinster Axencylinder besteht, was gleichfalls im Sinne der genannten Farbenperceptionstheorie zu deuten ist, so hält man sie für die wesentlich farbenpercipirenden Elemente, während man den Stäbchen bloß quantitatives Lichtunterscheidungsvermögen zuspricht. — Bei den Vögeln findet sich eine Einrichtung, welche auf die Art und Weise, wie diese Farben percipiren, einiges Licht wirft; es tragen nämlich die hier in einfache Fasern übergehenden Zapfen an der Grenze des Außengliedes je eine Kugel, die bei den einen roth, bei andern gelb, bei den dritten farblos ist; es ist nun denkbar, daß die ersteren nur rothes, die zweiten nur gelbes, die letzten nur weißes Licht zu den empfindenden Elementen gelangen lassen, so daß hier durch Verschiedenheit der Zapfen das Gleiche erreicht würde, von dem man im Menschen annimmt, daß es entweder durch die Plättchenstruktur oder die Faserstruktur der einzelnen Zapfen bewirkt werde.

Wir kommen endlich zum Gehörorgan, das in der Reihe der niederen Thiere kaum weniger verbreitet ist als die Werkzeuge des Gesichtssinnes, und das in der der höheren konstant vorkommt und eine Entwickelung erreicht, welche gänzlich aus dem Rahmen dessen heraustritt, was in allen Nichtwirbelthieren geleistet war. In den letzteren treffen wir stets ein Bläschen, dessen Innenwand mit steifen oder wimpernden Haaren bekleidet ist und das neben einer indifferenten Flüssigkeit ein einziges oder zahlreichere Steinchen umschließt, die als Gehörsteine (Otolithen) bezeichnet werden; in Medusen, niederen und höheren Mollusken, Würmern und Gliederthieren kehrt dieses Organ wieder und findet sich nicht weniger im Ohre aller Wirbelthiere und des Menschen, wo es als „Vorhof" mit „Labyrinthwasser" und „Gehörsand" auftritt und wo M. Schultze in seiner Innenwand das Analogon

jener Haare in Gestalt fein zugespitzter Borsten nachzuweisen vermochte. Aber in den letztgenannten Thieren gesellen sich ihm Entwickelungen feinerer Art, welche in den Fischen und Amphibien nur erst in Rudimenten auftreten, um im Menschen ein für die feinsten Tonabstufungen empfindliches Gehörorgan zu Stande zu bringen. Wie dem Auge ein optischer, so ist dem Ohre hier ein akustischer Apparat vorgelagert, und die Schallwellen, die dieser empfängt, treffen an drei Punkten: in den Ampullen mit ihren haarförmigen Nervenendigungen, dem Vorhof mit seinen den Nervenenden genau anliegenden Gehörsteinen, endlich der Schnecke mit dem wunderbar komplicirten Tastenwerk ihres Corti'schen Organes auf empfindende Organe. Es sind diese Theile des inneren Ohres schon früher in diesen Blättern (Bd. II, S. 488) Gegenstand eingehender Darstellung gewesen und verweisen wir daher den Leser auf diese Relation, da gerade auf diesem Gebiete die neuere Mikroskopik zwar zahlreiche interessante Einzelheiten, aber keine Thatsache von durchgreifender Bedeutung hervorzubringen vermocht hat. F. Ratzel.

Aethylidenchlorid, ein neues Anästheticum. Dr. Liebreich, welchem wir schon das in seinen Wirkungen vorzügliche schlafmachende Mittel, das Chloralhydrat verdanken, hat im Verfolg seiner Studien in dem Aethylidenchlorid ein neues Anästheticum entdeckt. Dieser Körper bildet eine farblose Flüssigkeit von angenehmem, an Chloroform erinnernden Geruch, siedet bei 62° C. und wird als Nebenprodukt bei der Chloralbereitung erhalten. Bei den ersten Versuchen wurden Thiere anästhesirt. Nach einem kurzen Stadium der Erregung, das in einzelnen Fällen sogar ausblieb, fielen die Thiere bald anästhetisch um und kamen rasch und leicht nach dem Aussetzen des Mittels wieder zu sich. Ueble Nachwirkungen, wie Trägheit und Erbrechen, wurden nicht beobachtet.

Gegenüber dem Chloroform zeigt das Aethylidenchlorid ein wesentlich abweichendes Verhalten. Wenn bei ersterem nach den bekannten Erscheinungen der Einwirkung desselben auf die großen Ganglien des Gehirns, dann auf das Rückenmark, endlich solche auf das Herz und zugleich auf die Athmung eintraten, so fand sich bei starker Wirkung des Aethylidenchlorids zuletzt ein Stadium, in dem die Respiration aussetzte, während das Herz weiter funktionirte. Aus diesem Zustand hat Liebreich durch Einleitung der künstlichen Athmung die Versuchsthiere schnell wieder zum Bewußtsein gebracht.

Die Versuche an Menschen ergaben, daß nach einem meist sehr kurzen Erregungsstadium vollkommene Anästhesie eintrat, wobei stets die Pupille erweitert war. Die Patienten kamen schnell und leicht wieder zu sich, und nur in einem unter 12 Fällen fand Erbrechen Statt, nachdem der Kranke sich erholt hatte. Sonst traten überhaupt keinerlei Nachwirkungen ein. — Nach diesen Erfahrungen empfiehlt Liebreich das Aethylidenchlorid für die praktische Anwendung, und er glaubt, daß es namentlich bei kleineren Operationen vor dem Stickstoffoxydul entschiedenen Vorzug verdiene, weil es das Leben weniger bedrohe, keine üblen Nachwirkungen hinterlasse und die Kranken sich sehr schnell nach dem Aussetzen des Mittels erholen.

Der Zahnarzt Sauer in Berlin, welcher das Aethylidenchlorid zuerst in der zahnärztlichen Praxis angewandt hat, berichtet in der „Deutschen Vierteljahresschrift für Zahnheilkunde" über sehr günstige Erfolge. Puls und Athmung blieben bis zu Ende der Operation ziemlich regelmäßig fortbestehen, während bei der Stickstoffoxydulathmung kurz vor Beginn der Anästhesien kräftige und tiefe Respirationen eintraten. Die Athmung des neuen Mittels geschah ohne jede Respirationsstörung, wie solche namentlich bei Chloroform sich zeigt. Es scheint dasselbe die Vorzüge des Chloroforms mit denen des Stickstoffoxyduls zu vereinigen. Die Anwendung ist ungemein einfach, denn die Flüssigkeit kann einfach auf ein vor die Nase zu haltendes Tuch gegossen werden. Nach verhältnißmäßig kurzem Einathmen trat mehr oder weniger hochgradige Anästhesie ein, die jedenfalls länger anhielt als nach Anwendung von Stickstoffoxydul. Das Erwachen war leicht und nur selten trat Erbrechen ein.

Richardson hat Methyläther in Aethyläther gelöst als Anästheticum angewandt. Die Patienten kamen stets sehr schnell wieder zu sich, nie entstanden Krämpfe, Zuckungen oder Asphyxie, nie trat Brechreiz oder Erbrechen auf. In allen Fällen stellte sich ein Zustand von partieller Bewußtlosigkeit ein, welcher sich dadurch äußerte, daß die Patienten alles thun konnten, was man ihnen gebot, und sich später auf alles erinnerten, was man mit ihnen vorgenommen, während sie nicht die mindesten Schmerzen empfanden. Der Methyläther ruft nach Holländer keine Erregung jener Nervencentren hervor, die das Gefäßsystem versorgen, daher fehlen auch die Krämpfe,

die Kontraktionen der Blutgefäße und jene Syncope, die durch tödtliche Kontraktion des Herzens entsteht. Betäubt man Thiere mit dem Methyläther so lange, bis endlich Tod erfolgt, so findet man stets, daß derselbe durch Paralyse der organischen Nervencentren hervorgerufen wird. Der Lähmung gingen stets konvulsivische Bewegungen voraus, wie man sie bei lethalem Ausgange nach Hämorrhagien findet, der in Folge mangelnden Sauerstoffs in den Blutgefäßen der Muskeln eintritt.

Der Methyläther verdient entschieden den Vorzug vor Stickstoffoxydul und Chloroform, aber es scheint, daß er dem Aethylidenchlorid nachsteht. Die vergleichenden Versuche Sauers veranlaßten diesen, von der Anwendung des Methyläthers ganz abzusehen und nur noch das Aethylidenchlorid anzuwenden.

Fußschweiß. Professor Knop empfahl vor einiger Zeit in der „Badischen Gewerbezeitung" die Anwendung von Gerbsäure gegen Fußschweiß. Von anderer Seite aber wurde vor diesem Mittel gewarnt, weil die Unterdrückung des Fußschweißes durch äußerliche Mittel oft sehr schädliche Folgen habe. Dem gegenüber wird nun in der „Badischen Gewerbezeitung" die Empfehlung der Gerbsäure vollständig aufrecht erhalten. Von einer Unterdrückung der Ausdünstung der Füße sei keine Rede, diese Ausdünstung erfolge durch die gegerbte Haut mindestens ebenso gut wie durch die ungegerbte. Günstige Erfahrungen wurden von mehren Seiten mitgetheilt, nirgends wurde eine nachtheilige Wirkung auf das übrige Körperbehagen empfunden. Im vorigen Sommer wurde das Mittel beim 1. badischen Leibgrenadier-Regiment versuchsweise in Anwendung gebracht, und der Oberstabsarzt Hoffmann erstattete an das großherzogliche Kriegsministerium über den Erfolg Bericht. Danach ist die Gerbsäure ein unstreitig wirksames Mittel zur Beschränkung des Fußschweißes. Die Anwendung veranlaßt wohl meistens ein leichtes Brennen in der Haut, übt aber keinerlei nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit aus. In der Wäsche erzeugt die Gerbsäure aber fast unvertilgbare Flecken, ohne nicht ihre Dauerhaftigkeit merklich zu beeinträchtigen. Die Soldaten wendeten das Mittel sehr willig an, weil der Erfolg ein rascher und sicherer ist. — Das erwähnte Brennen dürfte wohl durch zu reichliches Einstreuen der Gerbsäure verursacht sein. Die von der Gerbsäure fleckig gewordene Wäsche muß für sich allein gewaschen werden, damit der Farbstoff nicht auf anderes Zeug übertragen wird.

Uebertragbarkeit der Tuberkulose. Im Anschluß an frühere Mittheilungen über diesen Gegenstand geben wir heute die neuesten Resultate der von Klebs in Bern angestellten Versuche (Virchows „Archiv"), welche von eminenter praktischer Wichtigkeit sind. Das Tuberkelgift ist in Wasser löslich; durch Eindampfen verliert das Wasserextrakt seine Wirksamkeit, wogegen der frische alkoholische Niederschlag die inficirende Substanz enthält. Wird derselbe in die Bauchhöhle von Meerschweinchen injitirt, so bleibt das Peritonäum an der Injektionsstelle von Miliarknoten frei, dagegen schwellen die Mesenterialdrüsen zu großen käsigen Massen an, von denen auf dem Wege des Lymph- und Blutstromes die weitere Verbreitung der Miliarknoten erfolgt. Das Tuberkelgift wirkt demnach in dieser Form erst nach seiner Resorption nicht unmittelbar an der Injektionsstelle, wie bei der Impfung fester Tuberkelmassen; es häuft sich dagegen in größerer Masse in den Lymphdrüsen an und bringt daselbst Formen hervor, welche von den skrophulösen Veränderungen der menschlichen Lymphdrüsen nicht zu unterscheiden sind. Die Uebertragbarkeit der Tuberkulose des Rindes durch Fütterung von Rindern mit den krankhaften Massen gilt auch für andere Thiere und für menschliche Tuberkulose.

Die Tuberkulose des Rindviehs ist identisch mit der Perlsucht oder die Neubildungen bei letzterer stellen nur eine besondere Entwickelung des Tuberkels dar, welcher mit dem sogenannten fibrösen Tuberkel des Menschen in allen Stücken übereinstimmt und sich von der gewöhnlichen miliaren Form nur durch die Entwickelung reichlicher Bindegewebsmassen unterscheidet.

Die Perlsucht (fibröse Tuberkulose) des Rindviehs verdankt ihre Entstehung demselben Gift wie die menschliche Tuberkulose. Fütterungen und Impfungen mit den Perlmassen ergaben bei dem Meerschweinchen dieselben Resultate wie solche mit von Menschen stammender Tuberkelmasse, und anderseits erzeugt Impfung mit menschlicher Tuberkelsubstanz beim Rinde charakteristische Perlknoten. Ein kräftiges Kalb von 4 Wochen wurde durch Injektion von zerriebener, in Wasser aufgeschwemmter menschlicher Tuberkelsubstanz in die Bauchhöhle inficirt. Nach einem Vierteljahr wurde dasselbe getödtet und es fand sich über das ganze große Netz und einen Theil des Magens zerstreut eine große

Menge gestielter, central verkalkter Knoten, welche histologisch alle Charaktere der Perlknoten darboten; außerdem graue Miliarknoten in den Lymphdrüsen der Mesenterien und der vorderen Bauchwand, spärliche auch in der Leber; die Milz trug nur an ihrer Oberfläche einzelne flach vorragende graue Knoten. Die Nieren, Lungen, Geschlechtsapparate und die Schleimhäute des Darms waren frei. Die Beschränkung dieser Neubildung auf die Nachbarschaft der Injektionsstelle beweist wohl am deutlichsten die Abhängigkeit ihrer Entstehung von der letzteren.

Die sonach wohl kaum zu bezweifelnde Uebertragbarkeit der Tuberkulose vom Rinde auf den Menschen fordert zu einer genaueren Ueberwachung der perl- und tuberkelkranken Thiere auf. Weitere Untersuchungen sollen sich namentlich auf die wichtige Frage beziehen, ob auch die Milch dieser kranken Rinder den Infektionsstoff enthält.

Volkswirthschaft.

Der Krieg und die wirthschaftlichen Verträge. Die französische Regierung hat den Handelsvertrag mit dem Zollverein, welchen sie selbst im Jahre 1860 suchte und anbot, außer Kraft gesetzt, ohne es nur der Mühe werth zu halten, den Mitkontrahenten oder das Publikum davon in Kenntniß zu setzen. In Folge dessen sind deutsche Fabrikanten und französische Händler, für deren Rechnung Waaren unterwegs waren, welche nun ein höherer Zoll betrifft, in unverschuldete und nicht zu vermeidende Verluste gerathen. Dieses Verfahren schmeckt eben nicht nach der „Höhe der Civilisation", paßt aber völlig zu der Wiedereinführung des offiziellen Seeraubs in das praktische Völkerrecht, deren Frankreich sich schuldig gemacht hat, nachdem sowohl Preußen und Oesterreich 1864, wie Preußen, Oesterreich und Italien 1866 der Wegnahme schwimmenden Privateigenthums durch ihre Kriegsschiffe ausdrücklich entsagt hatten. Es illustrirt überdies den Grad von Hingebung an die Freihandelsidee, die bei Napoleon III. und dessen Trabanten zu finden ist. Man weiß, daß der Neffe sich auf diesen geistigen Fortschritt über des Onkels berüchtigte Kontinentalsperre hinaus besonders viel zu Gute that. Aber seine freihändlerische Ueberzeugung hat die erste ernste Probe, der sie sich ausgesetzt sah, nicht bestanden: er läßt seine Minister unter dem Eindruck handeln, als seien niedrige Zölle lediglich ein Zugeständniß für das Land, welchem gegenüber man sie erhebt, nicht zugleich und vor allem eine Wohlthat für das eigne Land, und ruft zur Krönung dieses plumpen Farbenwechsels ein Haupt der schutzzöllnerischen Partei, Jules Brame, in das neue Ministerium, dessen Aufgabe ist, Paris mit Gewalt ruhig zu erhalten.

Da die Wiedereinführung des alten hohen Generalzolltarifs auf der deutschen Grenze ohne amtliche Bekanntmachung erfolgt ist, so erfuhr man in Deutschland zuerst durch Geschäftsbriefe davon. Fabrikanten, die den früher genossenen höheren Zollschutz noch nicht verschmerzt haben, bestürmten sofort direkt oder durch Vermittlung von Handelskammern das Ministerium in Berlin, einen starken Gegenschlag zu führen, d. h. den Handelsvertrag mit Frankreich diesseits ebenfalls aufzuheben. Sie bedachten wohl nicht, daß die Erfüllung dieses Verlangens formell ebenso unmöglich wie politisch und handelspolitisch unrathsam wäre. Formell erscheint die preußische Regierung gänzlich unbefugt, einen Vertrag außer Kraft zu setzen, den alle Regierungen und Landtage des Zollvereins genehmigt haben, dessen Zollsätze außerdem als integrirende Bestandtheile in den allgemeinen deutschen Zolltarif übergegangen, ja zum Theil seitdem schon wieder abgeändert, nämlich aufs neue ermäßigt worden sind. Hieran zu ändern sind formell nur der Bundesrath des Zollvereins und das Zollparlament berechtigt; materiell aber wäre an eine separate Retorsionsmaßregel der angesonnenen Art gegen Frankreich nicht zu denken, weil Deutschland mit dem Differenzialzollsystem principiell und definitiv gebrochen hat, d. h. an allen Grenzen und für Waaren jeglichen Ursprungs dieselben Sätze gelten läßt; politisch endlich steht ihr die in Frankreich fehlende, in Deutschland jedoch hinlänglich herrschende Ueberzeugung entgegen, daß man sich mit solchen Streichen mehr selbst verwundet als den Feind, und daß es der Gipfel der Verkehrtheit wäre, die vorübergehende Erscheinung des Krieges die Richtschnur abgeben zu lassen für Verhältnisse, die nur mit dem friedlichen Ver-

kehr der Völker, nicht mit ihrer zeitweiligen Entzweiung zu thun haben.

Die in der Hauptstadt anwesenden preußischen Minister haben ihrer Mehrzahl nach indessen doch nicht geglaubt, den Schlag der französischen Regierung gegen die deutsch-französische Geschäftswelt ganz ohne Empfangsbescheinigung in ähnlichem Stil lassen zu dürfen. Sie haben daher erklärt, vorläufig keine Gesuche französischer Buchhändler um Schutz gegen Nachdruck annehmen zu wollen, und haben den Zoll auf französischen Wein von 2⅔ auf 4 Thaler hinaufgesetzt. Selbst in dieser begrenzten Gestalt ist der Schritt des Finanzministers, den die Mehrzahl der übrigen anwesenden Minister gebilligt haben muß, schwerlich zu rechtfertigen und aufrecht zu erhalten. In seinem ersten Theil trifft er zwar nur Franzosen, aber schwerlich Mitschuldige der Regierung an der Entzündung des Krieges. Was andererseits hat Deutschland davon? Im letzteren Theil aber schädigt die ergriffene Maßregel gradezu deutsche Interessen, und wahrscheinlich in höherem Grade als französische Interessen, französische Regierungsinteressen aber jedenfalls gar nicht. Wo anders her als aus den zollfreien Kellern der Hansestädte werden in dieser Zeit französische Weine viel nach Deutschland kommen? Der hanseatische Importeur aber hat sie bezogen in der Rechnung auf einen Zoll von 2⅔, nicht von 4 Thalern, und muß sie nun in einer Zeit, wo sein Geschäft ohnehin fast gänzlich stockt, entweder zinsenfressend liegen lassen oder höher als berechnet verzollen. Er vornehmlich büßt also dafür, daß Frankreich kein loyaler Feind ist. Kann das mit Gerechtigkeit und Vernunft bestehen?

Dagegen, daß der Krieg im allgemeinen die Verträge aufhebt, läßt sich nichts einwenden. Aber keineswegs hebt er sie von selbst auf, noch muß er es nothwendig in allen Fällen bei dem heutigen vielverschlungenen Verkehr der Völker unter einander. Gegen die specifisch politischen Verträge und Rechtstitel richtet sich allerdings die Schärfe der kämpfenden Waffen direkt; sie cessiren mit dem Moment der Kriegserklärung, erst der Friedensschluß stellt sie in entsprechend veränderter Gestalt wieder her. Aber weshalb der Krieg Handelsverträge, Münzverträge, Verbrecher-Auslieferungs-Verträge u. dgl. von selbst oder in nothwendiger Konsequenz aufheben soll, ist nicht abzusehen. Sie können füglich fortbestehen vorbehaltlich ihrer Modificirung beim Friedensschluß, wenn nicht ganz besondere triftige Gründe einen der Kriegführenden bestimmen, von seiner Freiheit des Rücktritts im Kriegsfalle schon vorher Gebrauch zu machen. Je mehr heutzutage die Wahrheit anerkannt wird, daß solche Verträge beiden Theilen nützen, falls sie nur halbwegs umsichtig abgeschlossen sind, nicht dem einen Theil auf Kosten des anderen, desto weniger sollten wahrhaft civilisirte Nationen zugeben, daß der Ausbruch eines Kriegs sie ohne weiteres verschlinge. Pflegen sie auch während des Krieges geringe praktische Bedeutung zu haben, so doch nach der Wiederherstellung des Friedens, wo sie sämmtlich neu abzuschließen nur Zeit und unnütze Arbeit erheischt.

Eine andere Seite der Wirkung des Kriegs auf die Verträge lernt die neutrale Schweiz gegenwärtig kennen. Sie steht mit Frankreich, Italien und Belgien bekanntlich im Münzverband, der die größeren Münzen, insbesondere die Goldstücke frei und gleich durch alle vier Länder cirkuliren läßt. Im Frieden höchst vortheilhaft und angenehm, hat dieses Verhältniß doch seine Schattenseite, die sich jetzt im deutsch-französischen Kriege zu schwerem Nachtheil der Schweiz enthüllt. Sie besitzt nämlich kein Institut gleich der Bank von Frankreich, das viele Millionen Francs in Goldmünzen ansammelte und vorräthig hielte. Die Bank von Frankreich aber, die schon seit Jahren über eine Milliarde Francs in Gold und Silber in ihren Kellern aufgestapelt hält, vielleicht zum Theil ebenfalls auf Veranlassung des kriegbrütenden Kaisers, gibt nun seit dem Beginn der dermaligen Verwicklung schlechterdings kein Gold mehr aus den Fingern, indem sie präsentirte Noten zuerst mit den Fünffrancsstücken der zu solchen Zwecken festgehaltenen accessorischen Silberwährung einlöste und nachdem der gesammelte bedeutende Vorrath von diesen auf die Neige gegangen war, Zwangsumlauf für ihre Noten erhielt. Es ist nämlich ein offenes Geheimniß in Paris, daß die Regierung, sobald in ihrem Schatze Ebbe eintritt, den Goldvorrath der Bank so unbedenklich sich aneignen wird, als wäre sie im Besitz der sämmtlichen Aktien. Diesem eventuellen Kriegszweck zu Gefallen müssen die Schweizer es ertragen, daß ihnen von dem übermächtigen Pariser Geldinstitut das Gold entzogen und vorenthalten wird, dessen sie für ihre täglichen Geschäfte bedürfen. Eine ernstliche Krisis ist bei ihnen demzufolge ausgebrochen, der sie sich nur durch außerordentliche Maßregeln, wie eidgenössische Banknoten u. s. f., entziehen zu können fürchten. Das ist die Schattenseite von Verträgen mit einem unverantwortlich mißregierten Lande!

A. Lammers.

Handel und Verkehr.

Die Börse und der Krieg. Die ruhige Entwicklung der Dinge ist durch den wüsten Lärm der Waffen gestört. Die zwei größten Nationen Europa's sind im Begriffe, sich in wüthendem Kampfe gegenseitig zu zerfleischen und ihrem Wohlstand theils durch Zerstörung, theils durch Unterbrechung der schaffenden Arbeit Wunden zu schlagen, deren Heilung Jahrzehnte erfordern wird. Es ist nicht unsere Sache, über die Entstehung des beklagenswerthen Ereignisses zu reflektiren. Wir haben nur die Wirkung desselben in wirthschaftlicher und finanzieller Beziehung zu betrachten. Wohl nie sind die schroffsten Gegensätze, tiefster Friede und vertrauensvollste Zuversicht und schrecklicher Krieg und grenzenlose Besorgniß vor der nächsten Zukunft so nahe bei einander gelegen. Gewaltig war daher auch der eingetretene Rückschlag von den in übergroßem Vertrauen auf schwindelnde Höhe getriebenen Kursen zu Verzweiflungskursen, die aus dem Bestreben der Fondsbesitzer, sich Geld zu machen, und der Spekulanten, um jeden Preis ihre Engagements los zu werden, hervorgingen. Um die Haltung der Börsen vor und nach der politischen Katastrophe zu erklären, muß man sich die gänzliche Veränderung der Situation, die vollständige Umkehr des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage nach Effekten vergegenwärtigen.

Im friedlichen Fortgang der Dinge ist die normale Tendenz aller wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnisse und Institutionen auf eine stete Verbesserung und Werthsteigerung gerichtet, was einestheils den inneren Grund hat, daß der naturgemäße Fortschritt sich in der Ertragserhöhung der wirthschaftlichen Subjekte geltend macht, andrerseits den äußeren Grund, daß die Werthobjekte eine stets wechselnde Zahl von Abnehmern finden, die durch die Konkurrenz in der Nachfrage den Preis steigern. Alle Beziehungen werden dabei im Frieden erleichtert durch gegenseitiges Vertrauen, das der Hauptfaktor alles wirthschaftlichen Fortschritts ist. Die Geldcirkulation ist in Folge dessen eine rasche und ununterbrochene. Jedermann sucht seine verfügbaren Mittel sofort wieder fruchtbringend zu machen und man hält nicht mehr zurück, als was zur Bestreitung der nächstliegenden Anforderungen nöthig ist, weil man für spätere auf den Eingang seiner Ausstände rechnet. Gelder sammeln sich in den Kassen der Banken und Bankiers als Depositen, um dort ihrer späteren endgültigen Verwendung zu warten. Bei dem im Allgemeinen, d. h. wenn nicht besondere Gründe dagegen vorliegen, berechtigten Glauben, daß jeder seinen Verpflichtungen nachkommen werde, ist es dem Einzelnen möglich, Verbindlichkeiten einzugehen, welche seine wirklich verfügbaren Mittel übersteigen und deren Erfüllbarkeit in der Hauptsache von der Fortdauer günstiger Konjunkturen abhängt. Dies ist sowohl im Waaren- wie im Börsengeschäft der Fall. Auf diese Weise wird der Unternehmungsgeist angeregt und bringt Projekte zu Stande, wofür die Mittel erst später beschafft werden sollen. Banken und Bankiers, die zunächst als Darleiher der erforderlichen Fonds für wirthschaftliche und finanzielle Unternehmungen in Betracht kommen, sind im Hinblick auf ihre reichlichen Kassenbestände nicht zurückhaltend, ihre Geldkräfte zur Verfügung zu stellen, um die Ausführung von Plänen, die ihnen Erfolg versprechend erscheinen, zu ermöglichen. Daher die vielen neuen Emissionen von Börseneffekten, von denen bei weitem die meisten nicht sofort untergebracht werden, auf deren allmähligen Absatz vielmehr bloß gerechnet wird. Daher die großartigen Engagements der Spekulanten, die Werthpapiere kaufen, die sie nicht bezahlen können, weil sie in guten Zeiten genug Leute finden, Bankiers und Kapitalisten, welche die Effekten in Prolongation oder in Kost nehmen, d. h. gegen mäßige Zinsvergütung das zum Kauf von Papieren erforderliche Geld gegen Annahme derselben als Pfand vorschießen. Solche Käufe von Effekten mit geliehenem Geld sind oft sehr verlockend und vortheilhaft, wenn der Zinsfuß, z. B. wie in den letzteren Jahren, meist 2—3 % steht, und man sich Werthe anschaffen kann, die den zwei- bis dreifachen Ertrag abwerfen und außerdem noch die Aussicht bieten, daß beim Steigen des Kurses ein erklecklicher Nutzen gemacht werden kann. Nichts schöner und einfacher als ein solches Geschäft. Alles dies ist aber nur möglich bei ungestörtem Vertrauen in die Lage des Augenblicks und niedrigem Zinsfuß oder Geldüberfluß. Dieser ist auch der Hauptgrund der Hausse an der Börse. Ist Geld leicht und billig zu haben, so können

Kurse von Bank- und Industrie-Papieren, die nach ihrem Nominalkapital ein ansehnliches Erträgniß geliefert haben und noch weiter versprechen, hoch über ihren Paristand getrieben werden und eine Grenze der Steigerung liegt erst da, wo ihr seitheriges Erträgniß auf den Kursstand berechnet sich dem marktgängigen Zinsfuß annähert. Dies Alles geht gut, so lange der friedliche Gang der Dinge nicht unterbrochen wird, und die Erneuerung und Verlängerung der Vorschüsse hat so lange keine Schwierigkeit.

Ganz anders wird aber die Sache, wenn der Geldstand sich plötzlich durch irgend einen Zwischenfall knapper gestaltet, und wenn durch eine staatliche oder wirthschaftliche Umwälzung die Besitz- und Werthverhältnisse in Frage gestellt werden. Jeder hält die ihm eingehenden Summen zurück, um die Mittel zur Erfüllung der ihm obliegenden Verpflichtungen bereit zu haben, außerdem sucht er sich noch so viel Geld wie möglich flüssig und sofort verfügbar zu machen, d. h. er zieht Außenstände und Guthaben ein. Dies macht sich sofort fühlbar in den Kassen der Banken und Bankiers und dieselben müssen daher auch auf rascheste Einziehung aller ihrer Mittel Bedacht nehmen. Von Prolongationen und Vorschüssen auf Effekten kann bei ihnen nicht mehr die Rede sein, im Gegentheil werden die gemachten Darlehen alle so rasch wie möglich zurückgefordert, und da es in den meisten Fällen den Schuldnern nicht möglich ist zu zahlen, so werden ihre reportirten, d. h. mit geliehenem Gelde gekauften oder deponirten Effekten zwangsweise verkauft. Verkaufen will überhaupt Alles, theils aus Angst, theils aus Noth, theils aus Spekulation. Käufer sind dagegen bei der ersten Bestürzung keine da, weil nur wenige die Mittel haben und diese aus der Katastrophe möglichst großen Vortheil ziehen wollen und daher warten, um die Kurse recht tief fallen zu lassen.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen läßt sich ungefähr eine Erklärung der Ereignisse an den Börsen seit der zweiten Woche des Juli schöpfen. Das plötzliche Auftauchen der Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern und die impertinente Aufblähung der Angelegenheit durch den Herzog von Gramont im Gesetzgebenden Körper vom 6. Juli zu einem Kriegsfall überraschten die Börse in ihrem schönsten Treiben, da Niemand an die Möglichkeit der Störung des europäischen Friedens geglaubt hatte. Die Woche verging zwischen Furcht und Hoffnung; in der nächsten erhellte noch einmal auf die Nachricht von der Verzichtleistung des Prinzen auf die Thronkandidatur ein trügerischer Strahl die Gemüther, die sich sofort dem Glauben hingaben, daß, nachdem dem Eigensinn Frankreichs Genüge geschehen, der Zwischenfall nun aus der Welt geräumt sei. Doch schon am Abend des 13. war auf die wohlberechtigte Zurückweisung des französischen Botschafters durch den König von Preußen in Ems Grund genug vorhanden, alle Friedenshoffnungen als eitel anzusehen, und es war dem blödesten Auge klar, daß die ganze Geschichte von der kaiserlichen Regierung als ein Vorwand ausgesucht worden war, um Preußen zu demüthigen oder einen Streit mit ihm vom Zaune zu brechen. Die Bestürzung der Börse bei dieser jähen Umwandlung der Situation war eine gewaltige und der Zusammenbruch des Kursgebäudes ein entsetzlicher, in gleicher Stärke noch nicht dagewesener. In der Woche vom 18.—24. war die Haltung der Börse am trostlosesten, weil der Ausbruch des Krieges, der am 19. officiell erklärt wurde, unmittelbar bevorstehend erschien. An vielen Tagen fanden überhaupt keine Umsätze Statt. Preußische Staatspapiere wurden um 10—12%, 5procentige von circa 102 auf 91, 4½procentige von 93½ auf 81, von süddeutschen Fonds 4½procentige Bayern von 93½ bis auf 75, Amerikaner von 96 auf 76, Spekulationspapiere um 40—50% geworfen und zu diesen Schleuderpreisen waren nicht einmal Käufer zu finden. Diskontsätze schnellten an allen Börsenplätzen mit riesiger Rapidität in die Höhe, in London von 3 auf 6%, in Paris von 2½ auf 5, in Berlin von 4 auf 8, in Frankfurt von 3½ auf 6%.

Die Geld- und Kreditnoth erstreckte sich natürlich nicht bloß auf Geschäfte, die einen riskanten Charakter trugen, sondern auch für die solidesten Geschäftsverbindungen in der Waaren- wie in der Effektenbranche war die Befürchtung einer weitgreifenden Stockung sehr nahe liegend, weil auch sehr gut fundirte Leute nicht im Stande waren, gegen beste Sicherheit die zur Abwicklung schwebender Engagements nöthigen Baarsummen zu erlangen. Um diesen Mißständen abzuhelfen, traten an größeren Handelsplätzen solide Geschäftsfirmen zu Kreditvereinen zusammen. Zur Erleichterung der Börsenliquidation wurden gegen hinterlegte Amerikaner und Goldmünzen, denen noch acceptirte Wechsel zugefügt wurden, nach bestimmten Fristen wieder einlösbare Cheques ausgestellt, wofür die Gesammtheit Haftung

übernahm, und auf diese Weise neue, höchst solid fundirte Umlaufsmittel geschaffen, die dem dringenden Bedarf theilweise abhelfen sollten. In gleicher Weise sind Waarenkreditvereine ins Leben getreten, deren Theilnehmern die Möglichkeit eröffnet ist, auf deponirte Waaren Vorschüsse zu erhalten. Hierzu kommen noch die von der Regierung auszugebenden Darlehnskassenscheine im Betrage von 30 Millionen Thalern, mittelst deren die an verschiedenen Orten zu errichtenden Darlehnskassen auf hinterlegte Werthe in Beträgen bis zu 50 Thalern herab Vorschüsse machen.

Seitdem der Krieg wirklich ausgebrochen und durch die Aufopferung unserer Truppen und die Tüchtigkeit der Heerführer gleich von Anfang an zu unserm Vortheil gewendet worden, hat sich eine beruhigtere Stimmung in Geschäfts- und Kapitalistenkreisen eingestellt. Es hat sich die alte Erfahrung wieder bewährt, daß die Furcht vor dem Uebel schlimmer war als das Uebel selbst. Man fängt schon an, die Hoffnung auf Wiederherstellung des Friedens in der Werthbemessung in Anschlag zu bringen; und die grenzenlose Furcht, unter deren Wirkung man Alles für verloren und werthlos zu halten schien, hat allenthalben der Ueberlegung Platz gemacht, daß es eben nur gelte, eine allerdings schwere Krise durchzumachen, die wohl manche Werthverhältnisse arg verändern könne, nach der aber doch wieder eine Zeit kommen müsse, wo Dinge und Verhältnisse ihren früheren Werth wieder erreichen und der gestörte Entwicklungsgang des wirthschaftlichen Lebens wieder aufgenommen werde. Wer in der Lage dazu ist, thut wohl daran, die Erwartung, daß der friedliche Gang der Dinge wiederhergestellt werde, auszunützen und seine verfügbaren Mittel so viel wie möglich zum Ankauf solider Werthpapiere zu verwenden, so lange sie noch niedrig stehen. Noch ist die schwere Krisis nicht überstanden, der große Kampf um die Ehre und Freiheit bleibt noch auszufechten, aber wir hoffen und glauben, daß unsere gerechte Sache siegreich sein wird, und dann vertrauen wir, daß eine sichere und in vielen Punkten bessere Ordnung als früher hergestellt und ein neuer und dauerhafter wirthschaftlicher Aufschwung den Völkern der civilisirten Welt beschieden sein wird.

Dr. J. Minoprio.

Kriegswesen.

Die französische Armee 1870. I. Die Streitkräfte nach ihrer Beschaffenheit. Frankreich ist ein Militärstaat ersten Ranges und besitzt eine dem entsprechende Kriegsmacht. Diese hat Ludwig XIV. geschaffen, als er, den Staat in seiner Person nach seinem bekannten Ausspruch verkörpernd, ein stehendes Heer zur Erreichung seines politischen Strebens nach der Suprematie in Europa errichtete. Er gab den andern Staaten dadurch ein Beispiel, dem sie ihrer eigenen Sicherheit wegen folgen mußten. Mit Frankreichs Wehrhaftigkeit war es in frühern Zeiten schwach bestellt gewesen. Der Adel, so ritterlich, waffenlustig und tapfer er war, konnte zwar im Lehnsaufgebot der Vorkämpfer des Heeres sein, aber die große Masse des letztern, das Fußvolk, war schlecht, denn die niedere Bevölkerung, welche dasselbe stellte, hatte in ihrem geknechteten Zustande allen kriegerischen Sinn, alles Vaterlandsgefühl ihrer Väter verloren. Das Fußvolk war mangelhaft bewaffnet und wurde schlecht gebraucht, der Adel, welcher dasselbe verachtete, glaubte als Reiterei die Schlacht allein durchkämpfen zu können, doch erlag der „Scharlach der französischen Ritterschaft" bei Courtrai den vlämischen Bürgern, in den Hauptschlachten gegen die Engländer den britischen Freisassen, bei Pavia den biscayischen Hakenschützen. Eine gute Infanterie aus Franzosen zu bilden, schien noch im 16. Jahrhundert unmöglich, während die deutschen Landsknechte schon in allen Kriegen Europa's bis nach Rußland hin ruhmvoll kämpften. Als Frankreich im dreißigjährigen Kriege ein Heer nach Deutschland schickte, hatten die Soldaten eine solche Abneigung vor dem Kampfe in diesem Lande des Grauens, daß Guébriant, ihr Feldherr, sie dazu förmlich beschwatzen mußte und die Kriegsleute Nachts in großen Räumen zusammengehalten, auch wohl eingeschlossen wurden, damit sie nicht davonliefen. Und dreißig Jahre später hatte Ludwig XIV., unterstützt durch seinen Kriegsminister Louvois und Feldherren wie Turenne und Condé, ein stehendes, wohl organisirtes Heer, mit welchem er seine Raubkriege beginnen und glücklich durchführen konnte. Im

letzten Kriege seines langen Lebens, dem spanischen Erbfolgekriege, erlagen die französischen Armeen zwar in allen Hauptschlachten der überlegenen Feldherrnkunst des Prinzen Eugen und Marlboroughs, aber der Nimbus, den sie einmal früher gewonnen, erlosch darum nicht, und im österreichischen Erbfolgekriege errangen sie auch wieder unter Führung eines deutschen Fürstensohnes, des Marschalls von Sachsen, glänzende Siege. Der siebenjährige Krieg dagegen brachte den französischen Waffen nach einem ersten Erfolge über einen unfähigen englischen Prinzen nur Niederlagen, am schmachvollsten bei Roßbach. Darauf trat, durch mancherlei Einflüsse bedingt, allmählig ein Verfall der französischen Armee ein, die Revolution fand dieselbe ziemlich demoralisirt, sie erschütterte und zerstörte das alte Heerwesen und brachte ein neues hervor, nicht durch Befehl und Anordnung, sondern durch die Macht der eingetretenen Verhältnisse. Das Aufgebot in Masse, die Errichtung von Freiwilligen- und Nationalbataillonen, die Verschmelzung derselben mit der Linie, endlich die Einführung der Konskription änderten die ganze bisherige Basis der Wehrverfassung, es herrschte noch viel Formlosigkeit, aber Organisatoren von Geist und Energie wußten bald dem Kriegswesen der Republik eine feste Gestalt zu geben und es bewährte sich, durch Bonaparte als Konsul und Kaiser vervollkommnet, in dessen Kriegen auf das Glänzendste. Die Bourbonen der Restauration übernahmen die Armee mit den Erinnerungen der Gloire des Kaiserreichs, die ihnen verhaßt waren, sie konnten ihre Liebe nicht gewinnen, auch der Bürgerkönig nicht, nur seine Söhne, vorzüglich der Herzog von Orléans, die er in Afrika mitkämpfen ließ, erwarben sich Achtung bei den Truppen. Hier in Afrika bildete sich nun während der fortwährenden Kämpfe die eigenthümliche Art von Streitkräften, auf welche Frankreich in seinen späteren Kriegen einen besondern Werth gelegt hat, wir kommen auf dieselben zurück. Da trat die Katastrophe von 1848 ein, die Orleaniden mußten Frankreich verlassen und warten nun ihrer Zeit und einer neuen Katastrophe, die vielleicht sehr nahe ist.

Napoleon III. hat der Armee, durch welche allein er seinen Staatsstreich vollführen und die Kaiserkrone gewinnen konnte, eine unausgesetzte Aufmerksamkeit gewidmet. Er stellte die Kaisergarde wieder her und traf in der Heeresorganisation stets neue Verbesserungen, bis er nach den preußischen Erfolgen von 1866, welche die Vorzüge der preußischen Wehrverfassung in das glänzendste Licht stellten, eine durchgreifende Reform der seinigen beschloß. Die Organisation, welche daraus hervorging, ist in Bd. VI, S. 56 ff., der „Ergänzungsblätter" dargestellt; Genaueres darüber findet sich in dem trefflichen Buche von Kummer über die Heeresorganisation der Hauptmächte Europa's. Wir wollen hier die Beschaffenheit der französischen Streitkräfte betrachten.

Die kriegerischen Eigenschaften der Soldaten Frankreichs werden in Deutschland gewiß nicht unterschätzt, eher möchte das Gegentheil Statt gefunden haben. Sie werden aus dem Nationalcharakter des französischen Volks hergeleitet. Ein solcher hat sich allerdings entwickelt, seit Frankreich, das im Mittelalter ähnlich wie Deutschland in einzelne Fürstengebiete zu zerfallen drohte, zu einem straff zusammengehaltenen Staatsganzen koncentrirt worden; es hat sich seitdem ein starkes Nationalgefühl, ein ungemessener Nationalstolz gebildet und der besondere Volkscharakter, der in den mittlern Provinzen, dem Kerne des Reichs, herrscht, ist allmählig zum Repräsentanten des Nationalcharakters geworden, wenn auch die Eigenart der übrigen Provinzialbevölkerung sich noch immer erhalten hat und in Frankreich größere Unterschiede hervortreten läßt wie in Preußen. Nord- und Ostfrankreich zeigen darin mit dem Süden verglichen weit mehr Gegensätze als das Rheinland gegen Oberschlesien und Ostpreußen. In der französischen Armee sind dieselben aber dadurch ausgeglichen, daß die Truppentheile nicht ihre besondern Ersatzbezirke haben, sondern aus verschiedenen Militärdistrikten rekrutirt werden.

Der militärische Geist im Heere ist vortrefflich, er wird durch alle Mittel gepflegt, das Ehrgefühl rege gehalten (für persönliche Beleidigungen sind den Unteroffizieren und Gemeinen sogar Zweikämpfe gestattet), der Ehrgeiz in der Mannschaft wird durch die Aussicht auf Avancement bis zu den höchsten Graden, durch Orden und Auszeichnungen aufgestachelt, die nationale Ruhmsucht durch alte und neue glorreiche Erinnerungen genährt. Dagegen ist die Disciplin locker, trotz der strengen Strafgesetze, es fehlt an rechter Subordination, was französische Generale selbst eingestehen. Das aber ist ein Mangel, der sich im Kriege rächt, wenn die glänzende Tapferkeit, die den Franzosen eigen ist, nicht zum leichten Siege führt; wenn Unfälle, Widerwärtigkeiten eintreten, dann lösen sich leicht die Bande der Ordnung und es kann das hohe moralische Element oft in sein Gegentheil, den panischen Schrecken, umschlagen, der in die

schwerste Niederlage stürzt. Standhaftigkeit im Unglück, Ausdauer im Ertragen liegt überhaupt nicht im französischen Charakter: daß der Kaiser seiner Armee 1870 einen „langen und mühevollen Krieg" ankündigte, war durchaus nicht nach ihrem Geschmack.

Das Unteroffiziercorps, in allen übrigen Heeren ein starker Träger der Disciplin, ist das grade in der französischen Armee nicht, sondern theilweise selber unbotmäßig, wozu seine Avancementssucht und der wenige Respekt vor den aus seiner Mitte hervorgegangenen Offizieren beitragen. Gestern noch Ihresgleichen, morgen vielleicht wieder! Das Offiziercorps wird nämlich wie bekannt etwa zu $^1/_3$ der vakant werdenden Stellen aus den Unteroffizieren ergänzt. Dadurch sind zwei verschiedene Elemente unter den Offizieren entstanden: diejenigen, die aus den Militärbildungsanstalten kommen und die ehemaligen Unteroffiziere. Jene, an Bildung und Kenntnissen diesen weit überlegen, sehen auf sie geringschätzig herab, und die aus der Truppe Avancirten, meist von längerer Dienstzeit, halten sich für bessere praktische Soldaten und beneiden Jene um ihr bevorzugtes schnelles Aufrücken in höhere Stellen. Denn wenn auch jeder Gemeine den „Marschallsstab im Tornister trägt", weiter als bis zum Kapitän bringen jene gewesenen Unteroffiziere es doch nur selten. Zwischen beiden Offizierklassen besteht wenig Kameradschaft, sie belegen einander mit ziemlich unliebsamen Spitznamen.

Die Ausbildung in der französischen Armee beruht in mancher Beziehung auf andern Principien als in den übrigen Heeren. Die Rekruten werden nicht bei ihren Kompagnien oder Eskadrons, sondern bei den Depots der Regimenter ausgebildet und dann erst vertheilt. Ebenso werden die Remonten in den Depots dressirt. Neben der praktischen ist auch die theoretische Ausbildung bemüht, die individuelle Selbstständigkeit des Soldaten für den Krieg zu fördern. Das Exerciren in der Kompagnie (Eskadron), im Bataillon und Regiment, die Schießübungen, der Fecht- und gymnastische Unterricht werden dann im Turnus des Jahres betrieben. Eine vorzügliche Einrichtung für die Ausbildung der Armee ist aber die von dem jetzigen Kaiser angeordnete Einführung der stehenden Lager. Es gibt deren vier, welche von Armeetheilen periodisch zu größern Truppenübungen bezogen werden, das bedeutendste darunter ist das Lager von Châlons, eingerichtet für drei Infanteriedivisionen, eine Kavalleriedivision und die zugehörige Reserveartillerie, also ein ganzes Armeecorps von 30,000 Mann. Hier werden entsprechende Manöver ausgeführt, grundsätzlich jedoch nicht in zwei gegen einander manövrirenden Corps, sondern nur einseitig, oft nicht einmal mit markirtem Feinde. Wir halten das für einen Fehler, wenn wir uns auch den Gründen der französischen Anschauung nicht verschließen.

Frankreichs Streitkräfte sind in bester Beschaffenheit, wohl ausgerüstet und ausgebildet, von Kriegslust beseelt, durchdrungen von dem Gefühl ihrer Unbezwinglichkeit in den jetzigen Krieg gegangen. Betrachten wir nun ihre Taktik.

II. Die Taktik. Wohl in keiner Armee werden die Formen des Exercirreglements im Kriege weniger beachtet wie in der französischen, wenn sie auch im Frieden mit der größten Genauigkeit bis zur Pedanterie stufenweise vorschreitend eingeübt werden. Ein preußischer Stabsoffizier wollte mit einem französischen, den er nach dem Kriege von 1859 traf, einige taktische Fragen besprechen, dieser antwortete aber: „Wir haben keine andere Taktik, als en avant! toujours en avant!" So drängt allerdings auf den Gefechtsfeldern Alles vorwärts, die Tirailleurschwärme, deren Soutiens, die folgenden speciellen Reserven, die größeren geschlossenen Abtheilungen. — Der französische „Elan", wie das bis zum Ueberdruß auch von deutschen Schriftstellern nachgesprochene Schlagwort lautet, ließ die taktische Ordnung, selbst die Abstände der Treffen nicht mehr beachten, vergebens suchten einsichtige Führer diesem gefährlichen Vorstürmen, das bei einem Fehlschlage die verderblichste Rückfluth, eine Abtheilung auf die nächstfolgende stürzend, bringen kann, zu einem richtigen Maße zu zügeln: das Glück war den französischen Waffen hold, der Feind ließ sich imponiren und wurde über den Haufen geworfen. Nur immer en avant!

Die Einführung der Hinterladungsgewehre, ihre Wirkung auf preußischer Seite im Kriege von 1866 und ihr noch zu erwartender Einfluß in einem künftigen Kriege, wenn beide Theile diese Waffen haben würden, erzeugte jedoch Bedenken vor diesem ungestümen rücksichtlosen Draufgehen. Napoleon hatte schon 1859 beim Beginn des italienischen Krieges davor gewarnt, die neue Gefechtsinstruktion von 1867 wiederholt diese Warnung, erfahrene Generale, wie Trochu, fordern eine strengere Gefechtsdisciplin, Ruhe und Ordnung in der Bewegung. Die neuesten Reglements haben die taktischen Formen vereinfacht, im Lager von Châlons ist man nach

Einführung des Chassepotgewehrs bemüht gewesen, die Manöver mit der Anwendung dieser verbesserten Feuerwaffe und der Gegenwirkung der feindlichen in Einklang zu bringen. Der jetzige Krieg wird zeigen, ob das Alles gelungen ist.

Wenden wir uns diesen Formen für die Taktik der einzelnen Waffen zu.

Infanterie. Das Bataillon rückt mit 6 Kompagnien zu 3 Offizieren 112 Mann ins Feld, ist also 672 Mann stark (das preußische 1000 Mann). Die Rangirung ist in 2 Gliedern, die taktische Eintheilung in 6 Pelotons (Züge), wie die Kompagnien bei der Zusammenstellung des Bataillons genannt werden, und in 3 Divisionen zu 2 Pelotons. Die Linie als Gefechtsformation, welche in neuerer Zeit trotz ihrer großen Feuerwirkung wenig zur Anwendung gekommen, weil sie zu schwierig zu bewegen ist, wird in den französischen Vorschriften zur Positionsvertheidigung und da, wo die Truppe im ebenen Terrain unter wirksamem feindlichen Feuer aushalten muß, empfohlen. Kolonnen des Bataillons sind: die Pelotons-, Divisions- und Doppelkolonnen, d. h. Kolonne nach der Mitte, wobei das 3. und 4. Peloton die Tête bilden. Die letztere Kolonne hat meist halbe Distanz, die beiden ersten sind gewöhnlich auf 6 Schritt aufgeschlossen. Aus diesen drei Kolonnen kann das Carré formirt werden, indem die mittlern Abtheilungen rechts und links nach der Flanke abschwenken, die hintern aufschließen und Kehrt machen; die elementartaktischen Details können wir hier wohl übergehen. Das Carré aus der Pelotonkolonne hat dann in der Front und Queue 4 Glieder, in den Flanken 2 Glieder Tiefe, die aus den beiden andern Kolonnen sind hohle Carrés, auf allen vier Seiten nur 2 Glieder tief. Wenn bei einem überraschenden Kavallerieangriff keine Zeit ist, Carré zu formiren, schließt die Kolonne nur auf, die hintern Abtheilungen machen Kehrt und die äußern Halbsektionen Front nach der Flanke.

Zu Frontalbewegungen, wobei das Bataillon rasch zum Salvenfeuer kommen will, wird eine Kolonnenlinie formirt, indem die drei Divisionen, jede in Kolonne, auf gleicher Höhe, mit Pelotonsintervallen zwischen sich vorrücken. Diese vortheilhafte Formation, die auch vom feindlichen Feuer weniger leidet, ist dem österreichischen Reglement entnommen oder den preußischen Kompagniekolonnen nachgeahmt.

Für das Tirailliren oder Schützengefecht, welches in der jetzigen Taktik zur Einleitung der Gefechte, zur Vorbereitung und Unterstützung des Hauptangriffs oder zur Abwehr eines feindlichen nächst vielen andern Verhältnissen von höchster Wichtigkeit ist, hat die französische Infanterie nach der bereits erwähnten Gefechtsinstruktion von 1867 eine neue erhalten. Statt ihrer frühern groupes de combat von 4 Mann, die neben einander kämpften, bildet sie jetzt Feuergruppen von Escouaden (jedes Peloton ist in 2 Sektionen zu 2 Halbsektionen, von 2 Escouaden getheilt). Diese würden also, wenn die Kompagnie noch ihre volle Stärke hat, ungefähr bis 12 Mann stark sein: es ist das preußische Gruppensystem. Die Grundsätze, welche die neue Instruktion adoptirt hat, sind die überall geltenden, nur wird man dem Franzosen bei seinem „angeborenen Feuer" (wie es 1867 officiell in jener frühern Instruktion hieß) schwerlich „Kaltblütigkeit, ruhiges und sicheres Schießen, genaues Distanzschätzen" anzaubern können. Die Berichte aus den ersten Gefechten des jetzigen Krieges bekunden wenigstens, daß die Franzosen mit der Tragweite und Feuergeschwindigkeit ihrer Chassepots einen großen Mißbrauch getrieben haben. Zur ersten Feuerlinie werden in der Regel zwei Pelotons vom Bataillon verwendet, welche nach Verhältniß eine Sektion auflösen, die andere dahinter als Unterstützungstrupp geschlossen halten. Der Kapitän hinter der Feuerlinie hat 4 Mann, jeder sektionsführende Offizier 2 Mann als sogenannte garde personelle (auch zum Verschicken) bei sich. Ein ganzes Bataillon darf nicht in Tirailleurs aufgelöst werden — so die Vorschrift, im Gefecht wird sie nicht immer befolgt werden.

Die leichte Infanterie der Franzosen bilden vorzugsweise die Jäger zu Fuß; in der Ordre de bataille wird jeder Division ein Jägerbataillon zugetheilt, das bei der Gefechtsaufstellung als Reserve zur Disposition des Befehlshabers bleibt, um von diesem nach Umständen verwendet zu werden. Ferner gehören zur leichten Infanterie die afrikanischen Truppen: Zuaven, eingeborne (d. h. algierische) Tirailleurs, vulgo Turcos und die „leichten afrikanischen Regimenter", eine Art Disciplinartruppe, Zephyrs von den andern genannt. Die Zuaven halten sich für die erste leichte Infanterie der Welt, sie scheinen aber diesem gemachten Rufe in dem jetzigen Kriege bisher nicht entsprochen zu haben. Die Turcos haben zwar taktische Ausbildung nach dem Reglement erhalten, im zerstreuten Gefecht fallen sie aber in ihre wilde regellose Kampfweise zurück, die gegen einen

festen kaltblütigen Feind trotz Kriegsgeheul und „Tigersprung" keinen Erfolg haben kann.

Für den Hauptkampf, der von geschlossenen Massen zur Entscheidung gebracht wird, sind auch, den veränderten Gefechtsverhältnissen Rechnung tragend, taktische Verhaltungsregeln gegeben. Sie enthalten aber nur allgemein anerkannte Wahrheiten, z. B. daß im feindlichen Feuer keine großen Infanteriekolonnen (Massen) gebildet werden sollen, daß ein Frontalangriff in offenem Terrain auf die feindliche Position wenig Aussicht auf Erfolg habe, daß man manövriren, dem Feinde die Flanke abgewinnen müsse ꝛc. Charakteristisch für den Ton dieser Instruktion heißt es: „Der Bajonnetangriff entspricht der ungestümen Bravour der französischen Soldaten, er muß aber jetzt anders angewandt werden. Den Elan regeln, heißt nicht ihn vernichten, sondern wirksamer machen".

Kompagniekolonnen, welche namentlich in der preußischen Armee eine so ausgedehnte und erfolgreiche Anwendung finden, können bei den Franzosen wegen ihrer schwachen Kompagnien nicht selbstständig gebraucht werden, warum aber nicht Divisionskolonnen von 2 Kompagnien? Sie begeben sich dadurch eines großen taktischen Vortheils.

Das Feuer geschlossener Abtheilungen kann sein Peloton-, Halbbataillonfeuer, Bataillonssalven und Schnellfeuer. Die Vorschrift sowohl als die fast allgemeine Ansicht der Truppenführer gibt dem Feuer auf Kommando den Vorzug vor dem Schnellfeuer.

Wir haben der Taktik der Infanterie, welche die Gefechte und Schlachten als Hauptwaffe durchführen muß, wenn sie dabei auch von den andern Waffen wirksam unterstützt wird, eine ausführliche Besprechung gewidmet und können uns über Kavallerie und Artillerie um so kürzer fassen, weil deren Taktik bei den Franzosen wenig Abweichendes von andern Armeen bietet. Zunächst lassen wir, der Reihenfolge in Lehrbüchern und Rangliſten entgegen, ihrer großartigen Bedeutung wegen die Artillerie folgen, welche in der französischen Armee in hohem Ansehen steht und sowohl im Ersatz an Mannschaft, wie in ihrem Offiziercorps bevorzugt ist. Die treffliche Schrift des Baron Lüdinghausen-Wolff über „die Ausbildung und Taktik der französischen Armee" *) nennt das Offiziercorps der Artillerie deren Elite. Ihre Geschütze sind gezogene Vorderlader, 12-Pfünder und 4-Pfünder, letztere in Fuß- und reitenden Batterien, außerdem die vielbesprochenen canons à balles, gewöhnlich Mitrailleusen genannt. Ueber diese „Kugelspritzen" wird erst in diesem Kriege, wo sie zuerst angewendet worden sind, ein richtiges Urtheil gewonnen werden, ihre Brauchbarkeit im Feldkriege wurde in deutschen Armeen bezweifelt. Die Batterie hat 6 Geschütze, deren Evolutionen dieselben sind wie überall. Sie manövrirt im Vor- und Zurückgehen während des Gefechts viel in Staffeln, steht aber wegen schlechterer Bespannung in der Schnelligkeit den deutschen Artillerien nach, kommt auch in der Feuerstellung nicht so rasch zum Schuß, schießt aber dann gut. Die Reserveartillerie ist nächst der während des Kampfes nöthig werdenden Unterstützung hauptsächlich zu großen Entscheidungen bestimmt und soll dann mit einer größeren Zahl vereinigter Batterien (Artilleriemasse) auftreten.

Die Kavallerie der Franzosen steht den übrigen Waffen an Kriegstüchtigkeit nach. Die Franzosen sind schlechte Pferdewärter und im Allgemeinen mittelmäßige Reiter, nur die aus den östlichen Provinzen, wo noch deutsches Element in der Bevölkerung vorherrscht, machen davon eine Ausnahme. Der „Elan" und die unbestrittene Tapferkeit können diese Mängel nicht aufwiegen. In der Remontirung sind aber Fortschritte geschehen, indem die leichte Kavallerie theilweise mit arabischen Pferden beritten gemacht worden ist. Von dieser sind die 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique die besten in der ganzen französischen Kavallerie, wirklich eine ausgezeichnete Truppe.

Ein Kavallerieregiment hat 4 Feldeskadrons von 150 Pferden. In der Taktik sind wenig Unterschiede von der in andern Reitereien zu bemerken: Linien-, Kolonnen-, Echellon-, Schwärmattake, Flankiren (was dort auch Tirailliren genannt wird). Der Echellonattake legt man größeren Werth bei, als sie hat. Wir heben aus den Instruktionen noch eine Stelle hervor, welche große Beachtung verdient: „Die Hauptaufgabe sowohl der Kavallerie wie der Artillerie ist die Bekämpfung der feindlichen Infanterie, sonst verschwenden sie ihre Kraft in Kavallerie- und Artilleriduellen, welche auf die Gesammtentscheidung wenig Einfluß haben".

Auf das Zusammenwirken aller Waffen wird auch hier großer Werth gelegt. Daß die französische Armee in ihrer Taktik die Erfahrungen der Kriege des (zweiten) Kaiserreichs sowohl, als die aus fremden Kriegen benutzt hat, ist

*) Posen 1870.

unleugbar, sie ist uns ein ebenbürtiger Gegner, um so größer der Ruhm, wenn wir ihn niederwerfen. K. G. von Berneck.

Das Massenaufgebot in Frankreich. Schon nach den ersten Niederlagen, welche Theile der französischen Armee durch die deutschen Waffen erlitten haben, greift die Regierung Napoleons III. zum letzten verzweifelten Mittel in der Noth, zur levée en masse, zur allgemeinen Volksbewaffnung. Sie behauptete in ihrer kurz vorhergegangenen Proklamation, dem Volke die ganze Wahrheit gesagt zu haben, als sie eingestand, daß „einige Regimenter geschlagen worden seien" und gleich darauf diese extreme Maßregel, welche auch dem blödesten Verstande die ganze Größe der Gefahr, in welcher Frankreich schwebt, enthüllen muß! Noch vor Kurzem hieß es, unsere Armee ist unbesiegt und vom besten Geiste beseelt, die Hauptschlacht werde jene Unfälle, die nur durch ganz besondere Umstände herbeigeführt worden, siegreich ausgleichen, und die unbezwingliche Armee gab bald nachher eine starke Vertheidigungsstellung ohne Schwertstreich auf, um rückwärts eine andere zu suchen, die Regierung aber trug im Gesetzgebenden Körper auf ein Massenaufgebot des Volkes zur Rettung des Vaterlandes an! Sie will die levée en masse von 1793 wiederholen, welche der Nationalkonvent dekretirte.

Ist es denn aber in Wahrheit dies Massenaufgebot gewesen, welches damals Frankreich, das verloren schien, gerettet hat? Lange hat die Welt, welche den französischen Phrasen in Konventsreden, Berichten und spätern Werken über jene Zeit vollen Glauben schenkte, die Wunder der Volkserhebung in Frankreich als Thatsachen angenommen, deutsche Schriftsteller verherrlichten sie noch, als längst das deutsche Volk gegen seine Unterdrücker ein ganz anderes Beispiel gegeben hatte, und ein seiner Zeit berühmtes Geschichtswerk ließ sich noch 1826 in ähnlichem Sinne vernehmen. Wie aber die Wahrheit nach langer Verdunkelung zuletzt siegreich durchdringt, so hat die Frage, welche wir aufwarfen, durch ernste Prüfung der historischen Ereignisse eine ganz andere Beantwortung gefunden, als das frühere unbedingte Vertrauen in die französische Darstellung sie gab.

Die Verbündeten hatten im Frühling 1793 große Erfolge erreicht. Das französische Heer, bereits in Holland eingebrochen, war von dort zurückgeworfen und dann entscheidend bei Neerwinden geschlagen worden, eine folgende Reihe von blutigen Gefechten hatte die Sieger über die französische Grenze geführt, die Festungen Condé und Valenciennes hatten sich im Juli ergeben, am Rhein die Preußen und Oesterreicher Fortschritte gemacht, Mainz, das 1792 so schändlich in die Hände der Franzosen gefallen, war vom General Kalckreuth wieder genommen worden. Dazu wüthete im Innern der Bürgerkrieg in der Vendée und gegen die aufgestandenen großen Städte des Südens. In dieser äußersten Gefahr dekretirte der Konvent am 16. August das Aufgebot des Volks in Masse für die ganze Dauer des Krieges. „Sofort", sagt ein deutscher Geschichtschreiber, „ward ganz Frankreich in ein tobendes Kriegslager verwandelt, überall ertönte die Sturmglocke." Das klingt sehr hoch und schön, wahr ist es nicht. Die Vendée und der Süden kämpften noch unbezwungen gegen die Gewalthaber der Republik. Und eine allgemeine Volksbewaffnung ist zwar leicht dekretirt, aber sie ins Werk zu setzen, militärisch zu organisiren und kriegsfähig zu machen, erfordert viel Zeit, damals noch mehr als jetzt.

Die Uneinigkeit der Verbündeten, deren Heere nicht wie jetzt die Heere „Alldeutschlands" unter einheitlichem Oberbefehl standen, die schlechte Benutzung ihrer Siege und die Unthätigkeit, welche diesen folgte, veranlaßt durch die Eifersucht der koalirten Mächte, ja ihrer Feldherren auf einander — das war es, was Frankreich damals gerettet hat, nicht das Aufgebot in Masse, zu dessen Organisation ihm durch eine energische rasche Kriegführung der Verbündeten gar keine Zeit geblieben wäre. Aber die Oesterreicher und Engländer trennten sich, um Festungen zu belagern, Dünkirchen lag den Briten aus engherziger Separatpolitik besonders am Herzen; am Rhein litten die Operationen unter allen Mißverhältnissen einer Koalitionsarmee, jeder Theil hatte seine Weisungen von dem eigenen Kriegsherrn, an ein Zusammenwirken und Ineinandergreifen war also nicht zu denken, jeder wartete ab, was der andere that, suchte sich die schwierigsten Unternehmungen vom Halse zu schaffen und dem andern zuzuschieben, war mißgünstig über dessen Erfolge und schob ihm die Schuld der versäumten Unterstützung zu, wenn eigne Unfälle eintraten. Ueberall auf beiden Kriegsschauplätzen also Mangel an Energie, unschlüssiges Zögern, eigennütziges Wesen. In letzterer Beziehung fiel es auf, daß der österreichische Oberfeldherr, Prinz Josias von Sachsen-Koburg, die eroberten französischen Festungen für seinen Kaiser in Besitz nahm, statt für den legitimen König von Frank-

reich, zu dessen Wiederherstellung seines Thrones doch der ganze Krieg unternommen war.

Die Zeit ist im Kriege von unberechenbarem Werthe, jedes Zaudern, jeder verlorene Tag kommt dem Feinde zu gut. Wir glauben aus voller Ueberzeugung behaupten zu können, daß, wenn die Verbündeten ihre Siege mit aller Kraft benutzt hätten, die französische Republik verloren gewesen wäre. Was hat dieselbe also gerettet? Ihr Massenaufgebot des Volks, das noch nicht organisirt sein konnte, als die feindlichen Armeen bei raschem Vorrücken vor Paris gestanden hätten, oder die unverzeihlichen Fehler der verbündeten Feldherren, die den Franzosen Zeit ließen, sich von dem moralischen Eindrucke ihrer Niederlagen zu erholen und in Scham und Grimm über dieselben mit Aufbietung aller Kräfte und Mittel die großartigsten Maßregeln zur Fortführung des Krieges zu treffen?

Ein ganz anderes Schauspiel, wir hoffen es mit Zuversicht, wird uns der Krieg von 1870 geben. Was wir in seinem Anfange erlebt haben, bürgt uns dafür, daß der Erbfeind Deutschlands keine Zeit haben wird, die Wehranstalten, die er jetzt beschlossen hat, auszuführen.

In den Anträgen der Regierung ist zunächst gefordert, daß die Mobilgarde der Feldarmee einverleibt werde. Ueber diese neue Schöpfung haben die „Ergänzungsblätter", Bd. VI, S. 58 schon berichtet. In einer Anmerkung sagt der Verfasser des trefflichen, prägnanten Artikels über die Organisation der europäischen Heere, daß nach einer Aeußerung des Kriegsministers Leboeuf die Mobilgarde als aufgehoben zu betrachten sei. Auch Herr von Kummer in seiner aus den Quellen des preußischen Generalstabes entnommenen Schrift bestätigt, daß die Organisation der Mobilgarde nur in einigen Departements durchgeführt, im Ganzen aber ins Stocken gerathen sei und daß eine Kommission zusammentreten solle, um von Neuem darüber zu berathen. Beim Ausbruch des Krieges hat man sie nun wieder aufgenommen, Hals über Kopf gefördert und die fertigen Bataillone, ihrer Bestimmung gemäß, zur Besetzung von Plätzen abgeschickt. Jetzt soll die ganze Mobilgarde mit ins Feld rücken — was sie leisten wird, kann sich Jeder denken. Meist unkriegerisch gesinnt, ohne alle taktische Ausbildung, fehlt ihr auch alle Disciplin, in vielen Bataillonen hat sich ein schlechter Geist gezeigt, bei der Revue, welche Marschall Canrobert über eben eingerückte Mobilgarden hielt, ließen sich aufrührerische Rufe hören, und einer der Offiziere, welche die Schreier verhaften wollten, wurde von ihnen verwundet! Welche Hoffnungen kann man auf eine solche Truppe, wenn sie vor den Feind kommt, setzen? „Futter für's Pulver!" sagt Falstaff.

Der bisherige Dienst der Mobilgarde, im Kriegsfall zur Besetzung der festen Plätze, zur Vertheidigung der Küsten und Landesgrenzen und zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern verwendet zu werden, soll nun der stabilen Nationalgarde zufallen, welche überall wieder zu organisiren ist, und zwar nach dem Gesetze von 1831, welches der König Ludwig Philipp erlassen hat. Also nicht nach der Reorganisation Napoleons III. von 1852? Dieser hatte sie aufgehoben und neu organisirt, um alle revolutionären Elemente aus ihr zu entfernen, da sie sich unter dem Julikönigthum höchst unzuverlässig gezeigt hatte, so daß sie in mehreren Städten aufgelöst und nicht wieder hergestellt war. Die pariser Nationalgarde, auf deren Anhänglichkeit der König sehr gerechnet, weil ihr fortwährend geschmeichelt worden war, hatte sich an der Februarrevolution von 1848 stark betheiligt. Napoleons Reorganisation bestimmte, daß jeder Franzose vom 25. bis 30. Jahre verpflichtet sei, in der Nationalgarde zu dienen, welche den dritten Ban der Kriegsmacht Frankreichs ausmachte, wie es auch schon unter den Orléans gewesen war. Ein Conseil de récensement sollte die Mannschaft auswählen und außer der Dienstauglichkeit auch die politische Gesinnung dabei berücksichtigen, so daß nur ganz zuverlässige Leute in die Nationalgarde kamen. Die Uniform hatten sie sich selbst zu beschaffen, für Unvermögende that dies die Gemeinde, die Waffen wurden ihnen vom Staate geliefert. Die Offiziere ernannte der Kaiser. Ohne Befehl durfte die Nationalgarde niemals bewaffnet zusammen kommen, und wenn sie einberufen wurde, stand sie unter der Militärbehörde. Ihr Dienst war gewöhnlicher Dienst, in der Kommune und Detachementsdienst, außerhalb. In ersterer Beziehung wurden die Nationalgarden als Garnisontruppen gebraucht, in letzterer hatte sich der Kaiser freie Hand behalten, sie zur Vertheidigung der Grenzen oder zum Ersatz der Linie zu verwenden. Der Detachementsdienst ging in der neuen Heeresorganisation von 1868 auf die mobile Nationalgarde, kurzweg Mobilgarde genannt, über. Bei der gegenwärtig beschlossenen Reaktivirung der Nationalgarde für den bisherigen Dienst der Mobilgarde scheint die Organisation von 1852 zu straff befunden zu sein, darum hat man wohl zu der mildern

und freiern des Bürgerkönigs zurückgegriffen. Offiziere und Unteroffiziere können jetzt gewählt werden, nur sollen es gewesene Soldaten sein. Wird die Nationalgarde nun ihren Zweck erfüllen? Wir zweifeln daran. Schon der Mobilgarde, welche doch die Elite war, legten die urtheilsfähigen Militärs in Frankreich für wirklichen Waffendienst nur einen sehr geringen, für den innern Dienst einen ganz zweifelhaften Werth bei. Was soll nun die übriggebliebene Masse der Nationalgarde leisten? Kann sie auch nur die innere Ordnung bei ausbrechenden Unruhen oder den gefürchteten Arbeiteraufständen aufrecht halten? und wenn sie es könnte, wird sie sich in Gefahr begeben? Daß es in Frankreich überall gährt, beweist der über ein südliches Departement, das der Haute-Garonne, wo doch gar keine Kriegsgefahr droht, verhängte Belagerungszustand. Wir erfahren nur nicht, was im Innern Frankreichs vorgeht. Paris gibt freilich den Ton an, hier hofft man jede revolutionäre Bewegung mit allen Mitteln, die zu Gebot stehen, nieder zu halten, aber es könnten doch auch in andern großen Städten, besonders in denen des Südens, wo keine imperialistische Gesinnung herrscht, Bewegungen entstehen und diese soll die Bürgerwehr unterdrücken?

Es sollten ferner durch die neuen verzweifelten Maßregeln dem Schutze des friedlichen Bürgers der öffentlichen Sicherheit die bisherigen zuverlässigen Wächter entzogen, die Gendarmen und selbst die Feldhüter sollten der aktiven Armee einverleibt werden; die erstern sind gediente Soldaten, die letztern aber würden im Felde eine wunderliche Rolle spielen. Schade, daß sie nicht in dem malerischen Kostüme der Meraner Saltner (Weinhüter) bei den Truppen erscheinen, sie würden wenigstens zu deren Erheiterung dienen. Die Dringlichkeit des Antrags wurde jedoch vom Gesetzgebenden Körper — vor der Hand wenigstens — abgelehnt.

Angenommen dagegen ist mit Einstimmigkeit folgender Gesetzentwurf worden, der allerdings dem Heere brauchbare Elemente zuführt: Alle nicht verheiratheten oder kinderlos verwittweten Bürger von 25 bis 30 Jahren, welche dem Rekrutirungsgesetze Genüge geleistet haben und nicht zur Mobilgarde gehören, werden für die Dauer des Krieges unter die Fahnen berufen, und die freiwilligen Engagements, wie die Ersatze können für die ehemaligen Soldaten bis zu 45 Jahren angenommen werden. Die erstere Kategorie sind dienstaugliche Leute, welche sich bei der Rekrutirung freigelooſt haben und darum nicht zur Einstellung in die Armee gelangt sind. Diese Ehre wird ihnen jetzt nachträglich gewährt, sie müssen doch aber erst taktisch ausgebildet werden und schießen lernen. Die zweite Kategorie sind alte Troupiers, welche sogleich wieder zum Felddienst gebraucht werden können. Ferner ist angeordnet, daß das Kontingent von 1871 schon jetzt eingezogen werden soll. Wir wollen hier darauf aufmerksam machen, daß mit dem Vorrücken der deutschen Heere in Frankreich immer mehr Departements der französischen Konskription entzogen werden. Eine Proklamation des Königs Wilhelm von St. Avold sprach es aus, daß in der ganzen Ausdehnung des französischen Gebiets, das durch deutsche Truppen besetzt ist, die Konskription abgeschafft und heimliche Beschaffung von Rekruten für die feindliche Armee bestraft wird.

Nun aber wollen die jetzigen Gewalthaber, welche va banque spielen, neben jenen organisatorischen Maßregeln die ganze Nation, Alles, was wehrhaft ist, ohne Unterschied des Alters und Standes, zu den Waffen rufen und so einen Volks- und Vernichtungskrieg entflammen. Zwei Millionen Gewehre, behauptete der Vertreter des Kriegsministers an die Kaiserin, könnten vertheilt werden, dann bliebe immer noch eine Million in Reserve. Die Wahrheit dieser Behauptung lassen wir dahin gestellt, die Erhebung des Volks, wie sehr es auch angelogen, über die wahre Lage getäuscht und gegen die Deutschen durch die infamsten Verleumdungen fanatisirt worden ist, das eigentliche Massenaufgebot wird ausbleiben. Wir wollen hier nicht alle Gründe, welche in der Gegenwart bei der völlig veränderten Gestaltung aller socialen Verhältnisse dagegen sprechen, erörtern, wir bleiben auf dem militärischen Standpunkte. Von diesem aus erscheint ein Volkskrieg, wie ihn die wüthende Kriegspartei in Frankreich sich denkt, unmöglich. Hier und da mag es gelingen, einzelne Distrikte aufzustacheln, daß sie zu ihrem eigenen Unglück die Waffen ergreifen, welche sie nicht zu führen verstehen; im Ganzen und Großen wird die Bevölkerung, welche jetzt doch in ihren aufgeklärten, folglich leitenden Schichten die Verhältnisse und die Folgen eines so wahnsinnigen Unternehmens zu beurtheilen versteht, dem Aufrufe nicht folgen. Kleinere Insurrektionen werden ohne Mühe niedergeschlagen und nach der Strenge der Kriegsgesetze bestraft; auch größere Erhebungen können vor geregelten Truppen keinen Erfolg haben und durch weitgehende Streifzüge,

sogenannte mobile Kolonnen, verhütet werden. In Spanien, wo es dem Volke doch gewiß Ernst mit dem Nationalkampfe bis aufs Messer war, unternahm Ney nach der Schlacht bei Espinosa im November 1808 mit 8000 Pferden und 24 Geschützen einen großartigen Streifzug, um Kastilien und Leon von Guerrillas zu säubern; er drang bis Salamanca und verbreitete Furcht und Schrecken durch das ganze Land, so daß lange Zeit die schwächsten Abtheilungen unangefochten hier marschiren konnten. Ein rasches Vordringen der Hauptarmee im feindlichen Lande läßt einen Massenaufstand gar nicht aufkommen. Nächstdem dient eine schonende und freundliche Behandlung der Einwohner in den eroberten Landesstrecken dazu, die erhitzten Gemüther zu beruhigen — das spricht sich auch nach den unbesetzten Bezirken weiter, und wenn auch die gegnerischen Behörden alle Proklamationen, welche Schonung und Schutz der friedlichen Bürger verheißen, in ihrem Bereich unterdrücken, wie es in Paris mit der ersten Proklamation König Wilhelms an das französische Volk geschehen ist, das Wort können sie nicht hindern und die Wahrheit wird sich durch alle ungeheuerlichen Lügen, welche den Siegern die größten Schandthaten gegen die wehrlose Bevölkerung aufbürden, bald genug siegreich Bahn brechen. In schändlichen und aberwitzigen Beschuldigungen hat ein Leitartikel des „Public", gezeichnet E. de Lyden, wohl das Höchste geleistet. Die Elsasser und Lothringer, welche ihre deutschen Stammverwandten jetzt kennen gelernt, wissen am besten, ob sie „Wölfe und Füchse, Hyänen und Tiger sind, die sich von Blut mästen".

Von dem unsäglichen Elend, das ein Hineinziehen der Bürger in den Krieg über das Land, über zahllose Familien bringt, wollen wir nicht reden. Wir wollen nur fragen, was fängt man mit den Massen an, wenn es gelingen sollte, durch das Aufgebot wenigstens eine gewisse Zahl von Bürgern, Landvolk und Arbeitern auf die Beine zu bringen? Sich selbst überlassen, gemeinde- oder departementsweise, unter selbstgewählten Führern, kann man sie doch nicht, sie würden jämmerlich zu Grunde gehen. Professor Barthold, ein entschieden freisinniger Schriftsteller, sagt in seiner Geschichte des deutschen Kriegswesens: „Nach dem Höhenstande der riesig fortgeschrittenen Kriegskunst kann ein Feind, der immer auf der Spitze vollendeter Waffenfertigkeit stehen wird, auch da, wo Jeder heilig verpflichtet ist, in der Stunde der Gefahr zur Fahne des Vaterlandes zu eilen, allein durch die Begeisterung eines ungeübten Nationalheeres nicht bezwungen werden". Die Massen des Aufgebots müssen also organisirt, mit Führern versehen werden — woher aber diese nehmen? — sie müssen eingeübt werden — wo ist die Zeit dazu? Wie gegenwärtig die Kriegsverhältnisse sind, würden sie, zur Armee gebracht, an der sie doch den Halt finden müssen, dieselbe nur belästigen und hemmen und im Unglücksfalle die Größe der Niederlage vermehren, wie einst die zahllosen Massen der Perser in den Kriegen gegen die Griechen. Eine Masse von 50,000 Mann der französischen Gemeindemiliz, welche nach der von der Ritterschaft verlorenen Schlacht von Crecy in den englisch-französischen Kriegen des 14. Jahrhunderts durch Aufgebot zusammen gekommen, wurde auf dem Marsche von einer kleinen Schaar englischer Reiter zersprengt und großentheils vernichtet.

Endlich sind noch die Freiwilligen zu erwähnen, welche, von Vaterlandsliebe, Haß gegen die Deutschen, Kriegslust und andern Motiven getrieben, in Frankreich zahlreich zur Armee eilen sollen. Wird man sie in die Truppen einreihen oder besondere Corps aus ihnen bilden? Letzteres hat seine großen Schwierigkeiten. Der Geist dieser Leute ist meist gut, es finden sich aber auch viel unlautere Elemente unter ihnen, die aus ganz andern Beweggründen kommen, als für das Vaterland zu kämpfen, und der so nöthigen Disciplinirung widerstreben. Werden sie in selbstständige Corps formirt, so ist bei dem Mangel taktischer Ausbildung ihre Kriegsleistung sehr zweifelhaft, besonders wenn es ihnen an guten Führern fehlt. Auch die edelste Blüthe der vaterländischen Jugend — wir erinnern an das Lützowsche Freicorps — wird unter mangelhafter Führung den hohen Erwartungen, die man auf sie gesetzt hatte, nicht entsprechen. Dennoch scheint es, als wolle man drüben nach dem Vorbilde von 1792 und 1793, auf das man mit Vorliebe zurückgeht, selbstständige Freiwilligenbataillone ꝛc. bilden. Es sind ja, wie zu lesen, zwei neue Corps in der Formation begriffen, die wohl die Reservearmee abgeben sollen; dieser werden die Freiwilligentruppen vielleicht zugetheilt werden. Diese Corps haben nach französischen Blättern die Nummern 12 und 13 erhalten, obgleich es kein 8. bis 11. Corps gibt. Es erinnert an manchen Galanthomme, der, nur dürftig mit Wäsche versehen, dadurch imponiren will, daß er seine einzelnen Stücke stets mit hohen Nummern zeichnen läßt.

Wir haben möglichst objektiv betrachtet, was

es mit dem französischen Massenaufgebot, das gar formidabel klingt, auf sich hat, und glauben dargethan zu haben, daß es in keiner Weise eine Wichtigkeit erlangen kann. Die Verstärkung der Feldarmee durch die Mobilgarde, ausgediente Soldaten ꝛc., durch halbausgebildete vierte oder Depotbataillone wird den Gang des Krieges ebenso wenig aufhalten. Auf den französischen Waffen ruht der Unsegen eines ungerechten Krieges. K. G. v. Berneck.

Die schwedische Infanteriekanone. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während die leichten Bataillonsgeschütze, die als Schutzmittel der Infanterie und zur Verstärkung des Feuers derselben dienen sollten, zu Anfang dieses Jahrhunderts abgeschafft wurden, weil ihre Leistungen geringfügig waren und sie die Bewegungen der Infanterie hinderten, und namentlich weil die Infanterie die an sie gestellten Aufgaben in Verbindung mit den andern Waffen, auch ohne eine so enge und unmittelbare Vereinigung mit einer von ihnen erfüllen konnte — es ist eine eigenthümliche Erscheinung, sagen wir, daß nun neuerdings, wo die Leistungsfähigkeit der Waffen der Infanterie gegen früher verzehnfacht worden ist, jene Bataillonsgeschütze, wenn auch in anderen Formen, wieder hervorgesucht werden. Da einige der größten Militärstaaten, wie Frankreich und Rußland, dieselben in ziemlicher Anzahl bei ihrer Armee eingeführt haben und in den meisten anderen Ländern sehr eingehende Versuche mit solchen Geschützen verschiedener Konstruktion gemacht worden sind, so muß man wohl annehmen, daß es sich hier um eine Sache handelt, der eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen ist, während wir doch andererseits dafür halten, daß man diese Bedeutung oftmals übertrieben hat und daß die Anwendung der Infanteriekanonen in der Praxis nur eine beschränkte sein wird*).

Dies mag auch die Veranlassung dazu sein, daß die Technik sich nicht so sehr auf diese Branche der Feuerwaffen geworfen hat wie auf die Handfeuerwaffen, denn diejenigen Modelle von Infanteriekanonen, von welchen man bis jetzt Kunde hat, sind doch noch ziemlich unvollkommen und können einen Vergleich mit dem Werder- oder dem Vetterligewehr nicht aushalten.

Es lassen sich von den bis jetzt zur Anwendung gekommenen Infanteriekanonen drei Arten unterscheiden, nämlich Revolver- oder Repetirgeschütze, wie die Gatlingkanone (die S. 312 des 3. Bandes der „Ergänzungsblätter" beschrieben ist), die Mitrailleurs oder Mitrailleusen, wie die französische und belgische Infanteriekanone (von welcher letzteren wir S. 308 dieses Heftes eine Beschreibung geben), und endlich die sogenannte Karrenbüchse König Karls XV. von Schweden. Letztere ist unstreitig die interessanteste, weil sie die einfachste und gewiß die zweckmäßigste ist. Wir lassen hier die Beschreibung derselben folgen.

Die Karrenbüchse (s. Fig. 1) besteht nicht aus einer Verbindung mehrerer Läufe, wie die Gatlingkanone und die Mitrailleuse, sondern aus einem einzigen Rohr aus Puddelstahl, mit einem Kaliber von cirka 37 Millimeter. Die Länge des Laufs beträgt 23 Kaliber, also 0,851 Meter und das Gewicht des Rohrs 122 Kilogramm. Der Lauf hat 8 Züge von derselben Breite wie die dazwischen liegenden Felder. Die Windung der Züge ist eine sehr schwache, indem sie sich nur $^2/_3$mal im Lauf herumdrehen. Das Rohr ist zur Hinterladung eingerichtet und mit einer ganz eigenthümlichen Verschlußvorrichtung versehen, die bei Geschützen größeren Kalibers kaum anwendbar wäre. Sie erscheint uns jedenfalls zu komplicirt und erinnert etwas an das viel einfachere Remingtonsche Modell.

Der Hinterladungsmechanismus besteht aus (s. Fig. 2, 3 und 4): dem Schloß (a) mit dem Schlüssel (b) und dem Schloßbolzen (c); der Schlüssel ist mit der Bremse (f) und der Bremsfeder (g) versehen und er wird durch die Schraube (h) festgehalten; ferner dem Verschlußstück (d) mit dem Verschlußbolzen (l) und der Sicherheitsfeder (e); dem Zündstift (i); dem Sicherheitsbolzen (k); dem Hammer (m) und den Extraktoren (p p).

Wenn nun der Mechanismus behufs Einführung der Ladung geöffnet werden soll, so wird zuerst der Sicherheitsbolzen und damit zugleich die Schlüsselbremse nach rechts gedrückt, was der Mann, der das Geschütz bedient, mit der linken Hand ausführt und wodurch der Gang des Schlüssels frei gemacht wird; dann wird der Schlüssel aufwärts geführt und mit ihm zugleich das Schloß aufgeschlagen (s. Fig. 3); das Verschlußstück ist nun frei und kann herabgelassen werden (s. Fig. 3), wobei zugleich die Extraktoren die in der Kammer sitzende Hülse herausziehen. Nunmehr kann das Geschoß, welches*),

*) Die Franzosen haben sich in dem gegenwärtigen Feldzuge mit 25 Mitrailleusenbatterien (1 bei jeder Division) à 6 Geschütze versehen.

*) Wenn mehrere Leute bei der Bedienung zur Hand sind.

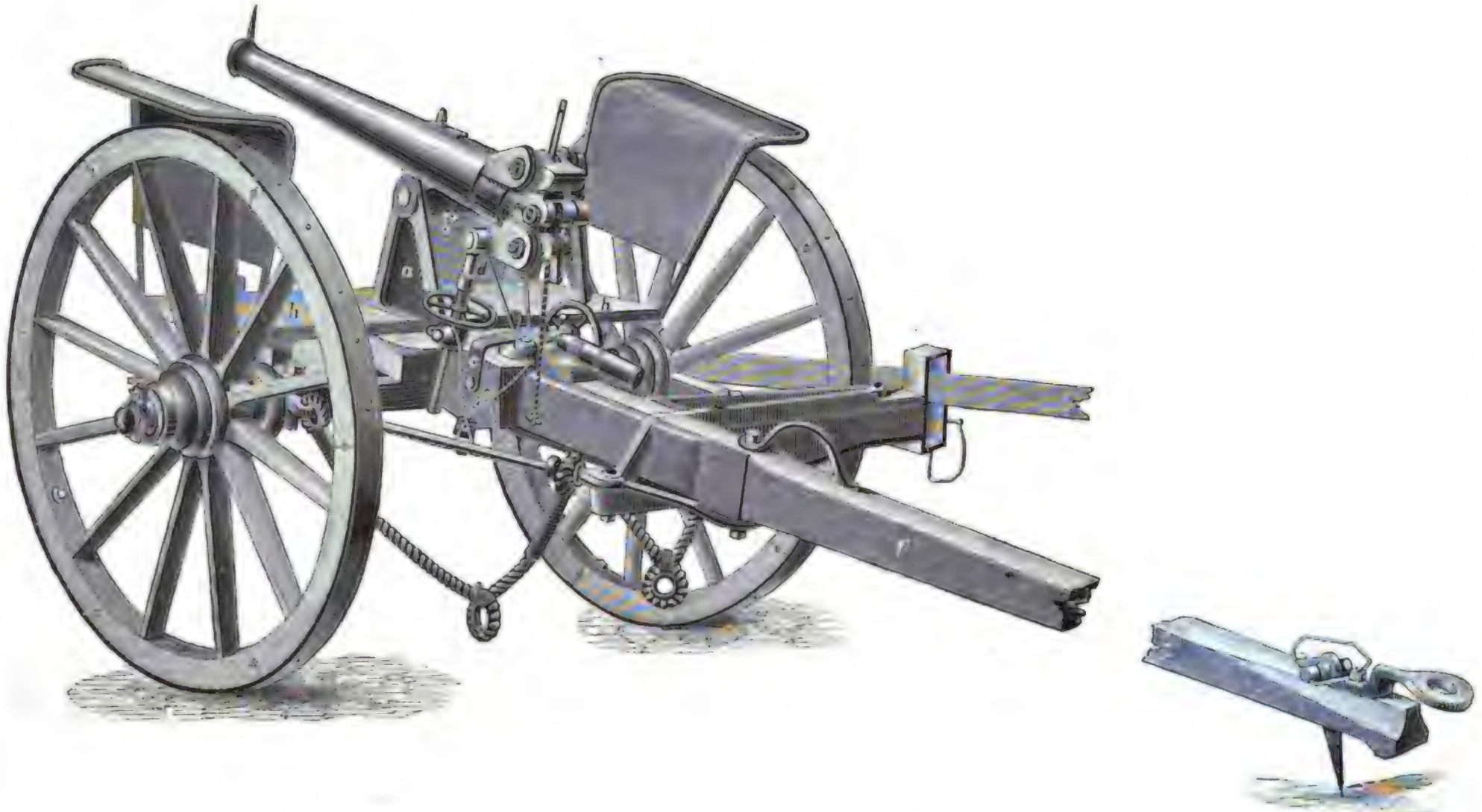


Fig. 1. Die Karrenbüchse König Karls XV. von Schweden.

wie Fig. 1 darstellt, inzwischen auf die Laffete, unterhalb der Kammer, gelegt worden ist, eingeführt werden; dann wird das Verschlußstück wieder aufgeschlagen und endlich das Schloß mittels des Schlüssels herabgelassen und der Mechanismus geschlossen. Zur Entzündung dient der Hammer, welcher mittels einer Feuerschnur (r) aufwärts gegen den Zündstift geschlagen wird.

Nach dieser Beschreibung dürfte der obige Ausspruch, daß der Mechanismus ein ziemlich komplicirter ist, gerechtfertigt erscheinen. Indessen sollen nach schwedischen Berichten — denen wir die thatsächlichen Angaben entlehnt haben — mit der Karrenbüchse 11 Schüsse in der Minute gethan werden können. Bei den Versuchen zur Erprobung der Feuergeschwindigkeit des Geschützes ward freilich nur $^3/_5$ der für dasselbe bestimmten Ladung gebraucht, um den Rückstoß nicht zu groß werden zu lassen, was dann wiederum eine erneuerte Richtung nach jedem Schuß zur Folge gehabt haben müßte. Bei einer Anwendung im wirklichen Kampf darf man daher wohl kaum auf mehr als 5 — 6 Schüsse in der Minute rechnen.

Zu der Karrenbüchse werden dreierlei Arten von Geschossen angewendet, nämlich Granaten, Granatkartätschen und Büchsenkartätschen. Diese Geschosse sind mit einer Hülse von Messing (oder Zink) versehen, welche für die Granaten und Granatkartätschen 176 — 247 Gramm und für die Kartätschen 270 Gramm wiegt. In der Mitte des Bodens der Hülse ist der Zündsatz angebracht. Die Granate wiegt mit dem Sprengsatz 1,35 Kilogramm und die Granatkartätsche mit Sprengsatz und 13 Bleikugeln 1,44 Kilogramm. Die Kartätschenbüchse besteht aus Zink und enthält 18 zweilöthige Kugeln, welche aus einer besonderen Komposition hergestellt sind, um ihnen eine größere Elasticität zu geben, als die gewöhnlichen schmiedeeisernen Kartätschenkugeln besitzen. Das Gewicht der gefüllten Kartätschenbüchse beträgt 0,92 Kilogramm.

Die Führung der Geschosse wird durch einen dieselben umgebenden Bleimantel bewirkt. Bei den ersten Versuchen umgab man die Geschosse ganz und gar damit. Weil dieser dünne Bleiüberzug sich aber schon während das Geschoß durch das Rohr ging ablöste, brachte man statt des Ueberzuges zwei stärkere Bleiringe an dem Geschosse an, welche sich als vollkommen zweckmäßig erwiesen haben.

Zur Ladung wird gewöhnliches Gewehrpulver genommen; bei den Granaten und Granatkartätschen macht sie $^1/_{10}$ — $^1/_{12}$, bei den Kartätschen $^1/_4$ des Geschoßgewichtes aus.

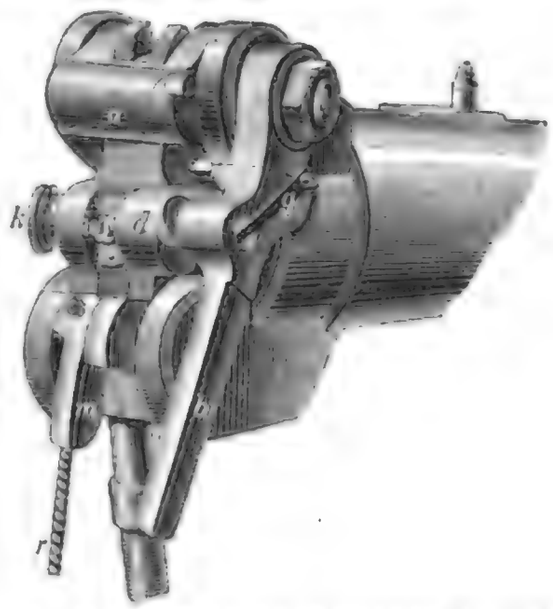


Fig. 2. Hinterladungsmechanismus der schwedischen Karrenbüchse, von der rechten Seite gesehen.

Fig. 3. Hinterladungsmechanismus der schwedischen Karrenbüchse, zum Laden geöffnet.

Die Laffete, auf welcher die Karrenbüchse ruht, ist eine Blocklaffete eigenthümlicher Kon-

struktion (s. Fig. 1). Auf dieser Lafsete ist das Geschütz mittels des Zapfenbolzens (b) in einem Zapfenlager (a) angebracht. Dieses Zapfenlager dreht sich um einen Pivotbolzen, der dasselbe mit der Lafsete verbindet. Der Pivotbolzen muß von beträchtlicher Stärke sein, da der Rückstoß mit seiner ganzen Kraft auf ihn wirkt. Das Zapfenlager kann in horizontaler Richtung auf dem Richtplan bewegt werden, und um zu verhindern, daß es beim Abfeuern des Geschützes oder beim Fahren in die Höhe schwingt, ist ein Zapfenlagerriegel (c) angebracht, welcher mittels Schrauben unter dem Lafsetenschwanz fest angezogen werden kann, so daß das Zapfenlager stets gut am Richtplan anliegt.

Fig. 4. Hinterladungsmechanismus der schwedischen Karrenbüchse, von der linken Seite gesehen.

Die Elevationsschraube (d) gestattet eine Erhöhung und Senkung der Rohrmündung um 30′ vom Horizontalplan. Sie ist mittels eines Zapfens an dem Elevationsbolzen befestigt, damit größere Veränderungen in der Elevation herbeigeführt werden können. Durch die Horizontalrichtschraube (e) kann die Kanone 10° nach rechts von der Mittellinie der Lafsete gerichtet werden. Der Lafsetenschwanz (f), welcher zugleich als Deichsel dient, ist von Buchenholz und der über der eisernen Lafsetenachse befindliche Theil des Schwanzes ist mit zwei Eichenklötzen verstärkt, um dem Richtplan die gehörige Breite zu verschaffen. Die Lafsete kann durch eine besondere Rückstoßbremse im Rücklauf gehemmt werden, so daß dieser (doch wohl nur bei nicht voller Ladung) fast unmerklich wird*). Auf der Lafsetenachse befinden sich zwei Platten von Eichenholz (hh) zur Anbringung zweier Munitionskasten, von denen jeder 28 Schuß aufnehmen kann. Ein kleinerer Kasten für 4 Kartätschenschüsse befindet sich an der rechten Seite des Lafsetenschwanzes.

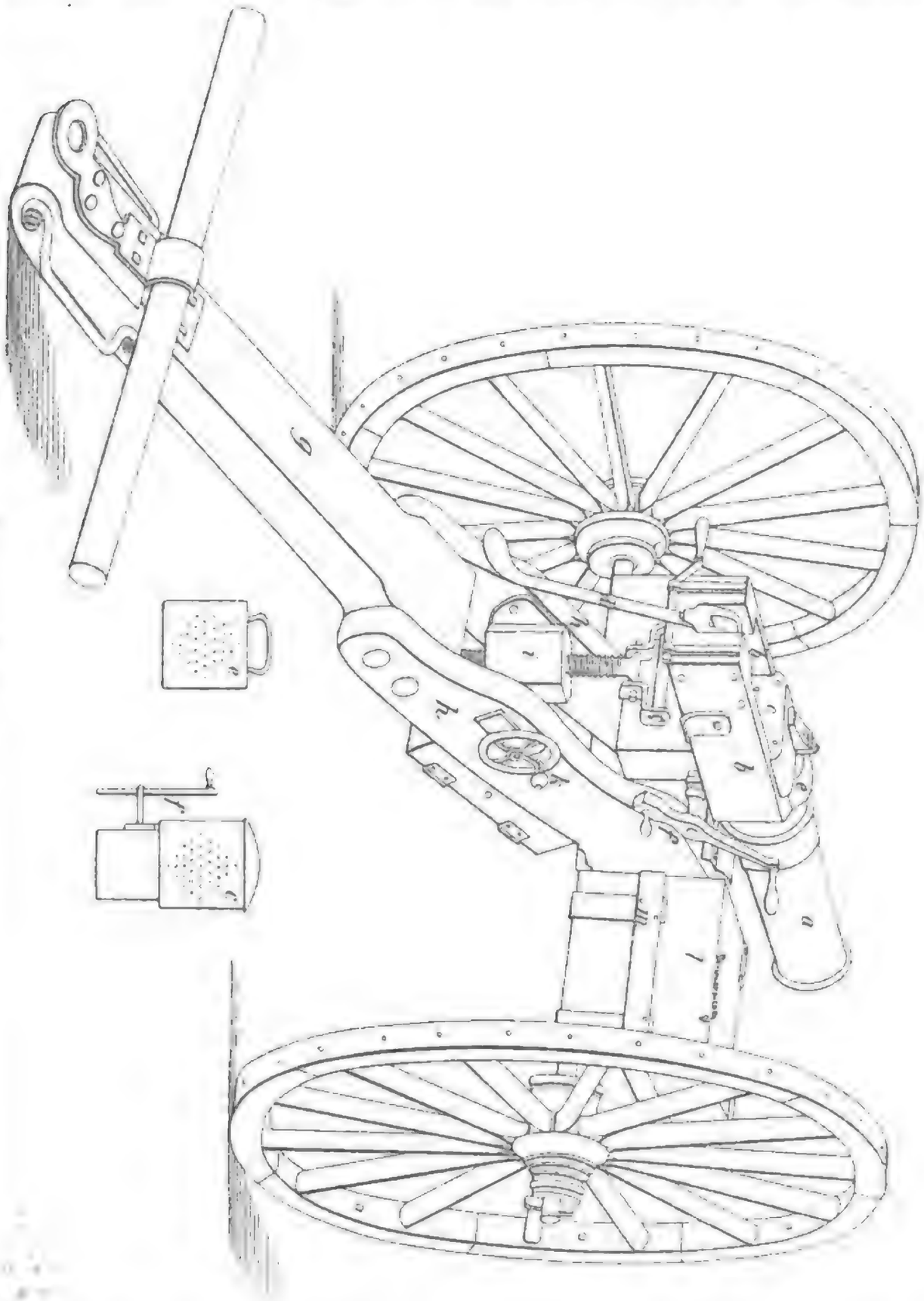
Das ganze Geschütz, mit voller Ausrüstung und mit 60 Schuß wiegt 675 Kilogramm. Auf den Munitionskasten ist Platz für 2 Mann, von denen der Eine fahren, der Andere das Geschütz bedienen soll. Es ist einleuchtend, daß diese äußerst geringe Bedienung ein sehr schwacher Punkt des Systems ist. Einmal nämlich wird der Mann, der alle Manipulationen am Geschütz allein vorzunehmen hat — wozu noch das Herausnehmen der Munition aus dem Kasten kommt — sehr bald ermüdet sein und namentlich dann dem Richten nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken; zweitens aber ist es gewiß sehr gewagt, die Bedienung des Geschützes im Kampf auf nur einen Mann zu beschränken und die Wirkung des Geschützes davon abhängig zu machen, daß der Mann kampffähig bleibt. Der Fahrer würde ihn nicht ersetzen können, wenn Jenem etwas zustößt, denn er muß bei den Pferden bleiben. Der Uebelstand ließe sich freilich auf einfache Weise dadurch heben, daß dem Geschütz stets einige berittene Kanoniere folgten.

Die schwedische Karrenbüchse hat vor allen anderen Infanteriekanonen den großen Vorzug, daß sie die Wirkung eines Geschützes und nicht bloß eines verstärkten Infanteriefeuers hat. Wenn sie auch vermöge ihres kleinen Kalibers die eigentliche Artillerie nicht ersetzen kann, so wird sie doch, weil sie auch auf schwerer zugänglichem Terrain und überhaupt überall, wo nur zwei Pferde fortkommen können, anwendbar ist, auch auf dem Schlachtfelde, und nicht wie die Revolvergeschütze vorzugsweise nur bei Belagerungen, von Nutzen sein können.

Die Mitrailleusen. Nachdem wir uns bereits in dem obigen, noch vor Ausbruch des Krieges geschriebenen Artikel über die taktische Bedeutung der Infanteriekanonen im Allgemeinen ausgesprochen haben, wollen wir nun noch das famose Mordwerkzeug des zweiten

*). Da es sich bei den weiteren Versuchen mit der Karrenbüchse herausgestellt hat, daß der Rücklauf auf diese Weise nicht genügend gehemmt werden konnte, hat man zu einer anderen Lafsete seine Zuflucht nehmen müssen. An dem Schwanz dieser Lafsete sind ein Paar bewegliche eiserne Stangen befestigt, von denen jede am vorderen Ende mit einem Hemmschuh versehen ist, welcher mittels einer Schraube schnell um die Radschiene angebracht wird.

Kaiserreichs, die Mitrailleuse, mit einigen Worten abfertigen. Wir können, wie gesagt, nur in einzelnen Fällen, bei der Vertheidigung von Engpässen oder im Festungskriege, wo der Feind in einer ganz bestimmten Richtung heranzukommen gezwungen ist, und wo die Abstände der Bedienungsmannschaft der Mitrailleusen genau bekannt sind, eine großartige Wirkung von denselben erwarten. Man muß sich indeß auch nicht durch die auf den Scheibenständen gewonnenen Resultate irreleiten lassen. Es nimmt sich allerdings hübsch aus, wenn



Die belgische Mitrailleuse.

man anführen kann, daß bei Schießversuchen mit Mitrailleusen auf einem Abstand von 400 Metern 84 % der abgefeuerten Kugeln die Scheibe trafen, während man auf 650 Meter noch 58 % und auf 850 Meter noch 33 % Treffer erzielte. Es wird sogar berichtet, daß man bei Schießversuchen in Frankreich eine Anzahl armer alter Pferde auf einem längeren Abstande sicher erlegt habe, und es thut uns wahrhaft leid, daß der „civilisirtesten Nation der Welt" nicht eine Partie unbrauchbarer Menschen zu Gebote gestanden hat: es hätten sich die Erfolge der Mitrailleuse noch einleuchtender und effektvoller darstellen lassen. Man will eben Schrecken erzeugen und die Soldaten des Gegners im Voraus entmuthigen, indem man ihnen den sicheren Tod in Aussicht stellt. Man glaubt solches aber mit den Mitrailleusen noch nicht zur Genüge erreichen zu können und gibt deshalb vor, ein noch viel furchtbareres Zerstörungswerkzeug als jene, Bombarden genannt, erfunden zu haben. Vier Batterien dieser allerneuesten Geschütze sollen in Metz angekommen sein. Dort werden sie auch wohl stehen bleiben. Wie sehr es den Franzosen darum zu thun ist, den Gedanken von der Furchtbarkeit der Mitrailleusen zu verbreiten, erhellt aus einer Nachricht, welche neulich von Paris ausging und die verkündete: die Pferde des kaiserlichen Marstalls suche man in dieser Zeit an den wahrhaft schrecklichen Lärm, den dies neue Geschütz verursache, zu gewöhnen. Die Ausbreiter dieser Nachricht haben aber nicht bedacht, daß die Abfeuerung einer Mitrailleuse höchstens so großen Lärm verursachen kann als das gleichzeitige Abschießen von 25 gewöhnlichen Gewehren, und was ist das gegen den Knall, den eine Bataillonssalve mit 1000 Gewehren hervorbringt, woran doch gewiß die kaiserlichen Pferde schon längst gewöhnt sein müssen? Ferner aber werden dieselben den Laut der Mitrailleusen in der Schlacht sicher niemals vernehmen, denn so weit hinein ins Schlachtgetümmel wird und darf der Oberfeldherr, der die Leitung des Ganzen im Auge behalten soll, sich nicht wagen.

Wir haben diese etwas ausführliche Polemik gegen die ausposaunten Leistungen der französischen Mitrailleusen, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum in eine technische Abhandlung gehört hätte, unter den gegenwärtigen Umständen nicht unterlassen wollen, um das Unsrige zur Zerstreuung unnützer Besorgnisse beizutragen.

Uebrigens weiß man von der Konstruktion der französischen Mitrailleusen wenig Genaues. Im Princip gleichen sie der Gatlingkanone; statt 6 Gewehrläufe sind bei dem französischen Geschütz aber 25 solcher Läufe zu einem Bündel vereinigt. Die Läufe liegen fest, der Stoßboden des Geschützes aber läßt sich abnehmen und mit 25 Kupferpatronen laden. Bei jedem Geschütz sind stets zwei dieser Stoßböden vorhanden, von denen der eine dann während des Abfeuerns des andern geladen wird. Das Abfeuern selbst geschieht durch eine besondere Vorrichtung, die sich beim Drehen einer Kurbel von oben nach unten senkt und die Patronen eine nach der andern abfeuert. Je rascher die Kurbel gedreht wird, desto schneller erfolgt auch die Entzündung der Patronen, und dies, sowie das Wechseln der Stoßböden soll 3- bis 4mal in der Minute bewirkt werden können. Das Kaliber der französischen Mitrailleuse beträgt nur einige Millimeter mehr als das des Chassepotgewehres, nämlich 13,9.

So weit reicht unsere Kenntniß von der französischen Mitrailleuse. Dahingegen können wir von dem sogenannten belgischen Mitrailleur, welcher von Christoffe und Montigny in Brüssel erfunden ist, eine genauere Beschreibung nebst Abbildung liefern. Die französische Mitrailleuse soll dem belgischen Geschütz sehr ähnlich sein, indessen ist uns eine Abbildung derselben zu Gesicht gekommen — für deren Richtigkeit wir freilich nicht einstehen wollen —, auf welcher das französische Geschütz ganz anders dargestellt war; namenlich fehlte der die Gewehrläufe umschließende Cylinder und die ganze Maschine sah überhaupt sehr leicht aus, auch wurde sie auf der Abbildung von nur einem Mann geschoben.

Der belgische Mitrailleur (s. Abbild. S. 309) besteht aus einer Anzahl gezogener Stahlläufe, welche zu einem Bündel vereinigt und mit einem sie umgebenden Cylinder aus Schmiedeeisen (a) zusammengeschweißt sind, so daß das Ganze einen festen Körper bildet.

Die Anzahl der Läufe beträgt bald 19, bald 31 oder 37, meistens aber die letztere Zahl.

Der Cylinder ist an seinem hinteren Ende mit zwei rechtwinkligen schmiedeeisernen Seitenstücken (bb) fest verbunden; zwischen diese ist der metallene Verschluß- und Zündungsmechanismus (c) so eingesetzt, daß er vor- und zurückbewegt werden kann, welche Bewegung mittels eines Hebels (d) vorgenommen wird. Wenn der Hebel in die Höhe gehoben wird, gleitet der Mechanismus zurück, wodurch zwischen ihm und der Kammer eine Oeffnung entsteht, in welche die Ladescheibe (e) mit den in dieselbe hineingesteckten Patronen hineingesetzt werden kann.

Wenn nun der Hebel gesenkt wird, gleitet der Mechanismus wieder vorwärts, schließt die Kammer und führt zugleich die Patronen in die entsprechenden Läufe.

An der rechten Seite des Mitrailleurs befindet sich eine Kurbel (f), welche mit dem Zündungsmechanismus in Verbindung steht und durch deren Drehung die Schüsse einzeln abgefeuert werden, und zwar nach Belieben langsam oder so rasch, daß die Schüsse fast gleichzeitig fallen. Die Zündung erfolgt dadurch, daß Stahlzapfen, welche in der Zündscheibe angebracht sind, gegen den Boden der mit dem dritten Theil ihrer Länge aus den Läufen hervorstehenden Patronen durch die Drehung der Kurbel vorgetrieben werden. Die Ladung der Patronen beträgt 8 Gramm und das Gewicht des Geschosses, das ein Kaliber von 14 Millimetern hat, 37 Gramm.

Die zum Mitrailleur gehörige Laffete besteht aus dem Schwanz (g) und zwei parallel liegenden kurzen Seitenstücken (h h), welche durch Achsenbänder an die Laffetenachse und mittels zwei Bolzen an den Laffetenschwanz befestigt sind. Zwischen diesen Seitenstücken befindet sich ein bewegliches Richtschraubengehäuse (i), und die Handhabe (k) zur Richtschraube ist an der Außenseite des rechten Seitenstücks angebracht.

Zwischen der Laffete und den Rädern ist an beiden Seiten ein Munitionskasten (l) von Eisenblech in einem Gestell (m) angebracht, welcher 8 Ladescheiben und 1000 Patronen enthält.

Der Mitrailleur wird gewöhnlich von 3 Mann in der Weise bedient, daß einer neue Patronen in den Scheiben anbringt, der zweite die Scheiben einsetzt und abnimmt, sowie die Seitenrichtung besorgt, während der dritte den Hebel auf- und niederbewegt, die Höhenrichtung besorgt und durch Drehung der Kurbel die Abfeuerung bewirkt.

Wenn die Bedienungsmannschaft gut geübt ist, können die 37 Schüsse des Mitrailleurs 7mal in der Minute bei schnellster Drehung der Kurbel und anstandslosem Wechsel der Ladescheiben abgefeuert werden, was also 259 Schüsse in der Minute ergibt, eine Leistung, welche die der französischen Mitrailleuse fast um das Dreifache übertrifft*).

*) Nach dem „Militärwochenblatt" besteht die Mitrailleuse aus 37 Läufen und kann 8—10 Lagen in 1 Minute abgeben. Wir entnehmen diesem Fachblatt noch folgende Notizen: Die Kugelspritze kam 1867, als die französische Infanterie noch ausschließlich mit Vorderladern bewaffnet war, zur Einführung, war ursprünglich für die Infanterie bestimmt, wurde aber nach Einführung der Chassepots der Artillerie zugetheilt, und zwar je eine Batterie von 6 dergleichen 4spännigen Piecen mit noch 2 4pfündigen Batterien einer jeden Infanteriedivision. Zu jeder Mitrailleusen-Batterie gehören außerdem 6 4spännige Munitionswagen und eine Reserve von Fahrzeugen wie bei jeder 4pfündigen Fußbatterie.

Selbstverständlich haben auch in Preußen umfassende Versuche mit verschiedenen Konstruktionen sogenannter Kugelspritzen, von denen eine der französischen im Princip gleich war, Statt gefunden; darunter waren Vergleichsversuche mit Zündnadel- und Chassepotgewehren, sowie mit unsern Feldgeschützen. Dieselben lieferten das Resultat, daß von einer Einführung derartiger Kartätschgeschütze bei uns wegen ihrer beschränkten Wirkungssphäre Abstand genommen worden ist.

Die Mitrailleuse ist ganz entschieden nur eine Waffe mit Infanteriewirkung, welche der Artillerie gegenüber unschädlich ist, der Infanterie ein großes Ziel darbietet und daher großen Verlusten an Bedienungsmannschaften und Pferden ausgesetzt sein wird, sowie endlich den kräftig ausgeführten Attaken der Kavallerie keinen anderen Widerstand entgegenzusetzen hat, als jede intakte Infanterie durch ihr Gewehrfeuer.

Der Kriegsschauplatz 1870. Zum zweiten Male in diesem Jahrhundert hat die Welt das Schauspiel, feindliche Heere in das Innere Frankreichs eindringen zu sehen, um dem unruhigen Volke Garantien des Friedens für das beständig bedrohte Europa abzunöthigen.

Im Winter 1813 auf 1814 waren es die Armeen fast aller Völker des Kontinents, welche sich Paris zum Objekt ihrer kriegerischen Operationen gewählt hatten, heute ist es Deutschland allein, welches noch stärkere Schaaren zu demselben Ziele entsendet.

Das Land, durch welches damals die Hauptkräfte der Alliirten vordrangen, ist dasselbe, welches heute von dem Schritte der deutschen Heere erdröhnt; es ist das von den Argonnen vielfach durchzogene Lothringen und die vom ostfranzösischen Hügellande allmählig zur Tiefebene von Ile de France hinableitende Champagne. Aber die Bedingungen, unter welchen heute gekämpft wird, sind sehr von den damaligen unterschieden.

In jenem Winter befehligte ein Mann die französischen Streitkräfte, welcher ein Virtuose in der Kriegskunst und zugleich Herrscher des Landes war. Mit unerbittlicher Hand riß er die letzten Söhne Frankreichs vom heimischen Herde, um die Lücken seiner Regimenter auszufüllen, und mit bewundernswürdiger Kraft und Schnelligkeit sich immer demjenigen seiner Feinde entgegenwerfend, welcher ihm am gefährlichsten schien, erwehrte er sich unter häufigen Siegen drei Monate lang der eisernen Umarmung der überlegenen Gegner.

Von dieser Beweglichkeit Napoleons I., von

dieser klugen Benutzung aller Vortheile hat der Oberbefehl des französischen Heeres im Jahre 1870 noch keine Beweise gegeben. Es ist nach den bisherigen Vorgängen wohl anzunehmen, daß die französische Defensive sich darauf beschränken wird, in möglichst massenhafter Besetzung irgend einer günstigen Position östlich von Paris den Feind stehenden Fußes zu erwarten, oder vielleicht gar diese günstige Position in den Befestigungen von Paris selbst zu erblicken.

Auch die Offensive ist heute eine andere. Damals bildete bei der alliirten Armee die Erinnerung an hundert glänzende Siege des Feindes gleichsam einen schützenden Wall vor dem unterliegenden Kaiser. Mit Ausnahme Blüchers hatten die vordringenden Generale stets ein Auge nach der eigenen Rückzugslinie gerichtet, und der Kongreß zu Chatillon, dessen diplomatische Kombinationen während des Feldzugs selbst die strategischen begleiteten, hemmte den rücksichtslosen Fortschritt der vereinigten Armeen, welche nur die Noth widerwillig mit einander verband.

Aber heute lenkt ein Kommando, ein unbestrittener Wille die begeisterten Heerschaaren eines neu vereinigten Volkes, und dieses Volk ist das deutsche. Heute ist die Erinnerung glänzender Siege auf Seite des Angreifers. Nicht zaudernde, getheilte, unsichere Operationen kennzeichnen die Offensive, sondern ein machtvolles und schön organisirtes Handeln, ein schnelles Vorschreiten aller Heere; in ihrer Mitte hervorragend der große Sohn der Königin Louise.

Das Land, welches die deutschen Armeen zu durchschreiten haben, ehe sie Paris erreichen, ist im Ganzen der Defensive günstig. Der Charakter des westlichen Theiles von Lothringen, der Champagne und des östlichen Theils von Ile de France ist im Allgemeinen als eine Reihenfolge von Plateaus zu bezeichnen, welche, von Westen allmählig ansteigend, im Osten schroff abfallen. Diese Plateaus bilden mit ihren bogenförmig von Norden nach Süden gezogenen Höhen ebenso viele Positionen, Schutzwälle gegen den von Osten kommenden Feind, natürliche gedeckte Stellungen für eine Armee, welche das Innere Frankreichs schützen soll. Diese Positionen haben eine durchschnittliche Längenausdehnung von 10, 12 bis 15 Meilen und erschweren und hemmen bei Besetzung ihrer stärksten Stelle die Umgehung der Flanken, während die in ihnen befindlichen Einschnitte, zum Theil mit Festungen besetzt, einen Offensivstoß des Defensiven gestatten. Fächerförmig ist das ganze Terrain vom westlichen Abhange der Argonnen an von Flüssen durchschnitten, welche gleich den zahlreichen Eisenbahnen und Kunststraßen nach dem einen Punkte Paris aus allen Richtungen zusammenlaufen; sie bilden ebenso viele Thore in den Wällen jener Plateaus.

Der nördlichste von diesen hier in Betracht kommenden Flüssen ist die Aisne, welche sich in die Oise ergießt, nachdem sie die Aire und Vesle aufgenommen hat. Dann folgt die Marne, im Plateau von Langres entspringend, unmittelbar vor Paris mit der Seine vereinigt, welche mit ihrem Nebenflusse Aube den Süden der Champagne durchströmt.

Im Hügel- und Plateaulande Lothringens dagegen bezeichnet der Lauf der Mosel und der Maas, welche sich in den Rhein ergießen, eben mit seiner nördlichen Richtung auch zugleich die französischen Defensivstellungen: die Moselposition mit Thionville, Metz, Pont-à-Mousson und Nancy und dann die Maasstellung, fast ebenso günstig, nur mit dem Nachtheile, daß die Höhen sich auf dem rechten Ufer befinden und eine hier geschlagene Armee ihren Rückzug über den Fluß bewerkstelligen müßte.

Im Januar 1814 begann Napoleons Defensive erst in der Champagne. Blücher war bereits bis nach Brienne vorgedrungen, stand also schon zwischen der Marne und der Aube, als Napoleon, welcher erst den 25. von Paris aufbrach, von Châlons aus gegen ihn vorstieß. Er traf bei Brienne am 29. Januar und bei La Rothière am 1. Februar mit Blüchers Heer zusammen und zog sich, von diesem zurückgeworfen und verfolgt, wieder nach Châlons zurück.

Dann von Schwarzenbergs Annäherung gegen Paris im Süden beunruhigt, will er gegen diesen eine Unternehmung ausführen, wird aber durch Blüchers Vordringen auf der Linie Châlons-Paris inmitten der neuen Aktion abgelenkt, wirft sich wieder auf diesen gefährlicheren Feind, schlägt ihn in zersplitterter Stellung in drei Treffen am 11. und 14. Februar bei Montmirail, Vaurchamps und Champeaubert, am westlichen Rande der Champagne, und wirft ihn nach Châlons zurück.

Rasch gegen Schwarzenberg gewandt, zwingt er nun diesen durch die Treffen bei Mormant und Montereau, letzteres am 19. Februar, sich nach Troyes zurückzuziehen und Blücher zu Hülfe zu rufen.

Noch am 7. März fand die Schlacht bei Craonne, am 9. und 10. bei Laon Statt, als Blücher sich entschlossen hatte, vom Norden her auf Paris zu marschiren. So wußte Napoleon

sich der von zwei Seiten heranrückenden Heere nachdrücklich zu erwehren.

Im Jahre 1870 begann die französische Defensive an der äußersten Grenze Frankreichs. Die deutsche Armee schlägt in zwei Tagen beide feindliche Flügel derart, daß die ganze Macht Frankreichs ohne Aufenthalt bis an die Mosel zurückweicht. Am 14. August wird ein Theil der französischen Armee bei Metz geschlagen, ist Nancy und Pont-à-Mousson im Besitz des Angreifers.

Zwischen Metz und Paris bieten sich der französischen Armee noch folgende Positionen:*)

1) Die Maasstellung. Von Dun an der Maas im Norden zieht sich ein zusammenhängender Höhenzug auf dem rechten Flußufer zunächst bis Damvillers in südöstlicher Richtung, bis zu 390 Meter sich erhebend, steil abfallend und durch die Wälder von Wevre und Mangiennes dem Angreifer verschleiert, dann ununterbrochen in derselben Richtung bis Vigneulles, wo die Höhe 412 Meter erreicht. Auf dieser Strecke bietet sich überall eine vortreffliche Defensive, sowohl durch die Steilheit der Höhen, welche sich durchschnittlich um 170 Meter über das vorliegende Terrain erheben, während sie von der Maas ab sanft ansteigen, als auch durch die Hindernisse, welche die unzähligen Nebenflüßchen der Mosel und eine große Anzahl von kleinen Seen und Teichen dem von Osten kommenden Angreifer entgegensetzen. Südöstlich von Damvillers befindet sich noch eine Höhe von 367 Meter wie ein Vorwerk vorgeschoben. Zwei Chausseen, von Metz nach Verdun führend, durchbrechen etwa in der Mitte der bezeichneten Strecke den Höhenzug und würden der von hier sich etwa zurückziehenden Armee den Marsch auf Verdun und den Uebergang der Maas erleichtern. Von Vigneulles ab setzt sich der Höhenzug direkt nach Süden fort auf Commercy; vor diesem Orte wendet er sich wieder mehr östlich bis Toul und setzt sich dann nach Süden fort, die Wasserscheide zwischen Mosel und Maas bildend. Die Bedingungen der Defensive sind auf dieser Strecke in derselben Weise günstig. Die Festung Toul würde dem rechten Flügel Anlehnung gewähren und Gelegenheit zu einer Offensive gegen die linke Flanke des Angreifers bieten. Rückzugslinien würden die Chaussee von Toul nach Ligny, sowie die Chausseen von Commercy nach Ligny, von St. Mihiel nach Bar le Duc und andere kleinere Wege und Uebergänge der Maas bieten. Eine fernere Position bietet:

2) die Aire. Dieses Flüßchen, in der Nähe von Ligny entspringend, läuft, bis Grandpré nach Norden fließend, fast ganz parallel der Maas. Sein Lauf wird durch einen Höhenzug bestimmt, welcher von Ligny im Süden über Clermont und Varennes nach Grandpré im Norden führt, gleichfalls nach Osten schroff abfallend, durchschnittlich 250 bis 300 Meter hoch und mit dem besondern Vortheil, daß der Angreifer das Flüßchen im Feuer passiren müßte. Von Varennes bis südlich von Clermont dehnt sich etwa 4 Meilen lang der Argonner Wald aus, als eigentlicher Kern und Mittelpunkt dieser ganzen Vertheidigungsstellung. Die Rückzugslinien würden von dieser Position aus bei Vienne la Ville, St. Ménéhould und anderen Punkten über die Aisne führen. Dann könnte die zurückweichende Armee.

3) das Plateau östlich von Châlons besetzen. Diese Position läuft ziemlich parallel mit der vorher bezeichneten. Sie erstreckt sich von Rethel, an der Bahn von Sedan nach Paris gelegen, über Valny, bekannt durch die Kanonade im Jahre 1793, und über Dammartin bis Vitry im Süden. Dieser Höhenzug umgibt in einem weiten Bogen das Plateau, in dessen Mitte Châlons liegt, den Schauplatz der Uebungen des französischen Heeres. Ein befestigtes Lager befindet sich dort übrigens nicht. Vitry ist eine kleine Festung an der Marne. Die Höhen betragen 150 bis 230 Meter durchschnittlich. Ein Rückzug aus dieser Stellung würde den Nachtheil haben, daß der zahlreichen deutschen Kavallerie in der weiten Ebene um Châlons die beste Gelegenheit zu einer ausgiebigen Verfolgung geboten wäre.

Festen Fuß würde dann die französische Armee wohl erst wieder hinter den Abhängen finden, welche als

4) Position vor Paris die Höhen zeigen, die sich von Craonne im Norden in südöstlicher Richtung nach Verzy, dann südwestlich bis Epernay und südlich über Sezanne bis nach Conflans an der Seine erstrecken. Das würde noch einmal eine gute Vertheidigungsstellung sein. Die Höhen erheben sich bei Craonne 200, bei Verzy 280 Meter, an den übrigen Punkten 220 Meter; sie beherrschen das vorliegende Terrain durchaus. Der südlich von Rheims vorspringende Abschnitt, genannt Forêt de la Montagne de Rheims, flankirt den Angreifer nach Süden und nach Norden gleich einer Festung.

Der hier geschlagenen französischen Armee würde sich bis Paris keine günstige Aufstellung

*) Man vergl. hierbei die Karte.

mehr bieten. An bedeutenden Festungen, welche der Armee etwa ein Rückhalt und Sammelpunkt sein könnten, findet sich auf der ganzen Strecke keine einzige. Toul und Verdun sind zu unbedeutend und dazu schlecht erhalten.

Paris hat großartige Befestigungen. Der Größe der Stadt nach und der Anzahl und Stärke der Außenforts nach kann sich keine Stadt der Welt mit Paris messen. Fünfzehn Forts umgeben in einem Kreise, dessen Durchschnitt von Norden nach Süden $2^1/_4$ geographische Meilen und von Westen nach Osten $2^3/_4$ geographische Meilen beträgt, die Stadt als äußerster Schutz. Vincennes, als sechzehntes Fort, liegt innerhalb dieses äußersten Kreises 2 Kilometer östlich der sogenannten Enceinte selbst. Die Enceinte, ein engster Gürtel, unmittelbar Paris umschließend, besteht aus 85 Bastionen, alle von gleicher Form. Das Glacis dieser mit einander verbundenen Bastionen überschreitend, findet der Angreifer zunächst einen Graben von 35 Schritt Breite, von der Seine aus mit Wasser gefüllt, und dann einen Wall. Der Durchschnitt der Enceinte beträgt von Norden nach Süden $1^1/_4$ Meilen, von Westen nach Osten $1^1/_2$ Meilen.

Das nördlichste Außenwerk ist St. Denis. Es liegt an der Seine und besteht aus drei Forts. Südöstlich davon liegt das Fort d'Aubervillers und dann der Reihe nach, bald mehr, bald weniger hinausgeschoben, Romainville, Noisy, Rosny, Fontenay, diese vier die Höhe von Belleville befestigend, alsdann Charenton, Ivry, das südlichste Bicêtre, Arcueil, Vanvres, Issy, Mont Valerien.

Die östliche Seite der Stadt ist somit weit stärker mit Forts besetzt als die westliche. Theils hat man dabei wohl die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs von Osten her im Auge gehabt, theils auch wohl die Krümmungen und vielfachen Verzweigungen der Seine auf dieser Seite als Hinderniß der Annäherung betrachtet. Jedenfalls fühlt man aber jetzt in Paris hier eine Lücke in den Befestigungen und arbeitet eifrig, sie auszufüllen. Das kann wohl nur durch Erdwerke geschehen, welche sich bei der Belagerung von Sebastopol als vorzügliche Schutzwehr bewährt haben.

In gleicher Weise wird man vermuthlich die Forts mit einander zu verbinden suchen.

Wie Paris vertheidigt und wie es angegriffen wird, das lehrt vielleicht die Zukunft. Es bedarf jedenfalls einer großen Armee zu beiden Aufgaben. Vermuthlich würde die vertheidigende Armee zwischen den Außenforts und der Enceinte lagern und auf dem Punkte eine Schlacht liefern, wo der Durchbruch des Angreifers droht oder bereits vollzogen ist.

Denn daß der Angreifer an irgend einem Punkte oder auch an mehreren ein Fort zerschießen und dann zu beiden Seiten stürmen wird, scheint bei der Beschaffenheit dieser Riesenfestung das Wahrscheinlichste.

Dränge der Angreifer bis zur Enceinte vor, so bliebe der bedrohten Stadt, falls sie sich dann noch vertheidigen wollte, wohl nur noch der Kampf Karthago's gegen den siegreich eindringenden Scipio übrig.

Wie nun auch das Schicksal dieses Krieges sich wenden wird, die große Festung Paris, dieser Hort der Zuversicht für Frankreichs Noth, gleich den natürlichen Vertheidigungsstellungen der Champagne und Lothringens, kann neue Belege für die Wahrheit liefern, daß die einzig zuverlässige Schutzwehr, das einzige Bollwerk einer Nation die Reihen seiner waffenfähigen Männer sind. A. Niemann.

Die deutschen Küsten und ihre Vertheidigung. Wenige Länder sind hinsichtlich ihrer Küsten so stiefmütterlich bedacht wie Deutschland, wenn man dieselben vom volkswirthschaftlichen Standpunkte ins Auge faßt. Aber daraus folgt wieder von selbst, daß Deutschland in der Ausnahmezeit, nämlich im Kriege, einen großartigen Vortheil vor den meisten Ländern voraus hat, denn seine Küsten sind dem Feinde schwer zugänglich und deshalb gegen Angriffe verhältnißmäßig leicht zu vertheidigen, wie wir bei näherer Betrachtung derselben von Tilsit bis Hadersleben und von Romö bis Emden sehen werden.

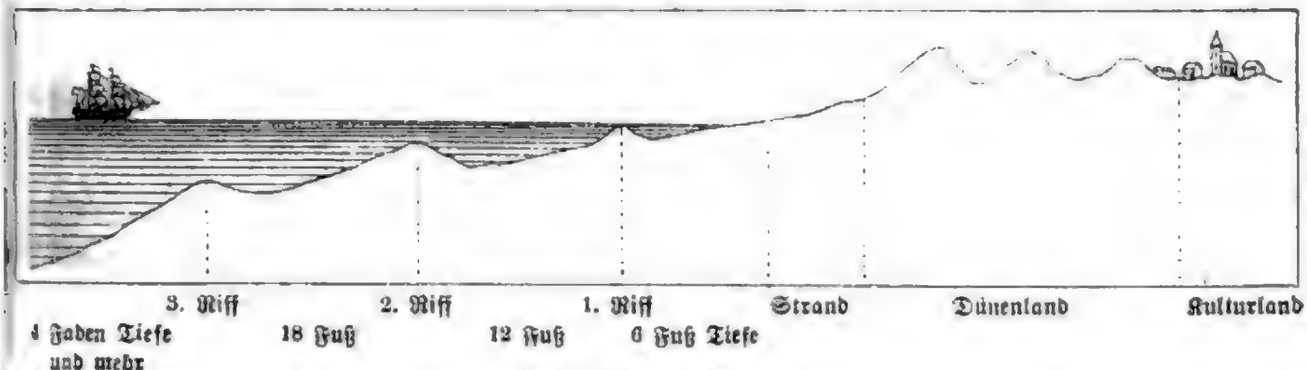
Die Küstenstrecke von Memel bis Rügen ist für die Schifffahrt die unzugänglichste und hat nur bei Memel, Tilsit, Danzig, Swinemünde und bei der Insel Ruden Zugänge, die für Schiffe bis 18' Tiefgang, also für Korvetten und leichte Fregatten, geeignet sind. Bei Kolberg können Fahrzeuge bis 10' Tiefgang eine Zuflucht finden. Alles, was dazwischen liegt, kann nur von leichten Fischerbooten angelaufen werden. Auch die Einfahrt zu den vorgenannten Häfen ist nur möglich, weil sie zwischen langen Molen oder Steindämmen, die mehrere tausend Fuß weit ins Meer hinausgeführt sind, bei hinreichender Tiefe erhalten werden. Wo diese Molen fehlen, da kann kein Schiff in eine Flußmündung oder in die Nähe des Ufers gelangen.

Diese Erscheinung hat folgende Ursachen:

Die Ostsee, so weit sie die preußischen und

die kurländischen Küsten bespült, steht vorwiegend unter dem Einflusse des Nordwestwindes, der fast beständig auf sie zuweht und durch die von ihm erregten Wogen Sandmassen aus der Tiefe herausholt, die dann auf und vor dem Strande abgesetzt werden. Diese Jahrtausende lange Arbeit hat den Meeresgrund bis auf eine Viertel- oder halbe Meile Entfernung vom festen Lande so allmählig abgeflacht, daß die Viersadentiefe (= 24′) selten unter 3000 Schritt, gewöhnlich aber viel weiter vom Lande beginnt. Damit nicht genug, hat das nach jedem Vorstürzen wieder zurückrollende Wasser in weiten Abständen, parallel mit dem Strande, drei Riffe gebildet, von denen das erste und zweite das hinderlichste ist, aber auch das dritte oder äußerste den Schiffen störend in den Weg tritt. Abbildung gibt einen Durchschnitt des über- und unterseeischen Küstenterrains, doch sind in Wirklichkeit die Abstände zwischen den Riffen 20—30mal länger zu denken.

Will nun ein Feind an diesen Küsten eine Landung versuchen, dann muß er mit seinen schweren Kriegs- und Transportschiffen 3—6000 Schritt weit vom Ufer abbleiben, auf bewegter, vielleicht unruhiger See die Landungstruppen in die Boote hinablassen, diese müssen dann von den Matrosen die weite Strecke gerudert werden, stoßen vielleicht, wenn gerade Landwind weht, beim ersten Riff auf und machen etwa 150 Schritt vom Ufer Halt, um die Soldaten bis ans Knie ins Wasser springen zu lassen, worauf sie eiligst wieder nach den Schiffen zurückrudern, um die übrigen Truppen zu holen. Wenn eine



Die Ostseeküste.

Fregatte oder ein Transportdampfer 500 Mann an Bord hätte, dann bedürfte es mindestens einer zweimaligen, wahrscheinlicher jedoch einer dreimaligen Hin- und Herfahrt der Boote, um diese Leute ans Land zu setzen, doch könnten dies nur Infanteristen sein, denn an eine Ausschiffung von Kavallerie und Artillerie in dieser Weise ist gar nicht zu denken. Man hat viel von den ganz kleinen Dampfbooten der französischen Marine erzählt, die eigens für die deutschen Küsten gebaut worden sein sollen. Es sind dies jedoch noch ganz respektable Fahrzeuge, die mindestens 8′ Wasser zum Flottbleiben nöthig haben, also schwerlich über das erste Riff fortkönnen, mithin in etwa 1000 Schritt Entfernung vom Ufer die von ihnen aus den größeren Schiffen übernommenen Truppen wieder in Boote laden und durch Rudern ans Land schaffen lassen müßten. Freilich wäre es mit Hülfe solcher kleinen Dampfer möglich, Kavallerie und Artillerie bei ruhigem Wetter zu landen, denn Thiere und Geschütze ließen sich draußen mittelst Treppenbrücken aus den großen in die kleineren Schiffe bringen, und bei 8′ Tiefe lassen sich Pferde wie Kanonen besser in Boote schaffen

Am Lande selbst hat der Nordwest den bis hinter den überschwemmbaren Strand hinaufgespülten Seesand zu hohen und steilen Hügelketten emporgeweht, die wir Dünen nennen. Von solchen Dünen, die beständig landeinwärts zu rücken suchen, befinden sich immer mehrere Reihen hintereinander, meist drei bis vier. Sie haben nach der See hin gewöhnlich 45° Böschung, landeinwärts sind sie jedoch steiler, oft so steil, daß sie in Folge des immer neu hinaufwehenden Sandes überstürzen oder doch beständig Massen herabfallen lassen, wodurch eben ihr Wandern bewirkt wird, welches Dörfer, Wälder und fruchtbare Felder nach und nach verschüttet. Um diesem Uebel zu steuern, müssen die Dünen „gedämpft" werden, was erst durch Anpflanzung von Strandhafer (Elymus arenarius) und demnächst durch Anlage von Nadelholzwaldungen möglich ist. Die preußischen Dünen, mit Ausnahme einiger Stellen auf der kurischen und frischen Nehrung, sind sämmtlich gedämpft und bewaldet. Sie erheben sich von 30—200′ Höhe und geben der Küste von fern das Ansehen eines steilen Gestades, das sich bald als düstere, bald als blendend weiße Mauer vom Wasser abhebt. Unsere

als auf offener See. Es müßten dann aber mehrere hundert von solchen kleinen Dampfern vorhanden sein, und dies ist nicht der Fall.

Bis jetzt haben wir nur von den Hindernissen gesprochen, welche die Natur einer feindlichen Landung entgegensetzen würde, und der Menschen gar nicht gedacht. Es ist aber für diesen Fall ausreichend gesorgt, indem gewaltige Truppenmassen (meistens Landwehren) und freiwillige Bürgercorps längs der ganzen Küste in nicht zu weiten Abständen von derselben aufgestellt sind. Auf den hohen Dünen stehen Posten, die eine feindliche Flotte in solcher Entfernung zu sehen vermögen, daß bis zu deren Annäherung und Ankerwerfen zwei Stunden vergehen müßten. Ehe sie dann an die Ausschiffung gehen könnte, verginge mindestens noch eine Stunde, und ziemlich ebenso viel Zeit erforderte jeder Bootstransport. Bis dahin wären aber schon mehrere tausend Mann wohl gedeckt auf und hinter den Dünen beisammen, um die Landenden zu beschießen, und große Truppenmassen wären auf den strategisch angelegten Küstenbahnen längst im vollen Anzuge und würden eintreffen, noch ehe die gelandeten Feinde Zeit hätten, sich einigermaßen einzurichten. Es ist nicht anzunehmen, daß unsere Gegner sich je auf ein so wahnsinniges Unternehmen an der in Rede stehenden Strecke der preußischen Küste einlassen werden. — Noch sei erwähnt, daß die Nehrungen das dahinter liegende Land wie Vorhänge decken; denn wenn auf diesen schmalen Landstreifen ein Feind landete, müßte er seine Boote eine halbe Meile weit über die hohen Sandhügel schleppen, um am Binnenufer der Haffs sich einschiffen zu können, und zwar abgeschnitten von seiner Flotte und unter den Kanonen der zahlreichen Dampfer unserer freiwilligen Seewehr, die auf dem kurischen und frischen Hasse Wache hält. Höchstens kleine Raubzüge nach Vieh und Lootsen können des Feindes einzelne Schiffe da und dort gegen die Stranddörfer bei nächtlicher Weile unternehmen und dabei Gefahr laufen, ihre Mannschaft einzubüßen. Eingang in die Häfen können die Flotten nicht erzwingen, denn dort wehren ihnen gewaltige Befestigungen und unterseeische Sperrungen mit Torpedos ꝛc. die Annäherung. Haben die Franzosen wirklich eine Armee und nicht bloße Marinesoldaten an Bord*), dann ist es möglich, daß sie die Wegnahme einer unserer Inseln versuchen werden; Alsen ist aber mit geschlossenen Befestigungen versehen, Usedom und Wollin ebenfalls, Rügen ist von Kanonenbooten und Schanzen gedeckt, von denen ein Theil zum Stralsunder Befestigungssystem gehört, und außerdem ist die Annäherung an diese Insel schwierig. Fehmarn, welches den Franzosen am bequemsten läge, ist durch geschlossene neu aufgeworfene Schanzen auf der Insel und dem holsteinischen Festlande geschützt, stark besetzt und überdies an der Westseite von einem sehr seichten Gewässer umgeben, so daß nur Boote landen könnten; an der Ostseite tritt die Tiefe nahe heran, doch sind dort starke Werke angelegt worden, so daß auch diese wichtige Insel sicher ist. Es ist nämlich zu beachten, daß Invasionen von der See her sich stets auf den Besitz einer Insel in der Nähe des betreffenden Landes stützen müssen, sollen sie nicht in der Luft hangen. Im Besitze einer solchen Insel kann der Feind dann Landungsdemonstrationen unternehmen, welche ein paar der festländischen Armeen in Athem erhalten, und er kann auch ernstliche Einfälle machen, nachdem er mittelst Brückenköpfen ꝛc. am Festlande Fuß gefaßt hat. Das Beispiel von der Landung der Alliirten in der Krim war ein abnormes und dennoch sehr gefährliches; auch darf man nicht übersehen, daß dort die Schiffe in einer windfreien tiefen Bucht dicht am Lande ankerten und sich Niemand der Landung ihrer 70,000 Mann widersetzte. Die Alliirten wußten auch, daß ihnen höchstens 40,000 schlechter bewaffnete und schlechter geführte Landesvertheidiger entgegentreten konnten, deren Hülfsquellen zudem weiter von der Krim entfernt waren als die der Alliirten, welche von der gegenüberliegenden Küste zwischen Varna und Konstantinopel binnen 24 Stunden neue Truppen und alles, was sie bedurften, herüberholen konnten.

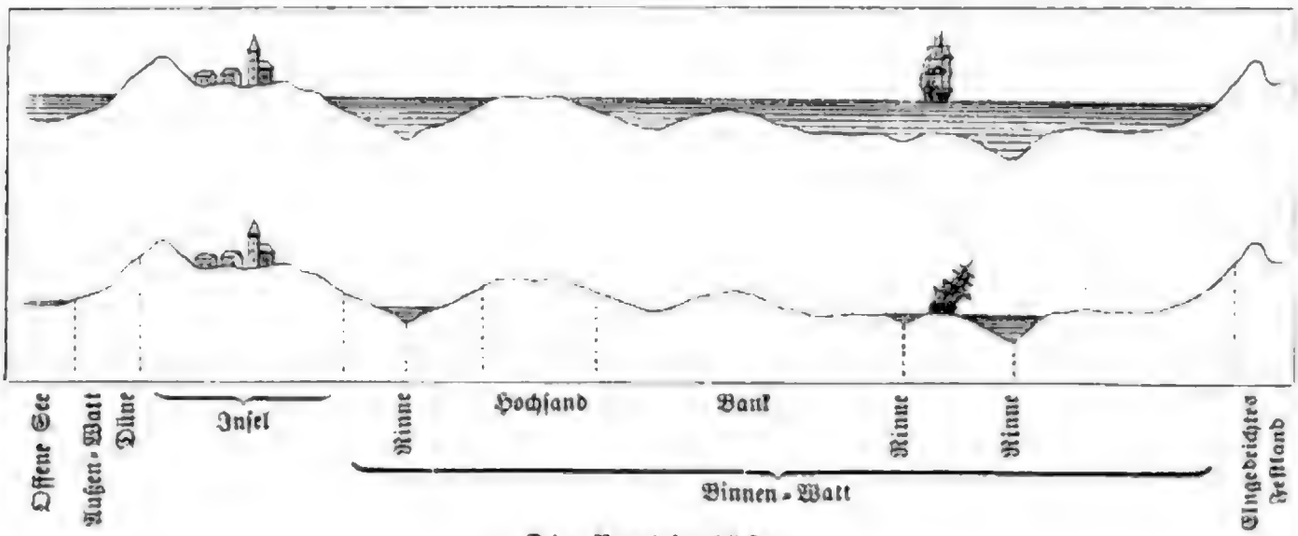
Sehen wir uns nun weiter an der deutschen Küste um, da gelangen wir an eine Strecke, die von der Natur verschwenderisch gesegnet ist. Sie beginnt schon theilweise an der mecklenburgischen Küste. Freilich haben Handelsschiffe zunächst nur einen nicht zu tiefen Einlauf zwischen den Molen von Warnemünde, aber schwere Kriegsschiffe können sich doch dem Ufer auf 1000—2000 Schritte nähern, denn die See ist dort tief genug. Ebenso verhält es sich auf

*) Zum Transport eines Armeecorps incl. Kavallerie, Artillerie, Bagage ꝛc. gehören mindestens 150 große Transportdampfer. Es lassen sich aber auch 500—1000 Infanteristen in ein Kriegsschiff ersten Ranges packen, nur dürfte solche Einpferchung höchstens eine Woche dauern, andernfalls würden die Truppen zu sehr angegriffen und durch Seuchen decimirt werden.

der Strecke von Warnemünde bis zum Wohlenberger Wiek, der Rhede des Hafens von Wismar. Dieses Wiek kann die größte Kriegsflotte aufnehmen und dürfte sammt seiner Insel Poel für den Feind verlockend sein. Zum Glück ist es durch Befestigungen leicht zu schließen und sein Zugang schwer zu finden, da er sich fast eine Meile weit durch Sandbänke hindurchwindet. Augenblicklich sind ihm wie allen anderen die Seezeichen genommen, welche dem kundigen Seefahrer als Wegweiser dienen; der Feind könnte also nur mit Lootsen herankommen. Dicht beim Wohlenberger Wiek, in der Nähe des Dorfes Boltenhagen, tritt die Tiefe so dicht ans Land heran, daß die schwersten Schiffe cirka 500 Schritte vom Lande ankern und Truppen ausschiffen könnten. Es ist nämlich zu beachten, daß unter solchen Verhältnissen das Ein- und Ausschiffen sehr schnell und sicher von Statten geht und an eine Vertheidigung nicht zu denken ist, da die niedrigen Küsten derart mit Geschossen von den Schiffen aus überschüttet werden können, daß nichts ihnen zu widerstehen vermöchte — außer starken Erdwerken, die, wie wir hören, gleich beim Beginn des Kriegslärms an allen derartigen Punkten aufgeworfen worden sind. Eine ebenso gefährliche Stelle liegt am „Lübschen Fahrwasser" (auch Neustädter Bucht genannt), an der Küste der oldenburgischen Enklave „Fürstenthum Lübeck". Im Uebrigen sind die Küstengewässer dieser großen Bucht seicht und meistens schwer zugänglich. Dünen sind nirgends mehr vorhanden; dieselben schneiden so zu sagen mit der preußischen Grenze ab. Die mecklenburgische Küste ist meistens flach und hat dann häufig Steinwälle vor sich, deren bedeutendster der heilige Damm bei Warnemünde. Auch an der Nord- und Ostküste Rügens finden sich diese Steinwälle, jedoch unmittelbar an den Ufern. Die holsteinischen Küsten weisen viele hohe Hügel auf und die schleswigschen bestehen aus einer zusammenhängenden Reihe von steilen und ziemlich hohen Hügeln, die zum Theil schön bewaldet sind. An der holsteinischen Nordküste, gerade in der Verlängerung des großen Belt, liegt die Hohwachter Bucht. Sie ist die Achillesferse Kiels, denn ihre Lage ist für einen von Westen kommenden Feind verlockend und seine schwersten Schiffe können bis auf 500 und weniger Schritt an die Ufer heran. Die vielfach von Wasserflächen und Flußläufen durchschnittene Nordostecke Holsteins ist außerdem sehr geeignet, um sich darin mit Hülfe leichter Verschanzungen festzusetzen. Zum Glück sind aber hier seit einigen Wochen ausreichende Vorkehrungen zur Abwehr getroffen worden und damit das Ganze geschlossen, denn der übrige Theil der schleswig-holsteinischen Ostküste ist nur an der Ostseite Alsens (wo eine Landung gewiß sehnlichst gewünscht würde) und in den herrlichen Buchten oder Föhrden leicht zugänglich. Diese sind aber durch gewaltige Befestigungen und unterseeische Sperrungen gegen die Eindringlinge sicher geschlossen, auch dürfte unsere hölzerne Flotte nicht unthätig in der Kieler Föhrde liegen bleiben, wenn ihr ein Landungsversuch gemeldet würde. Hierüber noch am Schlusse ein Wort.

Betrachten wir nun unsere Nordseeküsten. Hier finden wir völlig anders geartete Verhältnisse; zunächst Ebbe und Fluth, welche der Ostsee fehlen. Dann ist die ganze Küste in einigen Meilen Abstand mit einem Saume von kleinen Inseln umgeben und zwischen diesen und dem Festlande dehnt sich das Watt aus. Das letztere ist derjenige Theil des Meeresbodens, der während der Fluth vom Wasser bedeckt ist, zur Zeit der Ebbe aber trocken liegt. Nur einige als „Hochsand" bezeichnete Bänke bleiben während der Fluth vom Wasser frei und eine Menge Rinnen von verschiedener Tiefe und Breite werden auch während der Ebbe nicht vom Wasser leer. Sie bilden, wenn sie die Verlängerung von Flußläufen sind und die gehörige Tiefe haben, die Einfahrten zu den Häfen. Das Festland ist eingedeicht mit Ausnahme des zunächst davor liegenden Streifens, während die Inseln entweder gar nicht, oder nur zum Theil eingedeicht sind, doch haben sie meistens an der Seeseite eine Dünenreihe, von der freilich das Meer, wie von den Inseln überhaupt, beständig abnagt, dafür aber beim Festlande fetten Marschboden oder Schlick anspült. Unsere Abbildung (S. 318) zeigt einen Durchschnitt bei höchster Fluthhöhe und darunter einen solchen bei niedrigstem Stande der Ebbe. Die Entfernung der Insel vom Festlande ist natürlich größer zu denken. — Die mittlere Fluthhöhe beträgt von Cuxhafen 9′ 9″ und ebenso viel bei Brunsbüttel; bei Hamburg 6′ 8″, bei Helgoland 8′ 6″, bei Wangerooge 9′ 10″, bei Heppens 11′ 9″, beim Bremerhafener neuen Leuchtthurm 10′ 9″, bei Husum 12′, bei Tönning 8′ 6″. Man kann hieraus ersehen, wie viel ein Schiffsführer zu beobachten hat und wie schwer sich der geringste Irrthum rächen kann in einem Labyrinth von Rinnen und Bänken, die bald tief unter Wasser liegen, bald kaum davon bedeckt sind.

Von der Insel Romö bis zur Stadt Emden finden sich nur drei Einfahrten für schwere Schiffe, nämlich die Elbe, die Weser nebst Jade und der Dollart. Der letztere führt jedoch zu keinem Hafen, sondern nur in ein großes Watt, das selbst den leichten Handelsschiffen die Annäherung an die Stadt verbietet, denn seine Rinnen sind sehr verschlickt. Die Häfen von Husum und Tönning können nur mittelgroße Kauffahrteischiffe erreichen. Nach Husum führt aus der offenen See eine große Rinne, welche „die Hever" genannt wird. Sie ist an ihrem Eingange durch eine Untiefe, den „Quagegrund", für große Schiffe geschlossen und kann nur zur Fluthzeit von Schiffen unter 21' Tiefgang überschifft werden. Der Lauf der Hever ist sehr veränderlich und auch von verschiedener



Die Nordseeküste.

Tiefe, so daß er selbst in Friedenszeit (wo alle Seezeichen ausliegen) nur mit Hülfe von Lootsen passirt werden kann. Ebenso verhält es sich mit den anderen großen Rinnen, nur daß die Eiderrinne noch viel gewundener und unsicherer ist, auch eine noch flachere Barre am „Isern Hinnerk" hat. Die andern Rinnen des schleswigschen Watts führen zu keinen Häfen, sondern endigen mitten in der nassen Schlickfläche. Die bedeutendsten sind: die neue Schmal-Tiefe, die Fahrtrapp-Tiefe (an der Südspitze) und die Lister-Tiefe (an der Nordspitze Sylts); auch sie sind durch Untiefen an der Mündung gesperrt.

Was die Schifffahrt auf dem Watt so gefährlich macht, das ist die beständige Veränderung der Rinnen — ihres Laufes sowohl als ihrer Tiefe. Auch die Bänke rücken von der Stelle, verschwinden und es tauchen an anderen Stellen neue auf. Diese Veränderungen gehen so schnell vor sich, daß eine Kartenaufnahme schon beim Beginn des Stiches theilweise veraltet ist. Wenn es nicht stürmt, und außerdem Friede herrscht, dann ist es nicht gefährlich, wenn ein Fahrzeug die vielfach gewundene Rinne verfehlt und beim Eintritt der Ebbe plötzlich auf dem Trocknen sitzen bleibt; schlimmer ist es schon, wenn es während der Fluth aufstieße, denn dann kann diese es nicht, wie im ersteren Falle, wieder emporheben. Bei stürmischem Wetter ist das Festsitzen im Watt jedoch immer gefährlich, wegen des Wellenschlages; man denke sich aber einmal feindliche Fahrzeuge mit dem Kiel am Boden, während die unsrigen in den Rinnen, die sie genau kennen, flott bleiben. Ein Beschiffen des Wattenmeeres kann deshalb der Feind unter keinen Umständen wagen; denn kundige Lootsen erhält er nicht, und selbst ein wider Willen gezwungener Inselfriese könnte sich ohne Seezeichen (und diese sind sämmtlich weggenommen) schwer zurecht finden.

Die hannoverschen Inseln sind von der See her leicht zugänglich, weil die große Tiefe nahe an sie herantritt, doch sind sie zu unbedeutend, um einer Armee zum Fußfassen dienen zu können. Die schleswigschen Inseln sind schwierig oder gar nicht ohne die Mithülfe der Bewohner zu erreichen, mit Ausnahme einer einzigen, die sehr leicht zu gewinnen und zugleich die größte ist, nämlich Sylts. Auf ihr könnte eine Armee wenigstens lagern. Damit hätte der Feind indessen nicht viel erreicht, denn den Uebergang über das breite Watt könnte er nicht bewerkstelligen — bei der Fluth nicht, weil da unsere Kanonenboote und die Dampfer der freiwilligen Seewehr alle Rinnen und die ganze Wasserfläche beherrschen, so daß sie die feind-

lichen Landungsboote übersegeln oder in den Grund schießen könnten. Bei der Ebbe ist ein Uebergang noch viel weniger möglich, denn nur die kundigen und darin geübten Inselfriesen und sonstigen Strandbewohner verstehen das Laufen auf dem schlüpfrigen Boden des Watts, und oft büßen auch sie eine Ueberschätzung ihrer Kräfte oder einen geringen Irrthum in der Zeit mit dem Tode durch die zurückkehrende Fluth. Die Franzosen würden in solchem Falle das Schicksal des pharaonischen Heeres theilen. Wie schwierig und gefährlich der Verkehr zwischen den Inseln und dem Festlande ist, ersieht man am besten aus dem Umstande, daß die Bewohner gewisser Inseln oft Monate lang ohne alle Nachrichten vom Kontinente bleiben.

Nur die drei Ströme Elbe, Weser und Jade hätten einen Besuch der feindlichen Flotte zu erwarten, wenn diese Lootsen und was sonst dazu gehört, besäße. Aber was sollte ihr der Versuch nützen? Da, wo eine Landung möglich oder etwas zu zerstören wäre, sind permanente und in neuerer Zeit vervollständigte Befestigungen vorhanden, deren Riesenkanonen wohl jeden Angriff abzuwehren vermögen, abgesehen davon, daß unsere Panzerflotte ein Wort mitzusprechen hätte. Wir haben einen solchen Kampf um unsern Boden nicht zu scheuen.

Nun noch ein Wort über unsere Flotte und die Rolle, welche sie voraussichtlich in diesem Kriege spielen wird.

Es ist bekannt, daß die Franzosen mehr Panzerschiffe besitzen als wir überhaupt Kriegsschiffe, und daß sie außer der Panzerflotte noch über 270 hölzerne Kriegsdampfer aller Art verfügen. Sie haben im Ganzen 60 Panzerschiffe, wir nur 5 und daneben 5 schwere und 4 leichte Korvetten in Holz (s. Ergbl. Bd. V, S. 761), außer Kanonenbooten, Avisos und Transportdampfern, die nur für die Küstenvertheidigung in Betracht kommen. Wenn also die Zahl allein den Ausschlag gäbe, dann könnte von gar keinem Versuche unsererseits zu einem Seekampfe die Rede sein. Zum Glück sprechen aber noch andere Faktoren mit, die uns die sichere Hoffnung geben, daß unsere Flotte nicht bloß den übermächtigen Gegner angreifen, sondern auch einen ehrenvollen Kampf mit ihm bestehen wird. Unsere Panzerschiffe sind sämmtlich neu und stehen (mit Ausnahme des „Prinz Adalbert") auf der Höhe der augenblicklichen technischen Vollkommenheit; unsere Schiffsartillerie wird von keiner in der Welt übertroffen und ebenso wenig unsere Seeleute und Offiziere. Was aber unserer Flotte eine Bedeutung gibt, die mit ihrer Größe in keinem Verhältniß steht, das ist das Panzerschiff „König Wilhelm". Diese Fregatte hat nur einen einzigen ebenbürtigen Gegner in der Welt, in Gestalt der englischen Panzerfregatte „Hercules". Sie wiegt, wie sich dänische Stimmen äußerten, eine ganze Flotte auf. Dieser „König Wilhelm", sekundirt von den übrigen 4 Panzerschiffen (wobei die gewaltigen Fregatten „Friedrich Karl" und „Kronprinz"), wird den Franzosen die Schlacht bieten und ihnen zeigen, daß es auf die Zahl der Schiffe nicht ankommt, um zu siegen. Der „König Wilhelm" ist nicht in den Grund zu schießen, seinen furchtbaren 300pfündigen Geschossen dürfte aber keine Schiffswand widerstehen und seinem Widderstoße können sich nur schnellere Fahrzeuge entziehen, deren es aber wenige gibt. Aus diesem Grunde und wegen seiner leichten Lenkbarkeit ist er selber ziemlich sicher vor einem Stoße. Er wird die französische Schlachtlinie ohne Weiteres durchbrechen und dadurch in Unordnung bringen, daß ihm jedes Schiff ausweichen muß, worauf seine Begleiter schon das Uebrige besorgen werden.

Auch unsere hölzerne Flotte ist keineswegs in dem bevorstehenden Kampfe zu verachten, und wenn sie auch nicht allein zum Angriffe vorgehen wird, so dürfte sie dennoch Gelegenheit finden, mit den Franzosen Schüsse zu wechseln. Es ist nämlich zu beachten, daß unsere schweren Korvetten Geschütze führen, welche noch auf 1000 Schritt einen 4½zölligen Panzer zu durchschlagen vermögen, wenigstens die „Elisabeth" ist durchgehends mit solchen ausgerüstet, und die andern dürften mittlerweile mindestens einige Geschütze dieser Art erhalten haben. Da die in Rede stehenden Schiffe sehr „klotzig" gebaut sind, so wäre es nicht unmöglich, daß sie sich im Widderstoße versuchten, denn wie die Oesterreicher bei Lissa gezeigt haben, kann auch ein hölzernes Schiff ein eisernes in den Grund rennen. Die Zeit des Auftretens unserer hölzernen Flotte wird jedenfalls (wenn nicht früher) dann eintreten, sobald die französische Ostseeflotte wegen der Ereignisse in der Nordsee Kehrt macht, um nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen, denn nach einem Siege unserer Schiffe bei Helgoland dürften diese nicht lange zögern, den Feind in der Ostsee aufzusuchen.

Wenn wir uns gewundert haben, daß unsere Panzerflotte bis jetzt nichts gethan hat, dann übersahen wir, daß dieselbe beim Wiedereinlaufen in die Jade nicht kriegsmäßig ausgerüstet war und diese Ausrüstung in Wilhelms-

hafen schwieriger zu bewerkstelligen war als in Kiel, woselbst die Magazine, Arsenale, Dampfkrahne ꝛc. vorhanden sind, die in Wilhelmshafen noch fehlen. Vielleicht hatte die Flotte auch den Befehl, erst des Feindes Streitkräfte sich bis Memel zerstreuen zu lassen und überhaupt vor Eintritt eines Sieges auf dem Lande keinen Schlag zu versuchen. Aber wie die Würfel auch auf der See fallen mögen, in keinem Falle haben wir nöthig, uns wegen der Sicherheit unserer Küsten Besorgnissen hinzugeben. Franz Maurer.

Nekrolog.

Douay, Karl Abel, Kommandant der 2. französischen Infanteriedivision, fiel in der Schlacht bei Weißenburg am 4. August. Er war 1809 geboren, kommandirte 1848 an der Spitze eines Jägerbataillons mit Ruhm bei Sidi-Brahim in Algier, zeichnete sich 1855 als Oberst bei dem Angriff auf den Malakoff aus und wurde in Folge dessen Brigadegeneral. Als solcher focht er 1859 mit Glanz bei Medole. 1866 wurde er Divisionsgeneral und 1869 wurde ihm die Inspektion über die Schule von St. Cyr übertragen.

Francois, von, preußischer Generalmajor, fiel in dem Gefecht zwischen Saarbrücken und Forbach am 6. August. Er war 1836 Secondelieutenant im 37. Regiment, wurde 1851 Hauptmann, 1858 Major, avancirte 1866 zum Obersten und wurde am 30. Juli 1870 zum Generalmajor und Kommandeur der 27. Infanteriebrigade ernannt.

Technologie.

Die Kettenschifffahrt macht jetzt, wie man der „Deutschen Industrie-Zeitung" schreibt, in Deutschland und Oesterreich ungemein rasche Fortschritte. Auf der Elbe liegt die Kette auf deren ganzem Lauf im Königreich Sachsen und auf einer Strecke in der Nähe von Magdeburg; ihre Verlängerung in das Innere von Böhmen einerseits und bis nach Hamburg andrerseits steht in kurzer Zeit zu erwarten. Auf der Donau und deren Nebenflüssen wird die Legung eines Drahtseils von der ersten privilegirten k. k. Donaudampfschifffahrtsgesellschaft energisch und rasch angegriffen werden und die Einführung auf dem Rhein ist im Wesentlichen beschlossene Sache. Aber auch für die kleineren Flüsse beabsichtigt man bereits die neue Erfindung zu verwerthen, so z. B. auf der Saale und Unstrut. Jedenfalls stellt sich auch die Seil- oder Kettenschifffahrt namhaft billiger als die Benutzung eines Leinpfades, und die anliegenden Gutsbesitzer werden dadurch vor allen den Unannehmlichkeiten bewahrt, welche mit dem Leinpfad nun einmal unvermeidlich verbunden sind. Gegen die Räderdampfer haben die Seildampfer den Vorzug, daß sie keinen Wellenschlag verursachen. Ein Dampfer an der Kette kann ferner 90—94% der Dampfkraft nutzbar machen, während ein Räderdampfer nur 60%, bei starker Strömung sogar nur bis auf 30% nutzen kann. Auf der Maas mußten die Passagierboote mit 45pferdigen Maschinen bei Hochwasser die Fahrt einstellen, während ein Schleppdampfer am Seil mit 14 Pferdekraft die Schifffahrt offen hielt. Die Seilschifffahrt kann überhaupt so lange ungestört bestehen, als noch die Schleußen funktioniren, während bei Ueberschwemmungen ꝛc. der Leinpfad unzugänglich wird; der Kettendampfer kehrt sich an alle dergleichen Hindernisse nicht, er verbraucht bei starker Strömung höchstens etwas mehr Kohlen. Der wichtigste Grund für Einrichtung von Seilschifffahrt liegt aber gewiß darin, daß mittelst derselben ein bestimmter Fahrplan eingehalten werden kann; das Herunterkommen der Schifffahrt liegt zum großen Theil mit darin, daß Witterungsverhältnisse oder Gleichgültigkeit der Schiffer ein unpünktliches Eintreffen der Ladung zur Folge haben. Die Tour von Hamburg nach Magdeburg wird mittelst der Kette in 3 Tagen zurückgelegt werden, während man jetzt oft 4 Wochen dazu braucht. Nur Eines ist gegen die Seilschifffahrt zu sagen: auf der Saone und Rhone ist es nicht gelungen, die Kettenschifffahrt einzuführen, weil diese Flüsse zu viel Sand mit sich führen und die Kette verschlämmen; auf der Oder ist die Einrichtung in der Hauptsache auch fertig; aber dieser Fluß hat an einzelnen Stellen nur 15" Fahrtiefe und man muß sich daher beim Bau der Fahrzeuge sehr nach der Natur des Flusses richten. Auf der Elbe geht es bei 17 bis 18" Fahrtiefe recht gut und das Anlagekapital hat sich mit 9—12% verzinst. Auf der Saale hat man bei niedrigem Wasserstand 28" Fahrtiefe, die sich aber bald auf 36—40" vertiefen läßt. Nur die scharfen Krümmungen könnten hier allenfalls Schwierigkeiten bereiten; aber wenn man es auch nicht dahin bringen wird, wie auf der Seine 30 Kähne hintereinander zu schleppen, so kann man sich doch vorläufig genügen, 3 oder 4 Kähne fortzuschaffen, und die Schwierigkeiten werden gewiß allmählig durch die Intelligenz der Steuerleute überwunden werden.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 18. August. **Die Ziele des Kriegs.** Abgesehen von heimlichen Ueberfällen, kennt die ganze Weltgeschichte keinen großen Krieg, in welchem wie in dem gegenwärtigen ein so wunderbar schneller Uebergang von der sich zuerst ankündenden Kriegsgefahr zu vollständiger Kriegsrüstung bis zum Zusammenstoß zu sofortigen Schlachten Statt gefunden hätte. Anfangs Juli noch tiefer Frieden, am 5. Juli die Eröffnungen des Herzogs von Gramont im Gesetzgebenden Körper, welche den nahenden Sturm verkünden, am 15. die weiteren Eröffnungen, welche die letzte Friedenshoffnung zertreten, am 19. die förmliche Kriegserklärung. Auf den Verlauf der nun folgenden Ereignisse und Siege brauchen wir hier nicht speciell einzugehen und können auf die Zeitungsnachrichten verweisen; sie erinnern in ihrer Raschheit an den Krieg von 1866.

Im Jahre 1866 wurde es möglich, Sadowa nach wenigen Tagen auf die Kämpfe vom 27., 28. und 29. Juni folgen zu lassen. Diese bedeuteten damals Aehnliches wie jetzt die Tage von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken und Metz, deren Erfolge die Welt in Erstaunen setzten. Aber die Oesterreicher stellten sich damals den Preußen zur Hauptschlacht, die Festungen Josephstadt und Königgrätz und die Elbe hinter sich, die Franzosen gehen hinter die Mosel und hinter Metz und noch weiter zurück und machen riesige Anstrengungen, um neue Truppenkörper zu bilden und heranzuziehen. Doch läßt die bis jetzt bewährte ausgezeichnete Kriegsführung, welche Zahl, Kraft und den hohen Muth unserer Heere so herrlich zu verwerthen wußte, auch dann den kommenden Ereignissen mit Vertrauen entgegensehen, wenn es möglich werden sollte, bis zu der großen Entscheidung, vor der wir stehen, das französische Heer dem deutschen der Zahl nach gleich zu stellen, und zwar durch Einreihung geschulter Soldaten.

Wenn der größte Feldherr der neuesten Zeit, wenn der gewaltige französische Soldatenkaiser, dessen von einem Napoleoniden wieder aufgenommene Traditionen eben jetzt vielleicht für immer aus dem Buche der Geschichte gestrichen werden, aufleben, wenn er überschauen könnte, was sich jetzt begibt, er würde staunen über den in wenig Wochen vollzogenen Uebergang zweier Völker aus dem tiefsten Frieden zu dem entwickeltsten massenhaftesten Kriege. Nachdem bereits größere Schlachten geschlagen, steht man nun vor solchen, wie sie gegen das Ende des ersten Kaiserreiches nur das gesammte in ein Kriegslager verwandelte Europa schlug. Freilich gab es zur Zeit seiner Siege und seiner Niederlagen noch keine Eisenbahnnetze und keine elektrischen Telegraphen. Aber auch im Vergleich mit den großen Kriegen der letzten Jahrzehnte in allen Welttheilen tritt die gleichzeitig massenhafte und staunenswerth rasche Entwickelung des gegenwärtigen Krieges mit überwältigender Kraft hervor. Welche Zeit lag in Nordamerika zwischen der thatsächlichen Veranlassung des Bürgerkrieges, seinem Ausbruch und seiner Entfaltung zu jenen großartigen Verhältnissen, welche alsdann die Welt allerdings mit Staunen gesehen hat! Als der Krimkrieg zum Ausbruch kam, als die Westmächte schon entschieden auf die Seite der Türkei getreten waren, ging ihm noch ein mittlerer Zustand voran, der weder Krieg noch Frieden war, eine lange Zeit, die zur Vorbereitung auf den Krieg und zu Versuchen, ihn wo möglich noch zu vermeiden, verwendet wurde. Nicht anders war es zur Zeit des italienischen Krieges 1859. Dem unvergessen gebliebenen Neujahrsgruß Napoleons an den Botschafter Oesterreichs folgte zwar die Absendung eines Armeecorps von Wien nach Venedig auf dem Fuße nach, aber zwischen jenem Krieg verkündenden Gruße und dem Einmarsch der Oesterreicher in die Lomellina lagen noch vier

Monate. Der Schlachtendonner, welcher ſich 1866 in Böhmen entlud, hatte ſchon 1865 in der Ferne gegrollt. Faſt ein ganzes Jahr mühte man ſich darauf noch in Verſuchen ab, aus dem Gegenſatz in der ſchwebenden kriegsdrohenden Frage ohne Krieg herauszukommen. Als dann 1866 dieſer Gegenſatz ſchon ſo geſchärft war, daß kaum noch ein anderer Ausweg als der Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich geſehen werden konnte, vergingen doch noch zwei Monate, bis man zu einer allgemeinen Mobiliſirung überging. Und zwiſchen dem Mobiliſirungsbefehl Preußens vom 4. Mai und dem Einmarſch der Preußen in Leipzig am 19. Juni lagen doch noch faſt ſieben Wochen. Von da an folgten dann die erſten entſcheidenden Kriegsereigniſſe, wenn auch nicht ganz ſo raſch, doch faſt ebenſo raſch wie in dem gegenwärtigen Kriege, die Hauptſchlacht noch ſchneller. Ob, wenn dies Mal etwa Metz zu einem zweiten Sadowa für Preußen und das mit ihm verbundene Deutſchland wird, auch ebenſo ſchnell das Ende des Krieges folgt? Dies hängt davon ab, ob in dieſem Falle das franzöſiſche Volk geſtimmt ſein würde, noch den Verſuch — den letzten — zu wagen, vor Paris den Krieg zum Stehen zu bringen. Wir ſagen das franzöſiſche Volk, denn das Kaiſerreich würde eine mit vollſtändiger Niederlage endigende Hauptſchlacht wohl nicht lange überleben. Eine politiſche Umwälzung in Paris iſt für dieſen Fall ſehr wahrſcheinlich geworden. Es kann aber eine Revolution ſein, in welcher das Volk, in ſich gebrochen, nach Frieden ruft, oder eine ſolche, die von dem Anlaufe zu der wildeſten revolutionären Kriegsführung begleitet iſt, und welche auch die Trümmer des Heeres in ihren Strudel reißt.

Wenden wir nunmehr den Blick von dem Kriegsſchauplatz auf den Mittelpunkt Frankreichs und fragen wir nach dem Echo, welches die Kriegsereigniſſe in dieſem Paris hervorrufen, welches ſchon ſo oft die Geſchicke Frankreichs beſtimmt hat, welches ſchon ſo oft der Zeuge und der Urheber des jäheſten politiſchen Umſchwungs geworden iſt. Man fühlt ſich dort vom Fieber bis auf das Mark erſchüttert, bald vom Froſt geſchüttelt, bald von Gluth entflammt. Bisweilen ſieht man im Geiſte auch die Entſcheidungsſchlacht ſchon verloren und die Feinde vor Paris, bald knüpft man an den Gedanken: Maſſenaufgebot wie 1793, der ſich jetzt aller Welt bemächtigt, ausſchweifende Hoffnungen, ohne ſich recht klar zu werden, ob und in welchem Umfang die heutige Kriegsführ[ung] die Zeit laſſen wird zur Ausführung d[ie]ſes Maſſenaufgebots, zur nothdürftigen Organiſ[ation] und militäriſchen Ausnutzung dieſer M[aſſe]. Im Ganzen gewinnt eine ſchwungvolle po[li]tiſche Erregung bald die Oberhand. Aber [es] hat zwei Strömungen in derſelben zu u[n]terſcheiden. Die eine — getragen von einem T[eil] der republikaniſchen pariſer Mehrheit, welch[e] wenig Monaten gegen das Plebiſcit, d. h. [für] den Kaiſer und das Kaiſerreich ſtimmte — die energiſcheſte Fortführung des Krieges, zugleich Beſeitigung des dafür als unfähig [be]zeichneten Kaiſers und ſtatt deſſen in der [ei]ner oder andern Form etwas, was immer nur [den] Anfang eines neuen Wohlfahrtsausſchuſſes [be]würde. Die andere Strömung will ebenfalls [die] energiſcheſte Kriegsführung, aber ſie ſieht [das] Heil darin, daß man alle inneren Spaltu[n]gen ſchließt, daß man mindeſtens alle gegen [das] Kaiſerreich gerichteten Pläne vertagt. [Die] Strömung wird die ſtärkere. Sie hält, u[nter]ſtützt durch militäriſche Maßregeln, durch [Ein]ſchreiten gegen bedenkliche Anſammlungen [von] aufgeregter Volkshaufen die andere vollſt[ändig] darnieder, vorerſt nämlich, d. h. bis zu d[er] warteten Entſcheidungsſchlacht. Verzeichnen [wir] nun ganz kurz die wichtigſten von [P]aris ausgehenden Ereigniſſe. Paris wird in [den] lagerungszuſtand erklärt, ebenſo die öſtli[chen] Departements. Großartige Arbeiten zur Ver[vo]ſtändigung und Erweiterung der pariſer B[e]feſtigungen werden angeordnet. Neben Proklamationen der Miniſter und der Kaiſerin, die an den Patriotismus der Bevölkerung we[nden] und das Vertrauen auf die Kräfte Frank[reichs] aufrichten ſollen, gehen Dekrete her, den ſo[fo]rtigen Zuſammentritt der Kammern betref[fend] und die Einreihung der noch unverwendeten [waf]fenfähigen Mannſchaft bis zum 30. Jahr in [die] Mobilgarde, ſowie die aller kräftigen Bürg[er] von 30 bis 40 Jahren in die Nationalgar[de]. Der am 9. Auguſt ſich verſammelnde Geſetzgebe[nde] Körper bekommt die von Kératry verlangte [Ab]dankung des Kaiſers und einen Antrag zu hö[ren] wonach wegen Unfähigkeit des Generals en [chef] (des Kaiſers) der Geſetzgebende Körper [ſo]einen Ausſchuß die Leitung der Angelegenhe[iten] des Landes in die Hand nehmen ſoll. Noch [hat] dieſe Körperſchaft der ganz ungeeignete Boden für ſolche Anträge; ſie gehen in dem Sturm [un]den ſie erregen, unter. Dagegen werden die vom Kriegsminiſter Dejean eingebrachten Vor[la]gen mit verſchiedenen Abänderungen

Geſetz erhoben*), jedoch erſt nachdem das Miniſterium Ollivier durch ein Mißtrauensvotum geſtürzt war. Die Einſetzung eines Miniſteriums der entſchiedenſten That war in Form einer Tagesordnung beantragt worden, welche ſagte, daß die Kammer entſchloſſen ſei, nur ein Miniſterium zu unterſtützen, welches fähig ſei, die Vertheidigung des Landes zu organiſiren. An die Spitze des neuen Miniſteriums wird von der Kaiſerin mit Genehmigung des Kaiſers General Graf Palikao geſtellt, auch Jer. David tritt ein; an Gramonts Stelle tritt Latour d'Auvergne, aus dem alten Miniſterium bleibt nur der Marineminiſter. Rouher tritt nicht ins Miniſterium, er ſteht nur hinter demſelben, doch gilt er politiſch für die Seele deſſelben. Die Kammern beſchließen noch (auf Favre's Antrag) die Reorganiſation der Nationalgarde im Weſentlichen nach dem Geſetz von 1831, ſie erhöhen den Militärkredit auf eine Milliarde, ſprechen den Zwangskurs für die Banknoten bis zum Betrag von 1800 Millionen aus und beſchließen ein Moratorium rückſichtlich der Exekutionen für alle vom 11. Auguſt an fälligen Wechſel. Der Prinz von Joinville, der Herzog von Aumale, der Herzog von Chartres verlangen öffentlich, daß man ihnen die Rückkehr und den Eintritt in das Heer in dieſen Stunden der Gefahr für Frankreich geſtattet (vorläufig natürlich vergeblich). Der neue Miniſter des Innern, Chevreau, zeigt im Geſetzgebenden Körper die beabſichtigte Ausweiſung der Angehörigen der im Krieg mit Frankreich ſtehenden deutſchen Staaten an! Nur einzelne Stimmen, namentlich Pelletan, tadeln dieſes Verhaben. Die Botſchafter Oeſterreichs und Englands machen Gegenvorſtellungen, wie es ſcheint, umſonſt. Doch erſtreckt ſich die Ausführung der Maßregel bis jetzt nur auf einen mäßigen Theil der von ihr grundſätzlich Betroffenen.

So etwa lautet bis jetzt das pariſer Akkompagnement zu dem Kanonendonner an den Grenzen Frankreichs und zu der begonnenen Invaſion.

Wir haben hier keine ins Einzelne gehende Kriegsgeſchichte zu ſchreiben. Wohl aber ziemt es uns, den Blick in die Zukunft zu richten und zu fragen: *was kann, was ſoll der Preis dieſes großen Krieges ſein?* Es iſt nicht zu früh, daß ſich die Nation damit beſchäftigt. Es iſt ſogar ſehr wünſchenswerth, daß ſie ſich ſchon jetzt über die großen politiſchen Ziele klar wird, für welche ſie auf den Schlachtfeldern mit dem Blute ihrer beſten, kräftigſten Söhne zahlt. Eine gewaltige Leidenſchaft pulſirt jetzt durch die Adern unſres Volkes, und dieſe Leidenſchaft iſt eine edle, denn der Krieg, zu welchem ſeine Heere ausgezogen ſind, iſt ein gerechter Krieg. Die höchſte Geltung, welche unſere Nation einſt errungen, die tiefſte Erniedrigung, auf welche ſie herabgeſtiegen, vergangene Größe, vergangene Schmach wird lebendig in der Erinnerung, und leicht verhüllt von dem Schleier der Zukunft erhebt ſich wieder das Bild des Geſammtvaterlandes in hehrer Geſtalt. Man ſage nicht: eben weil dem ſo iſt, iſt es unnöthig, iſt es vielleicht ſchädlich, ſchon jetzt von den politiſchen Zielen des Krieges zu reden und darüber zu ſchreiben; man kämpfe fort, wie man begonnen, das Andere wird von ſelbſt kommen, die Form iſt wenig, der Geiſt iſt Alles, und der höchſte Preis iſt ſchon jetzt errungen. *Dieſer höchſte Preis aber liegt in dem auflodernden deutſchen Nationalbewußtſein*, in den überwundenen inneren Spaltungen, er liegt in dem der Welt gegebenen Beweis von dem, was unſre, als Volk der Denker bald gelobte, bald bemitleidete Nation gut geleitet im thatkräftigen Handeln vermag. Aber auch 1813 und 1815 ging ein hoher Schwung durch das deutſche Volk, und ſeine Thaten waren dieſes Aufſchwunges würdig. Und dennoch, welche politiſche Ernte ging aus der blutigen, heldenmüthigen Saat hervor? Wie ſah es ſchon nach wenigen Jahren in Deutſchland aus, damals, als der nun heimgegangene große ſchwäbiſche Sänger dem öffentlichen Gewiſſen mahnend ſein ſchönes Lied zurief: Wenn jetzt ein Geiſt herniederſtiege? Wie oft iſt auch ſchon geklagt worden, daß die Feder der Diplomaten verdorben, was das Schwert der Krieger gut gemacht, und daß die Arbeit auf den Schlachtfeldern am grünen Tiſche zerſetzt worden iſt. Auf der Höhe der gewaltigſten Kraftanſtrengung iſt ein Volk oft ſchon nahe an der Schwelle der Ermattung. Wenn die wilden Kriegsrufe verhallen, miſcht ſich in die dem erſehnten Frieden geltende Arbeit oft eine ſtarke Mitgift kleinen Sinnes. Dazu der hemmende Neid des Auslandes und im Innern engherzige Gedanken und niedere Beſtrebungen, welche aus den Schlupfwinkeln, in die ſie eben

*) Die beſchloſſenen Maßregeln ſind nun folgende: Einberufung aller nicht verheiratheten oder verwittweten kinderloſen Staatsbürger der ausgedient habenden Altersklaſſen von 1856—1863 (man rechnet dabei auf faſt 300,000 geeignete Leute?); Einberufung der *mobilen* Nationalgarde von 25 bis 30 Jahren; Anwerbung ohne Rückſicht auf das Alter; Einberufung aller jungen waffenfähigen Leute der Klaſſe von 1867; Erhöhung der Unterſtützungsſumme für die Familien der mobilen Nationalgarde von 4 auf 25 Millionen.

geſcheucht waren, allmählig wieder hervorkommen und ſich in das Spiel miſchen! Darum iſt es ſo wichtig, daß ein Volk, welches wie das deutſche in verwickelten Zuſtänden nach innen und nach außen lebt, ſich während eines ſolchen ſeine Geſchichte beſtimmenden Kampfes klar wird, was es außer der Niederwerfung des feindlichen Heeres mit dieſem Kampfe denn ſonſt noch erringen will. Es iſt gut, wenn es ſich zur günſtigen Stunde dafür einſt, um bei der Friedensarbeit mit mächtigem Nachdruck dafür zu wirken. Iſt dieſe Friedensarbeit kleinen Geiſtern, ſchwachen Seelen oder ideenloſen Männern der Routine anvertraut, ſo liegt in dem hinter der Diplomatie ſtehenden mächtigen Volksimpulſe geradezu allein das Heil. Aber er wird ſelbſt dort nützlich, wo dieſe Arbeit dem klarſten Kopfe, dem kräftigſten Sinne und einem reinen, auf die höchſten vaterländiſchen Ziele gerichteten Streben zufällt. Er verleiht immer die beſte Hülfe gegen die vielen, von ſehr verſchiedenen Seiten kommenden Hinderniſſe, mit denen bei dem Uebergang vom Kriege zu dem Frieden, bei der Begründung oder bei der Erweiterung neuer politiſcher Schöpfungen zu kämpfen iſt.

Wenn man von den Kriegszielen ſpricht, ſo iſt der Fall der Betheiligung anderer Mächte an dem Kampfe und der Fall, daß er allein durch die urſprünglichen Gegner zu Ende geführt wird, zu unterſcheiden. Im erſteren Fall iſt die Frage weit verwickelter als in dem anderen; die abgeſchloſſenen Bündniſſe legen von vorne herein gegenſeitige Verpflichtungen und Beſchränkungen auf, der Entſchluß des Siegers iſt nicht mehr frei. Die Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer Fall nicht eintritt, iſt in den letzten beiden Wochen entſchieden gewachſen, und zwar vornehmlich in Folge der glänzenden Erfolge der deutſchen Waffen, theilweiſe auch in Folge der Politik Englands. Der Vertrag, welchen daſſelbe zu gleicher Zeit mit beiden kriegsführenden Theilen abgeſchloſſen hat, behufs einer gemeinſamen Aktion gegen denjenigen Theil, welcher die Neutralität Belgiens verletzen ſollte, iſt zunächſt allerdings nur eine ſtarke Gewähr, daß dieſe Neutralität im Kriege wie im Friedensſchluſſe geachtet werden wird. Aber die von England an andere Mächte ergangene Einladung, dieſem Vertrage beizutreten, iſt ein wichtiger Schritt, um dieſelben mit der Neutralitätspolitik Englands zu verknüpfen und den hier und da vorhandenen Neigungen, nach Umſtänden ſich an dem Krieg zu betheiligen, bei Zeiten Schranken zu ziehen. Dieſe Einladungen, mögen ſie angenommen oder abgelehnt werden, müſſen mindeſtens dazu beitragen, die Situation zu klären, indem ſie für diejenigen Staaten, deren Abſichten in Beziehung auf Bewahrung der Neutralität verdächtig ſind, es erſchweren werden, lange eine zweifelhafte Linie zu verfolgen. — Dänemark insbeſondere wird gegen ſeine Volksleidenſchaften nicht bloß durch dringenden Rath von außen, nicht bloß durch den Eindruck der Siegesnachrichten vom Rhein, ſondern noch beſonders dadurch im Zaum gehalten, daß das für die Oſt- und Nordſee beſtimmte größere Landungscorps nunmehr dringender zur Vertheidigung des franzöſiſchen Bodens verlangt wird. Auch von Italien kann man vernünftiger Weiſe kaum etwas Anderes annehmen, als daß die in den officiellen Kreiſen vorhandene Neigung zu einer gemeinſamen Aktion mit Frankreich, vielleicht ſogar geheime, in dieſer Richtung eingegangene Verträge einen gewaltigen Stoß durch die Kriegsereigniſſe erhalten haben. Unmittelbar vor den Siegen der Deutſchen bei Weißenburg, Wörth, Saarbrücken hatte General Cialdini im Senat dem Kriegsminiſter und der ganzen Regierung eine Scene gemacht, die faſt wie die Drohung mit einem militäriſchen Pronunciamento klang. Er hatte mit militäriſchem Ungeſtüm offen zu einer Aktionspolitik gedrängt, wofür, wie es ſcheint, der König — vielleicht ſchon im Einverſtändniß mit ſeinem gegenwärtigen Miniſterium — erſt im Innern die Verhältniſſe vorbereiten wollte, bevor er ſich dazu bekannte. Seitdem die Kunde jener Siege nach Italien gedrungen, ſind die, welche daſelbſt einem franzöſiſch-italieniſchen Bündniß offen das Wort redeten, ſehr kleinlaut geworden. Auch der König wird ſchwerlich die Abſicht feſthalten, demnächſt für Frankreich zum Schwert zu greifen. Nichtsdeſtoweniger bleibt ſehr zu beachten, daß die Rüſtungen Italiens ſelbſt in der allerneueſten Zeit, namentlich durch neue Aushebungen erweitert und bedeutende Militärkredite verlangt werden. Man mag daran denken, daß man im Innern wegen der reif werdenden römiſchen Frage vielleicht ziemlich viel Soldaten braucht (Mazzini, auf einer Inſurrektionsreiſe nach Sicilien begriffen, ward eben verhaftet). Aber ſchwerlich denkt man daran allein; die Rüſtungen erſcheinen für dieſen Zweck allzu umfangreich. Wahrſcheinlich denkt man, daß vielleicht doch noch eine Wendung der Kriegsereigniſſe erfolgen könne, welche die Hülfe Italiens für Napoleon noch ſehr werthvoll, für Italien aber weniger waghalſig und unbeſonnen erſcheinen laſſe.

So iſt, wie uns ſcheint, die Politik Italiens für die Zukunft noch keineswegs ſicher geſtellt. Aber im Augenblick haben ſie die deutſchen Waffenerfolge ernſtlicher als noch vor Kurzem auf die Neutralität verwieſen. In dieſe Lage der Dinge ſcheint ſich nun aber etwas einzumiſchen, was gleichſam wie eine ſeltſame Laune der Weltgeſchichte in den Kreis der großen Ereigniſſe der Gegenwart eintritt. Das italieniſche Blatt „Nationе" berichtet am 11. Auguſt: der beim König von Italien beglaubigte preußiſche Geſandte habe von Berlin die Erklärung mitgebracht: gegen unſre römiſche Politik werde keine Schwierigkeit erhoben. Dieſe Zeitungsnachricht läßt, wenn ſie begründet iſt, inſofern noch verſchiedene Auslegungen zu, als für die wirkliche römiſche Politik des Königreichs Italien während der nächſten Monate der officielle Ausdruck erſt noch geſucht werden muß. Art. 1 des Septembervertrags wird ſchwerlich ihr letztes Wort ſein. Daher erſcheinen zwei von Rom eingegangene Telegramme von ungleich größerer thatſächlicher Bedeutung. Das eine vom 11. Auguſt ſagt: Cardinal Antonelli hat Preußen in officieller Weiſe zu ſeinen Siegen Glück gewünſcht. Das andere, vom 12. Auguſt lautet: „Freiherr von Arnim hatte am Tage ſeiner Rückkehr von Berlin zwei Audienzen beim Papſt und überbrachte ihm ein Handſchreiben des Königs Wilhelm, in Bezug auf das der Papſt bemerkte: es komme das Heil der Kirche in größter Gefahr oft von ganz unerwarteter Seite". Iſt es wirklich ſo? Uebernimmt der proteſtantiſche König Preußens in der That den Schutz der weltlichen Herrſchaft des eben jetzt als unfehlbar verkündeten Papſtes, während dieſelbe von dem erſtgeborenen Sohn der Kirche den ſturmbewegten Wellen Italiens preis gegeben wird, nachdem er in einen Kampf auf Leben und Tod mit jenem König getreten iſt? Es würde dies an einen älteren geſchichtlichen Vorgang erinnern, an die Stellung Preußens zu dem von den Erzbiſchöfen von Mainz, Trier, Köln und Salzburg im Jahre 1790 beſchickten Emſer Kongreß und zu der daſelbſt feſtgeſtellten Emſer Punktation, welche im Anſchluß an die Richtung der Koncilien von Konſtanz und Baſel gegen den Abſolutismus des Papalſyſtems ſich ſtemmte. Auch damals griffen weltliche Gegenſätze in bizarrer Weiſe in das kirchliche Gebiet hinüber. Wie der Gegenſatz zu Oeſterreich kurz vorher Friedrich II. getrieben hatte, im Fürſtenbund ſich zum Schützer der Preußen doch beengenden Reichsverfaſſung aufzuwerfen, ſo trieb derſelbe Gegenſatz die erſte proteſtantiſche Macht, für den Papſt einzutreten, während Kaiſer Joſeph für die Emancipation Deutſchlands vom Papſte war. Würde die heutige Politik Preußens Rom gegenüber in der That dahin gehen, wohin die oben erwähnten Zeichen deuten, ſo ließe ſich die Aehnlichkeit der beiden Vorgänge, ſowohl was ihre äußere Geſtalt als was die Veranlaſſung betrifft, nicht verkennen. Und doch würde heute, in Beziehung auf die Folgen Vieles ganz anders liegen als damals. Was Preußen als Organ eines werdenden Geſammtdeutſchlands, in weitere Ferne hinausblickend, mit einer ſolchen Politik zu gewinnen dächte, iſt wohl zu errathen. Aber iſt auch wohl berechnet, was dagegen verloren werden kann? Iſt vor Allem der Einfluß eines ſolchen Schachzuges auf die Politik Italiens während des noch nicht vollendeten Krieges wohl berechnet? Was in der gegenwärtigen Kriſis Italien an preußenfreundlichen, an antinapoleoniſchen Demonſtrationen lieferte, was der Regierung einen Hemmſchuh in ihrer Neigung, für Frankreich einzutreten, anlegte, das ging von der großen Volksmaſſe in den Städten aus, welche die weltliche Herrſchaft des Papſtes, welche Mentana, welche Napoleon als Schützer des Papſt-Königs haßt. In dieſem Augenblick für die weltliche Herrſchaft des Papſtes eintreten, bedeutet ſchwerlich die Aufrechterhaltung derſelben — denn dazu ſtehen die preußiſchen Aktionsmittel zu fern, mag Garibaldi oder mag der König von Italien auf Rom marſchiren —, aber es bedeutet: die bisherigen Freunde Preußens in Italien zurückſtoßen, ſie auf die andere Seite drängen und dem König im Innern vollkommen freie Hand machen für eine ganz franzöſiſche Politik. — Da dies ſo iſt, möchten wir in den bis jetzt vorliegenden Nachrichten noch nicht den Ausdruck einer fertigen feſtſtehenden Politik Preußens ſehen.

Das Vorausgeſchickte rechtfertigt es, wenn wir bei Beſprechung der Kriegsziele bis jetzt nur noch von der Vorausſetzung ausgehen können, daß der Krieg lokaliſirt bleibt. Was Deutſchland beſchieden geweſen wäre, wenn Napoleon als Sieger uns gegenüber ſtände, was Deutſchland beſchieden ſein würde, wenn noch jetzt der allerdings kaum mehr denkbare Fall einträte, daß Napoleon in München und in Berlin den Frieden diktirte, iſt ziemlich klar. Seine vergangene Politik Deutſchland gegenüber oscillirte zwiſchen zwei Polen: entweder Preußen nicht vergrößert und nicht an der Spitze von Deutſch-

land, ſondern ein dreigetheiltes, durch Eiferſucht ſeiner drei Theile und durch innere Spaltungen gelähmtes Deutſchland oder Annahme des 1866 Entſtandenen, vielleicht ſelbſt eine Erweiterung desſelben, aber dann eine namhafte Kompenſation für Frankreich, und zwar an Deutſchlands weſtlicher Grenze, zum Theil wenigſtens durch deutſche Länder. Das Eine o der das Andere genügte als Preis für die Vermeidung des Kriegs. Als Siegespreis nach einem mit unerhörten Opfern und Kraftanſtrengungen geführten Krieg würde Frankreich Beides zugleich verlangen, Annexionen an ſeiner Grenze, Reſtaurationen in Deutſchland, Verkleinerung, vielleicht Zertrümmerung Preußens. Die Annexionen auf Koſten Deutſchlands würden aber um ſo bedeutender ſein, als die Hand nach Belgien oder nach einem Theile Belgiens nicht ausgeſtreckt werden dürfte, bei Strafe eines neuen Krieges, in welchem Belgien und zugleich England kraft des abgeſchloſſenen Vertrags auf die Seite des beſiegten Feindes träte.

Der für Frankreich möglichſt günſtige Ausgang des Krieges wäre wohl, wenn derſelbe zum Stehen käme, wenn mit wechſelndem Glücke fortgekämpft würde und beide Theile zuletzt erſchöpft Frieden ſchlöſſen. Der Frieden würde dann einfach die Fortdauer des vor dem Kriege gegebenen Zuſtandes bedeuten. Zwecklos hätte der Krieg gewüthet, ſein einziges Ergebniß: zertretenes Völkerglück, Leichengeruch von hundert Schlachtfeldern, verſtümmelte oder ſieche Krieger auf allen Straßen, eingeäſcherte Städte, verwüſtete Provinzen.

Es bleibt der letzte und nach dem Vorausgegangenen glücklicher Weiſe wahrſcheinlichſte Fall, daß Preußen als Oberhaupt des Norddeutſchen Bundes im Verein mit den verbündeten Südſtaaten den Frieden diktiren kann. Dieſen Ausgang des Krieges vor Augen, hat man nach zweierlei zu fragen:

nach der Abrechnung mit Frankreich,

nach dem Einfluß des Krieges auf die Einheit Deutſchlands in dieſer oder in jener Form.

Das Erſtere hängt, wie man ſehen wird, mit dem Letzteren genauer zuſammen, als es auf den erſten Blick ſcheint. Sicher wird keine Neigung vorhanden ſein, daß ein vollkommen ſiegreiches Deutſchland das Schwert in die Scheide ſtößt, zufrieden mit dem Erſatz der Kriegskoſten, mit dem moraliſchen Gewinn, dem geſteigerten Kraftgefühl, dem mächtig gehobenen Anſehen. Dagegen ſpricht der Ernſt des Kampfes, die Größe der Opfer, die Herausforderung Frankreichs, der Charakter des leitenden Staatsmannes auf deutſcher Seite. Es wäre möglich, daß die Hohenzollernſche Kandidatur auf den ſpaniſchen Thron wieder aufgenommen und verwirklicht würde. Aber es muß als eine durchaus unbefriedigende Löſung betrachtet werden, wenn das, was uns zunächſt liegt, wegen des Fernen vergeſſen würde, wenn eine große Nationalangelegenheit in dieſe dynaſtiſche Löſung zuſammenſchrumpfte. Auch liegt ein anderer Gedanke in der Luft und beſchäftigt bereits tauſend deutſche Herzen: Elſaß und Lothringen darf nach einem ſolchen Kampf nicht bei Frankreich bleiben, wenigſtens bis dahin nicht, wo die deutſche Mundart in der unteren Volksſchicht, d. h. in der Maſſe der Bevölkerung ſich erhalten hat; das Sprachgebiet und daneben ſtrategiſche Rückſichten müſſen entſcheidend werden für die zu ziehende neue Grenzlinie.

Ernſte Frage, die eine ſchwer wiegende Verantwortung für alle Zukunft in ſich ſchließt! Auch darf ſie nimmermehr nach den durch die Ereigniſſe der Gegenwart angeregten Gefühlen, ſie kann nur mit einem vorurtheilsfrei in die Ferne gerichteten ſtaatsmänniſchen Sinn beantwortet werden. Aus dem Grunde ſoll man ſich noch nicht für die Rückforderung dieſer einſt deutſchen, ſeit lange franzöſiſch und zwar gut franzöſiſch gewordenen Länder erklären, um das Nationalitätsprincip möglich rein zur Herrſchaft zu bringen. Die Grenzen keines großen Staates ſind rein nach dem Sprachgebiet gezogen, ſie ſind es nicht, ſie waren es nie, ſie werden es nie ſein; denn die Geſchichte, welche Staaten entſtehen und vergehen läßt, welche ſie begrenzt, rechnet noch mit andern Faktoren. Es wäre eine ſehr bedenkliche Verirrung, wenn dieſer Krieg eine völkerrechtliche Praxis einweihen wollte, die gewiß ſehr fruchtbar an neuen Kriegen werden würde; denn nicht nur an den Vogeſen gibt es Staatsgrenzen, die nach der Sprachgrenze zu reguliren wären. Belgien iſt auch da, und die Schweiz und die Oſtſeeprovinzen, und Poſen, Weſt- und Oſtpreußen und Schleswig. Auch ein anderer Grund wiegt für uns nicht ſchwer, der Grund nämlich, daß man für ſo viel vergoſſenes, wegen Frankreichs Anmaßung vergoſſenes Blut doch wenigſtens als Erſatz eine Gebietsvergrößerung haben müſſe. Der Grund iſt gut, wenn die Gebietsabtretung etwas Gutes bedeutet für das abgetretene Land, ſowie für das Land, welches ſich vergrößert, und wenn das geſittete und friedliche Zuſammenſtehen der beiden lebensvollſten Völker des europäiſchen

Kontinents — ein ſolches brauchen wir nach dem Kriege doch wieder — dadurch nicht dauernd vergiftet wird. Wäre es anders, dann wäre das Blut unſrer Tapfern durch einige von Frankreich wieder abgetrennte Stücke Landes recht ſchlecht bezahlt.

Wenn dieſe beiden Gründe, nackt für ſich betrachtet, nicht ſtark genug ſind, um die Rückforderung von Elſaß und Lothringen zu rechtfertigen, ſo gibt es ein anderes Motiv, welches poſitiv gegen dieſelbe zu ſprechen ſcheint. Eine oft mißachtete Lehre lautet dahin: nach einem Kriege, wie der gegenwärtige, ſoll der Sieger den beſiegten Feind entweder vernichten, mindeſtens ſo ſchwächen, daß er niemals wieder viel ſchaden kann, oder er ſoll ihn durch Schonung gewinnen, er ſoll dem berechtigten Nationalgefühl deſſelben nicht zu nahe treten, auf daß er nicht in einer ihm günſtigen Stunde, ſobald er vielleicht einen ſtarken Verbündeten findet, wieder zu den Waffen greift. Aber da ſtoßen wir gleich auf die Frage: Was iſt berechtigtes Nationalgefühl? Wir werden ſogleich uns darüber erklären, daß unter einer Vorausſetzung die Rückforderung von Elſaß und Lothringen ein Frankreich mit Unverſtand zugefügtes Leid, kein Gewinn für uns und die Quelle künftigen Unglücks iſt, daß ſich dagegen unter einer anderen Vorausſetzung in ihr ein Akt geſchichtlicher Nothwendigkeit vollzieht, der, wie alles von dem lebendigen fortſchreitenden Geiſte der Geſchichte Getragene, ſchließlich befruchtend und wohlthätig wirken muß. Fragen wir zunächſt nach den leitenden Geſichtspunkten. Wenn in unſrer civiliſirten Zeit nach einem großen Völkerkampfe der Sieger aus dem Staatskörper des unterlegenen Feindes ein Stück Land ausſchneidet, welches für die Zukunft nur dort an ſeinem Platze iſt, nur dort ſeine Befriedigung findet, wo es ſeit vielen Menſchenaltern hin gehört, nicht mehr auf der Seite, auf welcher es vor dieſer Zeit ſtand, ſo iſt dies im Grunde ein Mißbrauch des Sieges. Es wird damit nicht eine fremde Ueberhebung in ihre Schranken zurückgewieſen, ſondern ein innerlich ungeſunder Zuſtand herbeigeführt, durch welchen das Nationalgefühl auch eines ſolchen Nachbarn bleibend herausgefordert wird, der für das, was ihm und was den Andern gebührt, ein unbefangenes Urtheil beſitzt, oder dem die Schule des Unglücks allmählig eine ſolche objektive Schätzung gelehrt hat. Etwas Anderes aber iſt nicht minder wahr, nicht minder wichtig.

Wenn geſagt wurde, nach einem Krieg wie der gegenwärtige habe man verſtändiger Weiſe nur zwiſchen der vollſtändigen Unſchädlichmachung des Feindes und der Schonung ſeines berechtigten Nationalgefühls zu wählen, ſo wäre es ein übles Mißverſtändniß, wenn man ſolche Schonung mit der Nachgiebigkeit gegen Prätenſionen verwechſelte, welche auf eingewurzelter Ueberhebung gegen andere Staaten beruhen. In ſolcher Nachgiebigkeit liegt keine ſtaatsmänniſche Vorausſicht, ſondern eine verderbliche Schwäche. Sie läßt die Antriebe zu periodiſch erneuertem Zwieſpalt und Kampf fortbeſtehen und nöthigt nicht dazu, ſich auf Grund einer richtig geſchloſſenen Abrechnung endlich zu verſtehen, wenn auch nach manchem bitteren Verdruß wegen zerſchlagener Illuſionen und gekränkter Eitelkeit. Nur ein ſolches Verſtändniß bildet zuletzt die feſte Grundlage für dauernde Freundſchaft, für ununterbrochen friedlichen Völkerverkehr, „les bons comptes font les bons amis“. Gerade die Geſchichte Frankreichs liefert die lehrreichſten Belege für dieſe Wahrheit. Der Wunſch, Elſaß und Lothringen zu behalten, ſteht auf einer andern Stufe als das Verlangen nach dem linken Rheinufer überhaupt, welches das Verlangen nach deutſchen Ländern in ſich begreift, die, urſprünglich deutſch, auch ſtets deutſch geblieben ſind in ihrem Weſen und in ihrem ſtaatlichen Verband, mit Ausnahme einer vorübergehenden feindlichen Okkupation. In dieſer Richtung tritt der Unterſchied zwiſchen Nationalüberhebung und berechtigtem Nationalgefühl in den grellſten Farben vor Aller Augen. Man irrt aber, wenn man dieſelbe als ein Kind der Napoleoniſchen Eroberungszüge nur mit den Napoleoniſchen Traditionen in Verbindung bringt. Die Krankheit ſitzt tiefer. Schon 1444 hatte König Karl VII. in einem Manifeſt an die Schweizer den Rheinſtrom für die natürliche Grenze Frankreichs erklärt; und ſchon Richelieu hatte, wie William Temple in ſeinen Memoiren bemerkt, den großen Plan gefaßt, Flandern und das linke Rheinufer, die Frankreich zugehörten, zu erobern. Nun, daß man Frankreich nach ſeinen Niederlagen von 1814 und 1815 aus der Napoleoniſchen Eroberungsperiode größer hervorgehen ließ, als es 1790 geweſen, iſt gewiß eine Schonung, welche mehr als Schwäche denn als weiſe ſtaatsmänniſche Vorausſicht erſcheint. Heute, wo ſich die Napoleoniſche Politik ſeit 1862 enthüllt, heute, wo wir jene unverantwortliche Leidenſchaft nach dem deutſchen Rheinufer auch im franzöſiſchen Volke, ſelbſt in antinapoleoniſchen Kreiſen, und zwar dann noch auflodern

ſahen, als der urſprüngliche Anreiz zu einer kriegeriſchen Erhebung hinweggenommen war, heute dürfen wir mit Recht nach dem Werth und nach den Früchten jener 1814 und 1815 befolgten Methode fragen.

Wir ſind nunmehr an den Kern der Frage gelangt. Elſaß und Lothringen, beide durch viele Jahrhunderte zum deutſchen Reiche gehörig, das erſtere in ſeiner allemanniſchen Bevölkerung ganz, das letztere zum Theil — heute noch in dem Striche zwiſchen Metz und den Vogeſen — deutſch redend, gingen uns zur Zeit der Religionskriege und des in innerer Fäulniß ſich auflöſenden Reichsverbandes verloren. Einzelne Theile bröckelten im 16. Jahrhundert ab, das Andere folgte im 17. und 18. Jahrhundert nach. Das deutſche Nationalgefühl war in jenen Zeiten nicht bloß im Elſaß und in Deutſch-Lothringen, es war überall im Reiche faſt auf den Nullpunkt gefallen. Frankreich, der neue Herr, hatte daher keinen nationalen Widerſtand in den neuen Gebieten zu beſiegen. Es war in ihnen, nationalpolitiſch genommen, ein leerer öder Raum, der zur Beſitznahme, zur Ausfüllung einlud. Zwei Dinge woben das Band, welches dieſe von Haus aus deutſchen Länder allmählig mit Frankreich innerlich verknüpfte. Zuerſt das im Gegenſatz zur Reichsmiſère ſo wohlthuende Gefühl, einem großen und mächtigen Staate anzugehören, ſpäter der Genuß der ſocialen Freiheit, welche in Frankreich herrſchte, während die deutſchen Staaten noch lange die ſpaniſchen Stiefeln der Feudallaſten, des Zunftweſens, des verkümmerten Rechts der Verehelichung und Niederlaſſung drückten. Blickten die Elſäſſer über den Rhein, ſo fanden ſie den gemeinſamen ſtaatlichen Zuſammenhang auch nach Auflöſung des Reiches und nach den Niederlagen Frankreichs nicht, die ſociale Freiheit aber, der ſie ſich ſeit lange erfreuen, ſahen ſie erſt in neueſter Zeit ſich allgemeiner auch bei uns einbürgern. So blieben ſie, trotz der in der ſeßhaften Maſſe des Volkes ſich erhaltenden — nur hier und da verdrängten — deutſchen Kultur- und Stammesgemeinſchaft, in politiſcher Beziehung gut franzöſiſch geſinnt. Nun erhebt ſich die Frage der Abtretung des Elſaſſes und wenigſtens eines Theiles des alten Lothringens von Frankreich. Aber hinter dieſer Frage ſteht die andere: was mit dieſen Ländern thun, wenn ſie abgetrennt ſind? Darin liegt des Pudels Kern. Von der Beantwortung der zweiten Frage hängt die Beantwortung der erſten ab. Können wir dieſen Ländern den Eintritt in einen gemeinſamen deutſchen Nationalſtaat bieten, ſo werden ſie politiſch*) mehr gewinnen als verlieren. Rollen die Kriegsereigniſſe wie ſie begonnen zu Ende, ſo wird auch im Elſaß die Ueberzeugung ſich Bahn brechen, daß der bis zum Bodenſee und bis zu den Alpen erweiterte Norddeutſche Bund an Macht und Einfluß Frankreich wenigſtens nicht nachſteht; daß man unter ſeinem ſchützenden Dache ſicher wohnt und den vollen Pulsſchlag eines wirklichen Großſtaates, vielleicht von jetzt an des mächtigſten des Kontinents, wiederfindet. Dann werden dieſe Länder nicht bloß ſelbſt gewinnen, ſie werden auch uns gewonnen ſein und wir durch ſie gewinnen. Dieſelbe Triebfeder, welche ſie zur Zeit des politiſchen Niederganges von Deutſchland innerlich an Frankreich knüpfte, wird dann das in ihnen heranwachſende Geſchlecht wieder mit uns verbinden, doppelt: politiſch und national. Sie werden uns keine Verlegenheit ſein, ſondern ein Zuwachs an Kraft. Frankreich aber wird lernen und lernen müſſen, mit einem Nachbar in Frieden zu leben, deſſen Arm nur eine geſchichtliche Nothwendigkeit vollſtreckt, wenn er nach einem ſiegreichen Kriege und im Augenblick ſeiner politiſchen Wiedergeburt ein ihm durch Jahrhunderte eingefügt geweſenes deutſches Grenzland zurücknimmt, welches ihm kein anderer innerer Grund als ſein politiſcher Zerfall für die Dauer dieſes Zerfalles entfremden konnte. Endigt dieſer große Krieg ohne die Wiederherſtellung eines kräftigen deutſchen Geſammtverbandes, ſo iſt die Eroberung von Elſaß und Deutſch-Lothringen nur Eroberung; geht aus ihm der deutſche Nationalſtaat bis hinab zu den ſüdlichſten Grenzmarken dieſer alten deutſchen Reichslande hervor, ſo iſt ſie mehr und Beſſeres als dies.

Man ſage nicht: dies iſt nur eine ins Reich der Theorien und der Ideologie gehörige Unterſcheidung. Es iſt vielmehr eine Unterſcheidung, an welche ſich die wichtigſten praktiſchen Folgen knüpfen. Wir weiſen als etwas Zwitterhaftes den Gedanken zurück, Elſaß und Deutſch-Lothringen von Frankreich abzutrennen und daraus einen neutralen, weder zu Frankreich noch zu Deutſchland gehörigen Staat zu bilden. Warum Länder, die ein großſtaatliches Leben freudig mitgeathmet haben, aus einer ſolchen Verbindung herausreißen, ohne ihnen einen vollwichtigen Erſatz zu

*) Was das Volkswirthſchaftliche betrifft, ſo überſehen wir noch nicht, wie ſich — nach Ueberwindung des natürlich ſtörenden Uebergangszuſtandes — die Bilance für die namentlich im Elſaß ſo bedeutenden Fabriken ſtellen würde.

geben? Und dann, was wäre völkerrechtlich mit dieſer künſtlichen Schöpfung gewonnen? Frankreich wäre geſchwächt, Deutſchland nicht geſtärkt, aber ein Zankapfel der Zukunft wäre zwiſchen beide geſtellt. Ein ſchwacher, keine Befriedigung in ſich findender Staat würde gebildet, über dem das Geſchick der Ungewißheit peinigend ſchweben, welcher entweder nach dem neuen deutſchen oder nach dem alten franzöſiſchen Reiche neigen würde. Faſſen wir die Erwerbung von Elſaß und Deutſch-Lothringen ins Auge, ſo kann nach der geographiſchen Lage wohl nur der Anſchluß an Bayern und Baden in Frage kommen, wobei für einige andere Staaten vielleicht eine anderweite Ausgleichung geſucht werden würde. Ein ſolcher Anſchluß iſt ein geſunder Gedanken, ein haltbarer Bau, wenn der deutſche Nationalkrieg auch die deutſche Frage zu einem befriedigenden Abſchluß bringt. Dann ſind Bayern und Baden nur die Mittelglieder, durch welche jene Länder in das gemeinſame Haus der deutſchen Völkerfamilie, zu welcher ſie von Natur gehören, wieder zurückgeführt werden. Dieſer Anſchluß erleichtert aber auch aus mehrfachen Rückſichten den Abſchluß einer kräftigen deutſchen Geſammtverbindung und wäre ein feſter Zukunftskitt für das neue deutſche Haus, errungen durch viel edles Blut, durch den großen gemeinſamen Kampf. Was würde hingegen dieſer Anſchluß bedeuten, wenn Deutſchland auch nach dem Kriege da ſteht, wo es jetzt ſteht, ein politiſch geeintes Norddeutſchland, Heſſen zur Hälfte, Baden, Würtemberg, Bayern gar nicht eingefügt, iſolirte ſelbſtändige Staaten auf dem Fuße von Bündniſſen ihre volkswirthſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe regelnd. Der Anſchluß wäre dann für die beſchenkten Staaten ein Danaergeſchenk, für ſie ſelbſt wie für die anderen Theile Deutſchlands die Quelle von Verlegenheiten, vielleicht von Gefahren. Die Verdauungskraft von zwei iſolirt gebliebenen deutſchen Mittelſtaaten würde zur Verdauung jener von Frankreich abgeriſſenen Länder zu ſchwach ſein. Dieſe, an eine großſtaatliche Verbindung gewöhnt, würden den Anſchluß an ein Paar Mittelſtaaten ſtets als Strafe, als Degradirung empfinden. Was wir brauchen, ihr politiſches Wiederzuſammenwachſen mit Deutſchland, wäre nicht erreicht; der rechte Weg nach dieſem Ziele wäre nicht gefunden.

So führt uns die Frage der Abrechnung mit Frankreich auf die Bedeutung des Krieges für die deutſche Frage. Wir werden dieſer Aufgabe ein anderes Mal gerecht zu werden ſuchen.

v. Wydenbrugk.

Abrechnung mit Frankreich. I. In dieſen hohen Tagen denkt Jeder an die welthiſtoriſchen Geſchicke unſrer Nation. Es ſind Wochen voll Feſttage, voll blutigen Glanzes und Heldengröße, wie ſie jemals auf der Erde erſchienen. Es iſt, als wallten fort und fort über die Länder daher die ernſten Feierklänge einer gewaltigen Rieſenorgel.

Wie eine unabſehbare Hochebene erhebt ſich Deutſchland aus Meer und Nebeln, weithin wird es klar auf ihren Höhen und Fluren, und ringsum fällt und rieſelt ab, was der geeinigten Nation Emporſteigen hindern und hemmen will.

Das deutſche Nationalgefühl hat ſich plötzlich offenbart mit der geheimnißvollen Gewalt einer unwiderſtehlichen Naturkraft. Jubelnd ſchließen ſich die deutſchen Völker zuſammen, in vierzehn Tagen ſtehen zwölfmalhunderttauſend Mann in Wehr und Waffen, und wie donnernde Hochwaſſer rauſchen unſere Streithaufen in Frankreich hinein, und ihrer Löwenkühnheit, ihres freudigen Opfermuths, ihrer Alles niederwerfenden Wucht iſt kein Ende. Das zuckt wie Blitzesſchlag durch alle Völker. Die Einen ſehen es mit Schrecken und Entſetzen, die Andern mit ſtillem Staunen, was noch da werden will.

Wir wiſſen nicht, wie Gott unſern großen Waffengang lenkt: bei ihm allein liegt die Entſcheidung. Möge er gnädig alles Unheil wenden! Ein unglückliches Ungefähr kann noch halb am Ziele ſchwere Folgen haben. Nach all dem, was ſchon errungen und bei ſo ausgiebiger Stärke, bei ſo viel edler Treue aller Orten, wo Deutſche ſind, dürfen wir hoffen, daß die ungeheure Bewegung ihr Ziel erreicht. Dann aber, wenn wir in Paris den Frieden diktiren, wie ſollen ſeine Artikel lauten?

I. Grundſätze der Abrechnung. Wir betrachten hier nicht, welche Weltſtellung aus dieſem nie geahnten Aufſchwung, aus dieſem furchtbar blutigen Mühen und Schlagen hervorgehen ſoll für das ſtarke Centralvolk Europa's.

An dieſes Volk der Mitte grenzen an faſt all die andern Völker: dieſes empfängt zu gleicher Zeit von ihnen allen und gibt an ſie alle aus: dieſes hat von allen den Druck zu erleiden, wenn es nicht auf alle einen heilſamen Druck ausübt. Solche Weltſtellung unſeres Volkes, ein Rückblick auf unſere große Kaiſergeſchichte, auf unſere jetzige Bedeutung in Kunſt und Wiſſenſchaft, ein Vorblick in die kirchliche und ſociale Bewegung unſerer Tage, ein Ueberblick endlich der techniſchen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritte unſerer Zeit, — das zuſammen genommen,

eröffnet uns unabsehbare Aussichten auf hohe Ehren, auf schwere Pflichten. Von all unsern Nachbaren hat ein jedes Volk seine eigenthümlichen Vortheile, seinen besondern Willen. Wir können es bald mit mehreren Völkern zugleich zu thun bekommen. Doch das soll uns jetzt nicht beschäftigen, das stellen wir getrost Gott und der Zukunft anheim. Jetzt haben wir uns nur mit dem einen französischen Volke auseinanderzusetzen und zu sorgen, daß wir eine gute, klare und feste Stellung gegen dasselbe erhalten.

Wir haben zu erwägen: was wir an Frankreich verloren haben, was es wieder herausgeben muß. Es ist eine alte Abrechnung, sie erstreckt sich auf länger als hundert Jahre. Jetzt oder nie müssen wir sie abschließen. Ferne sei uns Raubsucht oder sträflicher Uebermuth! Lassen wir auch dem französischen Volke, was ihm von Gottes und Rechts wegen gebührt, und was es nöthig hat, um den Beruf zu erfüllen, der ihm nach seiner Lage und Begabung unter den Völkern der Erde zugefallen. Wir wollen ja kein leichtsinnig oder ruhmsüchtig Werk in den Sand bauen, sondern eine naturgemäße und deshalb dauernde Ordnung in Europa schaffen.

Bei einer naturgemäßen und dauerhaften Ordnung aber unsres Verhältnisses zu Frankreich muß uns Zweierlei nothwendig werden.

Erstens Sicherheit auf unserer Westgrenze. Wir müssen eine Scheidemauer zwischen uns und den Franzosen aufrichten, die haltbar ist und auf der rechten Linie steht, damit wir endlich geschützt sind vor all dem Elend und der unaufhörlichen Beunruhigung, die uns seit Jahrhunderten die gallische Ruhm- und Raubsucht gebracht hat. Nicht noch einmal soll unerhörte Frechheit uns plötzlich in ungeheuren Krieg und Hunderttausende unserer Heldenjugend in Kampf und Tod stürzen.

Zweitens muß unserer nationalen Ehre Genüge geschehen. Kein deutsches Schulkind soll mehr gezwungen werden, sein Vaterunser in wälscher Sprache dem Schulmeister herzusagen, und kein französischer Beamter soll mehr deutsche Bauern und Soldaten schimpfen, weil sie seine Sprache nicht verstehen.

Dies Beides müssen wir erreichen, das ist eine Pflicht gegen uns und unsre Kinder. Jetzt oder niemals ist der rechte Zeitpunkt dazu!

In Erfüllung dieser ernsten Pflicht dürfen wir uns nimmer behindern lassen durch gutmüthige Rücksichten; das theure Blut unserer Söhne und Brüder, das stromweise fließt, läßt kein Recht mehr zu weichherzigen Anwandlungen. Nur Hohn und Spott würde der übel angebrachte Edelmuth uns von aller Welt eintragen, von Franzosen und Russen am meisten. Frankreich hat niemals gegen Deutschland edelmüthig gehandelt, nie und nimmer hat es gegen uns etwas Anderes bewiesen, als wahrhaft teuflische Selbstsucht. Bedenken wir nur, was man selbst in diesen Tagen uns geboten hat.

Der Krieg sollte ein wahrer Raubkrieg sein im großen Stil. Schon vor vier Jahren wollte Louis Napoleon das ganze deutsche Land links vom Rhein ertrotzen.

Ohne Grund und Ursache wird der Krieg erklärt, eröffnet mit Beschimpfung des königlichen Oberfeldherrn.

Halbwilde Araber und schwarze Neger werden gegen uns ins Feld geführt. Wie entsetzlich würde dies Raubgesindel in unsern Dörfern und Städten gehaust haben!

Deutsche Handelsschiffe werden dem Seeraub preisgegeben, deutsche Waaren an der Grenze mit den härtesten Zöllen belegt. Französische Zeitungen lehren öffentlich, wie der Soldat in Deutschland vergrabenes Geld und Gut mit der Gießkanne im Garten ausfindig mache.

Sowie der Feind einen Fuß über die deutsche Grenze setzt, beschießt er die offene Stadt Saarburg mit Brandkugeln. Baden mußte zittern vor einer vandalischen Verwüstung, wie sie einst über die Rheinpfalz erging. Warum sonst griff man die Lüge aus der Luft, das badische Heer brauche kleine Sprenggeschosse?

Endlich setzt all diesen schändlichen und empörenden Thaten die Krone auf die barbarische Austreibung so vieler Tausende ehrlicher Handwerker und Kaufleute, bloß weil sie Deutsche sind.

Ganz Europa faßt Schrecken und Abscheu vor solcher Kriegsführung. Und wir sollten die Thoren sein, einem Feind gegenüber, der in unsern Tagen solche Mittel gebraucht, etwas Anderes sprechen zu lassen, als den kalten Verstand, der lediglich die eigene Sicherheit bemißt?

Wohl aber erfordert es politische Klugheit, Stimmung und Interessen der andern Mächte nicht außer Berechnung zu lassen. Verkennen wir doch keinen Augenblick unsere wirkliche Lage! Keine einzige Macht, höchstens das ferne Nordamerika ausgenommen, gönnt uns Siege mit großem Gewinn. Was wir Frankreich an Land und Leuten nehmen, wird von all den Völkern rings um uns her so unbehaglich empfunden, als risse man es von ihrem eigenen Leibe. Sehr möglich, daß die deutschen Siege im Gefolge

haben eine ſpätere Koalition gegen Deutſchland. All die Völker haben noch Erinnerungen an die deutſche Kaiſergewalt, und ein jedes weiß, daß es ſich ſättigte, wenn Deutſchland darbte.

Gut denn, ſeien wir mäßig in unſern Forderungen! Geben wir ohne Noth Andern zu klagen keinen Anlaß! Nur fürſorgen mögen wir, daß die Macht unſers gefährlichſten Feindes für künftig geſchwächt und ſeine Abwehr erleichtert ſei. Was jetzt eine abgemachte Thatſache wird, daran wird ſpäter nicht ſo leicht wieder gerührt.

Im Uebrigen weiß Jedermann, daß Deutſchland jetzt zwölfmalhunderttauſend Mann unter dem Gewehr hat, und daß ſeine Straßen und Bierhäuſer von kräftiger Jugend noch nicht merklich leer geworden.

II. Unſere natürliche Weſtgrenze. Die Natur hat zwiſchen Deutſchland und Frankreich eine Grenze gezogen. In der Bodengeſtaltung iſt ſie deutlich vorgezeichnet, und in der Staatenbildung vor Alters wohl anerkannt. Ja, wenn wir dieſen natürlichen Grenzzug genau verfolgen, auf der Landkarte wie in der Geſchichte, ſo ſtellt ſich klar zu Ungunſten Frankreichs eine doppelte Thatſache heraus, eine geographiſche und eine hiſtoriſche.

Die geographiſche beſteht darin, daß alles Land, welches Frankreich vom Rhein-, Moſel-, Maas- und Scheldegebiet beſitzt, ihm mehr künſtlich als natürlich angegliedert erſcheint. In volkswirthſchaftlicher Hinſicht ſind die Lebensbedingungen der Landestheile, die man mit Recht als das germaniſche Frankreich bezeichnet hat, nicht an das übrige Frankreich geknüpft.

Die geſchichtliche Thatſache ſtellt ſich noch mächtiger dar. Im Leben der chriſtlichen Völker zählt ein und das andere Jahrhundert wenig. Das Schwergewicht der Völker ſchwankt hin und her, hier läßt es ein Gebiet frei, dort ergreift es ein ſcheinbar verlaſſenes wieder. Nun iſt es gar nicht ſo lange her, nur zweihundert, zum Theil erſt etwas über einhundert Jahre her, daß die natürliche Grenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich — einen ſchmalen Küſtenſtrich am Kanal ausgenommen, — zu unſerm Nachtheil verrückt wurde, und zwar nicht durch eine ethnographiſche oder natürliche, ſondern durch eine rein politiſche Linie.

Was aber noch bedeutungsvoller iſt, die ethnographiſche Natur der Grenzlande, die hier in Betracht kommen, hat bis zum heutigen Tage ſich nicht ſehr weſentlich verändert.

Die natürliche Grenze aber beginnt mit dem leichten Höhenzug, der in der Mitte zwiſchen Boulogne und Calais am Vorgebirg der grauen Naſe (Kap Gris nez) anſetzt und, ſich breit nach beiden Seiten abdachend, bis ins Quellengebiet der Lys, Schelde, Somme, Oiſe und Sambre zieht. Es iſt die Waſſerſcheide. Was von Bächen und Flüſſen rechts abläuft, gehört zum deutſchen Meer, zur Nordſee; was zur linken Hand geht, hat ſeinen Zug zum Kanal zwiſchen England und Frankreich. Auf die deutſche Seite fallen außer Calais, einer alten franzöſiſchen Seecitadelle, die aber noch immer halb engliſchen Gepräges iſt, Dünkirchen (vlämiſch Dunkerken), der fünfte Handelshafen Frankreichs, das alte Arras, die wichtige Fabrikſtadt und Feſtung Ryſſel (franzöſiſch Lille), das weitläuftige Dauway (franz. Douai), die alte deutſche Reichsſtadt Kamryk (Cambrai) und die hennegauer Grafſchaft Valenchyn (Valenciennes). Schon bei dem Urſprung der Schelde wird die Erhebung des Bodens bedeutender, und es entſteht das lang ſich hinziehende Waldgebirg, die Argonnen, welche durch ſeine rauhen Wälder, ſeinen langen Rücken, ſeine tiefen Waldöden, zwiſchen denen es nur Hohlwege und grundloſe Straßen gibt, ſich von ſelbſt als eine vortreffliche Grenzlinie darſtellt. Vom Kanal St. Quentin, der die Waſſerſcheide durchſchneidet, ziehen ſich die Waldhöhen nicht ſehr weit von der politiſchen Grenze hin bis nach Sédan an der Maas. Von da gehen ſie im geraden Strich, immer rechts die Maas und links die Aisne und Marne mit ihren Nebenflüſſen, bis zur Hochebene von Langres, der breiten Brunnkammer der nach allen Seiten abfließenden kleinen Gewäſſer. Von da ſchlagen die Sichelberge (Montagnes de Faucille), welche ebenfalls dicht bewachſen ſind, ihren Bogen nach Norden hin bis zum Südſtock der Vogeſen, dem Wälſchen Belchen oder Ballon d'Alſace. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diesſeits dieſer natürlichen Grenzlinie Verdun (ehemals Virten), Metz, Toul, Nancy, Luneville (Lünſtadt) liegen.

Zwiſchen Vogeſen und Jura öffnet ſich das Rhonethal, das Völkerthor zum und vom Rheinland. Nur niedrige Anſchwellungen des Bodens bezeichnen hier die Sprach- und Volksgrenze. Drüben aber ziehen nach Südweſten die langen ſchroffen Ketten des Jura, welche mit den Alpen von Savoyen und der Dauphiné auf der einen, mit den Cevennen und der Goldhügelkette auf der andern Seite das große reiche Rhonethal umſchließen.

Unterſuchen wir nun, was hüben und drüben dieſer Naturgrenze zu Deutſchland gehörte, was

von ihm abgerissen wurde, und was es von Rechts wegen wieder fordern muß, auch in politisch gerechtfertigter Weise wieder fordern kann, um endlich vor einem frechen Erbfeinde Schutz zu bekommen. Es wird dabei nöthig sein, öfter auf die Geschichte zurückzugreifen, ohne jedoch hier irgend etwas mehr als rasch einen leichten Ueberblick zu versuchen.

Es sind vier Gruppen, die wir eine nach der andern uns vorführen müssen, das Rhonegebiet, die belgischen Grenzlande, Lothringen, Elsaß.

III. Das Rhonegebiet. Dieses hatte von jeher seine besondere Natur und Geschichte. Erst seit vierhundert Jahren ist dies Stück Frankreich, welches zum Mittelmeer schauet, mit dem oceanischen Frankreich vereinigt, das Avignoner Gebiet sogar erst in der Revolutionszeit. Noch immer, so sehr auch der französische Staat sich erweitert hat, begrenzt das Rhonethal zwei Neuntel des ganzen Gebietes. Die letzten dreihundert Jahre, ehe es der französischen Herrschaft anheim fiel, war es als Königreich Arelat dem deutschen Reiche angegliedert. Kaiser Konrad II. hatte 1038 die burgundische Königskrone erworben. Noch ein Nachklang aus jenen Zeiten ist es, daß im Volksmunde das Land zur Linken der Rhone „das Reich" (l'empire) heißt. Damals hielt sich der Deutsche für wohl berechtigt, gleichwie der Engländer und Franzose und selbst der Italiener es noch heutzutage thut, die fremden Ortsnamen in seiner eigenen Sprache aufzufassen, also sie so zu sprechen und zu schreiben, wie sie ihm mundgerecht waren. Die Provence hieß Provinz, Marseille Marsilien, Arles Arelat, Aix Wälsch-Aachen, Orange Orense, Grenoble Graswalde, Vienne Wälsch-Wien, Viviers Weihers und Lyon Wälsch-Leyden.

Es ist wahr, der deutsche Kaiser übte selten thatsächlich sein Herrscherrecht im Königreich Burgund anders aus, als durch Belehnungen. Der Besitz war für Deutschland mehr eine Ehre und Pflicht als reale Macht. Entschieden aber war er eine Vermehrung des politischen Ansehens der deutschen Nation, und die burgundische Krone auf dem Haupte ihres Kaisers, der legitime Ausdruck, daß das große Rhonegebiet nicht der französischen Macht dienen solle. Selbst Kaiser Friedrich III. hatte noch ein lebendiges Bewußtsein davon. Als im Jahre 1474 der reiche Mailänder Herzog ihn anging, ihm die lombardische Königskrone zu verleihen, erklärte Friedrich: „Es sind vier Kronen im Reich, in deutschen und wälschen Landen, — die erste zu Aachen, die andere zu Arelat, die dritte zu Mailand, die vierte zu Rom, die allein auf mein Haupt gehören. Und nachdem ich ein Mehrer des Reichs genannt werde und bin, so will ich das nicht mindern oder meine Würdigkeit einem Andern geben. Das möchte ich meines Wesens halb nicht erleiden noch thun auf irgend eine Weise*)".

Als Kaiser Friedrich III. diese Worte zu Augsburg auf dem Reichstage sprach, war längst die deutsche Herrschaft am untern Rhoneufer erblichen, der König von Frankreich dort an des Kaisers Stelle getreten. Aus kleinen Anfängen hatte sich der französische Staat gebildet. Im Beginn des 14. Jahrhunderts umfaßte er erst etwa ein Drittel des jetzigen Frankreichs, denn auf seiner Westseite besaß die Krone England die großen Lehen der Normandie, Bretagne, Anjou, Maine, Touraine, Guienne und Gascogne. Auf der Ostseite aber breitete sich die riesige Größe des deutschen Reiches aus. Eines aber hatte Frankreich schon damals vor allen Reichen Europa's voraus. Gegründet auf die festen Ueberlieferungen römischen Staatswesens, welches sich in Frankreich ungebrochener als irgendwo erhalten hatte, verstärkt durch den Zusammenfluß der geistlichen und weltlichen Großen am karolingischen Königshofe, hatte hier der Gedanke der Staatseinheit, der Königsherrschaft, die kraftvoll vom Throne aus über das ganze Land geht, sich ausgebildet und gefestigt. Es war, wie Schreiber dieses an einem andern Orte**) sagte, Frankreich ins 14. Jahrhundert eingetreten, gehärtet und zusammen geschmiedet durch die großen Arbeiten, die in langjähriger Regierung Philipp August und Philipp der Schöne, und zwischen ihnen der Klügste von allen, der heilige Ludwig, verrichtet hatten. Zu einer festen Masse verdichtet, zog jetzt Frankreich die Gebiete und Städte an sich, welche langsam vom deutschen Reiche abbröckelten. Geistliche Fürsten mußten den Schutz, weltliche den Lehnsverband des Königs annehmen. Insbesondere aber war es ständige Politik des französischen Hofes, für seine Prinzen Erbtöchter in den deutschen Grenzgebieten aufzusuchen, sie diese heirathen zu lassen, und dann als Frankreichs Lehnsleute sie festzuhalten. Solche Vorposten beugten sich auch vor dem deutschen Lehnsscepter, wenn der Kaiser ihnen zu nahe kam:

*) v. Löher, Die italienische Krone im Jahr 1474, in Raumers „Histor. Taschenbuch" 1869. S. 275.

**) Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, im „Münchener historischen Jahrbuch" 1866. S. 309.

immer aber und endlos erhoben sie Streitigkeiten über die Pflichten, welche daraus hervorgingen, und gewiß wurde jedesmal, wenn die Zeit irgendwie günstig erschien, vergessen, daß diese französischen Prinzen auch des deutschen Reichs Vasallen seien.

Schon Adolf von Nassau hatte dem französischen Könige einen Fehdebrief gesandt, weil er Gebiete und Rechte, die dem Reiche gehörten, ihm vorenthalte. König Albrecht brauchte Frankreichs Allianz wider den Papst. Dem folgenden Kaiser, Ludwig dem Bayer, erregte die französische Politik, indem sie sich päpstlicher Bannflüche bediente, unaufhörlichen Aufruhr und schlimmes Unheil im Innern des deutschen Reichs. Rasch reisten die Dinge unter Kaiser Karl IV., der in Paris erzogen und mit dem verwandten französischen Hofe innig verbündet war. Wohl ließ er sich noch in Arles krönen, wohl machte er die bündigsten Vorbehalte für die Rechte des deutschen Reichs: thatsächlich aber ließ er nicht bloß das Lyoner Gebiet, dessen Erzbischof schon längst Frankreichs Schutzhöriger geworden, die Dauphiné, die dem letzten Besitzer für Geld abgedrungen wurde, die Bisthümer Valence und Die, sowie andere burgundische Städte und Herrschaften dem französischen Machtgebiet anheimfallen. Ueber die Dauphiné und die Bisthümer ernannte er den französischen Kronprinzen selbst zum Reichsstatthalter mit vollster Gewalt. Seit dieser Zeit war das Rhonegebiet der französischen Herrschaft verfallen, und es wurde ihr nicht schwer, auch die letzten Stücke an sich zu ziehen. Die Provence, welche den Anjous gehörte, fiel zu Ende des Mittelalters der französischen Krone anheim. Zur selben Zeit wurde für die Oberherrschaft über das Fürstenthum Orange angeknüpft, während das Land selbst im nächsten Jahrhundert an einen Zweig der Nassauer gedieh, die sich jetzt die Oranier nannten. Ihre Erben, unter denen der König von Preußen der Mächtigste war, verzichteten erst im Utrechter Frieden 1713 darauf. Das päpstliche Gebiet von Avignon und Benaissin nahm die französische Republik einfach in Besitz, indem sie keinen andern Grund anzugeben wußte, als es entspreche dem Wunsch und Bedürfniß der Bewohner.

Es wird nun wohl Keinem einfallen, auf dieses prachtvolle fruchtreiche Rhonegebiet deshalb, weil es im Mittelalter zum deutschen Reiche gehörte, noch jetzt Ansprüche zu machen, oder, wie der Napoleonische Kunstausdruck lautet, es zu revindiciren. Durch Natur und Geschichte ist es bestimmt, entweder einen selbstständigen Mittelstaat zu bilden zwischen Frankreich, Italien und Deutschland, oder es muß einen Theil Frankreichs bilden, dessen Sprache all seine Bewohner sprechen, ausgenommen die Provençalen, die ihre alte wohllautende Mundart, die poetische Sprache „der fröhlichen Wissenschaft" sich noch nicht ganz rauben ließen.

Etwas anders steht die Frage bezüglich der schönen Freigrafschaft Burgund und der gefürsteten Grafschaft Mümpelgard (Montbéliard). Von diesen Gebieten ist Hochburgund oder die Freigrafschaft noch nicht zweihundert, Mümpelgard noch nicht siebzig Jahre französisch. Der Erzbischof von Bisanz (Besançon) war das ganze Mittelalter hindurch ein treuer deutscher Reichsfürst, und nicht selten erblicken wir ihn als einen der Bedeutendsten und Thätigsten im Gefolge unserer Kaiser. Die Stadt Bisanz selbst blieb freie Reichsstadt, während die Freigrafschaft die Geschicke des neuburgundischen Reiches theilte. Als Ludwig XIV. endlich im Nymweger Frieden Hochburgund erwarb, beeilte er sich, Bisanz aufs Stärkste zu befestigen. Das Mümpelgarder Gebiet, welches sich dem Sundgau vorlagert, kam ebenfalls durch eine Erbtochter des letzten Grafen an das Haus Würtemberg und wurde erst im Lüneviller Frieden 1802 ihm entzogen.

Zufall war es gewiß nicht, daß vom ganzen Rhonethal gerade diese beiden herrlichen und mineralreichen Berglandschaften so lange vom deutschen Reiche festgehalten wurden. Sie sind durch die Ausläufer der Vogesen von Frankreich getrennt. Sie liegen da, wo Deutschland keine Naturgrenze für sich hat. Hier fließt die Rhone hin zum Süden, der Rhein zum Norden: man brauchte gar nicht tief zu graben, um die Gewässer des einen in den andern zu führen. Wer dieses Schlüsselgebiet beherrscht, hat freien Durchpaß ins deutsche wie ins französische Land. Schon Cäsar und Ariovist kämpften darum.

Die Sprachgrenze folgt hier der Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, sie ist all die Jahrhunderte her so ziemlich unverrückt geblieben. Aber auch jenseits unserer Sprachgrenze hat das Volk in den schönen hochburgundischen Bergthälern sich etwas vom deutschen Wesen, von ruhiger ernster Tüchtigkeit bewahrt, welches unter der Hülle französischer Sprache und Sitte einen merklichen Abstich bildet gegen die unruhige wälsche Art und Weise dahinter. Nach der Volksmeinung erhielt die Gegend ihren Namen

einer „Frei-Grafſchaft“ von den vielen Privilegien, durch welche hier Ortſchaft für Ortſchaft ſich die deutſch-mittelalterlichen Rechte und Freiheiten zu ſichern wußte. Frankreich hat von hier bedeutende geiſtige Kräfte gezogen. Steht doch in Mümpelgard die Statue des großen Cuvier, der auf der Stuttgarter Karlsſchule die Grundlage ſeiner Bildung erhielt.

Deutſche Politik möge ſorgen, daß wenigſtens das altberühmte Völkerthor zwiſchen Vogeſen, Jura und Schwarzwald vollſtändig unter deutſchem Verſchluſſe bleibe. Die Schweiz könnte einmal minder ſtink als jetzt bei der Hand ſein, einem franzöſiſchen Heere auf dieſer Straße den Durchgang nach Deutſchland zu verlegen.

IV. Belgiſche Vorlande. Eine ſchwere nationale Nachwirkung hatte für den Nordweſten des deutſchen Reichs der Aufbau der neuburgundiſchen Macht und Pracht. In den ſechsziger Jahren des 14. Jahrhunderts gediehen durch Heirathen an einen franzöſiſchen Prinzen mit Dijon und Châlons die Freigrafſchaft Burgund, die Grafſchaft Atrecht (Artois), endlich das reiche Flandern. Ein Zweig des Hauſes ſiedelte ſich über nach Brabant und Limburg. Endlich kam Herzog Philipp der Gute, der große Meiſter der Staatskunſt, der als Erbe und Eroberer, als Käufer und geſchickter Unterhändler all dieſe Gebiete mit Hennegau, Namur, Seeland, Holland, Luxemburg und ſelbſt Utrecht unter ſeinem Befehl vereinigte. Es waren die reichſten und bevölkertſten Länder der Chriſtenheit. Philipp regierte von 1422 an faſt zwei Menſchenalter hindurch: in dieſer langen Zeit wußte er jedes dieſer Fürſtenthümer wohl zu faſſen, das eine an das andere zu knüpfen, und ſie zugleich mit einem Geiſte zu erfüllen, der ſich gegen Deutſchland abwehrend und feindlich verhielt. Sein Hof war der glänzendſte in Europa, ein Hof, deſſen Sitte den andern Höfen zum Vorbild diente, zu ſeinen Turnieren ſtrömte die erleſenſte Ritterſchaft aus aller Herren Ländern und holte dort ihre Standesgeſetze, über die Urſachen ſeiner Erfolge aber grübelte jeder Miniſter. Während ſeiner Regierung war es, wo franzöſiſche Sprache, Bildung und Sitte nach Flandern, Brabant und Holland einſtrömte. Damals, als ſie dauernd einem vorzugsweiſe franzöſiſchen Staatskörper angegliedert waren, entfremdeten ſie zuerſt ſich gründlich vom deutſchen Reiche. Damals ſetzte ſich auch in ihrer Sprache etwas Störriges und Knorriges feſt, welches dem Geiſt der deutſchen Sprache ſich widerſetzte und — neben der politiſchen Entlegenheit und Abſonderung — verhinderte, daß die plattdeutſchen Mundarten in Flandern, Brabant und Holland das Schickſal des Plattdeutſchen in der ganzen norddeutſchen Tiefebene theilten.

Es war ein großes Glück für Deutſchland, daß der tollköpfige Karl der Kühne von ſeines Vaters Staatsklugheit und Mäßigung nichts geerbt hatte. Auf ſeinen Eroberungszügen gegen den Rhein und gegen Lothringen erlag er deutſchen Waffen bei Neuß, Murten, Granſon, Nanzig. Durch ſeiner Tochter Vermählung mit Maximilian von Oeſterreich kamen Holland, Belgien und Artois 1478 wieder unter deutſche Verwaltung. Kaiſer Karl V. zwang den franzöſiſchen König, auch auf ſeine alte Lehnsherrlichkeit über Artois und das franzöſiſche Flandern zu verzichten. Die Niederlande waren jetzt dem franzöſiſchen Einfluſſe ganz entzogen, und um ſie noch mehr davor zu ſichern, verknüpfte ſie der Kaiſer als burgundiſchen Kreis mit dem deutſchen Reiche. Leider fielen ſie nach ſeinem Tode an die ſpaniſche Krone, und dieſe war es, welche hundert Jahre ſpäter nach vielen blutigen Kriegen ſich gezwungen ſah, das Artois, Dünkirchen mit dem benachbarten germaniſchen Flandern, Lille mit dem franzöſiſchen Flandern, Cambrai und Valenciennes mit dem halben Hennegau an Frankreich abzutreten. Selbſt Kortryk (Courtrai), Oudenaerde, Mons, Luxemburg waren damals eine Zeitlang franzöſiſch. In der Revolutionszeit wurde all dies Schelde- und Maasland vorübergehend zu Frankreich geſchlagen, auf dem Wiener Kongreß aber ſo ziemlich die Grenze belaſſen, welche Ludwig XIV. erobert hatte.

Kommt man jetzt von der Picardie nach dem Atrechter Lande (Artois) oder dem Hennegau, ſo merkt man alsbald eine Veränderung in der Landſchaft, der Bauart der Häuſer, dem Treiben und Weſen der Leute. Die Pikarden ſind ächte Franzoſen; die Bewohner von Artois aber, welches ehemals einen Theil Weſtflanderns bildete, ferner vom walloniſchen Flandern und Hennegau gehören nach Gewerb und Lebensart zu den übrigen Belgiern. Dünkirchen iſt eine ächt niederländiſche Seeſtadt, die fetten Marſchen der Umgegend ziehen ſich bis weit ins Artois hinein. Arras, Lille, Cambrai, Valenciennes ſind Fabrikſtädte ganz wie die belgiſchen, wir finden dort dieſelben Erwerbszweige, denſelben Fleiß, daſſelbe Elend der Uebervölkerung, mit großer Leichtigkeit ſiedeln die Leute nach hüben und drüben, am meiſten aber die Belgier nach Frankreich. Noch immer bildet

die natürliche Grenze, wie sie vom Kap Gris nez zwischen den Flußquellen sich auf der Wasserscheide bis zur Mosel bei Sédan hinzieht, eine Scheidung der Volks- und Landesart. Es ist kein natürlicher Grund denkbar, weshalb diese Landschaften nicht zu Belgien gehören sollen.

In Bezug auf das westflandrische Atrechter Land (Artois) wurde aber die natürliche Grenze schon einmal 1180 überschritten, als es König Philipp August zum Brautschatz erwarb. Allein schon fünfzig Jahre später wurde es als besondere Grafschaft unter einer Nebenlinie des Königshauses hingestellt und kam später zum niederländischen Zwischenreich des neuburgundischen Hauses. Mit Belgien also vereinigt blieb das Land, bis die Spanier es 1659 an die Franzosen abtraten. Es ist daher gegen neun Jahrhunderte mit den Niederlanden, und im Mittelalter vorübergehend noch nicht anderthalb, und in der neuern Zeit zwei Jahrhunderte mit Frankreich vereinigt gewesen. Jedoch hat die französische Sprache im Artois die deutsche, welche ehemals in den Küstenstrichen über Calais bis nach Boulogne ging, nach und nach ausgelöscht. Wir haben vom Standpunkte der Volkssprache kein Recht mehr auf dieses Land.

Am Ende des Mittelalters mochten im jetzigen Gebiete Frankreichs noch 300,000 Menschen vlämisch-deutsch reden, gegenwärtig sind es nicht ganz 200,000 mehr, und diese wohnen dauernd hauptsächlich nur noch im Departement du Nord, dessen Südgrenze so ziemlich mit der Sprachgrenze zusammenfällt.

Dünkirchen aber mit seinen reichen Marschen und seiner tüchtigen vlämisch-deutschen Bevölkerung ist ein werthvolles Besitzthum. Sein Hafen faßt zweihundert große Schiffe, und seine Matrosen sind wohlbekannt in allen nördlichen Meeren. Dünkirchen, die Kirche in den Dünen, war früher eine viel umrungene Stadt. Kaiser Karl V. baute hier ein neues Schloß, Franzosen, Engländer und Spanier jagten wiederholt die wichtige Festung einander ab. Für die Engländer war Dünkirchen, was jetzt Antwerpen, eine Vorburg gegen Frankreich. Endlich kaufte es ihnen Ludwig XIV. für 1¼ Millionen Thaler ab und ließ Stadt und Hafen sogleich aufs Stärkste befestigen. Noch in den Revolutionskriegen spielte Dünkirchen seine alte Rolle zwischen Engländern und Franzosen. Die Letztern haben nun an den Vlämisch-Deutschen ihres Departements du Nord all ihre Französirungskünste versucht. Da die Bevölkerung nur ein kleiner Bruchtheil der vlämischen ist, so machte man kurzen Prozeß mit ihr. Ihre Sprache wurde wie eine verlegene Waare aus dem Mittelalter behandelt, aus allen Aemtern, aus Schule und Kirche vertrieben. Ging doch die herrschende Partei in Belgien, die französische, mit noch größerem Uebermuth ans Werk, um alles Vlämische mit Verachtung und Ohnmacht zu bedecken. Bei alledem denkt der Bauer und kleinere Stadtbürger auch im Departement du Nord noch nicht daran, seine Muttersprache fahren zu lassen.

Leichter vollzog sich die Verbindung mit Frankreichs Volks- und Staatscharakter in Wälschflandern sowie im Hennegau. Die Masse der Bevölkerung besteht hier aus Wallonen, einem kernharten Kriegsvolk, das von deutschen Herren sich wohl befehligen läßt, niemals aber deutsches Wesen annimmt. Lille war schon im neuburgundischen Staat eine seiner wichtigsten Festungen. Die Theilung, welche zu Gunsten Frankreichs den Hennegau und seinen ritterlichen Adel zerschnitt, hatte wenigstens etwas Grund, weil der jetzt französische Theil mit der Hauptstadt Valenciennes den andern, dessen Hauptstadt Mons geblieben, von jeher gern befehdete. Auch im Gebiet der Reichsstadt Cambrai (Kamryk), welches zwischen Artois und dem Hennegau lag, war das Landvolk niemals deutsch, obwohl der Bischof von Cambrai auch noch nach dem Jahr der Uebergabe des Landes an Frankreich (1677) den Titel „Fürst des heiligen römischen deutschen Reichs" nicht aufgab.

Es kann daher hier — den wichtigen Hafen Dünkirchen und seine fruchtbare Umgegend bis zur Lys ausgenommen — keine Rede davon sein, deutsches Sprachgebiet wieder zu erobern. Gleichwohl ist die Frage, ob Frankreich in diesen belgischen Grenzlanden allein Herr und Meister sein soll, von größter Bedeutung. Nicht weil die dichte Bevölkerung so gewerbfleißig und genügsam, — nicht weil das Artois für Frankreich eine Kornkammer ist und der Hennegau sein bestes Steinkohlenlager, — nicht weil geistfrohe schöpferische Männer von hier nach Paris ziehen, — auch Froissard, Monstrelet, St. Rémy, Wavrin, Comines und andere anmuthigen Memoirenschreiber des 15. Jahrhunderts stammten aus diesen Grenzbezirken, — es ist ein anderer Grund, weshalb Ortsnamen dieser Gegend so häufig in der Geschichte erscheinen. Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns hier auf engem Raum die Schlachtfelder dichtgedrängt und Festungen über Festungen, — die Schlachtfelder von Bouvines, Dünkirchen, Gravelingen,

Hondschooten, Malplaquet, Rocroy, — die belgische Festungsreihe Nieuport, Ypern, Courtrai, Tournai, Mons, Charleroi, Philippeville, Marienburg, und die dreifache Festungsreihe der Franzosen, in welcher Lille, Dünkirchen, Arras, Cambrai, Valenciennes, Maubeuge, Sédan nur hervorstechende Punkte sind. Wie oft sind die französischen Heere hier eroberungssüchtig durchgestürmt und blutig zerschlagen zurückgeworfen! Wie heiß ist um all die Ortschaften auf der Grenzlinie gestritten! Der Grund ist, weil dieser Landstrich vom Meer zur Maas ein offenes Völkerthor. Frankreich ist rings auf seiner Ostgrenze mit Bergketten umgürtet: Lücken gibt es nur an zwei Stellen, zwischen Basel und Belfort an Rhein und Rhone, und hier zwischen Gravelingen und Rocroy in den obern Maas- und Scheldelanden.

Die Erwägung also des militärischen Grenzverschlusses muß hier vorzugsweise entscheiden, ob und in wie weit die Eroberungen Ludwigs XIV. wieder aufzuheben, oder welche andere Fürsorge jetzt zu treffen.

Um aber Belgien eine Landvergrößerung zu bringen, brauchte sich kein deutscher Arm zu rühren. Die dort herrschende wälsche Partei hat sich gegen Deutschland stets nur abweisend und hochmüthig gezeigt. Wohl möchte es an der Zeit sein, ihr etwas auf die Finger zu klopfen, damit der unleidliche Druck, welchen sie auf Volk und Sprache der Vlämen ausübt, doch etwas erleichtert werde. Denkt jene Partei nimmer an das Schicksal der Dänen in Schleswig-Holstein? Vlämisch-deutsch ist so gut deutsch wie Hochdeutsch und Plattdeutsch. Franz v. Löher.

Nekrolog.

Oberweiß, Joseph, Universitätsprofessor der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte in Innsbruck, † daselbst am 4. August 44 Jahre alt.

Struve, Gustav von, bekannter republikanischer Agitator, † am 21. August in Wien. Er war geboren am 11. Oktober 1805 in Livland, prakticirte Anfangs der vierziger Jahre in Mannheim als Advokat und war vielfach journalistisch thätig. Nach dem verunglückten Versuch, in Baden die Republik einzuführen und nachdem er Mitglied der konstituirenden Versammlung gewesen, ging er 1851 nach Amerika, machte die Feldzüge von 1861 und 1862 mit, kehrte aber 1863 nach Deutschland zurück und lebte in Koburg und das letzte Jahr in Wien. Er schrieb: „Allgemeine Weltgeschichte", Newyork 1853—60, Koburg 1866; „System der Staatswissenschaft", Frankfurt 1847—48, 4 Bde.; „Revolutionszeitalter", Newyork 1860; „Geschichte der Neuzeit", Koburg 1864; „Diesseits und Jenseits des Oceans", Koburg 1864, sowie auch über Phrenologie und Vegetarianismus.

Toman, Lovro, Führer der Slovenen, seit dem Jahr 1861 und bis in die letzte Session Mitglied des Krainer Landtages und des Abgeordnetenhauses, † in der zweiten Augustwoche in Rodann.

Neue Bücher.

Germanenthum und Oesterreich. Oesterreich und Ungarn. Eine Fackel für den Völkerstreit. Von Arkolay. Darmstadt, Zernin.

Phöniciens Einfluß auf die Cultur des Occidents. Von C. Hutzelmann. Nürnberg, Schmid.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Seekriegsrecht. Der deutsch-französische Krieg von 1870 zeigt England, die Seemacht par excellence in einer grade entgegengesetzten Position von derjenigen, welche es fast bis auf die unmittelbare Gegenwart herunter während der letzten Jahrhunderte einnahm. Seitdem es nach einander die Kriegsflotten der Niederlande, Spaniens und Frankreichs unter seinen gewaltigen Dreizack gebeugt hatte, trug es eifersüchtige Sorge, diese seine große Waffe in jeder Beziehung scharf und schneidig zu erhalten. Nicht bloß dem eigenen jedesmaligen Feinde wollte es von Rechts wegen jeden Schaden zufügen dürfen, der sich überhaupt durch kriegsmäßig ausgerüstete Schiffe anthun ließ — wofür die Beschießung Kopenhagens im Beginn dieses Jahrhunderts ein grelles geschichtliches Zeugniß ablegt —, sondern auch die Rechte der Neutralen zur See sollten auf den engsten Umfang beschränkt bleiben, damit der Feind durch sie nicht einen seine Widerstandskraft steigernden Nutzen erlange, der sich nur irgend verhindern lasse. Die britischen Prisenrichter, als Mitglieder der regierenden Aristokratie von dem Glauben an dieses nationale Bedürfniß ganz erfüllt, engten in ihren Urtheilen systematisch die Neutralitätsrechte auf das bescheidenste Maß ein; und da das Völkerrecht bis jetzt keine eigentliche Gesetzgebung kennt, Verträge in abweichender Richtung von Großbritannien nicht geschlossen wurden, so wurden aus so entstandenen Urtheilen Präcedenzfälle oder Präjudize, welche den Rechtsbestand in einer barbarischen und veralteten Form zu versteinern drohten.

Natürlich lehnten sich die andern Staaten dagegen auf. Frankreich versuchte es schon unter Ludwig XIV. mit der bekannten Ordonnanz von 1681, die in dieser Hinsicht auch zum Theil ihren Ideen nach 1713 in den Frieden von Utrecht überging, aber größtentheils doch als ein Akt einseitiger nationaler, nicht internationaler Rechtsschöpfung auf dem Papiere blieb; unter Napoleon I. dann, der gigantischen Erneuerung des sogenannten großen Ludwig, vermöge der Kontinentalsperre, die das unangreifbare Inselreich gewissermaßen aus Europa hinausweisen, ächten und so zur Ergebung in den Willen des allmächtigen Eroberers zwingen sollte. Es ist charakteristisch für die Stimmungen, welche der rücksichtslose Gebrauch der englischen Seemacht zu national englischen Zwecken auf dem ganzen Festlande hinterlassen hat, daß selbst ein preußischer Völkerrechtslehrer, wie Heffter, in seinem „Europäischen Völkerrecht" die Maßregeln Ludwigs XIV. und Napoleons I. mit unverkennbarem Wohlwollen beurtheilt. Es ist indessen keine Frage, daß ihr Erfolg nur einen einzigen alles niederdrückenden Despotismus an die Stelle zweier einander bekämpfenden, beschränkenden und einigermaßen im Gleichgewicht haltenden Despotismen gesetzt haben würde. Anders sind die entsprechenden Bestrebungen der großen Regenten und Staatsmänner aufzufassen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dem Seekriegsrecht eine neue, menschlichere Wendung gaben. Sie handelten wirklich im Einklang mit den humanen Ideen ihrer Zeit, nicht bloß im Interesse ihrer eigenen ehrgeizig-herrschsüchtigen Pläne. Dahin gehören auf der einen Seite die von Rußlands Herrscherin Katharina II. ausgehende Neutralitätsallianz von 1780 sammt ihren Folgen, — auf der andern der Vertrag von 1785, den Friedrich der Große mit den Gründern der großen nordamerikanischen Republik abschloß. Diese Keime eines bessern Völkerrechts gingen zunächst allerdings noch einmal unter in den Zuckungen des Riesenkampfes, welchen England gegen das Napoleonische Frankreich und Europa zu führen hatte, und während dessen es nicht ohne Grund jede bisher zugelassene Waffe ungehindert zu benutzen wünschte. Allein sie lebten in der darauffolgenden Friedenszeit wieder auf, und entwickeln sich nun bis zur Beherrschung des ganzen streitigen Gebiets.

Die Rollen haben sich mittlerweile nämlich ausgetauscht. England ist im Krimkriege 1854 bis 1856 zum letzten Mal unter den kriegführenden Mächten gewesen; 1859 im italienischen Kriege; 1861—1865 im amerikanischen Bürgerkriege, 1864 im deutsch-dänischen, 1866 im preußisch-österreichischen und 1870 im deutsch-französischen Kriege blieb es neutral. Es hat also vollauf Gelegenheit gehabt, die Lage und Stimmung einer neutralen Macht im Seekriege kennen zu lernen, und niemals reichlicher als eben jetzt, wo die Ereignisse sich so nahe seinen eigenen Küsten vollziehen. Diese Erfahrung kann nicht umhin, es für Verbesserungen des bestehenden Völkerrechts nach dieser Seite hin über die engherzig-einseitige Praxis seiner alten Prisengerichte hinaus aufgelegt zu stimmen. Vielleicht entfernt sie auch für den größten und wesentlichsten Fortschritt, welchen das Seekriegsrecht noch zu machen hat, das letzte ernste Hinderniß.

Während des letzten europäischen Krieges, an welchem England Theil genommen, des Krimkrieges nämlich, hat es das alte überlieferte Seekriegsrecht noch verschärft durch Aufnahme der Kohlen unter die für Kriegskontrebande zu erachtenden Artikel, eine Verschärfung welcher Frankreich sich damals anschloß, während es jetzt aus egoistischen Gründen Kohlen wiederum von der Kriegskontrebande ausgenommen hat. Beim Friedensschlusse dagegen machte England den Ansprüchen der Neutralen einige Zugeständnisse. Es willigte darein, daß Blokaden, um rechtsverbindlich zu sein, effektiv sein müßten; und was mehr bedeutete, daß weder feindliches Gut an Bord neutraler Schiffe noch neutrales Gut an Bord feindlicher Schiffe, außer im Falle des Blokadebruchs oder der Kriegskontrebande, ferner der Wegnahme unterworfen sei. Allerdings ließ es sich für diese Milderungen seiner früheren harten Praxis bezahlen. Der erste Satz der Pariser Seerechtsdeklaration, welche diese Bestimmungen zu einem integrirenden Bestandtheil des Völkerrechts machen sollte, erklärte die Kaperei für abgeschafft. Das klang rein human, war aber in Wirklichkeit mehr im Interesse der Länder mit großer stehender Kriegsmarine als des Seehandels oder der friedfertigen Menschheit überhaupt. Ein Staat wie England wurde, wenn dieser Satz in der That allgemeine Annahme fand, geschützt gegen die Repressalien, welche ein Land z. B. wie die Vereinigten Staaten durch Ausrüstung von Kapern nehmen mochte für die Verluste, welche britische Kriegsschiffe ihrer Handelsmarine zuzufügen im Stande waren. Die Vereinigten Staaten weigerten sich daher auch, der Pariser

Seerechtsdeklaration beizutreten. Sie wollten es nur thun, wenn die Abschaffung der Kaperei ausgedehnt würde auf alle Wegnahme schwimmenden feindlichen Privateigenthums auch durch Kriegsschiffe, den Grundsatz des preußisch-amerikanischen Vertrags von 1785. Diesen weiteren und abschließenden Fortschritt herbeizuführen, wurde Ende 1859 von Bremen eine Agitation in Gang gebracht, der sich fast alle bedeutenderen Handelsplätze Europa's und Amerika's anschlossen. Auch an englischen Stimmen fehlte es in der darauffolgenden Diskussion nicht, die sich für solche Erweiterung des Grundsatzes von 1856 aussprachen. Allein die leitenden Staatsmänner Großbritanniens widerstanden. Sie fürchteten den Dreizack selbst aus der Hand zu geben, falls sie auf dieses empfindliche Mittel, dem Feinde zu schaden, aus freien Stücken Verzicht leisteten.

Es kann sein, daß, was sie im gegenwärtigen Kriege wahrnehmen, ihre Auffassung umgestalten wird. Während Preußen, getreu dem Beispiel, welches es selbst in Gemeinschaft mit Oesterreich und Italien schon 1866 gegeben, ausdrücklich auf alle Prisen verzichtet hat, glaubte Frankreich seiner prahlerisch ausgerufenen civilisatorischen Mission genugzuthun, wenn es sich lediglich an die Deklaration von 1856 hielt und im Uebrigen seine Kreuzer beauftragte, so viel deutsche Kauffahrer aufzubringen wie möglich. Vergebens protestirten dagegen Männer wie Laboulaye, Michel Chevalier, vergebens im Namen ihrer eigenen Rhedereiinteressen die Handelskammern von Marseille und Havre. Aber was sehen wir? Indeß die Franzosen sich für die Niederlagen ihrer Armee und die nothgedrungene Unthätigkeit ihrer Panzerflotte durch diese Jagd auf norddeutsche Handelsschiffe schadlos zu halten suchen, marschiren die deutschen Heere unaufhaltsamen Schrittes auf Paris los, wo sie den Frieden diktiren und in demselben ohne Zweifel auch eine angemessene Entschädigung der beraubten deutschen Rheder ausbedingen werden. Im Kriege ist Deutschland durch jene officielle Kaperei als Macht nicht genirt worden; beim Friedensschluß wird es sich, wenn seine Landtruppen den Streit zu seinen Gunsten entschieden haben werden, unter anderm auch für die Unbilden zu erholen wissen, welche seiner Kauffahrteiflotte widerfahren sind. Muß dieses Erlebniß die Engländer nicht von der Einbildung zurückbringen, als gäben sie eine wirklich werthvolle Angriffswaffe aus der Hand, wenn sie dem Seeraub der Kriegsschiffe ebenso entsagen wie seit 1856 der Ertheilung von Kaperbriefen an Privatpersonen? Es wird wohl nicht ohne Vorbedeutung sein, daß der Londoner „Economist" schon in seiner Nummer vom 13. August auf dieses Ergebniß des gegenwärtigen Krieges aufmerksam macht. Wenn von dem verstorbenen Lord Palmerston eher zu erwarten gewesen wäre, daß er ans Schwert geschlagen hätte, um Frankreich von der Kriegserklärung zurückzuhalten, oder Belgien, anstatt durch eine neue papierne Bürgschaft, durch Zerstörung der französischen Panzerflotte bei dieser günstigen Gelegenheit zu beschirmen, so verspricht dagegen ein Ministerium Gladstone-Bright eher einzugehen auf eine allgemeine völkerrechtliche Festsetzung, welche allen Seeraub abschafft.

Auch die Vereinigten Staaten haben seit den Verhandlungen der letzten fünfziger Jahre Einiges erlebt, was sie noch geneigter stimmen muß als vorher, zur allseitigen Aufhebung der Kaperei die Hand zu bieten. Es ist bekannt, welchen außerordentlichen Schaden ihrer Handelsflotte ein paar Sonderbundskaper wie die „Alabama" und die „Shenandoah" zugefügt haben. In Wahrheit hat sich ihre Rhederei von den damals erlittenen schweren Schlägen noch heute nicht erholt. Man wird es in Washington daher gern sehen, wenn neu anzuknüpfende Verhandlungen über die unentschieden gebliebene Hauptfrage des Seekriegsrechts nicht wieder an einer absoluten Disharmonie der Tendenzen scheitern, sondern diesmal zum Ziele führen. Es ist wohl im Hinblick auf derartige neue Unterhandlungen nach dem Kriege geschehen, daß Staatssekretär Hamilton Fish die Anzeige des Norddeutschen Bundesgesandten von Preußens Absichten in Betreff des Seekriegs mit besonderer Feierlichkeit entgegengenommen und beantwortet hat. Die Idee von 1785 steht auf dem Punkte sich zu realisiren; Deutschland und Nordamerika werden sie wie damals proklamiren, diesmal aber glücklicher Weise mit mehr oder weniger durchschlagender Gewalt ihrer Meinung im Interesse des Fortschritts der Menschheit Recht zu verschaffen wissen. Der Norddeutsche Bund hat den Grundsatz der Unantastbarkeit des Privateigenthums im Seekriege schon seit 1867, wo der Reichstag ihn einstimmig zur Richtschnur für die diplomatische Thätigkeit des Bundeskanzlers machte, unter seine leitenden Staatsmaximen aufgenommen. Deutschlands Stand in Europa nach diesem ihm abgenöthigten opferreichen Feldzuge wird voraussichtlich danach

sein, daß es den Grundsatz zu einem allgemein anerkannten zu erheben vermag.

Französische und andere uns feindselig gesinnte Blätter, in Stockholm z. B., haben die Behauptung in Umlauf gesetzt, Deutschland suche das seit 1856 bestehende völkerrechtliche Verbot der Kaperei zu umgehen, indem es eine aus Kauffahrteischiffen und Handelsseeleuten zu bildende freiwillige Seewehr ins Leben rief. Sie lassen dabei fahrlässiger oder böswilliger Weise außer Acht, daß der Norddeutsche Bund sofort bei Beginn des Krieges jeder Art von Prisenmacherei entsagt hat, und daß der Erlaß wegen Bildung einer freiwilligen Seewehr ausdrücklich nur für die Wegnahme feindlicher Kriegsschiffe Preise ausgelobt. Eine fernere vermeintliche Beschwerde bildet der Umstand, daß Deutschland den Begriff der Kriegskontrebande weiter ausgedehnt habe als Frankreich. Allein abgesehen davon, daß officiell dieser Begriff gar nicht festgestellt worden ist, in Wirklichkeit auch wohl gar nicht festgestellt werden wird, da der Feind das Meer beherrscht, daß mithin die ganze Beschwerde sich lediglich auf unsere diplomatischen und publicistischen Einwendungen gegen die Versorgung der französischen Flotte mit britischen Kohlen beziehen kann, — abgesehen hiervon hat auch schon der edle Laboulaye in dem „Journal des Débats" vom 17. August seinen leidenschaftlichen Landsleuten auseinandergesetzt, daß es völkerrechtlich ganz in dem Belieben jedes einzelnen kriegführenden Staats stehe, wie eng oder wie weit er die Grenzen des Begriffs der Kriegskontrebande abstecken wolle, je nachdem er seine Interessen auffasse. In der That hat Frankreich selbst im Krimkriege Kohlen als Kriegskontrebande behandelt, weil ihm damals nicht, wie jetzt, an dem freien Verkehr mit Kohlen gelegen war. Jetzt nämlich ist ihm das Saarbecken verschlossen, aus welchem es in Friedenszeiten einen so großen Theil seiner Kohlen bezieht, und seine Panzerflotte könnte ohne beständige Zufuhr von England und Belgien nicht das Meer halten.

Es setzte eine Weile Deutschland und England zugleich in große Aufregung, ob das erstere sich diese mittelbare Theilnahme des letzteren am Kriege gefallen lassen müsse. Die alten englischen Völkerrechtskenner, an ihrer Spitze der „Historicus" der „Times" mit seinem ganz charakteristischen Schriftstellernamen, behaupteten es; in Deutschland wurde es leidenschaftlich geleugnet. Jene wiesen unwiderleglich nach, daß es von jeher Rechtens gewesen sei, die Feststellung des Begriffs der Kriegskontrebande den Kriegführenden zu überlassen, sei es nun, daß deren Regierungen ein Verzeichniß der von ihnen so angesehenen Artikel herausgäben, sei es, daß eintretenden Falls ihre Prisengerichte nach älteren Bestimmungen, allgemeinem Herkommen oder der Natur der Sache entschieden; und daß demzufolge, immer nach dem bestehenden rechtlichen Gebrauch, neutrale Regierungen höchstens veranlaßt sein könnten, ihre Angehörigen vor den Folgen eines Verstoßes gegen solche Regeln zu warnen. Wenn dieser Rechtszustand unter gegebenen Verhältnissen die Folge habe, daß die eine Partei von den Vorräthen neutraler Länder unbeschränkten Nutzen ziehe, die andere so gut wie gar keinen, weil jene das Meer beherrsche, so sei dies eben die Wirkung des vorhandenen Machtunterschiedes und nicht des geltenden Völkerrechts. Deutschland müsse sich selbst anklagen, bisher nicht mehr für seine Seestärke gethan zu haben; — das sagte man uns zwar meist nicht gradezu, gab es aber so deutlich zu verstehen, daß kein Zweifel an der eigentlichen Meinung bleiben konnte.

Diesem konservativen, streng juristischen Standpunkt der Engländer im Allgemeinen gegenüber nahmen unsere Zeitungen es mit dem völkerrechtlichen Herkommen ziemlich leicht. Sie forderten Aufrechterhaltung der Neutralität dem Geiste, nicht irgend einem insularen oder kontinentalen Buchstaben nach, und brandmarkten es als eine grobe, pfennigfuchsende Inkonsequenz, wenn England sich nicht verbieten wolle, das französische Heer mit Pferden und Patronen, die französische Flotte mit Steinkohlen zu versorgen, während doch sein ganzes nationales Interesse dafür spreche, daß Deutschland in diesem Riesenkampf nicht unterliege. Wozu habe man denn eine unabhängige Gesetzgebung, das Parlament sogar noch in laufender Session zur Hand, wenn man zu solchen Zwecken nicht das überlieferte Recht eventuell verbessern wolle?

Man muß es als ein erfreuliches Zeichen innerer Annäherung zwischen den beiden einander so gut ergänzenden Nationen betrachten, daß nach der ersten Messung der Gegensätze in Deutschland der englische und in England der deutsche Standpunkt durch geeignete Vertreter zu voller Würdigung kam. Stettiner und Berliner Blätter nahmen Auseinandersetzungen auf, die sich auf die Seite der alten en[illegible]chen Anschauungsweise stellten, wenn auch z[illegible] Theil von etwas phantastischen praktischen Voraussetzungen aus, z. B.

derjenigen, daß in englischen Häfen deutsche Kaper ausgerüstet werden könnten, ähnlich der berühmten oder berüchtigten „Alabama". Auf der anderen Seite rieth der Londoner „Economist" dringend, nicht auf dem Boden des bestehenden Rechts stehen zu bleiben, sondern das Gebiet der Rechtsschöpfung zum Zwecke thatsächlicher und völliger Aufrechterhaltung der Neutralität zu betreten.

Hierzu ist es nun freilich nicht gekommen. Regierung und Parlament haben sich vielmehr begnügt, die Foreign Enlistment Act (Gesetz gegen fremde Kriegsdienste) grade in der Richtung zu verschärfen, daß sie die etwa vorzunehmende, aber von Deutschland sicherlich nicht beabsichtigte Aussendung von Kapern aus englischen Häfen fortan unmöglich machen muß. Nicht allein die Ausrüstung, auch der Bau von Schiffen für Rechnung kriegführender Mächte ist gesetzlich verboten worden. Das Verbot der Ausrüstung von Schiffen war nach der Ansicht des „Historicus" der „Times" die einzige und eine ganz unbegründete Ausnahme von der Regel, daß der neutrale Staat sich direkt nicht in den Handel mit Kriegskontrebande einzumischen habe; aber statt diese Ausnahme zu beseitigen, hat man sie bekräftigt und verstärkt, so daß heute keine „Alabama" passiren würde. Wir dürfen uns damit vollkommen einverstanden erklären, und hätten nur zu wünschen gehabt, daß die alte Regel selber umgestoßen und dem Rathe des „Economist" gemäß ein noch entschlossenerer Anfang gemacht wäre, sich neutralerseits an der Ausschließung der Kriegskontrebande von dem Seehandel während des Kriegs zu betheiligen. Es könnte sein, daß hierin eine der Bedingungen gefunden würde, um auch den Seeraub der Kriegsschiffe endlich aus der Welt zu schaffen.

A. Lammers.

Neue Bücher.

Straßenrecht auf See, von H. Romberg, Bremen, Heyse.

Literatur.

Nekrolog.

Fritsch, Franz, unter dem Pseudonym Franz von Braunau als dramatischer Schriftsteller bekannt, † am 17. August in Wien im 73. Lebensjahre.

Zimmer, Karl, emeritirter Konrektor zu Freiberg in Sachsen, bekannt durch vielfache literarische Thätigkeit, † daselbst am 31. Juli.

Neue Bücher.

Literatur der Deutschen. Wegweiser von G. Schwab und K. Klüpfel. 4. gänzlich umgearbeitete Aufl. Leipzig, Klinckhardt.

Kunst.

Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Der ästhetische und sittliche Verfall unsrer Bühne ist ein oft gehörtes Klagelied. Der Ursachen, denen man ihn zuschreibt, sind viele und mannichfache: die politisch-polizeilichen Beschränkungen, die socialen und gesellschaftlichen Zustände, der dem Materialismus zugeneigte Zeitgeist, der von der Bühne in erster Linie sinnliche Erregung verlangt, die Konkurrenz der dieser Forderung entsprechenden Sommertheater. Dies und manches Andere wird zur Erklärung der Thatsache angeführt. — Ohne die Richtigkeit desselben zu bestreiten, darf aber nicht geläugnet werden, daß die Bühne den Keim ihres Verderbens im eigenen Schooße trägt. — Wir begrüßen die Schrift des Herrn Professor Pabst in Bern, die den an die Spitze dieses Versuches gesetzten Titel (Bern, bei Haller 1870) trägt, als eine solche, die in wissenschaftlich eindringender Weise die Frage erörtert, ob und wie weit eine Verbindung der Künste, wie sie heutigen Tages immer mehr angestrebt wird, auf der Bühne zulässig ist, denn darin liegt der Kern der Sache, und die hier

durch strenge Forschung gewonnene Lösung der Frage führt auf systematischem Wege zu praktischen Konsequenzen. — Was die allgemeine Aesthetik nur andeutungsweise behandelt, was dramaturgische Abhandlungen und Kritiken nur einzeln berühren, ist in dieser zeitgemäßen Monographie ausführlich und zusammenhängend in genetischer Entwickelung durchgeführt worden.

Die dramatische Poesie ist die wirkungsvollste aller Dichtgattungen und zugleich die höchste Blüthe der Kulturentwickelung eines Volkes, sie steht mehr wie eine andere, wenn sie sich theatralisch verkörpert, mit dem Gesammtleben der Nation im innigsten Zusammenhange und übt auf sie den stärksten und unmittelbarsten Einfluß aus. Das thut sie aber nur durch ihre Verbindung mit anderen Künsten. In dieser Verbindung liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Wachsen sie, die ihre Dienerinnen sein sollten, ihr über den Kopf, verselbständigen sie sich, verfolgen sie ihr eigenes Ziel und sehen sie die Handlung des Drama's, die sie unterstützen sollten, als ein bloßes Mittel an, sich zur Geltung zu bringen und eigne Triumphe zu feiern, dann ist es mit der Würde der dramatischen Poesie, mit dem Kunstwerth der Bühne zu Ende, dann tritt die Nemesis ein. „Der Mime, welcher seine nur zur ausführenden Darstellung bestimmte Kunst über die Poesie erhebt und durch das gröbere Mittel der sichtbaren Aktion eine stärkere Wirkung erzielt als durch den hörbaren Vortrag, ist der Vorläufer des Pantomimen, der ihm das Wort abschneidet und ihn von der Bühne vertreibt. Der Opernkomponist, um zunächst die Formen seiner Kunst vollständiger zu entfalten, dann aber auch, um durch Verstärkung des Sinnenreizes die Herabwürdigung des Dichters zu seinem Sklaven leichter zu verdecken, nimmt den Beistand des Balletmeisters in Anspruch, und dieser lohnt ihm damit, daß er seinem Sänger den Mund schließt und ihn selbst zwingt, das zum Taktstock umgeformte Scepter des Dichters lediglich im Dienste des Tänzers zu gebrauchen. Der Tänzer verlangt nicht nur zur ästhetisch vortheilhaften Hervorhebung seiner Körperformen, sondern auch zur Stachelung des Sinnenkitzels, welcher das verlorene Interesse an der Handlung ersetzen muß, nach möglichst auffallendem Kleiderschmuck.

Da ruft er seinen Schneider,
Der Schneider kommt heran.

Und in seiner Hand verwandelt sich der theatralische Herrscherstab in eine Elle. Zugleich mit ihm aber kommt der Dekorationsmaler, der Maschinist und der Requisiteur zur Gewalt, und nun beginnt eine Pöbel- und Schreckensherrschaft, die zuletzt noch dressirte Bestien herbeiruft. Die Bühne kommt auf den Hund — des Aubry."

Dies ist die gewöhnliche Reihenfolge der Entartung, wenn die Sinne gegen den Geist zum Kampfe aufgerufen werden und diese in den bloß zur Beihülfe der dramatischen Handlung bestimmten Künsten Reizmittel suchen. — Es ist nicht nöthig, das traurige Bild der Geistes- und Poesieentwürdigung, das mancherwärts die heutige Bühne darbietet, hier weiter auszumalen. — Ein Jeder, der in der Bühne eine Kunstanstalt und nicht ein bloßes Mittel zum Zeitvertreib und zur Erregung des Sinnenreizes sieht, beklagt diese Zustände um so mehr, als die verderblichen Folgen derselben für Volkswohl und Sittlichkeit ihm handgreiflich dabei entgegentreten.

Als eine der Hauptbedingungen zur Heilung der verdorbenen Bühnenzustände gilt dem Verfasser der unverwandte Hinblick des dramatischen Dichters auf die Schaubühne, von der er sich nur zum Schaden der dramatischen Poesie und Kunst emancipirt. In ausführlicher Erörterung wird nachgewiesen, daß die Schaubühne die Stätte ist, von der die dramatische Poesie ausgegangen ist, und auf welcher sie erst ins volle sinnlich-geistige Leben treten und sich zum vollkommensten, großartigsten und wirksamsten Kunstwerk ausbilden konnte. Dem sogenannten Lesedrama, das sich vornehm und resignirend von seinem mütterlichen Boden lossagt, wird dabei der Stab gebrochen, aber auch zu seiner Entschuldigung nachgewiesen, daß es ein Resultat verkehrter Bühnenzustände ist.

Der Poesie, als der Erzeugerin des Drama's, muß ihr ungeschmälertes Herrscherrecht zuerkannt werden, sie allein ist im Stande, den Inhalt einer idealen Handlung erschöpfend auszudrücken, sie enthält die geistige Innenseite, ohne welche der Gegenstand der Darstellung den Namen einer dramatischen Handlung nicht verdient, ihr müssen sich alle sinnlichen Momente der Darstellung, die hörbaren sowohl wie die sichtbaren unterordnen, ihr Organ ist die Wortsprache, der alles Andere: Deklamation, Mimik, Kostüm und Dekoration, nur zur Beihülfe und Verstärkung dienen. Das zweite Anrecht als Darstellungsmittel des inneren Seelenlebens gebührt nach der Wortsprache dem Gesange, der in der Instrumentalmusik eine angemessene Stütze findet. Diese immerhin noch ehrenvolle Stelle in der Reihen-

folge der dramatischen Darstellungsmittel darf dem durchgängig musikalisch aufgeführten Drama nicht versagt werden, so lange die Musik ihre besondere Aufgabe nicht aus den Augen verliert. Diese aber besteht nicht darin, den geistigen Inhalt und Verlauf der Handlung darzustellen, denn dazu ist sie nicht im Stande, das muß sie der Poesie überlassen, sondern den die Handlung durchziehenden Gefühlen und Stimmungen den vollkommensten künstlerischen Ausdruck zu geben. Sie muß dem allgemeinen Zweck des Drama's nicht entgegentreten und vom Dichter keine Dienste verlangen, die dem Wesen und der Würde seiner Kunst nicht entsprechen. Andrerseits muß sie aber auch den anderen sichtbar darstellenden Künsten gegenüber ihre Würde behaupten und ihre Mitwirkung nur innerhalb der geziemenden Schranken in Anspruch nehmen. Unter den sichtbar darstellenden Künsten kann nur der Pantomime mit Einschluß des charakteristischen Ballets unter denselben Bedingungen Zulaß gestattet werden. Alle übrigen: Kostümirung, Malerei, Mechanik ꝛc., vermögen aus eigenen Mitteln gar keine dramatische Handlung darzustellen und sind in unabläßlicher Dienstbarkeit zu halten. Treten sie aufdringlich und anspruchsvoll hervor, wird das in der Natur der Künste begründete Rangverhältniß derselben zu einander und zu der sie beherrschenden Poesie verschoben, so entsteht eine Anarchie, in der die dramatische Kunst nicht mehr im Stande ist, die ihr zukommende Aufgabe durchzuführen. Jenes von Utopisten erträumte Universalkunstwerk, in dem alle einzelnen Künste vollständig sich ausleben und gleichmäßig zur Geltung kommen könnten, würde, wenn es überhaupt ausführbar wäre, jedenfalls anders konstituirte Menschen zum Erfassen und Genießen desselben verlangen, als wir heutigen Tages sind.

Der Verfasser sagt viel Beherzigenswerthes über die innere Technik des Drama's, das hier nicht weiter berührt zu werden braucht; nur einer Behauptung möchten wir widersprechen. Seite 111 wird geäußert, jene längeren rhetorischen und lyrischen Ergüsse, deren Inhalt für sich vortrefflich ist, die aber als Abschweifungen von der Bestimmung des Drama's angesehen werden müssen, fänden sich besonders bei den französischen Klassikern. So vollständig sich das Pathos bei Corneille und Racine auch explicirt, so wortreich und rhetorisch diese Dichter sind, so wenig lassen sie sich auf allgemeine Betrachtungen, wie wir sie bei Schiller, Goethe und Shakespeare finden, ein. Ihre Personen sind selbst in den längsten Reden immer bei der Sache, sie beschäftigen sich stets mit sich und ihrer Gemüthsstimmung. Die Monotonie, die man diesen Tragödien vorwirft, beruht zum Theil darauf, daß die Handlung meist nur eine einzige Krisis hat und ausschließlich auf Einen Punkt gerichtet ist. Einen betrachtungsvollen Monolog, wie „Sein oder Nichtsein" oder „Durch diese hohle Gasse muß er kommen", wird man bei ihnen nicht finden. Unterschreiben müssen wir dagegen die folgende Bemerkung, die wir, als einen der wesentlichen Punkte berührend, wörtlich hersetzen wollen: „Das Zuviel und Zuwenig des äußeren Geschehens läßt sich nicht nach der Elle abmessen, am allerwenigsten nach derjenigen, welche ein für höhere, geistige Interessen abgestumpftes, durch scenischen Prunk und überhaupt durch gröberen Sinnenreiz verwöhntes Publikum anzulegen pflegt. — Das richtige Maß ist ein durchaus relatives, es beruht in der durchgängigen und innigen Beziehung auf das innere Geschehen. Der Dichter soll eben äußerlich nicht mehr geschehen lassen, als durch das innere Geschehen sein volles Interesse erhält, aber auch nicht weniger. Undramatisch ist nicht nur jeder äußere Vorgang, welcher uns nicht wie der organische Leib einer lebendigen Seele erscheint, sondern auch jeder innere Vorgang, welcher nicht unmittelbar aus der Handlung entspringt oder in sie einmündet". Vortrefflich ist auch die Bemerkung durchgeführt, daß die Einheit der Darstellung aufgehoben wird, wenn ein eitler Mime sich vordrängt, die Mitspieler in den Hintergrund schiebt, wenn er auf eigene Hand operirt und vergißt, daß sein eigentlicher Beruf ist, ein Interpret des Dichters zu sein. Dem modernen Virtuosenthum wird dabei scharf zu Leibe gegangen und Folgendes hinzugefügt: „Wie wenig sich das wahre Interesse der dramatischen Poesie mit dem Interesse des nach Selbständigkeit und Vorrang strebenden Mimen verträgt, davon zeugt schon die Thatsache, daß dieser häufig gerade nach unbedeutenden oder mittelmäßigen Stücken greift und dabei wirklich und besser seine Rechnung findet, als in der Aufführung dramatischer Meisterwerke. Natürlich, je unbedeutender der Nebenbuhler, desto leichter ist er in den Schatten gestellt".

Selbst die Frage wegen der mancherwärts aufgehobenen Orchestermusik in den Zwischenakten zieht Professor Pabst in das Bereich seiner Erörterungen, ein Beweis, daß ein streng theoretischer Entwickelungsgang auch zu praktischen

Dingen zu führen vermag. „Die ästhetische Berechtigung einer solchen Einrahmung des Drama's liegt am Tage, sie leistet ihm einen ähnlichen Dienst wie die architektonische Umgebung der Bühne. Indem sie den unmittelbaren Zusammenstoß der idealen Handlung mit der realen Wirklichkeit verhindert, befördert sie die ästhetische Sammlung und Vorbereitung des Gemüthes auf jene, erweckt oder steigert die reine Genußfähigkeit und beugt einem allzu raschen und allzu gewaltsamen Rückfall in die reale Stimmung vor, setzt eine Zeitlang den letzten und allgemeinen Eindruck des Drama's fort und vergönnt ihm, sich zu entwickeln, sich zu steigern und nur allmählig hinzuschwinden, um späterhin nur um so leichter und lebendiger wieder erzeugt zu werden." Der Verfasser beklagt mit Recht, daß die Bühnenleiter in allzu großer Nachgiebigkeit gegen die Zerstreuungs- und Plauderlust des Publikums im Theater mit Aufhebung der Vor- und Zwischenmusik sich einer sehr wirksamen ästhetischen Beihülfe berauben, sie thäten besser, statt die Segel gleich zu streichen, durch sorgfältige Auswahl solcher Musikstücke, die dem Charakter des jedesmaligen Drama's entsprechen, das Publikum zum Zuhören und zur Ruhe zu bringen.

Dabei übersieht der Verfasser freilich, daß die Zahl der Zwischenakte immer mehr zunimmt, der Vorhang fällt ja nicht bloß mehr am Schluß eines Aktes, sondern auch nach jeder Scene, auf die ein Tableau folgen soll, oder wenn sich umzukleiden eine Schauspielerin die unerläßliche Nothwendigkeit empfindet. Bleibt diese heillose Praxis, wobei mehr für das Auge als für den Geist der Zuschauer gesorgt wird, wobei er fortwährend aus dem Zusammenhange der Handlung, aus der angeschlagenen Stimmung und erregten Spannung herausgerissen wird, bloß damit er eine neue Dekoration oder ein neues Kleid zu sehen bekomme, im Steigen begriffen, so darf der Orchesterdirigent, der es versuchen will, des Lärms in den Zwischenpausen Herr zu werden, gar den Taktstock nicht mehr bei Seite legen.

Ist alles bisher Angedeutete für jeden mit Sinn und Geschmack Begabten, der in der Bühne mehr als eine gesellige Zerstreuungsanstalt sieht, einleuchtend, so bietet das Verhältniß der Oper zur eigentlichen Aufgabe der dramatischen Kunst doch größere Schwierigkeiten. Der Verfasser unterzieht diese Frage einer eingehenden Erörterung. Dem Melodrama, jenem unglücklichen, zum Glück bei uns fast überwundenen Mittelding zwischen der reinen Oper und dem nicht musikalischen Drama, wird dabei natürlich der Stab gebrochen. Für die komische Oper, die Zauberposse ꝛc. erkennt er einen Wechsel zwischen Sprechen und Singen als zulässig an, aber für die ernste Oper verlangt er, daß der Text unter Orchesterbegleitung gesungen werde, wenn auch Manches dabei nothwendig der bloß recitativischen Behandlung anheim fällt. Er nennt dies die reine Oper und meint: Ist die Invasion des Gesanges und der ihn begleitenden Musik einmal so weit vorgeschritten, so soll sie auch weiter gehen bis zur Beherrschung des ganzen dramatischen Gebietes. Der die künstlerische Einheit zerstörende Kampf der verschiedenen Darstellungsformen mit einander muß sich zu Gunsten der einen oder der anderen entscheiden. Will einmal die Musik sich nicht bescheiden, der dramatischen Poesie zu dienen, so möge sie auch keck das Scepter ergreifen. Freilich nicht um sie zu entwürdigen, sie zu ihrer hohen Idee widersprechenden Knechtesdiensten zu zwingen, sondern um von ihr durch liebevolle Handbietung denjenigen Stoff zugeführt zu erhalten, an welchem sie ihre Macht über die Menschenherzen am gewaltigsten und würdigsten zur Geltung bringen kann.

Ist nun die Berechtigung der reinen Oper anzuerkennen, bei der die Poesie ebenso wenig ihre Würde verliert wie die Skulptur, wenn sie sich dazu hergibt, die Schönheit eines Bauwerks zu erhöhen, so verlangt Herr Pabst doch, es sollen bei ihrer Schöpfung Dichter und Musiker sich so zu einander verhalten, daß das Grundgesetz der inneren Einheit gewahrt wird. Jeder von ihnen soll nicht nur Meister in seiner Kunst sein, sondern auch für die Kunst des anderen und die Bedingungen ihrer Wirkung einen lebendigen Sinn haben, vor allem aber Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung genug besitzen, um das Sonderinteresse seiner Kunst dem Interesse des Gesammtkunstwerks zum Opfer zu bringen.

„Der große Irrthum R. Wagners besteht nun darin, daß er die Poesie in dem durchgängig musikalischen Drama nicht nur in ihrem vollen Werthe bewahren, sondern sogar auch durch den Gesang erst zu ihrem höchsten Gipfel erheben will. Indem Wagner, um der Poesie den im gesprochenen Drama ihr gebührenden Ehrenrang auch im durchweg gesungenen zu bewahren, die Musik zwingen will, den Eindruck des gesammten poetischen Inhalts der Handlung sinnlich zu beleben und zu verstärken, demselben in allen

seinen einzelnen Momenten durch die Musik einen selbstverständlichen, eindringlicheren Ausdruck zu verleihen, sieht er sich gezwungen, dem Gesange unter Abschwächung des vollen melodischen Reizes ein vorwaltendes rhetorisches Gepräge zu geben, die Harmonie ohne Rücksicht auf die ästhetischen Bedürfnisse des Ohres zu verletzen, um des stetigen Flusses der Handlung willen die architektonische Strenge in der Gliederung des musikalischen Baues aufzulösen und den einzelnen musikalischen Bestandtheilen fast nie auch nur relative Selbständigkeit zu gestatten, den vorhandenen Reichthum an mannichfachen Formen und Arten des Gesanges unbenutzt zu lassen und mit manchem Unkraut auch manche schöne Blume auszuraufen, kurz den Werth und die Wirkung der musikalischen Darstellung übel zu beeinträchtigen. Und mit alledem bringt er es doch nicht dazu, dem poetischen Element des Drama's aus seiner Unterordnung zur Herrschaft oder auch nur zu einer Gleichstellung mit der Musik zu verhelfen. Dies erreicht er um so weniger, als er die ursprünglich zur Begleitung des Gesanges bestimmte Instrumentalmusik in bisher unbekanntem Maße zur dramatischen Charakteristik verwendet und ihre sinnliche Wirkung durch Mitwirkung der darstellenden Künste, namentlich der Scenerie verstärkt. So opfert er kostbare Schätze meist einem Phantom, und indem er Musik und Poesie gemeinschaftlich und gegenseitig zu höheren Ehren zu erheben gedenkt, läßt er keine von beiden zur vollen Entfaltung ihrer Kraft und Herrlichkeit gelangen."

Obige Stelle haben wir dem Buche wörtlich entlehnt. Der Verfasser beansprucht nicht, eine Entscheidung in der schwebenden Frage zu geben, sondern nur, die wichtigsten Momente zu ihrer Lösung hervorzuheben, und dies, so scheint uns, ist ihm um so besser gelungen, als er frei von aller Parteileidenschaft immer das Gesammtinteresse der Kunst und der Bühne im Auge hat und Alles klar und ruhig vom wissenschaftlichen Standpunkt aus erläutert, doch kann er es nicht unterlassen, den Ausspruch eines musikalischen Fachmanns heranzuziehen. Hector Berlioz, der längere Zeit für einen Parteigänger Wagners gegolten hat, legte folgendes Glaubensbekenntniß ab. „Wenn die Zukunftsschule uns sagt: Man ist der Melodie, der melodischen Zeichnungen der Arien ꝛc. müde, man muß nur der Idee Rechnung tragen, ohne auf die Empfindung Rücksicht zu nehmen, man muß das Ohr mißhandeln und an Alles gewöhnen, man muß sich in der Oper darauf beschränken, die Deklamation in Noten zu setzen, sollte man auch die unsangbarsten, rohsten und häßlichsten Intervalle in Anwendung bringen, und sich nie um die Aufführbarkeit Sorge machen, dann hebe ich die Hand und schwöre: — non credo — fünfzig Jahre dieser Musik, und die Musik ist todt, denn man hätte die Melodie getödtet, und die Melodie ist die Seele der Musik."

Was Herr Pabst über die poetische Werthlosigkeit der meisten Operntexte sagt, wird Jeder als vollkommen berechtigt unterschreiben. Er erkennt Wagners Verdienst in Betonung eines nationalen Stoffes und poetischer Behandlung desselben an, wenn er auch gegen die mythischen, außerhalb des modernen Bewußtseins liegenden Sujets seine Bedenken äußert und der eigentlich deutschen Heldensage den Vorzug geben möchte.

Die Wiedereinsetzung der Poesie in die ihr auch in der Oper gebührende Würde ist übrigens nichts Neues. Glucks Reformversuche zielten schon vor hundert Jahren dahin. Es kann freilich scheinen, Glucks Ausspruch, die Musik sei bestimmt, die Dichtkunst zu unterstützen, enthalte bereits den Kern zum Grundirrthum Wagners. Aber indem Gluck die Unterstützung der Poesie näher dahin bestimmt, daß die Musik den Ausdruck des Gefühls und die Spannung der dramatischen Handlung zu steigern habe, schließt er die Aufgabe derselben in ihre natürlichen Grenzen ein, innerhalb deren sie bei aller Einfachheit die ihr natürliche Schönheit walten läßt. Wagner dagegen will, daß die Musik der Fortbewegung der Handlung Schritt für Schritt durch alle ihre geistigen Momente hindurch folgen solle, und hiermit steckt er ihr in Bezug auf die Charakteristik ein Ziel, um dessentwillen er sie vergeblich ihrer eigensten Reize beraubt und sich selbst entfremdet. Den dabei verfolgten Zweck, den höchsten und vollständigsten Inhalt der dramatischen Poesie zu noch höherer Geltung zu bringen, verfehlt er übrigens um so mehr und er tritt mit sich selbst in um so grelleren Widerspruch, als er nur zu häufig in den an Gluck ausdrücklich gerügten Fehler verfällt, mit Schwierigkeiten auf Kosten der Klarheit Parade zu machen und außer der Orchestermusik auch noch die sichtbar darstellenden theatralischen Künste: Massenhandlung, pomphafte Aufzüge, Kostüm, Dekorationsmalerei und Maschinerie in möglichst effektvoller Weise an der Aufführung des musikalischen Drama's Theil nehmen zu lassen. So leistet der Vorkämpfer und Schutzherr der Poesie im Drama grade dem

von ihm selbst gerügten Fehler Vorschub, welcher dem Drama überhaupt und der Oper ins Besondere von jeher das größte Verderben gebracht hat: der Uebermacht des Sinnenreizes über den Geistesreiz.

Auch über das Verhältniß der musikalischen Komposition zum Text der Oper und die Wahl des Stoffs werden beherzigenswerthe Winke gegeben, und vor allem wird auf Einfachheit und durchsichtige Klarheit der Handlung gedrungen, je mehr der Gesang und die Instrumentalbegleitung durch die Uebermacht des musikalischen Tones über den Sprachlaut, somit durch die Herrschaft des Gefühls über die Vorstellung und den Gedanken das Verständniß des poetischen Textes erschwert.

Der Raum gestattet nicht, dem Verfasser in seinen historischen Exkursionen zu folgen, die zur Stütze der aufgestellten Ansichten dienen, vor allem unterzieht er das altgriechische Theater einer näheren Betrachtung, denn dieses liefert den thatsächlichen Beweis, wie der großartigste und reichhaltigste Kunstverein seine Einheit zu bewahren und auf dem ganzen Gebiete der Kunst das beziehungsweise Höchste zu leisten vermag, wenn alle Künste gewissenhaft dem Scepter der Poesie gehorchen, wenn ihre Mitwirkung auf das Nöthige beschränkt wird, und dessen ist weniger, als der verwöhnte Sinn unserer Zeit zu verlangen pflegt.

Obige Andeutungen mögen genügen, auf die Bedeutung einer Schrift hinzuweisen, die eine Lücke in unserer ästhetischen Literatur ausfüllt und mit ruhigem, aber ernstem Eifer eine Frage behandelt, auf der das Wohl und Wehe eines unserer wichtigsten Kulturelemente für Gegenwart und Zukunft beruht.

Die sinnenreizende Prachtoper mit Ballet und sonstigem Zubehör verdrängt mehr und mehr das recitirende Schauspiel und erschöpft mit dem ungeheuren Aufwande, den sie verlangt, dermaßen die pekuniären Kräfte der Bühne, daß für alles Andere nur eine spärliche Summe übrig bleibt; sie verwöhnt das Publikum und stumpft seine Empfänglichkeit für jeden reineren und höheren Genuß ab; bis zu welchem Grade die alles Andere in den Hintergrund drängenden Ansprüche der Opern sich steigern, beweist der neueste Schwindel mit den Wagnerschen Musikdramen. Die Kunst wird von den Künsten erstickt, der Künstler sinkt zum Virtuosen herab, die Bühne wird im eigentlichen Sinne des Wortes zur Schaubühne und befördert, statt geistig anzuregen und sittlich zu heben, die materialistischen Richtungen der Zeit, denen nur noch ein solcher Köder fehlte, um immer mehr Ueberhand zu nehmen.

Das Buch von Professor Pabst fällt somit in den rechten Moment und wird hoffentlich einen großen Leserkreis finden, dem es bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit durch anziehende Form und klaren Ausdruck durchaus zugänglich ist.

Adolf Laun.

Nekrolog.

Hauser, Franz, ehemaliger Direktor des k. Konservatoriums der Musik in München, † am 14. August zu Freiburg i. Br. im 77. Lebensjahre.

Kummer, Kaspar, Musikdirektor in Koburg, bekannt durch seine zahlreichen Flötenkompositionen, † daselbst in der 2. Augustwoche 75 Jahre alt.

Pyne, J. B., berühmter englischer Landschaftsmaler, † Ende Juli in London im 30. Lebensjahre.

Schuchardt, Christian, Direktor der freien Zeichnenschule in Weimar, einer der Letzten, welche zu Goethe in naher persönlicher Beziehung standen, † am 10. August in Weimar.

Neue Bücher.

Löwe, Karl. Selbstbiographie, herausgegeben von C. Bitter. Berlin, W. Müller.

Musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre, von L. Rammann. Leipzig, Weißbach.

Scheffer, Ary. Ein Charakterbild von P. Hofstede de Groot. Berlin, Heinersdorff.

Zoologie.

Die Pilzseuche der Seidenraupen. Bei der großen Bedeutung, welche die Seidenraupenzucht in den südlichen Ländern Europa's als volkswirthschaftlicher Betriebszweig seit langer Zeit erlangt hat, bei dem Umstande, daß sie in den letzten Jahrzehnten auch in den nördlichen Gegenden Freunde gefunden hat, welche beflissen sind, ihr allgemeineren Eingang und Verbreitung zu verschaffen, dürfte eine ausführlichere Mittheilung über die Hauptkrankheit der Seiden-

raupen wohl auch in dem weiten Leserkreise dieser Blätter einiges Interesse erwecken. Zunächst deshalb, weil es vor Allem diese Krankheit gewesen ist, welche im Süden Europa's den bis Mitte dieses Jahrhunderts blühenden Seidenbau fast seinem Ruine entgegenführte und die Bestrebungen der nördlichen Seidenzüchter außerordentlich erschwerte, dann aber auch aus dem Grunde, weil sie ein glänzendes Zeugniß ablegt von dem Scharfsinne zahlreicher Forscher, welche seit Jahren bemüht sind, durch Auffinden der Krankheitsursachen zugleich auch die wirksamsten Schutzmittel gegenüber dieser Krankheit auszumitteln. Ohne Ueberschätzung ihrer Arbeiten muß zugegeben werden, daß die Aufgabe, welche sie sich vorgezeichnet hatten, zum größten Theile gelöst ist, und daß, wenn diese Krankheit der Seidenraupen schon in den nächsten Jahren in bescheidnere Grenzen gebannt sein wird, dies nicht einem unbegreiflichen und blinden Zufalle, sondern in der Hauptsache den angewandten Maßregeln zuzuschreiben sein wird.

Die mikroskopische Untersuchung der Puppen und Schmetterlinge alter Sammlungen läßt zwar die Annahme zu, daß diese Pilzseuche oder Körperchenkrankheit, von den Italienern Gattine, Pebrina, Atrophia, von den Franzosen Maladie des petits, Maladie des corpuscules genannt, bereits in früheren Zeiten vorgekommen sein dürfte, indessen machte sie sich in diesem Jahrhundert erst gegen Ende der ersten Hälfte desselben, und zwar zuerst in Frankreich bemerkbar. Welche ungeheuren Fortschritte sie dort machte, kann man aus dem Rückgange der Coconproduktion dieses Landes innerhalb wenig Jahren entnehmen. Noch im Jahre 1853 betrug dort die Coconernte 26 Millionen Kilogramm, schon nach 3 Jahren sank sie auf 5 Mill. herab. Aehnliche Verwüstungen richtete die Krankheit bald darauf in den übrigen Theilen des seidenbautreibenden südlichen Europa's, namentlich in Italien an, so daß man im Jahre 1864 weder in Europa, noch in Asien eine ausreichende Menge gesunder Eier für die Forterhaltung der Seidenraupenzuchten aufzutreiben vermochte. Von nun an fristete der Graintransport aus Japan der mit dem Untergange bedrohten Industrie das Leben, leider dürfte auch diese Quelle bald versiegen, da kein Zweifel mehr darüber besteht, daß die Krankheit auch in Japan sich auszubreiten beginnt und daß mit den importirten Grains auch die Keime des Uebels in Europa eingeschleppt werden.

Diese Körperchenkrankheit, die dem Nationalwohlstande der südlichen Länder Europa's seit nun über 20 Jahren einen unberechenbaren, auf Tausende von Millionen Gulden sich beziffernden Schaden zugefügt hat, besitzt die Fähigkeit, sich von einer Generation auf die andere fortzupflanzen; auch das Vermögen, sich durch Ansteckung zu verbreiten, ist ihr in hohem Grade eigen. Sie wird durch einen Schmarotzer von winziger Größe und sehr einfacher Organisation hervorgebracht, welcher, pflanzlicher Natur, von einigen Forschern den Pilzen, von andern den Algen beigezählt wird. Man nennt diese kleinen eiförmigen Organismen, die Körperchen des Kornalia, obgleich nicht dieser, sondern Professor Filippi in Turin sie zuerst entdeckte (1850). Während man anfangs geneigt war, selbe für Regressivbildungen der Stoffmetamorphose im seidespinnenden Insekt anzusehen, dieselben für eine normale Erscheinung im Schmetterlinge, als ein Krankheitssymptom im Ei und in der Raupe anzusehen, wurde es bald außer Zweifel gestellt, daß zwischen den Körperchen und der Krankheit ein enger Zusammenhang besteht, und daß letzterer vorgebeugt werden kann, wenn es gelingt, die Körperchen von den Seidenraupen abzuhalten. Osimo (1857) wies zuerst das Vorkommen der Körperchen im Ei nach und gründete darauf die Methode der mikroskopischen Untersuchung der Eier. Lebert und Frey in Zürich machten in demselben Jahre genauere Untersuchungen über das Vorkommen der Körperchen in den einzelnen Organen der Raupe und über die Art ihrer Vermehrung durch Theilung; Blakovich in Padua veröffentlichte zuerst genauere Angaben über das chemische und optische Verhalten der Körperchen, während der Verfasser dieses Berichtes zuerst den Austritt kleiner Kerne aus denselben und die nachfolgende Entwicklung derselben zu Körperchen nachgewiesen hat. Leydig fand angeblich dieselben Körperchen in andern Gliederthieren, in Spinnen, in Krebsen und beschrieb sie als Psorospermien, denen eine parasitische Natur zukomme. Schon Osimo sprach 1859 den Gedanken aus, daß es gut wäre, nicht bloß den Samen, sondern auch die Puppen und Schmetterlinge zu prüfen; — Cantoni in Turin griff diesen Gedanken auf, um eine Auswahl des Samens durch Isolirung der Schmetterlingspaare und nachfolgende mikroskopische Prüfung vorzunehmen. Eine ungenaue Durchführung ließ ihn an der Wirksamkeit seines Verfahrens verzweifeln und so gab er diese wichtigen Versuche auf, welche, von Pasteur in Frankreich wieder-

holt aufgenommen, in den letzten Jahren überall zur Geltung gelangt und mit großem Erfolg in die Praxis eingeführt worden sind. Pasteur gebührt hauptsächlich das Verdienst, die von andern Forschern gewonnenen Ergebnisse für die Praxis der Seidenraupenzucht verwerthet zu haben. Er war weder der Entdecker der Körperchen, noch erkannte er ihre parasitische Natur, welche er erst in seinem letzten ausführlichen Werke, das in diesem Jahre erschien, zugibt, er war nicht der Erste, der auf die Untersuchung der Eier drang, auch kann er nicht das Verdienst in Anspruch nehmen, zuerst auf die Vortheile der mikroskopischen Untersuchung der Schmetterlinge aufmerksam gemacht zu haben, nichtsdestoweniger ist ihm die Seidenzucht zu großem Danke verpflichtet.

Mitten in dem großen Betriebe der Seidenraupenzuchten in Südfrankreich, wo er eine Reihe von Jahren die große Noth der Seidenzüchter und ihre Bedürfnisse aus eigener Anschauung kennen lernte, gelang es seinen aufregenden Arbeiten, denen er Ruhe und Gesundheit opferte, auf Grundlage aller ihm bekannt gewordenen Thatsachen seine Methode der Graingewinnung aufzubauen, die trotz ihrer Einfachheit der Genialität nicht entbehrt und nach unserer Ueberzeugung zur Beseitigung der Körperchenkrankheit vollkommen ausreicht. Wir wollen nun sämmtliche auf die Körperchenkrankheit bezüglichen, vollständig erwiesenen Thatsachen, auf welche Pasteur seine Maßregeln stützte, hier zusammenstellen und dann eine kurze Skizze seines Grainirungsverfahrens folgen lassen.

Als unbezweifelt hatte sich aus zahlreichen Untersuchungen herausgestellt:

1) Schon die Eier können erkrankt, d. h. mit Körperchen behaftet sein, letztere finden sich wohl auch äußerlich an der Eischale vor, in der Regel aber sind sie in der Eiflüssigkeit eingeschlossen.

2) In je höherem Grade die Eier gekörpert sind, d. h. je mehr Eier körperchenhaltig sind, und in je größerer Zahl die Körperchen vorkommen, um so stärker inficirt waren die Schmetterlinge, von welchen die Eier herrühren.

3) Eine höhere Infektion der Eier bedingt immer bei sonst gleichen Umständen eine größere Sterblichkeit unter den aus diesen Eiern ausgeschlüpften Raupen.

4) Je früher die Raupen von den Parasiten befallen werden, um so größer ist die Gefahr ihres Verderbens; Raupen, welche schon in den ersten Entwicklungsstadien in höherem Grade gekörpert sind, werden nie zum Einspinnen gelangen. Ist die Infektion der Raupen eine geringe, erst nach den letzten Häutungen erkennbare, so wandelu sie sich ungefährdet zur Puppe und zum Schmetterling um, indessen werden diese in solchem Falle sich schon hochgradig gekörpert zeigen.

5) Die Körperchen verschonen fast gar kein Organ der Raupe; sie nisten sich der Reihenfolge nach ein in den Wänden des Darmes, vorzüglich dem Muskelschlauche desselben, in den Spinndrüsen, den Renalgefäßen, dem Fettgewebe, in den Muskelschichten, der Haut, im Blute, in den Geschlechtsorganen. In den Tracheen dagegen fehlen sie; äußerlich an der Haut finden sie sich nur in selteneren Fällen vor.

6) Mit dem Auftreten der Körperchen geht auch eine chemische Veränderung der Körpersäfte einher. Zum Beweise dienen die schwarzen Flecken der Raupen, welche Veranlassung gegeben haben, die Körperchenkrankheit als Fleckenkrankheit zu bezeichnen. Auch die braune, dann schwarze Verfärbung des ausfließenden Blutes kranker Raupen, welche bei diesen viel rascher eintritt als bei gesunden Individuen, deutet darauf hin.

7) Daß die Funktionen der Ernährung nothwendiger Weise ins Stocken gerathen müssen, wenn die Darmwände von Körperchen überfüllt sind, ist selbstverständlich. Deshalb nimmt in den Zellen des Fettkörpers die Zahl der Fetttröpfchen mehr und mehr ab, und entspricht diesem inneren Vorgange ein allmähliges Abmagern der Raupe, ein Stillstand im Wachsthum, ein Siechthum, das keinen raschen, sondern einen langsamen Tod im Gefolge hat.

8) Dem praktischen Seidenzüchter verräth sich der kranke Zustand seiner Raupen durch die täglich geringere Freßlust, das langsame und sehr ungleiche Wachsthum, die unregelmäßig verlaufenden Häutungen, endlich durch die schwarzen Flecken, welche, unregelmäßig über den Körper vertheilt, an Zahl und Größe zunehmen.

9) Die Körperung der Spinndrüsen wird sich schon mit dem freien Auge leicht erkennen lassen. Bei gesunden Raupen ist die Spinndrüse hyalin, bei gekörperten stellenweise knotig und opal geworden und rührt die Anschwellung sowie die Trübung von der massenhaften örtlichen Anhäufung der Körperchen her. Da hiebei das Zellengewebe der Spinndrüsen und sein Inhalt von den Körperchen größtentheils verzehrt wird, können derart erkrankte Raupen

natürlich keinen Cocon oder einen nur sehr seidenarmen spinnen.

10) Am raschesten geht die Vermehrung der Körperchen in den Puppen und Schmetterlingen vor sich. Es ist Regel, daß sehr schwach gekörperte Raupen hochgradig inficirte Puppen liefern, ebenso aus schwach inficirten Puppen stark gekörperte Schmetterlinge entstehen. Falls die sich einspinnende Raupe völlig ungekörpert war, wird dies auch die Puppe und der Schmetterling sein, da eine Ansteckung von Außen durch das dichte Seidengespinnst unmöglich geworden ist.

11) In einer je früheren Entwicklungsperiode das Insekt von Körperchen befallen worden ist, um so sicherer werden auch die Geschlechtsorgane der Schmetterlinge von Körperchen heimgesucht, um so sicherer werden auch die Eier diese Kennzeichen der Krankheit enthalten. Konnten die Körperchen erst in den Puppen oder Schmetterlingen nachgewiesen werden, d. h. war die Infektion eine geringe und spät eingetretene, so dürfte in den meisten Fällen auch in den Eiern kein Körperchen nachgewiesen werden.

12) Ungekörperte Schmetterlinge werden in allen Fällen Eier ablegen, welche absolut frei von Körperchen sind, deren weitere mikroskopische Untersuchung daher überflüssig ist.

Nachdem nun Pasteur die Erfahrung gemacht, daß überall auch an solchen Orten, die der Körperchenseuche in hohem Grade unterworfen sind, ausnahmsweise ungekörperte Aufzuchten vorkommen, brachte er folgendes, auf Gewinnung verläßlicher Grains abzielende Verfahren in Vorschlag.

Die Puppen solcher Coconpartien, welche von sehr gut gelungenen Raupenzuchten abstammen, werden mikroskopisch untersucht. Falls selbe ungekörpert sind, wird eine Durchschnittsprobe von etwa 50 Cocons behufs beschleunigter Entwicklung der Schmetterlinge in einen künstlich erwärmten Raum gebracht, dessen Temperatur stetig auf 26—28° R. erhalten wird, während die betreffende Coconpartie in einem kühlen Lokale aufbewahrt wird. Sobald die Schmetterlinge der Probecocons ausgeschlüpft sind, wird deren mikroskopische Untersuchung vorgenommen. Ist die Mehrzahl der Schmetterlinge ungekörpert, so ist die Coconpartie für die Eiergewinnung verwendbar, im gegentheiligen Falle aber einer Filenda zur Abhaspelung zu überlassen. Die Grainirung wird aber nicht in gewöhnlicher Weise, sondern derart vorzunehmen sein, daß man die einzelnen Schmetterlingspaare isolirt, eine Vermischung der Schmetterlinge sorgfältig vermeidet, und hierauf nach beendeter Eierablage einzeln die Prüfung der Schmetterlingspaare vornimmt. Nur die Eier der ungekörperten Paare werden aufbewahrt, jene der gekörperten vertilgt.

Dies ist in der Hauptsache das sogenannte System der Zellengrainirung, wie solches durch Pasteur in die Praxis eingeführt worden ist. Ihm gebührt hiebei das Hauptverdienst, wenngleich einzelne wichtige Modifikationen, welche eine größere Verläßlichkeit und leichtere Durchführbarkeit der Arbeit bezwecken, auch von Andern empfohlen worden sind. Die k. k. Seidenbau-Versuchsstation in Görz, deren Hauptaufgabe darin besteht, die Ergebnisse der eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen über die Krankheiten der Seidenraupen, sowie jene anderer Forscher, der Praxis der Seidenzucht in Oesterreich zuzuführen, ist beispielsweise bei ihrer heurigen, im großartigen Maßstabe unternommenen Zellengrainirung in folgender Weise vorgegangen.

Die Schmetterligspaare wurden in kleine Säckchen aus Tüll eingeschlossen und diese dicht neben einander an Fäden gehängt, welche quer durch einen Saal von der Decke bis zum Fußboden in passenden Entfernungen ausgespannt waren. Die Arbeit wurde fabrikmäßig von kleinen Mädchen unter Anleitung einer geschickten Vorarbeiterin ausgeführt und betrugen die Kosten derselben einschließlich des Ankaufspreises der Säckchen, der Hängevorrichtungen ꝛc. für 10,000 Paare 48 Fl. 80 Kr. österr. Währ. Die Männchen wurden lebend in den Säckchen belassen, wodurch einerseits ein beträchtlicher Arbeitsaufwand erspart wurde, anderseits, wie Versuche zeigten, kein nennenswerther Eierverlust in Folge der steten Beunruhigung der eierlegenden Weibchen erfolgte.

Die Säckchen können an Ort und Stelle bis zur Vornahme der mikroskopischen Untersuchung der Schmetterlinge unberührt belassen werden, und kann letztere in aller Bequemlichkeit vom Zeitpunkte der beendeten Eierablage bis tief in den Winter oder selbst bis zum nächsten Frühjahr vorgenommen werden. Die Versuchsstation verwendet zur ermüdenden, große Geduld und Gewissenhaftigkeit erfordernden Arbeit am Mikroskope auch einige Frauen und hat bereits die Erfahrung gemacht, daß sich selbe zu dieser feineren Arbeit ebenso vorzüglich eignen wie zur Aufzucht der Seidenraupen, die ja größtentheils ihren Händen anvertraut ist.

Rechnet man, daß eine geübte Arbeiterin,

wenn ihr für das Waschen der Mörser, Gläser ꝛc. die nöthige Aushülfe durch 2 kleine Mädchen geleistet wird, mindestens 250 Paare in einem Tage zu prüfen vermag, so wären für die obigen 10,000 Schmetterlingspaare 40 Arbeitstage am Mikroskop und 80 Arbeitstage für die erwähnte Aushülfe erforderlich.

Würde einer der ersteren mit 1 Fl., einer der letzteren mit 20 Kr. bezahlt, so betrüge der Aufwand für die mikroskopische Untersuchung 56 Fl.; die Gesammtkosten der Zellengrainirung mit 10,000 Paaren beliefe sich aber einschließlich des obigen Aufwandes auf 104 Fl. 80 Kr. Selbst wenn 50% der Schmetterlingspaare wegen ihrer Körperung ausgemustert werden müßten, hätte man von den übrigen 5000 Säckchen einen Samengewinn von mindestens 70 Unzen zu 25 Gramm zu erwarten, daher sich die Kosten der Zellengrainirung per Unze nur auf 1 Fl. 50 Kr. österr. Währ. belaufen würden.

Dabei wird vorausgesetzt, daß keine getrennte Untersuchung der Männchen und Weibchen jedes Paares vorgenommen, sondern beide zusammen geprüft werden. Die Arbeitsersparniß ist hiebei nicht unbeträchtlich und auch deshalb wohl begründet, weil immerhin noch Zweifel bestehen, ob nicht doch die Eier ungekörperter Weibchen in Folge der Befruchtung durch gekörperte Männchen im Gegensatze zur Ansicht einiger Forscher mit den Kernen der Körperchen angesteckt werden können.

Man ersieht aus dem Vorausgegangenen, daß weder die Arbeit noch die Kosten unerschwinglich sind, um den ganzen Grainbedarf der europäischen seidenbautreibenden Länder durch Zellengrainirung zu decken. Ein ansehnlicher Anfang dazu ist jedenfalls bereits gemacht; nicht nur in Frankreich, wo bereits Tausende von Unzen durch das Pasteursche Verfahren gewonnen werden, auch in Italien und im Süden Oesterreichs thut sich ein lebhafter Wetteifer in der Durchführung dieser Art der Graingewinnung kund.

Es genügt die Bemerkung, daß allein die Seidenbau-Versuchsstation in Görz in diesem Jahre die Untersuchung von nahezu 100,000 Schmetterlingspaaren vorzunehmen haben wird, und daß in Istrien nicht minder wie in Dalmatien, insbesondere aber im Süden Tyrols das Mikroskop für diesen Zweck in großem Maßstabe in Anwendung gekommen ist und kommen wird.

Als eine wichtige, den Erfolg der Aufzucht sichernde Maßregel wurde von der Versuchsstation die Desinfektion der Zuchtlokalitäten empfohlen. Sie hat zu diesem Zweck die Anwendung von Chlorgas in Vorschlag gebracht, nachdem diesfällige Versuche dargethan hatten, daß die allen Säuren und Salzen gegenüber sehr widerstandsfähigen Körperchen am leichtesten vom Chlorgas angegriffen werden. Dabei ging sie von der Voraussetzung aus, daß von den Körperchen, welche in den Zuchtlokalitäten zerstreut werden und allüberall an den Wänden, den Zuchtgeräthschaften ꝛc. haften bleiben, auch nach Ablauf eines Jahres neuerdings eine Ansteckung erfolgen könne, in derselben Weise, wie dies nach vielseitigen Versuchen auf ganz unfehlbare Weise bei einer künstlichen Infektion mit frischen, nicht ausgetrockneten Körperchen geschieht.

Nach Pasteur wäre diese Sorge wegen der Ansteckungsfähigkeit der alten Körperchen unbegründet; ausgetrocknete Körperchen seien zugleich auch abgestorbene, wenn daher Chlorräucherungen sich wirksam zeigten, so sei die Wirksamkeit in anderer Weise als durch ihren tödtenden Einfluß auf alte Körperchen zu erklären.

Die Versuche, welche die Versuchsstation zur Entscheidung dieser Streitfrage im heurigen Jahre unternommen hat, sind leider noch nicht zum Abschlusse gekommen, daher wir uns aller Vermuthungen über die längere Lebensfähigkeit der Körperchen, wenn sie auch die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, enthalten zu sollen glauben.

Die Frage ist eine sehr wesentliche, weil sie, in dem einen oder dem andern Sinne zum Austrage gebracht, den Seidenzüchter entweder von einer großen Sorge befreit, oder ihm neue Opfer an Mühe und Kosten für eine ausreichende Desinfektion der Zuchtlokalitäten auflegt.

Wir fassen nun alles bisher über die Körperchenkrankheit Gesagte kurz zusammen. Dieselbe wird hervorgebracht durch einen fremden, winzigen Organismus, der als Schmarotzerpilz zu betrachten ist, hinsichtlich seines Vorkommens auf das seidenspinnende Insekt beschränkt zu sein scheint, einer außerordentlichen Vermehrung durch Quertheilung und den Austritt seiner Kerne fähig ist und in Folge dieser ein langsames Siechthum, endlich den Tod des werthvollen Insektes herbeiführt *). So sicher dies konstatirt

*) Zur wissenschaftlichen Bezeichnung der Körperchen hat Nägeli die Bezeichnung Nosema bombycis in Vorschlag gebracht. Das Geschlecht Nosema wird unter den Schizomyceten eingereiht, welche nebst den Formen von Nosema

ist, so gewiß kann der Krankheit durch Abhaltung jeglicher Infektion vorgebeugt werden. Man verwende deshalb nur absolut körperchenfreie Eier, nämlich solche, die von ungekörperten Schmetterlingen herrühren, man vermeide jegliche Ansteckung, die etwa dadurch herbeigeführt werden kann, daß in denselben Räumlichkeiten neben gesunden Raupen auch verdächtige oder gekörperte aufgezogen werden. Selbst eine Nachbarschaft kranker Zuchten in größerer Entfernung kann je nach Umständen eine geringere oder stärkere Infektion bewirken, weshalb sich isolirte Lagen für Raupenaufzuchten, die vollkommen vor den Körperchen geschützt werden sollten, sehr empfehlen.

So einfach alle diese Folgerungen sind, so schwierig war die Feststellung der Grundlagen, auf welche sie sich stützen. Es hat hiebei an mancherlei Irrthümern und unbegründeten Behauptungen nicht gefehlt, von welchen wir insbesondere Nachfolgendes berühren wollen.

Vielfach wurde die Ansicht ausgesprochen, daß sämmtliche Krankheiten der Seidenraupen auf eine und dieselbe Grundursache zurückzuführen seien. In Folge der unnatürlichen Bedingungen, welchen sie seit Jahrhunderten durch die verschiedenen Zuchtmethoden unterworfen worden sind, sei eine Entartung derselben, eine Art Schwächezustand hervorgerufen worden, der, sich von Jahr zu Jahr steigernd, endlich den Charakter einer verwüstenden Krankheit angenommen habe. Unnatürlich sei die Aufbewahrung und Ausbrütung der Eier, die Pflege und Fütterung der Raupen, ihre Anhäufung auf den Lagern, ihre Haltung in künstlich geheizten Lokalitäten ꝛc., dazu seien seit Jahren außerordentliche Witterungseinflüsse thätig, abnorme kosmische Zustände, mit deren Schwinden auch ein Nachlaß der Seidenraupenkrankheiten eintreten dürfte.

Es wäre eine undankbare Aufgabe, wollte man die Grundlosigkeit aller dieser Behauptungen im Detail nachweisen; es genüge hier hervorzuheben, wie verkehrt es ist, specifisch verschiedene Krankheiten auf dieselbe Ursache zurückführen zu wollen. Insbesondere wird niemals irgend eine Zuchtmaßregel, und wäre sie die allerverkehrteste, ein Körperchen hervorzubringen vermögen, auch wird das Erscheinen der Körperchen mit keinerlei Witterungsverhältnissen in irgend einem denkbaren Zusammenhange stehen. Vielmehr kann, wie dies der Verfasser bei mikroskopischen Untersuchungen einer Anzahl von Originalpuppen nachgewiesen hat, als bestimmt angenommen werden, daß auch die im Norden China's wildlebenden Seidenraupen den Angriffen der Körperchen ausgesetzt sind, trotzdem sie unter den natürlichsten Bedingungen ihrer eigenen Heimat zur Entwicklung kommen. In der Pflege des Seidenzüchters sind die Seidenraupen weitaus gesicherter, als wenn dieselben im Freien allen Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, ganz abgesehen davon, daß die werthvollen Eigenschaften des Seidengespinnstes einen steten Rückgang zeigten, wenn sie wie ihre wildlebenden Verwandten im Norden China's darauf angewiesen wären, für sich allein den Kampf um das Dasein aufzunehmen.

Eine andere vielfach verbreitete Meinung über die Ursachen der Seidenraupenkrankheit ging dahin, daß die Qualität der Maulbeerbaumblätter in Folge der Erschöpfung des Bodens eine ungenügende geworden sei; es sei ihr Gehalt an stickstoffhaltigen Bestandtheilen, vielleicht auch an Phosphorsäure, Kali und Magnesia ein zu geringer, so daß die Ernährung der Raupen eine unvollständige bleibe. Die Folgen machten sich in dem Auftreten der Krankheiten der Seidenraupen geltend, denen daher vorgebeugt werden könnte, wenn eine Düngung der Maulbeerbäume die fehlenden Bestandtheile den Blättern zuführen würde. Die beste Widerlegung fanden diese Ansichten in der allgemeinen Verbreitung der Krankheiten der Seidenraupen, in dem Umstande, daß auch Maulbeerblätter solcher Bäume, die auf jungfräulichen Boden gepflanzt waren, die Seidenraupen vor den Krankheiten nicht zu schützen vermochten, und daß Düngungsversuche einen durchaus negativen Erfolg ergaben. In Bezug auf die Körperchenkrankheit, die, wie wir gesehen haben, als eine Pilzseuche aufzufassen ist, mußte von vornherein der ursächliche Einfluß der Blätter als unzulässig erscheinen. Körperchen können immer wieder nur aus Körperchen entstehen und werden unter keinerlei Umständen aus einem abnormen Mischungsverhältniß der Bestandtheile der Blätter ihren Ursprung nehmen können.

Daß Körperchen etwa auch auf den Blättern sich entwickeln und mit diesen in die Zuchtlokalitäten verschleppt werden, auch diese Ansicht hat ihre Vertreter und ist hier namentlich

noch diejenigen von Sarcina, Hygrocacis, Bacterium, Spirillum, Vibrio und Ulvina umfassen. Statt Nosema bombycis schlägt Blatovich dem Entdecker der Körperchen zu Ehren mit vollem Rechte die Benennung Nosema de Filippi vor. Lebert und Frey haben einen weniger geeigneten Ausdruck, und zwar Panhistophyton ovatum zur Bezeichnung der Körperchen gewählt.

der Annahme Halliers zu gedenken, nach welcher der so häufig verbreitete Rußthaupilz, Cladosporium oder Pleospora herbarum, der unter Umständen auch auf den Blättern und der Rinde der Zweige der Maulbeerbäume vorkommen kann, die Körperchenkrankheit oder die Gattine hervorruft. Hallier läßt die Körperchen aus dem mit dem Futter in die Raupe eingeführten Rußthaupilze entstehen, der sonach je nach dem Substrat, auf oder in welchem er vorkommt, höchst abweichende Formen anzunehmen vermöge.

Die Unrichtigkeit auch dieser Behauptung wird durch die Ergebnisse folgender Versuche, welche die Versuchsstation in Görz wiederholt ausführte, auf das Schlagendste dargethan:

1) Die Sporen des Rußthaupilzes zeigen gegenüber den verschiedenen chemischen Reagentien ein vollständig verschiedenes Verhalten wie die Körperchen.

2) Während es sehr leicht gelingt, die Sporen des Rußthaues zur Keimung und in den verschiedenen Medien zum weiteren Wachsthum zu bringen, ist dies mit den Körperchen der Seidenraupen schlechterdings unmöglich.

3) Eine künstliche Infektion mit Körperchen bringt bei gesunden Seidenraupen in allen Fällen die Körperchenkrankheit hervor, nicht so geschieht dies bei einer absichtlichen Ansteckung mit dem Rußthaupilze, bei welcher ungekörperte Raupen stets ungekörpert bleiben.

So wie zwischen dem Rußthaupilze und den Körperchen nicht der geringste Zusammenhang besteht, ebenso wenig bringt ein anderer auf den Maulbeerbaumblättern sehr häufig vorkommender Pilz, und zwar Septoria mori, die Körperchen in den Raupen hervor. Diesfällige Erfahrungen sind hundertfältig gesammelt worden, so daß auch diese Frage in den kompetenten Kreisen als vollkommen abgethan betrachtet wird.

Prof. Haberlandt.

Nekrolog.

Lacordaire, Jean Théodore, berühmter Zoologe, † am 19. Juli in Lüttich. Er war geboren am 1. Februar 1801 zu Reccy, bereiste 1825—34 Südamerika und war seit 1835 Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Lüttich. Von seinen Schriften nennen wir: „Introduction à l'entomologie", Paris 1834—37, 2 Bde.; „Histoire des Insects", das. 1857, 4 Bde.

Neue Bücher.

Entomologie für Gärtner und Gartenfreunde. Von E. L. Taschenberg. Leipzig, Kummer.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. I. Der Umschwung, welcher sich seit wenig Jahren im gesammten Sanitätswesen der Heere und insbesondere in der Hülfsleistung für verwundete und erkrankte Krieger vollzogen hat, ist ein ganz gewaltiger. Völlig neue Principien kamen hier zur Geltung. Die Humanität deckte altgewohnte Mißbräuche und Schäden auf und besiegte sie in glücklichem Kampfe. Sie fand aber auch die rechten, die einzig hülfreichen Mittel und Wege, sie schuf praktische Einrichtungen, durch welche die Kraft und Leistungsfähigkeit der Armeen für den Staat im Krieg und Frieden gesteigert wird.

Nach drei Richtungen hin kamen auf diesem Gebiete die humanen Bestrebungen der Neuzeit zum Durchbruch. Einestheils erwarb sich der Grundsatz die allgemeinste Anerkennung, daß die Mitwirkung der Privathülfe zur Verpflegung und Hülfsleistung für den erkrankten und verwundeten Soldaten überall dringend nothwendig sei, ja daß sie vom Staate selbst herbeigezogen und benutzt werden müsse; gleichzeitig wurde allseitig zugestanden, daß der kranke und blessirte Krieger, sei er Freund oder Feind, des internationalen Schutzes und Beistandes bedürfe. Die Durchführung dieser Grundsätze war die Aufgabe der „internationalen Uebereinkunft über die Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger". — Anderntheils sah man sich in allen Armeen Europa's den humanen Forderungen der Neuzeit gemäß genöthigt, in ganz anderer Weise als früher für die Gesundheitsverhältnisse des Soldaten, sei es im Frieden, sei es im Kriege zu sorgen; die Regierungen organisirten das gesammte Sanitätswesen der Heere, um dem Staate eine stets kriegstüchtige Mannschaft zu erhalten; wir erhielten ein völlig neu gestaltetes Militärsanitätswesen. — Endlich drittens wurden erst seit Kurzem von den Aerzten bei der Behandlung innerlich Kranker sowohl,

wie bei der Wundenbehandlung auf Grund neu gewonnener Erfahrungen Principien befolgt, unter deren Einfluß sich schnell eine wissenschaftlich begründete Militärgesundheitspflege und eine praktisch werthvolle Kriegschirurgie entwickelten.

Völlig neu und von einer weittragenden, nie zuvor geahnten Bedeutung ist das auf internationalem Wege geordnete System der officiell anerkannten freiwilligen Hülfsleistung und der Neutralität sowohl aller verwundeten und erkrankten Krieger, als auch der denselben Hülfe und Beistand Leistenden. Ohne Zweifel ist die Idee, welche diesem Systeme zu Grunde liegt, eine so erhabene, und die Ausführung derselben hat sich nun schon so sehr bewährt, daß wir glauben, im Folgenden etwas näher auf ihre geschichtliche Entwickelung eingehen zu müssen. Die Geschichte der „Genfer Konvention" ist eines der wichtigsten Blätter im Geschichtsbuche der Humanitätsbestrebungen der Neuzeit.

Es währte lange, bevor man einsehen lernte, daß die Hülfe des Staates nicht ausreiche zur genügenden Verpflegung der verwundeten und erkrankten Soldaten. Die Regierungen selbst wiesen zum großen Theile die dargebotene freiwillige Hülfe ab. Die Barmherzigkeit war zum Schweigen und zu einer ganz beschränkten Thätigkeit verurtheilt, wo man alle Aufmerksamkeit und alle Kräfte auf den Krieg und fast lediglich auf die Schlagfertigkeit der im Felde stehenden Truppen verwandte.

Noch während der ganzen ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bereiteten sich beim Ausbruche eines Krieges die Regierungen wie das Volk nur in dürftiger Weise auf Milderung des grenzenlosen Elends vor, welches für die Armeen die Anstrengungen des Lebens im Felde und die Schlachten unausbleiblich im Gefolge haben. Ein wahres Bild der ungemein schrecklichen Zustände, in welchen sich die Verwundeten noch lange nach den Tagen des Kampfes befanden, liefert uns beispielsweise die Schilderung, welche Reil, der berühmte Professor zu Halle, von der Verpflegungsweise der in der Völkerschlacht bei Leipzig Verwundeten dem Minister Schuckmann übersandte. „Auf dem Wege nach Leipzig", so berichtet er, „begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie Kälber auf Schubkarren, ohne Strohpolster, zusammengeschichtet lagen, und einzelne ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herbaumeln ließen. Noch an diesem Tage, also sieben volle Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden die Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröste, noch durch Hunger zerstörbar war. In Leipzig selbst fand ich gegen 30,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in Wirklichkeit vor mir sah. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen." Reil zeichnete nun einzelne Züge des gräßlichen Gemäldes, das sich in dem bis dahin schon vielfach heimgesuchten Leipzig seinen in solchen Dingen erfahrenen Blicken darbot. Er beklagte die Schlaffheit und Indolenz der Bevölkerung, die solchen Schrecken hülf- und rathlos wie gelähmt gegenüber stand. Allein Reil sucht Abhülfe in einer ganz besonderen Weise. „Helfen Sie unseren Braven", so ruft er zum Schlusse dem Minister zu, „aber helfen Sie bald, denn eine jede versäumte Minute bleibt eine Blutschuld. Legen Sie doch ein Schock kranker Baschkiren in die Betten der Banquierfrauen und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosaken mit, der für Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich ist. Diese Maßregel, die gewiß Lust und Liebe zum Dinge macht, scheint härter zu sein, als sie es wirklich ist!" — Der Schrei des Entsetzens, den diese wenigen Zeilen so energisch ausstoßen, verhallte unter dem Geräusche des ferneren Kriegstrubels und beim Donner der Kanonen.

Bis in die neuere Zeit blieben diese Erfahrungen vergessen. Noch der Krimkrieg zeigte, daß die englische und die französische Regierung die Lehre früherer Zeiten völlig unbenutzt gelassen hatten. Die Sanitätseinrichtungen der dort kämpfenden Heere waren höchst mangelhaft, namentlich diejenigen der Engländer. Nach der Schlacht an der Alma fehlte es denselben an allen Transportmitteln und Lazaretheinrichtungen für ihre 1600 meist schwer Verwundeten. Und noch in den Schlachten von Balaklava und Inkerman waren sie in dieser Hinsicht nicht besser versehen für die neu hinzukommenden 4400 Verwundeten. Man verlud letztere in der Noth auf Schiffe und transportirte sie nach dem Bosporus, wo sich Spitäler mit kläglichen Einrichtungen befanden. Die kämpfenden Truppen waren nicht besser verpflegt; und so traten Epidemien auf, in deren Folge ganze Regimenter verschwanden. Erst als die Presse Englands die kläglichen Zustände aufdeckte und das englische Volk voll

Entrüstung seine Privathülfe anbot, schritt die Regierung im Wetteifer mit der Thätigkeit der Privatleute zu ernsten und umfassenden Maßregeln. Allen zuvor aber glänzte durch aufopferndes Wirken bekanntlich Miß Nightingale, die sich mit 37 Damen nach der Krim begab und dann noch 50 andere Damen nach sich zog. Hier zeigte sich zum ersten Male, welchen Erfolg die privaten Leistungen namentlich zur Herbeiführung besserer Zustände in der Lazarethverpflegung unter Benutzung der rechten Mittel haben können. Denn sofort verringerte sich die bis dahin ungemein große Sterblichkeit der Verpflegten.

Leider verabsäumte es die französische Regierung, sich diese bedeutungsvollen Lehren des Krimkrieges zu Nutze zu machen. Mit einer grausamen Sorglosigkeit hinsichtlich der Hülfsmittel für ihre Verwundeten begann sie 4 Jahre darnach den kurzen, aber blutigen Krieg in Italien. Bald erwiesen sich die Sanitätseinrichtungen ihrer in Italien einrückenden Armee als höchst mangelhaft. Die Ambulancen hatten nicht mehr als den vierten Theil ihres Etats an Aerzten, die Hauptlazarethe waren in Frankreich zurückgelassen. Man hatte sich auf den Patriotismus und die Hülfe der Sardinier verlassen, aber diese waren selbst nur ungenügend ausgerüstet. In solchem Zustande schlug man die Schlacht bei Solferino. Hier kämpften 300,000 Mann 15 Stunden lang mit der größten Tapferkeit um den Sieg. Mehr als 40,000 Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde und ebenso viele Kranke verlangten in den nächsten Tagen Aufnahme in die Lazarethe. Eine Vorstellung von der ganzen Furchtbarkeit der nun folgenden Ereignisse als Folgen der Unzulänglichkeit der officiellen Hülfsmittel erhalten wir durch folgenden Bericht eines Fachmanns; er sagt: „Die grenzenloseste Verwirrung herrschte auf dem Schlachtfelde und in dessen nächster Umgebung. Mit der unsäglichsten Mühe wurden nach und nach 30,000 Verwundete nach Brescia, 10,000 nach Cremona geschafft. Aber noch am sechsten Tage waren nicht alle Verwundete untergebracht. Unzählige verbluteten und verschmachteten auf dem Schlachtfelde, während des Transportes, in den Straßen der Dörfer und Städte. Es fehlte an Kräften, die hülflos Daliegenden aufzusuchen und sie in die nächsten Orte zu transportiren; es fehlte an Händen, den durstenden Lippen nur die erste und nothwendigste Labung, das Wasser, zu bringen. Und als später die Hülfsmittel jeder Art von allen Seiten her gesendet wurden, fehlte es an Helfern, sie in geeigneter Weise zu verwenden. Die Bevölkerung that Alles und fast noch mehr, als in ihren Kräften stand. Viele Hunderte von Civilärzten und Tausende von Männern und Frauen aus allen Klassen der Gesellschaft bemühten sich rastlos, der entsetzlichsten Noth zu steuern. Aber das Elend überstieg alle Grenzen!"

Doch aus diesem Chaos von unsäglichem Jammer und Elend ist ein Werk entsprossen, welches sich in seinen Anfängen schon trefflich bewährte und das auch noch fernerhin die schönsten Früchte tragen wird. Ein Genfer Bürger, Henri Dunant, war unter den menschenfreundlichen Helfern. Er hat die grauenhaften Zustände des Schlachtfeldes in seiner Schrift „Un souvenir de Solferino" mit so beredten Worten geschildert und so energisch für allseitige Betheiligung an den geeigneten Maßregeln zur Abhülfe gewirkt, daß er hiermit den Anstoß gab zur Entstehung der Genfer Vereine und der internationalen Genfer Konvention. In Deutschland hatte man allerdings schon erkannt, wie werthvoll die umfassende Betheiligung der Privathülfe für die Verwundetenpflege ist; hier hatte der Orden der Johanniterritter fort und fort mit Ernst und Geschick in aufopfernder Weise die Aufgaben dieses schönen Berufes als Ordenspflicht auf sich genommen. Aber auch bürgerliche Kreise und Vereine wirkten namentlich im schleswig-holsteinschen Kriege zu gleichen Zwecken höchst segensreich. Allein es fehlte noch an der rechten Organisation, die man der Gesammtheit solcher nationalen Vereine geben muß. Uns waren in dieser Hinsicht die Nordamerikaner vorangeschritten, welche in ihrem vierjährigen Bürgerkriege durch geschickte Benutzung der ebenso ausgedehnten, wie gut geregelten Privathülfe wahrhaft Großartiges auf dem Gebiete der Militärkrankenpflege leisteten. Unseren Verhältnissen gemäß wird die Gliederung des Vereinswesens freilich eine andere sein müssen.

Als im Jahre 1866 der deutsche Krieg begann, sah Graf Stolberg-Wernigerode, der Delegirte der Johanniter, wie nöthig es sei, der Zersplitterung vorzubeugen. Sein und des Prinzen Karl von Preußen, Herrenmeisters des Johanniterordens, vom 15. Mai datirter Aufruf war vom besten Erfolg gekrönt. Die Bevölkerung trat zusammen und vor Allem stellten die Johanniter ihre Dienste zur Verfügung. Die Häuser dieses Ordens wurden leer gemacht und 700 Betten in ihnen aufgestellt.

Schon am 1. Juni standen 125 Ordensgenossen zu Gebote, welche Kommissionen übernahmen, außerdem konnte man die Kräfte zahlreicher Diakonissinnen und Diakonen benutzen. Durch persönliche Aufopferung glänzten vor Allem einige Männer mit altadligen Namen, welche jenem Orden angehörten und auf den böhmischen Schlachtfeldern ihrer Devise „Pro fide“ eingedenk waren. Dabei hatten die Hülfsvereine des Königreichs Preußen bis zum Oktober 1866 an Geld die Summe von 510,000 Thlr. gesammelt, während sie Material zu Verpflegungszwecken über eine Million an Werth geliefert erhielten. Für Lazarethzwecke wurden von diesen Privatvereinen 400,000 Thlr. verwendet, außerdem über 130,000 Flaschen Wein und viele andere Erfrischungen. Die Frauen wetteiferten mit den Männern. Aehnliche Vereine wie in Preußen bestanden und wirkten in Oesterreich und in den anderen Staaten Deutschlands. Allein ihre Thätigkeit war keine gemeinsame. Nirgends konnte man den rechten Anschluß und Zusammenhang finden.

Daß wir jedoch nunmehr eine zweckmäßige Gliederung auf Grund der Genfer Konvention schon gefunden haben, beweisen die im jetzigen Kriege getroffenen Maßregeln, um die noch immer recht traurigen, auf den böhmischen Schlachtfeldern des Jahres 1866 gemachten Erfahrungen zu vermeiden. Die Beobachtungen über die Unzulänglichkeit mancher Hülfsmittel der in Böhmen kämpfenden Heere werden nun rasch und weise benutzt, der Zersplitterung der Thätigkeit der Privathülfe wird jetzt mehr als bisher vorgebeugt und die traurigen Zustände, wie sie Naundorf in seiner Schrift „Unter dem rothen Kreuz“ so treffend beschreibt, und die zum Theil durch die Nichtbetheiligung Oesterreichs an der Genfer Konvention herbeigeführt worden waren, werden bei künftigen Kriegen zwischen civilisirten Völkern kaum wieder vorkommen. Allgemein anerkannt ist nunmehr, daß die Privathülfe erst dann einen den Anstrengungen und Opfern entsprechenden Erfolg erzielt, wenn sie zweckmäßig organisirt ist, wenn sie ferner zur amtlichen Krankenpflege in ein geeignetes Verhältniß tritt und wenn sie schließlich schon im Frieden vorbereitet wird.

Es waren zunächst die Regierungen von zwölf Staaten Europa's, welche am 22. August des Jahres 1864 in Genf zusammentraten und die dort vereinbarten Artikel der Konvention durch ihre Bevollmächtigten unterzeichnen ließen. Diese Artikel bildeten die Basis für die dann immer weiter vervollkommneten internationalen Bestimmungen über die Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger. Einige noch anfangs unklar gefaßte Punkte der ursprünglichen zehn Artikel wurden durch spätere Erläuterungen und Zusätze abgeändert und erweitert. Nach und nach traten denn auch alle übrigen Regierungen der Konvention bei, um an der Einführung und Vervollkommnung des schönen, humanen Werkes sich zu betheiligen.

Im Allgemeinen wurde festgestellt, daß man sowohl den verwundeten und erkrankten Soldaten, als auch das ihn verpflegende Personal, die Ambulance und das Feldlazareth, sowie das ganze zu seiner Pflege dienende Material als neutral betrachten müsse. Ferner wurde durch die Konvention bestimmt, daß in jedem Lande die Privatpersonen, welche den erkrankten und verwundeten Kriegern ihre Hülfe und Pflege zuwenden wollen, in nationalen Vereinen zusammentreten sollen, die dann wieder in Haupt- und Bezirksvereine zerfallen und schon im Frieden durch Anlernen von Wärtern und Wärterinnen, Krankenträgern, Anschaffen von Transport-, Lazareth- und Verbandmitteln ꝛc. die im Kriege zu entwickelnde Thätigkeit vorbereiten. Schließlich wurde beschlossen, daß die in den verschiedenen Ländern bestehenden Vereine zum Austausch der Erfahrungen und zur Verabredung gemeinsamer Maßregeln von Zeit zu Zeit zu internationalen Kongressen zusammentreten sollen. Das rothe Kreuz im weißen Feld wurde als Vereinszeichen gewählt.

Dergleichen internationale Kongresse fanden denn in der That 1867 zu Paris, 1868 zu Genf und 1869 in Berlin statt. Hier wurden die Artikel weiter ausgeführt, namentlich mit Rücksicht auf die mannichfachen Bedenken und Einwürfe, welche man von militärischer Seite mitunter nicht ganz ohne Grund erhob. Die ideale Aufgabe mußte eben erst praktisch erprobt und den Verhältnissen angepaßt werden. Das Jahr 1866 hatte hierzu die beste Gelegenheit gegeben. Namentlich wurden im Jahre 1867 mehre neue, wesentlich praktische Gesichtspunkte aufgenommen. Dahin gehört die Bestimmung, daß die den Verwundeten helfenden Personen (Aerzte, Krankenwärter ꝛc.), wenn sie in Feindes Hand fallen, ihre Funktionen im Lazareth oder in der Ambulance ununterbrochen fortsetzen und, obwohl unter Autorität des Feindes stehend, ihren vollen Gehalt behalten. Das Gesundheitspersonal wird nicht festgehalten über die Zeit hinaus, welche die Hülfe der Verwundeten er-

fordert; der Höchstkommandirende der siegreichen Armeen bestimmt, wenn dieses Personal zurücktreten kann; verstößt es aber gegen die Pflichten, so finden die Kriegsgesetze Anwendung. Außerdem wurden im Jahre 1867 die freiwillige Krankenpflege und ihre Organe, sowie besonders ihre Repräsentanten und Delegirten ausdrücklich mit den Hauptquartieren der Kommandanten in direkte Verbindung gesetzt. Ferner erhielt die Heranziehung der Einwohner zum Hülfswerk festere Formen, die Rücksendung der Verwundeten stellte man auf allgemeinere Grundlagen, man dehnte die Neutralitätsabzeichen auch auf Materialiendepôts aus, beschränkte jedoch das Tragen der Armbinde mit dem internationalen Zeichen lediglich auf die wirklich Berechtigten. Schließlich betonte man die Aufsicht über die Schlachtfelder und die Bestattung der Leichen, auch kam man dahin überein, daß künftig jeder Heeresangehörige mit einem gleichmäßigen Zeichen versehen werden soll, welches zur Feststellung seiner Identität geeignet ist.

Diese Beschlüsse des Jahres 1867 waren denn von größtem Einfluß auf die gedeihliche Entwicklung des ganzen Werkes. Insbesondere ist seitdem in Deutschland das Verhältniß der Privatvereine zu den Staatsgewalten und zum Heere, sowie zu anderen Hülfsvereinen, wie den Johanniterrittern, aufs günstigste geregelt worden. Wir bezeichnen zunächst, worin die Thätigkeit der internationalen Hülfsvereine vorzugsweise besteht, und dann, wie sie sich in Deutschland nunmehr organisirt haben.

Die nationalen Centralkomités bilden den Mittelpunkt der in jedem Staate bestehenden oder noch zusammentretenden Hülfsvereine. In Kriegszeiten ist die Hauptaufgabe derselben die Mitwirkung bei der Verpflegung der Kranken und Verwundeten in den Lazarethen. Hierzu entsteht die beste Gelegenheit durch das Krankenzerstreuungssystem, welches kranke Krieger vom Kriegsschauplatz nach entfernten Gegenden führt und hier das Mitgefühl und die Mitbetheiligung der Bevölkerung an der Pflege der Kranken lebhaft in Anspruch nimmt. Allein nur in beschränktem Grade wird die persönliche Pflege Anwendung finden können, denn nur gut geschulte Wärter und Wärterinnen leisten wirklich Nutzen. Demnach ist es Aufgabe der Vereine, schon in Friedenszeiten gute Krankenpfleger nach Art der Diakonissinnen und der erst neuerlich gebildeten „Felddiakonen" in Kliniken anlernen zu lassen und den Kriegslazarethen zur Disposition zu stellen.

Die Vereine können ferner selbstständig Lazarethe errichten und dieselben mit den nöthigen Requisiten ausstatten; ja selbst Privatpersonen können Pflegestationen etabliren und Rekonvalescenten aufnehmen. Diese Art der Hülfsleistung muß vor Allem im engsten Anschluß an die Militärbehörden, insbesondere an die Armeelazarethkommission geübt werden, denn letztere muß sich die Garantie der zweckmäßigen Einrichtung und die Kontrole vorbehalten, um das Lazareth dann in eigene Verwaltung nehmen zu können.

Ferner werden die Lokalvereine für Erfrischung vorbeipassirender Kranken und Verwundeten sorgen dürfen, indem sie sich hierzu der nächsten Etappenkommandantur zur Verfügung stellen. Auch übernehmen die Vereine die Unterstützung der Rekonvalescenten, Krüppel und Invaliden.

Für den Dienst auf dem Schlachtfelde ist die Bildung eines gut ausgerüsteten Corps freiwilliger Helfer von großem Werth. Gleichsam militärisch einexercirt wird dieses Corps unter dem Kommando der Johanniterritter in der Schlacht die Verwundeten sammeln, erquicken, in Spitäler bringen, die Sterbenden trösten, Aufträge von ihnen annehmen und die Marken sammeln, welche jetzt jeder Soldat mit Bezeichnung seines Namens und seiner Adresse zur Identificirung seiner Person auf der Brust trägt.

Eine andere Aufgabe der Hülfsvereine besteht darin, daß sie den Angehörigen der kranken und verwundeten Soldaten Auskunft über das Verbleiben und Befinden derselben verschaffen. Das Centralnachweisungsbureau in Berlin, vom Generallieutenant von Troschke errichtet, übernimmt die Auskunftsvermittelung für den Bestand sämmtlicher Lazarethe, von welchen dreimal monatlich Verzeichnisse der angekommenen und abgegangenen Kranken und Verwundeten eingesendet werden.

Eine namentlich auch im Frieden fortzusetzende Leistung des Vereins besteht darin, die Erfahrungen, die man im Kriege zu machen Gelegenheit hatte, zu sammeln, auf Grund derselben neue Hülfsapparate zu ersinnen und zu prüfen und die Prüfungsresultate den übrigen Vereinen mitzutheilen. Zu diesem Zweck besteht unter dem Titel „Kriegerheil" ein leitendes, vom Berliner Centralkomité herausgegebenes Organ, dessen Redakteur Professor Gurlt in Berlin ist.

Vor Allem aber ist die Thätigkeit der Vereine durch Einsammeln von Geld und durch

Herstellung der mannichfachsten Lazareth-, Verpflegungs- und Erquickungsgegenstände in Anspruch genommen. Bei Anfertigung der Lazareth- und Verpflegungsrequisiten muß man sich nach den Mustern richten, welche als die zweckmäßigsten anerkannt und vor Allem den vorliegenden Bedürfnissen gemäß gebraucht werden. Die nöthigen Angaben hierüber ertheilt das Vereinsbureau. Die hergestellten und gesammelten Gegenstände, namentlich die in den Frauenvereinen zubereiteten Verbandstücke werden in den von Frauen und Männern beaufsichtigten und geordneten Vereinsdepôts zusammengestellt, damit sie dann dem Centralkomité zugesendet und von diesem den geeigneten, auf dem Kriegsschauplatze oder in der Nähe von Lazarethen befindlichen Magazinen übergeben werden können. Bei der Einlieferung nämlich müssen alle eingesendeten Gegenstände vom Centralkomité geprüft werden, um dann je nach Bedürfniß an den Plätzen, wo sie gebraucht werden, zur Verwendung zu gelangen.

Die Hülfe der Vereine soll, um der an sie zu stellenden Anforderung zu entsprechen, stets zur rechten Zeit und mit den rechten Mitteln geleistet werden. Diese zu finden, wird einem einzelnen Vereine, noch mehr einer einzelnen Person im Kriegstrubel ganz unmöglich. Deshalb sind denn auch die Versuche, sich direkt und selbstständig mit dem Kriegsschauplatze in Verbindung zu setzen, in der Regel ganz vergeblich, sogar störend. Die Hülfe kommt in diesem Falle entweder nicht an, oder wird zurückgewiesen.

Vielmehr ist es dringend geboten, daß sich Derjenige, welcher überhaupt helfen will, der nun in einer ganz zweckentsprechenden Weise zu Stande gebrachten Organisation der gesammten Vereinsthätigkeit einreihe. Durch einen Vertrag, welchen am 20. April d. J. die deutschen Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger abgeschlossen haben, ist diese Organisation endgültig hergestellt. Von nun an werden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten durch ein Centralkomité besorgt, welches das Zusammenwirken der Vereine vermittelt. Dasselbe besteht aus Bevollmächtigten sämmtlicher deutschen Landesvereine, hat seinen Sitz in Berlin und sein Präsidium führt der Bevollmächtigte der preußischen Vereine. Außerdem haben nun auch die deutschen Hülfsvereine sich für den jetzigen Kriegszustand mit den officiellen Organen der Militärsanitätspflege in geregelte Verbindung gesetzt. Die leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege für das im Kampfe befindliche deutsche Heer ist der jedesmalige, vom König von Preußen ernannte „Kommissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege". Jetzt ist dies Fürst Pleß, während 1866 Graf Stolberg-Wernigerode, der Delegirte der Ballei Brandenburg des Johanniterordens, diese Funktion übernommen und ganz Bedeutendes geleistet hatte. Durch diesen königlichen Kommissar wird die Thätigkeit der Vereine und einzelner Opferwilligen koncentrirt, um der Möglichkeit einer schädlichen Zersplitterung vorzubeugen. Er ernennt Delegirte zumeist aus der Zahl der Johanniter- und Malteserritter. Sein Bureau ist in Berlin; von hier aus schafft er sich Kenntniß von allen sich bildenden Hülfsvereinen und von ihren Absichten, hier nimmt er die Gaben und Wünsche einzelner Vereine in Empfang, von hier aus gibt er den Vereinen an, worauf sie besonders ihre Thätigkeit richten möchten, und hier findet er auch Gelegenheit, sich fort und fort beim preußischen Kriegsministerium über die Bedürfnisse und leitenden Gesichtspunkte zu unterrichten.

Um nun mit der Vereinsthätigkeit in den einzelnen Provinzen und Ländern Deutschlands in fortdauernder Verbindung zu bleiben, werden vom königl. Kommissar an solchen Orten, an welchen die nach der operirenden Armee führende Etappenstraße ihren Anfang nimmt, Provinzialdelegirte ernannt. Unter letzteren stehen dann in jedem Bezirke wiederum Bezirksdelegirte, welche direkt mit den Hülfsvereinen verkehren. So ist denn in der That ein geregeltes Netz der Hülfsleistung nunmehr über ganz Deutschland ausgespannt, dessen Fäden aus allen Kreisen der Gesellschaft in einem einzigen Kernpunkt zusammenlaufen, um dann wieder von hier aus die kräftigste Unterstützung an denjenigen Punkt hinzuleiten, der ihrer am meisten bedarf, dabei aber auch fort und fort an allen anderen Stellen den Bedürfnissen entsprechend schnell helfend einzugreifen.

Die Gefahr liegt nahe, daß bei der nun eingeführten Gliederung des Ganzen zunächst das rechte Verständniß für die Benutzung derselben in manchen Orten fehlen wird; allein die Praxis wird gar bald lehren, daß man das Richtige getroffen hat und daß das Vereinswesen sich in der adoptirten Form in die Bevölkerung hineinlebt. Ohne Zweifel hat anfangs die Wahl der Bezirksdelegirten durch den Fürsten Pleß zu einigen Mißverständnissen geführt; man hielt sie fälschlich für Beamte, obgleich sie nur

Mittelspersonen zwischen den straff organisirten Einrichtungen der Armee und der freiwilligen Krankenpflege sind. Der kämpfenden Armee muß daran liegen, bei einer freiwilligen Krankenpflege nicht etwa dem Zufalle anheimgegeben zu sein. Das Heer nimmt die freiwilligen Opfer der Liebe und Theilnahme an, unter dem Vorbehalt, daß es darüber nach Bedürfniß disponiren kann. Die Armee ruft keineswegs zuerst die Theilnahme der Vereine auf; sie hat sich vielmehr zunächst in allen Dingen mit ihren Wünschen nach Verpflegungsgegenständen an den Staat und seine Organe zu wenden. Daher werden die Vereine von der Organisation des Heeres insoweit mitbetroffen, als sie behufs ihrer Mitwirkung gewissermaßen „dem staatlichen Organismus eingefügt" werden.

Unter ganz anderen Verhältnissen, als bei uns in Europa, deshalb auch in ganz anderer Weise entwickelte sich die Hülfsleistung für verwundete und kranke Krieger in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die straffe, sich an die staatlichen Organe anlehnende Gliederung unseres Vereinswesens würde den dortigen Zuständen nicht entsprechen; die Freiwilligkeit wird dort überhaupt viel anders aufgefaßt und ins Werk gesetzt, als bei uns möglich und passend ist. Als beim Ausbruche des Bürgerkrieges der glühendste Patriotismus Alle durchzuckte und Massen von Freiwilligen zu den Fahnen eilten, waren vor Allen die Frauen von dem Wunsche begeistert, das Ihrige zum Besten des Vaterlandes beizutragen. Sie befaßten sich nicht bloß mit Charpiezupfen und Geldeinsammeln, wie es sonst oft zu geschehen pflegt, sie suchten sich auch in vielen anderen Dingen für die im Felde stehenden Männer nützlich zu machen. Am 25. April 1861, also etwa 12 Tage nach Ausbruch des Kriegs, traten hundert der angesehensten Damen Newyorks zu einer Centralassociation zusammen und wählten ein Komité, dessen Spitze drei Männer bildeten: der Arzt Mott, der Geistliche Bellows und der Publicist Olmsted. Das Komité unterrichtete sich schleunigst über den Zustand der Sanitätsverpflegung des Heeres und bot dem Chefarzt die Hülfe des Vereins an. Allein es ging ihm anfangs nicht besser wie so manchen anderen Hülfsvereinen; man wies seinen Beistand schroff zurück; ebenso ablehnend verhielt sich die Regierung in Washington. Da erhob sich die Presse und mit ihr die öffentliche Meinung laut und energisch; sie wies auf die mangelhafte Verpflegung der Verwundeten und der kranken Soldaten so schonungslos hin, daß sich der Verein, nun äußerst populär geworden, bald unter der Bezeichnung „Sanitätskommission der Armee der Vereinigten Staaten" über alle Staaten der Union ausbreitete und wie ein Staat im Staate seine philanthropische Mission verfolgte. Er versah sich mit einem zahlreichen Heere von Verwaltungsräthen, Sekretären und einer ganzen Schaar von Agenten, die bei der Armee aus- und eingingen, wo und wann sie wollten. Die glänzende Freigebigkeit der Patrioten stellte der Sanitätskommission kolossale Mittel zu Gebote, so daß sie nach und nach binnen der 4 Jahre des Kriegs 12 Millionen Dollars an Geld und Geldeswerth verausgaben konnte. Hiermit schaffte sie Material aller Art für die Hospitäler, Ambulancen und Depôts, unterstützte kranke und bedürftige Soldaten mit Geld und Rath, versandte an die Truppen populäre Schriften über die Gesundheitspflege, an die jungen Aerzte chirurgische Lehrbücher ꝛc. Die Magazine der Kommission waren überall in der Nähe des Kriegsschauplatzes errichtet, ihre Wägenkolonnen und Eisenbahntrains hielten in geringer Entfernung vom Schlachtfeld und ihr Personal war bisweilen so schnell auf dem Platze, daß dasselbe in mehren großen Schlachten schon Tausende von Verwundeten verbunden und untergebracht hatte, bevor noch die Sanitätsbeamten der Regierung mit ihrem Material eintreffen konnten.

Worin aber vor Allem diese Sanitätskommission Großes und Tüchtiges geleistet hat, das sind die zahl- und sinnreichen Vorrichtungen für die Pflege der Verwundeten, ihre Hospital-Eisenbahn-Waggons, ihre Hospitalschiffe, ihre Barackenhospitäler ꝛc., kurz unzähliges Material, mit welchem sie auf der Industrieausstellung zu Paris 1867 bei der Konkurrenz der internationalen Hülfsvereine wahrhaft glänzend auftrat. In dieser Beziehung haben wir den Amerikanern viel zu verdanken.

Diese von den Amerikanern für die verwundeten und erkrankten Krieger mit ganz besonderem Geschick ersonnenen, großartigen Einrichtungen imponirten vor Allen den Franzosen. Der amerikanische Zahnarzt Dr. Evans, der sich seit längerer Zeit in Paris aufhält und dort im Jahre 1867 auf der Industrieausstellung jene amerikanischen Verpflegungsgegenstände in höchst zweckmäßiger Anordnung zur Anschauung brachte, wurde nicht bloß Leibzahnarzt der Kaiserin Eugenie, sondern man berief ihn auch im jetzigen Kriege sofort zur Leitung des Sanitätswesens im Heere. Wenn,

wie fast anzunehmen ist, von Dr. Evans die Hülfsleistung im Felde so sehr nach amerikanischem Muster geregelt wird, daß sich die Franzosen dabei nicht bloß des von ihm empfohlenen, in vieler Beziehung nur dem amerikanischen Kriegsschauplatze entsprechenden Materials bedienen, sondern auch zum Theil die freiere Organisation des Hülfsvereinswesens nach amerikanischem Zuschnitt in Frankreich einführen, so läßt sich wenig Erfreuliches von den Erfolgen dieser Hülfsleistung hoffen. Der Franzos scheint überhaupt kein richtiges Verständniß für die bestimmt ausgesprochenen Grundsätze der Genfer Konvention in das Feld mitzubringen. Von seiner Seite wurde die Konvention insbesondere durch die Anordnung verletzt, daß jeder französische Militärarzt genöthigt ist, die Verwundeten beim Rückzuge der Armee nach der Schlacht, so sehr es ihm möglich ist, mit zurückschleppen zu lassen, ja auch selbst für seine Person sich dem Rückzuge anzuschließen. Was soll dieser Befehl bedeuten, wenn Verwundete und Aerzte neutral sind und unter dem Schutze der Konvention stehen? Eine andere, schlimmere Verletzung der Konvention findet durch die Turcos, diese barbarische Horde, statt, denn die Konvention bestimmte ausdrücklich, daß die Verwundeten auf dem Schlachtfelde vor Mißhandlung geschützt sein sollen. Schließlich wurde auch das die Ambulancen auf dem Schlachtfelde von Metz bezeichnende Signal der Konvention nicht beachtet, indem man auf Verbandplätze und Aerzte schoß. Die Genfer Konvention wird eben nur von wahrhaft gesitteten und ehrlich denkenden Völkern aufrecht erhalten werden können!

Mag es nun auch in der Kriegspraxis der kämpfenden Heere überhaupt sehr schwierig sein, allen denjenigen Anforderungen zu genügen, welche die Stimme der Humanität gebietet, so ist doch immerhin durch die Bestimmungen der Genfer Konvention und die Organisation der Privathülfe die sichere Grundlage gewonnen, auf welcher die civilisatorische Richtung der Neuzeit ihr schönes Werk immer weiter ausbauen kann.

Dr. Bloß.

Neue Bücher.

Lazarethe. Ueber die Vorbereitung von Reserve-Lazarethen, von F. Esmarch. Berlin, Enslin.

Botanik.

Die Kolanuß. Von sämmtlichen vegetabilischen Produkten des tropischen Westafrika nimmt keines eine wichtigere Stelle in der socialen und diätetischen Oekonomie der Negerstämme wie auch als Handelsartikel nach dem Sudan ein, als die Samen von Kola acuminata *R. Br.*, einem zur Familie der Sterculiaceen gehörigen Baum. Seit undenklichen Zeiten steht ihr Gebrauch bei der großen Mehrzahl der Volksstämme, welche das Gebiet von Senegambien bis einschließlich Angola bewohnen, in großem Ansehen, und ihre schätzbaren Eigenschaften erheben sie zum Rang eines unentbehrlichen Genußmittels. In den letzten Jahrhunderten hat sich ihr Gebrauch stets vermehrt, so daß sie einen sehr lebhaften Handelsverkehr zwischen den Küstendistrikten und Centralafrika oder Sudan veranlaßten, an welchem sich sowohl heidnische als mohammedanische Händler betheiligten, welche letztere namentlich den Export in entferntere Regionen vermitteln. Neuerdings trifft man die Nüsse selbst auf den Bazars von Tripolis, Fez und andern Küstenplätzen des Mittelmeeres.

Die Bedeutung der Kolanüsse konnte keinem Europäer entgehen, welcher jene Gegenden betrat; denn wo ein weißer Händler oder ein Eingeborner von Rang einem Häuptlinge einen Besuch abstattete, galt die Darreichung von mindestens einem halben Samen als eine Ehrenbezeugung und Beweis zugesicherten Schutzes. Ebenso bildete die Zusendung einiger Kolanüsse zwischen Häuptlingen die Versicherung freundlicher Beziehungen. In Gegenden, wo der Kolabaum nicht einheimisch und die Samen daher nur von Wohlhabenden genossen wurden, war kein Geschäft ohne vorherige Darreichung von Kolanüssen anzubahnen; und so hoch hielt man von jeher diesen Artikel, daß kein Bräutigam seinen Schwiegervater zur Einwilligung bewegen konnte, wenn nicht den noch so werthvollen Geschenken für Einlösung der Braut eine respektable Quantität Kolanüsse beigefügt war. Kein Priester

brachte ein Opfer dar, ohne vorher eine Anzahl solcher Nüsse erhalten zu haben. Waren zwei Stämme zu dem Punkt gelangt, daß der Ausbruch blutiger Kämpfe in Aussicht stand, so war die Kolanuß oft die Vermittlerin. Auf neutralem Gebiet wurde dann ein Erdhaufen errichtet und auf diesen zwei rothe Nüsse (von der unten genauer bezeichneten höher geschätzten Sorte) und eine in zwei Stücke getheilte weiße Nuß (hauptsächlich in Timbuktu gebräuchlich und von Kola macrocarpa *R. Por.* abstammend) niedergelegt. Nahm der feindliche Stamm eine der ersteren weg, so galt dies als Kriegserklärung; wurde dagegen die Hälfte der weißen Nuß entfernt, so wurde dies als ein Zeichen friedlicher Gesinnung betrachtet und als Andeutung des Wunsches nach ausgleichenden Verhandlungen. Endlich ist zu bemerken, daß jeder scheidende Gast von seinem Wirth mit einer Gabe von Kolanüssen geehrt wurde.

Die Portugiesen, Holländer und später die Engländer, welche Afrika bereisten, gewöhnten sich bald an dies Genußmittel und lernten es schätzen. Es vermehrt und regelt den Appetit und läßt die schädlichen klimatischen und sonstigen Einflüsse leichter ertragen. Lopez, einer der ältesten portugiesischen Reisenden, nennt die Kolanuß durstlöschend und rühmt, daß sie das Trinkwasser verbessere und eine specifische Wirkung auf die Leberfunktion ausübe, also auf jenes Organ, das den in den Tropen lebenden Europäern viel zu schaffen macht. Nach Jerome de Sorento wirkt die Kolanuß schlafmindernd, was sie besonders den Eingebornen schätzbar macht, die dadurch zur Verlängerung ihrer nächtlichen Orgien befähigt werden.

Die einheimische Benennung der Kolanuß ist Makatso oder Makasso, die Bezeichnung Kola wird nur von Händlern gebraucht. Im Sudan und in Foula nennt man die Nüsse Guru oder Goro, woraus die Eingebornen der Küste, die das r nicht aussprechen können, Kola gemacht haben.

Die Engländer breiteten den Handel mit Kolanüssen in Afrika weiter aus, die Einführung der Nüsse in die nördlichen Reiche Afrika's dürfte aber wohl erst in späterer Zeit geschehen sein, denn der Verkehr mit den Negerstämmen war ein nur unbedeutender vor ihrem Uebertritt zum Mohammedanismus, den die arabischen oder maurischen Eindringlinge vermittelten. Lyons und neuere Reisende geben die ersten ausführlichen Berichte über die Kolanüsse, welche von Dagumba, Ashanti und andern Negerländern in Bündeln, die mit Blättern umhüllt sind, auf die Märkte von Murzuk gebracht werden. Die Blätter werden von Zeit zu Zeit angefeuchtet und halten dann die Samen frisch; auch die Karawanen, welche den Verkehr von den Küstendistrikten nach Kano und andern Märkten Centralafrika's unterhalten, bedienen sich der Blätter einer Phryniam-Art oder anderer saftreicher Pflanzen zum Verpacken der Kolanüsse. Denn es ist bekannt, daß die letztern durch Austrocknen und Runzligwerden ihren Werth großentheils einbüßen und dann unter dem Namen Kowda in Tripolis nur zu viel niederern Preisen abzusetzen sind. — Die günstigen Erfolge, die der Gebrauch der Kolanüsse auf die Neger in ungesunden Gegenden äußert, hat auch die Einführung des Kolabaums auf Mauritius, verschiedenen westindischen Inseln, nach Brasilien, Mexiko und andern ausgedehnten Strecken des amerikanischen Kontinents, wo viele Neger leben, veranlaßt. Wie bereits bemerkt, unterscheidet man die werthvollen rothen und die geringeren weißen Kolanüsse, von denen besonders die ersteren in Europa bekannter sind.

Die Frucht des Kolabaums ist eine fünffächrige Kapsel von der Größe einer Citrone; jedes Fach enthält einen nierenförmigen Samen, von der Größe einer kleinen Kastanie, von röthlichvioletter Farbe, innen blasser, und von fleischig kerniger Konsistenz; der Geschmack ist schwach bitter, nicht unangenehm, ohne alles Herbe. Der wirksame Bestandtheil ist ohne Zweifel das Kaffeïn, welches sich zu zwei Procent in den Nüssen findet und dieselben also unserm Kaffee und Thee unmittelbar an die Seite stellt. Die Kolanuß unterscheidet sich aber von diesen durch den Mangel an adstringirenden Stoffen. Sie wird in Afrika nur als Kaumittel benutzt, und es ist daher keine Aussicht, daß sie bei uns sich einbürgert; sie bietet aber insofern ein großes Interesse, als sie die Thatsache bestätigt, daß das Bedürfniß kaffeïnhaltiger Genußmittel in der einen oder andern Form sowohl für den Europäer, Amerikaner und Asiaten, wie auch für den Afrikaner Geltung hat.

Die Vegetation am Altai. Die Wachsthumsperiode, in welcher die physiologischen Prozesse der Pflanzen vor sich gehen, ist am Altai viel kürzer als unter demselben Breitengrade in Europa. Nach den in Brüssel und in Waluisk (Gouvernement Woronesch) gleichzeitig angestellten Beobachtungen ergibt sich, daß sich in Belgien die Blätter an denselben Baumarten

40 Tage früher entfalten und 26 Tage länger auf den Bäumen bleiben, als dies in Woroneſch der Fall iſt. Dieſe zweimonatliche Differenz der Vegetationsperiode, ſowie die außerordentliche Kälte der Winter muß für die Flora des Altai von großer Bedeutung ſein; und hierin haben wir z. B. die Urſache zu ſuchen, daß daſelbſt faſt gar keine Obſtbäume vorhanden ſind, und die angepflanzten Aepfelbäume faſt Jahr für Jahr durch den Froſt leiden (Weſelowsky, Ueber das Klima Rußlands). Dieſelben Momente bedingen auch die ſonſtige Armuth der dortigen Flora an verſchiedenen Pflanzenformen; eine Armuth, welche namentlich hervortritt, wenn man die Flora jenes Gebietes mit der Deutſchlands vergleicht. Nach Ledebour verhält ſich die Anzahl der in Deutſchland wildwachſenden Pflanzen zu der dem Altai eigenthümlichen wie 7:4, obgleich beide Länder faſt unter denſelben Breitengraden liegen und auch in Bezug auf Terrainbildung große Aehnlichkeit beſitzen. Mit Ausnahme der Meldengewächſe (Chenopodiaceae), welche der großen Salzſteppen wegen im Altai viel reicher vertreten ſind als in Deutſchland, ſind auch alle Pflanzenfamilien ärmer an Repräſentanten. Dies gilt namentlich von den Laubhölzern. So treten die Linden und Erlen nur an einzelnen Orten als ſeltene Waldbäume auf und die Ahorne ſollen ganz fehlen. Dafür hat der Altai viele, zum Theil ſehr ſchöne und ihm eigenthümliche Straucharten, ſo den Erbſenbaum (Caragana arborescens) und die tatariſche Heckenkirſche (Lonicera tatarica), beides Pflanzen, welche bei uns vielfach in Gärten kultivirt werden.

Bambus. Bei Tours, Maron und Angers hat man Bambus angepflanzt; derſelbe gedeiht ſehr gut. Er hat nicht allein den letzten, ſondern auch den vorletzten Winter bei einer Kälte von 15° C. ausgehalten. Verſchiedene Arten kommen ſogar bei Paris ſehr gut fort. Der Akklimatiſationsgarten hat im vorigen Jahre mehrere hundert Stämme verkauft. Beſonders vortheilhaft ſcheint es, die Böſchungen der Eiſenbahnen damit zu bepflanzen. (Vergl. Widerſtandsfähigkeit der Palmen, Bd. V, S. 706.)

Nekrolog.

Ruprecht, Franz, bekannter Naturforſcher, Mitglied der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, beſonders verdient um Erforſchung der Vegetationsverhältniſſe Rußlands, geboren 1814 zu Freiburg in Baden, † am 4. Auguſt in Petersburg.

Mineralogie und Geologie.

Nekrolog.

Dollfuß-Auſſet, Daniel, Bruder des berühmten Fabrikanten Jean Dollfuß in Mühlhauſen, früher ebenfalls Induſtrieller, neuerdings berühmt durch ſeine Betheiligung an Gletſcher-Studien, † Anfang Auguſt in Mühlhauſen. Er lieferte ein verdienſtvolles Werk: „Matériaux pour l'étude des glaciers", Paris 1864—66, 5 Thle.

Schlönbach, Urban, Sektionsgeologe der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt, Profeſſor am deutſchen Polytechnikum in Prag, † am 13. Auguſt zu Berſaska in der Militärgrenze.

Neue Bücher.

Ehrenberg, C. G. Ueber die wachſende Kenntniß des unſichtbaren Lebens als felsbildende Baciliarien in Californien. Berlin, Dümmler.

Handel und Verkehr.

Die britiſche Rhederei. Eine dem britiſchen Parlament vorgelegte Specialſtatiſtik über die Rhedereiverhältniſſe läßt deren gegenwärtigen Zuſtand und die vorangegangene Entwickelung in wünſchenswerther Deutlichkeit und Vollſtändigkeit erkennen.

Das Verhältniß der in den Häfen des Vereinigten Königreichs mit Ladungen an-

gekommenen britischen und fremden Schiffe war:

	unter fremder Flagge Tons	unter brit. Flagge Tons
1841	5,525,429 = 73,4 %	2,000,156 = 26,6 %
1851	8,535,252 = 63,4 %	4,936,125 = 36,6 %
1861	13,149,545 = 60,0 %	8,775,438 = 40,0 %
1868	20,474,621 = 69,8 %	8,850,055 = 30,2 %

Der Schifffahrtsverkehr hat sich also in den letzten drei Jahrzehnten beinahe vervierfacht, und zwar sowohl in Rücksicht der nationalen wie der fremden Flaggen. Nachdem in der ersten Zeit nach Aufhebung der Navigationsakte die Betheiligung der fremden Schiffe sich beträchtlich gehoben hatte, ist dieselbe seitdem wieder relativ geringer geworden, wozu die steigende Bedeutung der Dampfschifffahrt, bei welcher England bekanntlich große natürliche Vorzüge zur Seite stehen, wesentlich beigetragen hat.

Der Tonnengehalt der in britischen Häfen angekommenen Dampfschiffe (mit Ladung und in Ballast) betrug nämlich:

	unter brit. Flagge Tons	unter fremder Flagge Tons	davon französische Tons	davon hanseatische Tons
1851 . .	1,895,076	331,694	298	nicht specif.
1861 . .	4,660,744	813,443	62,435	339,975
1867 . .	10,892,203	1,782,352	242,762	811,466

Der Umfang der gesammten britischen Rhederei — im Vereinigten Königreich und in den britischen Besitzungen — wird angegeben:

		davon Dampfschiffe
1841	auf 3,512,480 Tons	104,845 Tons
1851	" 4,332,085 "	204,654 "
1861	" 5,895,369 "	561,023 "
1868	" 7,236,916 "	977,292 "

Bei den Vergleichungen der Rhedereibestände ist übrigens zu beachten, daß durch veränderte Schiffsvermessungsweise seit 1855 der Tonnengehalt sich bei Segelschiffen um etwa 7,6 % und bei Dampfschiffen um etwa 13 % niedriger gestellt hat, als er bei Fortdauer der früheren Messungsmethoden sich ergeben hätte.

Der Bestand der Rhederei des Vereinigten Königreichs (ohne die Besitzungen) wird in den darüber geführten Registern für Ende 1868 angegeben:

Segelschiffe	24,701	Schiffe von	4,798,178 Tons,
Dampfschiffe	2,934	" "	900,596 "
zusammen	27,635	" "	5,698,774 "

Im Jahr 1868 waren im Vereinigten Königreich an Schiffen neu erbaut worden für britische Rechnung 316,197 Tons, für fremde Rechnung 46,131 Tons.

Ein Vergleich des britischen und französischen Schifffahrtsverkehrs und Rhedereibestandes in den beiden Jahren 1858 und 1867 zeigt das unten erwähnte Resultat. Es sind dabei nur beladene Schiffe gerechnet, die angekommenen und abgegangenen Schiffe aber zusammengenommen. Die Rhederei der britischen Besitzungen ist nicht zugezählt. Fischerfahrzeuge nicht außer Betracht geblieben.

	Frankreich		Großbritannien	
	1858 Tons	1867 Tons	1858 Tons	1867 Tons
Schifffahrtsverkehr mit dem Auslande:				
nationale Flagge	2,218,199	3,086,518	7,445,123	14,881,526
fremde Flaggen	3,706,307	6,333,036	6,993,157	7,771,324
zusammen	5,924,506	9,419,554	14,438,280	22,652,850
Schifffahrtsverkehr einschließlich Kolonien und Küstenfahrt	12,784,368	14,928,622	50,316,553	65,037,056
Rhedereibestand	1,049,844	1,048,679	4,587,893	5,670,350
davon Dampfschiffe	66,587	133,158	451,047	899,361

Der bedeutend größere Aufschwung der britischen Schifffahrtsinteressen im Vergleich mit den französischen tritt aus dieser Zusammenstellung deutlich hervor. Die letztverflossenen 2 Jahre werden darin eine wesentliche Umgestaltung nicht bewirkt haben.

Merkwürdig ist auch, einen wie großen Antheil die britische Flagge im direkten Verkehr zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten in letzter Zeit erlangt hat, während die amerikanischen Schiffe sehr abgenommen haben. Denn das Verhältniß der hierbei betheiligten Flaggen war:

	1853 Tons	1868 Tons
britische Schiffe	857,250	2,103,872
amerikanische Schiffe	1,592,939	714,423
fremde Schiffe	91,199	355,696

Die Bemannung der Handelsmarine des Vereinigten Königreichs ohne Zurechnung der Kapitäne im Ganzen und nach der Nationalität war:

Bemannung im	1851	1860	1865	1868
Ganzen . . .	141,937	171,592	197,643	197,502
davon Fremde .	5,783	14,280	20,280	20,263
	(4,2 %)	(9 %)	(11,4 %)	(11,4 %)

Im Jahr 1854 kamen durchschnittlich bei den Segelschiffen auf 100 Tons 4,17 Mann und 1868 nur 3,28 Mann Besatzung ohne Einrechnung des Kapitäns; für Dampfschiffe war das durchschnittliche Verhältniß 7,47 Mann im Jahr 1851 und nur 5,29 Mann im Jahr 1868.

Im Jahr 1868 wurden für im Auslande zurückgelassene 6762 dürftige britische Seeleute im Ganzen verwendet 37,736 Pfd. Sterl., davon 33,355 Pfd. Sterl. für Staatsrechnung. Unter den 6762 unterstützten Seeleuten befanden sich 3610, die wegen Schiffbruchs auswärts geblieben waren. 3368 Seeleute wurden auf Kosten der Staatskasse zurückbefördert, 2857 nahmen auswärts wieder Dienste, die übrigen blieben zu Ende des Jahres im Hospital ꝛc.

Kriegswesen.

Das moralische Element im Kriege. Nicht die materiellen und physischen Kräfte sind es, welche im Kriege entscheiden, sondern die Ueberlegenheit auf geistigem Gebiete: die Feldherrnkunst, welche einen genialen Kriegsplan nicht bloß zu entwerfen, sondern auch durchzuführen versteht, die Geschicklichkeit und Selbstständigkeit der höheren Truppenführer, die auf eigene Verantwortung zu handeln fähig sind, die Intelligenz im Heere durch alle Grade bis in die Klasse der Gemeinen, wie sie nur die allgemeine Wehrpflicht, welche alle Stände in den Reihen der Krieger vereinigt, verbreiten kann — endlich aber und vor Allem das moralische Element, das in der Armee lebt.

Darunter ist nicht nach dem eigentlichen Begriff des Moralischen die Sittlichkeit zu verstehen, sondern der gute, echt soldatische Geist, die unerschütterliche Disciplin, die Treue zum Fürsten und zur Fahne, die Hingebung und Opferfreudigkeit für das Vaterland, das starke Gefühl der Waffenehre, das den Willen erzeugt, sie unbefleckt zu erhalten, die Standhaftigkeit auch in den mißlichsten Lagen. Wo diese Tugenden in einer Truppe leben, da wird sie des höchsten Aufschwungs fähig sein, und ein Heer, in welchem das moralische Element wie ein bleibendes Erbtheil gehütet und gepflegt wird, ist des Sieges, so weit dafür im Voraus eine Bürgschaft gegeben werden kann, gewiß.

Napoleon I. hat das ausgesprochen: „Im Kriege entscheidet das Moralische", wie oft ist seine Aeußerung wiederholt worden, deren Wahrheit sich schon lange vor ihm in allen Kriegen bekundet hat. Noch ein Ausspruch von ihm wird angeführt, wir wissen nicht, wo und ob er ihn gethan hat, er soll das Verhältniß der physischen zur moralischen Kraft wie 3 : 1 angeschlagen haben. Berechnen lassen sich aber diese Faktoren nicht, welche an sich doch nicht immer dieselben sind. Napoleon hat es aber verstanden, das moralische Element in seinem Heere zu beleben und zu erhalten, bis zur letzten Schlacht seiner Herrschaft. Auch in der jetzigen französischen Armee, wie wir kürzlich dargestellt, sind alle Hebel in Bewegung gesetzt worden, das moralische Element zu steigern. In deutschen Heeren verschmäht man in dem gleichen Streben manches Mittel, das dort auf den französischen Charakter berechnet ist und darum wirkt, für unsere Verhältnisse, für unser Volk aber nicht paßt — und die preußische Armee, seit die allgemeine Wehrpflicht sie zu dem „Volk in Waffen" gemacht hat, besitzt auch ohne jene auf Eitelkeit, Eigennutz und ehrgeizige Ueberhebung berechneten Mittel ein so hohes moralisches Element, daß sie den Franzosen darin nicht nachsteht. Der jetzige Krieg scheint eher ein Uebergewicht desselben bei uns zu bezeugen.

Es ist auf dem Schlachtfelde, wo sich diese geistige Macht am glänzendsten bekundet, doch bleibt sie auch hier ein psychisches Räthsel, das sich oft gar nicht erklären läßt, des Führers schärfste Waffe, die nur die Gewalt, welche seit Entstehung des Menschengeschlechts ein starker und hoher Geist auf die große Masse übt, zu großen Erfolgen gebrauchen kann. Alles, was dazu dient, diese geheimnißvolle Kraft zu erhalten und zu steigern, soll der Führer anwenden. Wie sehr auch im Frieden das moralische Element, das sich auf die Disciplin stützt, genährt wird, im Ernst des Krieges macht sich die menschliche Natur, der Trieb der Selbsterhaltung, das Grauen vor den Schrecken der Vernichtung immer wieder geltend. Thibault sagt in seinem Handbuche über den Dienst des

Generalstabes offen von der französischen Kavallerie: „Unter hundert Reitern, ohne Auswahl genommen, gibt es nur 25—30, welche, Herren ihrer Pferde und Waffen, elektrisirt durch den Moment, gleichgültig gegen das, was kommen mag, frisch attakiren und sich nicht mit Pariren der feindlichen Streiche abgeben, sondern nur immer selbst hauen: diese Leute sind es, welche die Affairen entscheiden. Nach ihnen findet man ziemlich von gleicher Zahl eine zweite Klasse von Leuten, welche, wenn sie es ohne Risiko thun können, ebenfalls einige Säbelhiebe austheilen, die aber vor Allem suchen, diejenigen zu pariren, von denen sie bedroht sind. Endlich die übrigen, in Verlegenheit mit sich selbst und mit ihren Pferden, immer zum Zurückweichen geneigt, denken nur an ihre Sicherheit, sind kaum im Stande, einige Hiebe zu pariren und lauern nur auf den Moment, allen Gefahren zu entrinnen, die ihre Schwäche übertreibt".

Es könnte uns ja sehr lieb sein, wenn es so in der französischen Kavallerie stände, die unsrige, in welcher ein besserer Reitergeist lebt, würde dann leichtes Spiel mit ihr haben. Wir halten aber das ganze naive Geständniß für übertrieben. Feiglinge gibt es in jeder Truppe, daß sie aber die Hälfte des Ganzen ausmachen sollten, läßt sich nicht denken. Auch ist grade von dem „Elan" der französischen Kavallerie, welcher ihren Angriff trotz ihres schlechten Reitens furchtbar mache, viel Gerede gewesen. Die Tapferkeit der Kürassiere unter dem ersten Napoleon war sprüchwörtlich geworden, es hieß: brave comme un cuirassier. Bei Aspern griffen sie die österreichischen Carrés, von denen sie keines sprengen konnten, wiederholt mit einer solchen Beharrlichkeit an, daß nach der Schlacht von den Gefallenen 3000 Kürasse zu einer Siegespyramide auf der Wahlstatt gesammelt werden konnten. Ebenso wiederholten Milhauds und Kellermanns Kürassiere bei Waterloo ihre hoffnungslosen Angriffe auf die Engländer mit unvergleichlicher Tapferkeit stets von Neuem, so daß sie den Briten wegen ihrer furchtbaren Verluste zuletzt förmlich leid thaten und man bei einer neuen Attake in den Vierecken Stimmen hörte: „Da kommen die armen Narren wieder!"

Das wirksamste Mittel, im Gefecht das moralische Element zu entflammen, ist das heldenmüthige Beispiel der Führer, welche in Gefahr und Tod vorangehen. Wir sprechen hier nicht von dem Oberbefehlshaber, dem Feldherrn. Sein Platz ist nicht im Kampfgetümmel, sondern da, wo er die Schlacht überschauen und leiten kann. Wenn der Feldherr, von persönlicher Kampflust getrieben, den Kommandostab wegwirft, sich gezogenen Schwerts an die Spitze vorgehender Truppen setzt und in das Gefecht stürzt, da hat er seine hohe Aufgabe aus den Augen verloren, er gibt die obere Leitung auf und überläßt die Truppen in den Wechselfällen des Gefechts sich selbst. Der momentane Effekt, die Begeisterung der Abtheilungen, an deren Spitze er sich setzt, kann für die verlorene Schlachtlenkung nicht entschädigen. Freilich ist es oft genug geschehen, aber meist nur, wenn der Feldherrnstab schon den Händen des Höchstkommandirenden unmerklich entglitten war und dieser, weil er seine Truppen nicht mehr in der Gewalt hatte, für seine Person in der Theilnahme am Kampfe eine Art von Genugthuung fand.

Etwas Anderes ist es in großen Momenten, wenn die Wagschaale des Sieges sich auf unsere Seite neigt und der letzte vernichtende Schlag mit Anspannung auch aller moralischen Kräfte geführt werden soll, oder wenn eine gefährliche Krisis eintritt, die eigenen Truppen ermatten und anfangen zu versagen, dann geziemt es dem Oberfeldherrn, mit vorleuchtendem Beispiel sich persönlich auf dem Punkte der Entscheidung an die Spitze der Truppen zu stellen. So führte der Erzherzog Karl bei Aspern, die Fahne in der Hand, seine Reserve von Grenadieren vor, da, wo der Feind durchbrechen wollte; so starb der greise Schwerin, persönlich die zurückweichenden Truppen von Neuem zum Sturm auf die Höhen führend, den Heldentod; so setzte sich König Wilhelm von Preußen bei Königgrätz an die Spitze seiner Kavallerie, als diese durch die nach stundenlangem Ringen endlich siegreiche Infanterie vorbrach, um die Niederlage des Feindes zu vollenden. Wir könnten diese Beispiele noch bedeutend vermehren. In solchen Momenten wird durch die Erscheinung des Oberfeldherrn das moralische Element der Truppen, mag es durch Erfolge gehoben oder durch ein bis dahin ungünstiges Gefecht erschüttert sein, zu einer Begeisterung entflammt, welche den höchsten Siegespreis, auch unter den schwersten Opfern, erringt. Weichende Truppen können oft durch einen kurzen Mahnruf zur augenblicklichen Umkehr, zum ungestümsten Draufgehen bewogen werden, wie Cäsar einst seine Krieger, die schon zurückwichen, durch das einzige Wort: Quirites! welches sie erinnerte, daß sie Römer seien, beschämte und zu erneutem Kampfe anfeuerte, den endlich der Sieg krönte.

Clausewitz in seinem berühmten Werke „Vom Kriege“ schildert das Ideal des moralischen Elements ebenso treffend als schön: „Ein Heer, das im zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht erschreckt wird und der gegründeten den Raum Fuß für Fuß streitig macht, stolz im Gefühle seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Uebung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht wie ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches von allen diesen Pflichten und Tugenden durch einen kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung durchdrungen ist, nämlich die Ehre seiner Waffen — ein solches Heer ist von wahrem kriegerischen Geiste beseelt“.

Aber nicht im Gefecht allein, wo die Aufregung und Kampflust die Truppen hinreißt, zeigt sich die Macht des moralischen Elements, das in ihnen lebt, sondern auch im Verlaufe der ganzen Kriegsoperationen, wo dasselbe oft auf harte Proben gestellt wird. Hier hat es keine Gelegenheit, sich durch Thaten zu bewähren, sondern durch Standhaftigkeit im Ertragen der Mühen und Beschwerden, der namenlosen Entbehrungen, welche im Kriege oft eintreten, der Leiden, welche er mit sich bringt. Angestrengte Märsche, oft im schlimmsten Wetter auf grundlosen Wegen oder bei entnervender Hitze, Bivouaks in Regennächten; mangelnde Verpflegung, da zuweilen auch die besten Anstalten zur Verproviantirung wegen fehlender Transportmittel, wie in Böhmen 1866, nicht immer die Vorräthe heranschaffen können, körperliche Leiden und manche andere Dinge sind schwere Prüfungen für das moralische Element, um so ruhmvoller, wenn es sich auch dann bewährt, es hilft auch die körperliche Kraft aufrecht zu erhalten und Elend und Mühsal bis zu einer unglaublichen Höhe zu ertragen, während Truppen, denen jener Geist fehlt, nur zu bald den Drangsalen erliegen. Am 6. August 1870 war das preußische Leibregiment fünf Stunden auf dem Marsche gewesen, dessen Direktion der Kanonendonner bei Saarbrücken vorschrieb, und auf dem Schlachtfelde angekommen, ging es unmittelbar zum Sturme auf die für uneinnehmbar gehaltenen verschanzten Höhen von Spicheren. Französische Offiziere hatten hohnlächelnd herabgesehen, als die Preußen diese steilen felsigen Höhen unter dem verheerendsten Feuer stürmten, zweimal wurde der Angriff auch zurückgeschlagen, aber zum dritten Male gelang er und die Franzosen räumten ihre Stellung in wilder Flucht. Das tapfere Regiment hatte einen ungeheuren Verlust an Todten und Verwundeten, aber es hatte gesiegt: bedarf es eines schöneren Zeugnisses für das moralische Element der preußischen Truppen, das sich auch auf den andern Schlachtfeldern glänzend bewährt und selbst die Anerkennung des Feindes gefunden hat? In dem Briefe eines französischen Offiziers, der mit andern in preußische Hände gefallen war, steht: „Der Elan der Preußen ist fulminant!“ Es mag freilich der Armee, welche bisher in allen Kriegen gewohnt war, anzugreifen und durch die stürmische Gewalt dieses Angriffs zu siegen, imponirt haben, daß jetzt die Deutschen immer die Angreifenden waren und ihre Gegner dadurch von Anfang an in die Rolle der Vertheidigung setzten. Berichte einzelner Mitkämpfer behaupten schon, daß die heutigen Franzosen nicht mehr die von 1855 und 1859 seien, daß ihr moralisches Element bedeutend gelitten habe, daß sie nicht mehr freudig ins Gefecht gingen und wenn dies eine ungünstige Wendung nehme, statt einen geordneten Rückzug anzutreten, bald in völlige Auflösung geriethen. Was ein österreichischer Berichterstatter für die preußenfeindliche „Wehrzeitung“ über den Rückzug oder vielmehr die Flucht des Mac Mahonschen Corps als Augenzeuge schildert, scheint jene Behauptungen zu bestätigen. Im Allgemeinen können wir aber nicht an einen Verfall des moralischen Elements bei den Franzosen glauben. Wie sollte das zugegangen sein! Sie haben sich ja doch auch in allen Gefechten gut geschlagen und uns die Siege theuer erkaufen lassen. Noch im letzten Moment bei Wörth, als die Schlacht bereits so gut wie verloren war, und Mac Mahon jene sechs Schwadronen noch nutzlos attakiren ließ, ritten die Tapferen unverzagt in das feindliche Kreuz- und Schnellfeuer hinein, wo sie in wenig Minuten fast vernichtet wurden. Ihr Oberst, verwundet und gestürzt, wurde gefangen und bekam den Weinkrampf über das Unglück der französischen Waffen. Wir erklären uns jene Erscheinungen durch die Einwirkung, welche das Unglück immer auf Denjenigen macht, welcher zeitlebens nur an Glück gewöhnt war, durch das erschütterte Vertrauen in die Heeresleitung sowohl, als in die eigenen Führer

— dies ist allerdings eine der gefährlichsten Klippen für das moralische Element. Standhaftigkeit im Unglück ist überhaupt dem sanguinischen Charakter der Franzosen fremd und gegen die räthselhafte Gewalt eines panischen Schreckens, der auch die besten Truppen zuweilen erliegen können, mögen vielleicht keine so wenig gestählt sein als die französischen. Die Alten schrieben dies plötzlich entnervende Grauen dem Gotte Pan zu, der mit der dämonischen Gewalt seiner furchtbaren Stimme zuweilen die Sterblichen mit Entsetzen füllte und Kämpfer in die Flucht trieb. Sein Name ist der „Panik" verblieben, die zwar nicht mehr übernatürlich erklärt wird, doch aber zuweilen keinen rechten realen Grund hat. Die Kriegsgeschichte erzählt viele Beispiele, daß Truppen, welche sich unvergleichlich geschlagen, oft durch einen bloßen Wahn erschreckt, oder durch irgend ein unerwartetes Ereigniß verwirrt, plötzlich in wilde Flucht sich aufgelöst haben. In einem Heere aber, das von einem zuverlässigen, allen Wechselfällen des Krieges gewachsenen moralischen Elemente beseelt ist, werden solche verhängnißvolle Momente nur selten eintreten und die Truppen, welche sich schwach gezeigt, bald genug sich wieder finden und vor Begierde brennen, ihren Kleinmuth durch Waffenthaten vergessen zu machen. Der Krieg von 1870 wird hoffentlich bei den deutschen Armeen keinen einzigen Fall eines panischen Schreckens auch nur bei einer kleinen Abtheilung bemerken lassen.

K. G. v. Berneck.

Fechtart und Waffengebrauch. Um sich ein klares Bild von dem Verlaufe der Gefechte und Schlachten zu machen, den eigentlichen Kampf der Streiter nicht für ein bloßes wüstes Beschießen, Aufeinanderlosgehen, Hauen und Stechen zu halten, muß man eine richtige Vorstellung von der Kampfweise der Truppen haben. Die Taktik unterscheidet geschlossene und aufgelöste (geöffnete, zerstreute) Kampfordnung, und in beiden das Feuergefecht und den Kampf mit der blanken Waffe.

Die Infanterie, als die selbstständigste Truppengattung, sowohl der Zahl als der Bedeutung nach die Hauptwaffe der Heere, kämpft sowohl geschlossen als zerstreut, mit Feuer und Bajonnet. Die Kavallerie sucht ihre größten Erfolge im geschlossenen Angriff und in der Gewalt der blanken Waffe, aber sie macht unter Umständen auch Angriffe in aufgelöster Ordnung, z. B. bei der Verfolgung — das Feuergefecht, obwohl sie auch Feuerwaffen hat, ist nicht ihr Element, und der Gebrauch der letztern dient nur Nebenzwecken. Die Artillerie, welche nur das Feuergefecht führt, hat ihre eigene Fechtart, welche nicht in die oben erwähnten Kategorien paßt. Sie kann ihre Geschütze zum Feuern nicht dicht neben einander, sondern muß sie mit gewissen Zwischenräumen aufstellen; ihre Kampfordnung ist also keine geschlossene, sondern stets eine geöffnete Linie. Zum Kampf mit der blanken Waffe ist sie nicht ausgerüstet; nur die reitende Artillerie, welche Kavalleriesäbel hat, kann in Momenten der Nothwehr gegen einen feindlichen Angriff ihre Bedienungsmannschaft geschlossen formiren und sich durch einen Gegenangriff vertheidigen; indessen ist das immer ein Uebelstand, da es Leute kostet, welche die Batterie so nöthig braucht; und die Bedeckung von andern Truppen, die der Artillerie stets zugetheilt ist, soll es als eine Ehrensache ansehen, dieselbe in allen Gefechtslagen zu schützen. Wir lassen die Artillerie außer unserer Betrachtung und wenden diese nur den beiden andern Truppengattungen zu.

Die Infanterie eröffnet ihr Gefecht stets mit einem Theil in aufgelöster Ordnung, während die übrigen Abtheilungen geschlossen bleiben, bis der Moment für sie kommt, in den Kampf einzugreifen. In größern Gefechten und Schlachten werden die Streitkräfte in Treffen oder Kampflinien hinter einander aufgestellt, meist zwei mit einem Abstande von 3—500 Schritt; weiter zurück steht die Reserve, bestimmt, während des Gefechts die nöthig werdenden Verstärkungen zu geben und schließlich die Entscheidung durch ihre noch frischen Kräfte zu bewirken, im Siege die Verfolgung zu übernehmen und im ungünstigen Falle den Rückzug zu decken, damit derselbe in Ordnung geschehen kann und nicht in Flucht ausartet.

Die Infanterie entwickelt sich zum Gefecht in Kolonnen, welche bei den deutschen Heeren auf die Mitte der Bataillone gebildet werden; diese Kolonnen haben zwischen sich so viel Abstand, daß sie zur Linie deployiren können. Nicht deshalb aber sind sie allein so weit auseinander gezogen, sondern um mit dem Ganzen eine ausgedehntere Frontbreite einzunehmen und weniger vom feindlichen Geschützfeuer zu leiden. Denn ganze Treffen werden nach der heutigen Schlachtentaktik nicht mehr zu einer zusammenhängenden dünnen Linie entwickelt. Es gab eine Zeit, in welcher diese Formation die einzige Schlachtordnung war, daher man diese Zeit auch die

der Linearaktik genannt hat. Sie begann gegen Ende des 17. Jahrhunderts, erreichte ihren Höhepunkt nach der Abschaffung der Piken bei der Infanterie und dauerte bis zu den französischen Revolutionskriegen, bei den deutschen Heeren trotz mancher schlimmen Erfahrung sogar bis in unser Jahrhundert hinein. Die Kolonne wurde zum Gefecht gar nicht mehr angewendet. Schon in der Schlacht bei Neerwinden 1693 avancirten 29 französische Bataillone in zusammenhängender Linie zum Angriff, sie waren freilich noch in 6 Glieder formirt und nahmen daher keine so große Frontbreite ein als später, nachdem die viergliedrige, bei den Preußen sogar dreigliedrige Stellung eingeführt worden. In Friedrichs des Großen Schlachten war die Schlachtordnung immer in Linie; so avancirte die Infanterie gegen den Feind, und wenn sie auf 150 Schritt herangekommen war, eröffnete sie ihr Pelotonfeuer. Der König sagt in seiner Instruktion: „Die ganze Gewinnung der Bataille kommt darauf an, daß man nicht ohne Ordre stille steht, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind avancirt und chargirt (feuert); und weilen die Stärke der Leute und die gute Ordnung die preußische Infanterie unüberwindlich macht, so muß den Leuten wohl inprimiret werden, daß, wenn der Feind wider alles Vermuthen stehen bleiben sollte, ihr sicherster und gewissester Vortheil ist, mit gefälltem Bajonnet in selben hinein zu dringen, alsdann der König davor repondiret, daß Keiner widerstehen wird".

Ist diese Lehre des großen Königs, wenn sich auch die Fechtart der Infanterie geändert hat, nicht bis auf unsere Tage wie ein Erbtheil in der preußischen Armee bewahrt worden und hat sie sich nicht auf den neuesten Schlachtfeldern wieder bewährt? Als die Franzosen am 18. August hinter Metz aus ihrem letzten starken Vertheidigungsabschnitte mit allem Feuer nicht zu vertreiben waren, griff sie das pommersche Armeecorps unter General von Fransecky, der bei Königgrätz den langen, furchtbaren Kampf in dem Walde von Maslowied gegen die Uebermacht geführt hatte, mit dem Bajonnet an, erstürmte die Position und warf den Feind ganz nach Metz zurück. Freilich fand auch ein anderer Grundsatz Friedrichs des Großen hier neue Geltung: „Bei einer solchen Gelegenheit kommt es nicht auf die Zahl der Todten an, sondern auf den Platz, den man gewonnen hat". — Nächst der Kolonne war auch das zerstreute Gefecht ganz aus der damaligen Taktik verschwunden, Bajonnetangriffe, obgleich sie der König, wie wir gesehen, sehr empfohlen hatte, kamen selten vor, weil das Feuer auf Kommando aus geschlossener Ordnung Alles entschied. Denke man sich zwei Linien auf 150 Schritt frei, ohne alle Deckung einander gegenüber stehend im Feuer, so kann man sich einen Begriff machen, wie mörderisch die Schlachten waren, im Verhältniß der Streiterzahl vielleicht blutiger als die heutigen, trotz der verbesserten Feuerwaffen, weil das Terrain besser benutzt wird. In der Schlacht bei Leuthen kamen auf die Gefechtsstunde 3750 Todte und Verwundete. Berechne man danach das Verhältniß zu der zwölfstündigen Schlacht bei Marsla-Tour am 16. August 1870.

Die Fechtweise der Infanterie hat sich bedeutend verändert, seit die Kolonne als vorherrschende Gefechtsformation und das zerstreute Gefecht mit derselben in Verbindung eingeführt ist, mit der Verbesserung der Feuerwaffen, hat die zerstreute Fechtart, unterstützt durch kleinere Kolonnen, eine immer größere Anwendung gefunden. Diese kleinern Kolonnen — bei den deutschen Heeren, auch bei den Russen, Kompagniekolonnen, bei den Oesterreichern, deren Kompagnien schwächer sind, Divisionskolonnen von 2 Kompagnien — werden aus dem ersten Treffen der Infanterie vorgeschickt, in der Vertheidigung, um die vordere Vertheidigungslinie zu besetzen, im Angriff, um gegen die des Feindes unter Benutzung aller deckenden Terraingegenstände vorzugehen, das Gefecht einzuleiten, die schwächsten Stellen der feindlichen Position zu erspähen, auf welche dann der Hauptangriff der geschlossenen Massen gerichtet werden kann, und dem Gegner auf ein wohlgezieltes Feuer so viel Schaden zu thun, als dessen gedeckte Stellung gestattet. Dieser ist im Vortheil, er hat sich diese Stellung im günstigen Terrain aussuchen und, wenn Zeit dazu, sie noch verschanzen, wenigstens Schützengräben aufwerfen können (wie die Franzosen 1870, nachdem sie ihren „Elan" nicht mehr ausstürmen gekonnt, sondern auf die Defensive geworfen waren); der Vertheidiger hat ferner die Ueberlegenheit des Feuers, denn er steht gedeckt, während der Angreifer frei herankommen muß und sich unterwegs, wenn seine Verluste nicht bedeutend vermehrt werden sollen, nicht mit Schießen aufhalten darf, das ohnehin gegen den hinter Deckungen stehenden Feind nicht viel ausrichten würde. Trotz dieser unleugbaren Vortheile hat der entschlossene Angriff, der sich durch keine Verluste abschrecken, durch Terrainhindernisse, welche fast

unüberwindlich schienen, wie am 6. August die Felsenhöhen von Spicheren, nicht abhalten läßt, bisher immer gesiegt. Es ist die Macht des moralischen Elements, welche sich hier bekundet, wir haben früher von ihr gesprochen.

Die Gefechte werden, wie schon gesagt, durch Kompagniekolonnen bei den deutschen Heeren eingeleitet. Es ist ein großer Fortschritt, daß ein einheitliches Reglement für das Bundesheer angenommen worden ist; früher, als noch der alte deutsche Bund mit seiner mangelhaften Kriegsverfassung bestand, hatten auch von den Mittelstaaten jeder sein eigenes Exercirreglement, und wenn auch manches gut war, so fehlte doch bei kombinirten Corps die Einheit, selbst in den Kommandowörtern, und es war fast komisch anzusehen, wie verschieden selbst die einfachsten Dinge ausgeführt wurden. Jetzt ist das besser. Wir wollen unserm größern Leserkreise — Fachleute bedürfen keine Erklärungen — nur die Formen für das Gefecht schildern. Das Bataillon von 1000 Mann ist in 8 Züge getheilt und in drei Gliedern aufgestellt, während bei den fremden Heeren die zweigliedrige Stellung angenommen ist. Zum Gefecht werden aber bei der deutschen Infanterie aus dem dritten Gliede Schützenzüge gebildet, von je 2 Zügen, also von jeder Kompagnie einer, so daß die Gefechtsformation auch bei uns in zwei Gliedern ist. Kompagniekolonnen entstehen, indem jede Kompagnie für sich eine Kolonne in Zügen, den Schützenzug an der Queue, bildet. Das Bataillon wird dadurch in vier Kompagniekolonnen zerlegt, welche selbstständig verwendet werden können; in den letzten Kriegen sind meist zwei zur Einleitung des Gefechts vorgezogen, und die beiden andern, gewöhnlich die mittelsten, als Halbbataillon zusammen gehalten worden.

Die vorgezogenen Kompagnien lassen ihren Schützenzug oder nur einen Halbzug desselben weiter vorgehen und davon einen Theil ausschwärmen, d. h. sich zum zerstreuten Gefecht in Feuergruppen auflösen. Diese bestehen immer aus je einer ganzen Sektion (die Züge sind nämlich in Sektionen, nicht über 6, nicht unter 4 Rotten getheilt), sie lösen sich mit Zwischenräumen zwischen den einzelnen Rotten auf, die beiden Mann einer Rotte bleiben sich zu gegenseitiger Unterstützung nahe, ob neben einander oder der eine etwas zurück, ist gleichgültig. Ein Unteroffizier führt die Feuergruppe, ordnet ihre Vertheilung im Terrain und, wenn sie vorgeht, ihre Bewegungen und regelt ihr Feuer, wenn dasselbe beginnt, indem er die Entfernungen, die er besser zu schätzen weiß, angibt und, so lange das Feuer noch langsam unterhalten wird, jeden einzelnen Mann, der schießen soll, mit Namen aufruft, welche Bestimmung im Gefecht sich aber nur im Beginn desselben und auf kurze Zeit durchführen läßt. Zwischen den einzelnen Feuergruppen ist ein gewisser Abstand, doch darf der Zusammenhang der ganzen Feuerlinie nicht verloren gehen. Ein Offizier führt dieselbe. Der übrige Theil des Schützenzuges steht geschlossen und auch möglichst gedeckt, auf eine gewisse Entfernung als Unterstützungstrupp dahinter, noch weiter zurück die Kompagniekolonne. Nach Bedarf werden im Verlauf des Gefechts noch mehr Feuergruppen aufgelöst, ein zweiter Zug, ja die ganze Kompagnie kann dazu verwendet werden. Der Kompagniechef verliert zwar dadurch mehr oder minder seine Leute aus der Hand, und es ist besser, wenn eine große Verstärkung der Feuerlinie nöthig wird, lieber noch eine andere Kompagnie dazu vorzuziehen, welche sich nach einem Flügel derselben dirigirt und dort ausschwärmen läßt, während die im Feuer gestandene Kompagnie sich mehr zusammenzieht, wodurch beide selbstständig bleiben und jede immer einen geschlossenen Kern behält. Im Kriege lassen sich aber die an sich richtigen Regeln der Taktik nicht immer festhalten, die Russen haben in ihrem Reglement sogar das Auflösen ganzer Bataillone zum zerstreuten Gefecht, bei den Franzosen ist das tirailler en grandes bandes, das ihrem Charakter entspricht, in häufigster Anwendung, und auch bei uns werden die großen Tirailleurschwärme in mancher Schlacht, in manchen Gefechtsmomenten nothwendig, oft auch, wo die Gefechtsleitung, z. B. in Wäldern, erschwert wird, von selbst sich bilden.

Die zerstreute Fechtart nimmt überhaupt in der Taktik der Gegenwart unter dem Einfluß der gezogenen Hinterladungsgewehre immer größere Dimensionen an. Sie hat bedeutende Vortheile. Der einzelne Kämpfer kann selbstthätiger handeln als in geschlossener Ordnung auf Kommando, er kann seine Waffe wirksamer gebrauchen als im Gliede, wo er auf das Kommando „Feuer" abschießen muß, oft ohne recht gezielt zu haben, und die jetzige „individuelle" Ausbildung des einzelnen Mannes zur Selbstthätigkeit, zum eigenen Urtheil, zum Handeln hat besonders das zerstreute Gefecht im Auge. Es muß jetzt auch im größeren Maßstabe und namentlich auf längere Dauer als sonst geführt werden, weil ein vorzeitiges Eintreten der geschlossenen Massen, das freilich allein die Ent-

scheidung des Kampfes bewirken kann, mit ungeheuren Verlusten durch das feindliche noch ungeschwächte Feuer verbunden sein und somit den guten Ausgang der Schlacht gefährden würde. Das Schützenfeuer der Infanterie, wohl genährt und gut geleitet, durch Artillerie mit ihrer verheerenden Wirkung unterstützt, muß erst den Hauptkampf der großen geschlossenen Massen gehörig vorbereiten. Dadurch erklärt sich die lange Dauer der jetzigen Schlachten: Königgrätz 8 Stunden, Mars-la-Tour 1870 12, Rézonville (Gravelotte) am 18. August 9 Stunden. Partielle Angriffe kommen, während die Vortruppen in zerstreuter Fechtart kämpfen, auch vor, mit wechselndem Erfolge, sie sind die Fühler, ob der rechte Moment schon gekommen sei, die Hauptmacht vorzuführen.

Wie groß aber auch die Bedeutung des zerstreuten Gefechtes ist, es hat auch seine Gefahren für den höchsten Zweck, dem es doch nur dient, denn entscheiden kann es keine Schlacht. Der Drang zum selbstständigen Handeln, der in jedem Manne von Charakter vorhanden und eine kriegerische Tugend ist, läßt manchen Offizier, welcher im zerstreuten Gefecht eine Führung hat, nur zu leicht den Grundgedanken, den er dabei nie vergessen sollte, aus dem Sinn verlieren, den nämlich, daß das zerstreute Gefecht nur ein Mittel ist, größere Erfolge, als durch dasselbe zu erreichen sind, vorzubereiten, damit sie mit geringern Opfern und sicher durch die Hauptkraft gewonnen werden können. Die Trennung in einzelne selbstständige Abtheilungen verführt dazu, das Partialgefecht für die Hauptsache zu halten, ein günstiges Terrain für dasselbe hält es oft an Punkten fest, welche für das Ganze unwichtig sind. Diese Klippen zu vermeiden, ist die Aufgabe der höheren Führer, welche die Verbindung der im zerstreuten Gefecht stehenden Truppen mit den geschlossenen Massen stets aufrecht erhalten müssen.

Der Waffengebrauch in zerstreuter Fechtart ist nur das Feuern. Angriffe von Schützenschwärmen mit dem Bajonnet kommen nur vor, wenn diese im raschen Anlauf in den Saum eines vom Feinde besetzten Waldes, in die Umfassung eines Dorfes eindringen und sich dort mit Hülfe ihrer rasch folgenden Unterstützungstrupps einnisten wollen, um den Sturmkolonnen die Eroberung zu erleichtern. Dann werden auch die Schützen des Vertheidigers und ihre in deren Linien eingerückten Soutiens, wenn sich die Angreifer nicht durch ein Schnellfeuer abhalten lassen, zum Bajonnet greifen und es entsteht ein Handgemenge, das oft den erbittertsten Charakter annimmt und kein Pardonnehmen oder -geben mehr zuläßt. So ist es offenbar in den letzten Kämpfen bei Metz geschehen, woraus sich die im Verhältniß zu den vollständigen Siegen geringe Zahl unverwundeter Gefangener erklärt. Aus einer Position läßt sich der Feind auch durch das verheerendste Feuer nicht herausschießen, sie muß zuletzt von den Massen gestürmt und genommen werden, wie eine Festung, welche auf ein bloßes Bombardement, ja selbst bei offener Bresche nicht kapituliren will. So ist der Sieg in den letzten Schlachten immer entschieden worden.

Das Feuer im Schützenkampf soll mit richtiger Schätzung der Entfernung wohl gezielt, gut unterhalten und ruhig sein. Auch beim Schnellfeuer darf die Besonnenheit den Schützen nicht verlassen. Daß die Franzosen das nicht beachten, haben wir früher schon erwähnt, sie schießen schon auf ungeheure Entfernungen, wo kein Zielen möglich, dazu verführt sie die Tragweite ihrer Chassepotgewehre, und verschwenden die Munition, weil sie schneller schießen können als ihre Gegner. Der furchtbare Kugelregen, mit dem sie ihn gleich überschütten, bringt ihm trotz des übereilten Feuers bei der flachen (rasanten) Flugbahn der Geschosse im Anfange des Kampfes große Verluste bei. Ueber das Chassepotgewehr waren die Meinungen sehr getheilt, nur der Krieg konnte darüber entscheiden, und es hat sich nun gezeigt, daß es wirklich eine vorzügliche Waffe ist, die in den Händen deutscher Soldaten noch mehr leisten würde. Das preußische Zündnadelgewehr war eben in einer wesentlichen Vervollkommnung begriffen, als der Krieg ausbrach, die Umarbeitung also nur mit einem Theile vollendet. Dennoch hat es sich auch in seiner bisherigen Form bewährt und auf nähere Distanzen sich dem Chassepot vielfach überlegen gezeigt, seine Treffsicherheit gestehen die Franzosen zu und haben den Salven, auf welche unmittelbar der Bajonnetangriff folgte, nicht lange Stand gehalten.

Beides, Salve und Bajonnetangriff, ist der Kampf der geschlossenen Massen, wenn der Moment gekommen ist, sie in das Gefecht zu bringen. Die Angriffskolonnen rücken unter Trommelschlag vor, das Feuer der Schützen vor der Front wird immer lebhafter, bis die Kolonnen sich der Feuerlinie genähert haben, dann macht dieselbe schnell Raum, hängt sich rechts und links den Kolonnen an und setzt ihr Feuer im Vorgehen heftig fort, um das des Feindes

auf sich zu ziehen und von den Kolonnen abzulenken. Auf geringe Entfernung vom Gegner wird das Bajonnet gefällt und der Anlauf mit Hurrahruf gemacht. Oft hält diesem der Feind nicht Stand, wenn seine Salven, sein Schnellfeuer die Kraft des Angriffs nicht gebrochen haben, oft aber auch macht er einen Gegenangriff und dann kommt es zum Bajonnetkampf und Handgemenge, in welchem die Körperkraft und Gewandtheit in der Waffenführung entscheidet. Deutsche Soldaten lieben es, im persönlichen Kampfe das Gewehr umzukehren und mit dem Kolben dreinzuschlagen: „dat flutscht better!“ wie der Landwehrmann 1813 dem fragenden Kronprinzen von Schweden sagte. An der Katzbach wurde ein französisches Bataillon von allen Seiten umfaßt und buchstäblich todtgeschlagen, ein Augenzeuge konnte die „Leichenpyramide“ nicht grauenhaft genug schildern.

Zur letzten Entscheidung müssen alle Waffengattungen vereinigt wirken, die Reserveartillerie tritt auf, die Reiterei vervollständigt den Sieg.

Fechtart und Waffengebrauch der Kavallerie haben sich in neuerer Zeit nicht verändert, sie sind im Wesen dieser Truppengattung begründet. Wie zur Zeit, wo Seidlitz, der größte Reitergeneral vielleicht aller Zeiten, die preußische Kavallerie zu unsterblichem Ruhme führte, attakirt die Reiterei heute noch vorherrschend in Linie, höchst selten in Kolonne, weil in jener Formation ihre größte Schnelligkeit entfaltet werden kann und alle Waffen beim Einbruch in den Feind sich betheiligen, denn auch das zweite Glied kann Theil am Kampfe nehmen. Der Choc, der letzte Ansturz, wird in gestreckter Carrière, mit höchstem Ungestüm, aber dennoch möglichst geschlossen ausgeführt — kommt der Feind ebenso entgegen, so muß man sich das nicht wie den Anprall zweier mauerfesten Linien denken, es zeigen sich immer Lücken, in diese brechen die laufenden Pferde instinktgemäß ein, und nun thut die blanke Waffe — Pallasch, Säbel oder Lanze — im wilden Getümmel ihre Schuldigkeit, bis ein Theil das Feld räumt und der andere in aufgelöster Ordnung ihn verfolgt, um noch möglichst viele herunterzuhauen oder gefangen zu nehmen.

Gegen Infanterie hat gegenwärtig die Kavallerie schweres Spiel, hier muß ihr erst Artillerie vorarbeiten oder die eigene Infanterie die feindliche schon so erschüttert haben, daß ihr Feuer geschwächt ist. Wenn die Fechtart der Kavallerie sich auch nicht verändert hat und wenig verändern kann, so muß sie doch in der heutigen Schlachtentaktik wesentlich anders gebraucht werden. Das zu besprechen liegt aber nicht in unserm heutigen Thema und kann vielleicht ein andermal geschehen.

In aufgelöster Ordnung greift Kavallerie Batterien an, auch Schützenlinien im freien Terrain, ebenso geht sie zur Verfolgung des fliehenden Feindes. Große Schwärmattaken sind auch vorgekommen, um den Feind durch ihre Plötzlichkeit und Wildheit aus der Fassung zu bringen und seine Aufmerksamkeit von andern Maßregeln, die wir unternehmen, abzuziehen. Feuerwaffen, und zwar sehr gute, hat die Kavallerie allerdings, aber ihr Feuergefecht, das Plänkeln oder Flankiren, dient bei der Unsicherheit des Schusses vom Pferde nur zur Deckung der eigenen Front. Wenn Kavallerie unter Umständen absitzt, um ein Feuergefecht zu Fuß zu führen, so ist das immer nur ein Nothbehelf für augenblicklich fehlende Infanterie. Fechtart und Waffengebrauch der beiden Truppengattungen sind sehr verschieden, die gegenseitige Unterstützung erhöht aber die Gefechtskraft jeder einzelnen. K. G. v. Berneck.

Die französische Kriegsflotte. Wenige Marinen können ein so hohes Alter aufweisen wie die französische. Ihre Anfänge reichen bis in die vorhistorische Zeit zurück und zeigen uns bei ihrem ersten Bekanntwerden urthümliche, von den ältesten Flotten abweichende Einrichtungen. Wie viel hiervon fremdem Einflusse oder der eigenen Erfindungsgabe der Gallier zuzuschreiben ist, läßt sich jetzt nicht mehr aufklären, doch kann man wohl annehmen, daß die uralten Handelsverbindungen der Phönicier und Karthager mit den oceanischen Küsten Frankreichs und des nördlichen Europa's eine Einwirkung auf Bildung und Entwickelung der gallischen Schifffahrt sowie des gallischen Schiffbaus gehabt haben werden, obwohl andererseits feststeht, daß die alten Gallier in vielen anderen Dingen ein merkwürdiges Erfindungstalent, eine scharfsinnige Originalität an den Tag gelegt haben. Die erste historische Erwähnung und genaue Beschreibung gallischer Kriegs- und Handelsschiffe rührt von dem großen Eroberer Cäsar her und geschah im Jahre 56 v. Chr. Der Ueberwinder des Nordens war genöthigt, einen ermüdenden und anfangs erfolglosen Krieg gegen die gallischen Seestaaten zu führen, die sich gegen die Römerherrschaft empört hatten. Er kam nicht eher zum Ziele, als bis er die großen Flotten

der Empörer durch seine unerschöpfliche Erfindungsgabe besiegt und vernichtet hatte. Die gallischen Seeleute waren nämlich überaus tüchtig und bedienten sich großer und so fest gebauter Schiffe, daß sie den Wogen des Oceans trotzten und dem Stoße anrennender Schiffsschnäbel der römischen Ruderfahrzeuge ohne Schaden widerstanden. Das Auffallendste an diesen Fahrzeugen war für die Römer der Umstand, daß sie Masten mit Raaen und an diesen Segel führten, die aus vielen weichen Thierhäuten zusammengenäht waren. Der Ruder bedienten sich diese Gallier nicht, deshalb ließ Cäsar mit Sicheln an langen Stangen die Taue, welche die Raaen hielten, entzwei haken und konnte so die Schiffe bewegungslos machen, wobei ihm eine zufällig eintretende Windstille mithalf. Dies ist das erste Stück der französischen Marinetradition. Es werden uns in derselben hauptsächlich die Veneter, Unelle, Curiosoliten, Pictonen und Santonen genannt, die entweder für ihre Freiheit gegen den Eroberer oder mit ihm verbündet gegen die eigenen Landsleute kämpften. Sie bewohnten die Landschaften, welche heute noch die tüchtigsten und zahlreichsten aller französischen Seeleute als würdige Nachkommen jener alten Seehelden stellen, nämlich alles Küstenland von der Garonne nordwärts um Frankreich herum bis zur Picardie, wozu noch als neuer Zuwachs das germanische Flandern gerechnet werden muß, dessen Seemänner die besten des eigentlichen Frankreichs, nämlich die Bretagner, vielleicht noch in Qualität, wenn auch nicht an Zahl übertreffen.

Das Seevolk der genannten nordfranzösischen Küsten kann sich mit den tüchtigsten der ganzen Welt messen, so weit es darauf ankommt, den Elementen zu trotzen, Strapazen zu ertragen, schöne Schiffe zweckmäßig zu bauen, auszurüsten und geschickt zu führen. Aber andrerseits zeigt der französische Seemann auch manche Schattenseite, denn er ist im hohen Grade raufluſtig, trunksüchtig, ausschweifend, träge und der Reinlichkeit nicht immer hold. Im Unternehmungsgeist kommen ihm wohl nur die Griechen und Yankees gleich, letztere jedoch nur in nicht rühmenswerthen Ausnahmefällen, denn der französische Seemann liebt weniger die eigentlich merkantile Seite der Seefahrt, als vielmehr die halb oder ganz kriegerische, überhaupt das Abenteuerliche. Darum ersehen wir aus der Geschichte, daß es keine tüchtigeren, aber auch keine ruchloseren Piraten gab als die französischen. Zur Türkenzeit waren sie bei den christlichen Nationen gefürchteter als selbst die Barbaresken und richteten als wahre „épouvantails“ in den Kriegen mit Spaniern, Holländern, Engländern und Italienern fast mehr aus wie die eigentlichen Kriegsflotten Frankreichs. Wir verdanken diesen Korsaren ja auch die hauptsächlichsten auf den Seeraub bezüglichen Ausdrücke. Seitdem die Piraterie in Folge des langen Friedens nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs und durch internationale Gesetze in Abnahme kam, beziehentlich verboten worden ist, wirft sich der französische Seemann mit Vorliebe auf die Seefischerei, deren kurze Anstrengung, Aufregung, Abwechselung und Glücksspiel ihn mehr anzieht als die eintönige lange Seefahrt ohne besondere Glückschancen hinsichtlich des Gewinns. Napoleon III. hat diese Neigung in jeder nur denkbaren Weise durch Prämien, vortheilhafte internationale Verträge, Versuchsexpeditionen und Schutz durch Kriegsschiffe unterstützt und sich dadurch einen Seemannsstamm von vorzüglicher kriegerischer Qualität erzogen, der überdies im Falle eines ausbrechenden Krieges leicht zum Dienste auf der Kriegsflotte herangezogen werden kann, weil die Leute meistens in nicht zu entfernten Gewässern weilen und dort in Massen beisammen sind, also leicht vom Befehl der Regierung zur Rückkehr in Kenntniß gesetzt werden können. Im kaiserlichen Frankreich ist nämlich die Kriegsflotte nicht wegen der Handelsflotte, sondern die letztere nur wegen der ersteren vorhanden, und alle Maßregeln zur Vermehrung und Hebung der französischen Schiffahrt bezwecken nur die Heranbildung eines recht großen Konskriptionsmaterials.

Der französische Seemann schlägt sich gut, und die Geschichte weist besonders seit 1789 mehrere Beispiele auf, in denen die Seeleute Frankreichs auf brennenden oder sinkenden Schiffen die Aufforderung zum Streichen der Flagge mit einer letzten „glatten Lage“ unter begeistertem Rufe beantworteten, um gleich darauf in die Luft zu fliegen oder in die Tiefe zu sinken. In solchen Fällen waren die Leute allerdings von einer hohen Idee oder vom glühendsten Nationalhasse beseelt; sonst rührte ihr tapferes Fechten doch häufiger von der Aussicht auf reiche Beute her oder sie mußten Führer haben wie Jean Bart, deren geistige Ueberlegenheit ihnen den Sieg in gewisse Aussicht stellte — in solchen Fällen kämpften sie dann auch mit unglaublicher Ausdauer und errangen glänzende Erfolge gegenüber den tüchtigsten Seenationen,

z. B. gegen die Engländer in den indischen Gewässern. Andrerseits läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß es den französischen Seekriegern an der nöthigen Ausdauer und Ruhe im Feuergefecht mangelte (jedoch lange nicht in dem Maße wie den französischen Landsoldaten) und sie in diesem Punkte wenigstens den Streitern germanischer Rasse auf nassem Element nicht gleichkamen, selbst den Spaniern wohl noch nachstanden. Es liegt dies an dem schnell aufflackernden, aber ebenso leicht durch Mangel an sofortigem Erfolg zu dämpfenden Temperament der Franzosen. Die französische Kampfweise strebte immer nach dem Enterkampfe als der Hauptsache, weil Beute verheißend und dem französischen Temperament am zusagendsten, und die Leute waren darin auch so gefürchtet, daß die Engländer, und in deren Nachahmung auch die anderen Nationen, ihren Kriegsschiffen nach innen geneigte Wände gaben, statt der senkrechten, weil die letzteren das Anlegen von Bord an Bord sehr erleichtert hatten. Da zum Entern aber immer zwei gehören — einer, der anpackt, und einer, der sich festhalten oder nicht halten lassen will —, so hatten sie hierbei oft das schwerste Unglück, besonders wenn sie mit dem Buge (Vordertheil) auf den Gegner losseglten, der ihnen dann gern eine volle Breitseite gab, die von vorn bis hinten durch oder über das Schiff fegte und das Schlimmste ist, was einem Fahrzeuge widerfahren kann. Im Feuergefecht hatten sie die Gewohnheit, ihre Schüsse mehr gegen das Verdeck und die Masten, sowie die Segel des Feindes zu richten, als nach dem Rumpf. Hierdurch wollten sie hauptsächlich die feindliche Bemannung schwächen und das Schiff bewegungsunfähig machen, damit sie es dann um so leichter nehmen und als solide Beute (die sie neben der Gloire nie außer Acht lassen!) heimführen konnten. Die Engländer, Holländer und andere Nationen strebten jedoch weniger nach Erbeuten als nach Vernichten des Gegners, welch letzteres sich leichter durch Schießen nach dem feindlichen Rumpf als nach den schwierig zu treffenden Masten bewerkstelligen ließ. So kam es, daß die französischen Schiffe häufiger zum Sinken leck geschossen wurden, ehe es ihnen gelang, die Gegner zu entmasten, und daß sie dann selber untergehen oder die Flagge streichen mußten.

Die im Vorstehenden dargelegte französische Seetaktik erklärt zur Genüge die mitunter wunderbaren Erfolge, aber trotz aller Tapferkeit noch häufigeren Niederlagen der französischen Marine. Napoleon III. scheint hierin sehr klar gesehen und als Abhülfsmittel folgende Einrichtungen, beziehentlich Verhaltungsmaßregeln gegeben zu haben: Alle Schlachtschiffe werden möglichst oder völlig gleichmäßig ausgerüstet in Betreff der Schnelligkeit, Festigkeit und des Geschützkalibers. Auf diese Weise ist es möglich, daß der Admiral mit den Schiffen wie auf dem Schachbrete oder wie ein General mit seinen Bataillonen manövriren kann, während er sonst von allerlei Rücksichten auf die Individualität der Schiffe gehindert ward oder seine Berechnungen durch die Verschiedenartigkeit der Fahrzeuge in Schnelligkeit, Bewaffnung und Stärke durchkreuzt wurden und viele gut durchdachte Manöver verunglückten. Nicht die Kapitäne, sondern der Admiral, der einheitliche Wille des Oberkommandeurs soll die Schlacht leiten; die Schiffskommandeure und Mannschaften haben nur in jeder Lage tapfer zu kämpfen und den Signalen des Admirals zu lauschen, die sie — und nichts weiter — geschickt auszuführen haben. Früher war dies anders: die Kapitäne fochten mehr auf eigene Hand und hauptsächlich mit dem Ziel, Prisen zu machen, vor Augen. Wer das beste Schiff hatte, entschied oft die Schlacht, und da deswegen die Admirale immer das beste Schiff selber bestiegen, fochten auch sie mehr als Kapitäne wie als Admirale, wobei sie freilich mehr ihrem Temperamente als Kopfe folgen konnten.

Das unnütze Schießen nach den feindlichen Masten verbot sich von selbst, seit die Anwendung der Dampfkraft die Bewegung der Schlachtschiffe von der Takelung unabhängig machte, aber diese Uebertragung der Dampfkraft auf alle Kriegsschiffe ist eine Folge des Eingreifens Napoleons III., denn vor ihm galt selbst in Amerika und England der Grundsatz, den Geschwadern einige Dampfer als Ausschlaggeber anzuhängen, während Napoleon den Satz aufstellte: „ein bewaffnetes Fahrzeug ohne Maschine ist kein Kriegsschiff", und deshalb bei allen Neubauten nur Dampfer in Angriff nehmen und alle vorhandenen Segler so weit möglich in Schraubenschiffe umwandeln ließ. Dadurch erreichte er dreierlei: erstens eine völlige Umwandlung der bisherigen Taktik in dem schon angedeuteten Sinn; zweitens konnte er auch minder tüchtige Mannschaften und Offiziere verwenden, was bei Frankreichs Mangel und Englands Ueberfluß an gediegenem Seevolk schwer ins Gewicht fiel, und drittens glich er auf diese Weise in kurzer Zeit das Mißverhältniß

in der Schiffszahl zwischen Frankreich und England nahezu aus, denn von 1 : 4 verwandelte es sich bald in 2 : 3, und jetzt ist es wie 2 : 2, obwohl die Engländer sich schließlich gleichfalls auf die eingeschlagene Bahn begeben mußten. Gleichzeitig wandte Napoleon der Ausbildung der Matrosen zu tüchtigen Schiffsartilleristen die größte Sorgfalt zu, um die Marine noch mehr für die Hauptsache, den Geschützkampf, zu befähigen. — Das Entern war schon durch die Anwendung der Dampfkraft so gut wie hinfällig geworden, weil bei gleicher Schnelligkeit zweier Schiffe ein Kommandeur schon äußerst ungeschickt sein mußte, wenn er sich entern ließe, während früher der geschickteste Benutzer der Segel und des Windes hierüber entschied. — Ferner war es Napoleon III. vorbehalten, zur Verwirklichung seiner schlummernden Pläne gegen England — das er voraussichtlich nach Preußen vor die Klinge genommen hätte — noch ein neues Element zu Gunsten Frankreichs in die Marine zu bringen: die Panzer und die Widderstachel.

Im Breitseitengefecht, d. h. im Geschützkampf und geschickten Einzelmanöver der Schiffe, blieben die Briten den Franzosen immerhin noch überlegen trotz der ausgleichenden Reformen. Bei diesem Kampf kam es hauptsächlich darauf an, dem Gegner nie die Schmalseite zuzukehren, während er die Breitseite bot, also mit der Hälfte seiner Geschütze feuern konnte, und zwar im Enfilir- oder „Langschuß", während man selber nur mit wenigen Buggeschützen zu antworten vermochte. Da sich aber die Schiffe einander nähern mußten, um die Entscheidung durch Wirksamermachen ihres Feuers herbeizuführen, waren sie auch gezwungen, die Schmalseite wiederholt nach der feindlichen Linie zu kehren; auch wegen des Wendens zum Abfeuern beider Geschützreihen gleich nacheinander war eine solche Bewegung oft nöthig. Wer nun hierbei vom Gegner ein paar volle Lagen (Salven aus allen Geschützen seiner Breitseite) mehr erhielt, als er ausgab, war schon im schlimmen Nachtheil; wurde er dabei gar ein- oder zweimal der Länge nach bestrichen, dann ward er meistens unfähig, weiter zu kämpfen, vorausgesetzt, daß beide Theile sonst gleich schnell und sicher schossen. Man sieht daher, wie sehr es trotz einheitlich durchdachter Gesammtmanöver darauf ankam, daß die einzelnen Kapitäne ihre Schiffe geschickt die anbefohlenen Evolutionen ausführen ließen, denn wenn z. B. befohlen worden wäre, „die sechs linken Flügelschiffe sollen vorgehen", und diese oder doch einige von ihnen würden dabei arg oder vernichtend beschädigt, dann fiele der schönste Schlachtplan zusammen. Bataillone benutzen das Terrain zur Deckung, Kriegsschiffe ihre eigene Form durch geschickte Stellung.

Widderstachel und Panzer veränderten die alte Taktik und schufen eine neue, in der keine Tradition dem einen Theile ein angeborenes Uebergewicht über den anderen gab. Vor- und Zurückgehen geradeaus wurde für Panzerschiffe nicht bloß möglich, sondern war für sie das Vortheilhafteste, denn von den schrägen und dadurch doppelt starken Eisenflächen ihres Buges mußten alle Geschosse abprallen, und das Schiff, welches sich in der Breitseitestellung vom Widder überraschen ließ, wurde unfehlbar von seinem Stoße vernichtet, aber ohne Panzer war kein Widder gegen Breitseiten anwendbar. Mit aller Energie ging Napoleon III. an den Bau von Panzerschiffen, nachdem durch die Herstellung der Fregatte „Gloire" das Problem, seefähige, schnelle und lenkbare Panzerschiffe zu bauen, gelöst worden war. Die Gewißheit künftiger Seesiege lag nun in seiner Hand, denn sie wurde am Lande, auf den Werften und in den Schmieden entschieden. Die Geschicklichkeit und das Glück der Seeoffiziere sind unberechenbare Größen, aber die Tüchtigkeit eines zu erbauenden Schiffes läßt sich mit mathematischer Gewißheit vorausberechnen. Die englischen Admirale der alten Schule zuckten vornehm mit den Achseln Angesichts des „abenteuerlichen" Treibens der Franzosen; als diese sich aber durch nichts irre machen ließen und in englischen Zeitungen sich warnende Stimmen immer lauter erhoben, begann man auch jenseits des Kanals mit dem Bau von Panzerschiffen und zugleich mit jenem denkwürdigen Wettkampf zwischen Panzer und Artillerie, dessen Kosten England allein trug, denn bis auf Weiteres behielten die französischen Panzerschiffe ihre alte Schiffsartillerie bei, nämlich zahlreiche glatte 30-, 68- und 80-Pfünder. Erst als die Engländer die Riesenkanonen einführten, that Frankreich ein Gleiches und erreichte dabei wieder für sich einen Vortheil, denn je größer die Geschütze, desto weniger können aufgestellt werden, woraus wieder eine Verminderung der Artilleristen entspringt, die man also leichter ersetzen und deren Ausbildung man größere Sorgfalt zuwenden kann. Zunächst blieb man französischerseits freilich bei dem gezogenen Vorderladesystem, jetzt aber hat man das Hinterladesystem angenommen und die französischen Panzerschiffe führen durchgehends Geschütze von 19—27 Centimeter ($7^1/_2$—$10^1/_2$"

Kaliber oder Geschoßdicke, d. h. 100—300-Pfünder, doch sind solche von 24 Centim. (9¼") oder 200 Pfd. die häufigsten. Von den 7½zölligen sind viele aus Gußstahl, alle übrigen aus Eisen. Die Bewaffnung der hölzernen Schraubenschiffe ist nicht so furchtbar (16—19 Centim. Kaliber), sondern entspricht etwa derjenigen unserer ungepanzerten Fahrzeuge und ist deswegen auch ziemlich so zahlreich, wie es das alte Bewaffnungssystem bedingte.

An Zahl der Schlachtschiffe sind die Franzosen den Engländern völlig ebenbürtig, nur nicht an Zahl des lebenden Materials, aus dem sich die Bemannung ersetzen muß, denn die englische Handelsmarine überragt die französische um das Fünf- bis Sechsfache. Bei den gänzlich veränderten Verhältnissen der Kriegsflotte kommt dieser Umstand jedoch nicht so sehr in Betracht, und wenn Napoleon nach einer Niederwerfung Deutschlands die Engländer dem Programm gemäß überfallen haben würde, hätte England sicherlich weniger Chancen des Sieges gehabt als jetzt Deutschland. Die französische Handelsmarine zählt 15,600 Fahrzeuge mit 1,050,000 Tonnen Tragfähigkeit und außerdem 8900 Küstenfischerboote mit 68,000 Tonnen Tragfähigkeit (die Tonne à 20 Ctnr.). Die deutsche Handelsmarine zählt nur 6845 Schiffe, die aber eine Tragfähigkeit von 1,300,000 Tonnen haben. Die Küstenfahrer sind bei uns nicht mitgerechnet, aber bei der französischen Handelsflotte zugezählt, woher die große Zahl der Fahrzeuge bei verhältnißmäßig schwacher Gesammttonnenzahl. Die großen Handelsschiffe bedürfen verhältnißmäßig weniger Bemannung als die kleinen, besonders die Fischerfahrzeuge, deshalb hat Deutschland etwa 50,000, Frankreich hingegen cirka 100,000 Matrosen im friedlichen Dienst. Die Ausrüstung seiner gesammten Kriegsflotte erforderte 40,000 Matrosen, 2200 Offiziere und 30,000 Seesoldaten; außerdem sind in den Kriegshäfen und anderweitig noch cirka 30,000 Menschen im Dienste dieses kolossalen Instituts beschäftigt. — Die französische Kriegsflotte ist wiederholt in unglücklichen Kriegen vom Meere abgeschäumt worden, aber immer erstand sie aufs Neue. Nach dem Sturze des ersten Napoleon war sie so gut wie völlig vernichtet — die Matrosen todt oder in englischer Gefangenschaft, die Kanoniere in den Festungen oder gefangen und die Seesoldaten in den Gräbern der kontinentalen Schlachtfelder oder ebenfalls gefangen. Die restaurirten Bourbons thaten nicht viel für die Neubildung des Instituts, Louis Philipp hingegen ließ kräftig angreifen und auch einen seiner Söhne sich dem Dienste der Flotte widmen. Als er der provisorischen Regierung Platz machte, fand diese 2 Dreidecker, 50 Linienschiffe und 40 Fregatten vor, außerdem waren statt der früheren Kugelkanonen Paixhanssche oder Granatkanonen eingeführt*). Das neue Régime that wenig für die Flotte, um so kräftiger nahm sich Napoleon III. ihrer an, wie wir schon nachgewiesen haben.

Gegenwärtig besteht die französische Flotte, dieses eigenste Werk Napoleons, aus einer Panzerflotte von 65 Fahrzeugen. Es sind dies:

Die beiden Linienschiffe „Magenta" und „Solferino", je 900 Pferdekraft und 10 300-Pfünder. Sie sind aus Holz gebaut.

Die 19 Fregatten, von denen die folgenden 13 je 900 Pferdekraft haben: „Gloire" und „Flandre", je 13 Kanonen; „Savoie", „Gauloise", „Magnanime", „Valeureuse", „Revanche" mit je 17 Kanonen; „Normandie", „Invincible", „Provence", „Guienne", „Surveillante", „Prince Impérial", „Couronne", „Héroine" mit je 16 Kanonen; (die beiden letzten sind aus Eisen gebaut ebenso wie die folgenden): „Suffren", „Océan", „Marengo", „Friedland" mit je 12 Kanonen und 950 Pferdekraft. Diese 4 letztgenannten Fregatten sind die furchtbarsten. Sie führen 8 Kanonen in der Batterie (unter Deck) und 4 Kanonen in balkonartig über die Schiffswand vorspringenden Eckthürmen oder Panzerbrustwehren, die oben offen sind, so daß das Geschützrohr ganz frei liegt. (Die Idee der Balkongeschütze ist unseres Wissens zuerst auf einigen ganz alten dänischen Kanonenbooten ausgeführt worden.)

Die 9 Korvetten, „Montcalm", „Jeanne d'Arc", „Thétis", „Atalante", „Armida", „Alma", „Inkerman", „Reine Hortense", „Belliqueuse" mit je 450 Pferdekraft und 6—8 Geschützen, von denen 2 auf dem Verdeck in Balkonthürmen stehen. (Die „Belliqueuse" ging gleich bei Ausbruch des Krieges durch den Suezkanal nach Ostasien ab, um dort im Verein mit anderen französischen Schiffen unsere Korvetten „Hertha" und „Medusa" anzugreifen.) Alle vorstehend genannten Schiffe können ihre gemeinsamen Bewegungen Schulter an Schulter, wie am Lineal ausführen, wegen der gleichmäßigen Schnelligkeit.

Die 7 Thurmschiffe (garde-côtes à éperon) „Cerbère", „Taureau", „Bélier", „Bouledogue",

*) Man verstand es früher nicht, Bomben aus Schiffskanonen zu schießen, sondern warf sie aus Mörsern, die auf eigens dazu eingerichteten „Bombenschiffen" standen.

„Tiger", „Enfonceur", „Bouclier". Jedes hat 530 Pferdekraft, ein gewölbtes Schutzdach von Eisen auf dem Verdeck und einen daraus hervorragenden nicht drehbaren Thurm mit einem 300-Pfünder, der aber nur in der Richtung nach vorn schießen kann. Eine doppelte oder Zwillingsschraube (statt der einfachen) ermöglicht ein schnelles und auf engem Raume ausführbares Umdrehen, so daß das einzige Geschütz sich doch nach allen Seiten hin geltend machen kann. Der Panzer dieser Schiffe ist der stärkste von allen auf der französischen Marine üblichen und soll 8" Dicke haben. Der Zweck dieser garde-côtes oder „Küstenwächter" ist ausschließlich auf Einrennen feindlicher Fahrzeuge berechnet. (Uebrigens sind alle vorstehend aufgeführten Linienschiffe, Fregatten und Korvetten ebenfalls Widderschiffe.)

Die 15 Panzerbatterien oder Kasemattenschiffe zur Vertheidigung der Küsten, also nicht zur Offensivflotte gehörig: „Dévastation", „Foudroyante", „Lave", „Tonnante" mit je 18 Kanonen: „Paixhans", „Palustro", „Peiho", „Saigon" mit je 16 Kanonen; „Embuscade", „Impregnable", „Protection", „Refuge", „Arroyante", „Implacable", „Opiniatre" mit je 8 Kanonen. Alle haben je 150 Pferdekraft und sind schwer gepanzert.

Das Kasemattenschiff „Rochambeau" mit 18 Geschützen (300-Pfündern) und 1500 Pferdekraft. Dies kolossalste Schiff der ganzen Marine hieß früher „Dunderberg", ist in Amerika gebaut und wurde 1866 von Frankreich durch Ueberbieten Preußens erworben, ebenso wie der doppelthürmige Monitor „Onondaga". Der „Rochambeau" hat statt des Sporns eine axtartig 50' vorspringende Brust, die innen eine einzige solide Holzmasse bildet; er soll nur 11 Knoten (2¾ deutsche Meilen) in der Stunde machen, und ebenso viel der „Onondaga", während 12 als Minimum und 14 Knoten als Ordinarium der Panzerschiffe gefordert werden. Diese beiden Schiffe gehören auch zur Offensivflotte.

Außerdem gehören zur Panzerflotte die 11 zerlegbaren Kanonenboote, welche zum Kampf auf Flüssen gegen Landheere und deren Brückenschläger bestimmt sind. Ueber ihre Bauart, Stärke des Panzers ꝛc. ist nicht ganz Zuverlässiges bekannt geworden, nur weiß man, daß sie je zwei 17-Centimeter-Kanonen führen und fünf von ihnen 24, die anderen sechs aber 40 Pferdekraft haben. Sie liegen jetzt in den von unseren Truppen belagerten französischen Rheinfestungen.

Mit der hölzernen Schraubenflotte müssen wir summarischer verfahren. Dieselbe zählt 2 Dreidecker von 140 Geschützen, 900 Pferdekraft und früher 1200 Mann Besatzung. Sie heißen „La Bretagne" und „Louis XIV". Jetzt sind sie Schulschiffe. (Sie führen 3 Etagen Geschütze unter dem obersten Verdeck und auf diesem noch eine Batterie.)

13 Linienschiffe von je 500—900 Pferdekraft und 80—90 Geschützen, zusammen mit 1190 Kanonen und 9200 Pferdekraft. (Sie haben 2 Etagen Geschütze über einander und auf dem obersten Verdeck noch eine Batterie.)

22 Fregatten von je 30—40 Geschützen und 400—600 Pferdekraft, zusammen 700 Geschützen und 9500 Pferdekraft. (Fregatten haben 1 Batterie unter und 1 auf dem Verdeck.)

21 Korvetten von je 8—16 Geschützen und 300—400 Pferdekraft, zusammen mit 240 Kanonen und 9600 Pferdekraft. (Die gedeckten oder schweren Korvetten haben 1 Batterie unter dem Verdeck und auf demselben 2 schwere Geschütze, 1 am Vorder- und 1 am Hintertheil. Die Glattdeck- oder leichten Korvetten haben nur Geschütze auf dem Verdeck, keine unter demselben; alle folgenden Arten ebenfalls nur auf dem Verdeck.)

60 Aviso- oder Botenschiffe mit je 2 Kanonen und 100—150 Pferdekraft, zusammen mit 120 Kanonen und 8935 Pferdekraft.

23 Kanonenboote erster Klasse mit je 3 Kanonen und 62 Pferdekraft, und 47 Boote zweiter Klasse mit je 2 Kanonen und je 30 Pferdekraft, zusammen mit 163 Kanonen und 2836 Pferdekraft.

2 Taucherschiffe (von denen eins „Le Plongeur" heißt) mit zusammen 2 Kanonen und angeblich 12 Pferdekraft (Luftkomprimirmaschine).

75 Transportschiffe mit zusammen 140 Kanonen und 18,000 Pferdekraft. Sie sind von verschiedener Größe und Bauart, darunter einige wie Linienschiffe, die 2000 Mann fassen sollen. Zum Transport eines Armeecorps genügen sie nicht, dazu müßte ihre Zahl verdoppelt werden. Beim Abbrechen des mexikanischen Feldzuges wurde allerdings die ganze Armee, 42,000 Mann, bis auf die Besatzung von Vera-Cruz mit einem Male eingeschifft, indem man die Kriegsschiffe zur Hülfe nahm, aber sie fuhr nicht in einer Tour bis Frankreich, sondern ein Theil wurde zunächst auf den französischen Kolonien des mexikanischen Golfes abgesetzt; außerdem, und das war das Wichtigste, nahm man keine Pferde mit zurück, ja nicht einmal alle Munitions- und

sonstigen Vorräthe, deren größten Theil man bekanntlich am Lande ließ und vernichtete.

An Raddampfern sind vorhanden: 6 Korvetten mit zusammen 30 Geschützen und 2000 Pferdekraft, 30 Avisos mit 60 Geschützen und 3000 Pferdekraft, und 10 Transportschiffe mit 2000 Pferdekraft und 20 Geschützen.

Die Segelflotte besteht noch aus 75 Fahrzeugen, darunter 2 Linienschiffe, 6 Fregatten und 6 Korvetten.

Als Schutz- und Erzeugungsplätze dieser Flotte besitzt Frankreich 5 Hauptkriegshäfen, nämlich Cherbourg, Brest, L'Orient, Rochefort und Toulon. Außerdem befinden sich in den meisten der vortrefflichen Häfen des Landes Marinestationen mit Depôts und den nöthigsten Vorkehrungen zum Ausbessern und Ausrüsten der Schiffe. Diese großartigen Einrichtungen haben dem Lande seit Jahrhunderten unermeßliche Summen gekostet, sie ermöglichen es aber, daß man eine vernichtete Flotte immer sehr schnell wieder ersetzen kann, wenn es nicht am Gelde fehlt.

Die zahlreiche Stammmannschaft dieser Marine (von der ein großer Theil beständig im Dienst) ist tüchtig geschult und die Offiziere sind im Dienste erfahren. Der Bildungsstand der letzteren übertrifft weitaus denjenigen, welchen man bei der gleichen Charge des Landheers findet, besonders werden die mathematischen und Sprachwissenschaften gepflegt, wobei Vieles freiwillig gethan wird, wenn auch vielleicht nur aus Langeweile. Die französischen Seeoffiziere sind auch in gesellschaftlicher Beziehung feinere Leute als die des Landheeres — Ausnahmen natürlich in beiden Instituten. Was die Gesinnung der Flotte betrifft, so hat diese seit dem ersten Sturze des Königthums selten mit der am Lande herrschenden übereingestimmt. Im Jahre 1792 und noch lange nachher blieb die Marine royalistisch und aristokratisch gesinnt. Ersteres, weil die Mannschaft hauptsächlich aus den Eingangs erwähnten konservativen Provinzen stammte und wegen der strengeren Disciplin, Letzteres vorzüglich wegen der Offiziere, die meist den adeligen Familien des Landes entstammten und als schwer ersetzbare Fachmänner nicht ohne Weiteres wie die Aristokraten des Landheeres gelöpft werden konnten. Als Napoleon I. ans Ruder kam, wurde die Marine, so weit sie nicht royalistisch blieb, aus Abneigung gegen den Erben der Bourbons mehr republikanisch, um unter der Restauration wieder aufrichtig königlich zu werden. Jetzt ist sie vorwiegend orleanistisch gesinnt, so weit sie nicht, wie schon einmal unter gleichen Verhältnissen, republikanisch ist. Die Leute haben ihrer Abneigung gegen den Kaiser und seine Familie selbst unter dem bonapartistischen Terrorismus wenig Zwang angethan, und in den letzten Jahren wurden die verächtlichsten Reden über den Schöpfer der neuen Flotte laut, besonders auf den Regierungsdampfern. Das wird die Leute natürlich nicht abhalten, ihre volle Schuldigkeit zu thun, besonders gegen uns, und die Sache wird ihnen ja leicht genug gemacht, da sie uns in Nord- und Ostsee eine zehnfache Uebermacht entgegengestellt haben. Durch die Siege unserer Heere ist aber doch der Hauptzweck ihrer Operationen gegen uns verfehlt worden — man hat nicht nur keine Landungsarmee an Bord nehmen können, sondern hat sogar die zu Invasionszwecken bestimmten Marinesoldaten in Frankreich lassen müssen, damit sie dort gegen unsere Heere kämpfen, während der größte Theil der Seeartilleristen mit den zu den Schiffen gehörigen Geschützen Paris und andere Landfestungen besetzen muß. Es geht dem dritten Napoleon also wie weiland dem ersten im Befreiungskriege, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer keine, ersterer aber sehr viele Schiffe hat. Mit dem bevorstehenden Sturze des dritten Napoleon wird übrigens die von ihm geschaffene riesenhafte Flotte zum Stillstand kommen, aus dem leicht ein Rückschritt werden kann, wenn Frankreich für den angerichteten Frevel, wie es verdient hat, gezüchtigt wird. Was wir ihm an Kriegskosten schenken, das tragen wir zur Unterstützung seiner nur Raub- und Eroberungszwecken dienenden Kriegsflotte bei.

Franz Maurer.

Die Katastrophe von Metz und die Kapitulation von Ulm. Die kühne und geschickte Führung des deutschen Heeres verbunden mit der glänzenden Tapferkeit jedes Einzelnen seiner Krieger erreichten bereits am 14. Tage nach Eröffnung der Operationen gegen Frankreich ein Resultat, wie es die Siegeszüge des größten Feldherrn, welchen die Neuzeit kennt, Napoleons I., an innerm Gehalt und an gewichtiger Tragweite nicht aufzuweisen vermögen.

Die Bedeutung dieser deutschen Siege liegt zum größten Theile schon in dem Konflikte der benachbarten Nationen selbst. Von allen Völkern der Erde wird es deutlich empfunden, daß hier ein Kampf um die Oberherrschaft der Rassen geführt wird, und staunend erkennen die Zu-

schauer, staunend sogar der siegende Kämpfer, daß in keiner einzigen Tugend sich der erste aller romanischen Stämme mit den Germanen messen kann.

Wenn wir aber auch von dieser größeren Bedeutung des Kampfes absehen und uns nur so weit es die Kunst der Kriegführung angeht mit ihm beschäftigen, so ist auch von diesem beschränkteren Gesichtspunkte aus der Anblick der deutschen Operationen ein unvergleichlich großartiger.

Die französische Hauptarmee ist am 14. Tage nach Beginn der Aktion in der Entfernung von nur $5^1/_4$ Meilen von der deutschen Grenze in einer Festung eingeschlossen und vollständig von jeder Verbindung mit Außen abgeschlossen.

War auf der einen Seite die Heerleitung der des Gegners überlegen, so ist auf der andern die Schuld der verzweifelten Lage der Armee zumeist in dem verhängnißvollen Festkleben an der schönen festen Stellung zu suchen, dann aber auch in dem thörichten Wahne der Franzosen, schwer erklärlich bei Generalen, es seien die bisherigen Unfälle das Werk unglücklicher Zufälle gewesen, an Kriegskunst und Tapferkeit sei man trotzdem den Deutschen überlegen.

Es ist nicht das erste Mal in der Kriegsgeschichte, daß eine schöne Stellung den Feldzug für denjenigen verdorben hat, welcher sie besaß. Speciell eine Festung, von welcher der Feldherr sich nicht loszureißen wußte, ist öfter der Ruin des Heeres gewesen. Die Katastrophe von Metz erinnert in vielen Beziehungen an den Feldzug von 1805, in welchem der österreichische General Mack wochenlang um die Festung Ulm herum manövrirte, so lange, bis ihn Napoleon in dieselbe hineintrieb und ihn zur Kapitulation zwang.

Die Operationen von damals bieten eine auffallende Aehnlichkeit mit denjenigen, welche vom 6. bis zum 18. August dieses Jahres stattfanden, nur sind diese großartiger, weil mit weit größeren Heeresmassen ausgeführt, und kamen diese noch vollständiger und ausgiebiger zur Vollendung.

Wie die Festung Metz von der Mosel durchströmt wird, so liegt auch Ulm auf beiden Ufern der Donau und gewährte dem General Mack die Möglichkeit der Bewegung auf beiden Seiten des Stromes. Auch die österreichische Armee ward gleich der französischen durch Niederlagen auf beiden Ufern in die Enge getrieben, nachdem der Feind in deren rechter Flanke mit überraschender Schnelligkeit den Strom passirt und die Rückzugslinie besetzt hatte.

Die Aehnlichkeit führt noch weiter. Im Jahre 1805 ward das detachirte Corps des Generals Kienmeyer zu Donauwörth in fast derselben Weise vom Hauptcorps abgedrängt wie Mac Mahon in diesem Jahre, und wie heute die dritte Armee sich gegen die Reste und Soutiens der französischen Macht in der Richtung auf Paris zugewandt hat, um jede mögliche Vereinigung derselben mit der Hauptarmee zu verhindern, so marschirte damals Napoleons äußerster linker Flügel, dem General Kienmeyer folgend, den russischen und österreichischen Corps entgegen, welche sich am Inn koncentrirten, während das französische Centrum durch eine Rechtsschwenkung Ulm von der südöstlichen Seite umfaßte.

Die Bewegungen der Napoleonischen Corps erregten die Bewunderung aller Strategen und die Manöver des unglücklichen Mack allgemeines Kopfschütteln.

Eilig die beabsichtigte Landung in England aufgebend, dirigirte Napoleon I. seine weit vertheilt stehenden Heerführer aus allen Richtungen auf einen Punkt im feindlichen Lande. Augereau marschirt aus Südfrankreich auf Basel, Marmont von Utrecht auf Mainz, Bernadotte von Hannover auf Würzburg. Er selbst hatte am 26. September die übrigen Corps bei Straßburg vereinigt. Am 5. Oktober stand die gesammte Armee zwischen Weißenburg, Oettingen, Nördlingen und Albeck der Donaulinie gegenüber.

Da erst bemerkt Mack, daß er sich geirrt, als er Murats Demonstrationen im Schwarzwalde für eine Operation gegen die Illerstellung ansah. Er koncentrirte in Folge dessen sein Gros zwischen Ulm und Günzburg, Front nach Norden, auf dem rechten Ufer.

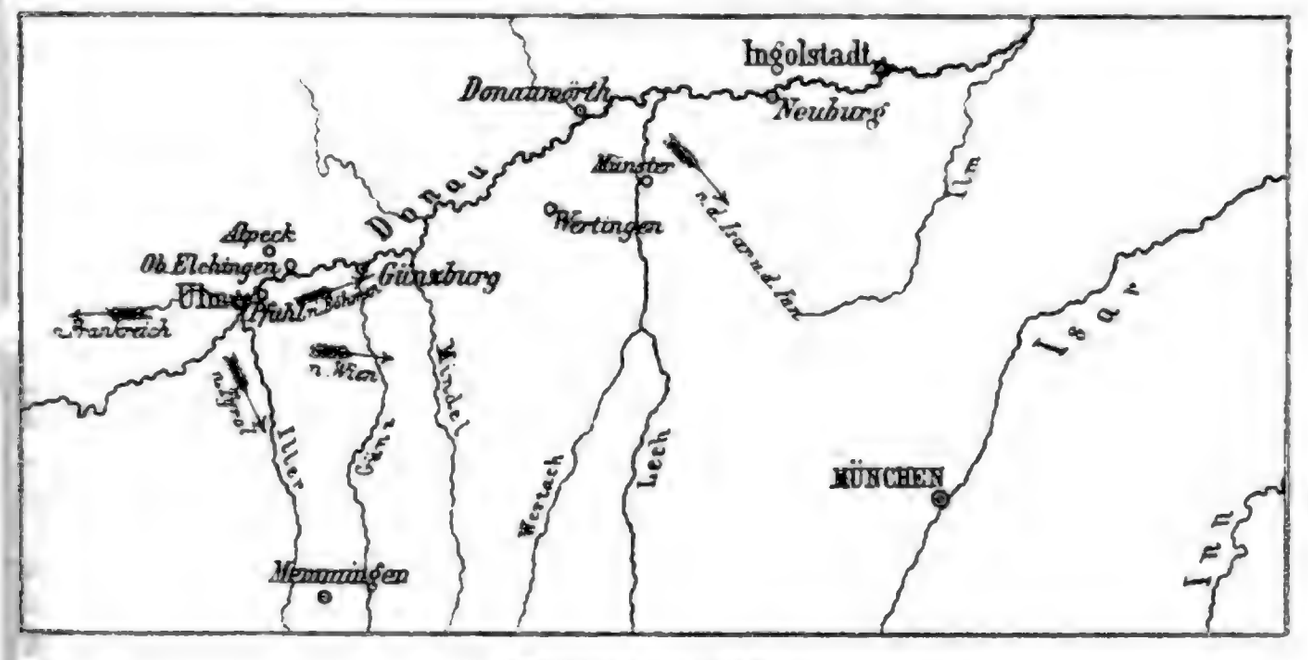
Am 6. Oktober wird Kienmeyer durch das Gefecht bei Donauwörth zum Rückzuge nach der Isar und dem Inn gezwungen; am 7. und 8. übersetzen Davoust und Marmont bei Neuburg und Lannes bei Münster die Donau und marschiren auf Macks Rückzugslinie, zwischen Ulm und München.

Mack entsendet den General Auffenberg mit 10,000 Mann nach Wertingen, um die Franzosen an das linke Ufer zurückzuwerfen, und besetzt Memmingen mit 5000 Mann, um sich eventuell den Rückzug nach Tyrol zu sichern. Auffenberg wird am 8. geschlagen. Nun versucht Mack am 9. nach Böhmen in nordöstlicher Richtung durchzubrechen, findet aber, als er bei Günzburg auf das linke Ufer gehen will, Ney vor sich; seine Angriffe werden zurückgewiesen und er zieht sich nach Ulm zurück. Von Neuem

versucht er am 11. von hier aus nach Böhmen durchzubrechen, er kommt bis Albeck, trifft hier eine Division des Ney'schen Corps, schlägt allerdings glücklich, läßt sich jedoch 2 ganze Tage aufhalten und kehrt nach Ulm zurück. Immer enger schließt sich der Kreis feindlicher Corps um ihn zusammen. Schon am 13. ist Ulm im Osten bogenförmig umfassend durch Murat, Lannes, Ney, Marmont und die Garde umstellt. General Werneck ist an diesem Tage mit 16,000 Mann zu einem neuen Durchbruch nach Herbrechtingen abmarschirt. Am 14. greift Napoleon selbst, am linken Illerufer hinabmarschirend, den Brückenkopf von Ulm, also im Süden, an. bis an die Thore vor und fordert Kapitulation. Nach zweitägigen Unterhandlungen kapitulirt Mack mit 23,800 Mann. Die Armee wird kriegsgefangen nach Frankreich geführt.

General Werneck ward verfolgt und bei Trochtelfingen geschlagen; nur Erzherzog Ferdinand entkam nach Böhmen.

Im diesjährigen Feldzuge begann die Umgehung des französischen rechten Flügels in der Mosellinie am 13. August durch die Besetzung von Pont-à-Mousson. Konnte der Feind dieselbe nicht hindern — er machte dazu nur einen sehr schwächlichen Versuch —, so war sein Rückzug nach Verdun unbedingt geboten. Der Ueber-



Stellung von Ulm.

Die Truppen in Memmingen sind schon gefangen genommen.

An demselben Tage schlägt Ney nordöstlich von Ulm bei Elchingen den General Riesch, welcher dort den Marsch der Oesterreicher nach Norden decken soll. Die österreichische Armee wird mit Ausnahme des Corps Werneck vom linken Donauufer ganz vertrieben und in die Festung geworfen. Marmont nimmt im Osten die Höhen über dem Dorfe Pfuhl und mehrere Brücken über die Iller. So ist am Abend des 14. nur in nordwestlicher Richtung noch ein Ausweg für die Oesterreicher, doch ist dieser der Rückzugslinie grade entgegengesetzt. Erzherzog Ferdinand bricht in dieser Richtung mit 12 Escadrons in der Nacht vom 14. bis 15. auf. Mack bleibt.

Am 15. Morgens wird die Festung von allen Seiten eng eingeschlossen, der Feind dringt

gang über die Mosel an dieser Stelle bedeutete für Metz dasselbe, was der Uebergang bei Münster im Jahre 1805 für Ulm bedeutete, nämlich die Bedrohung der Rückzugslinie. Mac Mahon hatte sich von Nancy nach Toul zurückgezogen in derselben Weise wie Kienmeyer von Donauwörth nach der Isar, so daß, da der Kronprinz dem Marschall folgte, dem Vordringen des Prinzen Friedrich Karl nichts im Wege stand.

Aber erst am 14. scheint der Entschluß des Rückzugs im Hauptquartier zu Metz gefaßt zu sein. Die Proklamation des Kaisers deutet darauf hin, daß man Metz sich selbst überlassen wollte. Sobald jedoch der rechte Flügel der deutschen Armee den beginnenden Rückzug der Franzosen, welche noch auf dem rechten Moselufer unter dem Schutze der Festung lagerten, am Nachmittage des 14. wahrnahm, griff er so heftig an, daß es ihm gelang, die Franzosen

festzuhalten. Sie wurden genöthigt, das Corps Decaen, das Corps L'Admirault und Abtheilungen des Corps Frossard zu entwickeln. Das 7. und 1. preußische Corps lieferten ein siegreiches Treffen zwischen Metz und der Linie Ars-Laquenexy-Borny-Colombey und warfen den Feind bis unter die Kanonen der Festung zurück. Die zweite Armee hatte diese Zeit nicht unbenutzt gelassen. Der Uebergang über die Mosel im Süden von Metz ward beschleunigt fortgesetzt.

Das sehr heftige Gefecht am 14. muß einen so verwirrenden Einfluß auf den Zustand der französischen Armee ausgeübt haben, daß der beabsichtigte Rückzug in die Maaslinie auch am 15. noch nicht ausgeführt werden konnte. Möglich ist es auch, daß der Marschall Bazaine, in der Meinung, seinen Marsch auf Verdun nicht ohne Schlacht durchsetzen zu können, an diesem Tage sich günstige Positionen im Südwesten von Metz sicherte, jedenfalls verlor er einen Tag, welcher zum gewaltsamsten Durchbrechen jedes etwaigen Widerstandes hätte dienen müssen, und dieser verlorene Tag war von großer Bedeutung. Denn als nun am 16. die französische Armee sich von Metz aus in der Richtung auf Verdun in Bewegung gesetzt hatte, traf sie mit den Deutschen zusammen, welche ihr in die linke Flanke fielen. Nur eine Division, die 5., unter Kommando des Generallieutenants v. Alvensleben stellte sich zunächst der ganzen Armee in den Weg. Mit der größten Aufopferung und beispielloser Tapferkeit hielt sie Stunden lang den Kampf, bis nach und nach die 6. Division zu ihrer Unterstützung herbeigeeilt war, welcher das 10. Corps und Theile des 8. und 9. Corps folgten. Es ward den Franzosen unmöglich, ihren Marsch fortzusetzen. Einzelne Theile mögen nach Westen und Norden entkommen sein, doch die Hauptmasse kämpfte, Front gegen Süden, 12 Stunden lang die Schlacht von Mars-la-Tour, um am Abend sich nach Metz zurückgedrängt zu finden.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl dehnte nun ihren linken Flügel, immer stärker auf dem linken Moselufer anwachsend, immer mehr nach Norden aus, während die französische am 17. ihre Position vor Metz verstärkte. Es fiel an diesem Tage nur das Gefecht bei Gravelotte, 1 Meile westlich Metz, vor, ein umfassender Angriff erfolgte noch nicht.

Aber am 18. ward die Umschließung von Metz vollendet. Der König selbst leitete den Angriff auf dem linken Ufer, welcher sich gegen die Höhen vor Metz richtete. In neunstündiger Schlacht wurden die Franzosen vollständig geschlagen und in die Festung selbst hineingeworfen. Der Ausweg nach Thionville im Norden, der letzte, der ihnen blieb, ward durch das 12. Corps versperrt. Der Verlust der Franzosen auf dem linken Ufer beträgt in diesen Kämpfen etwa 50,000 Mann an Gefangenen, Todten und Verwundeten.

Metz liegt 42 Meilen von Paris entfernt. Es ist eine Festung ersten Ranges, mit starken Befestigungen auf beiden Seiten der Mosel und umgeben von Außenforts, erbaut von Chevalier de Ville im 16. Jahrhundert, verstärkt und erweitert durch Vauban im alten System der Bastionirung, vom Jahre 1866 an mit besonderer Sorgfalt ausgerüstet und noch mehr verstärkt. Hauptwerke sind die südlich gelegene Citadelle, welche durch ein Hornwerk verstärkt ist, dann östlich das große Fort Bellecroix und westlich, jenseits der Mosel, das Fort Moselle. Außerdem ist ein befestigtes Lager vorhanden, zwischen der Festung selbst und den Forts und Redouten.

Die Stadt Metz liegt auf dem rechten Moselufer und zählt 55,000 Einwohner. Der Fluß ist 200 Schritte breit, theilt sich in mehrere Arme und bildet die Inseln St. Simphorien, Sauley und Chambière, auf welcher letztern zum Theile die Stadt liegt.

Die Höhen auf der linken Thalseite, deren bedeutendste der Mont St. Quentin = 1078', überragen die auf der rechten Seite um mehr als 300'. Letztere senken sich in sanfter Abdachung zur Thalsohle hinab, welche 200' tiefer liegt.

Metz ist der Hauptplatz der Waffen- und Ausrüstungsdepôts der französischen Armee; es ist ein ungeheures Kriegsmaterial in der Festung aufgehäuft, da sie der Stützpunkt und Depôtplatz für die deutsche Invasionsarmee sein sollte.

So umfaßt denn die vereinigte 1. und 2. deutsche Armee nicht nur die Hauptmacht der französischen Truppen, sondern auch den größern Theil ihres Kriegsmaterials, die Mittel der Bewaffnung einer andern Armee.

Die Fehler der französischen Heerführung, welche diese Lage herbeiführten, sind seit dem 13. August vor Allem das Gefecht auf dem rechten Moselufer und dann der Verlust des 15. als Marschtag. Denn seit dem 13. mußte die Nothwendigkeit des Rückzugs dem Oberbefehlshaber einleuchten, und er durfte nicht mehr am 14. auf dem rechten Ufer schlagen.

Aber auch vor dem 13. fanden bereits schwere Fehler betreffs der Mosellinie und des Rückzugs

an die Maas statt. Am 6. waren die Kämpfe, welche die französischen Heere zum Kehrtmachen auf der ganzen Linie zwangen. Die sieben Tage bis zum 13. sind vergangen, um einen Rückzug zu bewerkstelligen, welcher von dem entferntesten Punkte der anfänglichen Grenzstellung bis zur Mosel nur 12 Meilen beträgt. Das wäre an und für sich gut. Man könnte auf geordneten, langsamen, stets sich umwendenden Rückzug schließen. Aber das war nicht der Fall, kein einziges Gefecht fand nach der Schlacht bei Wörth zwischen dort und Metz statt. Die französische Armee ward in einer wahren Flucht hinter die Mosel geführt, und die kostbaren Tage bis zum Uebergange des Feindes bei Pont-à-Mousson gingen verloren. Denn es ist klar: entweder mußte die Mosellinie gehalten werden, oder man mußte an die Maas zurückgehen. Daß man das Erste unvollständig that, indem man dem Feinde Gelegenheit zu einem Uebergange über den Fluß ließ, ist ein Beweis dafür, daß man die Schnelligkeit und Gewandtheit des Feindes unterschätzte, oder ein Beweis dafür, daß der Wechsel im Kommando und die vorherigen Niederlagen eine vollständige Verwirrung und Kopflosigkeit in der französischen Heerleitung zur Folge hatten.

Aber die Fehler allein auf Seite des Gegners erklären so große Erfolge der Deutschen noch nicht.

Es fällt das Hauptverdienst derselben den glänzenden Operationen der deutschen Heerführung und dann der begeisterten Tapferkeit des deutschen Kriegers zu.

Niemals wie in diesem Kriege hat die Idee, welche das Hirn des Feldherrn durchleuchtet, auch die Brust jedes Soldaten zugleich mit dem stolzen Bewußtsein seiner hohen Aufgabe erfüllt.

Den 21. August 1870. A. Niemann,
Prem.-Lieut. a. D.

Zur Belagerung von Paris*). Paris ist so sehr Mittelpunkt des ganzen Frankreich, alle Fäden der Regierung und Verwaltung dieses centralisirten Reiches laufen so ohne alle Ausnahme, und ohne daß eine Aussicht auf die Möglichkeit einer Aenderung vorhanden wäre in ihm zusammen, daß die Besitznahme dieser Hauptstadt in einem Kriege gegen Frankreich in noch höherm Grade wichtig erscheint, als dies in jedem andern weniger centralisirten Staat der Fall sein würde.

Die Wichtigkeit einer Sicherstellung der Hauptstadt sowohl gegen die zu Revolutionen geneigte Einwohnerschaft als auch gegen den äußern Feind erkennend, beschloß die Regierung Louis Philipps deren fortifikatorische Umgebung.

Die Regierung Napoleons III. setzte die im Jahre 1841 begonnenen Werke mit Eifer fort und nahm zugleich einen Umbau der innern Stadt vor, dessen Zweck die Verschönerung von Paris, aber zugleich die leichte Bewältigung etwaiger Aufstände gegen seine Herrschaft war. Schon vor dem Beginn der Feindseligkeiten im Jahre 1870 erblickte der Kaiser Napoleon in der Armee, welche zur Offensive bestimmt war, nicht den genügenden Schutz seines Reiches.

Er griff nicht allein zum Schwert, sondern auch zum Schilde — er befahl die Armirung der Vertheidigungswerke von Paris und erregte durch diese Maßregel schon Mißtrauen und Zweifel an dem Erfolg seiner aggressiven Politik.

Nun ist das Schwert zerbrochen, zu gewichtig für die Hand dessen, der es führte, und doch zu schwach gegenüber der Waffe des Feindes; es bleibt nur noch der Schild, doch er deckt nicht mehr den Kaiser.

Die Befestigungen von Paris sind Frankreichs Hort geworden, hinter ihnen sammeln sich die Trümmer seiner Heere zu letztem, verzweifeltem Widerstande.

Die Geschichte bietet kein Beispiel eines Kampfes um eine so große Festung. Die Männer, welche die Leitung Frankreichs jetzt in Händen haben, hoffen, oder sprechen doch wenigstens die Hoffnung aus, der bevorstehende Kampf werde die Krisis des ganzen Krieges sein und den Beginn des Rückzugs der deutschen Armee bezeichnen. Die Stimmen, welche dort in der Kammer und in der Presse laut werden, verbinden diese Zuversicht mit Drohungen gegen den Feind, welcher wagen könne, sich Paris zu nähern.

Wenn diese extremen Ansichten wirklich vorhanden und nicht bloß ein Beweis dafür sind, daß Regierung und Presse sehr kräftiger Aufmunterungen des Volkes zu bedürfen glauben, um dasselbe überhaupt zur Vertheidigung der Stadt zu bewegen, so muß man auf eine wunderbare Addition der Kräfte von Paris schließen, welche sich in den Köpfen der dortigen Tonangeber vollzieht.

Ist eine Festung darum sehr stark, weil sie einen sehr großen Umfang hat? Oder ist die Anzahl der Forts, welche auf einer Linie von über 7 Meilen vertheilt liegen, in Betracht zu ziehen bei Untersuchung der Festigkeit dieser Linie?

*) Hierzu der Befestigungsplan von Paris.

Wir wollen versuchen, in Nachstehendem die Stärken und Schwächen der Riesenfestung zu prüfen, indem wir unsern Angaben die Messungen des durch seine vortrefflichen Karten bekannten Topographen C. Vogel zu Grunde legen.

Durch seine natürliche Lage ist Paris durchaus nicht zur Festung geeignet. Es liegt weder auf unzugänglichen Höhen, noch von Wasser oder Sumpf umgeben, sondern in der fruchtbaren, von allen Seiten zu passirenden Tiefebene von Ile de France. Alle Vertheidigungsmittel sind künstlich.

Die Stadt und ein Theil der Vorstädte sind zunächst in innerster Umwallung von der sogenanten Enceinte umgeben, einem Befestigungsgürtel, dessen längster Durchmesser vom Thore Point du Jour im Südwesten bis zum äußersten Punkte von la Villette im Nordosten 1¾ Meilen beträgt, während der kürzeste Durchmesser, eine Linie, welche vom Schnittpunkte der Enceinte und der Paris durchströmenden Seine im Südosten über die Tuilerien nach Les Batignolles führt, 1⅓ Meilen lang ist.

Die Enceinte besteht aus Wall, Graben und dem Glacis; der Graben ist 35 Schritte breit und wird von der Seine aus mit Wasser gefüllt; 85 Bastionen springen im Osten, Norden und Westen hervor und gestatten ein koncentrisches Feuer auf den Angreifer. Im Innern läuft eine gepflasterte Militärstraße der ganzen Umwallung entlang und außerdem eine Gürtelbahn, welche zugleich die von Außen einlaufenden Eisenbahnen mit einander verbindet.

Diese Enceinte schließt ein ungeheures Gewirr von Straßen ein, voll der schönsten Denkmale der Baukunst, voll der luxuriösesten Läden und Magazine, bewohnt von 2 Millionen Menschen, welche die Schrecken des Krieges nur von Hörensagen kennen, welche gleichsam in einem Treibhause der Künste und Wissenschaften wie auch aller Laster leben.

Ueber diese Enceinte hinaus quellen Vorstädte, Landhäuser, Dörfer bis auf Meilen weit.

Doch in einer äußersten Linie durchschneidet noch ein Vertheidigungswall die unzählige Menge dieser Auswüchse und Trabanten der großen Stadt. Das ist die Linie der Außenforts und Redouten. Zum Theil liegen sie an den Hügeln, zum größeren Theil in der Ebene; auf der östlichen, südlichen und nördlichen Seite liegen sie dicht, im Westen nur ein einziges. Durch Erd- [illegible] man sie mit einander zu verbinden.

Ueber 7 Meilen lang ist die Peripherie der Ellipse, welche sie im Zusammenhang bilden. Zwischen ihnen und der Enceinte findet sich Lagerraum für ein mächtiges Heer und Raum zu einer Schlacht.

Nach der Seite hin, auf welcher die deutsche Armee im Heranrücken begriffen ist, nach Osten, erstreckt sich die Höhe von Belleville bis auf 7500 Schritte außerhalb der Enceinte. Im Norden senkt sie sich zum Kanal de l'Ourcq hinab, im Süden zur Marne. Diese Anhöhe ist von einer Gruppe von Forts besetzt, welche das vorliegende Terrain beherrschen und sich mit ihrem Feuer gegenseitig unterstützen können. Das nördlichste ist das Fort von Romainville, welches nur 1800 Schritte von der Enceinte entfernt liegt. Es kann die Straße von Metz bestreichen, sowie den Uebergang des Kanals de l'Ourcq, bis zu dessen Ufer eine Reihe von Verschanzungen vom Fort aus hinabführt.

2200 Schritte östlich von diesem Fort liegt das von Noisy, durch die Redouten von La Boissière mit dem 2600 Schritte südöstlich gelegenen Fort von Rosny in Verbindung gebracht.

Das Fort von Nogent und die nördlich von demselben gelegene Redoute von Fontenay krönen den südöstlichen Ausläufer der bei Belleville beginnenden Höhen und liegen von der nach Süden am weitesten vorgeschobenen Lunette des Forts von Rosny etwa 3200 Schritte entfernt.

Südlich desselben bilden die Windungen der Marne, welche hier etwa 100 Schritte breit ist, ein Hinderniß der Annäherung, und da, wo der Feind, nachdem er den Fluß etwa in seiner südöstlichsten Krümmung überschritten hätte, am leichtesten durchbrechen könnte, in dem Défilé nämlich, welches die nahe an einander tretenden Windungen des Flusses bilden, da sperren die Redouten von Gravelle und de la Faisandrie mit den zwischen ihnen liegenden Verschanzungen den Weg.

So ist die Ostseite von Paris in ihrer äußersten Linie. Sie hat aber außerdem das befestigte Schloß Vincennes in zweiter Linie, 2500 Schritte von der Enceinte liegend, zu ihrem Schutz und ist die stärkste Seite der Festung.

Die Südseite ist durch eine Reihe von Forts gedeckt, welche in flachem Bogen mit fast ganz gleichmäßigen Abständen von einander liegen. Das östlichste von ihnen, das Fort Charenton, ist von der Redoute von Gravelle 2600 Schritte weit entfernt, beherrscht die Straße von Troyes und die von Melun, sowie die Uebergänge über Marne und Seine in der Nähe ihres Zusammenflusses. Die Forts von Ivry, Bicêtre, Arcueil, Vanves und Issy liegen ganz in der

Ebene, 2600—3000 Schritte von einander entfernt, so daß der Feind selbst nach Zerstörung eines Forts noch unter dem Kreuzfeuer der beiden benachbarten zu avanciren genöthigt wäre.

Die Westseite bietet dagegen nur ein einziges Fort, das des Mont Valérien, ohne alle Verbindung mit den Nachbarforts, von welchen es 1 Meile, resp. 1¾ Meilen entfernt liegt. Es ist durch seine natürliche Lage auf einem Hügel und durch starke Anlage das bedeutendste von allen, aber durchaus unzureichend, die ganze Westseite zu decken. Man kann daher annehmen, daß neuerdings das Bestreben der Vertheidigung hauptsächlich auf Verschanzung dieser Seite gerichtet gewesen ist. Die Höhen im Südwesten und die Seine, welche auf dieser Seite der Enceinte parallel und in einer Entfernung von etwa 2500 Schritten von derselben strömt, werden die Anlagen solcher Verschanzungen begünstigt haben.

Im Norden liegt, von der Enceinte 4400 Schritte entfernt, die Stadt St. Denis, nördlich vom Montmartre, welcher bei der Belagerung im Jahre 1814 eine Rolle spielte, jetzt aber ganz von der anschwellenden Stadt aufgenommen ist und innerhalb der Enceinte sich erhebt. St. Denis hat drei Forts, ist eine Festung für sich und sehr stark; die Werke sind unter einander mit Wall und Graben verbunden, ihre Umgebung kann durch das Flüßchen Rouillon überschwemmt werden. Das Fort von Aubervilliers, 2400 Schritte vom nordöstlichsten Punkt der Enceinte entfernt, deckt diese Seite und beherrscht die Straße nach Lille, ist jedoch von St. Denis und vom Fort von Romainville so weit entfernt, nämlich von jedem 4400 Schritte, daß bedeutende Verschanzungen erforderlich sein würden, um diese Ecke zusammenhängend zu schützen.

Dieselbe bildet diejenige Schwäche von Paris — um mit Aufzählung auch der Schwächen zu beginnen —, welche dem deutschen Heere zunächst liegt. Gelänge es, das Fort von Aubervilliers zusammenzuschießen, so stände dem Vormarsch auf der Straße von Lille, zwischen St. Denis und Romainville bis zur Enceinte nichts im Wege, als die Verschanzungen längs des Kanals von St. Denis und des Kanals de l'Ourcq, welche zu unüberwindlichen Hindernissen schwerlich gerechnet werden können.

Eine andere Schwäche ist die ganze lange Strecke zwischen St. Denis und Mont Valérien. Diese Linie von 1¾ Meilen Länge müßte ganz mit Erdwerken besetzt sein, um dem Feinde das Vordringen bis zur Seine zu verwehren. Denn wenn es dem deutschen Heere gelingt, nach Ueberschreiten des Flusses im Norden von St. Denis an das linke Ufer unterhalb Courbevoie vorzurücken, so gestatten ihm die das Vorterrain bis zur Enceinte überhöhenden Positionen seiner Batterien, nicht allein die Enceinte mit Vortheil zu beschießen, sondern seine Kugeln bis in das Faubourg St. Honoré hineinzuwerfen. Hier liegt die bedenklichste Schwäche der ganzen Befestigung.

Aber noch eine dritte Schwäche sind die Coteaux de Meudon. Auf dem südwestlichen Punkte von Paris gelegen, überhöhen diese Hügel um 200 bis 300' die Forts von Issy und Vanves und gestatten gleich den Höhen bei Courbevoie das Bombardement der Stadt selbst. Selbst wenn die Angabe der französischen Zeitungen, es solle zwischen den Coteaux de Meudon und dem Mont Valérien ein bedeutendes Werk errichtet werden, wahr und das Projekt zur Ausführung gekommen ist, bleibt hier im Südwesten die Befestigung sehr bedroht.

Die Bauart der Forts an und für sich ist dagegen vorzüglich. Sie sind nach den neuesten Principien des Bastionärsystems konstruirt, sämmtlich mit Bastionen und die drei östlichsten auch noch mit Hornwerken versehen. Alle stehen mit Paris und unter einander in telegraphischer Verbindung. Ihre Armirung wird ausgezeichnet sein, man hat auch die Schiffsartillerie, also die schwersten Geschütze, dazu verwandt. Der wichtigste Faktor jedoch, welcher in Rechnung kommt, ist das Heer, welches diese Befestigungen vertheidigen soll.

Liefert das Kommando der noch disponiblen Truppen vor Paris keine Schlacht mehr, so kommen vermuthlich die Reste des Corps Mac Mahon, des Corps de Failly, das Corps Decaen und außerdem jene Mosaiktruppen bei der Vertheidigung zur Verwendung, welche aus den Marinetruppen, Matrosen und Douaniers gebildet worden sind. Ebenfalls würden die Mobilgarde und die Garde sédentaire von Paris ihren Antheil an der Vertheidigung nehmen. Wie stark diese waffenfähige Mannschaft sein wird, das wissen vermuthlich ihre eigenen Befehlshaber nicht. Die Annahme, daß 150,000 wirkliche Soldaten darunter sein werden, ist nicht zu niedrig gegriffen. Sollte Mac Mahon bei seiner Diversion nach dem Norden die Verbindung mit Paris verlieren, so würde diese Annahme bei weitem zu hoch sein.

Ist jedoch die disponible Armee nicht im Stande, den Angreifer in offener Schlacht zurückzuweisen, so kommt es auf ihre numerische Stärke innerhalb der Befestigungen weit weniger an, als auf den Geist, welcher in Paris überhaupt herrscht.

Jene wilde Energie, welche Frankreich in den Revolutionskriegen beseelte, könnte Paris uneinnehmbar machen. Die Belagerung von Saragossa im spanischen Kriege 1808 hat gezeigt, was selbst eine offene Stadt zu leisten mag, deren Bürger und Bürgerinnen lieber sterben als sich ergeben wollen.

Daß aber Paris sich Saragossa zum Vorbild nehmen sollte, ist sehr zu bezweifeln — die Haltung der großen Stadt ist durchaus nicht die, welche große patriotische Handlungen voraus verkündet.

Da ist nichts von ruhiger Entschlossenheit zu bemerken, nichts von gesammelter Verzweiflung. Die Prahlerei macht sich breit, und der Selbstbetrug hilft der gedankenlosen Menge von einem Tage zum andern hinüber. So wird die Größe der Stadt in der Stunde der Gefahr nicht ihre Rettung sein, sondern nur die Verwirrung ins Ungeheure vermehren.

Es wird sich das Wort erfüllen, welches Gambetta in der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers vom 22. August rief: „Wir rollen einem Abgrunde entgegen".

Den 31. Aug. 1870. A. Niemann, Prem.-Lieut. a. D.

Nekrolog.

Colson, französischer General, Chef des Generalstabs des Corps Mac Mahon, † am 6. August bei Wörth.

Craushaar, von, sächsischer General, † am 18. August bei Rézonville. Er war geboren am 7. April 1815 zu Hohenbucka bei Senftenberg, trat 1831 in die Armee und war seit 1867 Kommandeur der 1. (Grenadier-) Brigade Nr. 45.

Doering, von, preußischer Generalmajor, † am 16. August bei Mars-la-Tour. Er wurde 1836 Secondlieutenant, 1858 Major im Generalstabe und Direktor einer Kriegsschule. Im Juli 1870 wurde er zum Generalmajor und Kommandeur der 9. Infanteriebrigade ernannt, an deren Spitze er den Heldentod starb.

Farragut, David G., nordamerikanischer Admiral und Befehlshaber der gesammten Unionsflotte, † laut Meldung aus Newyork am 15. August. Er war geboren 1799 in Tennessee, zeichnete sich bereits 1812 in der Schlacht bei Valparaiso, namentlich aber im Secessionskriege aus. Zu seinen kühnsten Thaten gehört die Einnahme von Neworleans, die Unterwerfung von Port Hudson und der Sieg bei Mobile.

Helldorf, von, preußischer Oberst, früher Kommandeur des Kadettenhauses zu Kulm, fiel an der Spitze des 4. thüringischen Infanterieregiments Nr. 72 in den Kämpfen bei Metz.

Jaurès, Viceadmiral, einer der hervorragendsten Offiziere der französischen Marine, besonders bekannt durch seine Leistungen auf der Expedition nach China und Cochinchina, † Ende Juli in Paris.

Lassanis, General, bekannt aus dem griechischen Befreiungskampfe, † am 21. Juli in Athen.

Legrand, französischer General, Kommandant der Kavalleriedivision im 4. Armeecorps L'Admirault, fiel in der Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. August.

Raoult, französischer General, Befehlshaber der 3. Division des 1. französischen Corps, fiel am 6. August bei Wörth. Er war bekannt als tüchtiger Stratege und Taktiker und hatte sich besonders bei der Einnahme von Sebastopol ausgezeichnet.

Wedell, von, preußischer Generalmajor, † am 16. August bei Mars-la-Tour. Er wurde 1837 Secondlieutenant und avancirte zu gleichen Zeiten mit dem Generalmajor von Doering.

Wood, Sir William, englischer General, einer der ältesten Veteranen des britischen Heeres, † am 9. August in London. Er war geboren 1782 und seit 1797 in der Armee.

Technologie.

Der Wootz- oder Bombaystahl. Die Darstellung des Eisens scheint in früheren Zeiten überall eine und dieselbe gewesen zu sein. Man verschmolz reine und weiche Eisenerze in offenen Herden (Rennfeuern) oder in kleinen Oefen (Stück- oder Wolfsöfen) mit Holzkohlen und gewann in Form einer Luppe ein Produkt, welches bald mehr Stahl, bald mehr Stabeisen war und unter dem Hammer ausgeschmiedet wurde. Dieses einfache Verfahren, bei welchem das Eisen reducirt, gekohlt und das Kohleneisen durch das überschüssige Eisenerz wieder theilweise entkohlt wurde und wobei Schlacken von der Natur unserer Frisch- und Puddelschlacken fielen, ist natürlich bei uns längst nur noch von historischem Interesse, es hat sich aber in Asien und Afrika unverändert erhalten, und zwar bei Völkern, deren Geschick in der Anfertigung von Metallarbeiten ebenso bekannt ist, wie ihre Kulturzustände stationär geblieben sind. Tritt auch die einheimische Industrie, namentlich des Orients, durch den Einfluß Europa's immer mehr zurück, so besteht sie doch noch in einzelnen Zweigen und liefert mitunter sogar Erzeugnisse von außerordentlicher Güte. Zu diesen gehört der ostindische Stahl, der an Härte alle andern Stahlarten übertrifft und daher vorzugsweise zu schneidenden Werkzeugen dient. Zu seiner Darstellung verschmilzt man ein sandiges, offenbar sehr reines Magneteisen in kleinen Oefen, gewinnt hämmerbare Luppen von etwa 40 Pfd., schmiedet diese aus, zerstückt sie und füllt sie mit Spänen der Cassia auriculata in Thontiegel, die man durch eingestampften Thon verschließt. 20—24 solcher Tiegel, deren jeder nur 1 Pfd. Material faßt, werden in einem kleinen Gebläse-

ofen erhitzt, und so erhält man in jedem Tiegel einen geschmolzenen Stahlklumpen. Der Wootz ist also ein Gußstahl und schon daraus erklärt sich theilweise seine gute Qualität. Man hat diese letztere aber besonders auch von einem Gehalt an Aluminium abgeleitet, nachdem Faraday 1819 dies Metall in dem Wootz nachgewiesen haben wollte. Andere Analytiker konnten diese Angabe nicht bestätigen, und so hat nun Rammelsberg (Berichte der D. chem. Gesellsch.) die Frage von Neuem aufgenommen. Er fand in einer Probe von ächtem Bombaystahl (specifisches Gewicht 7,8222)

0,867 % Kohlenstoff (keinen Graphit),
0,136 % Silicium,
0,009 % Phosphor,
0,002 % Schwefel.

Von Aluminium fand sich keine Spur. Rammelsberg wirft die Frage auf, ob es überhaupt Aluminiumstahl gibt. Schon Faraday hat Stahl mit Kohle koncentrirt und das so entstandene dunkelgraue blättrige Produkt (Roheisen) mit reiner Thonerde heftig geglüht. Er erhielt eine weiße, feinkörnige, sehr spröde Masse, die bei der Analyse 3,4 % Aluminium ergab und welche, zu 6—12 % mit gutem Stahl geschmolzen, diesem die vortrefflichen Eigenschaften des Wootz mittheilte. — Die Reduktion der Thonerde wäre unter diesen Umständen sehr auffällig. Die Versuche verdienen aber wiederholt zu werden auch unter direkter Anwendung von Aluminium, welches Faraday nicht zu Gebote stand. Alle Proben von vermeintlichem Aluminiumstahl, welche Rammelsberg zu untersuchen Gelegenheit hatte, ließen niemals die Gegenwart von Aluminium erkennen.

Zur Papierfabrikation. Das billigste, aber auch das schlechteste Papier ist das gewöhnliche Strohpapier in der gelben Naturfarbe des Strohs, es ist spröde und brüchig und nur zu Emballagen, die wenig auszuhalten haben, verwendbar. Dieselbe Strohfaser, die wegen ihres großen Kieselsäuregehalts so wenig zur Papierfabrikation sich eignet, gibt nun aber ein vortreffliches Papier, wenn man sie durch starke kaustische Laugen von der Kieselsäure befreit. Sie ist dann geschmeidig und fest und läßt sich gut bleichen. So besteht das Papier der „Daily news“ und der „Lloyd's weekly news“ aus 60—70 % Stroh und 30—40 % Espartogras, und auch bei uns wird die gereinigte Strohfaser als Zusatz zur Leinen- und Baumwollfaser bei der Fabrikation von Mittel-, Druck- und Kanzleipapieren mit Vortheil benutzt.

Einer ähnlichen Verbesserung wie der Strohstoff scheint nun auch der Holzstoff fähig zu sein. In der großartigen amerikanischen Holzstofffabrik zu Manayunk bei Philadelphia wird das Holz nicht wie bei dem Völterschen deutschen System nur mechanisch behandelt, d. h. durch nasses Schleifen an einem schnell rotirenden Stein in die nöthige breiige Form gebracht, sondern das gröblich in Späne verwandelte oder geraspelte Holz wird mehr chemisch bearbeitet, d. h. bei hoher Temperatur und starkem Druck mit kräftigen kaustischen Laugen behandelt, wodurch die Fasern so aufgelockert und weich werden, daß sie sich, ähnlich den Flachs- und Baumwollfasern, im Holländer leicht kurz mahlen und auch bleichen lassen. Das aus diesem Holzstoff dargestellte Papier besitzt nach Krieg (Zeitschr. d. Vereins d. Ingenieure) außerordentliche Festigkeit und Zähigkeit, übertrifft in dieser Beziehung das Völtersche Papier ganz bedeutend und ähnelt vielmehr den japanesischen Papieren, welche meist aus dem Bast einer Art Maulbeerbaum gefertigt sein sollen. Leider ist die Herstellung dieses Holzstoffs sehr kostspielig, und nach Aussage der Vorsteher jener Fabrik bei Philadelphia ist es unter den jetzigen Verhältnissen in Amerika vortheilhafter, Papier aus Lumpen zu bereiten. Neuerdings hat sich indeß nach dem „Engineer“ in Conemills bei Sydney in Gloucestershire eine ähnliche Fabrik gebildet, und diese liefert ein reines Holzpapier zu dem sogenannten Schmirgel- und Glaspapier, welches bekanntlich die allergrößte Zähigkeit besitzen muß. Es ist dies offenbar ein Beweis von großer Vollendung und ein Resultat, welches nach der Völterschen Methode absolut unerreichbar ist.

Nach Hougthon, welcher sich als Erfinder des neuen Prozesses bekennt (Engineer), dient zum Zerkleinern des Holzes eine Maschine, bei welcher eine gußeiserne Scheibe von 80 Ctnr. Gewicht ca. 250mal in der Minute rotirt und durch das an der einen Seitenfläche befestigte Messer ½“ dicke Späne von den Enden der Holzklötze abschneidet. Die Späne fallen zwischen zwei horizontale kannelirte Walzen, welche dieselben weiter zermalmen und die Fasern öffnen. Die zwischen den Walzen herauskommenden Späne kommen in den Kochapparat, in welchem 60—90 Ctnr. Holz mit starker Lauge von kaustischem Natron 5—6 Stunden lang auf 187° C. erhitzt werden. Dies geschieht durch

Hochdruckröhren, in denen Wasser von dem Ofen aus durch den Kessel und wieder zurück cirkulirt, und der Druck im Kessel entspricht 11 Atmosphären. Das genügend gekochte Holz wird mit Wasser ausgelaugt und dann ganz wie Lumpenstoff weiter behandelt. Die Laugen werden eingedampft, der Rückstand geglüht und die dabei entweichenden Gase dienen zur Feuerung. Das so gewonnene kohlensaure Natron wird mit Kalk kaustisch gemacht und dann wieder benutzt; man gewinnt 80 % des ursprünglich verwendeten Quantums zurück. — Nach Houghton ist der so zubereitete Holzstoff nicht theurer als gebleichter Stroh- oder Espartostoff und von wunderbarer Festigkeit, Länge der Faser und Reinheit. Ueber diese Angabe hat sich aber im „Engineer" ein Federkrieg entsponnen, indem ein anscheinend erfahrener Papierfabrikant nachzuweisen sucht, daß sich die Kalkulation für den neuen Holzstoff entschieden ungünstiger als für die beiden andern Surrogate stellt. So viel erscheint aber zweifellos, daß der Holzstoff noch einer ungeahnten Veredlung fähig ist und große Beachtung verdient.

Amorphe Kieselsäure als Fixirungsmittel. Gewisse pulverförmige Körper nehmen bekanntlich Farbstoffe aus den wässerigen Lösungen mit einer Begierde auf, welche der gleich ist, mit welcher die textilen Fasern sogenannte substantive Farbstoffe anzuziehen pflegen. Auf solche Weise färben sich Stärkemehl und schwefelsaurer Baryt mit Anilinfarben, und man hat davon in der Technik, bei Tapetendruck ꝛc. Anwendung gemacht. Ein pulverförmiger oder poröser Körper hingegen, der ganz wie die Farbstoffe selbst den substantiven wie adjektiven Farbstoffen gegenüber zu wirken im Stande ist, war bisher nicht bekannt.

Einen solchen hat Reimann (Polytechn. Journal) in der amorphen Kieselsäure entdeckt, welche sich auf Zusatz von Säuren aus Wasserglaslösung ausscheidet und beim Trocknen in ein unfühlbares weißes Pulver verwandelt wird. Dieselbe zeigt in höchst überraschender Weise die Eigenschaft, bei Berührung mit Lösungen substantiver Farbstoffe diese ihres Farbstoffgehaltes zu berauben und mit adjektiven Farben nach vorhergegangener Beizung sich genau so zu färben, als es die textile Faser thut. Die Färbungen, welche dabei erhalten werden, sind mindestens so beständig als die Färbungen der Baumwolle.

Besonders läßt sich die Kieselsäure schön und dauerhaft mit den substantiven Anilinfarbstoffen färben, und man kann leicht technisch gut verwerthbare farbige Pulver auf solche Weise gewinnen. Viel wichtiger aber ist die Benutzung dieser Thatsache für die Zwecke der Färberei. Es ist leicht, auf Faserstoffen, welche die sogenannten substantiven Farbstoffe nicht direkt ohne Vorbereitung aufnehmen, besonders auf Baumwolle diese und vor Allem die Anilinfarben mit Hülfe der Kieselsäure zu fixiren. Ein bloßes Durchnehmen durch eine Lösung von Wasserglas genügt, der Baumwolle die farbeanziehende Eigenschaft zu geben. Noch besser tritt diese aber hervor, wenn man das Wasserglas in der Faser zersetzt, indem man die mit der alkalischen kieselsauren Lösung getränkte Baumwolle in verdünnte Säure taucht und so die Kieselsäure in der Faser fällt. Wäscht man dann gut aus und taucht die Baumwolle in die Farbstofflösung, so färbt sie sich lebhaft, frisch und vor Allem auch ächter, als es bisher mit den mannichfachen Beizungen der Fall war. Bekanntlich beizte man die Baumwolle bisher mit Gerbsäure, mit welcher das Rosanilin, Trimethylrosanilin ꝛc. schwer oder gar nicht lösliche Verbindungen eingeht. Diese letzteren sind indeß nicht von sehr frischer Farbe und daher fallen die Färbungen mit Tanninbeizungen immer ein wenig matt aus. Dieser Uebelstand fällt bei Kieselsäurebeize gänzlich fort, und außerdem widerstehen die mit letzterer fixirten Farben den Alkalien und Seifenlösungen besser als die mit den gewöhnlichen Beizen hergestellten. Neben den Färbungen der Kieselsäure mit substantiven Farbstoffen versuchte Reimann auch Färbungen mit adjektiven Farben vorzunehmen und fand, daß die Kieselsäure die verschiedenen Beizen — essigsaure Thonerde, essigsaures Eisenoxyd — ganz in derselben Weise aufnimmt wie die vegetabilische Faser; Schwarzfärbungen ꝛc. gelangen auf verschiedene Art. — Es wird von dieser Eigenschaft der Kieselsäure bereits im Großen bei der Anilinfärberei Anwendung gemacht und man erhält ausgezeichnete Resultate.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Geschichte.

J. von Döllinger und die liberale katholische Bewegung in Deutschland. I. Um eine großartige Ovation für das Papstthum in Scene zu setzen, wurde auf den 8. December vorigen Jahres ein Vatikanisches Koncil berufen. Die Jesuiten und Kurialisten hegten nicht den mindesten Zweifel darüber, daß sie ihre dahin zielenden Wünsche rasch und ohne Kampf — vielleicht durch Inscenesetzung einer Akklamation — realisirt sehen werden; wenn auch der anfängliche Verlauf der konciliarischen Verhandlungen noch wenig diesen Wünschen gerecht wurde. Die Grenzen jener Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit, welche in den letzten Jahrzehnten von Seite des Episkopats für den römischen Stuhl, namentlich in seinen Konflikten mit den weltlichen Staatsgewalten, gepflegt wurden, übersah man, oder verhehlte sie sich, und unterschätzte darum die lebendige Kraft des Oppositionsgeistes wider Veränderungen im hierarchischen Organismus — von solcher Tragweite, wie sie das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit involviren würde. Man unterschätzt aber nie ohne eignen Nachtheil den Gegner. Nicht lange waren die Oberhirten der katholischen Kirche in Rom versammelt, als sich schon dieser Satz bewahrheitete. Eine mächtige opponirende Minderheit von Koncilsvätern trat dem Uebermuthe der jesuitisch-kurialistisch organisirten Gruppe entgegen und ließ bis zur Evidenz erkennen, daß noch immer innerhalb der katholischen Kirche zwei große Gegensätze bestehen — auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft so gut wie im kirchlichen Lehrkörper überhaupt.

Diese — man darf heute schon sagen — unversöhnlichen Gegensätze gründen vor Allem in den Bestrebungen der römischen Kirche einerseits und in dem Widerstreben anderer Kirchen anderseits, den von Anfang an Rom zugestandenen Vorrang in eine imperiale Machtstellung zu verkehren, die Völker zum Glauben zu bringen, der Papst sei nicht nur oberster, sondern im Grunde einziger Gesetzgeber der ganzen Kirche, er trage alle Rechte in dem Schreine seiner Brust und aus diesem Schreine ziehe er von Zeit zu Zeit hervor, was er den Bedürfnissen der Welt und der Kirche angemessen erachtet; es stehe dem Papste im buchstäblichen Sinne das göttliche Regiment auf Erden zu.

Die treuesten Helfershelfer dieser kurialistischen Absichten waren und sind die Jesuiten, so lange ihr Orden besteht. Wer ihre Institutionen kennt, wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie schon um ihrer Natur und ihres Fortbestandes willen überhaupt nur in diesem Geiste arbeiten können. Die Gesellschaft Jesu wurzelt in den Ideen der mittelalterlichen Kirche, sie ist das möglich getreueste Abbild eines geistlichen Despotismus von oben nach unten und eines entsprechenden unbedingten Gehorsams von unten nach oben; innerhalb ihrer Sphäre ist um des Ganzen willen ad majorem Dei gloriam et incrementum Societatis der Person alle wahre Freiheit genommen und so recht charakteristisch durch die Ratio studiorum gefordert: „Alle sollen Dasselbe denken und sagen. Abweichende Meinungen sollen nicht zugelassen werden". Und wie der Orden im Geiste des Papismus athmet, so nährt er sich an der freudigen Unterwerfung der christkatholischen Welt nach Willen und Urtheil unter das römische Kirchenregiment, und fördert er diese Unterwerfung durch Ausbildung eines religiösen Fanatismus, der einer andern Weltanschauung gegenüber keine Duldung kennt. Aber das ganze Sein und Streben unserer Tage (in dem idealen Sinne erfaßt, welchem jeder unbefangen denkende Katholik seine Zustimmung ertheilen muß) ist dem Sein und Streben dieser Ordensmänner und ihrer Partei ein durchaus diametral entgegengesetztes. Darum geht denn auch wider die durch alle Verfassungen sich hindurch ziehen-

den Ideen und Principien, die sich als Freiheit des religiösen Bekenntnisses und Gottesdienstes, Freiheit der Meinungsäußerung, Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit wie der politischen Pflichten so der Rechte ꝛc. repräsentiren, das Sinnen dieser Miliz im Dienste des Papalsystems auf die Behauptung des Absolutismus in der Kirche und auf eine Steigerung desselben zu einem Staaten und Individuen, Leiber und Geister umspannenden. Die Jesuiten haben nicht vergessen, daß noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihr P. General vom Palazzo al Gesù zu Rom aus der katholischen Christenheit in weniger ostensibler Weise als ein Papst Innocenz III., aber sicherlich nicht mit minder großem Erfolge apodiktische Gesetze auf dem politischen, religiösen und pädagogischen Gebiete vorgeschrieben hat. Sich diese Stellung wieder zu erringen, kann natürlich nicht die letzte Aufgabe des Ordens sein. Zwar haben sich seit einem Jahrhundert Hindernisse auf Hindernisse gehäuft, so daß es eines vollständigen Umsturzes der mit dem Herzblut der Völker erkauften modernen Staatseinrichtungen bedarf, wenn die Jesuiten ihr Ziel erreichen sollen; aber was will das sagen! Die Geschichte hat bewiesen, daß, wenn das Incrementum Societatis als Ziel vorliegt, herzlose Berechnung kein unverwerfliches Mittel ist.

Als erfolgreiche Pionniere für diese Ordenstendenzen unter dem Schutz und Schirm der kurialistischen Weltbeherrschungsgelüste sind vor Allem die Konkordate dieses Jahrhunderts zu bezeichnen. Welche Stellung Staat und Kirche in diesen Staatsverträgen erhielten, in welchem Geiste sie verfaßt wurden, beweist wohl schon der eine Umstand zur Genüge, daß es manche der Monarchen für absolut nothwendig fanden, bei der Publikation gesetzeskräftige, aus dem Geist der Zeit und der staatlichen Souveränetät geschöpfte Erläuterungen anzufügen, so Napoleon I. die organischen Artikel, König Max I. von Bayern das Religionsedikt. Durch diese Konkordate machte — und das ist ein weiteres gewichtiges Moment — innerhalb der kirchlichen Hierarchie das Papalsystem enorme Fortschritte über die Episkopalrechte hinweg. Um kleinlicher von Rom erhandelter Vortheile willen gaben die Staatsgewalten den Episkopat mehr oder minder an Rom Preis. In die Freiheiten der apostolischen Kirche theilten sich die beiden Kontrahenten, bei welcher Theilung der römische Stuhl zweifelsohne immer den Löwenantheil davontrug. Die Regierungen ließen ohne Anstand die Umwandelung wahrer, vermöge göttlicher Institution selbständig waltender Bischöfe in Untergebene und Vikarien oder Officialen des Papstes, die sich einer ihnen auf Ruf und Widerruf geliehenen Gewalt bedienen, geschehen. Die Nuntiaturen wurden in den Ländern ständig und der Geist derselben alsbald in der episkopalen Sphäre bemerkbar. Auch die Erziehung des Klerus wurde wieder energischer, dem Geiste des Tridentiner Seminardekrets entsprechend, intendirt. Die im Collegium germanicum dem Geiste der Encykliken und des Syllabus gemäß wohlgeschulten „Arbeiter im Weinberge des Herrn" okkupirten nach und nach einflußreiche Stellen an den Bischofssitzen, beräucherten die episkopale Sphäre mit dem Geiste des sogenannten Ultramontanismus, wirkten dahin, daß so viel wie möglich die Priester in den Seminarien diesen Geist als den eigentlich katholischen einsaugten, daß so viel wie möglich in katholischen Casinos die geistig reaktionären Elemente gesammelt und organisirt wurden, daß so viel wie möglich durch Schrift und Wort (Presse, Kanzel ꝛc.) der humane Geist der Zeit, der Fortschritt auf dem Gebiete der Pädagogik, die Freiheit der Wissenschaft, die deutsche Theologie denuncirt, der Segen der abgeschlossenen klerikalen Erziehung, der jesuitischen Lehrmethode ꝛc. ins Ueberschwängliche gerühmt wurde.

Der erste direkte Schritt vorwärts zur gegenwärtigen Situation gelang der jesuitisch-papistischen Partei innerhalb der katholischen Kirche unter dem gegenwärtigen Pontifikate dadurch, daß es ihr gelang, den Stuhl Petri in die schon Innocenz III. beherrschende Idee, es sei „der Papst der Statthalter Gottes auf Erden, der mit einer der göttlichen Providenz analogen Wachsamkeit und Voraussicht über die Menschheit in ihren socialen und politischen wie in ihren religiösen Beziehungen als oberster Aufseher und Herrscher gesetzt sei und jeden Widerstand sofort brechen müsse" — wie in eine Weihrauchwolke einzuhüllen und die darauf sitzende Persönlichkeit in ahnende und hoffende Stimmung zu versetzen. Und diese Ahnung und Hoffnung mochte ihr nicht als „auf Sand gebaut" erscheinen; wenn sie sich die Situation der Bischöfe und Kleriker überhaupt und die Ausbreitung und die unermüdliche Rührigkeit des dienstbarsten aller Orden zur Verbreitung, Befestigung und Vermehrung des Papalsystems vergegenwärtigte, konnte sie doch nimmer im Zweifel sein, daß eine mächtige geistige und politische Strömung für die Glorificirung des Papstthums und wider die

modernen Staatsideen und wider die historisch-kritische Wissenschaft in der Welt rege sei.

Vor Allem lebte in Folge von organisirten Denunciationen unter den Händen der Jesuiten das veraltete Institut der Indexkongregation gegen Neuerer in der theologischen Wissenschaft wieder auf. Selbstverständlich traf Bann und Interdikt am meisten die katholisch-theologische Literatur Deutschlands, wo die kirchliche Theologie — nicht ohne Einfluß protestantischer Wissenschaft — in einem neuen Geiste und in einer erfreulichen Regsamkeit und Vielseitigkeit des Schaffens und Strebens aufblühte. Ueberdies organisirten die Jesuiten für ihre Ziele eine dienstbare Presse in der „Civiltà cattolica" zu Rom, in der „Unità cattolica" zu Turin, im „Univers" zu Paris, im „Katholiken" zu Mainz ꝛc., worin sie mit der ganzen Civilisation der Gegenwart auf allen ihren Gebieten einen erbitterten Krieg begannen und ihn gewöhnlich in roher und völlig unwissenschaftlicher Weise führten. Um Deutschland im Auge zu behalten — so bezeichnet der „Katholik" alle deutschen Universitäten mit all ihren Anstalten, Fakultäten, Professoren und Studenten als im großen Ganzen, wesentlich und specifisch unkatholisch und unchristlich; er bezeichnet die Durchführung des Tridentiner Seminardekrets als conditio sine qua non des Friedens zwischen Kirche und Staat; er sieht nur in der Rückkehr zur Scholastik das Heil der katholischen Wissenschaft und in der Anerkennung der Infallibilität des ex cathedra sprechenden Papstes das Heil der Kirche überhaupt. Aber nicht bloß zu sprechen, sondern auch zu handeln wußte diese rührige Partei; namentlich sollten die Universitäten nach ihrem Geiste möglichst moderirt oder beschädigt werden. So ermöglichte man das Letztere in Bezug auf die Universität Gießen dadurch, daß man (1851) das theologische Studium an das Mainzer Seminar zu verlegen vermochte, — und Männer von einer so hohen Wissenschaftlichkeit wie Schmid und Lutterbeck sahen sich ohne Weiteres ihrer theologischen Lehrwirksamkeit beraubt, die Theologen aber sich auf die ultramontan gefärbten Lehren eines Heinrich, Mouſang, Hasſner hingewiesen. Etwas später gelang es, die theologische Fakultät zu Würzburg im Sinne der Jesuiten zu reformiren. Es gelang, die Professoren Deppisch und Schwab zu entfernen und ihnen Männer wie Denzinger und Hergenröther folgen zu lassen. Hirscher wurde verketzert, Staudenmaier entging nur durch den Tod der persönlichen Verfolgung. Am 8. Januar 1857 censurirte die Indexkongregation die Philosophie Günthers, der nach langer Zeit unter dem österreichischen Klerus wieder ein wissenschaftliches Leben angefacht, ja auf denselben geradezu geistig regenerirend gewirkt hatte; und zum Ersatz hiefür begannen in Wien und Innsbruck Jesuiten scholastische Philosophie zu docciren. Mit der Censurirung der Güntherschen Lehre hängt auch die vom Fürstbischof von Breslau 1860 verfügte Inhibition der Vorlesungen des Dogmatik-Professors Baltzer zusammen. Der Lehrstuhl wurde sofort mit einem Jesuitenzögling besetzt. Die theologischen Fakultäten zu Tübingen und München blieben vor gleich ärgerlichen Angriffen nicht verschont. Auch auf das gläubige Volk selbst dehnten die Jesuiten wieder im umfangreichsten Maßstabe ihre Wirksamkeit aus; sie brachten nicht bloß mittelst häufigerer Missionen, sondern — und das ist namentlich zu beachten — durch Verbreitung von Volkskatechismen, welche specifisch jesuitisch redigirt worden waren, den Volksgeist vom Katholicismus in einen religiösen Papismus hinüber; sie wirkten endlich auch auf einen engeren Zusammenschluß der Katholischen gegenüber den Ketzern und Atheisten hin — in Gesellschaften, Schulen und selbst noch auf den Friedhöfen. Es entstanden die jährlich sich wiederholenden Katholikenversammlungen; es tauchten wieder religiöse Vereine in Menge auf. Und in diesen Bemühungen, den Katholicismus in den Jesuitismus zu verkehren, der Kirche sowohl nach innen als nach außen hin die ganze mittelalterliche Herrlichkeit ihrer hierarchischen „gottgegebenen" Verfassung zurückzuerkämpfen, standen dem Orden und der Kurie zu Rom die meisten Bischöfe mit einer fast an Schwärmerei grenzenden Ergebenheit und Begeisterung bei, — von dem Gefühl beseelt, es beruhe auf einem solch demüthigen und einmüthigen Anschlusse an Rom hauptsächlich ihre Macht und Größe. Den ersten entscheidenden Sieg errang das System in der geduldigen Hinnahme des Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariens; denn diese Dogmatisirung war doch nur die Usurpation eines bisher den ökumenischen Koncilien zukommenden Rechtes, die Inanspruchnahme der päpstlichen Unfehlbarkeit — vorläufig freilich nur versuchsweise.

Was unter diesen Verhältnissen vor Allem bedroht wurde und sich bedroht sehen mußte, das war die deutsche Wissenschaft und die deutsche Theologie insbesondere. Die Schmähungen auf die neue Lehrmethode und auf die geistigen Er-

rungenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts überhaupt, die Lobhudeleien vergangener durch und durch fauler Zustände, die Denunciationen und Proskriptionen deutscher Geistesprodukte ließen die Absicht nicht verkennen, forderten aber zugleich zu einem energischen Widerstande auf. Wenn die katholische Kirche und in ihr die Wissenschaft nicht ihren universellen Charakter verlieren und in die Uniform des jesuitisch-romanistischen Geistes erniedrigt werden sollte, war es geboten, daß die Männer deutschen Geistes sich zusammenschaarten. Es wurde immer mehr ein viel und tief empfundenes Bedürfniß, die katholischen Vertreter der Wissenschaft und der Literatur, geistlichen und weltlichen Standes, zu freier Besprechung und persönlichem Meinungsaustausche in periodischen Zusammenkünften zu vereinigen. Dabei versteht es sich wohl von selbst, daß es die katholischen Gelehrten Deutschlands ebenso sehr zu einem vereinten Kampfe wider die allem positiven Glauben und Wissen feindlichen Tendenzen in Literatur, Wissenschaft und Leben drängte, ja daß diese letztere Absicht bei einem allenfallsigen Vorgehen in den Vordergrund gestellt werden könnte. Stiftspropst von Döllinger, Abt Haneberg aus München und Professor Alzog aus Freiburg unternahmen es endlich, durch öffentliches Ausschreiben vom 4. und 12. August 1863 zu einer Versammlung katholischer Gelehrten in München auf den 28. September einzuladen.

Abgesehen von dem Zwecke, darüber Rath zu halten, wie der kirchenfeindlichen Richtung innerhalb des Gebietes der Wissenschaften am erfolgreichsten entgegengetreten werden könne, sollte in der Versammlung vor Allem eine großartige Verwahrung gegen jede Bevormundung der deutschen Wissenschaft von Seite der Romanisten intendirt werden. Diese Tendenz sprach schon das eben angezogene öffentliche Ausschreiben aus: „In einer Zeit — heißt es darin — welche sich in jeder Hinsicht als Uebergangsperiode zu erkennen gibt und überall neue Bahnen zu brechen genöthigt ist, sind kleinere und größere Differenzen in den einzelnen Resultaten der verschiedenen wissenschaftlichen Forschungen und selbst Mißverständnisse in den allgemeinsten Principien auch bei gleicher Absicht des wissenschaftlichen Strebens nicht ganz zu vermeiden. Derlei Mißverständnisse geben bei dem Ernste, mit welchem Jeder nach der einzig richtigen Wahrheit zu streben sich bewußt, oder diese Wahrheit bereits zu besitzen überzeugt ist, nur allzu leicht zu Parteiungen Veranlassung, welche über den Differenzen im Einzelnen die allgemeine Grundlage zu vergessen geneigt sind.... Geradezu verderblich müßte eine solche Polemik insbesondere dann wirken, wenn sie als ausschließliche Parteibestrebung aufträte, oder mit engherziger, argwöhnischer Censur die Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung und damit die unerläßliche Vorbedingung eines gedeihlichen Fortschrittes der katholischen Wissenschaft aufhöbe. Indessen ist die Gefahr eines Irrthums in einzelnen Fragen, weil leichter in ihrer Rückwirkung auf die Allgemeinheit zu beseitigen, auch weniger zu fürchten, als die Stagnation in Hinsicht auf das wissenschaftliche Leben".

Zu einem Meinungsaustausch aber war es eigentlich schon ein paar Jahre früher gekommen und die innere Dissonanz der deutschen und römischen Anschauungen über die Bedeutung des Papstthums in der katholischen Kirche evident zu Tage getreten. Der hervorragendste wohl unter den drei vorgenannten Gelehrten, J. von Döllinger, war es gewesen, der in jenen Tagen, als in Folge der von den Parteigängern des eben neu entstandenen Königreichs Italien herbeigeführten mißlichen Lage des Kirchenstaates ein Bangen für die katholische Kirche selbst die Frommgläubigen ergriff, mit der ganzen Kraft seines Ansehens und seines Wissens die Ewigkeit der Papstidee vertrat. Man sollte nun meinen, Döllinger hätte sich durch solch eine Ovation für die Papstidee den vollen Dank aller kirchlich Gesinnten erworben; dem aber war nicht so. Gerade von Rom und seinen Sendlingen aus wurde der deutsche Gelehrte entschieden angegriffen, nicht weil er für die Papstidee eintrat, sondern wie er dieselbe behandelte. Man hatte nämlich niemals und auch zu jener Zeit nicht, wo jeder Tag dem Papstthum den Verlust seiner weltlichen Herrschaft bringen konnte, von Seite der römischen Kurie Anstand genommen, den Kirchenstaat für wesentlich und unentbehrlich zum Bestand der Kirche zu erklären (Encyclica vom 18. und Allokution vom 20. Juni 1853); und zahlreiche gleichlautende bischöfliche Kundgebungen (vergl. Encyclica vom 19. Januar 1860) verbreiteten diese Behauptung durch die gesammte katholische Christenheit und beunruhigten in geradezu unverantwortlicher Weise die Herzen der Gläubigen. Damals nämlich war es mehr als wahrscheinlich, daß eine Unterbrechung des weltlichen Besitzstandes in Bälde eintreten werde, und in der That sehr zeitgemäß, daß ein Mann, wie Döllinger, auftrat und zum Schrecken Derer, welche aus der welt-

lichen Herrschaft des Papstes ihren Nutzen bezogen, Denjenigen Oberflächlichkeit in Bezug auf kirchenhistorisches Wissen vorwarf, welche das Schicksal der Kirche mit dem Schicksal des Kirchenstaates verquicken wollten. Er faßte den Begriff der Kirche höher; ihr Fortbestand erschien ihm als durch die politischen Konstellationen ungefährdet.

Am 5. und 9. April 1861 hielt er zwei öffentliche Vorträge, in denen er keinen Anstand nahm, dies offen auszusprechen. Beruhigen wollte er das Publikum, vorbereiten auf die kommenden Dinge, die bereits ihren Schatten in die Gegenwart hereinwarfen, und so dem Aergernisse, den Zweifeln und Anstößen wehren, welche unvermeidlich sich ergeben mußten, wenn der Kirchenstaat in andere Hände überging. Möge Niemand an der Kirche irre werden — tröstete der Gelehrte —, wenn die weltliche Fürstengewalt des Papstes, sei es zeitlich, sei es für immer verschwindet. Sie ist nicht Wesen, sondern Beigabe, nicht Zweck, sondern Mittel, sie hat erst spät begonnen, sie war früher etwas ganz Anderes, als sie heute ist. Die Heroen der kirchlichen Wissenschaft haben in der Verbindung der höchsten kirchlichen Gewalt und Würde mit einem weltlichen Königthume nicht etwa einen Vorzug oder eine Vollkommenheit gesehen, sondern nur etwas durch die Noth der Zeiten Gebotenes. Es gibt auch heutzutage — bemerkte der Redner weiter — zahlreiche, mitunter sogar theologisch gewichtige Stimmen, welche den Zeitpunkt der Trennung der beiden bisher verbundenen Gewalten gekommen wähnen, die Säkularisirung des ganzen Kirchenstaates für ein ebenso zeitgemäßes als unvermeidliches Ereigniß ausgeben. Schon seit hundert Jahren geht ein Zug der Säkularisation durch ganz Europa; und es ist dieser Widerwille gegen die Vermischung des Geistlichen und des Weltlichen oder gegen die Handhabung der politischen und polizeilichen Gewalt durch Geistliche nicht die Wirkung eines geschwächten religiösen Gefühles, sondern Folge einer veränderten Anschauung und Lage. Der Kirchenstaat selber wird dadurch zu einem Beleg für die Richtigkeit solchen Widerwillens, daß er nach seiner weltlich politischen Seite hin den traurigen Anblick der schwächsten, hülflosesten Regierung von ganz Europa biete, die nur auf die doppelte Krücke fremder Macht und ihrer Bajonnette gestützt sich zu behaupten vermöge.

Diese Worte waren wohl die erste Lanze, welche Döllinger wider den Ultramontanismus geschleudert hatte, denn bis dahin war von demselben Niemandem irgend eine äußere Veranlassung gegeben worden, ihn unter die bekannt freisinnigen Männer der Zeit zu rechnen; es erregte darum aber auch obiger Herzenserguß die ungetheilte Freude des aufgeklärten Theils der katholischen und nichtkatholischen Zeitgenossen nicht minder, als er auf Seite der jesuitisch-kurialistischen Partei einen Wehruf über solch eine Apostasie hervorrief. Döllinger hat zwar auf der Katholikenversammlung zu München selben Jahres eine die Klerikalen wieder sehr beruhigende Erklärung gegeben (daß der Papst in Vertheidigung seiner weltlichen Herrschaft für die gerechteste Sache kämpfe, daß diese auch die Sache aller legitimen Monarchen sei, und daß der Papst souverän sein und ein gewisses Gebiet behalten müsse); aber deshalb hat er kein Wort seiner Verträge vom 5. und 9. April zurückgenommen. Ist diese Gesinnungswandelung, wenn sie überhaupt eine solche je war, wirklich ein Vorwurf für den Kirchenhistoriker? oder vollzog sich dieselbe naturgemäß? Eine genügende Lösung dieser Doppelfrage dürfte nicht allzu schwer zu geben sein.

Die bisherige Richtung der theologisch-wissenschaftlichen Thätigkeit Döllingers war vor Allem auf Sicherstellung und Vertheidigung des Katholicismus gegen den Protestantismus gerichtet gewesen, wie dies selbst noch aus dem bald nach den genannten Vorträgen erschienenen Werke „Kirche und Kirchen" herausleuchtet. Darüber aber, daß er immer den Scharfblick auf die Kirchen richtete, hatte er vergessen, denselben kritischen Blick auch in das Innere der von ihm so sehr vertheidigten Kirche zu wenden. Er verdeckte sich gleichsam die Schäden seiner Kirche, um sich ja nicht in seiner kirchlichen Advokatie beengt zu fühlen. Er vernachlässigte geradezu das kritische Studium des Mittelalters, jener Zeit und jener Dokumente, welche in die katholische Kirche Canonen und Institutionen gebracht haben, die vor einer einigermaßen historisch-kritischen Untersuchung unmöglich hätten Bestand behalten können. Dabei aber war sein Geist immer noch deutsch genug durchgebildet, um ein etwas aufmerksamerer Beobachter der innerkirchlichen Vorgänge von jenem Momente an zu werden, in welchem er unmöglich mehr sich verbergen konnte, daß der Katholicismus mit Riesenschritten zum Jesuitismus auswächst, und daß der Ultramontanismus nicht mehr bloß ein Stück der katholischen Kirche ist, sondern die Kirche selbst werden soll.

Die Wiederkehr des Jesuitismus innerhalb

der Kirche begann seit der Verbannung Pius' IX. zu Gaeta (1849) in allen päpstlichen Encycliken und Allokutionen immer entschiedener hervorzuleuchten. Der Papst gerieth immer mehr in ein Schwärmen für die Stellung der Kirche zum Staate und zur Wissenschaft, wie sie im Mittelalter gang und gebe war, — in ein schroffes Sichabkehren von der Denk- und Handlungsweise, wie sie der moderne Geist der Kulturvölker mit kategorischem Imperativ festgestellt hat. Ein Denker, wie Döllinger, konnte sich unmöglich die damit zusammenhängende Schädigung der „katholischen" Kirche verhehlen, welche daraus hervorgehen mußte, daß die fanatische Encyclica Gregors XVI. „Mirari vos" vom 15. August 1832, — worin die Freiheit der Wissenschaft verworfen, die Gewissensfreiheit ein Wahnsinn genannt, die Preßfreiheit für schädlich und nicht genug verabscheuungswerth erklärt wird, — systematisch zur Richtschnur aller päpstlichen Kundgebungen an die Bischöfe und Gläubigen gemacht wurde, wie die Allokutionen vom 27. September 1852, vom 18. März 1861 ꝛc. evident beweisen. Wenn in diesen Ansprachen nicht bloß leere Worte stehen, wenn sie den Geist der päpstlichen Regierung selbst bekunden: mußte nicht ein Mann, wie Döllinger, bei seinem eminenten Wissen und seiner Kenntniß der politischen Zustände der Gegenwart, namentlich Deutschlands sich die Frage stellen, wo es hinführen müsse, wenn die Päpste als Päpste nicht nur gegen die Abschaffung des Zehents, sondern auch gegen die freie Religionsübung, gegen die Abschaffung des geistlichen Gerichtsstandes, gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit, gegen die moderne Civilisation überhaupt in der unversöhnlichsten Weise sich aussprechen? Schon die Allokution vom 10. Juni 1851 enthält den mehr als kühnen Ausspruch, daß Könige und Fürsten weder von der Jurisdiktion der Kirche ausgenommen seien, noch daß sie bei Entscheidung von Jurisdiktionsfragen höher als die Kirche stehen. Die römischen Päpste und die allgemeinen Koncilien hätten die Grenzen ihrer Gewalt nie überschritten, die Rechte der Fürsten nie usurpirt — also auch Bonifaz VIII. nie. Und wie erläuternd behauptet die Allokution vom 22. August desselben Jahres, im Konflikte der Gesetze beider Gewalten gehe nicht das weltliche Recht vor. Die Kirche habe die Macht, äußeren Zwang anzuwenden, sie habe auch eine direkte und indirekte zeitliche Gewalt; denn nicht bloß die Geister sind der Gewalt der Kirche unterworfen. Verglich endlich Döllinger den Geist des Jesuitenordens und die vor Augen liegenden verderblichen Wirkungen innerhalb der deutschen Kirche mit dem Geiste dieser Allokutionen, so konnte er sich doch nicht mehr die Herrschaft des Ordens über den Papst und die darin liegende Gefahr für die katholische Kirche verbergen; verhehlten doch selbst die historisch-politischen Blätter sich nicht, daß die ganze Stellung der Jesuiten zur europäischen Gegenwart in Hinsicht der Staatsordnung und der Zeitbedürfnisse eine durchaus falsche sei.

Ist es nach diesen Auseinandersetzungen ein Wunder, wenn solche unverhüllten Romanisirungsversuche an der katholischen Kirche den kritischen Geist Döllingers weckten und schärften und ihm offene Augen für die Bestrebungen Roms gaben? Ist es ein Wunder, wenn derselbe, nachdem einmal sein Argwohn in Bezug auf die Reinheit der Absichten Roms geweckt war, immer tiefer in den Schrein seines Wissens greifend, gleichsam wie ein vergleichender Anatom, ein Antagonist der jesuitisch-kurialistischen Partei wurde? Wie noch damals die Anschauungen Döllingers beschaffen waren, ersieht man leicht aus folgenden Bemerkungen, wenn man sie nur in die rechte Beziehung zu der vorhin schon besprochenen Tendenz der beiden Vorträge bringt. Einmal redet Döllinger in der entschiedensten Weise der bestehenden kirchlichen Organisation das Wort: „Unter allen Trümmern wird ein Institut aufrecht bleiben, aus allen Fluthen der Umwälzung wird es stets wieder unversehrt emportauchen, denn es ist unverwüstlich — der Stuhl Petri". Aber er betont wohl ebenso scharf den universellen Charakter der Kirche: „Unser Christenthum darf und soll keinen nationalen Beigeschmack haben, es soll kein specifisch deutsches, aber auch kein italienisches, kein französisches, englisches oder russisches Christenthum sein; es soll nicht gleich jenen künstlich gebrannten Getränken den Gaumen dieses oder jenes Volkes kitzeln; unsere Lehre und religiöse Uebung soll sein und ist reines, klares Wasser, farblos und geruchlos, das allgemeine gesunde Getränk für Jedermann, heute wie gestern, morgen wie vor tausend Jahren". Schwerer als der Ausspruch bezüglich des Kirchenstaates mußte für die Folge dieses Wort wiegen; denn es mußte jenen Mann, der ihm in allen kirchenpolitischen Verhältnissen treu bleiben wollte, konsequent und unaufhaltsam bis zu jenem Konflikte führen, in welchem sich heute die katholische Kirche befindet und an welchem Döllinger einen so großen und ebenso ruhmreichen Antheil haben sollte. Ob Döllinger diesen Konflikt da-

mals schon ahnte? Ich glaube es. Aber erwartet hatte er ihn jedenfalls in so kurzer Zeit nicht. Wie hätte er sonst damals noch sprechen können: „Ich bin überzeugt, daß kein Stoff, keine Disposition zu einer Spaltung gegenwärtig im ganzen Umfange der katholischen Kirche vorhanden ist. Nur eine ganz außerordentliche Verwicklung und ein Streit um Principien, um Ideen könnte wieder einmal eine solche herbeiführen".

Diese Ideen waren natürlich nicht im Sinne Roms, das jedenfalls damals schon die heute sich verwirklichen sollenden Pläne in unabänderliche Aussicht genommen hatte. Wenigstens gesteht späterhin die Schrift „Riflessioni d'un teologo sopra la risposta di Msgr. Dupanloup a Msgr. Arcivescovo di Malines, Torino 1870" dies zu. „Sollte denn der Bischof von Orleans" — heißt es darin — „nicht wissen, daß Pius IX. stets die Definition dieses Dogma's (der Unfehlbarkeit) und die Verdammung des Gallikanismus beabsichtigte? Alle Akte seines Pontifikats sind auf dieses Ziel gerichtet...." — Vorerst freilich wurde der deutsche Gelehrte nur in Bezug auf seine Erklärung des Verhältnisses von Kirche und Kirchenstaat angegriffen, — angegriffen in einer Weise, die ihn nur in der Richtung seiner kirchenhistorischen Studien mehr und mehr bestimmen konnte und ihn materiell und formell zu einem entscheidenden Schritt trieb. In ein und demselben Jahre (1863) erschienen seine „Papstfabeln des Mittelalters", und war er Miturheber der deutschen Gelehrtenversammlung. Wenn man bedenkt, daß es der von den Jesuiten bis in die neueste Zeit hereingetragene Scholasticismus gewesen, welchen er als seinen unermüdlichen Gegner überall finden mußte — nicht bloß in Bezug auf seine Endgedanken, sondern auch in Bezug auf die Art seiner (ja wir dürfen sagen: der eigentlich deutschen) historisch-kritischen Studien: so kann man in diesen Papstfabeln neben dem kirchenhistorischen Werthe den Controverscharakter nicht übersehen; — nicht übersehen in ihnen Döllingers erstes Manifest wider den neuesten Angriff der Römer auf den universellen Charakter der Kirche durch eine ungemessene Betonung der weltlichen Seite und eine ebenso ungemessene Beschränkung des kirchlichen Geistes; — nicht übersehen in ihnen den Spiegel von Roms Vergangenheit und von dem faulen Grunde für manches seiner so ungestüm festgehaltenen Vorrechte. Daß die „unfehlbar" sein wollenden Päpste für die Vergrößerung ihrer geistlichen und weltlichen Machtstellung mit Fabeln wie mit historischen Dokumenten manöverirten, — das jetzt vor aller Welt, und zwar durch die Feder eines anerkannten katholischen Kirchenhistorikers offen dargelegt zu sehen: mußte den gegenwärtigen Akteurs für eine erneute vollendete Glorificirung der Papstmacht sehr unangenehm sein. Dahin gehört beispielsweise die Geschichte der Fabel, welche „Die Schenkung Konstantins" betitelt ist. Wie bedeutungsvoll ist diese Fabel für den weltlichen Besitzstand der römischen Kirche und in Bezug auf das mittelalterliche Verhältniß der Kirche zum Staat, resp. zu den deutschen Kaisern geworden?

Was um die Mitte des 8. Jahrhunderts ein römischer Historienschreiber an Schenkungen Konstantins erfunden, welche in der ausgesprochenen Absicht geschehen sein sollten, um den Stuhl Petri über das Reich und dessen irdischen Sitz durch Verleihung kaiserlicher Gewalten und Ehren zu erheben, nahm Pseudo-Isidor in seine „Dekretalen"-Sammlung auf, diente in Rom seit Ende des 11. Jahrhunderts zur Grundlage hoher und stets wachsender Ansprüche, fand nach Gratian Eingang in allen Schulen des kanonischen Rechts; und gerade die Juristen wurden die wirksamsten Vertheidiger und Verbreiter der Fiktion, was nur die Zuversicht der Päpste steigern konnte. Welch eine weltgeschichtliche Bedeutung aber selbst eine Fabel erlangen kann, geht unwiderleglich aus Gregors IX. Worten an Kaiser Friedrich II. hervor: Konstantin habe mit den kaiserlichen Insignien Rom mit seinem Ducatus und das Imperium der Sorge der Päpste für immer überlassen. Darauf haben diese, ohne von der Substanz ihrer Jurisdiktion etwas zu vermindern, das Tribunal des Kaiserthums errichtet, es auf die Deutschen übertragen, und pflegen die Gewalt des Schwertes den Kaisern bei der Krönung zu bewilligen. — Der Geist dieser Fabel ist mit der mittelalterlichen Papstgewalt eng verbunden; aus dem Diktum einer Fabel schöpfte und forderte Rom weitere Rechte für sich, und für das annexionsgierige Rom wurde die einer induktiven Methode fernstehende Scholastik die treueste Gehülfin. „Wie absichtlich oder unabsichtlich — sagt Döllinger — alle diese Fabeln und Erdichtungen entstanden sein mögen, sie haben einen großen, zuweilen einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Anschauungsweise des Mittelalters, auf die damalige Geschichtschreibung und Poesie, auf Theologie und Rechtslehre geübt." Wenn Rom überhaupt fremden Rathschlägen zugängig wäre,

es hätte aus dem Buch der Papstfabeln sich manche weise Lehre im voraus wegnehmen können.

Die Versammlung katholischer Gelehrten Deutschlands, welche am 28. September bis 1. Oktober 1863 in München Statt fand und zu welcher von fünf Bischöfen und einem Erzbischofe Schreiben mit dem Ausdruck lebhaftester Theilnahme einliefen, gab Döllinger eine neue Gelegenheit, von seinem Unwillen über ein allzu dienstgefälliges Denunciiren und Censuriren deutscher Geistesprodukte Zeugniß abzulegen. Daß die katholische Wissenschaft in buntem, den Kontrast nicht verschmähendem Gewande erschienen war, davon zeugt schon eine kleine Auswahl von Namen ihrer Vertreter: Alzog, Deutinger, Döllinger, Friedrich, Haneberg, Hergenröther, Hettinger, Joh. Huber, Hülskamp, Jörg, Aloys Mayr aus Würzburg, Moufang, Oischinger, Phillips, Pichler, Reusch, Ringseis, Schulte, Werner ꝛc. Es ließ sich voraussehen, daß die Berathungen ohne Geisterkampf nicht zu Ende kommen werden. In der That rief schon Döllingers Vortrag „Ueber Vergangenheit und Gegenwart katholischer Theologen" im Verlauf des Beisammenseins eine Opposition und eine daran sich knüpfende längere Debatte hervor, an welcher sich außer Döllinger die Herren Moufang, Heinrich, Michelis, v. Schätzler, Hergenröther, Phillips, Hettinger, Schulte und Eberhard betheiligten. Den Freunden der Jesuiten und des Romanismus überhaupt mochte freilich Döllingers scharfe Kritik nicht behagen. Die Rede weist entschieden die von Seite der Romanisten so sehr gepflegte Tyrannei wider jede unliebsame Forschung zurück und bringt die romanistische und germanische Richtung in der Wissenschaft in eine für erstere keinesfalls ruhmreiche Gegenüberstellung. Er stellt der deutschen Theologie geradezu eine dem Romanismus unbekannte, für den Romanismus überhaupt nicht lösbare Aufgabe. Die deutsche Theologie, sagte er, hat den Beruf, die getrennten Konfessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen. Wenn ihr aber einmal dieser Zweck gesetzt sei, so könne sie unmöglich die scholastische Methode pflegen; denn gerade die abendländische Scholastik habe, in ihrem ungeschichtlichen Sinne und mit der ihr eigenen selbstgenügsamen Unkenntniß der ganzen anatolischen Tradition und Kirche, den verhängnißvollen Bruch mit dieser Kirche mächtig gefördert und die Heilung desselben erschwert. Die Kette der wissenschaftlichen Tradition, an welcher Jahrhunderte theologischer Thätigkeit sich gehalten und orientirt haben, sei gebrochen. Man sei in ein Stadium des Uebergangs (von der Separation zur Universalität der theologischen Wissenschaft) eingetreten. Das alte, von der Scholastik gezimmerte, baufällig gewordene Wohnhaus fordere inständig einen Neubau, denn mit Reparaturen an einem Hause, das in keinem seiner Theile mehr den Anforderungen der Lebenden genügen will, sei nichts gedient. „Was uns aber — meint Döllinger — vor Allem in der Glaubenslehre Noth thut, das ist, daß wir den dogmatischen Stoff mit echter, kritisch geläuterter Geschichte und philosophischer Spekulation verbinden und von beiden ihn durchdringen lassen, daß wir ferner einer synthetischen Konstruktionsweise uns bedienen, welche, besser als die ältere analytische, den ganzen Gehalt der geoffenbarten Lehre nach allen ihren Seiten zu ihrem Rechte kommen läßt und jedes in den Schriftaussprüchen enthaltene Moment heranzieht und gewissenhaft benützt. Der Anerkennung und folgerechten Durchführung des Gesetzes der historischen Entwicklung in der Lehre darf fortan kein wissenschaftlicher Theologe sich entschlagen. Im Allgemeinen ist es auch von der alten Scholastik erkannt, von dem heiligen Thomas ausgesprochen worden, aber die Anwendung des Princips im Einzelnen war damals bei dem Mangel historischer Forschung und richtiger Einsicht in die Dogmenbildung noch unmöglich. Jetzt ist sie möglich und zugleich unabweisbar.... Die rechte Theologie muß universell sein wie die Kirche, und gleich dieser die drei Zeiten, das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige umfassen. Sie sorgt für die Zukunft, indem sie die noch vorhandenen Lücken des Systems nicht etwa, wie es oft geschehen, verbirgt und künstlich zudeckt, sondern ihr Dasein konstatirt, und zugleich jeden voreiligen, eigenmächtigen Versuch zurückweist, Meinungen einer Schule mit der Autorität kirchlicher Doktrin zu bekleiden und als einen der allgemeinen Kirchenlehre gleichartigen und ebenbürtigen Stoff beim theologischen Bau zu verwenden. Damit schützt sie das Recht der Gegenwart, welcher Meinungen und Hypothesen nicht als Dogmen aufgedrungen werden sollen...." Döllinger dachte bei diesem Satze wohl zunächst an das unduldsame Gebahren der Romanisten, wenn bei Meinungsverschiedenheiten nicht die ihrige wie ein „Dogma" respektirt wurde; denn gleich fuhr er in seiner Rede fort: „Wenn gegenwärtig in Deutschland zwei theologische Richtungen bestehen, so ist dies an sich kein Uebel, vielmehr

in mancher Beziehung als Gewinn zu achten, vorausgesetzt nur, daß beide wahrhaft wissenschaftlich sind, und daß sie sich wechselseitig Freiheit der Bewegung gestatten. Der Wissenschaft ist diese Freiheit so unentbehrlich als dem Körper die Luft zum Athmen, und wenn es Theologen gibt, welche ihren Fachgenossen diese Lebensluft unter dem Vorwande der Gefahr für das Dogma entziehen wollen, so ist dies ein kurzsichtiges und selbstmörderisches Beginnen.... Similia similibus curantur. Gegen wissenschaftliche Fehler und Verirrungen dürfen nur gleichartige Mittel angewendet werden. Wer anders verfährt, schädigt die Theologie und die Kirche, welche nun einmal eine lebenskräftige und sich fortbildende Theologie nicht entbehren kann. Daß aber in dieser nur durch Irrthümer hindurch der Weg zur Wahrheit führe, ist ein Gesetz, welches in der Zukunft ebenso gelten wird, wie es in der Vergangenheit sich bewährt hat". — Daß diese Worte nicht auf theoretischer Betrachtung allein ruhten, sondern durch den Schmerz einer blutenden Wunde erpreßt wurden, beweisen die Abschiedsworte des Mannes an die Versammelten, in denen er wiederholt auf eben denselben Gedanken zurückkehrte: „Ein früher vorhandener Geist der Eintracht, der brüderlichen Gemeinsamkeit des Strebens lasse sich seit einigen Jahren vielfach vermissen und drohe nach manchen bedenklichen Anzeichen noch mehr zu entschwinden. Es sei auffallend, daß insbesondere wenn es sich um Aufstellung philosophischer Theorien, Erkenntnißprincipien und deren Gebrauch in theologischen Dingen handle, ein bitterer, friedhässiger Ton, ein pruritus des Denunciirens und Censurirens um sich greife, welcher den ruhigen, nur das Wohl der Kirche und der Wissenschaft berücksichtigenden Beobachter mit Trauer und Widerwillen erfüllen müsse.... Man möchte sich nicht trennen, ohne den ernsten Vorsatz gefaßt zu haben, daß man künftig in theologischen und philosophischen Fragen nur mit wissenschaftlichen Waffen kämpfen, alles Denunciiren und Verdächtigen als undeutsch und unkatholisch aus der Literatur verbannen und sich vielmehr jene würdevolle und echt evangelische Milde zum Muster nehmen wolle, mit welcher erleuchtete Lehrer der alten Kirche, z. B. ein Augustinus, die abweichende Ansicht eines Hieronymus bestritten haben". Wahrscheinlich dachte Döllinger damals noch nicht daran, daß er gar bald die ganze Kraft seines wissenschaftlichen Ansehens nicht mehr bloß gegen die Verketzerungssucht der Romanisten, sondern noch mehr gegen ein unersättliches Verlangen nach neuen Dogmen — in einem Umfange, der in der Kirchengeschichte ohne Beispiel ist — werde einsetzen müssen. Kein Vorgänger schwelgte je wie Pius IX. in dem Glauben, es könnten die Gebrechen der Zeit durch dogmatische Getränke geheilt werden.

Noch entschiedener als bei der Debatte bezüglich Döllingers eben berührten Vortrages, welche in der siebenten Sitzung durch eine Erklärung der Opponenten, „daß sie nicht im Entferntesten die Orthodoxie des Herrn Vorsitzenden durch ihre Erklärung hätten bezweifeln, sondern nur verhindern wollen, daß etwa die Rede desselben im Publikum als Programm der Versammlung angesehen werde, und etwa ihr Schweigen als Zustimmung zu allen in der Rede enthaltenen Behauptungen erachtet werden könne", — zum Abschluß gelangte, deckte unter den Versammelten die Meinungsverschiedenheit im Principe der Antrag Dr. Michelis' auf: „Die Versammlung möge es als ihre nächste Hauptaufgabe betrachten, eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Erklärung über die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft, speciell der deutschen Wissenschaft in der katholischen Kirche zu formuliren". In Folge desselben nämlich entspann sich eine lebhafte Debatte über das Verhältniß der Freiheit der Wissenschaft zur kirchlichen Lehrautorität. Schon die sich zum Zwecke der Vorberathung gebildete Sektion (Hettinger, Scheeben, Knoodt, Haffner, Schätzler, Mayr, Heinrich, Deutinger, Schneider, Bach, Strodl, Michelis, Reinkens) gelangte nur dadurch zu einem Endresultat, daß sie durch eine einseitige Betrachtung der Frage einem gründlichen Eingehen in die Sache auswich. Man wollte nur feststellen, was die katholische Kirche in ihrer Unfehlbarkeit und mit ihrem dogmatisch festgesetzten Inhalte von der Philosophie erwartet und nur erwarten kann, gerade als ob die Philosophie sowohl ihrem Wesen als ihrem Ziel nach nichts von der Kirche erwarten dürfte, als ob der Kirche, resp. den Vertretern ihres Lehramtes nur Rechte, der Philosophie nur Pflichten zustünden. Ueber die Schwierigkeit sollte Oberflächlichkeit hinweghelfen. Nicht ins Detail der Fragen, welche sich über diesen Gegenstand erheben lassen, sollte eingegangen werden. Nicht mehr und nicht weniger, als das, solle die Versammlung erklären, was auf dem Standpunkt des katholischen Glaubens unbestritten und noth-

wendig sich ergebe. Aus diesen gewiß unwissenschaftlichen Gesichtspunkten verständigte man sich endlich — freilich trotz alledem nicht ohne Widerspruch — zu folgenden Propositionen: „1) Der innige Anschluß an die geoffenbarte Wahrheit, welche in der katholischen Kirche gelehrt wird, ist eine wichtige und unerläßliche Bedingung für die fortschreitende Entwicklung einer wahren und umfassenden Spekulation überhaupt und für die Ueberwindung der gegenwärtig herrschenden Irrthümer insbesondere. 2) Für Jeden, der auf dem Standpunkte des katholischen Glaubens steht, ist es Gewissenspflicht, in allen seinen wissenschaftlichen Untersuchungen sich den dogmatischen Aussprüchen der unfehlbaren Autorität der Kirche zu unterwerfen. Diese Unterwerfung unter die Autorität steht mit der der Wissenschaft naturgemäßen und nothwendigen Freiheit in keinem Widerspruch". Bei Begründung dieser Sätze bemerkte unter Anderm Dr. Deutinger: „Der Philosoph ist nicht bloß dem Denk- und Naturgesetze, er ist auch jeder sittlichen Lebensgemeinschaft und vor Allem der höchsten, der Kirche, verantwortlich. Es ist eine moralische Verpflichtung für ihn, so lange er der Kirche angehört, die Dogmen derselben als maßgebend für seine Forschung anzuerkennen, und wo er es nicht mehr kann, auch die Gemeinschaft zu kündigen, vor Allem aber in der Ausbreitung seiner Ueberzeugung dem Urtheile der Kirche sich zu unterwerfen.... Die Freiheit der Wissenschaft scheint allerdings beschränkt, wenn nicht Jeder seine Ueberzeugung unbeschränkt aussprechen darf. Das Aussprechen einer Ueberzeugung ist aber offenbar nicht mit der wissenschaftlichen Ueberzeugung selbst identisch. *Wenn das Eine beschränkt wird durch ein auktoritatives Urtheil über die Opportunität der Veröffentlichung, so wird damit die wissenschaftliche Forschung als solche nicht beschränkt*". — Dieser für einen Philosophen jedenfalls auffälligen Deduktion setzte Professor Dr. Mayr aus Würzburg mit voller innerlichen Berechtigung als Minoritätsgutachten entgegen: „1) Die Wissenschaft ist *selbständig* innerhalb der Grenzen ihres Gebietes, nur sich verantwortlich, und sie hat die Mittel in sich, ihre Irrthümer zu eliminiren. Diese Selbständigkeit bezieht sich auf alle theoretischen Fragen. 2) Wenn zu praktischen Zwecken mit Tendenz gegen die Kirche, als auch gegen die Bestimmung der Menschheit, wissenschaftliche Sätze mißbraucht werden, dann ist es Recht und Pflicht, daß praktische Abwehr erfolge". Und Professor Huber, der sich selber als den Mann der Linken in der Versammlung bezeichnete, hinter dem jedoch noch viele Gleichgesinnte stünden, fordert direkt die Versammelten auf, die Freiheit der Wissenschaft gegenüber der Autorität zu konstatiren. Mit Propositionen, wie sie vorlägen, sei nichts gethan.

Viele Gelehrte waren nicht erschienen, weil sie bei dieser Gelegenheit Erklärungen gegen die neuerdings in der katholischen Kirche mächtig werdende scholastische Richtung befürchtet hatten. Doch sie hätten alle kommen können. Denn wenn auch bei diesem Thema die verschiedenen theologischen Parteien der Münchener, Mainzer, Tübinger und Neutralen wieder, wie schon nach der Rede Döllingers, heftig auf einander stießen, so vereinigte man sich ja doch schließlich — selbst ein Deutinger und Moufang, Döllinger und Hergenröther. Mit Ausnahme von drei dissentirenden Stimmen (Prof. Huber, Prof. Mayr, Dr. Friedrich) wurden die vorstehenden Thesen der Sektion von der Versammlung zum Beschluß erhoben. Und selbst von diesen Dreien erklärten am folgenden Tage die letzten beiden sich im Princip mit den Thesen einverstanden und nur in Bezug auf die Opportunität differirend, so daß schließlich in dieser Versammlung die Freiheit der Wissenschaft sich nur mehr durch Prof. Joh. Huber vertreten sah. Und doch waren die Versammelten lauter „gelehrte" Männer! Auch Döllinger, der in seinem Vortrage so sehr die unbelästigte Forschung auf dem Gebiete der historischen Kritik forderte, war es nicht möglich, der Philosophie, auf welche sich ja doch vor Allem die Thesen beziehen, in gleichem Maße gerecht zu werden. Jedenfalls hat derselbe seitdem bei seinen philosophischen Reflexionen über das Thema „Wie man Dogmen verfertigt" die weittragende Erfahrung machen können, daß der Philosophie neben der Aufgabe, den dogmatischen Stoff zu verklären, jene viel höhere, das Menschengeschlecht erziehende Aufgabe zukommt, der Wissenschaft überhaupt und der historischen Kritik insbesondere eine freie Bahn zu brechen. War das Resultat dieser Debatten demnach auch wenig ruhmreich für eine Versammlung von „Gelehrten", eine gute Folge derselben in Verbindung mit einem gleichfalls vielbesprochenen Antrag, „Die Gründung eines Centralorgans für katholische Wissenschaft betreffend", ist trotz alledem zu verzeichnen; seit Neujahr 1865 nämlich erscheint das Bonner „Theologische Literaturblatt" in Verbindung mit der theologischen Fakultät zu Bonn und unter Mitwirkung vieler Gelehr-

ten, herausgegeben von Prof. Dr. Reusch. Dasselbe nahm seither mit anerkennenswerther Festigkeit wider romanistischen Dogmaticismus und unduldsame Indexkongregation die Freiheit theologischer Untersuchungen in Schutz.

Von dem im Vatikan schon damals herrschend gewordenen Geiste gibt wohl nichts unverfälschtere Aufschlüsse, als die Aufnahme, welche daselbst diese Verhandlungen deutscher Gelehrten gefunden. Die Versammlung tagte offenbar unter dem Eindrucke der Professio fidei Tridentina, sie dokumentirte dies sogar in einer Ergebenheitsadresse an Pius IX., in dem Beschluß von der Unterordnung der Wissenschaft unter die kirchliche Autorität und in dem energischen Protest gegen den Inhalt und die wissenschaftliche Form von Renans „Leben Jesu". Und was that Rom? Zwar erfolgte auf ein Telegramm Döllingers und Hanebergs vom 3. Oktober „Die große Frage über das Verhältniß der Philosophie zur kirchlichen Autorität sei im Sinne einer vollkommenen Unterwerfung unter die Autorität gelöst worden" — die Antwort: „Der heilige Vater sendet Ihnen Allen seinen Segen und ermuntert sie zur Fortsetzung ihres Werkes"; aber diese günstige Stimmung dauerte nicht lange an. Zeugniß hiervon legt schon ein unterm 21. December vom Papst an den Erzbischof von München gerichtetes Schreiben über die angezogene Versammlung ab. Es ist dies Schreiben eine „autorisirte" treffliche Illustration darüber, wie die Autorität sich die Unterordnung der Wissenschaft denkt. Der Papst nämlich drückt darin sein heftiges Befremden aus, daß zu der fraglichen Gelehrtenversammlung nur von Privatpersonen die Einladung ergangen und verbreitet worden sei — ohne Impuls und Autorität der kirchlichen Gewalt. Auch habe er schwere Besorgniß wegen der katholischen Lehre gehabt, denn gerade in Deutschland gebe es viele Schriftsteller, die sich bei Erklärung von kirchlichen Lehrsätzen mehr auf die eigne Wissenschaft stützten, als sie die Dekrete des heiligen Stuhles und der päpstlichen Kongregationen zum Richtmaß nähmen; gerade in Deutschland sei die alte Schule angefeindet. Doch habe der Bericht über die Verhandlungen der Versammlung Erwünschtes gebracht, da alle Theilnehmer derselben die Kirche als höchste Autorität anerkannt hätten, wenn das auch noch nicht genüge. (Was dem Papste genügen würde, wäre wohl nur eine unbedingte Obedienz im Geiste des Collegium Romanum oder Germanicum.) Schließlich wird der Erzbischof heftig ermahnt (vehementer excitamus), daß er mit den übrigen Bischöfen streng in Deutschland wache und allen einschärfe, sich profaner Neuerungen zu enthalten. Und so folgte der ersten Versammlung deutscher katholischen Gelehrten keine zweite mehr, denn damals beugte sich noch ohne alle kritisirenden Gedanken Hoch und Niedrig vor dem Spruche: „Roma locuta est, causa finita!" Erklärte doch beispielsweise noch 1865 bei Gelegenheit der Verurtheilung des Pichlerschen Werkes „Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident ꝛc." durch die Indexkongregation der Erzbischof von München-Freising dem auf Bezeichnung seiner Irrthümer dringenden Autor, er habe in einer solchen Verurtheilung den „Ausspruch der höchsten kirchlichen Autorität" zu respektiren.

Seit Pius' IX. Rückkehr von Gaeta war nämlich im Vatikan solch eine romanisch-mittelalterliche Richtung für Ausbreitung und Neubelebung des Katholicismus und Koncentration der Kirchenregierung maßgebend geworden, solch eine Reaktion auf philosophischem Gebiete unter der scholastischen Devise „philosophiam esse theologiae ancillam" eingetreten und solch eine — selbst den historisch-politischen Blättern unbehagliche Rigorosität von Seiten der Indexkongregation namentlich wider deutsche Geistesprodukte und mit besonderer Rücksichtnahme auf die Schriftsteller der Universität München (Frohschammer, Huber, Oischinger, Pichler, Baader, Lassaulx; Günther ꝛc.) ausgeübt worden, — daß Rom in dem heiligen Ernste, mit welchem die deutschen Gelehrten die katholische Sache erfaßten, unmöglich eine Bundesgenossin seiner reaktionären Bestrebungen sehen konnte. Dies wieder jesuitisch gewordene Rom konnte sich unmöglich verbergen, daß für die Ausbreitung seiner mittelalterlichen Tendenzen deutsche Gelehrsamkeit, selbst ohne und noch vielmehr mit korporativem Bewußtsein, nur ein Hemmschuh sein mußte, daß seinen Zielen Hirtenbriefe förderlicher waren, wie einen der Erzbischof von Trient zur Jubelfeier des 1563 beendigten Tridentiner Koncils erließ, und in welchem unter Anderm der Protestantismus eine Synagoge des Satans, ein Belialdienst und Luther ein Empörer gegen die Kirche Jesu Christi aus unmoralischen Gründen genannt wurde, um den sich bald die verworfensten Menschen von ganz Europa schaarten. Man hielt es sogar in Rom für geboten, mit echt mittelalterlichen Vorsichtsmaßregeln wider den Geist der Zeit ankämpfen zu sollen. Der Präfekt der Indexkongregation, Kardinal Altieri, richtete im päpstlichen Auftrage an alle Bischöfe

des Erdkreises ein Rundschreiben, worin er sie ermächtigt und auffordert, kraft eines Mandates Leo's X. vom 26. März 1525 alle verderblichen Bücher, welche in ihren Sprengeln erscheinen oder verbreitet werden, zu proskribiren und zu unterdrücken — Rüstzeug aus Bogen und Pfeilen bestehend im Zeitalter der ausgebildetsten Feuerwaffen!

Noch mehr aber, als Alles dies, bewies die am 8. December 1864 an alle Bischöfe der Kirche erlassene Encyclica, daß Pius IX. viel zu sehr von den mittelalterlichen Ideen des Papstthums erfüllt und durchdrungen ist, als daß er das rechte Verständniß für die Bedürfnisse der Jetztzeit haben und auf irgend eine Transaktion mit dem neuen Staatsrecht und den neuen kirchlichen Bestrebungen freiwillig eingehen kann. Er zeigt sich als ebenso schroff und feindselig dem modernen Staatsleben überhaupt wie der Revolution und dem wirklichen Unglauben. Pius IX. erhebt sich in diesem Rundschreiben, welches nicht bloß eine approbirte Rekapitulation aller seiner früheren Allokutionen seit 1846 ist, welches zu gleicher Zeit auch als eine aus unfehlbarer Feder geflossene Sanktion der jesuitischen Umtriebe in aller Herren Ländern betrachtet werden muß, zunächst gegen jene Irrthümer, welche darauf ausgehen, die Einwirkung der Kirche auf die Individuen und die Nationen zu beschränken und den nothwendigen Einklang zwischen der religiösen und weltlichen Macht zu stören. Dieser Einklang gipfelt sich natürlich darin, daß nichts den Fürsten und Königen zu größerem Nutzen und Ruhme gereichen könne, als wenn sie die katholische Kirche von ihren Gesetzen Gebrauch machen lassen und Niemandem erlauben, ihrer Freiheit entgegenzutreten; daß sie selber auch, wenn es sich um die Sache Gottes handele, nach seiner Anordnung sich bemühen, den königlichen Willen den Priestern Christi unterzuordnen, nicht vorzuziehen. In den Augen der Kirche könne überhaupt nur derjenige Staat volle Gnade finden, in welchem unter Ausschluß aller andern Kulte die katholische Kirche Staatsreligion sei und ihr das Recht eingeräumt werde, gegen die Verletzer ihrer Gesetze mit zeitlichen Strafen einzuschreiten, in welchem die Immunität der Kirche und der kirchlichen Personen anerkannt, das Placetum regium aber verworfen sei, in welchem ihr namentlich die oberste Leitung der öffentlichen Schulen, in denen die Jugend eines christlichen Staates erzogen wird, zukomme ꝛc.; denn die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen müsse als verabscheuungswürdiger, verderblicher Irrthum bezeichnet werden. Trennung von Staat und Kirche — konfessionsloser Staat und die nothwendigen Folgen desselben, Freiheit der Gewissen und der Kulte, seien unzweifelhaft gottlose Lehren. Alle Ansichten, Lehrsätze, Behauptungen, die in neuerer Zeit von katholischen Philosophen, Theologen, Rechtslehrern, Staatsmännern ausgesprochen worden sind, um der Philosophie und Theologie eine gewisse Unabhängigkeit von der in Rom jetzt herrschenden Scholastik zu wahren und dem Staate die ihm gebührenden Rechte in Sachen der verschiedenen Konfessionen, der Schule und Kindererziehung, der Eheschließung ꝛc. zu sichern, werden hier als verderbliche Irrthümer dokumentirt, als z. B. wenn Einige sagen: „Die Dekrete des heiligen Stuhls und der römischen Kongregationen hemmen den freien Fortschritt der Wissenschaft" — „Die Methode und die Principien, mittelst deren die alten scholastischen Gelehrten die Theologie kultivirt haben, passen nicht mehr zu den Anforderungen unserer Zeit, noch zu dem Fortschritt der Wissenschaft". In Rom erkennt man überhaupt nur jene Zeiten als zu Recht bestehend an, in welchen noch diese Stufenleiter galt: Die Völker in den Händen der Fürsten, die Fürsten unter der Autorität des Papstes. Niemand wird es endlich Wunder nehmen, wenn der Schlußartikel des Syllabus, einer Beilage der Encyclica, — in welchem die in letzterer ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze in bestimmt formulirte Sätze auseinandergelegt sind, — wörtlich nach der von P. Schrader gegebenen Umstellung, also in positiver Fassung, lautet: „Der römische Papst kann und darf sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation nicht versöhnen und vergleichen".

Es kann doch wohl kein Zweifel mehr darüber sein, daß die Lehren, welche die Jesuiten in ihrer „Civiltà cattolica" unter den Katholiken zu verbreiten suchen, und die Lehren, welchen Pius IX. in und nach seiner Encyclica vom 8. December 1864 huldigt, wie ein Ei dem andern gleichen. Die Lehren selbst aber sind hinter der gesammten modernen Weltanschauung weit zurückgeblieben, sie mußten deshalb auch von Anfang an diejenigen unter den Katholiken, welche neben der Treue für ihre Kirche auch noch ein Verständniß der gegenwärtigen und vergangenen Zeit sich bewahrt hatten, tief betrüben; denn es gehörte die ganze Blindheit eines überhitzten Fanatismus dazu, um die ungeheure Gefahr zu übersehen, die damit für die Autorität der katho-

lischen Kirche entstehen mußte. Es begannen denn auch alsbald alle unabhängigen, freisinnigen Journale in ihren Recensionen der Encyclica und des Syllabus auf die tiefe Kluft zwischen dem modernen und ultramontanen Geiste aufmerksam zu machen; sogar die ruhigen unter den katholischen Blättern zeigten oder ließen zum wenigsten ihren Unwillen über eine solch plumpe Kampfweise wider die bestehenden religiösen, sittlichen und socialen Ideen durchblicken. Uebrigens war im Großen und Ganzen die Encyclica, so weit man von ihrer Wirkung redet, ein Schlag ins Leere. Gelegentlich verbot eine Regierung die bischöfliche Proklamation derselben an die Diöcesanen, gelegentlich schrieben ein paar Gelehrte Gegenbroschüren; im Allgemeinen aber rief sie nur spöttisches Lächeln hervor, denn der Vertreter des Indifferentismus und der Verächter der Bedeutung römischer Anathemen für die Gegenwart waren zu viele.

Wahrscheinlich lag gerade in dieser kalten Aufnahme der Encyclica für Rom ein Reiz zu neuen Schritten. Rom, das die wachsende Macht des Ultramontanismus besser überschaute als seine sorglosen Gegner, wollte und durfte eine solche Sorglosigkeit nicht unausgenützt vorübergehen lassen. Dazu benutzte man auch die Feier des Centenariums Petri im Juni 1867. Einmal nahm man neben andern einen Mann, dessen einzige Empfehlung in seiner heftigsten Verfolgungssucht aller Ketzer (acerrimus persecutor haeresum) bestand, nämlich den spanischen Inquisitor Peter Arbues unter die Heiligen der Kirche auf — wie zum bittersten Spott auf die moderne Civilisation und Toleranz; sodann ließ man sich von den zur Feier eingetroffenen Bischöfen die devoteste Obedienz der katholischen Welt dokumentiren. In einer Adresse an den Papst erklären die Bischöfe: sie stimmen Allem zu, was der Papst gethan, was er gesagt habe; sie verurtheilen Alles, was er verurtheilt habe (also auch alle Sätze des Syllabus). Sie rühmen die Festigkeit, mit welcher er die Rechte des heiligen Stuhles vertheidigt, die Irrthümer bekämpft, den Mächtigen die Wahrheit ins Gesicht sagt. Und da der Papst die Berufung eines ökumenischen Koncils in nahe Aussicht gestellt, konstatiren sie ihre Freude hierüber und ihren Glauben an das Koncil, das sie ein großes Werk der Einheit, der Heiligung und des Friedens nennen, welches der Kirche einen neuen Glanz verleihen werde. Daß das Koncil nur zu dem einen Zwecke sollte eingerufen werden, um die Dogmatisirung der Unfehlbarkeitslehre zur Heilung der verwundeten Christenheit bewerkstelligen zu können, das verschwiegen weislich Papst und Kurie; nur die Jesuiten der „Civiltà cattolica" streckten alsbald in Bezug auf diese verschwiegenen Wünsche ihre verschämten Fühler aus, indem sie Geistliche wie Laien aufforderten, auf dem Altar St. Peters das Gelübde abzulegen, an die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben und dafür sogar mit dem Leben einzustehen.

Die Bulle „Aeterni Patris Unigenitus Filius", welche die katholischen Kirchenfürsten zu einem ökumenischen Koncil auf den 8. December 1869 nach Rom berief, war am Peter- und Paultag des Jahres 1868 unter besondern Feierlichkeiten veröffentlicht worden und darin als Tendenz des Koncils eine allgemeine religiöse Anregung und ein sittlich religiöser Kampf gegen den Unglauben und gegen das Idol eines omnipotenten Staates bezeichnet. „Dieses ökumenische Koncil — so besagt das Aktenstück — hat mit der größten Sorgfalt zu untersuchen und zu bestimmen, was in diesen schweren und harten Zeiten zur größeren Ehre Gottes, zur Erhaltung des Glaubens, zur Schönheit des Gottesdienstes, zum ewigen Heile der Menschen, zur Disciplin des regulären und weltlichen Klerus, zu dessen heilsamer und gründlicher Belehrung, zur Beobachtung der kirchlichen Gesetze, zur Verbesserung der Sitten, zur christlichen Erziehung der Jugend, für den gemeinsamen Frieden und die allgemeine Eintracht am zweckmäßigsten geschehe. Wir müssen auch nach Kräften unter dem Beistande Gottes darnach streben, alles Unheil von der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft fern zu halten, die unglücklichen Verirrten auf den rechten Pfad der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Heils zurückzuführen, dem Laster Einhalt zu thun und den Irrthum zurückzuweisen, auf daß unsere erhabene Religion und ihre heilsame Lehre in der ganzen Welt neue Kraft erlange, daß sie sich jeden Tag mehr verbreite und ihre Herrschaft wieder erlange, und daß auf diese Weise die Frömmigkeit, die Rechtschaffenheit, die Gerechtigkeit, die Liebe und alle christlichen Tugenden zum größten Segen der Menschheit zur Kraft und Blüthe kommen mögen...." Die Vertrauensmänner, welchen die konciliarischen Vorarbeiten übertragen wurden, wurden dem Jesuitenorden oder doch Kreisen entnommen, die in geistiger Blutsverwandtschaft zur Gesellschaft Jesu standen. Der Papst berief unter Andern Schrader, Schwetz, Danko aus Wien, Hergenröther, Hettinger aus Würzburg, Moufang aus Mainz, Molitor aus Speier, freilich auch — zu

Nebenarbeiten und nur um den Schein der Univerſalität zu wahren — einen Hefele und Haneberg. Es widmeten Manning, Reiſach, Bilio, Panebianco, Barnabó, Patrizi, der Jeſuit Perrone, der Dominikaner Spada, Cardoni, Bartolini, Biondi, Talbot ꝛc. dem vielverſprechenden Werke ihre Thätigkeit. An das päpſtliche Sendſchreiben knüpften die Ultramontanen aller Orten ganz überſchwängliche Erwartungen. Sie knüpften an daſſelbe die Erwartung eines allgemeinen Verſöhnungsfeſtes, den Eintritt des goldenen Zeitalters für die Kirche. Im Geiſte ſahen ſie ſchon die Geladenen herbeieilen, berathen, mit voller Unanimität beſchließen und ein Geſetzbuch ſchaffen, durch welches der wunden Welt einzig die Heilung beigebracht werde*).

Dr. E. Zirngiebl.

Abrechnung mit Frankreich. II. V. Lothringen. Das deutſche Volk hat das Glück oder Unglück, rings um ſich her Vor- und Mittellande zu haben, in welchen die deutſche Art und Sprache in fremde Art und Sprache übergeht. Dieſe Uebergangsländer gehören politiſch bald zu einem deutſchen, bald zu einem Nachbarſtaat. Es ſind dies Schleswig, Weſt- und Oſtpreußen, ruſſiſche Oſtſeeprovinzen, Poſen, Oberſchleſien, Böhmen und Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, Kroatien, Kärnthen, Krain und Iſtrien, Südtyrol, italieniſche und franzöſiſche Schweiz, Elſaß, Lothringen, Luxemburg, Belgien. Dadurch iſt das Centralvolk Europa's nicht bloß mit den drei Hauptraſſen des Welttheils, ſondern faſt mit all ihren Völkern unmittelbar verwachſen. Was in Deutſchland vor ſich geht, pflanzt ſich durch dieſe ſeine Vorlande ſofort nach ganz Europa hinüber: umgekehrt bleibt Deutſchland ſelten von einer großen Bewegung verſchont, es ſei denn, ſie äußere ſich bei den Spaniern oder Norwegern oder Türken.

Dieſe Stellung iſt gut, wenn Deutſchland ſtark und mächtig iſt. Sobald dies nicht der Fall, mit andern Worten, ſobald Deutſchland uneinig iſt, entwickeln ſich aus jenen Um- und Vorlanden allerlei Nachtheile und Gefahren. Wir haben jetzt ein ſprechendes Beiſpiel in unſerm Südoſten.

Die Wuth aber, welche öſterreichiſche Völker gegen ihre deutſchen Schul- und Zuchtmeiſter beſeelt, — der tückiſche Grimm, welchen die Nationalruſſen an den Oſtſeedeutſchen auslaſſen, — das Vorrücken der Wälſchen in ein paar Dörfer Südtyrols, — ſelbſt der Sprachdruck im Elſaß und in Belgien ruft bei uns Widerſtand oder wenigſtens Spannung und Mitgefühl hervor. Nur unſere lothringer Landsleute ſind von uns verlaſſen und vergeſſen, ſie ſind wie Völkerdünger dem Wälſchen hingeworfen. Kein Menſch kümmert ſich darum.

Und doch gab es 350,000 deutſcher Landsleute noch vor ein paar Menſchenaltern in Lothringen, und nachdem die Franzoſen ſchon ſo viel zu ihres eigenen Volks Verſtärkung davon abgearbeitet haben, ſind noch immer 300,000 deutſche Lothringer übrig, dicht an der preußiſchen und bayeriſchen Grenze, welche wie preisgegeben ſind und hinausgeſtoßen unter die Wälſchen, gerade als wären ſie ganz niedriges und verkommenes Volk, welches nicht werth ſei, daß man noch daran denke. Nur die Geographen verzeichnen in ihren Werken den ehemaligen Beſtand unſeres Sprachgebiets in Lothringen.

Was iſt der Grund dieſer auffallenden Gleichgültigkeit? Es begegnete dem Verfaſſer dieſer Blätter, daß ihn ein Mann, welchem er ſeit Humboldts und Buckle's Tode keinen vielkundigen Gelehrten zur Seite zu ſtellen wußte, einmal fragte: wie weit denn eigentlich das deutſche Gebiet in Lothringen gehe? Ob die Ruſſinen ein ächt eigenes Volksthum haben, und woher die Albaneſen ſtammen, wird bei uns unterſucht: der Deutſchlothringer erinnert man ſich nicht. Es ſcheint beinahe, man habe alle Hoffnung aufgegeben, daß wir in ihrem Lande jemals nur das Geringſte wieder zu ſagen hätten.

Die Europa erſchütternde Gewalt der deutſchen Waffen hat in dieſen Tagen eine andere Lehre aufgeſtellt. Ihre großen Siege nöthigen uns, daß wir nach unſern alten Landsleuten in Lothringen wieder umſehen und fragen, warum denn dieſes Land über tauſend Jahre zu Deutſchland gehörte, und ob es aus guten Gründen ſeit einem und ein viertel Jahrhundert zu Frankreich gehören muß?

Ein Blick auf die Karte verneint klar und entſchieden die letzte Frage, denn

1) alle lothringiſchen Flüſſe laufen nach Norden, und zwar aus Frankreich hinaus nach Deutſchland hin. Man ſoll ſich aber wohl hüten, die oberen Flußläufe in Händen eines fremden Volks zu laſſen. Denn wie das Waſſer

*) Vorliegender Aufſatz iſt im Lauf des Juni geſchrieben worden. Obgleich nun die Entſcheidung inzwiſchen gefallen, dürfte eine hiſtoriſche Darſtellung der oppoſitionellen Bewegung, die auch in Zukunft wohl noch berufen iſt, eine Rolle zu ſpielen, Anſpruch auf Intereſſe haben.

abwärts läuft, ziehen seine Gedanken mit ihm und trachten immer, das weiter unten liegende Land auch zu erobern.

2) Das lothringer Land paßt nicht zu dem Gebiet und Beruf, welche die Natur den Franzosen angewiesen. Frankreich hat seine Stellung zwischen Ocean und Mittelmeer. Dorthin öffnet sich sein fünfgliedriges Flußsystem des Adour, der Garonne, Loire, Seine und Somme; hierhin öffnet sich das Rhonethal. Beide Theile ergänzen sich und schließen sich ab. Das Gebiet aber, welches Frankreich von Deutschland abgerissen, hat mit jenen beiden nichts zu thun, und sein Besitz dient nur dazu, die Franzosen immer mehr in Eroberungsgedanken nach Deutschland hineinzuziehen. Es ist doch gewiß eine Mahnung der Natur, daß im selben Grade, als die Franzosen ihr Streben nach Deutschland hin richteten, sie ihre überseeischen Besitzungen verloren.

3) Die Naturgrenze, welche Lothringen von Deutschland scheidet, ist in dem lang sich hinziehenden rauhen und unwegsamen Waldgebirg der Argonnen auf das Deutlichste gezogen. Alle Gewässer jenseits fließen Frankreich zu, die Seine, Aube, Marne, Aisne, Aire, Oise. Alles, was diesseits entspringt, geht zur Maas, Mosel und Saar.

Dieser Natur und Lage des Landes entspricht seine Volksart. Die Westhälfte war vom Anfang an überwiegend wälsch. Vom Osten her aber wogte, weil keine Naturgrenze hinderte, deutsches Volk herein und breitete sich aus zwischen Mosel und Vogesen. Insbesondere das Saargebiet zog die Deutschen an, sie nahmen es ein bis zu den obersten Quellen und Nebenflüssen. Allein auch in der Westhälfte wollten die Einwohner niemals mit Frankreich ein Land und Volk sein: sie nannten sich Lothringer und nicht Franzosen. Erst die Revolution und das erste Kaiserreich ließen hier ein stolzes französisches Bewußtsein die Oberhand gewinnen.

Der Natur und Lage des Landes entspricht auch seine Geschichte. Für die Nachkommen Karl des Großen war es lange streitig, wohin es gehörte. Sobald aber das deutsche Reich unter den sächsischen Kaisern glorreich und gefestigt da stand, war Lothringen beständig ein Fürstenthum des deutschen Reichs. Seine Herzöge erschienen treulich im Kriegsgefolge wie auf den Reichstagen unserer Kaiser und glänzten unter den vornehmsten Fürsten. In der Nähe von Dom Rémy, wo die Jungfrau von Orléans geboren wurde, setzten Kaiser Heinrich II. und der französische König Robert die Grenzsteine zwischen Deutschland und Frankreich: sie sollen noch zu sehen sein. Erst als die Kaiser aus dem Hause Luxemburg und Habsburg die kaiserliche Macht und Regierung nach dem Osten Deutschlands, nach Prag und Wien, verlegten, änderte sich die Politik der lothringer Fürsten. Sie wendeten sich der aufgehenden Sonne Frankreichs zu und folgten seinen Fahnen. Dies erschien jedoch mehr als ihre persönliche Liebhaberei, ihr Land und Volk beharrte bei dem deutschen Reiche. Zur Zeit Kaiser Sigmunds hatte ein französischer Prinz aus der Anjoulinie glücklich die Letzte des Namens erheirathet und dachte ihres Erblandes Herr zu werden. Gestützt aber auf den Widerstand des Kaisers und auf deutsche Soldaten, besonders aus dem Elsaß und der Schweiz, gelang es einem Seitenverwandten, die französischen Pläne zunichte zu machen und ein neues Regentenhaus zu begründen, dessen Ahnfrau jedoch eine Anjou wurde.

Auch in diesem neulothringischen Fürstenhaus bekundete sich die zwieschlächtige Stellung Lothringens. Ein Nebenzweig wurzelte nach Frankreich hinein und wurde, erfüllt von glühendem Ehrgeiz, Parteiführer in den innern Kämpfen, um die tückische Politik der Anjous zu erneuern: das waren die Guisen. Die regierende Linie aber hütete sich, es mit Frankreich zu verderben, und suchte um so festeren Anhalt als Reichsfürsten an Deutschland. Sie gehörten zum oberrheinischen Kreise, ihr Land jedoch blieb von den Gerichten, Steuern und Heerfolgen des Reichs fortan in ähnlicher Weise befreiet wie die Schweiz und die niederländischen Gebiete. Unter der fürsorglichen Pflege seiner Fürsten gedieh das schöne fruchtbare Land, und die reichen lothringischen Prinzessinnen waren von den Erbprinzen in Deutschland sehr gesucht.

Lothringens Mittelstellung zu bewahren, wurde seit Ende des Mittelalters immer schwieriger. Der französische Staat zählte damals schon 10 Millionen Einwohner. Das war mehr, als irgend ein deutscher Staat sein nannte, und diese Volkszahl fiel um so mehr ins Gewicht, als sie zu einer einzigen Masse zusammen geschlossen nur dem Könige gehorchte. Ludwig XI., der gelehrige Schüler des staatsklugen Philipp von Burgund, nur noch viel schlauer und gewaltthätiger als dieser, hatte alles Lehnsfürstenthum, das sich ihm nicht völlig fügte, ausgerottet. Die französische Politik, wiederholt von Italien abgewiesen, warf sich auf die deutsche

Grenze und nahm Beſitzungen in Lothringen aufs Korn. Ein deutſcher Verräther, wie ihn von gleicher Tücke und Tiefe kaum Italien aufſtellte, der neue Kurfürſt Moritz von Sachſen, nahm, als er den Ueberfall gegen den Kaiſer plante, heimlich Geld und Hülfe vom franzöſiſchen König und regte ihn an, ſich derjenigen Städte zu bemächtigen, die von Altersher zum deutſchen Reich gehörten, aber doch nicht deutſcher Sprache ſeien, und ſie als Vikarius des heiligen römiſchen Reichs zu behalten. Darauf überfiel ein franzöſiſches Heer die Bisthümer Metz, Tull, Virten und nahm durch eine Kriegsliſt auch die ſtarke Feſtung Metz fort. Melanchthon hatte den Kurfürſten flehentlich angerufen, von jenen heimlichen reichsgefährlichen Händeln mit den Franzoſen abzuſtehen, und Kaiſer Karl V. brach es das Herz, als er Metz nicht wieder erobern konnte.

Der Verrath eines deutſchen Fürſten war der Beginn des lothringer Raubes, es vervollſtändigte ihn eines andern Fürſten leichtſinnige Untreue gegen die eigene Heimath. Der Kardinal Richelieu hatte in Frankreich die letzte legitime Möglichkeit, dem romaniſchen Abſolutismus zu widerſtehen, vertilgt, die Hugenotten und damit das letzte Freiheitsgefühl germaniſcher Art ausgerottet und Frankreich gebunden und geknebelt ſeinem Könige übergeben, daß dieſer deſſen ganze Macht fühlte wie ein Ball in ſeiner Hand, den er hierhin warf oder dorthin. Ludwig XIV. wußte ſeine Stärke und brauchte ſie gegen Deutſchland. Im dreißigjährigen Krieg hatten König und Miniſter mit Luſt und ohne Grauen fleißig an der Hinrichtung Deutſchlands gearbeitet. Dies Spiel wurde jetzt mit einer Liſt, Größe und Grauſamkeit fortgeſetzt wie von lachenden Teufeln. Wo man nicht erobern konnte, ließ man mordbrenneriſch das Land zur Wüſte machen, damit Oede und Schrecken den nächſten Eroberungszug erleichtere.

Ludwig XIV. ſtellte auch die Lüge auf, das Land bis zum Rhein gehöre von Alters und Rechts wegen zu Frankreich. Es war dies damals eine bewußte Lüge; denn die europäiſche Tradition, daß das deutſche Reich ebenſo gut von jeher galliſches als ſlaviſches Gebiet habe, war noch nicht untergegangen. Seitdem iſt der Rheingedanke eine fixe Idee in den franzöſiſchen Köpfen geworden und läßt ſich nur austreiben durch ſo erſchütternde Schläge aufs Gehirn, wie ſie durch die deutſchen Siege jetzt Schlag auf Schlag erfolgen, durch große blutige Siegesſchlachten, wie ſich ihrer Napoleon der Erſte niemals rühmen konnte.

Auch Lothringen hatte Ludwig XIV. wiederholt überfallen, es auch ſchon 27 Jahre lang im Beſitz gehabt, mußte es aber zuletzt wieder an Deutſchland herausgeben. Da traf es ſich, daß ein liebenswürdiger polniſcher Abenteurer von Karl XII. in Warſchau zum König gemacht wurde, und daß er verbannt und vertrieben noch das Glück hatte, ſeine ſchöne und ſanfte Tochter vom König von Frankreich erkoren zu ſehen. Für dieſen Schwiegervater erhandelte der Pariſer Hof das ganze Lothringen, das im polniſchen Erbfolgekrieg wiederum von einem franzöſiſchen Heer beſetzt war. Der Erbfürſt Lothringens verkaufte ſeine alte edle Mutter für eine glänzende Geliebte. Herzog Franz Stephan von Lothringen war Gemahl Maria Thereſiens von Oeſterreich geworden und dachte auch deutſcher Kaiſer zu werden. Er gab ſein Erbland hin und nahm Toskana. Nun ließ ſich der glückliche Pole Stanislaus Leſzczynski gemüthlich in Nanzig nieder und überlieferte Lothringen als ſeiner Tochter Heirathsgut der Krone Frankreich.

In ganz richtiger Erkenntniß, welche ſchwankende Mittelſtellung dieſes Gebiet von jeher zwiſchen Deutſchland und Frankreich einnahm, warf ſich das neue Regiment mit aller Kraft und Eile darauf, Lothringen ganz und gar franzöſiſch und den übrigen Provinzen gleich zu machen. Seine ſtändiſchen und ſtädtiſchen Freiheiten wurden auf allen Punkten durchlöchert und mißachtet. Als Hauptaufgabe erſchien aber, die ſtarke deutſche Bevölkerung, koſte es was es wolle, zu verwälſchen. Sie ſollte ihren natürlichen Zuſammenhang mit Deutſchland, ja all ihre deutſchen Erinnerungen verlieren. Sofort wurde die Allemagne, ſo hießen die deutſchen Landestheile, eingefügt in die franzöſiſche Staatsmaſchine. Die deutſche Verwaltungsart mußte der franzöſiſchen weichen, die deutſche Amtsſprache wurde verbannt, den deutſchen Bürgermeiſtern drohte jeden Tag ihre Abſetzung, wenn ſie nicht raſch genug ſich franzöſirten. Aller Uebermuth entlud ſich auf dieſe „bêtes allemandes“. Mit beſonderm Haß ſtrebte man, die deutſche Sprache rein auszutilgen, ſie wurde verfolgt in der Schule, in der Kirche, in der Literatur. Es war das Alles gar nicht im Charakter der Verwaltungsgrundſätze jener Zeit und ging auch ſchnurſtracks wider das offenbare Recht. Die deutſchen Lothringer hatten ja durch keinen Aufſtand ihr natürliches Recht verloren, ihr Land war nicht durch wilde Eroberung, ſondern durch Vertrag an Frankreich gekommen, und in dieſem Vertrage war feſtgeſetzt, daß

Lothringen Reichsland bleiben und Sitz und Stimme auf den deutschen Kreis- und Reichstagen behalte. Folglich war doch auch die deutsche Sprache dort gerade so berechtigt als diesseits des Rheins.

Jede folgende Regierung setzte mit verstärkter Gewalt das Verwälschungssystem fort, die revolutionäre, die kaiserliche, die bourbonische, die orleanistische, am schärfsten und rohesten die neunapoleonische. Gerade als wenn Furcht und böses Gewissen dazu triebe, je lebhafter in Deutschland das Nationalgefühl wurde, um so beschleunigter arbeiteten die französischen Stampfmühlen, um das deutsche Wesen in Lothringen zu zermahlen. Keine Grenze kann argwöhnischer gegen Einfuhr fremder Waffen bewacht worden sein, als die lothringische gegen Einströmung deutschen Sinnes und deutscher Bildung.

Was ist nun das Ergebniß dieser hundertjährigen Verfolgung?

Die Ortsnamen erscheinen auf die lächerlichste Weise verwälscht, Zeitungen, Beamte und Aushängeschilde reden französisch, die Schulmeister müssen den deutschen Dorfbuben die fremde Sprache einbläuen. Eine ägyptische Nacht der Unwissenheit in Bezug auf Alles, was in Deutschland vor sich geht, lagert sich über das ganze deutschlothringer Gebiet. Die pennsylvanier Deutschen, als sie fast zweihundert Jahre jenseits des Oceans fern von ihrem Mutterlande gelebt hatten, konnten nicht seltsamere Vorstellungen von Deutschland haben, als jene Landsleute dicht an unsern Grenzen.

Es war hohe Zeit, daß die deutschen Heere sich im donnernden Siegeslaufe durch die herrlichen Gauen zwischen der Maas und den Vogesen ergossen und die französischen Heere zu Boden warfen. Denn in den letzten Jahrzehnten machte die Verwälschung in der That rasche Fortschritte. In einer Menge von Gemeinden nahm das französisch Sprechen überhand und, was besonders bedenklich, die strebsame Jugend that es darin den älteren Leuten zuvor. Bei alledem mag von allen Deutschlothringern kaum ein Siebentel verwälscht sein. Gut 300,000 Deutsche wohnen noch diesseits der Sprachgrenze in Lothringen.

Um sich aber Größe und Wohlhabenheit dieses deutschen Gebiets anschaulich zu machen, ziehe man — das Stückchen Französisch-Luxemburg hinzugerechnet — eine Linie von Longwy bis auf die Mosel, etwas unter Diedenhofen (Thionville), von da bis zu den Seen zwischen Chateau-Salins und Saarburg, endlich von diesen Seen bis zum obern Breuschthal in den Vogesen, etwas südlich vom Donongipfel. Diese Linie gibt im Ganzen und Großen die Sprachgrenze (s. d. Karte) an: vieles Einzelne, was halb oder ganz französirt worden, namentlich in Städten an den großen Straßen, liegt hüben und drüben.

Wohl wäre es unserer nationalen Ehre ein Schlag ins Angesicht, wenn wir diese 300,000 Landsleute unter den Händen der Franzosen ließen. Mit Deutschland vereinigt, unter guter Verwaltung, wiedergegeben ihrem natürlichen wirthschaftlichen Verkehrsgebiet, wie bald würde ihre Anzahl sich verdoppeln!

Bedenken wir auch, der Elsaß und seine Vogesenmauer lassen sich leichter jenseits auf der lothringer Ebene, als in den Schluchten des Waldgebirgs vertheidigen.

Die Sprachgrenze schließt die deutsche Reichsstadt Metz aus. Sollen wir nun so arge Philologen sein, bloß deshalb die deutsche Reichsstadt, diese wichtige Stadt aufzugeben? Hören wir eher darauf, wie des Sonntags und an den Wochenmärkten das deutsch sprechende Landvolk aus der Umgegend nach Metz hinein strömt. Erinnern wir uns, daß dort auf einem der glänzendsten und bedeutendsten deutschen Reichstage die goldene Bulle Karls IV. verkündigt wurde, und die deutschen Kaiseradler noch auf den Kapellenthürmchen sitzen, neben dem Platze, der jetzt noch der Napoleonsplatz heißt. Vergessen wir nicht, daß weithin rings um Metz der Boden gedüngt ist vom Blute unserer Tapfern, geheiligt durch die Gräber unserer Söhne und Brüder. Sollen wir diesen geweihten Boden schänden lassen von dem Frevelmuth der Franzosen?

Die sehr starke Festung Metz liegt dicht vor unserer Grenze. Mit den andern beiden Festungen Toul und Diedenhofen zur Seite, wäre Metz für uns eine beständige Bedrohung und für einen später einmal sich wiederholenden Einmarsch, wo Frankreich sich besser ausgerüstet hätte, eine gefährliche Front.

Behielten wir aber Metz, so ließe sich der Mosellauf nicht entbehren. Denn gerade das linke Ufer dieses Flusses ist so erhöhet, daß es die Gegend beherrscht. Unterhalb Toul aber gibt es in dem breiten Waldgebirg viel Hindernisse für das Vordringen eines Heeres. Wir müßten also auch Nanzig behalten, und es bliebe zuletzt nichts übrig, als unsere Grenze wieder bis zu dem Waldgürtel der Argonnen vorzuschieben. Dann hätten wir allerdings eine gute Grenze gegen Frankreich; wir hätten eben nur unsere ehemalige natürliche Grenze wieder

erreicht. Erst jenseits derselben beginnt das große Pariser Seinebecken, welches ein einheitliches Gebiet bildet und mit dem lothringer Maas- und Moselgebiet keine natürlichen Beziehungen hat.

Da hätten wir denn freilich den Grundsatz der nationalen Grenzen verletzt. Doch vielleicht könnte eine Ausnahme gerade für diesen lothringer Strich zuletzt auf Zustimmung hoffen von allen Nächstbetheiligten. Deutsche Art ist es nicht, eine fremde Sprache und Volksart mit Gewalt zu unterdrücken. Im Gegentheil, es würde uns freuen, wenn Nanzig, die schöne Stadt, die überall auf sonnige Fluren und grüne Anhöhen blickt, ein zweites Genf würde, eine Stadt, in welcher sich die solidere französische Bildung sammelte, da der Ruhm des alten schweizer Genfs zu erlöschen scheint. Die Lothringer aber, wenn der erste Stoß und Riß verwunden wäre, würden am Ende mit dem Tausche gar nicht so unzufrieden sein. Nirgends in Frankreich hätten wir mehr als bei ihnen auf freundliches Entgegenkommen, auf Verständniß unserer deutschen Sitte und Bildung zu rechnen. In Paris weiß man unsere Literatur und Wissenschaft bloß plump auszubeuten. Die Lothringer sind noch im Stande, sich gründlicher mit ihr zu beschäftigen. Im untern Rhonethal, noch mehr in der Normandie, vor allen aber bei den Lothringern ist der Herd jener Bestrebungen, deren Erfolg allein Frankreich heilen kann, nämlich die Decentralisation. Denn nimmer haben sie vergessen, daß ihr Land von Natur und Geschichte bestimmt ist, eine Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich einzunehmen, und daß sie deshalb einer gewissen provinziellen Selbstständigkeit bedürfen. Das Pariser Regiment ist ihnen grundverhaßt, und die Napoleonische Wirthschaft noch mehr. In irgend einer Weise mit Deutschland verbunden, könnten sie ihre lothringer Eigenart frisch und gedeihlich wieder entfalten.

VI. Elsaß. Wenn man vom Rhein links zu den Vogesen und rechts zum Schwarzwalde sieht, überschauet man eine der schönsten Stellen auf unserer Erde. Nur sehr wenige Länder gibt es, die so schön und anmuthig geschmückt sind, so sonnig hell und zugleich immer durchweht von frischer heilsamer Luft, deshalb so reich an Frucht und Gütern aller Art, deshalb so bevölkert von fröhlichen, gescheidten, rastlosen Leuten, deshalb so geweihet durch eine uralte Geschichte und durch edle und große Menschen, die hier einst lebten und wirkten. Beide Uferlande sehen sich zum Verwechseln ähnlich, sie zeigen gleichen Anbau, gleichen Charakter in Volk und Städten und Dörfern. Sie sind zwischen ihren langen Bergwänden wie ein einziger weiter Festsaal, durch dessen Mitte ein langhin schimmernder Silberteppich gelegt ist.

Und dennoch von einander gerissen? Dennoch zwei feindlichen Staaten angehörig?

Ihre Trennung war kein leichtes Werk. Sie geschah nicht auf einmal, sondern in einem wohl durchdachten Gewebe von List, Gewalt und Unterdrückung, die hundert Jahre lang immer wiederkehrten. Lothringen ging durch zwei von einander weit entlegene Handlungen verloren, der eine Theil durch den Hochverrath des neuen sächsischen Kurfürsten, der zweite durch den verbrecherischen Leichtsinn seines eigenen Erbprinzen. Zu Entschuldigung hatten beide wenigstens so viel, daß sie hauptsächlich nur wälsches Land opferten. Elsaß aber ist ganz deutsch, es ist von Frankreich abgeschieden durch eine lange Gebirgsmauer, es hat mit Frankreich von Natur aus gar keinen Verkehr und ist allein auf das Rheinthal und übrige Deutschland angewiesen. Um so unnatürlicher ist die Abreißung, um so schwerer zu verstehen, wie dieser breite französische Einbruch in unser altglorreiches schönes Rheinthal möglich wurde.

Mit Ludwig XIV. begann das Werk, der Konvent beendigte es, durch den Wiener Kongreß wurde es besiegelt. Möglich aber war es nur durch die unselige Art kleiner und kleinster Staatsbildungen, wie sie in diesem gesegneten Lande wahrhaft wucherten. Da gab es eine Reihe wohlhäbiger Reichsstädte, da gab es grundreiche Bischöfe und Reichspröpste, da gab es Reihen von Fürsten, Grafen und Herren, und es fehlten auch die unabhängigen Reichsritter nicht, große Landestheile endlich waren noch im kaiserlichen Besitz. Der Elsaß war eine Musterkarte von historischem Eigenthum und deutscher Eigensucht: daran ging er zu Grunde.

Zuerst mußte das deutsche Reich als Preis des Friedens 1648 die alten Besitzungen unserer Kaiser im Elsaß, auf denen die Hohenstaufen so gerne gewohnt und gejagt und getagt, abtreten, nämlich die Landgrafschaft im Obern und Untern Elsaß, und die Voigteien über die Reichsstädte Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg, Landau und noch fünf kleinere. Der französische König trat an des Kaisers Stelle. Warum sollte er auch nicht? Deutsche und schwedische Kriegsknechte hatten ja im französischen Solde den Elsaß fürchterlich zugerichtet, ein deutscher Prinz, Bernhard von Weimar, hatte das Land

für Frankreich erobert. Als der geniale junge Fürſt und ſeine deutſchen Hoffnungen vom Oberrhein franzöſiſchem Gift erlagen, ging ſein Heer an die Krone Frankreich über und mit ihm das ſchöne vielbeſungene Land.

Die kaiſerliche Voigtei über die zehn elſäſſiſchen Reichsſtädte enthielt nichts weiter als die Oberherrlichkeit, Wohnungsfreiheit und eine Anzahl kleiner nutzbarer Rechte. Allein wie ganz anders wußte der König von Frankreich dieſe Erwerbtitel auszubeuten! Die Reichsſtädte wurden eingeſchnürt, daß ihnen der Athem verging. Unter des Würgers Händen nur einmal Luft zu ſchöpfen, ergab ſich ihm eine nach der andern und ſagte ſich für immer los vom deutſchen Reiche.

Noch ſtand die große Reichsſtadt Straßburg in alter Freiheit da. So lange dieſe mächtige deutſche Burg ungebrochen, ſo lange gehörte Elſaß noch zu Deutſchland. Da zogen plötzlich im tiefſten Frieden 1681 franzöſiſche Truppen ins Thor und erklärten: Straßburg wäre eigentlich im weſtfäliſchen Frieden mit den andern Reichsſtädten abgetreten, ſein Name wäre nur vergeſſen. Der Biſchof ſtudirte eine Begrüßungsrede voll langathmiger Floskeln, der Rath war wie vor den Kopf geſchlagen, die Bürgerſchaft murrte, nur ein alter Schneider fragte: ob man denn die Kanonen auf den Wällen nicht laden könne?

Alsbald folgte das verruchte Rechtsſpiel der Reunionskammern. Die franzöſiſchen Beamten bewieſen der ſtaunenden Welt, daß man aus längſt vergeſſenen Rechten, über welchen eine neue Welt emporgewachſen war, noch glänzende reale Erfolge machen könne. Sie verneinten einfach die rechtshiſtoriſche Veränderung, die im ſtillen Lauf der Jahrhunderte vor ſich gegangen. Die Fürſten und Grafen und die Herren Reichsritter, die Aebte und Pröpſte und Komthure wurden vorgeladen, zu beweiſen, daß ſie nicht des Königs Unterthanen ſeien, ſondern freie Männer des deutſchen Reichs. Sie mußten ihre vergilbten Pergamente zum Gerichtshof der Reunion ſchleppen und froh ſein, wenn er bloß dieſe behielt und nicht auch ihre Beſitzungen dem König verfallen erklärte. Durch ſolche Künſte wurden in Elſaß und Lothringen eine Menge Herrſchaften, Städte und Dörfer unter des Königs Hoheit geſtellt. Sein ſogenanntes Souveränetätsland erſtreckte ſich bis zur Queich in der Rheinpfalz.

Nach ſolchen Thaten hinterließ Ludwig XIV. Frankreich 23 Millionen ſtark, und noch mehr zuſammen geſchmiedet als früher. Auf den ungeheuren Druck folgte der ungeheure Ausbruch in der Revolution, und die errungene Volksfreiheit endigte im Heißhunger nach Ruhm und Länderraub. Der Konvent zog die letzten elſäſſer Gebiete der Fürſten, Grafen und Herren, die noch mit dem deutſchen Reiche zuſammenhingen, ohne Weiteres ein, und der Proteſt von Kaiſer und Reich klang nur noch wie ein Seufzer, der in Paris mit Gelächter beantwortet wurde. Bald ging das ganze linke Rheinufer an Frankreich über, bald folgten die Eroberungen Napoleons. Im Jahr 1812 hatte er 50 Millionen Menſchen unmittelbar unter ſeinem Scepter verſammelt.

Aber es folgten auch die deutſchen Freiheitsſchlachten und der ſiegreiche Einzug in Paris. Unſere Fahnen flatterten wieder von der Höhe des Straßburger Münſters. Daß ſie jemals wieder herunter ſollten, daß nicht bloß Metz, ſondern auch die gewaltige Feſtung Straßburg auf deutſchem Boden uns ein Schwert in der Seite bleiben ſollte, — das ahnte damals kein Einziger von all den hunderttauſend deutſchen Männern, welche den Einzug in Paris feierten. Allein es kam doch ſo. Nach all den deutſchen Siegen war dies die ſtärkſte Schmach, der größte Verluſt, welche Deutſchland erfuhr.

Den Ruſſen und Engländern hatten wir es zu verdanken.

VII. Andere Rechnungsposten. Nicht bloß an Land und Leuten, auch an baarem Geld haben wir mit den Franzoſen endlich einmal gründlich abzurechnen. Sie ſollen vollſtändig zahlen, was uns der gegenwärtige Krieg koſtet, und das aus zwei Gründen.

Sie — d. h. nicht bloß ihr Kaiſer, ſondern ohne Frage das ganze jauchzend ihm zuſtimmende Volk — haben uns ohne allen Anlaß, bloß aus Raub- und Ruhmſucht in einen Krieg geſtürzt voll unabſehbarer Opfer.

Die Opfer, die wir bringen müſſen, ſind andere und edlere, als die Franzoſen ſie kennen. Denn unſere Soldaten und Offiziere ſind aus der Blüthe des Volkes genommen, die franzöſiſchen Soldaten und Offiziere aber nur eine Art von verhärtetem Auswurf der Nation. Unſere Heere ſind das Volk ſelbſt in ſeiner beſten Manneskraft, die franzöſiſchen Regimenter — die Mobilgarde iſt ja kaum zu rechnen — haben ſich wieder in Söldner und Landsknechte verwandelt, die ihre Haut verkaufen und auf kein Familienleben mehr rechnen. Der franzöſiſche Offizier kennt keine andere Heimath mehr als

sein Regiment, aber eine anständige Dame scheuet sich, mit ihm über die Straße zu gehen, wenn er in Uniform ist. In einem solchen Heere konnten Turkos Kameraden sein.

Es ist aber noch in Aller Gedächtniß, wie entsetzlich die Franzosen in den Kriegen der Republik und des ersten Napoleon zwanzig Jahre lang unser Land bis aufs Blut aussaugten, mit welch reichem Erfolg sie officiellen Raub und Privatraub betrieben. Rechnete man einmal all die Kontributionen zusammen, welche sie damals erbarmungslos aus den deutschen Ländern erpreßten, so würde eine so ungeheure Summe herauskommen, daß Alles dagegen gering erschiene, was Frankreich 1814 und 1815 zahlen mußte. Mehr aber noch stahlen die Einzelnen. Die Generäle und Obersten, die Kriegs- und Civilkommissäre, die Offiziere und Soldaten, Alles stahl, stahl täglich bis zum letzten Fußknecht hinunter. Jeder Krieg aber, welchen die Franzosen auf deutschem Gebiete führten, trug denselben Charakter als Raubkrieg im Großen und Kleinen. Das geht bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinauf, und man kann in Wahrheit sagen, Frankreich ist durch Plünderungen an den Deutschen reich geworden. Von dem großen Kapitalreichthum, den die mittleren und höheren französischen Familien besitzen, rührt noch jetzt ein ansehnlicher Theil ursprünglich aus deutschem Raube her.

Wir werden natürlich nicht mehr darauf zurückgreifen, jedoch das liegt zu Tage, daß die Franzosen, was die Kosten des gegenwärtigen Kriegs betrifft, keinen Anspruch auf gütige Schonung haben.

In erster Reihe stehen die baaren Auslagen für Ausrüstung und Verpflegung all der Hunderttausende Soldaten, die nach Frankreich gezogen und die zu ihrem Ersatz in Deutschland unter die Fahnen getreten. Dazu kommen die Reise- und Verpflegungskosten der Verwundeten und der Gefangenen.

In zweiter Linie stehen die Entschädigungen für direkte Verluste, welche durch feindliche Handlungen während des Krieges den Deutschen zugefügt wurden, als da sind die Kapereien von Schiff und Gut, die Bombardirung von Saarbrücken und Kehl, die großen Verluste unserer aus Frankreich ausgetriebenen Landsleute, die Verluste anderer Deutschen, die dort mißhandelt und um ihr Vermögen gebracht wurden.

Welche Familien aber erleiden den größten Verlust? Die, deren Ernährer im Felde geblieben, oder zu Krüppeln geschossen sind. Wenn irgendwo eine angemessene Entschädigung recht und billig, so ist sie es in diesem Fall.

Damit hängen die Leibrenten zusammen, welche den im Felde invalid Gewordenen zu zahlen sind. Auch diese geben nur geringen Entgelt für einen Schaden, welchen der Feind angerichtet hat, und es ist billig, daß er dafür einstehe.

Es sind das Grundsätze, die vielleicht hart oder ungewöhnlich klingen. Allein endlich einmal muß man den Herrschern und Völkern, welchen es wieder gelüsten sollte, einen offenbar ungerechtfertigten Krieg anzufangen, doch durch ein Beispiel zeigen, daß sie für das Unheil, welches sie anrichten, zahlen müssen mit ihrem eigenen Gelde. Der gegenwärtige Krieg aber ist in seinem ganzen Grund und Beginn nichts Anderes als ein ungeheurer Frevel der Franzosen. Wir gehen deshalb noch einen Schritt weiter und verlangen, daß sie auch die Einbußen vergüten, die unser Nationalwohlstand durch diesen Krieg erleidet. Wenigstens einigen Anhalt dafür geben die Procente, welche die deutschen Staaten an den Kriegsanlehen verlieren, und die Berechnung dessen, was der Soldat hätte verdienen können, wenn er ebenso lange in seiner Heimath gearbeitet hätte, als er jetzt bei der Fahne stehen muß.

Frankreich wäre reich genug, das Alles zu bezahlen. Sollte es aber vor der Höhe der Rechnung gar zu sehr erschrecken, so wäre zu ihrer Ausgleichung auf einen Besitz zu verweisen, der in seinen Händen wenig bedeutet, für uns aber besondern Werth hat. Wir meinen einige kleine überseeische Kolonialländer, die unsern Schiffern und Kaufleuten vortheilhafte Haltepunkte für ihre Fahrten und Unternehmungen in fernen Ländern und Meeren abgeben würden. Den Franzosen ist bekanntlich ein gewisses Ungeschick angeboren, in Kolonien etwas vor sich zu bringen. In solchen halbwilden Ländern kommt Alles auf Verstand und Arbeitstüchtigkeit des Einzelnen an, während der Franzose nur dann etwas leistet, wenn er im großen Haufen gut kommandirt wird. Aufschwung nahmen die großen französischen Kolonialländer Canada, Louisiana und andere erst dann, als sie unter englische oder nordamerikanische Herrschaft kamen. Die Deutschen, bekanntlich gute Kolonisatoren, werden aus den französischen überseeischen Besitzungen nicht weniger machen.

Als solche aber würden vorzugsweise in Betracht kommen: die kleinen Antillen Martinique und Gouadeloupe; die Inseln Réunion (Bourbon) unter den Maskarenen und Ste. Marie

bei Madagaskar; die Handelsposten und Niederlassungen in Senegambien; unter den Marquesasinseln Neukaledonien und unter den Freundschaftsinseln, so weit sie unter französischem Schutze stehen, Tahiti, endlich in Vorderindien Pondichery und Carrical oder Yanaan an der Ostküste. All die größeren Besitzungen, wie Algerien und Guyana, würde dagegen Frankreich behalten.

Wollte es uns auf Abrechnung der Kriegskosten mit den Kolonien zugleich auch eine Anzahl seetüchtiger Kriegsschiffe abgeben, so brauchten wir sie nicht erst zu bauen.

Noch an einen andern Posten darf erinnert werden. Die französischen Generäle und Beamten bewiesen in den Napoleonischen Kriegen ungemein viel Geschicklichkeit, aus deutschen Kunstsammlungen, Bibliotheken und Archiven die Kleinodien zu ihrem eigenen Vortheil verschwinden zu lassen. Ein anderer großer Theil wurde als Staatsgut nach Paris gebracht und später von den Deutschen zwar wiedergeholt, jedoch blieb nicht wenig zurück. Endlich findet sich in den Pariser Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen vieles Werthvolle, das Elsaß und Deutschlothringen auf höheren Befehl hergeben mußten. Es sei z. B. nur an die Abtheilung des Archivs des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten erinnert, welches über die französisch-deutschen Kriege und Gesandtschaften seltene lichtgebende Aktenstücke enthält, die theilweise aus lothringischen und elsässer Archiven herstammen. Es ist selbstverständlich nicht daran zu denken, Stücke, welche durch rechtmäßige Erwerbung oder durch rechtsverjährten Besitz Eigenthum der Pariser Staatssammlungen geworden, gewaltsam daraus wegzunehmen. Wohl aber möchte es sich der Mühe lohnen, der Herkunft der aus Deutschland stammenden Stücke nachzuforschen, und ob sie etwa 1815 den deutschen Kommissarien verheimlicht sind? Wir erinnern an die Manessische Liedersammlung, an die Straßburger Chronik von Königshofen, an die Handschriften des Schwabenspiegels und Anderes mehr auf der kaiserlichen Bibliothek. Vielleicht läßt sich die Abtretung der für Deutschland werthvollen Stücke mit leichter Mühe in die Friedensartikel hineinbringen.

VIII. Wie Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden. Aus dem Ueberblick des Standes von Schuld und Forderung, von geographischen und geschichtlichen Verhältnissen zwischen Deutschland und Frankreich ist — abgesehen von den Geldentschädigungen — so viel klar geworden, daß

1) der ganze Elsaß wieder zu Deutschland gehören muß. Von dieser Forderung kann auch nicht das kleinste Dorf oder Bergthal abgelassen werden. Und wenn ganz Europa sich dagegen auflehnt, hierbei müssen wir stehen und fallen. Daß ein sehr kleiner Theil von Elsaß, das Rappoltsteiner Gebiet, noch altromanische Bevölkerung enthält, kann uns nicht irren, da sich dieses Stück unmöglich aus dem Lande herausschneiden läßt.

2) Deutschlothringen mit Metz, dem großen verschanzten Lager, und dem kleinen Stück vom französischen Luxemburg, welches Ludwig XIV. in Besitz nahm, ist die zweite Forderung, ohne deren Zahlung unsere Truppen Paris nicht verlassen dürfen. Wir können das große Ausfallthor zu Metz, das beständig gegen Deutschland gerichtet war, und diese altberühmte Stadt, die einst unter den vornehmsten deutschen Reichsstädten zählte, ebenso wenig in Händen der Franzosen lassen als eigene Landsleute.

In Elsaß und Deutschlothringen aber muß man das Französische mit Stumpf und Stiel auskehren. Wäre nicht wenigstens so viel der Preis und Erfolg dieses furchtbaren Krieges, so würde es eine Ungerechtigkeit sein gegen uns selbst und unsere Kinder, die sich an Deutschland bitter rächen würde.

Aber — wendet das sanfte deutsche Gewissen ein — die Elsässer und Lothringer wollen ja nicht wieder deutsch werden, sie haben unsere Soldaten gar nicht freundlich aufgenommen. Wo denn in aller Welt nimmt Bürger und Bauer fremde Soldaten, die ins feindliche Land dringen, mit offenen Armen auf? Hunger und Kummer bringt ihnen dieser Krieg, einen plötzlichen Bruch mit all ihren Gewöhnungen und eine dunkle Zukunft voll düsterer Sorgen. Elsässer und Lothringer sind ja schon einige Menschenalter hindurch französisch, sie haben mit den Franzosen die hochschwellenden Hoffnungen und die blutigen Kämpfe der Revolution durchgelebt, die Napoleonischen Siege betrachten gerade sie als ihren Ruhm und ihr Eigenthum, endlich hat sich das Selbstgefühl der Franzosen, die sich auch in den letzten hundert Jahren als die Ersten in Europa fühlten, nirgends stolzer aufgebläht als gerade in diesen Grenzländern. Wie können sie über Nacht wieder nun deutsch werden? Und dann ist Eins nicht zu vergessen, das ist die dicke französische Unwissenheit, die über diesen Ländern lagert. Sie leben in den lächerlichsten Vorstellungen von uns, als bestände ganz Deutschland nur aus einregimenterten Fürsten-

knechten, die unter ſchweren Steuern ſtöhnen und nirgends in der Welt recht geachtet ſind. Wir haben ja geſehen, wie die gröbſten Lügen hafteten, welche ihnen ihre franzöſiſchen Beamten von unſern Truppen aufbanden. Wie ſollten ſie ſich ſehnen, unter deutſche Herrſchaft zu kommen? Dieſe Deutſch-Franzoſen befinden ſich jetzt in einer ganz unſeligen Lage. Ihre Erinnerungen ſind franzöſiſch von Kindes Beinen an, von Deutſchland waren ſie wie abgeſchnitten, ihre Regierung belügt und drängt und preßt ſie, auf daß ſie ihren Patriotismus zeigen ſollen. Sie können zuletzt nicht anders, als wider den eindringenden Feind Partei ergreifen, und wenn ſie es einmal gethan, ſind ſie wieder deutſch genug, um ihr inneres Volksgewiſſen betäuben zu müſſen, und werden nun rein des Teufels.

Aber deutſch von Art und Natur, kerndeutſch iſt der Grundſtock dieſes Volkes bei alledem noch jetzt. Schreiber dieſes iſt in Elſaß und Lothringen als junger Student und dann wieder als gereifter Mann umhergewandert und mußte freudig die Beobachtung machen, daß in der ganzen Zwiſchenzeit ſich hier die deutſche Sitte und Sprache wenig verändert hat, trotzdem daß in unſerer raſch lebenden Zeit ein Menſchenalter viel wiegt, trotzdem daß die wälſchen Schulmeiſter jedes Jahr berichten mußten, wie viel deutſche Kinder ſie wieder franzöſiſch gemacht hätten. Wahrlich, was ſo wenig ſeine Natur verändert hat, obgleich es ſo lange in dem großen brauenden franzöſiſchen Schmelztiegel lag, das muß innerlich noch feſt und geſund ſein, daß es wieder grünen und blühen kann. Was von franzöſiſchem Weſen ſich kund gibt, iſt nur äußerer Lack und Firniß. Nur etwas darauf geklopft, daß der Lack Sprünge und Riſſe bekommt, und man wird ſich wundern, wie raſch er abfällt. Die alte deutſche Reichsſtadt Landau war ja länger als anderthalbhundert Jahre franzöſiſch: keine Spur iſt davon übrig geblieben, als der Wunſch junger Leute, ſich in Paris einmal ein paar luſtige Wochen zu machen.

Deutſche Sprache wieder in allen Aemtern, Gerichten und Zeitungen, feſt auftretende, aber redliche deutſche Beamte an Stelle der großen und kleinen franzöſiſchen Paſchas, unter denen ſo viele Windbeutel waren, Befreiung der Konfeſſionen, namentlich der Proteſtanten, von jeder Art Polizeidruck, — gute deutſche Schulen auf allen Dörfern — wohlbeſetzte Gymnaſien und eine deutſche Univerſität wieder in Straßburg — endlich die Anſiedlung unſerer jungen Kauf- und Gewerbsleute erleichtert, wir haben in ihnen ja einen Ueberſchuß von Verſtand, Vermögen und Unternehmungsluſt: — das ſind die Mittel, welche in ungeahnt raſcher Zeit Elſaß und Lothringen wieder deutſch machen werden.

Erſt wenn ſie ein paar Jahre wieder unſer ſind, wird es ihren Bewohnern wie Schuppen von den Augen fallen und ſie werden dankbar die großen Vortheile erkennen, die Deutſchland bietet. Wie wird ihr Geiſt und Gemüth wieder aufleben, erfriſcht und gekräftigt durch deutſche Luft! Wie wird ihnen deutſche Zucht, Familienſinn, religiöſer Ernſt wieder wohlthun, gegenüber dem leichtfrevelnden Leichtſinn der Franzoſen! Der ächte Elſäſſer und Deutſchlothringer hielt ſich in ſeines Herzens Grunde doch für einen beſſern Mann als den Wälſchen: wenn das Deutſche wieder angeſehen und vornehm iſt im Lande, kann er zeigen, wie viel tüchtiger es iſt als das wälſche Spielen und Scheinen. Steht denn etwa das deutſche Volk an hoher und allgemeiner Bildung, an ſchöner Humanität, an reich blühender Kunſt und Wiſſenſchaft hinter dem franzöſiſchen zurück? Läßt ſich die allgemeine Freiheit der Perſon, der Preſſe und Vereine, die bei uns herrſcht, läßt ſich die berechtigte Macht der deutſchen Kammern und Parlamente etwa vergleichen mit Napoleoniſcher Polizei- und Schreckenswirthſchaft? Strenge und billige Gerechtigkeitspflege und eine wohlgeordnete Verwaltung, die bis ins letzte Dorf ſich förderlich fühlbar macht, wird die franzöſiſchen Einrichtungen wohl ſelten mehr zurückwünſchen laſſen. Wenn aber Elſaß und Lothringen in die Segnungen des Zollvereins, in ſein großes weites Handels- und Verkehrsgebiet eintreten, wenn ſie mitergriffen werden von dem fröhlichen Fleiß und den raſchen Fortſchritten, die bei uns alle Erwerbszweige beleben, ſo werden ſie auch nicht mehr jammern, daß ſie den franzöſiſchen Markt verloren hätten. Auch unſer volkswirthſchaftlicher Aufſchwung ſteht erſt in ſeinem Beginne. Eine neue gewaltige Werkluſt ſtrömt durch das ganze Volk. Frankreichs Adler liegen zu Boden und über ſeine Gefilde fällt der rothe Wiederſchein des Sonnenaufgangs der deutſchen Nation: — es läßt ſich noch gar nicht ermeſſen, bis in welche Länder und Meere ſie ihre Erwerbsgebiete ausdehnen wird.

Aber — ſo hören wir wieder die deutſche Sorge und Fürſicht reden — wer ſoll denn Elſaß und Lothringen übernehmen? Nun, dafür laſſen wir die Herren im Hauptquartier ſorgen. Sie verdienen wohl das Vertrauen, daß ſie es

geſcheidt einrichten werden, es gibt ja viele Wege dazu.

Entweder nimmt Preußen ganz Elſaß und Lothringen allein unter ſeine mächtige Hut, und die ſüddeutſchen Staaten werden anderweit entſchädigt. Das würde natürlich bei all den fremden Mächten den heftigſten Widerſpruch hervorrufen. Dieſe werden vielmehr, wenn ſie einmal darauf verzichten müſſen, die deutſchen Provinzen für Frankreich zu retten, es darauf anlegen, daß ſie in einem neuen Mittelſtaat vereinigt werden unter eigenen Fürſten. Vielleicht aber wird eine Theilung beliebt: Preußen bewacht Metz und Lothringen. Bayern dehnt ſich zwiſchen der Saar und dem Rhein bis weit hinauf in den Elſaß hinaus. So gut das bayeriſche Landau einſt unter den elſäſſer Reichsſtädten zählte, ſo gut können jetzt elſäſſer Städte zu Rheinbayern gehören. Statt der Lauter gibt es weiter oben liegende Flüſſe, die quer den Elſaß durchſchneiden. Die Straßburger möchten ihr bisheriges franzöſiſches Loos wohl am liebſten vertauſchen mit der Selbſtregierung in Hamburg oder Lübeck. Das übrige herrliche Elſaß würde die Freude von Baden werden. Würtemberg könnte ſich über Konſtanz und den badiſchen Seekreis und die hohenzollernſchen Lande ausdehnen: dann wäre das Schwäbiſche wieder ſchön beiſammen. Vielleicht entſchlöſſe man ſich auch in Karlsruhe, dieſe ſchöne, aber etwas langweilige Reſidenz mit dem lebensvollen Straßburg zu vertauſchen und Bayern ſein altpfälziſches Neckarthal, die Verbindung mit ſeiner Rheinpfalz, wieder zu geben. Selbſt für Heſſen würde ſich wohl eine Belehnung im Nahethal finden laſſen.

Kurzum es gibt der Mittel und Wege viele, wie Elſaß und Lothringen mit Deutſchland zu verbinden. Das wird ſchon aufs Beſte beſorgt werden. Die Hauptſache iſt jetzt nur die, daß Preußen und die vier ſüddeutſchen Staaten ſich dieſe Lande auf immerdar abtreten laſſen, und zwar unter keiner andern Bedingung, als daß ſie fortan als ächte Glieder der deutſchen Nation vollſtändig an deren politiſchem, wirthſchaftlichem und geiſtigem Leben Theil nehmen.

IX. Nothwendigkeit der Schwächung Frankreichs. In ſolchen weltgeſchichtlichen Tagen aber, wo ſich Jahrhunderte des Völkerlebens in einen Blick zuſammendrängen, möge man die Augen auch ganz und groß aufmachen und nicht bloß an das denken, was uns zunächſt am Herzen liegt.

Dieſer Krieg, der Deutſchland in den Tiefen ſeiner Volksſeele gepackt hat, offenbart uns zugleich dunkle Abgründe im franzöſiſchen Volkscharakter. Ein giftiger Haß, der wie ein Tiger auf alles Deutſche ſpringt, was er nur erreichen kann, und das Unſchuldigſte nicht ſchont, eine tiefe, kalte Grauſamkeit und Verachtung tritt uns überall entgegen, gleichſam als wären wir Barbaren, die ſich unterſtänden, die edlen und hochgebildeten Bewohner von Frankreich mit Krieg heimzuſuchen.

Vier Wochen nach ihrer Kriegserklärung flüchtet ihr Kaiſer im ſchmutzigen Bahnwagen, in ſechs Schlachten werden ihre Heere zertrümmert, und Paris blickt zitternd von ſeinen Wällen, ob ſchon die deutſchen Fahnen zahllos am Horizont heraufſteigen. Wo aber zeigt ſich auch jetzt noch nur eine Spur von Selbſterkenntniß bei dieſem Volke? Wo iſt es nur eines einzigen hellen Blickes in ſeine wirkliche Lage mächtig? Seine verſtändigſten Männer ſagen, unſer Unglück rührt bloß daher, daß wir nicht genug vorbereitet waren und der Oberfeldherr Fehler machte. Mit zuſammengerafften Volkshaufen, ohne Waffen, ohne Plan und Führung will man unſern wohlbewaffneten Heeren widerſtehen. Man ſchreiet Schreckmittel aus, man überbietet einander in den fürchterlichſten Redensarten, als ſollte und müßte dergleichen helfen. Unſere Leute in Frankreich entſetzen ſich vor dieſem beinahe kindiſchen Selbſtgefühl, vor dieſer grauenhaften Unwiſſenheit des Volks. Seine Regierung kann ihm das Tollſte und Empörendſte von den Deutſchen ſagen, es wird gläubig angenommen. Als die deutſchen Heere ſich ſchon Paris näherten, glaubten noch gebildete Franzoſen, die Deutſchen ſeien nur nach Frankreich hinein gelockt, damit keiner entfliehen könne, wenn alle miteinander niedergemacht würden.

Täuſchen wir uns nicht, wir haben es hier mit einer tiefen und tückiſchen Krankheit, mit der Geiſteskrankheit eines ganzen Volkes zu thun, aus der ſich noch Entſetzliches entwickeln kann. Es iſt der Größenwahnſinn, jene Krankheit, die gerade in unſerer Zeit ſo ſehr die Irrenhäuſer bevölkert. Hier zeigt ſich ein ganzes Volk davon unheilbar ergriffen. Es leidet an der fixen Idee von der alle Völker überragenden Größe und Geiſteskraft des eigenen und befindet ſich in vollſtändiger Verblendung darüber, daß die Mittel dazu fehlen. Wir haben es hier nicht mehr mit dem Verſtande und Gefühl eines beſiegten Volkes, ſondern gleichſam einer wilden Naturkraft zu thun, gegen deren unbezähmbare Ausbrüche wir uns vorſehen müſſen.

Mögen die Franzoſen jetzt knirſchend vor

Wuth den Frieden unterschreiben, den wir ihnen diktiren, vom selben Augenblick an werden sie in Hochmuth und Selbstverblendung, in unersättlichem Haß und Grimm rastlos nur daran denken und arbeiten, wie sie den Frieden brechen und Rache nehmen. „Selbst der beste Friede mit Frankreich ist nur ein stummer Krieg", sagte schon Prinz Eugenius. Und jetzt, wo die Eitelkeit der Franzosen auf das Blutigste gefoltert ist, wo sie Schlacht auf Schlacht verlieren und nicht vom ganzen Europa, sondern nur von Deutschland allein den Fuß auf ihrem Nacken fühlen, — wie heiß und hastig und unaufhörlich werden sie nun bei allen Völkern stören und wühlen, um Europa wider uns in Brand zu setzen, und wenn es gelänge, o wie gräßlich würde ihre Rache sein!

Bei einer solchen Lage der Dinge müssen wir bloß mit dem kühlen Verstande rechnen. Wir haben unter allen Völkern, das ferne Nordamerika ausgenommen, keinen wahren Freund. Alle ohne Ausnahme sind voll Bangen und Unruhe, voll Neid und Mißgunst erfüllt über das gewaltige Aufsteigen unserer Nation. Keinen Augenblick dürfen wir den Gedanken fahren lassen, daß früher oder später gegen uns eine Kriegsverbündung mehrerer Völker fertig wird, deren Heerschaaren von allen Seiten über uns hereinbrechen. Wir müssen also, dazu nöthigt uns das einfachste Nachdenken, jetzt das uns gefährlichste Volk, wo und wie wir es können, schwächen und verkleinern. Wir müssen unsere Westgrenze gegen dasselbe so stark als möglich zu machen suchen, damit sie uns den künftigen Krieg wenigstens erleichtere, wenn wir ihn doch einmal nicht sollten vermeiden können.

Allerdings erleidet Frankreich, wenn es Elsaß und Deutschlothringen herausgibt, schon eine beträchtliche Einbuße. Wir bringen weniger in Anschlag, daß ihre Bewohner etwa zusammen beinahe $1^1/_2$ Millionen ausmachen, daß diese Volkszahl 40—50,000 Soldaten stellt, daß um ebenso viele Soldaten das deutsche Heer gestärkt und das französische vermindert wird. Wir wollen auch nicht einmal besonders abwägen, wie viel Nationalreichthum gerade in Elsaß und Deutschlothringen steckt. Auf Eines aber ist vorzüglicher Werth zu legen: Frankreich verliert an den Elsässern und Lothringern gerade Deutsche. Im ganzen Lauf der Geschichte ist leicht zu erkennen, wie die französische Politik stets lieber nach deutschem Lande als nach französischem oder wallonischem trachtete. Sie wußte wohl, was Frankreich fehlte, nämlich Zufluß guter deutscher Kräfte. Der französische Staat bezog bisher aus seinen deutschen Provinzen eine Unzahl von guten Beamten, Industriellen, Künstlern und Gelehrten. Die Namen Claude Lorrain, Auber, Rachel, Haußmann, Schneider sind bekannt. Es würde aber eine ganz hübsche Zahl Deutscher herauskommen, wenn man sie Alle in den französischen Amtszimmern, Fabriken und Kunststätten aufsuchen wollte. Bekanntlich nehmen sich auf den Karten, welche die Departements, je nachdem ihre Bewohner mehr oder weniger lesen und schreiben können, heller oder dunkler schattiren, die deutschen Striche am meisten licht und vortheilhaft aus.

Am schwersten aber wird Frankreich den Verlust von elsässer und lothringer Kriegsvolk verschmerzen. Denn dies gab ihnen nicht nur in Hülle und Fülle die kriegsharten Landsknechtsnaturen, die als guter Kern und Halt in alle französischen Truppen eingemischt wurden; Elsaß und Lothringen stellten auch vorzugsweise gute Unteroffiziere, noch mehr, sie hauptsächlich stellten das Streitvolk. Wie dürftig wird es künftig mit der französischen Kavallerie aussehen, wenn sie nur noch aus der Normandie feste und gewandte Reiter holen kann.

Elsaß hat nun eine gute Naturgrenze an seinem langgestreckten Westgürtel des Wasgauwaldes (Vogesen). Desto schlimmer aber wäre es in dieser Beziehung mit Deutschlothringen bestellt; die deutsche Sprachgrenze verläuft hier bald in Wald und Wiese, bald auf ebenen Feldern. Ohnehin wird sich bloß nach der Sprache die Grenze nicht leicht durch jene Striche ziehen lassen, in welchen das Deutsche schon stark mit dem Französischen gemischt ist. Es wurde aber schon oben wiederholt betont, daß unsere alt historische Grenze in Lothringen zugleich eine gute Naturgrenze ist. Es sind dies die langen Züge des öden und unwegsamen Argonner Waldgebirgs, die sich zwischen der Maas auf der einen, der Aire, der Aisne und der Marne auf der andern Seite bis zum Plateau von Langres erstrecken. Alles, was jenseits liegt, auch das alte Herzogthum Bar le Duc könnte den Franzosen verbleiben. Dies also, die lothringer Naturgrenze ist dasjenige Ziel, welches wir in diesem Kriege nächst Elsaß und Lothringen aufstellen müssen und, so Gott will, erreichen.

Im Ganzen aber würde Frankreich am Elsaß etwas über 1 Million, an Lothringen nahe $1^1/_4$ Millionen einbüßen, zusammen also etwa $2^1/_4$ Millionen, während Frankreich noch über 34 Millionen übrig blieben.

Außer Elſaß und Lothringen ſind alle andern Eroberungen Frankreichs minder werthvoll für uns, wenn auch ſehr wohl der Erwägung werth.

Zunächſt kommt Dünkirchen und das vlämiſch-deutſche Stück des Departements du Nord in Betracht, ſodann der walloniſche Theil dieſes Departements mit Lille, Valenciennes und Cambrai, endlich drittens das Artois. Ob und wie viel Frankreich von dieſen Landestheilen abtreten ſoll, ob dadurch Belgien zu vergrößern, ob Dünkirchen mit Umgegend vielleicht einer andern Macht zum Wachehalten zu übergeben ſei, ſind Fragen, die wir uns hier nicht zu entſcheiden trauen. Wohl aber möchte die Angelegenheit dieſer belgiſchen Vorlande dazu angethan ſein, die Entſcheidung ſo zu treffen, daß das deutſche Luxemburg, den an Belgien 1830 abgetretenen Theil eingeſchloſſen, ausgewechſelt würde und wieder vollſtändig zu Deutſchland käme. Wir fügen noch die Bemerkung dazu, daß das ſchmale Departement du Nord 1,200,000 Einwohner, während das Departement Pas de Calais (Artois) nur 700,000 zählt.

Eine andere Eroberung von Ludwig XIV. iſt das ſchöne Hochburgund, welches jetzt in den beiden Departements Doubs und Jura beinahe 600,000 Einwohner zählt. Es iſt oben darauf hingewieſen, wie dieſe herrlichen Landſchaften durch Gebirgszüge von Frankreich getrennt und ſowohl ihrer wichtigen Lage, als auch ihrer Volksart wegen mit Deutſchland noch vereinigt waren, als das mittlere und untere Rhonethal längſt zu Frankreich gehörten.

Jedenfalls möchte ſich die Grafſchaft Mümpelgard (Montbéliard), die, zwiſchen der Schweiz und der Freigrafſchaft gelegen, ſo hübſch den Sundgau umfaßt, dazu eignen, daß man ihre Wiedererwerbung näher ins Auge faßt. Würtemberg hat dieſes Land erſt vor 68 Jahren verloren und es ſtand ſich niemals ſchlecht unter ſchwäbiſcher Herrſchaft. Der Konvent hatte es ohne Weiteres an ſich geriſſen und der Lüneviller Friede den Raub beſtätigt.

Wie wichtig der Beſitz dieſes anmuthigen Landes, welches in dem großen offnen Durchgangsthor zwiſchen dem Rhein und der Rhone liegt, darauf muß man wiederholt die Blicke lenken.

Ein Wort aber, welches all die hier einzeln erwähnten Landſchaften zuſammenfaßt, würde wie ein Donnerwort des bleichen Schreckens durch ganz Frankreich tönen. Dies Wort lautet: Gebt die Eroberungen Ludwigs XIV. heraus! Die große Mehrzahl der gebildeten Franzoſen kennt von ihrer ganzen Landesgeſchichte eigentlich nur noch zwei Punkte: die Revolution mit Napoleons Kriegen, und die glorreiche Zeit des ſogenannten großen Königs. Im Ruhm und Glanz dieſer beiden Zeitabſchnitte ſchwelgten ſie unaufhörlich und nicht mit Unrecht. Durch die Eroberungen der Revolutions- und Kaiſerheere machten bereits die Jahre 1814 und 1815 einen dicken ſchwarzen Strich. Wenn jetzt dem größten Ruhm und Verdienſte, welche Ludwig XIV. in den Augen der Franzoſen hat, ein Gleiches geſchieht, wenn im Augenblick, wo Deutſchland es wirklich will, und zwar nur Deutſchland allein, all das Mühen und Ringen des größten unter den franzöſiſchen Königen als ein hiſtoriſcher Schnitzer erſcheint, ſo trifft das die Franzoſen ins Herz, und ſie werden einige Zeit brauchen, um ſich ſo weit zu erholen, daß ſie nicht ihre ganze neuere Geſchichte wie mit einem Mal ausgelöſcht betrachten.

Uebrigens umfaſſen all die von Ludwig XIV. eroberten Länder — Artois, Dünkirchen mit dem vlämiſchen, Lille mit dem walloniſchen Flandern, das franzöſiſche Luxemburg, der Elſaß und die burgundiſche Freigrafſchaft Mümpelgard, endlich auch Lothringen dazu gerechnet, im Ganzen 4¾ Millionen Einwohner und 912 QM.; Frankreich wäre alsdann bis auf 34¼ Mill. Einw. und 8,806 QM. verringert. Von 86 Departements behielte es noch 77. An Bevölkerung hätte es ein Siebentel, an Flächeninhalt ein Zehntel verloren. Dies würde allerdings ſchon eine Schwächung ſein, deren moraliſcher Eindruck noch ſchwerer wiegt als der Verluſt an Land und Leuten.

Eine Zerſtückelung Frankreichs aber wäre auch dann noch nicht eingetreten. Eine ſolche würde erſt beginnen, wenn das für ſich ſtehende Rhonegebiet abgelöſt und zu einem ſelbſtſtändigen Mittelſtaat erhoben würde. Die Androhung einer ſolchen Abtrennung möchte geeigneten Falls als Schreckmittel zu verwerthen ſein.

X. Deutſchlands Machtſtellung. Die Denkenden unſerer Nation, die tiefer Denkenden vielleicht in ganz Europa beſchäftigt jetzt nicht bloß der Krieg und wie viel er Frankreich koſten muß. Es ſind die unermeßlichen, noch gar nicht überſehbaren Folgen, die ſich aus dieſen Auguſt- und Septembertagen für die europäiſche Politik und die Fortbildung der Menſchheit entwickeln. Es zittert etwas in der Luft umher wie Morgenwehen und Morgengrauen, es iſt die Ahnung des nahenden Aufgangs des lichtgewaltigen Tagesgeſtirns. Ja, es ſind dieſe Tage, ſo Gott

will, der zweite herrliche Sonnenaufgang des deutschen Volkes.

Jahrhunderte der unaufhörlichen Kämpfe, der Lüge und Verwirrung, des allwärts zuckenden Geistes der Revolution hören auf, und allmählig kehrt Alles in seine natürliche und richtige Ordnung zurück. Denn in einem Organismus — die europäischen Völker und Staaten sind aber ein lebendiger Organismus — hängt das Wohlbefinden Aller von dem Gesundheitsstand in der Mitte ab. Die Mitte umfängt den Schlußstein, der das Ganze im Gleichgewicht hält. Das Herz Europa's war krank, und deshalb litten alle Glieder. Der Schlußstein des europäischen Staatssystems war zerrissen und zerklüftet, und deshalb war Unruhe und Schwanken aller Orten. Wenn aber das Volk der Mitte seine alte Gesundheit und Stärke wieder gewinnt und in seine alten natürlichen Verhältnisse zurückkehrt, dann wird auch Europa wieder Frieden und Gesundheit erlangen.

Wie oft hat man Deutschland die große Gedankenwerkstätte von Europa genannt! Die unsichtbare geistige Strömung trifft von allen Enden des Weltalls in der Mitte zusammen; hier muß das Beste, was die verschiedenen Völker an Kulturaat hervorbringen, verarbeitet werden. Aber von hier muß auch deutscher Geist nach allen Seiten hin ausstrahlen; das deutsche Volk muß nach allen Richtungen hin etwas von seinem geistigen Wesen abgeben und deshalb nothwendig eine gewisse geistige Herrschaft ausüben.

Die centrale Lage aber, durch welche die europäischen Völker rings um Deutschland gruppirt sind, setzt es auch in die eigenthümliche Lage, daß es entweder von allen Völkern zu gleicher Zeit politischen Druck erleiden oder zu Zeiten ihren Meister spielen muß. Sobald sie sich recken und ausdehnen wollen, streben sie alle der offenen Mitte Europa's zu. Um ihre Machtstellung in Europa zu behaupten, müssen sie ihren Einfluß in Deutschland behaupten. Deshalb durchkreuzt und bekämpft sich auf deutschem Boden ihre Politik, und deshalb schicken sie beständig nach der Mitte Europa's hin ihre Heere, um dort die entscheidenden Schlachten zu schlagen. Waren wir in den letzten fünfzig Jahren — Dank sei wenigstens so viel dem deutschen Bunde — stark genug, um die Fremden von unsern Grenzen abzuwehren, so ist es jetzt wohl an der Zeit, daß die deutschen Interessen wieder mit obenan stehen in Europa.

Deutschland folgt fortan nur seinem eigenen Willen, und die europäischen Mächte ketten fortan ihre Beschlüsse mehr oder weniger an den deutschen Willen an.

Deutschland wird wieder das Hauptland und sein Volk führt die Hegemonie in der europäischen Politik.

Deutschland vorzugsweise wird die kirchlichen und socialen Kämpfe entscheiden, welche die Gegenwart mit so viel Unruhe erfüllen.

In dieser Richtung etwa gehen die Ideen, die dunkel, aber hoffnungsreich über dem neuen starken Deutschland schweben, voll ernster Pflichten, aber auch voll hoher Ehren.

Erheben wir uns also auf die Höhe dieses Bewußtseins. Erfüllt von der Weihe und dem Ernste des großen Berufs des deutschen Volks nehmen wir ohne Lärm und Geschrei, aber fest und ruhig unsere althistorische Stellung wieder ein.

Wenn der eherne Schritt unserer Heere durch ganz Europa dröhnt, daß ringsum die alten Diplomaten zittern und Fürsten und Generäle sich einander verdutzt anschauen, — wenn Ereignisse so unerhört geschehen, daß sie nur dem Untergange des Napoleonischen Heeres auf den russischen Eisgefilden zu vergleichen, — wenn diese Ereignisse, nächst Gottes Hülfe und Gnade und neben dem verbrecherischen Uebermuth der Franzosen, durch die Kraft und Gewalt deutschen Geistes und deutscher Waffen in die Geschichte eintreten: so geziemt es sich wohl, bei aller nationalen Bescheidenheit doch Werth und Würde unsers Volkes hoch zu halten.

Leisten wir in der Wissenschaft nicht weitaus das Meiste und zugleich das Schärfste und Tiefste? Ist unsere Literatur und Kunst etwa nicht ebenbürtig der französischen oder englischen oder italienischen? Sind unsere Techniker und Industriellen, unsere Kapitäns und Kaufleute, unsere Ackerbauer und Handwerker etwa weniger intelligent und fleißig als ihre Berufsgenossen bei irgend einem andern Volke? Oder werden sie nicht vielmehr ihrer Bildung und Treue wegen aller Orten gesucht, wenn sie freilich im Ausland nur die zweiten Stellen bekommen? Es ist ja bei uns eine frische Triebkraft, ein überquellender Reichthum von Arbeitskräften auf jedem Gebiete. Auch die vielen Tausende zeugen davon, die jetzt unter grausamer Plünderung und Mißhandlung aus Frankreich ausgetrieben werden. Die wissenschaftlichen Verleger in Paris werden ihre Pressen weniger beschäftigen, wenn Deutsche nicht mehr für sie arbeiten. Laßt nur einmal alle diese deutschen Kräfte, die jetzt auswandernd sich durch die ganze Welt zerstreuen, die Vortheile der Engländer genießen, laßt die

überschießende Triebkraft unserer Bevölkerung, die jetzt andere Völker düngt, sich sammeln in unsern eigenen Kolonien, und es wird wahrlich eine Freude sein, was sie in kurzer Zeit Alles zu Stande bringen.

Und unsere Heere! Hat sich die deutsche Ueberlegenheit auf militärischem Gebiet nicht mit Frakturschrift kund gegeben? Die Franzosen schlugen aller Völker Heere, wir aber schlugen die Franzosen aus Rock und Kamisol. Diese physische Stärke, diese vorzügliche Bildung unserer Offiziere und Soldaten, dieser moralische Muth, bis daß Nerven und Sehnen brechen, diese sturmfreudige Tapferkeit, diese ausdauernd geistige und körperliche Frische in endlosen Strapazen, — wo wäre denn bei andern Heeren solch ein standhafter Verein von Kriegertugenden zu finden? Dabei der ausgezeichnet glückliche Verstand in der Verpflegung so großer Heeresmassen, die Trefflichkeit ihrer Ausrüstung, die Weisheit und Energie in der Führung, das harmonische Zusammengreifen aller Maßregeln, nie das Kleinste vergessen und stets zur rechten Zeit das Größte gethan, — sind das nicht alles ebenso viel Beweise von großer Volkstüchtigkeit, von seltener Kraft und Helligkeit des deutschen Geistes? Und dabei staunen die Völker, daß unser Land noch fort und fort neue Truppenmassen aufstellt, und in Mitte des Kriegs nach einem Dutzend blutiger Schlachten unsere Heeresstärke größer ist als im Anfang. Solche unerschöpfliche Kraftfülle ist auch eine der Bedingungen, welche die Ueberlegenheit an Völkern feststellen.

Was uns bisher fehlte, war Selbstgefühl und selbstständiges nationales Handeln im großen Styl. Im Mittelalter waren die Deutschen berühmt und verrufen als die fröhlichsten Gesellschafter, die ärgsten Trinker und die stolzesten Männer. Später aber wurde die Bescheidenheit eine Art von deutschem Nationallaster. Unsere Volkseinheit war gebrochen in den großen Religionskämpfen und unser nationaler Stolz untergegangen in dem Elend des dreißigjährigen Kriegs, als alle europäischen Heere ein Jahr um das andere kamen, unsere Städte und Dörfer einzuäschern und das rüstige Volk zu erschlagen. Seitdem traf uns Verlust auf Verlust; fast all unsere Grenzlande wurden von Deutschland abgerissen oder trennten sich in fesselloser Selbstsucht. Das deutsche Volk wurde eingekeilt zwischen große Militärmächte. Auf der einen Seite drängten erobernd die Türken, dann die Russen, auf der andern Seite eröffnete Frankreich einen Raubkrieg nach dem andern. Unsere Zerrissenheit war der eine Grund unseres Unglücks, die andere Hauptquelle aber war Frankreichs Ruhm- und Raubsucht. Was wir verloren, war Frankreichs Gewinn. Die Hegemonie, seitdem sie die europäische Mitte verließ, wechselte unruhig zwischen Frankreich, England, Rußland; am stärksten und beständigsten aber blieb sie bei Frankreich.

Das hat sich in diesen Tagen hoffentlich von Grund aus geändert. Der Krieg hat die Ueberlegenheit der deutschen Heeres- und Geistesmacht der Welt kundgethan. Frankreich ist niedergeworfen, und was mehr ist, dieser Krieg hat dem französischen Volke die gleißende Tünche abgerissen und hat es offen gedeckt in seiner inneren Schwäche und Fäulniß, in seiner Unwissenheit und Barbarei. Das ist die eine Seite unsers Erfolges: Frankreich muß auf seine Vorherrschaft verzichten und seinen großen Raub an Deutschland wiedererstatten.

Allein dieser Krieg hat noch eine größere Bedeutung. Er ist der siegreiche Kampf des germanischen Geistes gegen den überhandnehmenden Romanismus. Durch die Schlachten zwischen Saarbrücken und Paris werden auch große sittliche Kulturfragen entschieden. Seit der Vernichtung der Hugenotten hat der romanische Geist des Absolutismus sich in Frankreich fort und fort gesteigert, bis er von einer Revolution in die andere stürzte. Alle christlichen Staaten mußten diese revolutionäre Epoche mit durchmachen. Gott hat das so gewollt, damit sie sich reinigten von den letzten morschen Gerüsten und Trümmern der feudalen Welt. Mit der Herrschaft dieses romanisch-französischen Geistes ist es hoffentlich zu Ende, und zwar für mehr als hundert Jahre. Ein Zeichen dessen ist auch, was jüngst in unfaßbarer Weise zu Rom geschah. Wenn ein Princip, welches bisher die Welt beherrscht hat, Abschied nimmt, so gipfelt es sich irgendwo noch einmal zu seiner höchsten Spitze, um sogleich desto bodenloser zusammenzubrechen.

Und jetzt, wo alle deutsche Siegesfahnen wehen, kommen die andern Mächte, England, Oesterreich, Rußland und Italien und möchten uns Halt gebieten und um die Früchte unserer Siege bringen. Was haben denn diese Mächte gethan, um den Krieg zu hindern? Wo haben sie nur ihren Abscheu ausgesprochen, als der große Minirer auf dem französischen Thron die empörenden Zumuthungen an den deutschen Oberfeldherrn richtete? Und als er mit einer Frechheit ohne Gleichen den Krieg wirklich zum

übereilten Ausbruch trieb, wo hat ſich nur eine Hand gerührt, um uns zu helfen? Zu einer „aufmerkſamen Neutralität" verbanden ſich jene Mächte, d. h. zu einer ſtillſchweigenden Billigung des franzöſiſchen Raubkrieges. Wenn der Kaiſer der Franzoſen uns das Saarbecken und die Rheinpfalz entriſſen hätte, ſo würden alle Mächte es mit einigem Achſelzucken hinnehmen. Fordern wir aber unſere deutſchen Provinzen von Frankreich zurück, dann wollen ſie hindern und vermitteln und halten uns das Schreckbild des europäiſchen Gleichgewichts entgegen.

Was heißt denn dies europäiſche Gleichgewicht? Bedeutet es denn nur irgend etwas Anderes, als daß Deutſchland beſtändig durch den Zwieſpalt ſeiner beiden Hauptmächte gelähmt ſei? Wenn dieſe beiden gleich ſtark ſo an einander gepaßt ſind, daß ſie nothwendig ſich gegenſeitig hindern und bekämpfen, ſo können die übrigen Mächte im Schatten des Gleichgewichts in Europa Herren ſpielen.

Weshalb ſie aber wagen, uns ſolche Anmuthungen zu machen, iſt ſchon öfter geſagt. Die Diplomaten ſtecken noch in dem altgewöhnten Glauben, das deutſche Volk ſei als ſolches für ſich nichts, es ſei nur ein Gegenſtand der Abwägung der verſchiedenen großen und kleinen Mächte. Dabei überſchleicht ſie ein banges Gefühl, was der Rieſe in des Welttheils Mitten Alles thun könnte, wenn er ſeine Kräfte ſammele. Sollen nun wir Deutſche uns nimmer ſelbſt fühlen, was wir werth ſind und vermögen? Sollen wir uns immer kümmern um die falſchen Anſichten und Gefühle all unſerer Neidharte in Europa? Nein, verfolgen wir ruhig den Siegesgang unſerer Waffen! Iſt Paris genommen, wird das ganze unkriegeriſche Volk in Frankreich nur Frieden, Frieden! ſchreien, Frieden unter jeder Bedingung. Dann machen wir ihnen die Artikel, wie ſie lediglich für uns gut und heilſam ſind. Ehe ſich die andern Mächte zu identiſchen Noten an uns verſtändigen, kann Alles fertig ſein, und ſtehen neue Kriegsheere da, ihnen anzudeuten, daß wir etwas ſchwerhörig geworden. Europa wird ſchließlich die Verkleinerung Frankreichs ebenſo hinnehmen, wie es den Raub von Nizza und Savoyen und die Austreibung der Oeſterreicher aus Italien hingenommen hat. Sollten die Mächte wirklich Miene machen, über diplomatiſche Noten hinauszugehen, nun, ſo zählen wir unſere und ihre Heeresſtärke. Im Grunde kann nur Oeſterreich gefährlich werden, und Oeſterreich zu befriedigen, wird ſich noch ein Mittel finden, ohne dem übrigen Deutſchland eine weſentliche Laſt aufzubürden.

Seien wir alſo würdig dieſer hohen Tage, die Gott vom Himmel dem deutſchen Volk geſchenkt hat. Zeigen wir dem verblüfften Europa, daß wir wohl wiſſen und kennen die alte Herrſcherſtellung des ſtarken Centralvolkes. Wenn das Herzvolk friſche geſunde Kräfte durchwallen, werden ſich auch die Uebrigen nicht ſo ſchlecht befinden. Wahrheit und Natur ſiegen immerdar, darum keinen Schritt zurück vor den Drohungen der fremden Mächte, und alle Uebel, die ſie uns anthun könnten, werden ſich bald in Dunſt und Nebel auflöſen. Die Ströme des edelſten deutſchen Blutes, die in und um Elſaß und Lothringen gefloſſen ſind, floſſen nicht für einige Silberpfennige. Die deutſche Diplomatie wird ihre Schuldigkeit thun, und ſo flink und raſch wie die deutſchen Heere.

Franz v. Löher.

Hiſtoriſch-politiſche Umſchau. 3. September. **Der Krieg und die deutſche Frage.** Die Ereigniſſe auf dem Kriegstheater rollen ſchnell und entſcheidend ihrem Ende entgegen. Wir hatten kaum unſere letzte Umſchau geſchloſſen, als die Kunde von den furchtbar blutigen Kämpfen am 16. und 18. Auguſt eintraf. In dem befeſtigten Lager von Metz hatte ſich die ganze franzöſiſche Rheinarmee unter Bazaine's Oberbefehl geſammelt, mit Ausnahme der Corps von Mac Mahon und Douay, welche unter Führung Mac Mahons auf anderen Wegen nach Châlons gekommen waren, dort ihre Lücken ergänzten und weitere Verſtärkungen erhielten. So weit die bis jetzt bekannten Thatſachen ein Urtheil erlauben, würde die Bazaine'ſche Armee in der That Zeit gehabt haben, ihren Rückzug auf die Maas- oder Marnelinie, ja ſelbſt nach Paris auszuführen, wenn Bazaine von Anfang an die Abſicht gehabt hätte, ſich erſt dort zu ſchlagen. Aber er verweilte einige Tage — ſo weit man bis jetzt ſehen kann, ohne dazu genöthigt zu ſein — in der Nähe von Metz. Es ſchien ſogar einen Augenblick, als ob die franzöſiſche Armee noch diesſeits Metz auf dem rechten Moſelufer in der ſtarken Stellung an der Nied française den Kampf aufnehmen wolle. Dieſes Verweilen Bazaine's vor und um Metz iſt für die ganze weitere Kriegsführung Frankreichs verhängnißvoll geworden; die gegen ihn heranziehenden deutſchen Heere ſäumten keinen Augenblick, ſich in einer ebenſo raſchen und gewandten, als kühnen Weiſe zu benutzen. Der verzögerte die

bruch Bazaine's würde sinnlos gewesen sein, wenn er nicht zuerst die Absicht gehabt hätte, vor Metz die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Hierfür wollte er aber noch Verstärkungen an sich ziehen, namentlich das Mac Mahonsche Heer. Wahrscheinlich hat er in dem Augenblick, als das rasche Vorrücken verschiedener deutschen Corps es ihm ungewiß erscheinen ließ, ob jenen Verstärkungen der Weg zu ihm offen bliebe, den Plan aufgegeben, vor Metz den Kampf aufzunehmen, und den Rückzug über Verdun beschlossen. Es war zu spät. Das Rückzugsgefecht, welches Bazaine am 14. August bei Longeville beim Uebergang über die Mosel zu bestehen hatte, verzögerte seinen Rückzug gerade noch um so viel, daß ein Theil der deutschen Corps sein Heer am 16. August auf dem Weg nach Verdun in der Flanke fassen konnte, bei Mars-la-Tour. Es war der große Erfolg dieses blutigen Tages, daß Bazaine die Straße, auf welcher er nach Verdun abzuziehen begonnen hatte, verschlossen und er mit seinem Heere zurückgedrängt wurde. Aber zwei Straßen führen von Metz nach Verdun, noch stand die nördlichere offen. Freilich war der Abzug auf derselben auf die Gefahr hin, von einer überlegenen Macht während des Rückzuges in der Flanke gefaßt zu werden, nach der Schlacht vom 16. zu einem sehr gewagten Unternehmen geworden. Doch hätte der Versuch vielleicht gemacht werden können. Aber die Schlacht vom 18. in der Nähe von Metz bei Rézonville verschloß auch diesen Weg. Bazaine war vollständig in das befestigte Lager von Metz zurückgeworfen, alle Verbindungen nach Paris waren abgeschnitten; denn auch zwischen Thionville und Metz lagerte sich das sächsische Corps, welches von nun an in Verbindung mit der preußischen Garde als „vierte Armee" unter Führung des Kronprinzen von Sachsen auftritt.

Wenn einst die Geschichte dieses großen Krieges geschrieben werden kann, so wird sie wahrscheinlich bei den Schlachten vom 16. und 18. August, welche mit dem Rückzugsgefecht vom 14. August als ein in sich zusammenhängendes Ganze aufzufassen sind, als dem eigentlich entscheidenden Mittelpunkt des Krieges verweilen. Sie erinnern in mehr als einer Beziehung an die Leipziger Völkerschlacht. An beiden Tagen, am 16. und 18., besonders am 18. hatten die deutschen Heere den Feind in vortheilhaften, zum Theil festungsartigen Stellungen anzugreifen, und sie stürmend zu nehmen. Daher die ungeheuren Verluste an Todten und Verwundeten auch auf Seite der Sieger, daher die allgemeine Trauer, welche sich mit dem Siegesjubel mischte. An den Schlachttagen, namentlich am 18. August hatte die befestigte Stellung des französischen Heeres den Vortheil der größeren Zahl auf Seite der Sieger ausgeglichen. Nachdem dem französischen Heere alle Wege verlegt waren, änderte sich die Aufgabe. Um den eingeschlossenen Feind nicht entwischen zu lassen, hielt man einige Corps für ausreichend. Sie konnten sich nun ihrerseits verschanzen und erwarten, ob sie der Feind in dieser Stellung aufsuchen werde. Die anderen Corps traten, der schon ziemlich weit vorgerückten dritten Armee unter dem Kronprinzen von Preußen folgend, entschlossen den Vormarsch auf Paris an.

Daß Bazaine sich den Weg nach Paris nicht mehr erkämpfen könne, stand fest. Dies war bereits ein Großes. Denn seine Armee bedeutete in Paris, als Mittelpunkt der sich an sie anschließenden neuen Formationen, als Stützpunkt des Massenaufgebotes, für die letzte Entscheidung des Krieges etwas ganz Anderes als in Metz. Dieser große strategische Erfolg behält also *selbst für den Fall* seinen Werth, wenn das Bazaine'sche Heer sich bis zu der Zeit in Metz ernähren und überhaupt halten kann, wo vor Paris die Würfel fallen, und wenn es bis zu diesem Zeitpunkt eine ebenso starke deutsche Armee nöthigt, vor Metz zu bleiben. Daran aber muß man in Paris verzweifelt haben; man muß, wenn diesem Heere nicht rasch Hülfe komme, seine baldige Kapitulation — vielleicht nach einem letzten Verzweiflungskampf — als bevorstehend angesehen haben. Nur unter dieser Voraussetzung ist das waghalsige Unternehmen Mac Mahons, dessen unglücklicher Ausgang eben jetzt bekannt wird, überhaupt verständlich.

Die deutschen Heere, welche jetzt auf französischem Boden stehen — 14 Armeecorps, das Gardecorps, die würtembergische und die badische Division und einige Landwehren —, mögen unter der gewiß gerechtfertigten Voraussetzung, daß die Lücken, welche der Krieg gerissen, bereits durch Ersatztruppen ausgefüllt sind, auf nicht weniger als 550,000 bis 600,000 Streiter zu veranschlagen sein. Was von diesem Heere nicht vor Metz, zur Belagerung Straßburgs und zur Beobachtung einiger im Rücken des Heeres liegen gelassener festen Plätze zurückgeblieben war, bewegte sich auf verschiedenen Straßen gegen Paris. Schon war das Hauptquartier des Königs in Bar le Duc, Châlons vom Feinde geräumt. Unterdessen war Mac Mahon, und mit ihm der Kaiser, von Châlons nach Rheims

gegangen, an der Spitze eines Heeres, deſſen Stärke man nicht genau kennt, aber auf etwa 120,000 Mann ſchätzt. Während man ſich denſelben auf dem Wege nach Soiſſons und Paris dachte, ſchlug er die entgegengeſetzte Richtung ein, zuerſt die nordöſtliche nach Rethel zu, dann öſtlich die Aisne entlang, den Ardennen entgegen. Sein Plan war, durch die Ardennenpäſſe die Maaslinie zu gewinnen, die Maas zu überſchreiten, zwiſchen Maas und Moſel ſich Metz zu nähern, Bazaine das Signal zu geben, auch ſeinerſeits den Kampf aufzunehmen, die Vereinigung der beiden Heere zu erkämpfen, und um im Rücken der deutſchen Heere eine für dieſelben höchſt gefährliche Operation zu beginnen. Im Anfang ſcheint dieſe kühne und unerwartete Bewegung Mac Mahons in der That von den nach Paris ſich bewegenden deutſchen Heeresſäulen nicht bemerkt worden zu ſein. Aber nicht lange währte dieſe Täuſchung. Sobald man deutſcherſeits erkannte, daß Mac Mahon durch einen Flankenmarſch den rechten Flügel des deutſchen Heeres zu umgehen ſuche, ſtand die vierte und dritte Armee von ihrem Vormarſch nach Paris ab, ſchwenkte rechts und ſuchte Mac Mahon, bevor er ſich Metz nähern konnte, zu erreichen. Dieſe Bewegung muß mit einer außerordentlichen Schnelligkeit ausgeführt worden ſein, auch ſcheint Mac Mahon (wenigſtens mit einem Theile ſeiner Truppen) in einem größeren, mehr nördlich nach Mezières zu gezogenen Bogen ſeinem Ziele zugeſtrebt zu ſein, wahrſcheinlich durch die Umſtände dazu genöthigt. Wie dem auch ſei, die deutſchen Truppen, welche dem in Eilmärſchen gehenden Mac Mahonſchen Heere folgten, erreichten daſſelbe, bevor ein Verſuch zur Vereinigung mit dem Bazaine'ſchen Heere gemacht werden konnte. Am 27. und 29. ſtießen vorauseilende deutſche Kavallerieabtheilungen bei Buzancy und Voucq auf kleine Trupps des franzöſiſchen Nachtrabs, welche geworfen wurden, und am 30. Auguſt fand nicht nur ein ſchon etwas bedeutenderes Gefecht zwiſchen der Avantgarde des 12. Armeecorps und Truppen des 5. franzöſiſchen Armeecorps bei Nowart ſtatt, ſondern Mac Mahon ſelbſt ward genöthigt, bei Beaumont, noch auf dem linken Ufer der Maas, den Kampf mit dem nacheilenden Feinde aufzunehmen. Er ward geſchlagen und unter Verluſt von mehr als 20 Geſchützen, vieler Munition und mehreren tauſend Gefangenen bei Mouzon über die Maas gedrängt. An demſelben oder an den folgenden Tagen ſchlug auch Bazaine in Metz los, um ſich durchzuſchlagen und dem Mac Mahonſchen Heer entgegenzugehen. Es war umſonſt, er konnte nicht durchdringen. Aber auch gegen Mac Mahon wurden die Kämpfe an den der Schlacht von Beaumont folgenden Tagen wieder aufgenommen, beſonders um die kleine Feſtung Sédan, in welche ſich Mac Mahon geworfen. Das Ergebniß dieſer Kämpfe verkündet ein Telegramm des Königs von Preußen an die Königin, welches uns gerade in dieſem Augenblick zu Geſicht kommt. Es lautet: „Kapitulation, wodurch ganze Armee (etwa 80,000 Mann) in Sédan kriegsgefangen mit General Wimpffen, der ſtatt des verwundeten Marſchalls Mac Mahon kommandirte, abgeſchloſſen. Napoleon ſich ſelbſt ergeben, da er nicht ſelbſt kommandirte und Alles der Pariſer Regentſchaft überläßt. Seinen Aufenthalt werde ich beſtimmen, ſobald ich mit ihm geſprochen habe, in einem Rendezvous, das ſofort ſtattfindet."

Welches Stück Geſchichte liegt in dieſen Worten! Was bedeuten nun noch die zur Vertheidigung von Paris ſich ſammelnden Maſſen? Sie hätten ſehr viel bedeutet neben dem Bazaineſchen und Mac Mahonſchen Heere. Auch mit dem Mac Mahonſchen Heere allein waren ſie vielleicht noch ein nicht zu verachtender Feind. Ohne beide Heere werden ſie, alles feſten Haltes baar, außerordentlich wenig bedeuten.

In Paris ging ſchon, ehe die letzten folgenſchweren Kriegsereigniſſe eingetreten waren, Alles in der Vorbereitung für die erwartete Belagerung, für den letzten Vertheidigungskampf auf. Wir verweilen nicht bei den parlamentariſchen Stürmen, welche die Weigerung der Regierung, einen Vertheidigungsausſchuß durch den Geſetzgebenden Körper ernennen zu laſſen, hervorrief, oder welche entfeſſelt wurden, wenn ſich die Miniſter rückſichtlich der Kriegsereigniſſe, der Stellung des Feindes und der franzöſiſchen Heere in nothgedrungenes Schweigen hüllten, oder wenn die Linke zum offenen Bruch mit dem Kaiſerreiche aufforderte. Allerdings lebt das Kaiſerreich nur noch, weil der geſetzliche Belagerungszuſtand im Hinblick auf die herannahende wirkliche Belagerung täglich Tauſende von Individuen, die Paris ſpäter zur Laſt fallen würden und die meiſtens Handlanger einer geplanten Socialrevolution ſind, vor die Thore der Hauptſtadt führt. Es lebt nur noch, weil unzählige Bürger, die innerlich mit dem Kaiſerreich vollſtändig gebrochen haben, doch vor dem Gedanken eines zu dem unglücklichen Krieg ſich geſellenden politiſchen Umſturzes erbeben, und weil man ſich endlich fragt, ob denn der revo-

lutionäre Terrorismus, wenn man ihn während der Tage des Unglücks auf den Thron erhöbe, noch andere und ausgiebigere Mittel zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit haben würde als diejenigen, wornach man ſchon jetzt namentlich durch das Maſſenaufgebot gegriffen hat. Aber gleichviel, es lebt doch noch und führt Frankreich in der Kriſis, in welche es daſſelbe geſtürzt hat. — Der General Palikao, den man, als das Kriegsunglück hereinbrach, nach dem Sturz des Miniſteriums Ollivier an die Spitze des Miniſteriums geſtellt hatte, verdankte ſeine Ernennung gewiß ſeinem Ruf als Mann der rückſichtsloſeſten That. Aber er iſt zugleich unzweifelhaft ein dem Kaiſerreich durch und durch ergebener Soldat. Dagegen iſt es recht bezeichnend für die fortſchreitende innere Entwickelung, für das Zuſammenbrechen der imperialiſtiſchen Stützen, daß man die geſammte Vertheidigung von Paris in die Hand Trochu's legte, dieſes in allen gut kaiſerlichen Kreiſen bisher ſo mißliebigen Generals. Ein anderes beachtenswerthes Zeichen der Zeit war es, daß die Regierung, während ſie beim Herannahen der feindlichen Heere eventuell die Verlegung des Regierungsſitzes nach Bourges oder Tours vorbereitete, Thiers — dieſen vom Kaiſer gewiß recht gründlich gehaßten Staatsmann — zum Mitglied des Vertheidigungsausſchuſſes für Paris ernannte. Die Regierung hatte der Neigung des Geſetzgebenden Körpers, ſelbſt einen ſolchen Vertheidigungsausſchuß zu ernennen, widerſtanden und durch ihren Widerſtand einen dahin gerichteten Beſchluß abgewendet. Sie ſah darin nicht ohne Grund den Anfang des Uebergangs der Exekutivgewalt auf die Kammer, den erſten Schritt zum Syſtem des Wohlfahrtsausſchuſſes. Aber ſie hatte, um dem Konflikt die Spitze abzubrechen, ſich herbeigelaſſen, ſelbſt einige Mitglieder des Geſetzgebenden Körpers, und unter ihnen Thiers, in den Vertheidigungsausſchuß zu berufen. Doch folgte Thiers dieſem Rufe nicht eher, als er ihn vom Geſetzgebenden Körper wenn auch nur durch Akklamation gewiſſermaßen hatte ſanktioniren laſſen.

Die Fieberhitze, welche den franzöſiſchen Volkskörper ergriffen, offenbart ſich übrigens auf dem Lande ganz anders als in Paris und in einigen andern großen Städten. Während in der Hauptſtadt des Reiches das Volksgefühl der Maſſen die Politik des Kaiſers, die Fehler der Regierung, den früheren Abſolutismus und die von ihm ausgegangene Korruption für das Unglück des Landes verantwortlich macht, ſieht ein Theil des Landvolks in der dem Kaiſer ſeit einigen Jahren gemachten Oppoſition die Quelle des Unheils. In manchen Gegenden Frankreichs ſind Mitglieder der Linken, wenn ſie ſich öffentlich ſehen laſſen, ihres Lebens kaum ſicher; und wiederholt ſind ſchon Beiſpiele vorgekommen, daß man mit zerſtörender Hand ſich auf ländliche Beſitzungen derſelben geſtürzt hat. Zwei Dinge aber ſind es vor Allem, welche darthun, in welchem Grade die durch das Kriegsunglück geſchürten Leidenſchaften in Frankreich Sinn und Verſtand berückt und ſelbſt einige bisher den Franzoſen mit Vorliebe beigemeſſene edle Eigenſchaften in ihr Gegentheil verkehrt haben. Wir meinen das ſich fortwährend wiederholende Schießen auf abgeſendete Parlamentäre und die Brutalität, welche, vor Allem in Paris, Regierung und Volk gegen die daſelbſt in Maſſe lebenden und Geſchäfte treibenden Deutſchen übt. Die Lage derſelben iſt über alle Beſchreibung peinlich und traurig. Die Ausweiſungsmaßregel wurde anfangs mit einer gewiſſen Mäßigung geübt. Seit den Schlachten vor Metz, ſeit dem Marſch der deutſchen Heere auf Paris hat man jede Rückſicht bei Seite geſchoben, und unterſchiedslos ſtößt man die Angehörigen der kriegsführenden Staaten, Beſitzende und Nichtbeſitzende zu Tauſenden — mit ihnen ſogar eine Zahl Deutſch-Oeſterreicher — mit Gewalt aus Paris und aus Frankreich. Wenn man in einer Zeit, wo ſelbſt Franzoſen, die dem belagerten Paris eine Laſt zu werden drohen, aus der Stadt entfernt werden, von jedem Fremden, der bleiben will, mit beſonderer Strenge einen Nachweis darüber verlangte, daß er auf längere Zeit mit allen nöthigen Lebensmitteln vollſtändig verſehen iſt: nichts wäre natürlicher als dies. Wenn man alle nur im geringſten heimlicher Umtriebe verdächtigen fremden Elemente ohne lange Unterſuchung entfernte, auch dies wäre gerechtfertigt durch die Noth der Zeit. Aber daß man ſelbſt über dieſe Grenzen hinausgeht, iſt ebenſo barbariſch als unklug, denn die Zeit iſt nahe, wo kein Widerſtand mehr möglich ſein und das Schickſal Frankreichs endgültig in der Hand des Siegers liegen wird. Daſſelbe muß man von dem völkerrechtswidrigen Schießen auf die Parlamentäre ſagen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß in allen großen Kriegen von beiden Seiten Beſchuldigungen über völkerrechtswidrige oder brutale Gewaltakte erhoben worden ſind, von denen ſich ſpäter herausſtellte, daß ſie auf Mißverſtändniſſen, auf Uebertreibungen beruhten, oder daß ſie von der erhitzten Phantaſie erzeugt, von der Leidenſchaft

und Leichtgläubigkeit weiter getragen wurden. Auch wissen wir, daß in der stürmischen Bewegung des Krieges der Feind leicht einmal ein Zeichen übersehen kann, wovon der Gegner glaubt, er müsse es erkannt haben, und daß man niemals die ausnahmsweise Missethat des Einzelnen dem Ganzen zur Last legen soll. Aber wenn wir uns auch bemühen, in diesem Geiste die Beschuldigungen der bezeichneten Art, welche gegen Frankreich sich anhäufen, zu sichten und objektiv zu beurtheilen, die Milderungsgründe reichen nicht aus. Zu oft wiederholen sich die unverantwortlichsten Dinge. Es mußten die übereinstimmend berichteten Thatsachen zum größten Theile erfunden oder entstellt sein — und für diese Annahme fehlen Gründe, — oder es ist das strenge Urtheil begründet, daß die Haltung Frankreichs während des Krieges seinen sittlichen Verfall in derselben Weise darthut, wie der Krieg und seine Erfolge zeigen, daß Frankreich politisch und militärisch nicht mehr so schwer wie ehedem auf der Völkerwage wiegt, auf welcher das Geschick von Zeit zu Zeit das Gewicht der sich äußerlich und innerlich umgestaltenden Staaten prüft.

So standen die Dinge in Paris vor den letzten Kämpfen bei Metz, bei Beaumont, Sédan, vor der Kapitulation des Mac Mahonschen Heeres, der Gefangennehmung des Kaisers. Den Einfluß dieser Nachrichten auf den Mittelpunkt des französischen Reiches kennt man noch nicht. Wird man die Regentschaft an ihrem Platze und ihr alles Weitere überlassen? Wird sie an eine Fortsetzung der Vertheidigung denken oder um Frieden bitten?

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt Europa den gewaltigen Ereignissen, die sich folgenschwer in seiner Mitte vollziehen. Unstreitig besteht hier und da das Gelüste, rücksichtlich der Folgen ein Wort mitzusprechen. Darauf deutete schon die entschiedene und würdige Zurückweisung, welche die officiösen Blätter Berlins solchen Bestrebungen ganz vor Kurzem im Voraus entgegensetzten. Im Uebrigen ist die Entwickelung zu rasch, die Machtentfaltung zu großartig, der Erfolg zu durchschlagend, als daß eine ernstliche und bedenkliche Einmischung nach dem Kriege wahrscheinlich würde. Auf der pyrenäischen Halbinsel ist man ganz durch die inneren Wirren gefesselt. In Spanien regen sich die Karlisten wieder und in Portugal sind eben jetzt dem Verschwörer Saldanha die Zügel des Ministerpräsidenten entfallen. Man will ihn, wie es heißt, als Gesandten nach London gehen lassen. Italien kann nach den Schlachten vor Metz und bei Beaumont noch weniger als nach den Kämpfen bei Wörth und Saarbrücken daran denken, das zu erfüllen, was der König ursprünglich Napoleon heimlich versprochen haben mag. Es fährt fort, seine Rüstungen zu vervollständigen. Das Gewitter wird sich aber wahrscheinlich bald in der Richtung auf Rom entladen, denn die innere Bewegung des Volks drängt die Regierung mehr und mehr zu einem entscheidenden Schritt nach dieser Seite hin. Wir vermutheten richtig, als wir trotz einiger dafür sprechenden Zeichen annahmen, Preußen werde die Rolle eines Schützers der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht übernehmen. Es hat sich in Beziehung auf die römische Frage, wie man jetzt anzunehmen wohl berechtigt ist, in Rom sowohl wie in Florenz neutral erklärt. Oesterreich arbeitet sich noch an seinen Verfassungswirren ab. Es steht vor der Eröffnung seines Reichsrathes. Ob der böhmische Landtag denselben beschickt, entscheidet sich vielleicht, während wir dies schreiben. Die deutsche Verfassungspartei nämlich hat dort nicht mehr die Mehrheit und deshalb die Beschickung des Reichsrathes nicht in ihrer Hand. Daß die Tschechen die Mehrheit im Landtag haben, wie behauptet wird, ist nur dann richtig, wenn man die aus den Wahlen des Großgrundbesitzes diesmal als Sieger hervorgegangenen „Feudalen" ohne Weiteres den Tschechen zuzählt. In Wahrheit schicken sie sich an, eine mittlere Stellung zwischen der deutschen Verfassungspartei und den Tschechen einzunehmen. Letztere sind einstweilen, trotz Deklaration, in den Landtag eingetreten, und haben auch, „da sie nicht mehr in der Minorität seien", die deutsche Partei aufgefordert, ihre Führer zu gemeinschaftlichen Besprechungen zu schicken. Vorerst soll außerhalb des Landtags der Versuch gemacht werden, das Problem zu lösen, ob und wie sich böhmisches Landesrecht (nach tschechischer Auffassung) und österreichisches Verfassungsrecht vereinigen läßt. Dieser Versuch wird eben jetzt gemacht, mit welchem Erfolg, ist abzuwarten. An der etwas versöhnlicheren Stimmung der Tschechen hat die Appellation der Regierung an den österreichischen Patriotismus vielleicht einen geringeren Antheil als das Mißbehagen, mit welchem sie auf die Erfolge der deutschen Waffen blicken. Wenn sie im Geiste den preußischen Adler zum deutschen Reichsadler werden sehen und erwägen, wie weit dereinst seine Schwingen tragen können, so mag sie vielleicht das Gefühl überkommen, daß die tschechischen

Sonderbeſtrebungen unter der Deviſe „wir können warten“ doch nicht für alle Zukunft beſonders ſicher geborgen ſind. Die franzoſenfreundlichen Demonſtrationen des galiziſchen Landtags werden ſchwerlich von beſonderem Gewicht für Oeſterreichs auswärtige Politik werden.

England hat ſich mit Italien, Oeſterreich und Rußland dahin vereinigt, daß keine dieſer Mächte aus den Grenzen der Neutralität während des deutſch-franzöſiſchen Krieges heraustreten ſoll, ohne den andern Mächten ſeine Gründe für eine ſolche veränderte Politik zuvor dargelegt zu haben. Dies iſt nicht viel, aber es iſt doch etwas. Im Uebrigen iſt es bezeichnend, daß eben jetzt das Organ des Grafen Bismarck, die „Nordd. Allg. Ztg.“, ſchreibt: „In England fängt die öffentliche Meinung an, ſich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir mindeſtens die Vogeſengrenzen fordern können, neben einer Kriegskoſten-Entſchädigung von einer Milliarde. Wir denken aber, daß wir dazu noch die Moſellinie mit Metz haben müſſen, und ſo Gott will, haben werden“.

Rußland iſt vielleicht die Macht, welche ſich trotz des bisherigen freundſchaftlichen Verhältniſſes zu Preußen ſchließlich noch am entſchiedenſten gegen die Ueberſchreitung der Mainlinie und die Erweiterung der Grenzen Deutſchlands ſtemmt. Wird doch auch behauptet, daß 1866 mehr noch die Rückſicht auf Rußland als auf Frankreich für Preußen beſtimmend geworden ſei, in ſeinen Plänen an der durch den Prager Frieden bezeichneten Grenze anzuhalten. Ein ſolches Auftreten Rußlands, wenn es erfolgen ſollte, würde dies Mal ſchwerlich ſtark genug ſein, den Arm des Siegers zu lähmen. Es könnte vielleicht ſogar etwas ſehr Gutes fördern, denn es böte ſich damit für Preußen eine herrliche Gelegenheit, Oeſterreich nicht durch Rußland anziehen zu laſſen, ſondern es ſelbſt zu gewinnen. Es gälte dann den Wurf zu thun, mit der deutſchen Entwickelung auf der gewonnenen neuen Grundlage auch die der öſterreichiſchen Monarchie im wohlverſtandenen Intereſſe der deutſchen Geſammtnation in das rechte Geleiſe zu bringen.

Wir werden durch den Gang der Ereigniſſe auf dieſe Frage zurückgeführt werden. Sie betrifft nicht unmittelbar die Kriegsziele, worüber wir nunmehr noch Einiges zu ſagen haben, hat aber doch eine innere Verwandtſchaft dazu. — Seitdem wir in der letzten Umſchau die Abrechnung mit Frankreich beſprachen, haben ſich die officiöſen Blätter Preußens ſo entſchieden über die Zurückforderung vom Elſaß und einem Theile Lothringens ausgeſprochen, daß an dem feſtſtehenden Entſchluß, nur auf Grund der gewonnenen Vogeſen- und Moſellinie Frieden zu machen, nicht mehr zu zweifeln iſt. Wir können dem nur von Herzen zuſtimmen, unter der Vorausſetzung, daß man dieſe ſeit vielen Menſchenaltern Frankreich einverleibten Gebiete nicht bloß zu Anhängſeln von iſolirt daſtehenden Mittelſtaaten macht, ſondern ihnen die Theilnahme an einem wahrhaft großſtaatlichen Nationalleben ſichert. Das iſt der Grundgedanke unſerer früheren Erörterung dieſer Frage. Kommt die deutſche Frage in Folge des gegenwärtigen Krieges wenigſtens für das geſammte nichtöſterreichiſche Deutſchland zu einem befriedigenden Abſchluß, ſo iſt die Verbindung des elſäſſiſchen und lothringiſchen Vogeſen- und Moſellandes mit den angrenzenden ſüddeutſchen Staaten offenbar die naturgemäßeſte Löſung. Bliebe Deutſchland auch nach dem Kriege noch politiſch zerriſſen, wie es heute iſt, dann könnte, wie uns ſcheint, nur noch die unmittelbare Verbindung dieſer Gebiete mit Preußen in Frage kommen. Dieſes würde ſich dann freilich mit einer langen, ſchmalen Landzunge zwiſchen Frankreich und die ſüddeutſchen Staaten legen, eine ſchlechte geographiſche Lage erhalten und ſeine jetzt erhaltene leidliche Abrundung wieder verlieren. Wir verlangen alſo für die von Frankreich wieder abzutrennenden urſprünglich deutſchen Länder in erſter Linie, daß ſie durch die angrenzenden Staaten als Glieder eines gemeinſamen deutſchen Nationalſtaates in die deutſche Heimat zurückgeführt, in zweiter Linie, daß ſie preußiſche Provinz werden. Kann oder will man ihnen weder die eine, noch die andere Stellung geben, dann laſſe man ſie nur lieber bei Frankreich.

Es wäre ſehr traurig, wenn der gegenwärtige Krieg ſchlöſſe, ohne die Vorausſetzung der naturgemäßeſten Löſung zu bringen, wenn die herrlichſten deutſchen Siege nur die Niederwerfung Frankreichs, nicht die Wiederauferſtehung Deutſchlands bedeuteten. Es erſcheint uns wie ein Verbrechen, wenn aus dieſer furchtbar blutigen Saat nicht die Beſeitigung, ſondern die Befeſtigung der Mainlinie hervorginge. Indem wir ſo an die Schwelle der deutſchen Frage geführt ſind, wollen wir, da wir heute nur Weniges darüber ſagen können, zunächſt einige allgemeine Bemerkungen vorausſchicken.

Der großdeutſche Gedanken, wie er bis zum Jahre 1866 praktiſch verfolgt wurde, erſtrebte,

ſo weit er nicht von dem gewöhnlichen Partikularismus als Maske getragen wurde, als höchſtes Ziel die Wiederherſtellung eines kräftigen Geſammtreiches, nicht in den alten Formen und im alten Geiſte, ſondern auf neuen Grundlagen und in einem neuen Geiſte. Er unterſchied zwei Stadien, welche unſer nationales Leben zu durchlaufen haben würde, ein vorbereitendes und ein abſchließendes. Für das letzte ſetzte man eine gewaltige Kriſis voraus, die nach dem Geſetz aller menſchlichen Dinge, auch wenn man ſie nicht künſtlich ſucht, einmal kommen müſſe, nämlich daß Oeſterreich oder Preußen kraftlos ablebe, oder an akuten Krankheiten untergehe, ſo daß der eine Großſtaat auf den Trümmern des andern die ganze Nation mit Allem, was ihr an fremden Elementen geſchichtlich eingefügt iſt, zur Einheit führen könne, wo möglich in der Form eines wahrhaft föderativ geordneten Bundesſtaates oder Kaiſerreiches (vergl. meine Schrift „Die deutſche Nation und das Kaiſerreich“, München 1862, S. 222). Was die vorbereitenden Stadien betrifft, ſo verſchloß man ſich der Einſicht nicht, daß jeder Bund, in welchem zwei Großſtaaten zuſammenwirken, mit vielen Mängeln behaftet bleiben und nicht leicht aus einem loſen Gefüge hinauskommen wird. Aber man glaubte, daß bei gutem Willen auch auf der gegebenen Grundlage eine relative Verbeſſerung unſeres gemeinſamen öffentlichen Lebens und damit ein allmähliges beſſeres Zuſammenwachſen der geſammten Nation möglich ſein werde. Man glaubte ferner, daß vor Allem das vollſtändige Zerfallen der Nation in mehrere politiſch gar nicht mehr zuſammenhängende Theile zu verhüten ſei, und ſtellte dieſen Geſichtspunkt über die Erlangung einer einheitlicheren Form für einen in ſich abzuſchließenden Theil Deutſchlands.

Seit 1866 verfolgt die im Grund republikaniſch geſinnte Partei den großdeutſchen Gedanken noch in ihrer Weiſe. Sie kann dies, denn ſie will zur gelegenen Stunde nicht nur mit den kleinen Monarchien, ſondern auch mit den großen Monarchien Oeſterreich und Preußen brechen und dadurch freien Boden für eine deutſche Föderativ-Republik, und zwar im geſammtdeutſchen Sinn erhalten. Für Alle, welche nicht mit der Monarchie grundſätzlich gebrochen hatten oder brechen wollten, entrückten eigentlich ſchon die Ereigniſſe von 1866 den großdeutſchen Gedanken in ſeiner früheren Bedeutung, wenigſtens inſofern es ſich darum handelte, ein poſitives konkretes Ziel aufzuſtellen. Doch mochten es immerhin Viele noch als ungewiß betrachten, ob das 1866 Begründete auch Beſtand haben, ob das deutſche Geſammtleben nicht bald in eine andere Bahn getrieben werden würde. Daß der Krieg von 1866 und die ihm zu Grunde liegende Politik eine neue gewaltſame Kriſis nach ſich ziehen werde, war ſehr wahrſcheinlich. Niemand konnte vorausſagen, wie weit ſie ſich erſtrecken, in welcher Verfaſſung ſie Oeſterreich finden, welche Rolle es ſpielen, ob der Ausgang der Kriſis die Befeſtigung oder den Umſturz der preußiſchen Errungenſchaften von 1866 bedeuten werde. Heute iſt für dieſe Ungewißheit nicht mehr Raum. Der Krieg gegen Frankreich hat das ganze nichtöſterreichiſche Deutſchland in der ſchönſten Weiſe zuſammengeführt, Oeſterreich hat ſich kluger Weiſe nicht in die Kriſis gemiſcht, die im günſtigen Falle die letzte Möglichkeit für daſſelbe geboten hätte, die verlorene Stellung in Deutſchland wieder zu gewinnen. Es hat dadurch und durch ſeine Erklärungen, daß es die Wiedererlangung einer ſolchen Stellung nicht erſtrebe, ſeinerſeits der 1866 vollzogenen Auseinanderſetzung zwiſchen ihm und Deutſchland das Siegel der Bekräftigung aufgedrückt. Aber mehr noch als dies bedeuten die großartigen gemeinſamen Kämpfe, das auf den franzöſiſchen Schlachtfeldern in Strömen vergoſſene deutſche Blut, der volle Kranz ſtaunenswerther Siege. Man wird ſich nicht leicht einen feſteren, dauerhafteren Kitt für den Bau denken können, der 1866 begonnen, aber nicht abgeſchloſſen wurde.

Wir haben es nie verhehlt und verhehlen es auch heute nicht, daß wir noch nach den preußiſchen Siegen des Jahres 1866 eine andere Ordnung der Dinge für Deutſchland gewünſcht hätten, als diejenige, welche damals gegründet wurde. Da der Gedanke einer an die Stelle des Bundes zu ſetzenden geſammtdeutſchen Föderation, welcher wir vor 1866 für die nächſte Zukunft Deutſchlands den Vorzug gegeben hatten, auf den Schlachtfeldern Böhmens ausſichtslos geworden war, ſo hätten wir den deutſchen Einheitsſtaat mit voller Gemeindeautonomie und einer ſehr freien Provinzialverfaſſung lieber geſehen als den Norddeutſchen Bund. Aber freilich hatten wir dabei nicht einen nur bis zur Mainlinie reichenden preußiſch-deutſchen Einheitsſtaat vor Augen. Alle größeren Staaten Deutſchlands waren damals Gegner und Beſiegte Preußens; mit den kleineren Bundesgenoſſen aber hätte ſich wohl ein Ab-

kommen treffen laſſen, rückſichtlich ihrer Stellung in den von ihnen bisher regierten Ländern, als ebenbürtigen Fürſten und erblichen Mitgliedern eines Fürſten- und Herrenhauſes. Auch hatte Preußen für den Fall, daß Sadowa noch nicht das Ende des Krieges bedeutete und neue völkerrechtliche Verwickelungen auftauchten, um derſelben Herr zu werden, noch große Karten in der Hand, nicht bloß militäriſcher, ſondern auch politiſcher Art. Es ſind nicht ſowohl die eine oder andere Verfaſſungsbeſtimmung, als die koloſſale Ungleichheit der Elemente, aus welchen der Norddeutſche Bund beſteht, welche immer wieder den Zweifel in uns angeregt hat, ob derſelbe ohne weſentliche Abänderungen ſich durch eine Reihe von Geſchlechtern erhalten könne. Mit dieſer elementaren Ungleichheit und einer Verfaſſung, die hier und da das bundesſtaatliche Niveau nicht erreicht, an andern Stellen es überſchreitet, ſteht er zwiſchen Einheitsſtaat und wirklicher Föderation mitten inne und macht weder auf die Unitarier, noch auf die Föderativen den Eindruck eines ihm innewohnenden feſten Abſchluſſes. Aber es iſt nun einmal 1866 dieſe Staatsform und nicht der (decentraliſirte) Einheitsſtaat gegründet worden. Der oberſte Grundgedanken dieſer neuen Schöpfung wenigſtens, die an die Krone Preußen geknüpfte einheitliche Macht Deutſchlands, hat überdies 1870 eine neue Weihe erhalten. Dies haben die alten Parteien, wie ſie vor 1866 beſtanden haben, die politiſchen Sieger wie die politiſch Beſiegten anzuerkennen. Beide haben ſich jetzt zu fragen, wie nunmehr von der gegebenen Grundlage aus das Beſte für Deutſchland erreicht werden kann. Die Macht der Ereigniſſe regt alle ſtrebenden Geiſter an, einen endlichen Abſchluß der deutſchen Frage zu ſuchen, alle realen Intereſſen fordern den Aufbau des gemeinſamen ſchützenden Daches, die Gunſt des Augenblicks mag es erleichtern, über alte Schwierigkeiten hinwegzukommen, ja ſelbſt die Mängel in der Grundanlage des Norddeutſchen Bundes wenn auch nicht zu beſeitigen, doch abzuſchwächen, und dabei doch die einheitliche Kraft des Ganzen, da wo ſie wirklich nöthig iſt, zu ſteigern.

Die Prüfung der beſten Wege zu dieſem Ziele wird eine genaue ins Einzelne gehende Erwägung bedürfen. Heute beſchränken wir uns darauf, einen oft empfohlenen Weg als einen ſolchen zu bezeichnen, der nicht der rechte iſt, und im Voraus vor ihm zu warnen. Die Idee des früheren bayeriſchen Premierminiſters, des gewiß gut deutſch geſinnten Fürſten Hohenlohe, ging*), ſo viel wir wiſſen, dahin, die ſüddeutſchen Staaten unter ſich und dieſe dann wieder mit dem Norddeutſchen Bunde organiſch zu verbinden. Gewiſſe politiſche Aufgaben ſollten für beide Theile gemeinſam ſein, und vor einer parlamentariſchen, beide Theile — d. h. das geeinigte Deutſchland — vertretenden Abgeordneten- oder Delegirtenverſammlung erledigt werden. Erſt wenn man dieſem Gedanken Fleiſch und Blut gibt, ihn konkret entwickelt, wird man auf eine Menge von Schwierigkeiten und Mängel ſtoßen, woran die Ausführung ſcheitern würde, und welche ſich nicht zeigen, ſo lange man nur bei der Idee im Allgemeinen verweilt. Davon ſoll hier nicht die Rede ſein. Aber zwei allgemeinere Erwägungen drängen ſich auf. Wenn Deutſchlands politiſche Geſtalt nicht als Zerrbild in der europäiſchen Staatenwelt erſcheinen ſoll, ſo braucht es nach dem, was es vollbracht, eine andere und vollere Repräſentation als die, welche ihm jener Plan anweiſt. Sodann: was wir brauchen, iſt weit eher eine Vereinfachung als eine Vermehrung und größere Verwickelung der parlamentariſchen Formen. Kreistage, Provinzialverſammlungen, Landtage, ein mächtiges preußiſches Parlament, der Reichstag, das Zollparlament und dazu nun noch eine ſüd- und norddeutſche Unionsdelegation oder parlamentariſche Verſammlung: das iſt zu viel, das verträgt ſich nicht zuſammen, das vertragen und ertragen auf die Dauer auch unſre Sitten nicht. Auf ſolchem Untergrund errichtet man keinen ſtolzen, keinen feſten Bau.

v. Wydenbrugk.

*) Heute denkt er vielleicht anders und geht weiter.

Nekrolog.

Reſſel, von, Mitglied der Kammer der Reichsräthe, hochverdient um die Induſtrie in Bayern, † am 1. Sept. in München, 80 Jahre alt.

Petavel, Profeſſor und Pfarrer, früher Rektor der Akademie, bekannt durch ſeine Beſtrebungen für die Emancipation der Juden, † in der dritten Auguſtwoche, über 80 Jahre alt, zu Neuenburg in der Schweiz.

Podhraiszky, Joſeph, bedeutender ungariſcher Geſchichtsforſcher, † am 14. Auguſt in Ofen, 75 Jahre alt.

Wendt, Guſtav, preußiſcher Oberfinanzrath und General-Inſpektor des Thüringiſchen Zoll- und Handelsvereins, † in Erfurt am 22. Auguſt im 76. Jahre.

Literatur.

Deutsches Schriftthum im Elsaß*). In diesen glorreichen Tagen, welche die deutschen Waffen nicht allein, sondern auch die deutschen Köpfe und Herzen zu einer Einmüthigkeit aufgerufen haben, wie sie unsere Geschichte zuvor niemals aufwies, sind wir auch einig in Wunsch und Hoffnung, daß der Kampfpreis, um den unsere Heldenheere über den Rhein gezogen sind, zugleich Entschädigung für die Vergangenheit und Sicherung für die Zukunft gewähren muß. Alle deutschen Augen sind dabei zunächst auf die einst frevelhaft dem deutschen Reiche geraubten überrheinischen Provinzen gerichtet. Die Nation fordert, daß Elsaß und Lothringen wieder in den nationalen Verband zurückgebracht werden, in den sie nach Geschichte, Abstammung und Sprache gehören, und wir leben der Zuversicht, daß die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit dieser Forderung auch in Denen keinem Zweifel begegne, welche die schließliche Abrechnung mit den europäischen Landfriedensbrechern festzustellen haben.

Dabei steht die Frage auf, wie viel deutsches Volksthum noch in jenen Landestheilen unverwälscht und in gesunder Kraft lebendig sei. Wie die Sprache überhaupt, so ist bekanntlich auch, und in vorzüglichem Grade, das, was in und aus einer Sprache schriftstellerisch erzeugt und gebildet ist, für das Leben eines Volkes und eines Volkstheiles bedeutsam und entscheidend. Es legen dabei auch vergangene Zeiten für spätere gültiges Zeugniß ab. Ein kräftiger nationaler Kern kann viel Anfechtungen auf sein urwüchsiges Wesen überstehen, und was einmal in einem Volke lebendig war von geistiger Triebkraft, vermag nach jahrhundertlanger fremdländischer Einwirkung wieder neue Schößlinge zu treiben in angeborener Richtung. Dies im Auge, wollen wir im Folgenden die eine der weiland von französischer Frechheit uns gestohlenen Provinzen auf ihre alten und neuen Beziehungen zu unserer vaterländischen Literatur einer Betrachtung unterziehen. Es handelt sich dabei um das Bedeutsamste, was zum Bestande deutschen Schriftthums gesteuert hat, den Elsaß, diesen schönen Strich einst (und will's Gott bald wieder ganz) deutschen Landes, von dem der alte Sebastian Münster in seiner „Cosmographey" (1544) geschrieben: „Daß ich es in kurzen Worten sag', es ist in dem gantzen Teutschen landt kein Gegenheit, die diesem Elsaß möchte verglichen werden".

Nur im Vorbeigehen berühren wir bei unserer Ueberschau zunächst einige mehr mittelbare, obschon wichtige Beziehungen jenes Gebiets zu unserer Nationalliteratur. Derjenige Namen, welcher mit dem ersten unter den herrlichen deutschen Siegen des gegenwärtigen Feldzugs verknüpft ist, bezeichnet auch eine der frühesten Pflegestätten deutschen Geisteslebens. Zu Weißenburg im Elsaß blühete eine jener Klosterschulen, welche seit dem 9. Jahrhundert, nach dem Vorbild der Fuldaischen gegründet, so unendlich förderlich für deutsche Bildung im Allgemeinen und für die deutsche Literatur in Sonderheit wurden. Wie durch fleißige Mönche damals der Elsaß für die handschriftliche Literatur bedeutsam geworden ist, so wurde er es sechs Jahrhunderte später für die Anfänge der gedruckten. Johannes Gutenberg hat die ersten und vielleicht wichtigsten Versuche in seiner weltbefreienden Kunst zu Straßburg gemacht, frühe fand dieselbe dort durch Andere vorzügliche Pflege, die beiden ältesten mit Angabe des Orts und des Druckers versehenen Werke und die zweite deutsche Bibel (1466) gingen aus Straßburger Officinen hervor. Dieselbe Stadt darf sich rühmen, die (nicht bloß typographische) Heimstätte des ersten namhaften deutschen Wörterbuchs zu sein, welches der Straßburger Arzt Petrus Dasypodius 1535 dort erscheinen ließ (vergl. Deutsch. Wörterbuch der Brüder Grimm, Einleitung S. XX). Und endlich, wenn von wissenschaftlichen Förderungen der deutschen Literatur vom Elsaß her die Rede ist, darf auch nicht vergessen werden, rühmend zu gedenken, was Johann Schilter († 1705) und Georg Scherz († 1754) in Straßburg für Erhaltung und Sammlung altdeutscher Dichtung in emsigem Fleiße gewirkt haben.

Belangreicher als diese doch nicht unwesentlichen Zeugnisse der Mitarbeiterschaft des Elsaß an deutscher Bildung ist der eigentlich schöpferische, vor Allem der dichterische Antheil desselben

*) Der obige Aufsatz ist verfaßt in den letzten Tagen des August.

an dem Schatze unserer nationalen Literatur. Einem solchen Antheil begegnen wir sogleich in der Geschichte unserer ältesten Poesie. Der Elsaß ist eine der Stätten, auf welchen die deutsche Heldensage der Völkerwanderungszeit ihre gewaltigen Begebenheiten sich abspielen läßt. In den Wasgau, in einen Engpaß der Vogesen, verlegt das alte, uns freilich nur in späterer lateinischer Fassung erhaltene Lied von Walther vom Waſichenſtein den grimmen Kampf, den der mit der schönen Hildegund vom Hofe des Hunnenkönigs Etzel Entflohene gegen den König der Burgunden Gunthari und dessen Mannen besteht. Drastischer hat die urgermanische Lust an mannhaftem Streit und fröhlichem Schwertertanz wohl nie Ausdruck gefunden, als in diesem Gedicht. Vor Allem enthält der schließliche Kampf zwischen Walther und Hagen von Tronje und die darauf folgende Versöhnung in jener Hinsicht die bezeichnendsten Züge. Wie die beiden Recken, nachdem sie sich entsetzlich zugerichtet haben, beim Sühnewein über ihre Verstümmelungen gegenseitig witzeln, wie sich der Einhändige und der Einäugige, die Wunden vom Blute trocknend, mit Späßen groteskester Art über ihre verlorenen Glieder lustig machen, das gibt in förmlich lapidarem Humor Zeugniß von der germanischen Freude am Heldenhaften. Wir haben wohl in jüngsten Tagen noch von einzelnen Fällen vernommen, in denen schwer verwundete deutsche Krieger neben dem Tod auf der Zunge noch für einen heitern Scherz auf derselben Raum hatten, zum Beweise, daß in deutschen Mannen noch etwas von jener Art lebt, welche einst an der Sage von den Kämpfen am Waſichenſtein sich weidete. Es mag hier auch darauf hingewiesen sein, daß der eine Hauptheld dieser Kämpfe, der grimme Hagen (bekanntlich auch eine der hervorragendsten Gestalten des Nibelungenlieds) nach seinem Beinamen noch eine besondere persönliche Beziehung zum Elsaß hat. Denn Tronje (Tronei) ist das heutige Kirchheim bei Marlenheim, nordwestlich von Straßburg*).

Wenden wir uns von diesen Erinnerungen an die volksmäßige Heldendichtung zu der Kunstdichtung der altdeutschen Epoche, so treffen wir in erster Linie wieder auf den Namen Weißenburg. Aus dem berühmten Kloster daselbst ist das früheste größere deutsche Reimgedicht hervorgegangen: die unter dem Namen „Kriſt“ bekannte Evangelienharmonie des Mönchs Otfried, welche dort bis etwa 868 vollendet worden ist. Steht dies Werk auch an poetischem Werthe dem, denselben Stoff behandelnden, um etwa ein halbes Jahrhundert älteren niederdeutschen „Heliand“ sehr wesentlich nach, so gehört es doch in sprachlicher und formeller Hinsicht zu den wichtigsten Denkmälern der althochdeutschen Literatur. Noch ein anderes Gedicht, welches wenigstens seinem Stoffe nach in die älteste Zeit unserer Literatur gehört, ist uns aus dem Elsaß in erster Reimfassung zugekommen. Dreihundert Jahre nach Otfried verfaßte der elsässische „fahrende“ Poet Heinrich der Glicheſäre (Gleißner) nach französischer Quelle einen „Reinhart Fuchs“ und eroberte so die urgermanische Thiersage, nachdem sie vom ursprünglichen Boden auf die westlichen Nachbargebiete übergegangen war und lange dort verweilt hatte, der deutschen Heimat zurück. Möchte dies Verfahren des alten Elsassers in Bezug auf seine eigene Heimat demnächst in Paris vorbildlich gewesen sein!

Auch an der ersten großartigen Blüthezeit deutscher Dichtung hat der Elsaß seinen Theil, und einen hervorleuchtenden. Zwei der ausgezeichnetsten Dichter der mittelhochdeutschen Glanzepoche sind dort eingeboren. Der eine wird dem unbefangenen Urtheiler überhaupt für den größten und genialsten Kunstpoeten des ganzen, an hervorragenden dichterischen Ingenien so reichen Zeitraums gelten müssen. Es ist Gottfried von Straßburg, der Dichter des Liedes von Tristan und Isold, der große Künstler und Formenmeister, der feine Herzenskündiger, dem in zierlicher leichter Fügung der Gedanken und in bezaubernd anmuthiger Darstellung keiner seiner Zeitgenossen und kaum überhaupt ein Poet der gesammten Weltliteratur gleichkommt, wenn auch das Zeugniß, welches ihm der Moralist ausstellt, minder günstig lauten muß, und wenn er auch namentlich seinem großen Nebenbuhler Wolfram von Eſchenbach den Vorzug sittlichen Ernstes und in die Tiefe dringender spekulativer Kraft überall nicht streitig machen kann. Von Gottfrieds Lebensgeschichte wissen wir nahezu nichts. Doch darf, daß er sein unvollendet gebliebenes Hauptwerk um 1210 verfaßt hat, und daß die Stadt, nach welcher er genannt wird, sein Geburtsort und sonach der Elsaß seine Heimat ist, nach den jüngsten Forschungen*) wohl als sicher angenommen werden.

Sonach gebührt dem Elsaß der Ruhm, dem deutschen Volke einen seiner größten Dichter

*) Vergl. August Stöbers „Alsatia“ 1852, S. 53.

*) Vergl. die treffliche Einleitung zu Reinhold Bechsteins Ausgabe des „Tristan“ (1869), S. XXVI ff.

von Heimats wegen gegeben zu haben. Wir mögen hier (da wir keine französischen Bulletins schreiben) die Thatsache nicht unterschlagen, daß Gottfrieds von Straßburg dichterische Art keinen reindeutschen Charakter trägt. Seine Muse zeigt (am deutlichsten wenn man sie mit der ernsten Wolframs vergleicht) in Mienen und Haltung Züge romanischer Natur. Und zwar die liebenswürdigsten Züge derselben. Daneben aber doch auch einige jener Art, um die wir die Romanen nicht beneiden. Gottfried ist durch und durch ein Weltkind, die äußerlichen Formen seiner Sitte gelten ihm über Alles; von dem Wesen tiefinnerlicher Sittlichkeit hat er, sozusagen, gar keine Ahnung, das Höfische (im Gegensatz zur „Dörperheit") war ihm ein moralischer Begriff, und zwar das Höchste überhaupt, dem der Mensch nachstreben soll. Von demjenigen, was Goethe „das Menschengeschick Bezwingende" in der Poesie nennt, ist bei Gottfried wenig zu finden. Erinnern wir uns hierbei, daß der Elsaß keine völlig reingermanische Bevölkerung aufzuweisen hatte, schon als Chlodwig ihn, nach der Eroberung, mit Schwaben zum Lande Alemannien vereinigte. Zu Cäsars Zeiten war der Elsaß von keltischen Völkerschaften bewohnt, mit denen sich germanische, dann auch römische vermischten. Bei der Ueberwältigung dieser Landesinsassen durch die Alemannen (oder Burgunder) im Anfang des 5. Jahrhunderts blieben von der alten romanisch-keltischen Bevölkerung noch gegen 175 Gemeinden übrig, ein Verhältniß, welches, außer in Bezug auf Gottfried, noch für eine später zu erwähnende allgemeinere Erscheinung im Literaturleben des Elsaß zu besserem Verständniß im Auge behalten werden muß.

Wie im Tristansänger der künstlerisch hervorragendste Vertreter des höfischen Epos aus der Glanzzeit mittelalterlich-deutscher Dichtung uns als Elsaßgeborener begegnet ist, so haben wir wahrscheinlich auch als solchen einen der besten deutschen Lyriker jener Tage zu betrachten. Im Tristan heißt es: „Wer soll das Banner tragen unter den Nachtigallen, seit die von Hagenau, ihrer aller Leitefrau, der Welt verstummt ist?" Diese Stelle ist aus guten Gründen auf Reinmar den Alten, neben Walther von der Vogelweide der vorzüglichste unter den Meistern des Minnegesangs, bezogen worden, dessen uns zahlreich erhaltene seelenvolle zartinnige Lieder, von reindeutschester Stimmung, demnach vermuthlich gleichfalls zum Elsaß Heimatsbeziehungen haben. „Ich wähne, Orpheus Zunge, die alle Töne kunde, die sang aus ihrem Munde", sagt Gottfried an der erwähnten Stelle weiterhin von dieser Liedernachtigall.

Aus der Zeit des Verfalles ritterlichen Wesens und höfischer Kunst, welche durch das Emporkommen städtischen und bürgerlichen Lebens abgelöst wurden, haben wir der Anfänge deutscher Geschichtschreibung zu gedenken, an welchen der Elsaß durch Fritsche Closeners († 1384) Straßburger und durch Jakob Twingers von Königshofen († 1414) Elsassische Chronik einen wesentlichen Antheil hat, der für Kenntniß deutschen Lebens jener Zeit wie für die Entwickelung der deutschen prosaischen Literatur von gleich ansehnlicher Bedeutung ist. An den deutschen Minnegesang reihete sich bekanntermaßen als die mehr und mehr entgeistete und in verschiedenem Sinne immer handwerksmäßiger betriebene lyrische Fortsetzung desselben, der Meistergesang, an. Wir erwähnen, daß der Elsaß auch für letzteren eine fruchtbare Pflegestätte abgab (hervorragende Meistersingerschulen bestanden in Straßburg und Kolmar), und wenden uns dann zu zwei literarischen Gebieten, welche den Elsaß qualitativ und quantitativ in höchst bedeutsamer Weise an wichtigen Aeußerungen unseres geistigen Volkslebens vorzüglich betheiligt zeigen: es sind dies die deutsche Mystik des Mittelalters und die deutsche komische und ganz besonders die satirische Literatur.

Zunächst die Mystik. Es ist bekannt, daß schon seit etwa dem 11. Jahrhundert im Gegensatz einerseits zum Formalismus der scholastischen Theologie und ihrer abstrakten Begriffszergliederungs-Weisheit, andererseits zu der hierarchischen Veräußerlichung des kirchlichen Wesens sich eine Richtung erzeugte, welche auf Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Lebens ausging. Dies, zuerst vornehmlich durch Bernhard von Clairvaux und Hugo von St. Victor angeregte Streben, welches in der deutschen Volksnatur auf angeborene Neigungen traf, fand in Deutschland um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine weitwirkende Fortsetzung. In ausgezeichnetem Grade bei derselben vertreten war nun der Elsaß. Eine Anzahl der hervorragendsten Mystiker hat dort Heimat und Wohnstätte, oder wenigstens die erstere gehabt. Gleich Meister Eckart, welchen man den Erzvater der deutschen Spekulation genannt hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein gebürtiger Straßburger gewesen (er lebte und wirkte am längsten in Köln); ein Mann

von kühnem, tiefem Geist, der, als Prediger und Lehrer weit berühmt, um pantheistischer Ketzereien willen gegen das Ende seines Lebens den Zorn der allmächtigen Kirchengewalt zu tragen hatte. Gleichfalls ein Straßburger von Geburt war Eckarts bedeutendster Schüler Johannes Tauler, der auch den größeren Theil seiner Lebenszeit in der Vaterstadt als gefeierter Prediger wirkte und daselbst 1361 starb. In der vorzüglichsten seiner Schriften, der Nachfolgung des armen Lebens Christi, waltet ein ganz wundersam herzansprechender Geist schlichter Milde und Innigkeit. Wie Eckart in Köln geraume Zeit thätig, und ebenfalls ein der mystischen Richtung zugewandter gleichzeitiger Sohn der alten Argentina war Nikolaus von Straßburg. Endlich bleibt zu erwähnen Johann Geiler von Kaisersberg, so genannt nach dem Ort im Elsaß, wo er (1445) geboren oder wenigstens nachmals erzogen wurde, der letzte Hauptvertreter der mystischen Schule, der seit 1478 über dreißig Jahre lang im Münster zu Straßburg predigte. Seine (von Andern herausgegebenen) Schriften zeigen die Mystik im Uebergang zur praktischen Verständigkeit, sie greifen in realistisch derber Darstellung frisch hinein ins Volksleben seiner Zeit und sind daher für dessen Kenntniß eine unschätzbare Fundgrube geblieben.

In der deutschen mittelalterlichen Mystik sind neben unleugbaren Schwächen des germanischen Wesens einige der besten Elemente desselben zu schönem Ausdruck gekommen: vor Allem die tiefe Innigkeit des Gemüthslebens unseres Volkes. Es ist daher in Bezug auf die Stammeszugehörigkeit des Elsaß von wesentlicher Bedeutung, daß jene Richtung grade dort so reich vertreten gewesen ist. Denn wir dürfen aus der Zahl und der Beschaffenheit ihrer Repräsentanten einen gültigen Schluß auf das Wesen der Bevölkerung ziehen, um so sicherer, wenn wir uns erinnern, daß auch in späterer Zeit noch einmal ein weittragender Anstoß zu herzlicherer und innerlicher Gestaltung christlichen Lebens gegenüber starrem dogmatischen Formelkram von einem Sohne derselben Gegend ausgegangen ist. Denn Philipp Jakob Spener, der Begründer des in seinen anfänglichen Bestrebungen ohne Frage sehr wohlberechtigt gewesenen „pietistischen" Glaubenslebens, war in Rappoltsweiler im Elsaß geboren und hat seine amtliche Thätigkeit als Prediger in Straßburg und als Docent an der dortigen Universität begonnen.

Wie die deutsche Mystik im Elsaß vor fast allen andern Gebieten unseres Vaterlandes recht eigentlich zu Hause gewesen ist, so gilt ein Gleiches und vielleicht in noch höherem Grade von der deutschen komischen Literatur. Es haben also zwei in gewissem Sinne diametral entgegengesetzte geistige Richtungen im dortigen Volke fruchtbaren Boden gefunden. Denn während die mystische Weltanschauung ihre Herzwurzel im ernsten Gemüthe hat, und als ihr höchstes Lebensprincip die selbstlose Liebe (zu Gott und aller Kreatur) und die versöhnende Milde bekennt, ist die Komik und vornehmlich ihre Untergattung Satire, vorzugsweise im Kopfe domicilirt, und der Grundzug ihres Wesens ist ein feindseliger: die freilich heitere Feindschaft gegen das Dumme und Schlechte. Da ist es nun bezeichnend, daß die größten und mit den schärfsten Waffen des Witzes ausgerüsteten Satiriker in der Weltliteratur nicht rein germanischer Abstammung waren. Denn was wollen unsere Liscow und Rabener und ähnliche Männer, was will selbst der bedeutendste ächtdeutsche Satiriker, unser Lichtenberg (den Humoristen Jean Paul kann nur Unverstand als Satiriker hohen Rangs gelten lassen) bedeuten, verglichen mit den Romanen Juvenal, Cervantes, Rabelais und Voltaire, dem Halbromanen Swift, den Semiten Heine und Börne? Der genialste Satiriker deutscher Zunge aber, wie wir bald zu erwähnen haben, ist eben ein Elsasser gewesen, und wenn wir neben ihm eine ganze Reihe minder bedeutender, aber immerhin doch mit einer sehr reichlichen Ader satirischer Laune ausgestatteter Schriftsteller als seine Landsleute aufzuführen haben, wenn der Elsaß gradezu als die Heimat der deutschen Satire betrachtet werden darf, so mag es doch wohl für mehr als Zufall genommen werden müssen, daß diese Heimat just in einem Stück deutschen Landes zu suchen ist, welches an romanisches Gebiet grenzt und dessen Bevölkerung mit, wenn auch geringen, ungermanischen Bestandtheilen von Alters her durchsetzt ist. Wie bei dem heiteren Gottfried von Straßburg, werden sich auch bei den witzigen und federscharfen, späteren Söhnen des Elsaß, Raceneinwirkungen nicht wegleugnen lassen, welche zwar durchaus nicht die Thatsache aufheben, daß dies Land überwiegend gut deutscher Art in Bezug auf Geist und Herz seiner Bewohner war und ist, die aber, wo von deutschem Schriftthum im Elsaß gehandelt wird, ehrlicher Weise nicht todtgeschwiegen werden dürfen. Doch wir kehren nach diesen allgemeineren Bemerkungen wieder zu unserer historisch-skizzirenden Darstellung zurück.

Der nächste unter den elsässischen Schriftstellern, welche wir hier zu erwähnen haben, ist Sebastian Brant, der Dichter des „Narrenschiffs". Er war 1458 in Straßburg geboren und hat dort seit 1500 bis zu seinem 1521 erfolgten Tode gewohnt. Sein genanntes Hauptwerk ist ein poesiebaares, in einförmigem Nebeneinander die einzelnen Thorheiten und Sünden seiner Zeit kapitelweis abhandelndes satirisches Gedicht in elsässischer Mundart, welche an spöttischen Beziehungen damals reicher war als irgend ein anderer deutscher Dialekt. Treffende Schilderung, derbe frische Darstellung, muthiger Angriff auf fremde und sogar auf die eigene Narrheit sind Brants Gedicht bei aller Armuth desselben an eigentlich dichterischem Geiste nicht abzusprechen. Jedenfalls hat es seiner Zeit packend gewirkt, wie unter Anderem bewiesen wird durch die zahlreichen Ausgaben, die es rasch erlebte (noch im Jahre seines Erscheinens 1494 drei, dann bis 1564 mindestens noch sechszehn), durch die Uebersetzungen desselben ins Niedersächsische, Holländische und Englische, wie auch durch den Umstand, daß Geiler von Kaisersberg das Narrenschiff einer Anzahl seiner Münsterpredigten zu Grunde gelegt hat.

Auch das ist ein Zeugniß für die bedeutende Wirkung von Seb. Brants Gedicht, daß die satirische Schriftstellerei eines andern Elsassers wesentlich durch dasselbe angeregt wurde. Thomas Murner, geboren zu Oberehenheim bei Straßburg, hat das Narrenschiff nicht weniger als dreimal nachgeahmt („Narrenbeschwörung" und „Schelmenzunft" 1512, „Gäuchmatt" 1519). Der merkwürdige, unstäte, vielwissende, vielkrakehlende Mann, welcher Franciskaner, Doktor der Theologie, Licentiat der Rechte, kaiserlich gekrönter Poet und Gott weiß was sonst noch war, überragte seinen Vorgänger an satirischer Schärfe bei weitem, nicht minder an Rücksichtslosigkeit, die sich bis zur Rohheit steigerte, wie unter Anderem der zwar schneidige, aber auch brutale Angriff darthut, mit welchem er gegen Luther in seiner Schrift „Von dem großen lutherischen Narren" (1522) losging.

Unendlich reicher aber als auch in Murner und reicher als in irgend einem Deutschen vor, neben und nach ihm entfaltete sich das elsässische Genie für Satire in Johann Fischart, dem größten komischen Schriftsteller unserer Nation, einem der größten aller Zeiten. Daß der Elsaß Heimatsanrecht auf ihn hat, wird nach W. Wackernagels (leider letzter) schöner Arbeit über ihn mindestens als in hohem Grade wahrscheinlich gelten müssen*). Wir hätten ihn danach als gegen 1550 in Straßburg geboren anzusehen. Sicherlich haben sein Leben und seine Schriften die mannichfaltigsten Beziehungen zu dieser Stadt und zum Elsaß überhaupt gehabt, wie er denn in einem Orte dieses Landes, in Forbach, gegen 1583 sein Weib, ein Amt und sechs Jahre später auch sein Grab gefunden hat.

Es kann hier selbstverständlich nicht auf eine Charakteristik Fischarts, nicht einmal auf die Skizze einer solchen abgesehen sein. Dazu ist die Physiognomie dieses wundersam begabten Mannes, wie sie sich in seinen Schriften darstellt, zu reich an eigenthümlichen und bedeutenden Zügen. Wir heben unter denselben daher nur einige hervor, die für unser Thema von vornehmlichem Interesse sind. Wenn im Vorhergehenden die ausgezeichnete Betheiligung des Elsaß an der satirischen Literatur andeutungsweise auf gewisse Mischungsverhältnisse in dem ethnographischen Charakter der dortigen Bevölkerung zurückgeführt wurde, so mag hier ergänzend und gleichsam als tröstliche Versicherung bemerkt werden, daß der hervorragendste elsässische Satiriker (neben Gottfried von Straßburg, zugleich der hervorragendste Schriftsteller, den der Elsaß überhaupt hervorgebracht hat) nicht nur ein Meister in vernichtender, satirischer Schärfe und Ironie, sondern auch ein Meister der ächt humoristischen Darstellung war; daß er also auch ein grundgermanisches Element in sich trug. Dieser sprachgewaltige, freisinnige und deshalb auch durch und durch protestantisch gesinnte, mannhafte Mensch, der Todfeind aller Pfafferei und Jesuiterei, hatte doch auch kindliche Harmlosigkeit, Milde und bei aller unverwüstlichen Heiterkeit tiefinnerlichen Ernst in seiner Seele. Er liebte sein deutsches Vaterland und sprach diese Liebe in Stolz und auch in Schmerz über dasselbe aus, er war begeistert für deutsche Sprache und deutsches Volksthum, vertraut mit Sitte und Leben unserer Nation wie Wenige, er hat deutsche Treue und Standhaftigkeit in den herzansprechendsten Worten gefeiert, deutsche Kunst hochgepriesen und deren Mißachtung durch die Welschen bekämpft. Seine Feindschaft gegen undeutsches Wesen spricht sich in ganz besonderer Deutlichkeit in der Beurtheilung des Franzthums aus. Was er im „Gargantua" (1574) von den „gailen, gobeligen, gogeligen, guckelhanigen Galliern" spricht und weiterhin zur Charakteristik des französischen Volks sagt, ist

*) W. Wackernagel († 1870 zu Basel), „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm". Basel 1870.

grade heutzutage besonders lesenswerth, und unter Anderm hat die Bemerkung, es „tanze auf einem Fuß, wo andere zwei bedürfen", in der liederlichen Art der Vorbereitung zu dem ungeheuren Vorhaben der gallischen Aufschneider gegen unsere Nation eine sehr schlagende Bestätigung gefunden. Mag auch das schöne Wort Fischarts, womit er ein Gedicht auf das Bündniß Straßburgs mit Bern und Zürich schließt, fortan bei uns seine Bewährung finden. Es lautet:

Freiheitblum ist die schönst blüh.
Gott lasse diese werde Blum
In Teutschland blühen vmb vnd vmb:
So wachst dan Frid, Freud, Rhu vnd Rhum.

Als elsässischer Satiriker von Auszeichnung aus dem folgenden Jahrhundert ist ferner noch zu erwähnen: Hans Michael Moscherosch, geboren 1601 zu Wilstedt in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, unweit Straßburg. In letzterer Stadt war er geraume Zeit als städtischer Sekretär und Fiskal angestellt. Seine „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte, d. i. Strafschriften", die er unter dem Namen Philander von Sittewald herausgab, stellen, einem spanischen Vorbild folgend, die deutschen Zustände seiner Zeit satirisch dar. Moscherosch hatte die Greuel und Schrecken dieser Zeit in reichem Maße persönlich erfahren, und dieser Umstand verleugnet sich nicht in seinem Hauptwerke, welches neben dem „Simplicissimus" die Hauptquelle unserer Kenntniß der damaligen deutschen Lebensverhältnisse bleibt. An Werth sind die einzelnen „Gesichte" (Visionen) ungleich und für die ächt künstlerisch satirische Wirkung gebricht es dem Verfasser an der Heiterkeit, welche bei Fischart auch die schärfste Geißelführung begleitet. Dennoch muß Moscherosch für einen der besten Schriftsteller der im Allgemeinen auch literarisch so traurigen Zeit des 17. Jahrhunderts gelten.

Wieder in die Reformationsepoche zurückgreifend, haben wir hier noch einer Anzahl von Schriftstellern zu gedenken, welche eine Gruppe für sich bilden, aber mit der satirischen Literatur in einer gewissen Verwandtschaft stehen. Eine literarische Lieblingsgattung des 16. Jahrhunderts waren Sammlungen von Schwänken, Anekdoten, lustigen und seltsamen Geschichten. Auch hier ist bedeutsam, daß grade der Elsaß an dieser Art von schriftstellerischer Produktion einen vorzüglichen Antheil genommen hat. Alsbald wieder die früheste und zugleich eine der besten unter jenen Veröffentlichungen stammt von daher: des Straßburger Franciskanermönchs, ehemaligen Juden Johannes Pauli (der seit 1505 als Lesemeister in Schlettstadt, seit 1518 zu Tann lebte) Sammlung „Schimpf und Ernst", deren trefflich erzählte, zum Theil auch dem Stoffe nach köstliche Geschichten der Vorrede zufolge „aus alten Büchern, griechischen, lateinischen, den Kirchenvätern und Petrarca zusammengelesen", theilweise aber auch aus unmittelbarer Ueberlieferung geschöpft sind und einen solchen Beifall fanden, daß Pauli's Buch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts in wenigstens vierzig Ausgaben zu Markte gebracht werden konnte. Aehnlichen Charakters sind ferner des Kolmarers Jörg Wickram „Rollwagenbüchlein" (zuerst 1555), des Stadtschreibers zu Maurmünster Jakob Frey Schwanksammlung „Die Gartengesellschaft" (1556), der „Wegkürzer" des Martin Montanus von Straßburg u. A. m.

Alle diese Büchlein und Bücher sind durchsetzt mit satirischen Elementen, und namentlich das Pauli'sche enthält eine Fülle von beißenden Geschichten, welche als kleine Satiren auf das feiste, verweltlichte Mönchs- und Pfaffenthum angesehen werden können. Daß die elsässische Volksnatur für die Satire eine entschiedene natürliche Disposition hat, wird durch diese Art Literatur, grade weil sie so volksmäßig war und so begierig aufgenommen wurde, fast noch mehr als durch die früher besprochenen Erscheinungen bestätigt. Und wie in Spener uns ein vereinzelter nachgeborener Vertreter der mystischen Richtung des elsässischen Naturells begegnet ist, so treffen wir in einem Poeten des 18. Jahrhunderts in gewissem Sinne einen solchen Nachzügler jener satirischen Geschichten- und Schwankerzähler des 16. Denn Gottlieb Konrad Pfeffel, der allbekannte Fabeldichter, der, wie Jörg Wickram zu Kolmar im Elsaß geboren, dort, nachdem er in seinem 15. Lebensjahr völlig blind geworden war, seit 1753 bis zu seinem Tode (1809) wohnte, ist uns freilich am vertrautesten grade durch seine harmloseren Poesien („Die Tabakspfeife", „Die zwei Hunde" u. dergl. mehr), aber unter seinen Fabeln sind auch zahlreiche mit satirischen Stacheln versehene, darunter die schärfsten politischer Natur; wie denn die Gattung der Fabel überhaupt überwiegend zu satirischer Richtung neigt, so daß selbst die fromme Denkart unseres Gellert in den meisten seiner poetischen Erzählungen von dem Drachengift satirischer Tendenz inficirt erscheint.

Mit Pfeffel haben wir den letzten unter den bisherigen elsässischen Schriftstellern genannt,

die in der deutschen Literaturgeschichte eine dauernde Stelle errungen haben. Doch ist auch in jüngerer Zeit die weiland deutsche Provinz in unserm vaterländischen Schriftthum nicht unvertreten geblieben. Es soll vor Allem unvergessen bleiben, was die Gebrüder Stöber (August und Ludwig Adolf, jener 1808, dieser 1810 zu Straßburg geboren, beide seit langen Jahren in Mühlhausen wohnhaft) für die Pflege deutschen Geisteslebens und die Zusammenhaltung der deutschen Elemente im Elsaß gewirkt haben. Beide begabte Dichter, der ältere lebendigeren, regeren, der jüngere innigeren und sinnigeren Naturells, sind sie bemüht gewesen, in Lied und Wort, in Geschichts- und Sagenforschung, durch Zeitschriften und literarische Anregungen mannichfacher Art den geistigen Zusammenhang der entfremdeten Landschaft mit dem Mutterlande zu festigen und frisch zu erhalten.

Noch eines andern neuern deutschen Poeten mag hier rühmend gedacht sein, der, nach seinen Dichtungen zu schließen, im Elsaß daheim sein muß. Er nennt sich Karl Candidus; ein Canzonencyklus von ihm erschien 1854, bevorwortet von keinem Geringeren als Jakob Grimm*), eine Sammlung „Vermischter Gedichte" im vorigen Jahre. Die letztere ist reich an kernhaften, liebenswürdig heiteren und auch an herzlich innigen Liedern und Dichtungen, deren humoristische Elemente die Muse des Poeten der August Kopisch' verwandt zeigen. Candidus' Gedichte gehören zu den originellsten und frischesten, welche seit geraumer Zeit auf den deutschen Literaturmarkt gebracht sind, und sie mögen uns als jüngstes poetisches Wahrzeichen ächt deutschesten Geistes und Gemüthslebens im Elsaß doppelt willkommen geheißen sein.

Wenn von dem Antheil des Elsaß an der deutschen Nationalliteratur geredet wird, treten die Beziehungen des Lebens und Schaffens des größten Dichters unserer Nation Jedem in Erinnerung. Wer weiß es nicht, von welch unermeßlicher Bedeutung die anderthalb Jahre gewesen sind, die Wolfgang Goethe seit dem Frühjahr 1770 im Elsaß verlebt hat. Wer gedenkt nicht dessen, was das Zusammentreffen des Jünglings Goethe mit dem Manne Herder in Straßburg, was die Anschauung des herrlichen deutschen Bauwerks, was der Verkehr mit gleich und verschieden gestimmten Naturen, was Landschaft und Volksthum auf die Seele des jungen Dichters und damit auf das ganze Geistesleben unseres Volkes gewirkt hat. Straßburg ist die Geburtsstätte des „Faust" und des „Götz", an elsässischen Volksliedern hat sich Goethe's Lyrik genährt und gebildet; im Elsaß ist Goethe's gesammte Anschauung von Kunst und Poesie wiedergeboren und am ersten fruchtbaren Verkehr mit Volksdichtung, mit Homer, Ossian und Shakespeare erstarkt und gesundet und der süß-schmerzlichen Erinnerung an die „Sesenheimer Idylle" haben wir die lieblichsten dichterischen Verkörperungen holder Jungfräulichkeit, welche die Welt kennt, zu verdanken.

Dies Alles jedoch möchte als nur in zufälligem Zusammenhang mit dem Elsaß stehend betrachtet werden können. Die Begegnung mit Herder, Lenz, Jung-Stilling konnte auch anderswo für Goethe sich ereignen, und die fruchtbaren Eindrücke des Jahres 1770 und 1771 mochten ihm auch anderer Orten beschieden werden. Uns aber bleibt der Elsaß darum doch die Stätte, die ein großer deutscher Mensch betreten und geweiht hat für alle Zeiten.

Als Goethe im Frühjahr 1770 in Straßburg eingetroffen war, eilte er — wie uns „Wahrheit und Dichtung" berichtet — sogleich auf die Plattform des Münsters, um sich von „einer hohen und heiteren Sonne das weite reiche Land auf einmal offenbaren zu lassen". Da überschauten die leuchtenden wunderbaren Augen des Genius die ansehnliche Stadt, die fruchtbare, wohlbebaute Landschaft. An jenem Tage sah unser Dichter auf fremdes, auf entfremdetes Land. Indem wir diese Zeilen schreiben, ziehen unsere Heere dahin, wo der Räuber hauste, der es uns entfremdet hat, und mit jedem Schritte, den die deutschen Heldensöhne vorwärts nach der Seine machen, rücken wir, will's Gott, dem Zeitpunkt näher, in welchem der Raub wieder heimgeholt wird auf Nimmerwiederverlieren.

Karl Altmüller.

*) „Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen von Karl Candidus." Leipzig bei S. Hirzel 1854. Eine innige und seelenvolle Dichtung nennt J. Grimm die Sammlung, und bemerkt, sie komme uns „von Lothringen her" zu. Doch scheint der Dichter jetzt im Elsaß wohnhaft.

Nekrolog.

Geiger, Lazarus, berühmter Sprachforscher, † am 30. August in Frankfurt a. M. Er hat mit dem 1868 erschienenen 1. Band seines bedeutenden Werkes „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft" den Grund zu einem gewaltigen und genialen sprachphilosophischen Gebäude, einer Geschichte der Begriffe, gelegt; einen populären Ueberblick über die von ihm gestellte Aufgabe gewährt seine 1869 erschienene Schrift „Ursprung der Sprache".

Schulte, Eduard, deutscher Dichter, † im August zu Hagen.

Wigand, Otto, bekannter Buchhändler in Leipzig, 1795 in Göttingen geboren, † am 31. August in Leipzig. Früher in Ungarn, machte er sich dort um die Verbreitung deutscher Literatur sehr verdient. Als Verleger entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit und diente namentlich der Aufklärung und Volksbildung.

Kunst.

Nekrolog.

Gleß, Gustav, ausgezeichneter Landschaftsmaler, †, erst 30 Jahre alt, am 15. August zu Prien am Chiemsee.

Joß, Karl, königl. bayerischer Hofschauspieler, Jahrzehnte hindurch eine Zierde der Münchener Hofbühne, † am 25. August in München, 80 Jahre alt.

Geographie.

Die Deutschen im Elsaß und in Lothringen*). Durch bekannte geschichtliche Ereignisse, welche ihren Abschluß im Wiener Frieden 1815 fanden, sind Deutschland im Westen große und werthvolle Landschaften, die geschichtlich wie ethnographisch unzweifelhaft zu unserm Vaterlande gehören, verloren gegangen. Der Verlust des Elsasses und Deutsch-Lothringens nebst den unter französische Herrschaft gekommenen Theilen von Luxemburg ist für uns eine schmerzlich brennende Wunde. Damit haben auch wir unsere natürliche Grenze eingebüßt und nach Quadratmeilen schon läßt sich das Land berechnen, in dem durch unerhörten Zwang die deutsche Sprache systematisch ausgerottet, unser Volksthum schwer geschädigt wurde. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist viel wälsches Wesen in Elsaß und Lothringen eingedrungen, aber der Stamm der Bevölkerung ist noch immer hier allemannisch, dort fränkisch geblieben. Hier wie da ist das deutsche Blut vom französisch-romanischen grundverschieden und deshalb hat sich in Elsaß und Deutsch-Lothringen in Sitte, Gemüth und Familie das deutsche Element allezeit erhalten. Die französische Politik hat insbesondere seit der ersten Revolution, namentlich aber unter Ludwig Philipp und Napoleon III. planmäßig daran gearbeitet, das deutsche Wesen zu untergraben und dasselbe namentlich aus den Schulen und Kirchen zu verdrängen gesucht. Bis jetzt aber ohne entscheidenden Erfolg. Der Elsässer bleibt der „deutsche Dickkopf" (tête carrée allemande), über den der Pariser sich lustig macht. Politisch freilich halten die Elsässer zu Frankreich, trotz so vieler Gebrechen in den öffentlichen Einrichtungen dieses Landes. Sie haben es vollkommen zu würdigen gewußt, wie viele Vortheile es mit sich brachte, einem großen und mächtigen Staat anzugehören, welcher die deutsche Zerfahrenheit nicht kannte. Einer Kleinstaaterei, die keine Beweise lieferte, daß sie für des großen Gesammtvaterlandes Macht, Würde und Freiheit begeistert wäre, oder daß es ihr am Herzen läge, die Ehre und den Ruhm unseres Volkes zu wahren, einer solchen waren sie begreiflicherweise abhold. So viel französischer Firniß im Elsaß, namentlich in Lothringen aufgetragen ist, die Stammverwandtschaft jener Deutsch-Franzosen gravitirt noch immer zu uns herüber und namentlich ist das geistige Band bisher nicht gelockert worden. Die wissenschaftliche Wechselwirkung ist geblieben und die Elsässer haben sich die Rolle der Vermittlung deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft an die Franzosen zuertheilt. Abgesehen hiervon sind sie aber noch besonders thätig auf dem Boden der specifischen elsässer Literatur, und das zumeist in deutscher Sprache, geblieben. Hier war es die Geistlichkeit, vorzugsweise die lutherische, welche sich auf den Boden des Volksthums stellte und den richtigen Satz verfocht, daß die Bildung der Elsässer wie der Deutsch-Lothringer nur in ihrer Muttersprache zu einem gedeihlichen Ergebnisse geführt werden könne, so viel auch Nationalfranzosen hiergegen eiferten und es unerhört fanden, daß die deutsche Sprache in Elsaß und Lothringen überhaupt geduldet würde. Ein Sammelpunkt der literarischen Kräfte der Deutschelsässer war bis Ende 1866 das bei J. P. Rißler in Mühl-

*) Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von R. Böckh. Berlin, Guttentag, 1869.

hausen erschienene „Elsässische Samstagsblatt" des wackern Georg Zetter (pseudonym Friedrich Otte), das nach elfjährigem Wirken einging. Mitarbeiter waren die beiden Dichterbrüder August und Adolf Stöber, Gustav Mühl in Straßburg, der berühmte Historiker Ludwig Spach, Oberarchivar daselbst, Dagobert Fischer in Zabern, Stadtarchivar Xaver Moßmann in Kolmar, N. Nickles in Benfeld, H. Kirschleger in Straßburg, K. Mehl, August Kroeber u. a. Alle diese Männer wirken mit dem Aufgebote ihrer ganzen Kraft für Erhaltung des Deutschthums im Elsaß. An die Stelle dieses eingegangenen Blattes trat Anfang 1868 eine andere Zeitschrift: „La feuille du Samedi", „Elsassisches Samstagsblatt" von Paul Ristelhuber, welches ein Janusgesicht zeigt und theilweise französisch, theilweise deutsch erscheint und an dem außer den genannten Schriftstellern auch mehrere Franzosen mitwirken. Außerdem erscheint noch eine Anzahl deutscher Blätter im Elsaß, darunter der „Volksfreund" von Pfarrer Gerber (in Hagenau), welcher in 10,000 Exemplaren verbreitet ist, das „Zaberner Wochenblatt", redigirt von D. Fischer. Am 1. Jan. 1869 erschienen zwei neue Zeitschriften: der „Elsassische Volksbote" (bei Sutter in Rixheim) und die „Elsassischen Vollsblätter" (in Mühlhausen), das erstere ein katholisches, das zweite ein protestantisches Blatt.

Man sieht, wie deutsches Wesen dort noch fest bewurzelt ist, trotz aller Anstrengungen der Franzosen und trotzdem von deutscher Seite so gut wie nichts geschah, um unter jenen von uns abgetrennten Landsleuten wieder deutsche Sympathien zu erwecken. Dadurch aber, daß jene Deutschen sich politisch als Franzosen fühlten, wenn auch nie als Wälsche, wurde bei der Pariser Regierung, schon zu Ludwig Philipps Zeiten, die alte Gier nach den sogenannten „natürlichen Grenzen" Frankreichs mehr und mehr wieder wach und die Gelüste nach der Rheingrenze nahmen eine immer schärfere Form an. Es wird von Interesse sein, zu zeigen, welchen Verlauf die französische Theorie von den natürlichen Grenzen von Mazarins Zeiten bis auf diesen Tag genommen und wie die unersättliche Eroberungssucht der Franzosen immer weiter und weiter greift. Mit Recht wird Mazarin als der Erfinder der Theorie von den natürlichen Grenzen genannt; die Reunionskammern Ludwigs XIV. (1680) arbeiteten allerdings auch schon im Geist derselben. Einen bestimmten Ausdruck und gleichzeitig eine praktische Anwendung fand die Theorie aber bei den Männern des Konventes. Sieyes hatte den „glücklichen Gedanken", die Rheingrenze als „natürliche Grenze" Frankreichs zu bezeichnen. Der ehemalige Jakobiner Hoffmann von Mainz setzte dann einen Preis von 6000 Franken aus, der später verdoppelt wurde, für die Beantwortung der Frage, ob es im Interesse Frankreichs sei, die eroberte Rheingrenze zu behalten und dem Reiche einzuverleiben. Fast alle die eingegangenen 56 Preisschriften sprachen sich bejahend aus und variirten den widersinnigen Satz, daß Flüsse die natürlichen Grenzen bildeten. So glaubt z. B. die Beantwortung Dubigeons, die natürlichen Grenzen erzeugten Friedensliebe und zerstörten die Keime der meisten Kriege; für Frankreich insbesondere sei das linke Rheinufer die Stärkung gegen Koalitionen, eine Kräftigung seiner Waffengewalt, eine Wiederherstellung seiner Finanzen*). Auf Grund dieser Preisschriften nun beschloß der Konvent die Annektirung der eroberten Rheinlande; Bonaparte führte den Beschluß aus und der Kongreß von Rastatt sanktionirte zum ersten Male die Theorie. Außerordentlich klar sah Napoleon in der Sache, indem er ganz richtig bemerkte, nicht der Strom, sondern das Stromgebiet bilde die natürliche Grenze; in der Gebirgskette bestehe keine Scheidewand, sondern im Gebirgssysteme. Napoleons Theorie vom Rhein lautete: Das Rheinland bis zum Schwarzwalde, die Rheinmündungen mit den Alluvionen der französischen Flüsse, also bis zum Elbgebiet. Wie Napoleon seine Theorie auch praktisch auszuführen verstand, weiß Jedermann. Sein Princip war richtig, nur darüber war zu streiten, wem dann der Rhein gehöre, und hier ist E. M. Arndts Schrift: „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze (1813)" als die richtige Beantwortung der Frage zu erwähnen. Als 1814 die Zeit gekommen war, auch bezüglich des Elsasses und Deutsch-Lothringens Korrekturen im Sinne unserer natürlichen Grenzen vorzunehmen, da war es Rußland, welches den Franzosen jene deutschen Länder überließ. Die Karte, auf welcher die deutsche Linie eingezeichnet ward, überreichte Kaiser Alexander dem Herzoge von Richelieu mit den Worten: „Herr Herzog, hier ist das Frankreich, wie meine Verbündeten es gestalten möchten; nur meine

*) Vergl. La rive gauche du Rhin, limite de la république française. Par G. G. Böhmer, ex-député à la convention nationale Rhено-Germanique. Paris, an IV d. l. R. — Hoffmann: Sur les nouvelles limites de la république française. Paris, an III d. l. R.

Unterschrift fehlt noch. Aber ich verspreche Ihnen, daß sie stets fehlen wird". Nur Landau mit den anliegenden Territorien kam an Bayern; Saarlouis, Saarbrücken ꝛc. an Preußen. Das war alles. Die Bewohner dieser wieder mit Deutschland vereinigten Landstrecken jubelten laut*). Elsaß und Lothringen schienen nun unwiederbringlich verloren und auch deutsche Patrioten wagten kaum noch nach ihnen die Stimme zu erheben. Desto frecher erklang der französische Ruf wieder nach dem Rhein. Es war im Jahr 1840, als Thiers, damals Minister Ludwig Philipps, der eine Niederlage in der orientalischen Frage erlitten hatte, die Gelüste nach der Rheingrenze wieder anfachte. Zwar mußte er, als der König die verlangte Kriegsrüstung verweigerte, abtreten, aber die Frage war wieder in Fluß gebracht. Hell loderte sie auf, als der Mann des Staatsstreiches ans Ruder gelangt war, und die Schrift de Massons: Les frontières de la France, Paris 1853, die mit besonderer Genehmigung Napoleons III. erschien, sprach mit dürren Worten das ungerechte Verlangen Frankreichs aus. „Die schöne Ebene zwischen Basel und Mainz, zwischen den Vogesen und dem Schwarzwalde, die der Rhein in ihrer ganzen Länge durchläuft, ist ein natürlicher Landstrich, dessen Pulsader der Strom bildet und an dessen Gestaden er die Bevölkerung mehr vereinigt als trennt. Auf diesem Punkt hatte die Natur die Vogesen oder den Schwarzwald zur Grenze Frankreichs bestimmt." Jedes Wort ist richtig, nur mit dem Unterschiede, daß das in Rede stehende Gebiet einzig und allein Deutschland zukommt. Wie dann der Kaiser Napoleon selbst in seinem „Leben Cäsars" die alten gallischen Grenzen Frankreichs mit besonderer Vorliebe und chauvinistischen Hintergedanken behandelte, wie er nach einer historischen Begründung für das Verlangen nach der Rheingrenze gesucht, ist noch frisch im Gedächtniß. Der letzte Ausfluß jener Gelüste endlich ist der Krieg von 1870.

Zeigen wir dem gegenüber, wo unsere natürliche Grenze liegt und was Frankreich von derselben bereits an sich gerissen. Die Naturgrenze zwischen Deutschland und Frankreich wird gebildet durch die Wasserscheide des Rhoneflusses, also des Mittelmeeres, und der Seine und Somme, also des Kanals, und das der Nordsee zuliegende Gebiet des Rheins mit der Maas und Schelde. Betrachten wir damit im Zusammenhange die ethnographische Grenze — abgesehen von der Schweiz und Belgien —, so sind im allemannischen Rheingebiete, nur in der westlichen Abdachung der Vogesen einige Thäler dem französischen Sprachgebiete verblieben, nämlich die oberen Theile des Urbis-, Leber-, Weiler- und Breuschthales. Ferner gehört das ganze obere Moselthal bis zur Ornemündung mit dem Ornegebiet dem französischen Sprachgebiet an, sowie vom Niedgau das Gebiet der französischen Nied, während das der deutschen Nied noch deutsch ist. Die Sprachgrenze folgt also hier nahezu den Höhenzügen, welche die Wasserscheide des Saargebietes gegen die Zuflüsse der Meurthe bilden. Sie ist hier gegenwärtig im Südwesten, namentlich an der Saarquelle, und im Nordwesten gegen die deutsche Nied zum Nachtheil des deutschen Sprachgebiets verschoben. So greift also das französische Sprachgebiet nicht unwesentlich über die sogenannte natürliche Grenze, wie sie im deutschen Sinne aufgestellt wurde, hinaus.

Was die Sprachgrenze anbetrifft, so verläuft sie im Allgemeinen ziemlich scharf. Wir wissen genau, daß in Belgien das vlämische Element sich gegenüber dem wallonischen, in der Schweiz das allemannische gegenüber dem romanischen sehr gleichmäßig und genau absondert, daß Sprachinseln hüben und drüben nicht vorhanden sind. Das läßt auch Rückschlüsse auf die deutsche Sprachgrenze in Frankreich zu; denn mit Rückschlüssen und Arbeiten nicht amtlicher Natur muß man sich hier behelfen, da die französische Regierung die Feststellung der Sprachverhältnisse in ihrem Lande grundsätzlich ausschließt, weil sie nicht anerkennen will, daß auf französischem Boden eine andere Sprache gesprochen werden könne, als die französische. Der geistige Zwang ist dort keineswegs geringer als jener, welchen Rußland gegenüber Polen ausübt. Und doch ist es bekannt, daß, wenn man in Frankreich die Occitaner und Katalanen, die Kelten, Basken, Italiener und Deutschen abrechnet, nur wenig über die Hälfte der Bevölkerung als eigentliche Franzosen übrig bleiben. Thatsächlich ist namentlich an der deutsch-französischen Sprachgrenze bereits eine Mischung vorhanden, die bei der unausgesetzten Propagation der französischen Sprache nicht ausbleiben konnte. Sie besteht diesseits der Sprachgrenze in der Uebersiedelung von Franzosen in deutsche Städte, besonders in der

*) Vergl. Lavallée: Les frontières de la France. Paris 1864, wo der chauvinistische Standpunkt vertreten ist. Dagegen: Hilgers, Karl der Große und die natürlichen Grenzen Frankreichs. Saarlouis 1866. Dann Böch a. a. O. 183.

Verlegung von Militär, in einem geringen Theile der wirklich französirten deutschen Bevölkerung, dann in einer Anzahl in geistiger Verstümmelung erzogener Knaben, welche mit Hülfe des mangelhaften Unterrichts zu dem Bewußtsein gebracht sind, daß sie keine Deutschen seien. Um einen Zahlenanhalt zu geben für diese gemischten Elemente, geht man am besten auf die Volksschulen zurück. Hier wird angegeben, daß etwa ein Drittel der Schüler in denselben das Französische erlernt. Der bei weitem größere Theil verlernt aber, unter dem Einflusse der umgebenden Volkssprache, dasselbe wieder und so bleiben schließlich nur ein Achtel bis Zehntel übrig, die das Französische kennen. In den großen Städten, namentlich Straßburg und Mühlhausen, ist dies anders. Dort ist das Französische schon zur Herrschaft gelangt.

Die Sprachgrenze beginnt im Süden an der Schweizer Grenze, an den Quellen der Larg und Lützel im Oberelsaß, geht nordwärts auf der Wasserscheide zwischen Rhone und Rhein, Ill und Doubs. Sie entspricht auch weiter der Wasserscheide in dem Höhenzuge, welcher zum Bullenberge und weiter über den Sudel und den Bärenkopf zum Elsässer Belchen ansteigt und die deutschen Thäler des Sulzbaches und der Dolder von den westlicher gelegenen französischen Thälern trennt. Auf dieser Strecke ist die Sprachgrenze unverrückt. Sie läuft dann vom Elsässer Belchen den Kamm der Vogesen entlang, welcher die Thäler der Dolder, der Thur, der Fecht von den angrenzenden Thälern der Mosel und ihrer Zuflüsse im französischen Lothringen scheidet. Im Moselthale führt der vorderste Ort Bussang zwar deutschen Namen, doch gehörte er schon im 16. Jahrhundert dem französischen Sprachgebiete an. Nördlich vom Fechtthal, wo an der Gebirgshöhe der schwarze und der weiße See liegen, geht die Sprachgrenze auf die östliche Seite der Vogesen hinüber, durchschneidet den Kanton Schnierlach oder La Poutroye, zieht auf die Quelle des Strengbaches zu und wendet sich über den Rummelstein nordwärts in das Leberthal auf Groß-Leberau (Liepvre), das gemischt ist; ebenso ist die hier an der Sprachgrenze liegende Stadt Markirch schon gemischt, während früher das Deutsche nach St. Dié sich westlich über die Vogesen hinaus verbreitete, wie die Namen der dort liegenden zwei französirten Dörfer Wiesenbach und Gemeingut beweisen. Es folgt nach Norden zu das Weilerthal. Auch die oberen Seitenthäler desselben, das Gießen-, Scherbach- und Milbachthal sind romanisch. Man nimmt an, daß hier alte Reste der keltoromanischen Bevölkerung sich erhalten haben, daß also keine Französirung in neuer Zeit vorliegt. Von diesen kleinen Thälern aus geht die Sprachgrenze auf dem Gebirgszuge zwischen dem Albrechtsthal und dem Breuschthal weiter, welches letztere Thal in seinem oberen lothringischen Theile (Grafschaft Salm) altromanisch, im unteren, elsässischen deutsch ist. Von Schirmeck an der Breusch wendet sich die Grenze zum Kelberge — dem vermeintlichen Wasgensteine — und zum Donon, von wo sie weiter zwischen den Thälern von St. Quirin und Abreschweiler im Lothringischen fortsetzt. Wir sind jetzt an einem Theil der Sprachgrenze angelangt, wo das Deutsche stark an Boden verloren hat. Von Hattigny ab fällt die Sprachgrenze bis Kelsing westlich von Gulderfingen (Gondrexange) mit der Wasserscheide zusammen. Westlich davon liegt die Grafschaft Rikingen (Réchicourt) mit durchgängig deutschen Ortsnamen. Sie ist jetzt französisch. Diesem Schicksal ist auch nicht die nördlich gelegene Kastellanei Freiburg entgangen, wo das südlich des Stockweihers gelegene Dorf Dianakapelle (die Annakapelle) jetzt die Sprachgrenze bezeichnet. Was östlich davon liegt, ist noch deutsch; so die ehemalige Reichsherrschaft Finstingen (Fenestrange), Saarburg und Pfalzburg. In nordwestlicher Richtung von den eben genannten alten Reichsherrschaften folgt nun eine Reihe anderer, in denen gleichfalls die Sprachgrenze zum Nachtheile des Deutschen bereits sehr verschoben ist, und in denen Böckh den genauen Verlauf der Grenze nicht angibt. Eine große Anzahl doppelnamiger Ortschaften, dann Dörfer mit deutschen Namen, die heute französirt sind, zieht sich durch die Herrschaft Dieuze (Thus), die Grafschaft Mörchingen und die Herrschaft Hoblingen (Haboudange). Die Sprachgrenze überschreitet die Seille, geht auf Rodalben, das jetzt deutsches Grenzdorf ist, nach der Lotte, an welcher Brulangen noch deutsch ist, und wendet sich zur deutschen Nied. Hier ist Falkenberg (Fanlquemont) mit den zugehörigen Dörfern deutsch. Im Allgemeinen ist das Land rechts der deutschen Nied auch deutsch; bei Bingendorf (Bionville) tritt aber das Französische auf das rechte Ufer schon herüber; Morlangen, nördlich von Bionville, ist dagegen jetzt gemischt. Conthen (Condé), wo die französische und deutsche Nied sich vereinigen, ist wieder französisch. Die letztgenannten drei Orte bezeichnen also die äußerste Ausdehnung des Deutschen. Zwischen

der Ried und der Kanner geht die Sprachgrenze von der Ried unterhalb Northen längs des nächsten Thales hinauf, welches bei Hinkfingen zur Ried ausgeht. Hinkfingen ist noch deutsch; von hier zieht sich zur Kanner abermals eine Reihe französirter Dörfer mit deutschen Namen. Die Sprachgrenze zieht dann von Bettendorf, nahe der Quelle der Kanner, bis zur Mosel; sie fällt mit der heutigen Grenze der Kreise Metz und Diedenhofen (Thionville) zusammen, so daß letzterer deutsch ist. Bei der Mündung der Orne in die Mosel geht die Sprachgrenze auf das linke Ufer des zuletzt genannten Flusses über, wendet sich nach Fontoy (jetzt französisch), nach Hawangen, Oettingen, Deutsch-Altheim zur Grenze des Herzogthums Luxemburg.

So weit die Sprachgrenze, die eine Länge von über 40 Meilen hat. Alles, was östlich von derselben bis zur politischen Grenze Frankreichs liegt, ist deutsch. Dieses große deutsche Gebiet haben wir nun nach seinem Umfang und der Zahl der darin lebenden Nationaldeutschen festzustellen. Die Bevölkerungszahlen entsprechen der Zählung von 1861.

Die Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin, also das Elsaß, sind fast ganz deutsch, und hier hat, von den Städten abgesehen, das Französische kaum Boden gefaßt. Dem deutschen Sprachgebiet gehören an 141 QMeilen, 871 Gemeinden mit 1,001,158 Einwohnern. Dagegen sind kleine Theile der beiden Departements von Altersher französisch. Sie umfassen nur 16½ QMeilen, 135 Gemeinden mit 90,753 Einw. Diese französischen Theile sind: 7 Gemeinden des Kantons Damerkirch, 4 Gemeinden des Kantons Maasmünster, die ganzen Kantone Fontaine, Delle, Giromagny, Belfort, ferner 5 Gemeinden des Kantons Schnierlach und 5 des Kantons Markirch. Alle diese im Departement Haut-Rhin. Im Departement Bas-Rhin 9 Gemeinden im Kanton Weiler (Weiler- und Breuschthal) mit 6540 französischen Bewohnern.

Die Departements Vosges, Meurthe und Moselle enthalten das ehemalige Deutsch-Lothringen, sowie den unter französischer Herrschaft stehenden Theil von Luxemburg. Hier hat, wie schon bei der Sprachgrenze erörtert wurde, das Französische bedeutende Fortschritte gemacht. Sehr gering ist das deutsche Sprachgebiet im Departement Vosges. Es umfaßt nämlich den Kanton Schirmeck, der früher theilweise zum Elsaß gehörte, und einen Theil des Kantons Saales oder Sell, zusammen 3½ QMeilen, 18 Gemeinden mit 21,043 Einw. Vom Meurthedepartement, in welchem so genaue Angaben wie beim Elsaß nicht gegeben werden können, wo auch die fortdauernde Mischung die statistische Aufstellung sehr erschwert, sind deutsch oder noch vorwiegend deutsch die Kantone Saarburg, Pfalzburg, Finstingen (Fenestrange), Lärchingen (Lorquin), Chateau-Salins, Albestroff, Dieuze, kleinere Theile von Rikingen (Réchicourt), Vic und Delme, zusammen etwa 28 QMeilen, 130 Gemeinden mit 75,000 Einw. (nach Abzug der Französirten). Die gleichen unsicheren Verhältnisse liegen beim Departement Moselle vor. Von diesem sind deutsch: der Kanton Busenwiller (Bouzonville), 14 Gemeinden des Kantons Sierk, 14 Gemeinden des Kantons Metzerwisse, der Kanton Bolchen (Boulay), der größere Theil des Kantons Falkenberg, 2 Gemeinden des Kantons Pange, 3 von Vigy, die Kantone Groß-Thännchen (Tenquin), St. Avold und Saaralbe, die Kantone Saargemünd, Forbach, Bitsch, Wolmünster und Rohrbach — zusammen etwa 43½ QMeilen, 266 Gemeinden mit 189,400 Einw.

Nach diesen Nachweisungen ergibt sich für das gesammte deutsche Sprachgebiet und die Zahl der Deutschen in Frankreich die nachfolgende Zusammenstellung. Dabei ist der Antheil Frankreichs an Flandern (Arrondissements Dünkirchen, Hazebrouck, St. Omer, ein Theil von Boulogne) mit 342,000 niederdeutschen, zur Hälfte französirten Bewohnern außer Acht gelassen.

Depart. Bas- und Haut-Rhin	141 QM.	1,001,158	Einw.,
„ Vosges	3½ „	21,043	„
„ Meurthe	28 „	75,000	„
„ Moselle	43½ „	189,400	„
zusammen	216 QM.	1,286,700	Einw.

Diese Zahlen dürften den heutigen thatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Rechnet man dagegen die ehemals deutschen, im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte französirten Gemeinden hinzu, so erhält man ein Gebiet von 229½ QMeilen mit 1,359,158 Bewohnern. Die Differenz ergibt, wie stark der Verlust des Deutschthums bereits ist.

Böckh begnügt sich indessen mit der bloßen genauen Aufstellung des Sprachgebiets und der deutschen Einwohnerzahl keineswegs (wir konnten aus der reichen Fülle der Daten nur die wichtigsten herausheben und verweisen für speciellere Kunde auf das Werk selbst); er gibt uns auch einen Ueberblick des deutschen Sprachgebietes, gesondert in seine historischen Bestandtheile, nach der Zeitdauer des Einflusses

der französischen Herrschaft. Folgendes sind die Hauptergebnisse:

Erwerbungen Frankreichs in der Zeit von 1648 bis 1661. In der österreichischen Landgrafschaft Elsaß und der Landdrostei Hagenau, 284 Reichsdörfer mit 226,931 Einw. — Abtretungen von Deutsch-Lothringen (der Allemagne) und Deutsch-Luxemburg, 94 Gemeinden mit 77,488 Einw.

Erwerbungen Frankreichs in der Zeit von 1679 bis 1697. Reunirte Territorien (Reichsstädte, Reichsstifter, Reichsritterschaft), 158 Gemeinden mit 226,566 Bewohnern. Unter Frankreichs Protektorat gestellt Reichsstadt, Bisthum und Domkapitel Straßburg, 160 Gemeinden, 262,013 Einw.

In der Zeit bis zur Revolution aus deutschem in französischen Besitz übergegangen. Deutsch-Lothringen (Allemagne, 1748 unter französische Verwaltung), 262 Gemeinden, 178,649 Einwohner. — Einzelne Herrschaften im Elsaß und Lothringen, 43 Gemeinden, 44,066 Einw.

Bis zur Revolution (bis 1790) im Besitze deutscher Reichsstände. Besitzungen deutscher Fürsten und Reichsritter unter französischer Suzeränetät, 235 Gemeinden mit 202,127 Einw. — Besitzungen unter Reichshoheit und Republik Mühlhausen, 63 Gemeinden mit 87,400 Bewohnern.

Beherzigenswerth, wenn auch das Gefühl empörend, ist, was Böckh über das Bestreben der Franzosen sagt, um sowohl im Elsaß, wie im deutschen Lothringen die deutsche Sprache auszurotten, und wie sie daran arbeiten, die geistige Einheit des Elsasses mit Deutschland zu lockern. „Sie sind bestrebt, durch die Verallgemeinerung des französischen Unterrichts, wie durch die systematische Verwahrlosung des deutschen Unterrichtes in den Volksschulen, Erziehungsanstalten und Lyceen des Elsasses die Ohren der deutschen Bevölkerung vor dem Anklingen deutscher Gedanken zu behüten." Dadurch werde eine Entbildung der Elsässer, ihre Herunterbringung auf den Durchschnittsstand der Bildung der französischen Nation herbeigeführt. Elsässer, die es mit ihrem Volke gut meinen, haben dagegen gezeigt, daß dieser Krieg gegen die deutsche Sprache ein Angriff gegen die Religion, die Moral und die Civilisation des Elsasses sei. Die Stellung der Bevölkerung des Elsasses selbst zu dieser wichtigen Frage bezeichnet einer ihrer Landsleute also: „Das System der allmählichen Unterdrückung der deutschen Sprache zum Vortheil der französischen ist weit davon entfernt, die allgemeine Sympathie zu haben, es ist im Gegentheil der Gegenstand lebhaften Widerwillens, und man setzt ihm in den Familien eine Art Willenskraft der Trägheit entgegen". Erst mit der Revolution begann die Propaganda für das Französische im deutschen Sprachgebiet, wie in gleicher Weise die Revolution von 1848 mit dem zweiten Cäsarenthum den verstärkten Angriff auf die Deutschheit der elsässischen Bevölkerung zur Folge hatte.

In Lothringen unterschied man bis zur Eintheilung von 1751 mit aller Bestimmtheit den deutschen Theil (Departements Meurthe und Moselle heute), die sogenannte Allemagne, in welcher bis dahin Deutsch die Gerichts-, Geschäfts- und Schulsprache war. Den Anfang der Französirung Deutsch-Lothringens setzt Böckh in das Jahr 1630, als das bis dahin unter französischem Schutz gestandene Fürstbisthum Metz, nebst der gleichnamigen Reichsstadt in ein französisches Generalkapitanat verwandelt wurde. Hierdurch kamen die mit der Allemagne vermischt liegenden bischöflichen Herrschaften (Türkstein, Freiburg, Hoblingen, Hinkfingen, Helferdingen und Albestroff) unmittelbar unter französische Herrschaft. Im Vincenner Frieden erhielt Frankreich mit Anlage der beiden französischen Heerstraßen (nach der Mosel und über Pfalzburg nach dem Elsaß) neue Abtretungen. Endlich, als Lothringen 1751 nach dem Tode des Polenkönigs Stanislaus Leszinsky ganz unter französische Herrschaft kam, wurde die Allemagne aufgehoben und die deutsche Geschäftssprache durch die französische ersetzt. Einhundertundzwanzig Jahre dauert nun der Sprachenkampf, oder vielmehr die Sprachunterdrückung in Lothringen, und es ist nicht zu verwundern, daß dort das Deutsche bereits stark an Boden verloren hat. Richard Andree.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. II. Durch Verbesserung des Gesundheitszustandes der Armee wird ohne allen Zweifel die Kriegstüchtigkeit derselben erhöht. So hat denn der Staat ein ganz besonderes Interesse an der Ausbildung der Militärhygieine und an der praktischen Verwerthung ihrer Grundsätze. Dieser Einfluß des allgemeinen Gesundheitsdienstes auf die Kampfsähigkeit der Truppen läßt sich durch zahlreiche statistische Daten erweisen. Die Größe der Sterblichkeit in Feldarmeen in Folge von Krankheiten, die sich durch günstige Vorsichtsmaßregeln hätten verhüten lassen, überstieg in einzelnen Fällen alle Vorstellung. Ja manche Heere wurden durch dergleichen arge Vernachlässigung völlig aufgerieben; sie verschwanden förmlich innerhalb weniger Monate.

Solche Thatsachen erhalten bei unserer allgemeinen Wehrpflicht eine hohe Bedeutung. Mit unsern Armeen zieht die Blüthe der Jugend und der Kern der männlichen Bevölkerung in das Feld. Das ist nicht mehr eine Soldateska, die sich ersetzen läßt, wenn sie durch Krankheiten oder schlechte Pflege verloren geht. Vielmehr verlangt das Volk, daß derjenige Theil von ihm, welcher unter Waffen steht, auch selbst in Kriegszeiten mit einem gut organisirten Gesundheitsdienst versehen und hiermit vor den Gefahren der die Kriege begleitenden Seuchen und vor Vernachlässigung der geschlagenen Wunden geschützt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus haben die jüngsten Reformen auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens einen ganz außerordentlichen Werth.

Wohl nahmen schon die Feldherren der alten Griechen, wie Xenophon berichtet, Aerzte für ihre Truppen mit in den Krieg; auch hatten die alten Römer ein Militär-Sanitätswesen, denn sie legten, wenn fünf bis sechs Legionen beisammen waren, Lazarethe oder Valetudinarien für schwer Erkrankte an, in welchen Lazarethärzte und Krankenwärter den Dienst versahen, während Revierärzte dem lagernden und kämpfenden Heere beistanden. Allein bis in neuere Zeiten blieb die ärztliche Hülfe, mit welcher man die Heere aller Nationen versorgte, noch höchst unvollkommen. Der „Feldscheer", dessen Bildung und Leistung sich kaum über die des Barbiers erhob, wurde nach und nach freilich für ungenügend erachtet, allein die Chirurgenschulen, welche man in allen Ländern bis in unsere Tage lediglich zur nothdürftigen Ausbildung der Militärärzte benutzte und erst jetzt verworfen hat, legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß man noch keineswegs die Wichtigkeit und die hohen Aufgaben des Sanitätsdienstes für das Militär erkannt hatte.

Erst nunmehr wird fast allseitig zugestanden, daß die Aufgaben und die Mittel der Sanitätspflege im Heere vom Staate auf ganz anderem Wege als früher gefunden werden. Früher stellte man in jedem Regiment einen oder einige Aerzte an, die bei demselben bleiben mußten; so hatten denn die Einen bisweilen wenig zu thun, die Andern reichten mit ihren Kräften nicht aus. Diesen Regimentsverband hat man aufgelöst, dafür aber ein selbstständiges Sanitätscorps im Heere geschaffen. Ehe man zu dieser Trennung des Sanitätscorps vom Regimentsverband schritt, hatte allerdings schon Radetzky einen, wenn auch noch unvollkommenen Versuch zu einer Reform gemacht. Er errichtete im Jahre 1848 in Mailand ein Sanitätsbataillon, und im Jahre 1856 hatte die österreichische Armee drei Sanitätsbataillone mit 14 Kompagnien und 3457 Mann. Sachsen errichtete solche Kompagnien 1852, Hannover 1853, Sardinien und andere Staaten folgten. Allein man hatte nicht beachtet, daß der Fehler in der Militär-Sanitätspflege weit tiefer lag. Der Mangel an Hülfe konnte in durchgreifender Weise nur dadurch abgestellt werden, daß man den Aerzten einen weit größeren und maßgebenden Einfluß auf das gesammte Gesundheitswohl des Militärs gestattete als bisher, daß man ferner durch vollkommnere Ausbildung der Aerzte für den ganzen Gesundheitsdienst im Heere, sowie durch bessere Besoldung und Rangstellung derselben eine größere Anzahl von Aerzten als bisher zum Eintritt in das Heer bewog, daß man das Ambulance- und Lazarethwesen, das zu diesem Dienst gehörige gesammte Material, den Krankenwärter- und Krankenträgerdienst dem alleinigen Oberbefehl des Militärs entzog. Die Entwickelung dieser Reformen bilden ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der Reorganisation unserer modernen Heeresverfassung.

Die Reform des amtlichen Sanitätswesens in den Heeren der europäischen Staaten begann mit der Erkenntniß, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf diesem Gebiete das einzig richtige System adoptirt und in ihrem vierjährigen Bürgerkrieg praktisch durchgeführt hatten. Das Princip dieses Systems besteht darin, daß alle dem Sanitätswesen angehörigen Personen ein geschlossenes Ganze, ein „Sanitätscorps" bilden, mit eigenem, dem Kriegsministerium untergeordnetem Chef, der unabhängig von jeder anderen Behörde ist. Jeder Soldat, der krank oder verwundet dienstunfähig wird, ist als zum Sanitätsdienst abkommandirt zu betrachten und tritt vollständig unter das Kommando des Militärarztes, der ihn zu versorgen hat. Der Chefarzt ist zugleich Verwaltungsvorstand für das Lazareth; in seiner Hand liegt die Einrichtung der Lazarethe, Ambulancen, Krankentransporte ꝛc.; er ist militärischer, ärztlicher und administrativer Vorgesetzter seiner Untergebenen. In Konsequenz dieser Principien ist der Militärarzt den Rechten und Privilegien nach den Offizieren völlig gleich zu stellen; er steht nur unter seinen militärärztlichen Vorgesetzten, von denen er zur Dienstleistung bei den Truppen zeitweise kommandirt wird. Dafür ist aber erforderlich, daß der Militärarzt wie der Ingenieuroffizier auch militärisch ausgebildet wird. Nach diesem System wurden nun erst während der letztvergangenen Jahre die Institutionen des Militär-Medicinalwesens fast aller civilisirten Staaten umgeformt.

Andererseits wurden Maßregeln getroffen, durch welche den Verwundeten in und nach der Schlacht schnell und rechtzeitige Hülfe geleistet werden kann. Da galt es, ein gut geschultes Krankenträgercorps und ganz neue zweckmäßige Apparate, wie Trag- und Räderbahren, Krankenwägen ꝛc. zum beschleunigten und bequemen Transport aus der Gefechtslinie zu schaffen, es galt, Ambulancewägen und Feldlazaretheinrichtungen herzustellen, die mit den außerordentlich zahlreichen Erfordernissen zur Pflege der Blessirten sofort zur Hand seien; es galt, das Corps der Aerzte mit ihren vielen Gehülfen so zahlreich mit Personal zu versehen, es aber auch in so beweglicher Form zu organisiren, daß seine Hülfe nirgends fehle; es galt schließlich, Einrichtungen in den großen Hospitälern zur völligen Herstellung der Verwundeten und Kranken zu treffen, welche jenen schlimmen, in fast allen Kriegen drohenden Ausbrüchen von Seuchen vorbeugen. Durch Benutzung des Krankenzerstreuungssystems, dessen großen Werth wir später beleuchten, sowie durch Einführung einer nicht geringen Anzahl anderer höchst zweckmäßigen und sinnreich erfundenen, dem Gesundheitswohl dienenden Maßregeln, insbesondere durch die hygieinisch richtige Konstruktion der Barackenlazarethe und durch den Transport der Kranken mittelst der trefflich eingerichteten Hospital-Eisenbahnwaggons, sowie mittelst der Hospitalschiffe nach den großen Lazarethen („Generalhospitäler") verminderte man die Sterblichkeit unter den Verwundeten ganz beträchtlich.

Die jüngste Organisation, welche das preußische Militär-Sanitätswesen, in Folge dessen auch dasjenige aller Staaten des Norddeutschen Bundes erhielt, verdanken wir zu einem großen Theile diesem Vorgehen Nordamerika's. Zwar hatten schon längst tüchtige Kenner auf die Mängel der bei uns bestehenden Einrichtungen hingewiesen. Allein man schenkte an maßgebender Stelle diesen Stimmen kein Gehör; vielmehr that man Alles zur Verhinderung der Reformen. Endlich öffneten drei Vorgänge die bis dahin verschlossenen Augen. Zuerst wiesen die Erfahrungen der Engländer im Krimkriege sehr ernstlich auf die schlimmen Wirkungen gewisser Fehler in dem auch bei uns befolgten Verfahren im Verpflegungssystem Verwundeter und Kranker im Heere hin; dann entwickelte der Bürgerkrieg in Amerika jene ganz neue Verfassung im Sanitätswesen, welche sich praktisch glänzend bewährte; und schließlich zeigte sich im deutschen Kriege des Jahres 1866, wie höchst ungenügend das ältere Militär-Sanitätswesen sei gegenüber den Aufgaben, die ihm die wissenschaftliche und praktische Militärhygieine, zugleich aber auch die ungeheuren Mengen der in Einer Schlacht Verwundeten und die Möglichkeit einer Benutzung der neuen Transportmittel stellen.

Durch solche Erfahrungen bewogen, entschloß sich die preußische Regierung, die ganze Angelegenheit planmäßig und gründlich in Angriff zu nehmen. Sie begann damit, im Jahr 1867 das Princip anzuerkennen, daß man das gesammte Militär-Medicinal- und Lazarethwesen in eine neu zu bildende besondere Abtheilung des Kriegsministeriums koncentriren müsse, um damit eine vollständige Einheit der Militärkrankenpflege zu erzielen. Bis dahin wurde nämlich diese Angelegenheit an drei verschiedenen Stellen bearbeitet. Sofort wurde auch auf Anregung der Königin im März 1867 eine aus bedeutenden Kapacitäten, insbesondere höheren

Militärärzten und Beamten bestehende Kommission niedergesetzt, welche sich mit Vorschlägen zur Reform des Militär-Medicinalwesens beschäftigte. Auf Grund der Arbeiten und Gutachten dieser Kommission erschien dann im Anfang des Jahres 1868 eine „Verordnung über Organisation eines Sanitätscorps", welche in Verbindung mit einer im April 1869 erlassenen „Instruktion" den Wünschen gerecht wurde, die an jener Stelle kund gegeben waren, so weit sich dieselben mit den bestehenden Verhältnissen und militärischen Einrichtungen vereinen ließen.

Die wesentlichen Bestimmungen dieser Reform bestehen darin, daß sämmtliche Aerzte der Armee und Marine nunmehr ein Sanitätscorps bilden, welches sich in der Regel aus den Zöglingen der militärärztlichen Bildungsanstalten und denjenigen Medicinern ergänzt, die mit der Absicht eintreten, auf Beförderung im Sanitätscorps zu dienen. Sobald diese jungen Leute ihre Qualifikation dargethan haben, erfolgt die Wahl zum Assistenzarzt durch die Militärärzte der Division. — Außerdem wurden die Einkommenverhältnisse der Mitglieder des Sanitätscorps zum Theil verbessert und mit der eingetretenen Rangerhöhung in Einklang gebracht. Der militärische Rang verleiht ihnen die Rechte der Personen des Soldatenstandes, einem Theile der oberen Aerzte Disciplinargewalt, allen zur persönlichen Aufwartung Burschen, den Servis, die Dienstauszeichnungen, die Uniformabzeichen dieser Kategorien von Militärpersonen, die Theilnahme an den Unterstützungsfonds der Truppentheile ꝛc. — mit einem Worte alle diejenigen Gerechtsame, welche dem Offizierstande zugestanden waren. Hiermit ist also die persönliche Stellung der Militärärzte wesentlich verbessert und gesichert, gleichzeitig aber die Aussicht gewonnen, daß dem neuen Sanitätscorps eine größere Anzahl tüchtiger Mitglieder zugeführt werde.

Sobald ferner die jungen Aerzte felddienstfähig befunden werden, so steht ihnen keine Schwierigkeit entgegen, wenn sie ihrer Dienstpflicht sofort durch einjährigen Dienst mit der Wahl genügen wollen. Haben sie sogleich oder später den Rang eines Assistenzarztes erworben, so steht es ihnen frei, durch vierwöchentliche Dienstleistung bei einem Lazareth sich auch während ihres Civilverhältnisses das Mitavanciren nach ihrem Dienstalter zu sichern. Diese Einrichtung ist ohne Zweifel höchst zweckmäßig, ebenso wie die Bestimmung, daß die zum einjährigen Dienst eintretenden jungen Militärärzte sich ein halbes Jahr lang dem Militärdienste mit den Waffen widmen müssen.

Das Militär-Sanitätswesen bildet nun im preußischen Kriegsministerium ein besonderes Departement, aus drei Abtheilungen bestehend: 1) für Lazarethe, 2) für Personalien, 3) für Statistik. Der oberste Chef der Militärärzte ist der Generalstabsarzt; jedes der drei Armeecorps des Norddeutschen Bundes hat seinen Generalarzt, jede Division bekommt während des Krieges einen Divisionsarzt, der die Krankenträger und Verwundetenpflege leiten soll. Jedes Infanterieregiment hat 1 Oberstabsarzt, 2 Stabsärzte und 6 Assistenzärzte, jedes Artillerieregiment 1 Oberstabsarzt und die nöthigen Assistenzärzte, jedes Kavallerieregiment 1 Oberstabsarzt und 2 Assistenzärzte. — In Folge der neuen Organisation wurden insbesondere einzelne Klassen im Range erhöht. Auch der Pensionirungsmodus ist ein wesentlich günstigerer geworden.

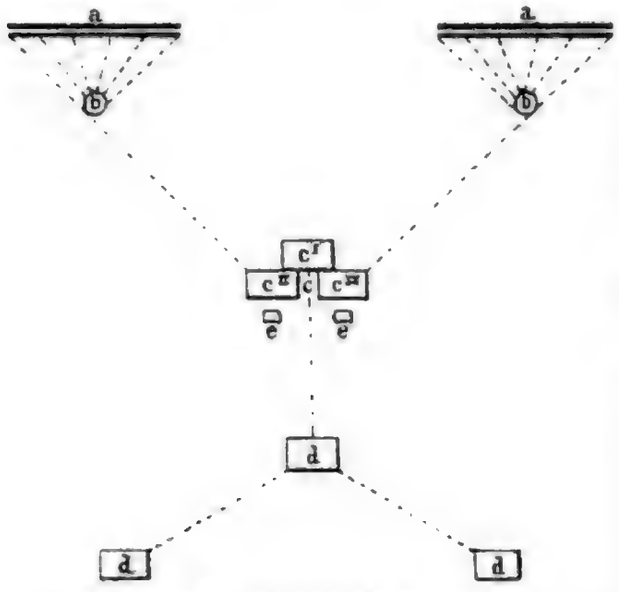
Das Sanitätscorps ist mithin im Großen und Ganzen gleich dem Ingenieurcorps der Armee organisirt. Der Generalstabsarzt der Armee steht im Range eines Generalmajors; unter ihm rangiren die Generalärzte der verschiedenen Armeecorps im Range von Obersten. Zwischen diesen und den Oberstabsärzten, deren älteste Klasse Majorsrang hat, ist die Zwischenstufe der Divisionsärzte neu geschaffen worden. Diese letzteren sind besonders dazu berufen, im Kriege die Thätigkeit der einzelnen Feldlazarethe zu überwachen. Die Oberstabsärzte besitzen den Rang eines Stabsoffiziers, die Stabsärzte je nach ihrer Gehaltsstufe den eines Hauptmannes 1. und 2. Klasse, die Assistenzärzte Lieutenantsrang.

Die Zahl der Aerzte findet sich für den Friedensstand der gesammten norddeutschen Armee, inbegriffen des 12. (sächsischen) Armeecorps und der hessen-darmstädtischen Division, auf 1177 normirt, und zwar 14 Generalärzte, 223 Oberstabsärzte, 317 Stabsärzte und 627 Assistenzärzte.

Dieser Blick auf die Gesammtorganisation des Sanitätscorps im Frieden genügt, um nunmehr in Folgendem die Feldsanitätseinrichtungen kennen zu lernen, die ebenfalls jetzt mit völlig neuen Modifikationen die Probe auf dem Kampfplatze bestehen sollen.

Jeder mobile Truppentheil ist für den Felddienst mit dem nöthigen ärztlichen Personal, mit Arzneien, chirurgischen Instrumenten und Verbandmitteln ausgestattet, welche letzteren von den den einzelnen Truppentheilen attachirten

Lazarethgehülfen in ihren Verbandtaschen, sowie in den jedem selbstständigen Truppenkörper beigegebenen Medicin- und Bandagekarren mitgeführt werden. Auch ist Vorschrift, daß jeder Soldat mit einfachem Verbandzeug versehen ist (das an sich wohl minder nützlich ist als das von Esmarch*) zu gleichem Zweck empfohlene „dreieckige Tuch"). — Bei kleineren Gefechten liegt es zunächst den Truppenärzten ob, für die ärztliche Behandlung und Pflege der Verwundeten zu sorgen. Deshalb müssen die den Truppen an Personal und Material zur Verfügung stehenden ärztlichen Hülfsmittel sich möglichst koncentriren und in der Nähe der vorrückenden



Verbandplatz.

a Schlachtlinie. — b Nothverbandplatz. — c Hauptverbandplatz. — c^{I} c^{II} c^{III} die einzelnen Abtheilungen desselben. — d Lazareth-Einrichtungen. — e Zelte oder Häuser für die hoffnungslos Verletzten.

Truppentheile bereit bleiben, damit nach der näheren Anordnung des Truppenbefehlshabers sogleich Nothverbandplätze errichtet werden. Während die eine größere Hälfte der Truppenärzte und Lazarethgehülfen auf den Verbandplätzen funktionirt, folgt die kleinere Hälfte derselben den Truppen in das Gefecht, um den Verwundeten hier schon Hülfe zu leisten.

Den Verbandplätzen werden die Verwundeten durch die Hülfskrankenträger der einzelnen Truppentheile zugeführt. Als solche werden von jeder Kompagnie 4 Mann möglichst aus den im Frieden hierzu bereits ausgebildeten Mannschaften bestimmt, welche sich durch die weiße Armbinde mit rothem Kreuz kennzeichnen. Die Hülfskrankenträger bleiben in der Front der Truppe und überführen unter der Aufsicht der hierzu kommandirten Unteroffiziere und nach der Anweisung der den Truppen ins Gefecht gefolgten Aerzte und Lazarethgehülfen mittels der auf den Medicinkarren befindlichen Krankenträger die Verwundeten nach den Nothverbandplätzen. Diese Mannschaften müssen jedoch, sobald dieser Dienst beendigt ist, sofort zu ihrem Truppentheile zurückkehren und in die Front eintreten. Auf den Nothverbandplätzen werden von den Aerzten die Verwundeten untersucht, ihnen einfache Verbände angelegt und die allernothwendigsten Operationen vorgenommen; man behält die Blessirten hier nur so lange, bis sie dem Feldlazareth übergeben werden können. Um eine nochmalige Untersuchung derselben zu verhindern, um zu ermöglichen, daß sie vorsichtig transportirt werden, und um ihre Vertheilung in die verschiedenen Lazarethe je nach der Art ihrer Verletzung zu erleichtern, sind die Aerzte verpflichtet, jedem Verwundeten ein als „Diagnose-Täfelchen" bezeichnetes Blatt in das Knopfloch zu hängen, auf welchem sie die Art der Verletzung, die geleistete Hülfe und den Grad der Transportfähigkeit notirt haben.

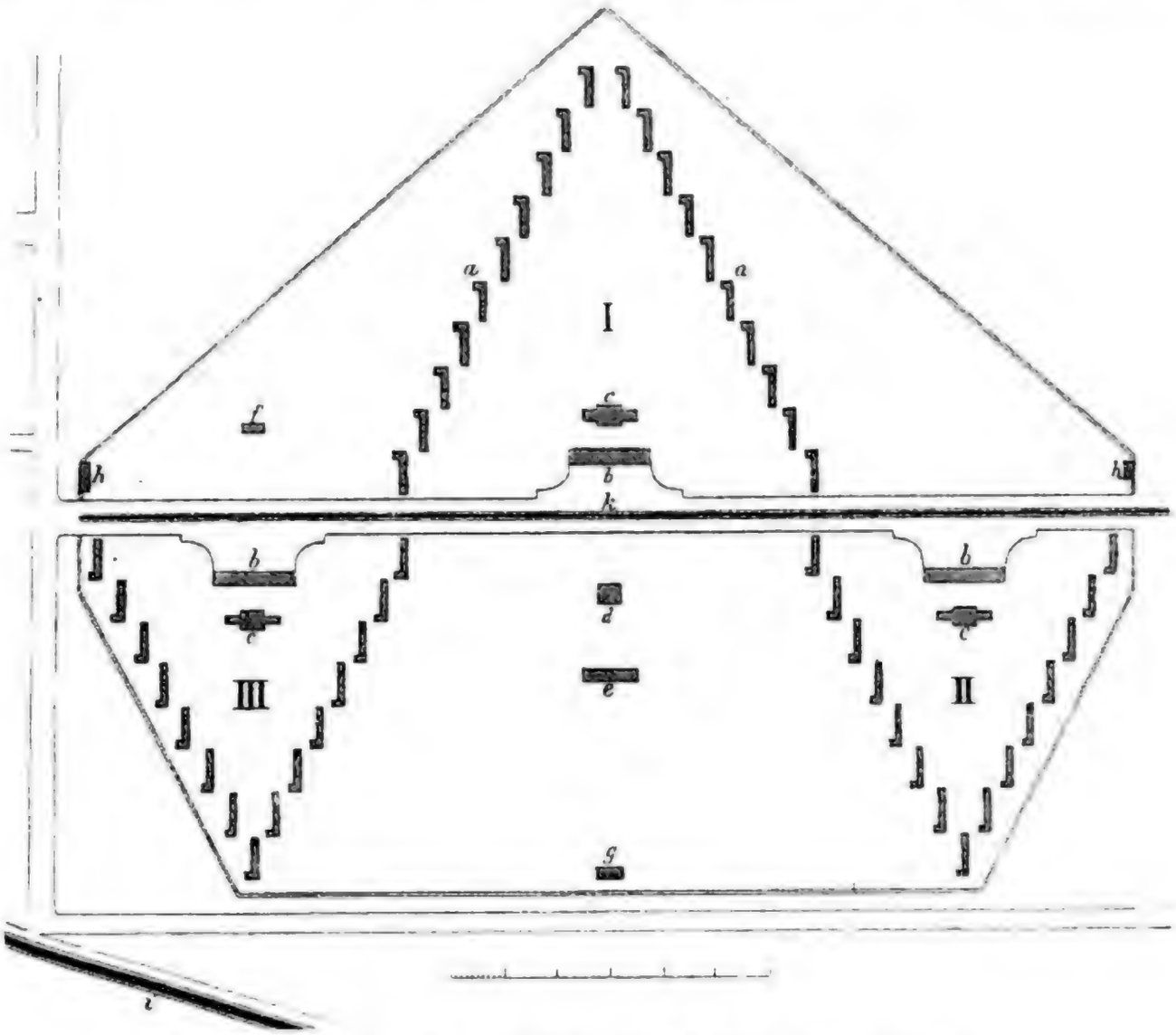
Bei diesen Leistungen ist nun eine nicht geringe Menge von Personal thätig. Das Bataillon, bezüglich das Kavallerieregiment oder die Artillerieabtheilung zählt durchweg 2 Aerzte und 4 Lazarethgehülfen, was für das Armeecorps mit etwa 32,000 Kombattanten schon einige 70 Aerzte und 150 Lazarethgehülfen ergibt. Dazu kommen zunächst drei Sanitätsdetachements, welchen die Aufgabe der früheren Krankenträgerkompagnien und des fahrenden Detachements der früheren leichten Feldlazarethe zufällt. Jedes Detachement zählt 9 Aerzte, 30 Offiziere, 155 Mannschaften, 39 Trainsoldaten mit 41 Pferden und 10 Fahrzeugen, darunter 6 zweispännige Wagen zum Transport für Schwerverwundete. Bei dieser Organisation wird die stete Korporation des Krankenträgerdienstes mit dem ärztlichen Dienste auf dem Schlachtfelde gesichert. Es wird aber auch, da ein Sanitätsdetachement stets in der Reserve bleibt, und alle Detachements so organisirt sind, daß sie in zwei gleich ausgerüsteten Sektionen verwendbar sind, der Vortheil erreicht, daß jeder Division, auch bei dem Vorrücken nach einem Gefechte, stets ein Seitendetachement oder doch eine Sektion desselben beigegeben werden kann.

Die Sanitätsdetachements treten bei größeren Gefechten in Wirksamkeit und nehmen

*) „Der erste Verband auf dem Schlachtfelde". Kiel 1869.

die verwundeten Soldaten in den Verbandplatz auf, der sich nicht weit hinter der Gefechtslinie befinden muß, um beim Vorrücken der Division immer weiter vorgeschoben werden zu können. Für denselben wird entweder ein geeignetes, möglichst gedeckt gelegenes Gebäude oder das Verbandzelt benutzt. Es wird durch die Flagge mit rothem Kreuz im weißen Felde kenntlich gemacht. Hier haben die Aerzte und ihre Gehülfen die Verwundeten für den Transport in die Feldlazarethe vorzubereiten, sie zweckmäßig zu lagern und zu stärken, ihre Wunden zu untersuchen, die für den Transport nöthigen Verbände anzulegen und kleine sowie unaufschiebbare größere Operationen vorzunehmen. Die Krankenträger haben hierbei 32 Krankentragen und 3 Räderbahren zur Verfügung, welche die Detachements auf den Transportwägen mit sich führen. Bei rückgängigen Bewegungen der Division bestimmt der dirigirende Arzt, wer von den Aerzten und dem Hülfspersonal unter dem Schutze der Genfer Konvention bei den Verwundeten zurückbleibt, während der Kommandeur des Detachements alles übrige Personal und Material in Sicherheit zu bringen hat, oder der Division folgen lassen muß.

Das in der preußischen Armee eingeführte



Situationsplan des Barackenlazareths auf dem Tempelhofe.
aa Baracken. — bb Verwaltungsgebäude. — cc Küchen. — d Operationshaus. — e Waschhaus. — f Schuppen für Strohsäcke. — g Leichenhaus. — hh Wachen. — i Anhaltische Eisenbahn. — k Zweigbahn.

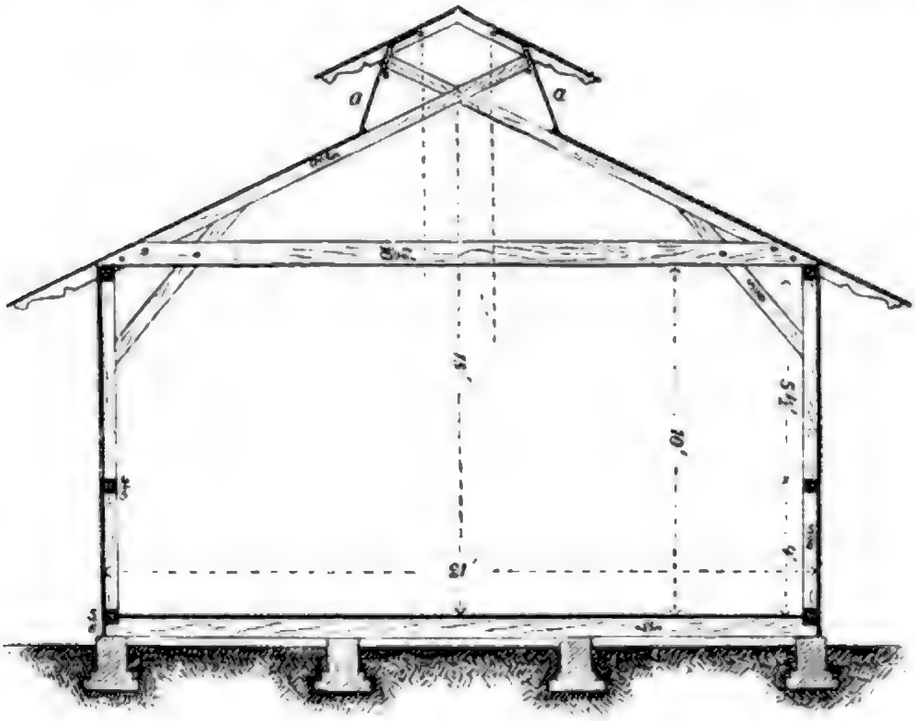
Hospitalzelt ist für 16 Mann bestimmt und besteht aus einem Gerippe von Gasrohr verschiedener Dimension und entsprechender Stärke. Die ganze Länge des Zeltes mißt 40′, die Breite 20′, die Höhe der längs der Mitte stehenden 4 Hauptpfeiler 13′, die Höhe der je 7 auf jeder Seite stehenden Säulen 5′. Das Dach besteht aus einer doppelten Lage von starkem Segeltuch; die Seitenwände bilden nur eine einfache Lage und sind mit dem Dache mittels Drahthaken verbunden, so daß sie bei gutem Wetter ausgehakt und

niedergelegt werden können. An jedem Ende ist ein für 2 Krankenwärter abgesonderter Raum. Im First befinden sich zwei gegen Regen geschützte Ventilationsöffnungen.

Grundplan einer Baracke.

J Krankensaal. — K Bad. — L Theeküche. — M Arzt. — N Wärter. — O Closet.

Die Feldlazarethe sind zur Aufnahme, Behandlung und Pflege der von den Verbandplätzen oder direkt von den Truppen kommenden Verwundeten oder Kranken bestimmt. Zu jedem mobilen Armeecorps gehören 12 Feldlazarethe für je 200 Kranke. Danach kann sofort der vierzehnte Mann im Armeecorps Aufnahme in diesem Lazareth finden. An Stelle dieser 12 Feldlazarethe pro Armeecorps hatte man bisher einestheils „Depôts der leichten Feldlazarethe", anderntheils „schwere Feldlazarethe". Diese Umwandlung ist von großem Vortheil, denn nunmehr läßt jedes Feldlazareth auch eine Theilung in zwei Sektionen zu. Das Feldlazareth ist mit sehr vollständigem Personal versehen (Chefarzt, Stabsarzt, Assistenzärzte, Inspektor, Rendant, Apotheker, Gehülfen, Krankenwärter, Koch und Train). Auf zwei zweispän-

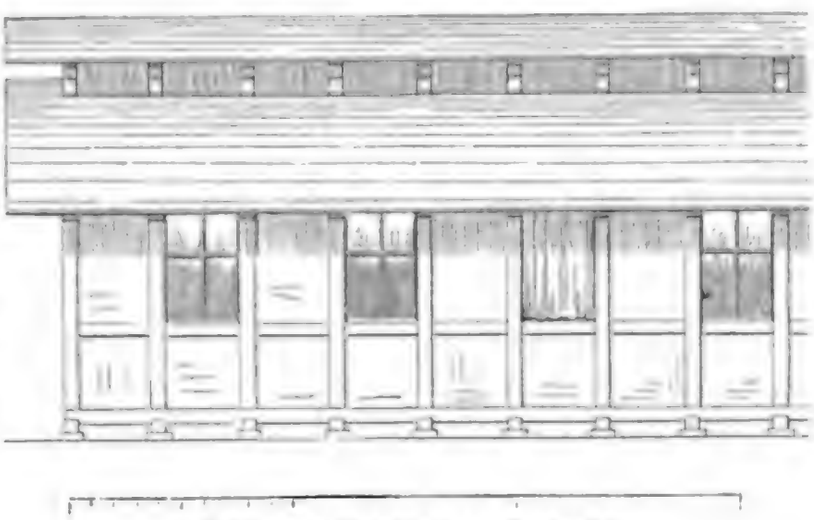


Querdurchschnitt einer Baracke.

nigen Sanitätswägen befinden sich die für 200 Kranke nöthigen Verband- und Arzneimittel, Instrumente, und drei vierspännige Wägen enthalten die Oekonomieutensilien. Bei der Wahl des Ortes und Raumes für das Feldlazareth müssen die Aerzte alle gesundheitlichen Ver-

hältnisse berücksichtigen, sie haben Abtheilungen für besondere Krankheiten herzustellen und Vorkehrungen vor Ausbruch ansteckender Krankheiten zu treffen. Der Gebrauch von Krankenzelten und der Bau von Baracken ist dringend empfohlen; auch führt jedes Feldlazareth Materialien und Vorschriften zur Desinfektion mit sich.

Der Gewinn an ärztlichen Kräften in Folge dieser Organisation ist beträchtlich. Jedes Feldlazareth zählt 8 Aerzte. Darnach kommen auf das Armeecorps nahezu 200 Aerzte, d. i. auf 160 Mann ein Arzt. Die Zahl der Verwundeten in der Schlacht bei Königgrätz auf preußischer Seite betrug 6984. Nach der gegenwärtigen Organisation würden für dieselben bei 9 Corps 4185 Mann als Sanitätsdetachement mit 162 Wägen zum Transport in die Lazarethe und 1800 Aerzte zur Pflege bereit gewesen sein. Jedes Armeecorps hat auch noch ein Lazarethreservepersonal von 107 Köpfen und ein Lazarethreservedepôt, welche eventuell zur Formirung von stehenden Kriegslazarethen dienen und im Rücken der operirenden Armee bleiben. Es ist demnach Bedacht darauf genommen, daß Personal und Material vorhanden sind, um die Feldlazarethe abzulösen und „stehende Kriegslazarethe" zu formiren. — In sehr glücklicher Weise hat man nicht bloß einen genügenden Krankenträgerdienst geschaffen, sondern auch Vorschriften für die Hülfskrankenträger gegeben, welche doch auch den Truppendienst nicht beeinträchtigen.



Seitenansicht einer Baracke.

Die Einrichtung und Leitung der Reserve- und Vereinslazarethe mit all ihrem reichen, nothwendigen Zubehör hat der Staat nunmehr den Bedürfnissen der Kranken und Verwundeten gemäß geregelt. Hier sind die Erfahrungen der Neuzeit aufs Beste benutzt. Insbesondere wird nun auch in Deutschland fast in jeder größeren Stadt bei Ausbruch des Kriegs ein Krankenlazareth erbaut.

Eine der größten Anlagen dieser Art erhält jetzt Berlin, wo das Kriegsministerium zum Bau eines Barackenlazareths einen Flächenraum von 130 Morgen zwischen der Chaussee nach Tempelhof und der Anhaltischen Eisenbahn überwiesen hat. Der in unserer Abbildung gegebene Situationsplan zeigt die Gesammtanlage dieser Barackenstadt; zu beiden Seiten einer Straße gelegen, in deren Mitte ein Eisenbahnstrang (k) eigens die Lazarethe mit der Bahn in Verbindung bringt. Sie besteht aus drei gesonderten Quartieren, deren Einrichtung dem Ganzen die Gestalt eines Fünfecks gegeben hat. Von den drei Lazarethen haben das des Kriegsministeriums (III) und das des Berliner Hülfsvereins (II) je 15, das der Stadt Berlin (I) 20 einzelne Baracken, sämmtlich zu 30 Betten (ohne Wärter), so daß im Ganzen hier 4500 Verwundete untergebracht werden können. Im Allgemeinen hat man die Principien (Dachfirstventilation, auf Pfeilern ruhende Boden ꝛc.) der amerikanischen Lazarethbaracken auch hier befolgt, doch errichtete man auch einige Baracken, welche durchweg grüne Gazefenster enthalten (gar keine Glasfenster), dann aber noch von einem Gang umgeben sind, der nach außen mit Vorhängen von grauem Drill abgeschlossen ist.

In solchen Lazarethen nun sollen die Kranken und Verwundeten Heilung finden, um dann wiederum in den Armeeverband zurückkehren zu können. Doch ist auch außerdem gestattet, daß man leicht verwundete Soldaten zur freiwilligen Verpflegung in Privathäuser aufnimmt; nur müssen die Verpflegten dabei immer unter Aufsicht der Lazarethdirektion stehen.

Um diese dem Krankenzerstreuungssystem entsprechende schleunige Vertheilung der Kranken und Verwundeten im ganzen Lande zu ermöglichen, hat man dafür gesorgt, daß die Kranken auf Eisenbahnen in Waggons 4. Klasse und in Güterwägen, deren Konstruktion eine höchst sinnreiche ist, aus dem Feld in die Reservelazarethe weithin transportirt werden können. Im jetzigen Feldzuge sind diese

neuen Transportwägen 4. Klasse zum ersten Male in Anwendung. Die Verwundeten werden auf Tragbahren in die Wägen gelegt und so placirt, daß ein breiter Gang in der Mitte frei bleibt. Die Wägen sind durch Brücken mit einander verbunden, mit besondern Räumen für Aerzte, Wärter ꝛc. versehen. Letztere führen Medikamente mit sich und geben, wenn es der Verwundeten wegen erforderlich ist, Signale zum Halten des Eisenbahnzugs. Es wäre freilich zu wünschen, daß dergleichen Eisenbahnwägen in größerer Anzahl vorhanden sind.

Nunmehr ist auch die Feldlazarethdirektion für die etablirten Lazarethe in ihrem Wirkungskreise unter die Leitung der Generaletappeninspektion gestellt, die militärische und administrative Leitung dieser Lazarethe der Etappenkommandantur und -Intendantur übergeben. Ferner wurde die Besorgung der Evakuation der Kranken aus den Feld- in die Reservelazarethe der Kommandantur des Hauptortes übertragen und dieser in dem Etappenarzte ein für dieses Geschäft geeignetes Organ beigegeben.

Außerdem hat man das Verhältniß, in welchem die freiwillige Krankenpflege in ihrer Wirksamkeit zur Armee steht, sehr glücklich dadurch geregelt, daß, wie wir in unserm ersten Artikel näher ausführten, ein königlicher Kommissär und Militärinspekteur durch seine Delegirten mit den durch die Genfer Konvention anerkannten freiwilligen Hülfsvereinen, andererseits mit der Armee in Vernehmen tritt. Das gesammte ärztliche Personal des Heeres ist angewiesen, in bestimmter Weise den Beschlüssen der Genfer Konvention zu genügen.

Für den Kriegszustand der Armee nach der preußischen, nunmehr auch deutschen Heeresverfassung ist trotz der zweckmäßigeren neuen Dispositionen die Zahl der Militärärzte, Krankenwärter und Heilgehülfen in keiner Weise ausreichend. Man muß sich deshalb sogleich beim Ausbruche eines Krieges nach freiwilligem Eintritt von Aerzten umsehen. Für die mobile Armee bestellt man aus der Reihe der als tüchtige Chirurgen bekannten Professoren sogenannte „konsultirende Generalärzte"; aus der Reihe der Medicin Studirenden zieht man die schon vorgeschrittneren heran und läßt sie als „Unterärzte" mit der Kompetenz der Assistenzärzte eintreten; für die immobilen Truppen sucht man nichtdienstpflichtige Aerzte als „dirigirende", „ordinirende" und „assistirende" auch in Lazarethen zu verwenden. Man appellirt dabei an den Patriotismus der Privatärzte und vermehrt dadurch außerordentlich das Gesammtpersonal der die Armee verpflegenden Aerzte. Dr. Ploß.

Nekrolog.

Führer, Dr. med., durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Histologie und pathologischen Anatomie in der medicinischen Welt bekannt, † in Hamburg.

Mineralogie und Geologie.

Gediegen Kupfer. Als die größte Masse gediegenes Kupfer galt bisher eine 1867 am Lake superior aufgefundene von 4000 Centner Gewicht. Nach dem Newyorker „Mining Journal" ist ihr in jüngster Zeit dieser Ruhm geraubt, da man in derselben Gegend im Phönix-Gange eine solide Masse von gediegenem Kupfer angetroffen hat, welche 19,81 Meter lang, 9,45 M. hoch und 0,61 M. dick ist. Von diesen 114 Kubikmetern sind zwei Drittel reines Kupfer, während das Uebrige aus Nebengestein, Kalkspath, Prehnit, Epidot und Quarz besteht. Die 15,000 Ctnr. Kupfer repräsentiren den vierten Theil der Jahresproduktion des Mansfeldischen Bergwerksbezirks, welcher im Jahr 1868 sich auf 60,000 Ctnr. belief.

Bernstein. In einer Arbeit über das Vorkommen von Bernstein in Schlesien (Bresl. Ztg.) sagt Göppert, daß bereits die ältesten naturhistorischen Urkunden dasselbe erwähnen. Schwenkfeld fand ihn bei Rabishau bei Greifenstein (1600), einige Jahre später Nikolaus von Rhediger zu Schöblitz bei Breslau, und im 18. und 19. Jahrhundert mehren sich die Angaben von Funden. Umfangreichere Lager wurden aber bis jetzt noch nirgends entdeckt, man fand immer nur einzelne Stücke, unter ihnen freilich mehrere von ansehnlicher Größe: das größte von 6 Pfund Schwere 1850 in der alten Oder bei Klein-Kletschau. Unsere heidnischen Vorfahren schätzten den Bernstein ebenfalls. Sie bedienten sich des schönen Fossils zu allerhand

Schmuck, Halsbändern u. dergl., wovon Stücke in Graburnen gefunden worden sind. Eine Quantität von mindestens 1½ Ctnr. in größeren und kleineren, aber durchaus keine Spur von Bearbeitung zeigenden Stücken ward vor sechs Jahren bei Hennersdorf, zwei Meilen von Namslau in einem Heidengrabe, umgeben von etwa zwölf Urnen entdeckt, deren Bedeutung sich nur schwer einsehen läßt. Vielleicht ein in Vergessenheit gerathenes Depôt eines Bernsteinhändlers. — Die Höhe des Vorkommens des Bernsteins in Schlesien ist so ziemlich die der Geröllformation überhaupt und beträgt bei Ober-Waldenburg 1400', im Weistritzthal bei Tannhausen 1300', im Hirschberger Thal bei Hermsdorf 1250'. Die Verbreitung ist eine ziemlich allgemeine und erstreckt sich fast auf alle Kreise der Provinz, mit alleiniger Ausnahme des Glatzer. Am meisten erscheinen der Glogauer, Breslauer, Trebnitzer und Oelser Kreis, also das schlesische Hügelland dabei betheiligt.

An der Ostsee ist ein neues sehr umfangreiches Bernsteinlager in der Nähe der Ortschaft Schwarzau bei Putzig entdeckt worden. Man hat in vier Tagen durch Graben in dem betreffenden Bruche Bernsteinstücke in verschiedenen Größen und im Gewicht bis 2 Pfd. gefunden, und der Werth des bis jetzt gewonnenen Bernsteins soll auf 3000 Thlr. geschätzt sein.

Angeblicher Bernstein aus der Kreideformation bei Teruel in Spanien liefert nach Zincken keine Bernsteinsäure und ist also wohl ein anderes Harz. Im Uebrigen ist Bernstein in der Kreideformation nicht selten und findet sich z. B. in der Gosauformation bei Utigsdorf in Mähren, am See von Gmunden in Oesterreich, bei Brandenberg in Tyrol, angeblich in Portugal, selbst im Pläner von Skutsch in Böhmen

Handel und Verkehr.

Geld- und Verkehrszustände im Kriege. Von allen andern Kriegen der jüngsten Vergangenheit unterscheidet sich der deutsch-französische von 1870 dadurch, daß er wie ein Blitz aus heiterm Himmel auf den nichts ahnenden Welttheil niedergefahren ist. Dieser Umstand, die Schuld des gewissenlosen Angreifers erschwerend, hat unsre Heerführung nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen vermocht, und der Geschäftswelt kam er sogar in hohem Grade zu Statten. Sie konnte in die Nöthe des Kriegs mit voller Gesundheit, Kraft und Frische eintreten, nicht geschwächt und entnervt durch vorausgehende lange Besorgniß des Krieges. Im Allgemeinen freilich hing die Erwartung eines Zusammenstoßes deutscher und französischer Waffen seit 1866 über den Gemüthern und lähmte den Unternehmungsgeist; das war auch der Grund, weshalb der endliche Ausbruch an den deutschen Börsen eher mit Freude als mit Schrecken begrüßt wurde, da man nun hoffen konnte, die abspannende ewige Sorge ein- für allemal loszuwerden und zu Deutschlands schließlichem Obenaufliegen unbedingtes Vertrauen hegte. Im Besonderen aber fürchtete noch in den ersten Julitagen Niemand in ganz Deutschland, das Wetter demnächst ausbrechen zu sehen. Daher trafen seine immer sehr empfindlichen Wirkungen auf einen vollkräftigen Körper.

Welch ein Segen dies ist, zeigt ein Vergleich mit dem lange vorher drohenden Kriege von 1866. Alle Erscheinungen treten diesmal leichter und ungefährlicher auf. An keiner deutschen Börse sind bis jetzt (Mitte August) Zahlungseinstellungen bedeutender Häuser vorgekommen. Was gefallen ist, war meist vorher schon morsch, oder befindet sich nur in augenblicklicher Zahlungsverlegenheit, nicht in eigentlicher und unheilbarer Ueberschuldung. Die Lagerinhaber kündigen den Fabrikanten weniger Bestellungen auf als sonst in ähnlichen Fällen; die Fabrikanten haben seltener nöthig, um Verlängerung der Ablieferungsfrist zu bitten. Ein Sturm auf irgend eine Bank, einen Vorschußverein oder eine Sparkasse, um für Noten oder Einlagescheine baar Geld zu bekommen, hat sich überhaupt nicht ergeben. Im Gegentheil: Banken und Vorschußvereine fließen guten Theils über von Einlagen des Publikums, das im Augenblick natürlich zu festeren Geldanlagen nicht geneigt ist, sondern sich eine reichliche, stets verfügbare Kasse zu erhalten sucht; und nur allenfalls die Sparkassen, welche mit Bauern zu thun haben, dieser unverbesserlich mißtrauischen Menschenklasse, deren veraltete Ideen kein täg-

licher Umgang mit Gebildeten berichtigt, sind zeitweilig einer etwas stärkeren Geldentziehung ausgesetzt gewesen.

Auf der andern Seite ist selbstverständlich vom ersten Tage der Gewißheit des Krieges an nicht allein auf neue geschäftliche Unternehmungen, die nicht etwa im Kriege selbst ihren Ursprung fanden, verzichtet worden, sondern bereits in Gang gesetzte sind eingestellt, fast alle Geschäfte beschränkt, der allgemeine Verbrauch hat aufs rascheste seinen Zuschnitt nach den so plötzlich veränderten vaterländischen Lebensbedingungen genommen. Beinahe gänzlich vorüber war es alsbald mit dem Seeverkehr; denn da die Ueberlegenheit der französischen Kriegsflotte von vornherein unzweifelhaft feststand, so konnten deutsche Schiffe nicht mehr wagen, den Hafen zu verlassen, und die Zeichen, welche das Fahrwasser zu unsern Häfen hin andeuten oder Nachts beleuchten, Tonnen, Baken, Leuchtfeuer auf Thürmen oder vor Anker liegenden Schiffen mußten entfernt werden, um den feindlichen Panzern und Avisos die Annäherung thunlichst zu erschweren. Die großen Dampfschiffe der Hamburger und der Bremer Amerika-Fahrt, deren zahlreiche noch unterwegs waren, rettete vor dem auf sie gewiß besonders lüsternen Feinde ihre alles überbietende Schnelligkeit. Auch ließ die Blokade der deutschen Nord- und Ostsee-Häfen merkwürdig lange auf sich warten, so daß neutrale Fahrzeuge nach wie vor ungehindert verkehren konnten; aber für den gewöhnlichen freien Verkehr aller Arten von Schiffen, zu dessen vorläufiger Fortdauer der vergebens erwartete Verzicht Frankreichs auf den officiellen Seeraub gehört hätte, war das natürlich doch nur ein sehr unbedeutendes Surrogat. Der Seehandel also, kann man sagen, hörte im großen und ganzen mit der Kriegserklärung auf. Wurden auch unverweilt neue Nothwege durch die neutral gebliebenen nördlichen und nordwestlichen Nachbarstaaten aufgesucht, so nahm deren allseitige Herrichtung doch längere Zeit in Anspruch, als daß er schon während dieser ersten Wochen hätte viel ausgleichen können. Den Binnenhandel unterbrach in seinen nicht bloß örtlichen Transaktionen eine Zeitlang fast völlig nicht sowohl der Krieg, wie die Beförderung der nationalen Waffenmacht auf ihre Posten an der Grenze. Mehrere Wochen lang stockte im ganzen westlichen Deutschland, und zum Theil selbst im östlichen, der Güterverkehr auf der Eisenbahn ganz, der Personenverkehr größtentheils. Dazu kam, daß auf bestimmten Punkten und Linien sich Truppenmassen sammelten, welche einquartiert und noch nicht militärisch verpflegt wurden, also gleich den Einwohnern von den örtlichen Lebensmittelvorräthen zehrten, ohne daß dieselben sich rasch und hinlänglich hätten aus andern Landstrichen ergänzen können, eben in Folge jener Unterbrechung der gewöhnlichen Transporte. So entstanden lokale Preissteigerungen und Theuerungen, welche sich zwar allmählich wieder heben, dem Wohlstande der betreffenden Kreise und Städte aber doch bei der Last der auf sie gelegten Einquartierung nicht ganz leichte Wunden geschlagen haben müssen. Ein Glück nur, daß nicht feindliche Invasion mit ihrem so viel schwereren und zerstörenderen Schritte in jenen westlichen deutschen Grenzprovinzen darauf folgte!

Die allgemeinste volkswirthschaftliche Wirkung eines Ereignisses wie ein großer Krieg ist wohl die, daß Jedermann seinen Vorrath an baarem Gelde oder seine Verfügung über solches zu steigern sucht. Das Vertrauen schränkt sich in solchen Zeiten eben nothgedrungen ein, und die Geschäfte nehmen ab, welche sonst in rascher Abwechselung Geld aus der einen Hand in die andere bringen. Gilt aber dieser Mehrbedarf an Geld für alle Einzelnen, so gilt er vermöge der Summirung auch für die großen Gesammtheiten. Die Börsen bedürfen mehr Geld oder geldgleicher Zahlungsmittel, um ihre wenn auch verringerten Transaktionen zu bewerkstelligen; im großen Geschäft wird mehr als sonst gegen baar gehandelt; Schulden, die sonst noch lange hätten stehen können, werden ängstlicher eingetrieben; die Banken sehen sich nach Verstärkung ihres Baarschatzes um, der Noten und Depositen zur Deckung dient, und wenn auch nicht die Münzen, so doch die Noten- und Papiergeld-Pressen bekommen zu thun, wenn ihr Produkt nur halbwegs populär und solid ist.

Die Preußische Bank hatte schon an dem Tage, wo der Krieg zur Gewißheit wurde, am 15. Juli, ihren Discontosatz für Wechsel auf 6% erhöht, und erhöhte ihn am 19. Juli weiter auf 8%, von wo er später dann wohl wieder herabgehen wird. Ihr Metallbestand hatte seit Ende Juni um mehr als eine halbe Million Thaler abgenommen, ihre Notenausgabe hingegen um fast 22 Millionen zu. Erschwerung des Abflusses von Geld durch Erhöhung des Wechselzinsfußes war daher dringend geboten. Die Bremer Bank, welche vermöge der in Bremen bestehenden Goldwährung in solchen Zeiten eine eigenthümliche Stellung einnimmt, hatte umge-

kehrt so operirt, daß am 1. August ihre Noten zu sechs Siebenteln durch Gold gedeckt waren, während dies am 1. Juli nur von drei Fünfteln des Gesammtumlaufs der Fall war. Dabei waren die Depositen, deren die Bremer Bank reichlich doppelt so viel zu haben pflegt, als sie Noten im Umlauf hat, nicht gesunken, sondern gestiegen, so daß also von dieser Seite her in der Herausziehung des Goldes aus den Bankkellern den Noten keine Konkurrenz drohte. Um ihren Goldvorrath so rasch von etwas über anderthalb Millionen auf nahe an 3 Millionen Thaler Gold zu erhöhen, hatte die Bank sich eines im Augenblick erlassenen Gesetzes für den Staat Bremen bedienen können, wodurch neben Kronen und Louisd'ors auch Sovereigns, Eagles, Napoleons und Imperialen zu gesetzlichen Zahlungsmitteln erhoben worden waren. Sie sog denn auch so kräftig an den großen Goldreservoirs in London und Paris, den Banken von England und von Frankreich, daß sie zu den Vorsichtsmaßregeln, welche diese ergriffen, immerhin mitgetrieben haben mag. Die Bank von England setzte ihren Discont auf 5% hinauf, wobei sie voraussichtlich stehen bleiben wird. Die Bank von Frankreich nahm ihre Zuflucht zu stärkeren Abwehrhandlungen. Sie stellte die Goldauszahlungen gänzlich ein, indem sie präsentirte Noten mit Silber einlöste, — mit jenen silbernen Fünffrankenstücken, die das Münzgesetz von 1803 neben den Goldmünzen vollgiltig in allen Zahlungen bestehen läßt, und deren sie in Erwartung einer ähnlichen Krisis (oder müssen wir sagen: in direkter Vorbereitung auf diesen Krieg?) im Betrage von mehr als 200 Millionen Franken seit 1868 hat prägen lassen. Damit aber nicht genug, hat sie soeben von dem Gesetzgebenden Körper und dem Senat ihre Noten mit Zwangskurs ausstatten lassen.

Frankreich steuert also mit vollen Segeln in das Elend der Papiervaluta hinein, an welchem Oesterreich, Rußland und Italien leiden, und nur damit die bankerotte Napoleonische Regierung sich ungestört der Milliarde Franken in Gold bemächtigen könne, welche als Sicherheit für Noten, Depositen und Aktien in den Gewölben der Bank angehäuft sind. Ein Moratorium von einem Monat für Wechselschulden, das gleichzeitig zum Gesetz erhoben worden ist, vollendet das Bild von Ruin und gewissenloser Wirthschaft, welches dieses große verkommene Land den erstaunten Blicken der Welt darbietet.

Nicht ohne seine Nachbarn in trübe Mitleidenschaft zu ziehen! Uns hat es die Last und Sorge des Krieges zugewälzt, der dem tollen Treiben ein Ende machen soll; Belgien bebt für seine nationale Existenz; Italien stürzt sich aufs neue durch ehrgeizige Rüstungen in Schulden, die es dem Staatsbankerott nahe bringen müssen, und die Schweiz windet sich unter einer unerträglichen Geldkrisis. Sie lernt jetzt den eigentlichen Grund kennen, weshalb Frankreich bisher so hartnäckig dem Drängen seiner Münzverbündeten auf Abschaffung der Doppelwährung und Annahme der reinen Goldwährung widerstanden hat. Es war, um alles in den verbundenen Ländern umlaufende gemünzte Gold vermöge des übermächtigen Saugapparats der Bank von Frankreich jeden Augenblick nach Paris ziehen und dort festhalten zu können, damit es der französischen Regierung auch in der ärgsten selbstverschuldeten Katastrophe nicht an baarem Gelde fehle. Mögen inzwischen die verbündeten Länder zusehen, wie sie ohne Goldstücke fertig werden! Italien, das längst von papiernen Surrogaten lebt, behilft sich am leichtesten. Belgien und der Schweiz, die das Unrecht begehen, nicht französisch werden zu wollen, ist es im Sinne des Pariser Chauvinisten natürlich eben recht, wenn sie einen Krieg Frankreichs mindestens auf dem wirthschaftlichen Gebiet mitleidend mitzumachen haben. In der Schweiz, wo die gewaltsame Entziehung des Goldes besonders bitter empfunden wird, geht man mit der Emission eidgenössischer oder eidgenössisch verbürgter und autorisirter Banknoten um, damit die Kalamität eingeschränkt werde. Vielleicht kommt allen solchen Nothmitteln der rasche Erfolg der deutschen Waffen zuvor und macht sie überflüssig.

Gleiches wird sicherlich von dem Moratorium, d. h. der gesetzlichen Hinausschiebung aller schwebenden Zahlungstermine gelten, das in Mannheim beantragt worden ist. Die badische Regierung ist zu einsichtig, um der französischen dergleichen nachzuthun. Die Gläubiger werden ihr Geld grade so gut nöthig haben wie die Schuldner; wenn Einer der letzteren in Konkurs geräth, weil ihm keine Frist gewährt wurde, so hat er es nur sich selbst und allenfalls den stürmischen Zeitverhältnissen zuzuschreiben, — muß aber Einer der ersteren in Folge solcher Einmischung des Gesetzes seine Zahlungen einstellen, so ist dieses eben Schuld daran.

Nicht so glücklich sind wir gewesen hinsichtlich eines herkömmlichen und beliebten, aber darum nicht weniger zu verwerfenden Mittels für kritische Zeiten: der sogenannten Darlehnskassen. Sie beruhen im Kerne auf der Wahnvorstellung,

daß Papiergeld emittiren eine unbedenkliche Sache sei. Das ist es aber doch nur dann, wenn der Verkehr ein ausgesprochenes Bedürfniß nach Papiergeld hat, wenn die vorhandenen Cirkulationsmittel nicht genügen. Danach müßte man sich also umsehen, bevor emittirt wird; während bei der Errichtung von Darlehnskassen diese Frage niemals in Betracht gezogen wird, sondern nur die, ob Handel, Spekulation und Industrie der gegen die Darlehnskassenscheine zu erhebenden Geldsummen in Gestalt von Vorschüssen zu bedürfen scheinen. Die Möglichkeit, so und so viele Millionen neue Kassenscheine dem Verkehr aufzunöthigen, gilt für ohne weiteres gegeben. Das heißt zwiefach für einmal sündigen. Auf der einen Seite mögen sich zwar die Nöthe der Börsenspekulation, des Großhandels und der großen Industrie zuerst und am lautesten geltend machen, aber sie sind keineswegs die einzigen oder die drückendsten. Es ist daher ungerecht, ihnen allein mit solcher Staatshülfe unter die Arme zu greifen. Auf der anderen Seite sollte man niemals vorsichtiger mit der Schöpfung neuer Papiergeldsorten sein, als im Beginn einer großen volkswirthschaftlichen Krisis, wie sie den Krieg unausbleiblich begleitet. Hier gilt es dem Anfange auszuweichen, denn wie es in dem alten Moralvers heißt: „Des Lasters Bahn ist anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen; allein sein Fortgang droht Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen". Ist der Verkehr einmal mit Papiergeld überfüllt, und die Zeit nicht danach, um einen Theil desselben einzuziehen, so stellt sich schließlich der Zwangskurs nur zu leicht als einziger Ausweg aus der Klemme dar, selbst wenn er nicht wie jetzt in Paris dazu dienen muß, alles Gold des Landes in die Hände eines einzigen verzweifelten Spielers zu bringen.

Es ist aus diesen Gründen zu bedauern, daß der Reichstag eingewilligt hat, in Norddeutschland Darlehnskassen mit einem Gesammtkapital von 30 Millionen Thalern zu eröffnen, und zu hoffen, daß der glänzende Fortgang der militärischen Operationen den Finanzminister veranlassen wird, ihre Wirksamkeit thunlichst einzuschränken. In München und Darmstadt, wo das Beispiel Berlins gefruchtet hat, käme es am besten gar nicht mehr zur Nachahmung. Einen weit tadelfreieren Weg hat man in Stuttgart eingeschlagen, wo unter der Aegide des bekannten Volkswirths und Patrioten Gustav Müller ein freier Garantie-Verein von Geschäftsleuten die Aufgabe der Darlehnskassen übernommen hat. In ganz ähnlicher Weise hilft man sich von jeher an den Hanseatischen Börsen privatim; so daß Hamburg und Bremen wenigstens hätten ganz mit Darlehnskassen verschont bleiben können.

Entgegen dem heutigen Standpunkt der Finanzwissenschaft haben die beim Kriege betheiligten Hauptstaaten sofort an ihren Kredit appellirt, statt an die Steuerkraft ihrer Völker. Frankreich hat 550 Millionen Franken, der Norddeutsche Bund 120 und Bayern 8⅞ Mill. Thaler aufgenommen. Indessen, wenn man die Form der Anleihe als eine bloß vorläufig und des rascheren Ertrags halber gewählte betrachten will, so rechtfertigt sich die Wahl mindestens im Falle der deutschen Staaten. Sie gehen einer neuen Gesammtverfassung entgegen, welche diese Kosten ihres eigenen Entstehens aus blutigem, opferreichem Kriege ohne Zweifel übernehmen, und dann, wie man wünschen muß, auf die allgemeine Steuerkraft der Nation angemessen und billig vertheilen wird. Die Bundesanleihe ist zu fünf Sechsteln öffentlicher Zeichnung anheimgegeben worden, wobei jedoch nur gegen 70 Millionen Thaler statt 100 gezeichnet worden sind. Dies ist aber unter keinem aufstellbaren Gesichtspunkt als ein Fiasco zu nehmen. Finanziell ist der ungezeichnete Rest von bedeutendem Vortheil, weil der Kurs unmittelbar nach der Ausbietung stark gestiegen ist und noch höher zu steigen verspricht, so daß die Verwaltung sich weit besser steht, wenn sie die übrig gebliebenen Stücke unmittelbar an die Börse bringt und zum Tageskurse versilbert. Faktisch wird man so vielen Geldes möglicher Weise gar nicht mehr bedürfen; und als Symptom endlich ist die Summe der erfolgten Zeichnungen sehr befriedigend, wenn man den geringen Stand der Baarschaft oder Kasse Jedermanns in Deutschland, die nothgedrungene Zurückhaltung des großen spekulirenden Kapitals, den außerordentlichen Drang der Umstände und die äußerst kurze Frist der Zeichnung in Anschlag bringt.

Mitte August. A. Lammers.

Kriegswesen.

Der taktische Werth der französischen und der deutschen Artillerie. In dem gewaltigen Kampfe, welcher jetzt zwischen Franzosen und Deutschen ausgefochten wird, spielt die beiderseitige Artillerie eine so entscheidende Rolle, daß die Veranlassung zu einem Vergleiche derselben nahe liegt. Es stellt sich dabei wieder heraus, daß dasjenige Heer, welches die vortrefflichste Artillerie hat, auch in seinen sonstigen Einrichtungen dem Gegner überlegen sein muß, weil das Geschützwesen wie keine andere Waffe ein Produkt überlegender und erfinderischer Köpfe ist. Diejenige Nation, welche im Frieden am meisten Ueberfluß an solchen Köpfen im Dienste der Kriegskunst hat, muß auch auf allen dazu gehörigen Gebieten das Beste schaffen, wenn sie dies hinsichtlich ihrer Artillerie gethan hat. Und dies ist jetzt mit der kriegerisch geeinten deutschen Nation der Fall. Dieselbe hat nur ein einziges Geschützsystem, nämlich das preußische, weshalb man nunmehr von einer deutschen Artillerie sprechen kann.

Es läßt sich gegen obigen Satz vielleicht einwenden, daß die Franzosen trotz schlechterer Artillerie doch eine bessere Infanteriebewaffnung haben als die Preußen, resp. Deutschen. Dem gegenüber muß daran erinnert werden, daß das beste Gewehr an sich noch nicht die beste Infanterie schafft, wenn es auch manchem Organisationsfehler abhelfen wird. Ueberdies war es ja Preußen, welches auch in dieser Richtung durch Einführung seiner Zündnadelgewehre die neue Bahn brach, aber fast 20 Jahre lang auf derselben allein wandelte und deshalb — im Besitz des besten Gewehres — bis 1866 gar keinen Grund hatte, Geld und Menschenkräfte an die weitere Vervollkommnung auch dieser Waffe zu wenden. Seitdem alle Großmächte ebenfalls die Hinterlader angenommen haben, hat es sein Zündnadelgewehr großartig verbessert, so daß es dem Chassepot überlegen gemacht worden ist, doch ließ man Norddeutschland nicht die Zeit, diese allen Ansprüchen genügende Waffe dem Heere zu übergeben, sondern begann zum Theil gerade deswegen so eilig mit dem Kriege, um der Einführung auch noch dieser Verbesserung zuvorzukommen.

Angesichts der thatsächlich besseren Bewaffnung der französischen Infanterie tritt aber die größere Vollkommenheit der deutschen Artillerie um so glänzender ins Licht, und ihr ausgleichendes Eingreifen in den Kampf ist um so auffälliger zu merken. Sie hat bis jetzt in allen Kämpfen bewiesen, daß sie die französischen Geschütze durch größere Treffsicherheit beherrscht, bei gleichen Kräften zum Schweigen bringt, bei geringerer Zahl unsererseits aber nicht das Feld vor ihnen räumt. Sie eröffnet die Schlachten, bereitet die Erfolge der anderen Waffen vor und hat in mehreren Fällen den Ausschlag gegeben — so in dem Kampfe um die Spicherer Höhen und in den furchtbaren Schlachten vom 16. und 18. August. Die Zeit der Bravourstücke ist freilich für die Artillerie vorüber, seitdem die weittragenden gezogenen Geschütze eingeführt sind, und es hat jetzt kein Kommandeur mehr nöthig, seine Leute darauf aufmerksam zu machen, daß die Artillerie den Feind nicht todtfahren, sondern todtschießen soll. Die Geschütze sind jetzt ausschließlicher als früher die Waffe des kalten Verstandes, der sich vor Begeisterung in Acht zu nehmen, aber sich desto mehr auf ruhige Todesverachtung zu stützen hat. Früher war dies in mancher Beziehung anders. Mit den glatten Geschützen kam es nämlich hauptsächlich darauf an, recht nahe und recht unerwartet an den Feind heranzujagen, um ihn dann plötzlich mit dem damals wirksamsten Geschoß, den Kartätschen, beschießen zu können. Diese Streugeschosse wirken bekanntlich nur bis höchstens 600 Schritt, während die Infanterie jener Zeit kaum 400 Schritt weit schießen konnte, ihr Kernschuß 150 Schritt weit lag und ihr Feuer über 250 Schritt hinaus selten eröffnet wurde, weil es sonst fast wirkungslos war. Jetzt schießt die Infanterie 1000—1800 Schritt weit und ihr Feuer ist auf 6—800 Schritt Entfernung immer noch mörderisch sicher. Die Tragweite des Infanteriegewehrs steckt der Artillerie beim Vorrücken eine Grenze, die zu überschreiten gefährlich ist, weil die Bedienungsmannschaften und die Pferde dem Tirailleurfeuer gegenüber den Kürzeren ziehen. Dies ist auch die Ursache, weshalb die Anhänger der glatten Geschütze trotz ihrer Regsamkeit wenigstens bei der Landartillerie es nicht erreichen werden, daß diese wieder zu dem alten Systeme zurückgreift. Bei der Seeartillerie mag ihnen das in einigen Staaten

ganz oder theilweise gelingen, wie z. B. in den Vereinigten Staaten und in Schweden.

Franzosen sowohl als Deutsche führen in der Feldartillerie nur gezogene Geschütze, doch haben jene bloß Vorder- und wir seit 1866 ausschließlich Hinterlader. Der Unterschied ist ein gewaltiger, weniger auffällig jedoch in der Schnelligkeit des Feuerns, als vielmehr in der Sicherheit des Treffens. Das französische Geschoß muß durch die Mündung eingeführt werden, mithin darf sein Durchmesser nicht so groß sein als die Seele oder der innere Raum des Rohres, denn sonst wäre das Einladen nicht möglich. Der zwischen dem Geschoß und den Rohrwänden vorhandene Zwischen- oder Spielraum begünstigt das Entweichen von Pulvergasen um das Geschoß herum. Dies schwächt nicht bloß die Schießkraft und beeinträchtigt die Genauigkeit der Flugbahn, sondern läßt Stichflammen zu, welche das Rohr ungleichmäßig ausbrennen und verderben. Ein weiterer Uebelstand des Ladens von vorn liegt darin, daß die Geschosse, um in die Pulverkammer zu gelangen, erst eine Drehung von rechts nach links machen müssen, wobei sich ihre ailettes oder Führungswarzen des Bleimantels schon an der einen Seite abnutzen, d. h. Luft für Stichflammen bekommen; dann beim Abfeuern machen die Geschosse eine Drehung in umgekehrter Richtung, nämlich von links nach rechts, wobei sie die Neigung haben, die Züge zu überspringen, was nicht bloß der Sicherheit des Schusses großen Abbruch thut, sondern auch dem Rohre durch den beim schließlichen Eingreifen erfolgenden Stoß ungemein schadet. Man hat es versucht, beiden Uebelständen abzuhelfen, dem ersteren dadurch, daß man die ailettes an der einen Seite etwas abschnitt, so daß sie von vornherein Führungsflächen bildeten, die sich nicht erst abzunutzen brauchten; dem Ueberspringen suchte man dadurch vorzubeugen, daß man die Züge am Bodenstück verengerte. Letzteres bewirkt einen anstrengenden Stoß dicht beim Pulversack und lockert die Bleiumhüllung auf Kosten der Schnelligkeit und Sicherheit des Fluges, was man schon an dem merkwürdigen Heulen der französischen Granaten hören kann. Das französische gezogene Vorderladesystem ist jedenfalls von allen vorhandenen das schlechteste und steht unter Anderm dem österreichischen weit nach (s. „Die gezogenen Geschütze", Ergänzbl., Bd. I, S. 571 ff.).

Das deutsche Hinterladegeschütz hat mit keinem von den Uebelständen zu kämpfen, an denen das französische laborirt. Die Geschosse werden bequem mit der größten Genauigkeit in die Züge eingepaßt und hinter die Kartätsche (Pulverladung) wird ein dicht schließender Preßspanboden gesetzt, der das Bodenstück des Verschlusses und die Fugen gegen die Einwirkung der Pulvergase, resp. Stichflammen, schützt. Von letzteren hat der in unserer Feldartillerie durchgehends angewandte Gußstahl überhaupt nicht in dem Maße zu leiden als die bronzenen Rohre, die ausschließlich bei den Franzosen in Gebrauch sind. Bei uns geht daher kein Theilchen der Pulverkraft zum Schaden des Rohres oder der Schnelligkeit und der Treffsicherheit des Geschosses verloren. Die Granaten folgen auf das Genaueste den Zügen, denen sich ihr Bleimantel ohne jeden Spielraum innig anschließen muß. Darum treffen sie auch sicherer als die französischen und ihr Flug verursacht nur einen Laut, der nahebei wie „ping", entfernter aber wie ein Pfeifen klingt.

Ueber die Treffähigkeit des französischen 4-Pfünders macht Hauptmann Pfister nach dem „Aide mémoire" folgende Angaben, denen er die entsprechenden deutschen Resultate gegenüberstellt. Es ist das Treffen einer Bataillonsscheibe zu Grunde gelegt.

Schritt	franz. 4-Pfund. pr. Centner	pr. 4-Pfünder pr. Centner	pr. 6-Pfünder pr. Centner
650	80	99	99
1350	40	61	89½
2000	23	33½	59
2650	12	—	—
3350	4	—	—

Die Treffergebnisse über 2000 Schritt hinaus gelten bei uns als Zufallstreffer und werden deshalb nicht bekannt gemacht, sie übertreffen aber doch noch die Zahl der französischen Zufallstreffer. Nach officiösen preußischen Angaben stellt sich die Zahl der Treffer nach der 6' hohen Bataillons- und der 9' hohen Schwadronscheibe bis 2000 Schritt für unsern 4- und den 6-Pfünder folgendermaßen in Procenten heraus:

	6-Pfünder		4-Pfünder	
Schritt	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe
100	100	100	100	100
200	100	100	100	100
300	100	100	100	100
400	100	100	100	100
500	100	100	100	100
600	100	100	100	100
700	100	100	98	100
800	100	100	96	100
900	100	100	91	99
1000	100	100	84	96
1100	98	100	78	93

	6-Pfunder		4-Pfunder	
Schritt	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe
1200	95	100	70	88
1300	92	100	64	83
1400	89	98	58	78
1500	83	96	52	72
1600	78	93	47	65
1700	73	90	43	60
1800	68	86	39	58
1900	63	82	36	52
2000	59	78	33	48

Die Ueberlegenheit unserer Geschütze springt durch diese Zahlenangaben unwiderleglich in die Augen, und es sei noch darauf hingewiesen, daß sich ebenso günstige Zahlenverhältnisse für unsere Geschütze hinsichtlich der Geschoßschnelligkeit, der Durchschlagskraft und der Einfallswinkel geben lassen. Die Einfalls- oder Aufschlagswinkel sind bei unseren Geschossen durchgehends kleiner als bei den französischen, was zu unseren Gunsten eine rasantere Flugbahn und bessere Streuungsverhältnisse ergibt. Die deutschen Granaten bieten überdies den nicht genug zu schätzenden Vortheil, daß sie Schußfehler leicht erkennen lassen, denn ihr Aufschlagen auf den Boden entwickelt bei trocknem Wetter sichtbaren Staub und ihr gleich darauf erfolgendes Platzen erzeugt bei jedem Wetter eine schon mit bloßem Auge wahrnehmbare Rauchwolke dicht über dem getroffenen Punkte. Die französischen Granaten hingegen platzen hoch in der Luft, was wohl in Folge der Explosionswolke eine Schätzung der Flughöhe zuläßt, aber keine sichere Beobachtung hinsichtlich der Seitenrichtung (Abweichung nach links oder rechts vom Ziel) und der Entfernungsschätzung. — Noch sei darauf hingewiesen, daß die französischen Granaten sehr häufig, wenn die Distance zu kurz geschätzt ist, in den Boden schlagen, und zwar wegen des großen Einfallswinkels sehr tief. Ist der Boden feucht, dann ersticken sie, ohne zu platzen (krepiren), ist er trocken, dann explodiren sie nach obenhin, ohne vielen Schaden zu thun.

Unsere Granaten führen den Perkussionszünder, der seine Wirkung thut, sobald das Geschoß in seinem Fluge durch den geringsten Widerstand den Bruchtheil einer Sekunde aufgehalten wird. Schon ein Fall von 3′ Höhe genügt, die Explosion herbeizuführen. Sie platzen deshalb mit nie versagender Sicherheit in jeder Entfernung, die gewünscht wird, sobald sie vor ihrem Ziele aufschlagen. Diesen Anprall läßt man gegen avancirende Reiterei 25 Schritt vor deren Front erfolgen; gegen vorrückende Infanterie wählt man 10—15 Schritt Abstand von der vordersten Reihe. Die Splitter fliegen alsdann in der Richtung des Schusses strahlenförmig gegen das Ziel. Die Zahl der Sprengstücke beträgt bei der preußischen und der belgischen 4-Pfündergranate (wiegt $8^{7}/_{10}$ Pfd.) im Durchschnitt 43, bei der österreichischen 40, bei der französischen 24; die preußische und die belgische 6-Pfündergranate (wiegt $13^{2}/_{10}$ Pfd.) gibt 45, die 8-Pfünder österreichische 60 und die 12-Pfünder französische 22 Splitter zufolge der Angaben des belgischen Artilleriehauptmanns Nicaise.

Die Franzosen bedienen sich bei allen ihren Sprenggeschossen der Tempir- oder Zeitzünder, und zwar eines langen und eines kurzen. Diese Zünder werden von dem Schußblitz im Rohre in Brand gesetzt, übertragen in einer gewissen Zeit das Feuer auf die Sprengfüllung und verursachen auf diese Weise die Explosion, welche erfolgen soll, noch während die Granaten, resp. Shrapnels in der Luft fliegen. Die Splitter fliegen dann in der Richtung des Schusses schräg nach unten, und ihre Wirkung soll sich bis 700 Schritt weit vom Sprengpunkte geltend machen. Der letztere liegt beim kurz-tempirten Zünder 1900 Schritt von der Mündung des Rohres, gefährdet also das Terrain bis höchstens 2600 Schritt mit Sprengstücken. Der lang-tempirte Zünder wirkt beim 4-Pfünder, nachdem das Geschoß 3700 Schritt weit geflogen ist, beim 12-Pfünder hingegen schon nach 3500 durchflogenen Schritten. Im ersteren Falle erstreckt sich die Gefährdung des Terrains durch Sprengstücke bis 4300, im letzteren bis 4200 Schritt. Man ersieht aus dieser Berechnung, daß zwischen der kurzen und der langen Zünderwirkung, nämlich zwischen 2600 und 3500, resp. 3700 Schritt, ein Raum von cirka 1000 Schritt Breite liegt, der von den Sprengstücken der Granaten gar nicht und von ihren Vollkörpern nur ausnahmsweise bei gänzlich falscher Höhenrichtung bestrichen werden kann. Außerdem bleibt der Raum von den Mündungen der französischen Geschütze an bis auf 1900 Schritt vor Sprengstücken absolut sicher. Unsere Artillerie benutzt dies, indem sie sich den feindlichen Batterien sofort nach Eröffnung des Gefechts auf 1800 bis 1600 Schritt nähert und dort das Feuer fortsetzt. Hierbei kommt ihr noch das Wegfallen der Zufallstreffer und ihre größere Ueberlegenheit im Zielen zu Gute. Will die französische Artillerie dem gegenüber ihre Tempirgranaten gehörig ausnutzen, dann muß sie zwei Linien hinter einander formiren, vorausgesetzt, daß ein

Ansteigen des Terrains nach rückwärts dies erlaubt. Dabei büßt sie aber wieder an Treffsicherheit ein und schwächt den moralischen Eindruck ab, den eine zusammenhängende Feuerlinie hervorruft.

Um diesen auf die Taktik sehr einflußreichen Uebelständen abzuhelfen, haben die Franzosen zum Rollschuß, zum Shrapnel und zu den Mitrailleusen gegriffen. Der Rollschuß ist jedenfalls das Unzweckmäßigste, denn er war schon mit kugelförmigen oder sphärischen Geschossen auf jedem unebenen oder durchschnittenen Boden völlig unsicher im Erfolge, um wie viel mehr ist dies mit kegelförmigen Geschossen der Fall, die nicht bloß auf unebenem, sondern sogar auf völlig glattem Boden die unberechenbarsten Sprünge machen, also wohl das Treffen einer langen Linie an irgend einem Zufalls-, nicht aber an einem bestimmten Zielpunkte zulassen. Der Rollschuß soll durch sein mehrfaches Aufschlagen eine Verlangsamung des Geschoßfluges herbeiführen und deshalb ein in kürzerer Entfernung vom Geschütz eintretendes Platzen verursachen. Dies wird erreicht, und der kurz tempirte Zünder wirkt schon bei 1750, der lang tempirte bei 2350 Schritt; zählt man überall 700 Schritt Sprengwirkung hinzu, so ergibt sich, daß dann nur cirka 500 Schritt Terrain (zwischen 3050 und 3500 Schritt Entfernung) völlig frei vor Sprengstücken bleiben und außerdem natürlich der Raum bis 1750 Schritt vor den Geschützen. Den Rollschuß brauchen wir indessen gar nicht in Anschlag zu bringen, da er wohl selten und in dem gegenwärtigen Kriege nirgends ein geeignetes Terrain zur Anwendung finden wird. — Was den Shrapnel betrifft, so besteht dieser bekanntlich aus einem granatenähnlichen Geschoß, das mit Gewehr- oder Karabinerkugeln und einer Sprengladung gefüllt ist, die grade hinreicht, die eiserne und bleierne Hülle zu zerreißen, worauf die Kugeln sammt den Sprengstücken schräg nach unten in das lebende Ziel fliegen. Die einzelnen Theile fliegen mit der ihnen vom Ganzen mitgetheilten Flugkraft und wirken bis 200 Schritt weit vom Punkte der Explosion, der natürlich immer oben in der Luft liegen muß, wenn richtig gezielt worden ist. Die Franzosen haben vier Tempirzünder für ihren Shrapnel, nämlich für 650, 1070, 1350 und 1600 Schritt Entfernung von der Geschützmündung. Sie können also 2 Drittel des Terrains bis zur ersten Granaten-Sprengwirkung mit ihren Shrapnels bestreichen, doch führen sie nicht viele dieser sehr mörderischen Geschosse in den Batterien mit sich, nach alter Ausrüstung (bis 1869) je 3 Stück für jedes Geschütz, jetzt vielleicht die doppelte Zahl. — Die deutschen Shrapnels sind besser als die französischen, denn sie haben einen kombinirten Perkussions-Zeitzünder, der vom preußischen Hauptmann Richter erfunden worden ist (s. Erg. Bd. I, S. 571 ff.). Dieser Zünder kann für jede beliebige Entfernung genau mittelst einer außen angebrachten Scala von 50—3000 Schritt regulirt werden, er beherrscht also den ganzen Gefechtsbereich, nicht bloß einen kleinen Theil desselben, und läßt sich grade in den Entfernungen verwenden, in denen die aufschlagenden Granaten wegen vorliegender Hindernisse mitunter an Wirkung verlieren, nämlich auf 1600 bis 2000 Schritt. Sein Feuer wirkt selbstverständlich auch von oben nach unten durch Explodiren in der Luft, und die richtige Distance läßt sich für unsere Geschütze in schwierigem Terrain und bei großer Entfernung leicht durch einige Probegranatschüsse herausfinden, ein Vortheil, dessen sich die Franzosen beim Mangel an Perkussionsgranaten nicht bedienen können.

Der zunächst bis 600 Schritt vor den Geschützen gelegene Raum gilt bei allen Artillerien als Kartätschenbereich, doch ist dieses Streugeschoß nicht mehr in dem Verhältniß furchtbar wie zur Zeit der glatten Geschütze. Seine Wirkung hängt überdies zu sehr von der Beschaffenheit des zu bestreichenden Bodens ab. Ist dieser uneben, aufgeweicht oder besteht er aus Sturzacker, dann verlieren die Kartätschen an Kraft oder bleiben ganz im Boden stecken, da sie mehrmals aufschlagen. Die offensive Anwendung der Kartätschen ist überdies seit Einführung der Hinterladegewehre gänzlich außer Gebrauch gekommen, und nur zur eigenen Vertheidigung greifen die Artilleristen unter Umständen dazu. Die Franzosen haben in den Mitrailleusen einen guten Ersatz für die Kartätschen gefunden, wenigstens auf einigen Punkten des Schlachtfeldes, denn überall können sie mit ihren 24 Batterien (144 Stück Geschütz) dieser Gewehrkanonen doch nicht auftreten. Die Mitrailleuse schießt von der Mündung bis auf 800 Schritt mit mörderischer Sicherheit und gefährdet das Terrain bis mindestens 1400 Schritt Abstand. Auf unsern Versuchsplätzen ist diese Mordmaschine zwei Jahre lang erprobt worden, und man kam zu dem Resultat, daß sich dieselbe nicht zum Feld-, sondern nur zum Festungsgeschütz eigne. Leider haben unsere braven Truppen im Felde oft genug festungsartige Positionen stürmen müssen, gegen

sie fand also die Mitrailleuse die rechte Anwendung — da die Unsrigen sich jedoch selten mit der Defensive befaßten, so hätten sie wahrscheinlich diese neue Geschützart, wenn sie im Besitze derselben gewesen wären, doch nicht anwenden können. Da der moralische Eindruck von unseren tapferen Soldaten überwunden wurde, so fragt es sich doch noch sehr, ob die Franzosen gut thaten, 22 vier- und 2 zwölfpfündige Batterien zu Gunsten der 24 Mitrailleusenbatterien auszurangiren. Es läßt sich fast mit Sicherheit annehmen, daß sie mit 144 Granatgeschützen mehr ausgerichtet hätten.

Die Schnelligkeit des Feuerns ist bei beiden Armeen so ziemlich gleich. Man kann mit dem preußischen 4-Pfünder, wenn man nicht zu zielen, sondern das Geschütz nach dem Rückstoße nur wieder vorzuschieben braucht, allerdings 6 Schuß in der Minute thun, das dürfte aber im Ernst kaum vorkommen. Mit Kartätschen kann man beim preußischen 4- und 6-Pfünder 2 Schuß in der Minute lösen und etwa 5 gezielte Granatschuß in 3 Minuten, aber ohne Einsetzen des Preßspanbodens. Bei den Festungs- und Belagerungsgeschützen ist im Allgemeinen mehr Zeit erforderlich; beim 6-Pfünder etwa 1 Minute, beim 12-Pfünder 2 und beim 24-Pfünder 3 Minuten für jeden gezielten Schuß. Bei Shrapnels braucht man beim 6-Pfünder 2, beim 12-Pfünder 3 und beim 24-Pfünder etwa 4 Minuten zu jedem Schuß. Nach französischen Versuchen braucht man 4 Minuten 50 Sekunden, um mit dem gezogenen 4-Pfünder jener Armee 10 Schuß zu thun, in 6 Minuten 26 Sekunden, um mit dem gezogenen 12-Pfünder die genannte Zahl Schüsse abzufeuern. Wie es sich mit dem gezogenen französischen 8-Pfünder verhält, ist noch nicht bekannt geworden, und seine in diesem Jahre beabsichtigt gewesene Einführung statt des unbeholfenen 12-Pfünders kann nur theilweise ins Werk gesetzt worden sein.

Hinsichtlich der Ausrüstung jedes Batteriegeschützes mit Geschossen (wobei die Reservevorräthe in den Munitionskolonnen des Armeecorps nicht mitgerechnet sind) ergibt sich Folgendes. Jeder deutsche 4-Pfünder nimmt 157 Schuß mit ins Gefecht, die theils in den Kästen des Geschützes, theils in den Batteriewägen untergebracht sind. Jeder 6-Pfünder hat 121, respektive 183 Schuß bei sich in Gefechtsbereitschaft. Der französische 4-Pfünder hat nach der neueren Vermehrung 164 Schuß und der 12-Pfünder 84 Schuß innerhalb der Gefechtsbatterie. Rechnet man die Reservevorräthe hinzu, dann verfügt der deutsche 4-Pfünder über 258 Schuß, der 6-Pfünder über 231, respektive 243 Schuß; der französische 4-Pfünder hingegen über 211⅓ Schuß und der 12-Pfünder über 150½ Schuß. Man ersieht hieraus, daß der französische 4-Pfünder allerdings 7 Schuß mehr ins Gefecht bringt als der deutsche, was unter Umständen sehr ins Gewicht fallen kann, doch verfügt der deutsche 4-Pfünder innerhalb seines Armeebereiches trotzdem über eine größere Anzahl von Schüssen. Was nun aber den durch stärkere Geschoßausrüstung zu erreichenden Vortheil der Franzosen betrifft, so wird derselbe wohl mehr als reichlich durch die vermehrte Schwerfälligkeit aufgewogen. Bei unsern 4-Pfündern hat jedes Pferd 258 und bei den 6-Pfündern 397 Kilogramm (ohne die aufsitzende Bedienungsmannschaft) zu schleppen, beim französischen 4-Pfünder hingegen 332½ Kilogr. und beim 12-Pfünder 333 Kilogr., ohne Mannschaft. Bei den Batteriewägen kommen gar auf jedes Pferd 355 Kilogr. Unsere 4- und 6-Pfünder sind mit 6 Pferden bespannt, die französischen 4-Pfünder nur mit 4 und die 12-Pfünder nur mit 6 Pferden. Auch die Bespannung der Munitionswägen ist in demselben Grade ungünstig für die Franzosen. Bei uns gilt das Princip, daß die höchste Fahrgeschwindigkeit verbunden mit vollendetster Fahrgeschicklichkeit der Artillerie erst den rechten Werth geben. Man sieht deshalb, daß in dieser Hinsicht den Mannschaften und Pferden auf den Exercir- und Manöverplätzen die höchste Leistung zugemuthet wird, während andererseits Alles gethan ist, um das todte Material in einen Zustand zu versetzen, der allen Fahrvorkommnissen und Anforderungen zu trotzen vermag. Die Fahr- und Schießeinrichtungen unserer Geschütze und Wägen sind wahre Meisterstücke menschlichen Scharfsinnes und vereinigen die höchste Festigkeit, respektive Zweckmäßigkeit mit gefälliger Form. Ganz anders bei den Franzosen, deren Geschütze und Wägen wohl plumpe, aber nicht äußerst solide Formen zeigen und denen jede Schönheit abgeht. Man hält dort noch immer an den alten Modellen fest, die einer Zeit entstammen, da man noch nicht solche wissenschaftliche und mechanische Hülfsmittel beim Konstruiren anwenden konnte wie jetzt. Man sieht dies an allen Einzelnheiten; so z. B. haben unsere Räder metallene Naben mit eingeschraubten hölzernen Speichen, wohingegen die französischen Räder noch die schwierig zu beschaffenden und unzweckmäßigen hölzernen Naben führen, die natürlich aus einem einzigen Stück gebohrt

werden müssen. Die beiderseitigen Rohre sind ziemlich gleich schwer, weil die französischen aus der schwereren Bronze kürzer sind; trotzdem haben unsere Geschütze im Ganzen mehr Gewicht als jene, denn trotz geringerer Geschoßausrüstung wiegt unser 4-Pfünder sammt Protze 1550 und der 6-Pfünder 1782 Kilogramm, wohingegen der französische 4-Pfünder 1330 und der 12-Pfünder 1997 Kilogr., ungeachtet verstärkter Beschwerung mit Geschossen. Darum können auch die Franzosen ihren Kanonen und Wägen beim Fahren nicht das bieten, was die unsrigen ganz ohne Bedenken riskiren, abgesehen von dem Umstande, daß unsere minder belasteten Pferde sich besser zum Ziehen eignen als die französischen, die entweder zu groß und plump oder zu schmächtig für das Artilleriefuhrwerk sind. Hierzu kommt noch, daß die Franzosen ebenso schlechte Fahrer wie Reiter sind und ihre Pferde nicht mit der Sorgfalt und Liebe behandeln, wie dies deutsche Reiter und Fahrer thun. Ihre Artilleristen werden auch nicht in dem Maße wie die unsrigen zum Fahren geschult, und, Alles zusammengenommen, darf man daher von ihnen nicht Bravourstücke erwarten, wie z. B. die unsrigen solche wiederholt dadurch ablegten, daß sie halsbrechende und noch mit künstlichen Hindernissen unpassirbar gemachte Höhen erklimmmten, sobald der betreffende Rand des Plateaus von unserer Infanterie erstürmt worden war. Unsere Artilleriemassen erschienen überhaupt schneller und unvermutheter als die französischen auf allen nicht vorher zu Gefechtsfeldern gleichsam abgesteckten Terrains; ihr ganzes Auftreten war zuversichtlicher als kühner, ganz dem offensiven Charakter unserer Kampfesweise entsprechend. Die französische Artillerie spielte überall die Rolle der Positionsartillerie, die wohlgedeckt hinter Schanzen und Einschnitten auf Höhen stand und ein wohlbekanntes Schußfeld vor sich fand. Sie kam damit ganz gut aus, trotz schwacher Bespannung, weil sie meistens vor dem Rückzuge ihrer Infanterie schon das Feld räumte, um weiter zurück eine passendere Schußdistance für ihre Tempirgranaten und größere Sicherheit zu suchen. Die Dunkelheit oder eine nahe liegende Festung entzog sie nach der verlorenen Schlacht jedesmal schnell der Verfolgung, sonst würden sich wohl die Pferdeverluste bei dem geringen Bestande sehr empfindlich durch Stehen, resp. Steckenbleiben bei der Flucht geltend gemacht haben. Unsere Artillerie hingegen war nach jeder Schlacht noch im Stande, an der Verfolgung des Feindes theilzunehmen.

Der beiderseitige Stand der Feldartillerie war beim Ausbruch des Krieges folgender: die Franzosen hatten 38 Vierpfünder reitende, 72 Vierpfünder-Fuß- und 30 Zwölf-, event. Achtpfünderbatterien, außerdem 24 Mitrailleusenbatterien, zusammen also 164 Batterien. Bedienung und Bespannung der Mitrailleusen mußten von 22 Vierpfünder- und 2 Zwölfpfünderbatterien entnommen werden, die bei dem Mangel an lebendem Artilleriematerial bis auf Weiteres außer Thätigkeit treten mußten. Vielleicht sind sie mittlerweile bei der Neubildung von Truppenkörpern wieder ausgerüstet worden. — Das norddeutsche Heer zählte bei seinen 13 Armeecorps (incl. Garde) 49 reitende Vierpfünder-, 78 Vierpfünder-Fuß- und 78 Sechspfünder-Fußbatterien, zusammen also 195 Batterien. Hierzu kamen noch 45 Batterien der mit uns vereinten süddeutschen Corps, so daß wir im Ganzen 240 Batterien ins Feld führten, d. h. ein Uebergewicht von 76, event. 52 Batterien, von denen wieder jede in sich den entsprechenden französischen an Tüchtigkeit überlegen war.

Was die Festungsartillerie betrifft, so ist es allgemein bekannt, daß die deutsche die französische im Material weit übertrifft. Sie kommt nicht zur Thätigkeit, weil unsere Festungen keine Probe zu bestehen haben. Aus demselben Grunde wird der französischen Belagerungsartillerie ein Vergleich mit der unsrigen erspart. Dennoch wissen wir, daß ihre durchgehends eisernen Geschütze sich mit unseren Gußstahl- und Bronzekanonen an Vortrefflichkeit und Stärke nicht messen können. Außerdem haben wir ein Geschütz voraus, das bis jetzt keine einzige Artillerie außer der unsrigen besitzt — nämlich den gezogenen Mörser.

Dieses Geschütz hat ein Bronzerohr von $6\frac{1}{2}'$ Länge, 8″ Seelendurchmesser (also zu cirka 216 Pfund schweren Spitzbomben eingerichtet) und 30 Züge im Laufe, die unter 7° Drallwinkel stehen. Es ist von hinten zu laden, hat einen Doppelkeilverschluß, der den schon anderweitig angewandten ähnlich ist. Die beiden Keile bestehen aus Schmiedeeisen, in den vorderen ist eine Stahlplatte mit Kupferring eingelassen, in den hinteren Theil des Ladungsraumes hingegen ein Stahlring, um diesen Theil gegen Ausbrennen und Undichtwerden des gasdichten Verschlusses zu schützen. Die Keile werden mit Hülfe einer Kurbel in Bewegung gesetzt, die zum Abnehmen eingerichtet ist, um beim Richten des Rohrs, wenn man diesem eine hohe Elevation geben will, nicht hinderlich zu sein. Ueber dem Schwerpunkte des Rohrs ist zu dessen

leichterer Handhabung ein beweglicher eiserner Bügel (zum Auf- und Niederklappen) befestigt. Da ein Laden dieses Mörsers bei hoher Richtung nicht möglich ist, weil die hintere Oeffnung dann zwischen die Lafseten zu liegen käme, muß das Rohr beim jedesmaligen Laden in horizontale Lage versetzt werden. Um dies bequem bewerkstelligen zu können, hat der Mörser eine dazu passende Richtmaschine, die übrigens dem heftigen Rückstoße des abzufeuernden Rohrs möglichst entzogen wird. Sie besteht aus einer auf den beiden Vorderriegeln der Lafsete fast horizontal ruhenden, etwas nach vorn geneigten Spindel, die oben ein Rechts- und unten ein Linksgewinde hat. Die Mutter des ersteren liegt fest am oberen Ende des zweiten Riegels, die Mutter des Linksgewindes hingegen ist beweglich und durch einen Gelenkarm mit dem hinteren Theile des Rohrs verschraubt. Mit Hülfe dieser einfachen Vorkehrung kann man dem Rohre eine Elevation von 75° geben und die Richtschraube kann beim Stoß des Schusses nur auf Zerreißen, nicht auf Brechen angestrengt werden. (Dem alten glatten Mörser konnte man höchstens eine Elevation von 45° geben.) Sehr sinnreich ist die fahrbare Lafsete eingerichtet. Sie ruht auf den Rädern, so lange das Geschütz fährt, aber sie steht fest auf dem Boden, sobald der Mörser feuern soll, denn die Räder würden den Stoß des Schusses nicht aushalten, oder zu tief in die Erde gedrückt werden; in jedem Falle würden sie das sichere Treffen erschweren. Die Einrichtung von Rädern und Lafseten ist folgende: Die beiden Wände der Lafsete sind durch Riegel und Bolzen verbunden, bilden hinten in Gestalt eines festen Protzhebels einen Lafsetenschwanz mit Protzloch und zugleich den Ort zum Anbringen zweier Richtbäume zum Geben der Seitenrichtung. Auf jeder Lafsetenwand befindet sich ein eiserner Bock, in welchem das Lager für die Schildzapfen ruht. Um das Emporbringen der Räder zu ermöglichen, liegt die Achse an der Stirn der Lafsetenwände und ist vor jeder Wand mit einer Schraubenspindel durchbohrt, welche durch Handräder gedreht werden kann, so daß sich die Fahrräder mit der Achse heben, wenn man schießen will, und sich wieder senken, wenn das Geschütz abfahren soll. Beim Fahren liegt also die Achse in ihrer tiefsten und beim Feuern in ihrer höchsten Stellung, wobei dann die Räder in der Luft schweben. Zum leichteren Vorbringen des Geschützes nach jedem Schuß (wobei es bekanntlich etwas zurückgeht) wird die Achse so weit gesenkt, daß die Räder den Boden berühren. Uebrigens weicht das Geschütz, auf der bloßen Lafsete stehend, nicht viel zurück. Die Treffsicherheit dieses Mörsers grenzt an das Fabelhafte, und der Durchschlagskraft seiner bohrend reißenden Spitzbomben wird keine Deckung und kein Gewölbe widerstehen können. Die Tragweite seiner Geschosse ist eine enorme. Festungsbau und Belagerungskrieg müssen durch die Erfindung dieses Geschützes eine völlige Umwandlung erleiden; auch die Küstenvertheidigung wird dadurch wesentlich beeinflußt werden. Die alten Mörser erforderten besonderes Fuhrwerk zum Transport, waren schwierig von der Stelle zu bringen, mußten nahe bei dem zu beschießenden Ziele aufgestellt werden und dort so lange wie möglich stehen bleiben; sie konnten erst am Ende der Belagerung mitwirken. Der gezogene Mörser hingegen kommt überall fort, wo selbst andere gleich schwere Geschütze zu fahren vermögen, er kann die Belagerung eines Platzes eröffnen und seine Stelle so häufig wechseln, als zweckmäßig erachtet wird. Dies sind schwer wiegende Vortheile, welche in diesem Kriege zunächst an den Kasematten Straßburgs erprobt werden sollen.

Franz Maurer.

Das Nachrichtenwesen im Kriege. In Deutschland ist Sorge getragen, daß während eines Krieges Nachrichten vom Kriegsschauplatze, amtliche, der Wahrheit getreue Berichte so schnell als möglich zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden. Die Telegraphen befördern dieselben von den Hauptquartieren der Armeen, wo sie möglichst genau und verständlich abgefaßt werden, in die Heimath; hier werden sie von den dazu angewiesenen Stationen allen größeren Städten mitgetheilt, von den Behörden schleunigst dem Druck übergeben und dann durch Maueranschläge, in Berlin an den Anschlagssäulen bekannt gemacht. Wie drängt sich namentlich in der großen norddeutschen Hauptstadt das Volk um diese Säulen, wenn wieder eine neue Kriegsdepesche, auf leuchtendem feuerrothen Papiere gedruckt, zu lesen ist! Sie werden in fortlaufender Nummer ausgegeben, deren letzte sich die meisten Leute gar wohl merken, um auf den ersten Blick zu erkennen, ob eine folgende da ist. Zu wünschen wäre dabei nur, daß die Herren, welche die Depeschen abfassen, dabei mehr die große Masse der Ungebildeten im Auge behielten und sich bemühten, für diese auch wirklich recht verständlich zu sein, besonders sich aller unnöthigen Fremdwörter und unklarer Sätze zu enthalten.

Die Nachrichten, welche die Depeschen bringen,

können natürlich nur die Kriegsereignisse zuerst kurz verkündigen und später, wenn darüber Näheres im Hauptquartiere eingegangen ist, durch die wichtigsten Thatsachen ergänzen. Eingehende Mittheilungen enthalten sie selten, diese bleiben den ausführlichen Berichten in den Zeitungen überlassen, welche erst nach einiger Zeit erfolgen können. Einstweilen geben die Zeitungen Erläuterungen nach ihrer Auffassung und knüpfen Betrachtungen daran, welche oft dem Leser, der in Kriegsangelegenheiten ein eigenes, militärisches Urtheil hat, ein Lächeln ablocken. Es kommen dann die Berichte der Specialkorrespondenten, welche die größeren Zeitungen nach dem Kriegsschauplatze gesendet haben. Diese Berichte lesen sich meist sehr gut, denn sie sind mit lebhafter Schilderung, wenn auch zuweilen mit stark aufgetragenen Farben für das größere Publikum geschrieben, und wenn es von gewandten Publicisten geschehen oder Männern, welche den Krieg kennen und darin so reiche Erfahrungen haben, wie Corvin oder Wachenhusen, so liefern sie immer gute Beiträge zur Charakteristik des betreffenden Krieges. Eigentliche Nachrichten findet man aber nicht darin, die Materialien zu diesen Berichten werden hinterher gesammelt, sie schildern meist die Zustände nach den kriegerischen Aktionen, denen die Herren Berichterstatter nicht als Augenzeugen beiwohnen, aus Erzählungen von Mitkämpfern wird das Bild entworfen, und da solche, die für dergleichen Mittheilungen zugänglich sind, wenn auch Offiziere, meist ihrer Stellung nach keinen weiten Horizont zu Wahrnehmungen besitzen, so kann der zusammengestellte Bericht immer nur einen zweifelhaften Werth haben. Auch was darin über lokale Verhältnisse, über Land und Leute, die Stimmung der Bevölkerung ꝛc. gesagt ist, klingt oft in den einzelnen Blättern so verschieden, daß man sieht, wie jeder Korrespondent nach den Eindrücken geurtheilt, die er persönlich bekommen hat. Das kann auch nicht anders sein und ist kein Vorwurf: Zeit zu eingehenden Forschungen und Studien hat er ja nicht. Aus Privatbriefen, die den Zeitungen zur Benutzung überlassen werden, entnehmen diese ferner die interessantesten Stellen, und grade diese Mittheilungen, welche persönliche Erlebnisse mit allen Schrecken des Krieges schildern, werden von einem großen Theile des Publikums mit besonderer Vorliebe gelesen, die lange Reihe der Todesanzeigen nicht minder. Endlich kommen die officiellen Relationen über die Gefechte und Schlachten und als schauerliche Zugabe die verhängnißvollen Verlustlisten, welche mit großer Sorgfalt zusammengestellt und in den Städten öffentlich ausgelegt werden, eine Quelle des Jammers für tausend Familien.

Ist in Deutschland, namentlich in Preußen Alles geschehen, um die Nachrichten aus dem Kriege dem Volke, welches sie täglich mit Sehnsucht erwartet, mitzutheilen, und hegt dieses mit Recht nicht den mindesten Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit, so bietet das Verfahren der Regierung in Frankreich, der dortigen officiellen und allgemeinen Presse ein ganz anderes Bild. Das System der Lüge und Fälschung, welches überhaupt dort herrscht, tritt ganz besonders bei den Nachrichten, welche dem Volke vom Kriegsschauplatze gegeben werden, in seiner ganzen Verächtlichkeit hervor. Die Mittheilungen, welche die Minister im Gesetzgebenden Körper machen, die Berichte des officiellen Journals, ganz im Stile der alten Napoleonischen Bülletins noch im russischen Feldzuge gehalten, Siege statt der erlittenen Niederlagen verkündigend, die an Aberwitz streifenden Prahlereien der großen und kleinen Blätter suchen dem Volke die Wahrheit, welche freilich niederschlagend genug ist, in undurchdringliche Schleier zu hüllen. Volksvertreter, welche von der Tribüne herab volle Aufklärung über die Lage des Vaterlandes fordern, werden durch Tumult und Schreien der Majorität zum Schweigen gebracht, ehrliche Korrespondenten, welche die Wahrheit aus eigener Anschauung im Feldlager gewonnen haben, finden für ihre Artikel in den Journalen keine Aufnahme. Die deutschen Siegesberichte, die ihren Weg nach Frankreich finden, werden für unwahr, die ausländischen Zeitungen, welche dieselben bestätigen, für erkauft von preußischem Gelde erklärt, so die ganze österreichische, sonst doch Preußen im Allgemeinen nichts weniger als zugeneigte Presse, ja selbst die englische „Times", das unabhängigste und reichste Blatt der Welt. Aber das Volk ist bald mißtrauisch geworden, Thatsachen, die sich nur eine Zeitlang verhehlen oder entstellen ließen, und die unleugbare feindliche, immer weiter in das Herz von Frankreich vordringende Invasion enthüllten wenigstens einen Theil der Wahrheit, die man ihm versprochen, aber dennoch vorenthalten hatte, und der Tag der furchtbarsten Enttäuschung ist wohl schon gekommen, wenn auch die Folgen derselben noch nicht zu übersehen sind.

In der Heimath sind Nachrichten vom Kriegsschauplatze heiß ersehnt, auf dem Kriegsschauplatze haben die Nachrichten, welche vom

Feinde und all seinen Verhältnissen eingehen, die höchste Wichtigkeit. Sie bedingen die eigenen Operationen. Wie schwierig es ist, zuverlässige Nachrichten, besonders in Feindesland, zu erhalten, drückt der General Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege" aus. „Ein großer Theil der Nachrichten, die man im Kriege bekommt, ist widersprechend, ein noch größerer ist falsch und bei weitem der größte einer ziemlichen Ungewißheit unterworfen." Diese Schwierigkeiten zu überwinden, hat man in neuerer Zeit der Organisation des Nachrichtenwesens im Kriege eine außerordentliche Aufmerksamkeit zugewendet.

Schon im Frieden werden Anstalten getroffen, sich von den militärischen Verhältnissen der Mächte, mit denen in naher oder ferner Zukunft ein Konflikt möglich ist, von ihrer Kriegsmacht, von allen Veränderungen in ihrer Heeresorganisation und ihren Kriegsmitteln in fortwährender Kenntniß zu erhalten. Dazu dienen, außer Privatpersonen von Einsicht, die man im fremden Lande für diesen Zweck gewonnen hat, die Militärbevollmächtigten, welche den Gesandtschaften beigegeben sind. Besonders in der Zeit, wo eine Spannung zwischen Mächten beginnt und schon insgeheim Rüstungen betrieben werden, die diplomatischen Verbindungen aber noch nicht abgebrochen sind, haben die Militärbevollmächtigten, die sich noch in der fremden Hauptstadt befinden, die schärfste Aufmerksamkeit auf alle hier getroffenen Maßregeln zu richten und alle Mittel anzuwenden, sie zu entdecken, um sie ihrer Regierung unverzüglich in Chiffreschrift mitzutheilen. Es gelingt ihnen nur nicht immer, denn man beobachtet sie scharf und sie werden in ihren Bestrebungen zuweilen ertappt und beschämt. So hatte einer von ihnen in Berlin einen Pferdelieferanten mit einer allerdings nicht in starke Versuchung führenden Summe bestechen wollen, ihm zu verrathen, wie viel Pferde die Regierung ankaufen lasse, der Lieferant hatte es angezeigt und Vater Wrangel sagte öffentlich auf der Parade zu dem Bevollmächtigten, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Aber, mein Sohn! 50 Friedrichsd'or sind doch viel zu wenig!" Mehr Geld hat 1870 der französische Militärbevollmächtigte zu Bestechungen verwendet, ohne jedoch dadurch zu wahren Nachrichten zu kommen, ihm scheint auch wohl in französischer Oberflächlichkeit alles Verständniß für die preußische Wehrverfassung gefehlt zu haben, so daß seine Berichte nach Paris gar keine Gefahr in Bezug auf die bevorstehende Mobilmachung ahnen ließen. Der preußische in der französischen Hauptstadt hat seine Aufgabe um so besser verstanden.

Treten die Rüstungen mehr hervor, wird endlich die Mobilmachung befohlen und beginnen die Märsche, die Eisenbahnfahrten der Truppen nach den Punkten, welche für die Aufstellung der Armeen bestimmt sind, so fangen die Spione an, ihr sauberes Handwerk zu treiben. Sie sind ein nothwendiges Uebel; man mag darüber noch so sehr in sittlicher Entrüstung sein, entbehren kann man diese feilen Werkzeuge nicht, wenn man sie auch verachtet. Glaube man nicht, daß sich nur Personen aus der Hefe des Volks oder herabgekommene, für Geld zu Allem bereitwillige Menschen dazu hergeben, auch die gebildeten, selbst die vornehmen Stände, sogar die Damen liefern ihr Kontingent dazu. Oft würde man staunen, wenn man ihre Namen und ihre Stellung in der Gesellschaft erführe. Es sind auch nicht immer niedrige Beweggründe, schnöde Geldgier ꝛc., welche Einzelne dazu bringen, sich als Spione gebrauchen zu lassen, in Volkskriegen ist es der Nationalhaß, die Vaterlandsliebe, welche dazu treibt, auch ohne Aussicht auf irgend eine Belohnung, ja unter den größten Gefahren. Welche Rolle die polnischen Damen in dieser Hinsicht bei den verschiedenen Aufständen ihres Volkes gegen die fremde Herrschaft gespielt haben, ist bekannt. Ueber diese Art von Spionen und Spioninnen mag man verschiedener Ansicht sein, die gewöhnliche Gattung derselben, die sich für Geld verkauft, heimlich Nachrichten vom Gegner ihres Auftraggebers einzuholen und zu bringen, ist von der öffentlichen Meinung geächtet und durch die Kriegsgesetze im Betretungsfalle mit einem schimpflichen Tode durch den Strang bedroht. Unentbehrlich bleiben Spione darum doch, und es darf kein Geld gespart werden, gewandte und kühne Individuen zum Spioniren zu gewinnen; wer hier knausert, wird bald zu seinem Schaden inne werden, daß der freigebigere Feind besser bedient ist. Zu trauen ist freilich auch den reichlich bezahlten Spionen nicht immer, denn es gibt unter ihnen Kanaillen — man verzeihe uns den Ausdruck! —, welche sich beiden Parteien verkaufen und so für doppelten Gewinn beide verrathen. Friedrich der Große entdeckte einen solchen Doppelspion, der auch den Oesterreichern diente, er ließ sich aber nichts merken, sondern benutzte den Mann, um dem Feinde ganz falsche Nachrichten über seine Verhältnisse und Absichten zukommen zu lassen. Den Nachrichten der Spione darf man überhaupt nicht unbedingt Glauben schenken, sie sind

oft, auch ohne böse Absicht, ungenau oder irrig, jedenfalls müssen sie immer einer strengen Prüfung unterworfen werden, ehe man auf dieselben seine Maßregeln anordnet.

Von dieser anrüchigen Partie des Nachrichtenwesens wenden wir uns zu der militärischen, welche die Truppen selbst auszuführen haben, also zu den taktischen Rekognoscirungen. In jeder Lage: auf dem Marsch, im Lager oder Quartier und vorzüglich ehe man ins Gefecht geht, kommt es darauf an, möglichst genaue Nachrichten über den Feind, seine Stärke und Aufstellung, seine Bewegungen und Absichten, über die Beschaffenheit seiner Truppen zu haben. Diese Nachrichten werden durch kleinere oder größere Abtheilungen, entweder mit schlauer Benutzung aller Vortheile des Terrains, des Wetters ꝛc. oder durch einen überraschenden Angriff eingeholt; danach unterscheidet man heimliche und gewaltsame Rekognoscirungen, erstere von Patrouillen, letztere durch starke Detachements, selbst von der ganzen Avantgarde unter Mitwirkung der Artillerie ausgeführt. Die kleinsten Patrouillen sind die sogenannten Schleichpatrouillen, bestehend aus 3 Mann, welche von den Feldwachen ausgeschickt werden, um die Vorposten des Feindes, deren Stellung und, wenn es möglich ist, auch die Stellung seiner Feldwachen und ihrer Unterstützungsdetachements zu erkunden, seinen Patrouillengang, überhaupt sein ganzes Verhalten zu beobachten. Es soll immer wenigstens Eine solche Schleichpatrouille von der Feldwache unterwegs sein. Wenn aber die Vorposten des Feindes gut aufgestellt sind und ihre Schuldigkeit thun, werden Schleichpatrouillen wenig mehr ermitteln als die Stellung der äußern Postenkette. Um mehr zu erfahren, müssen schon stärkere Patrouillen ausgeschickt werden, welche sich zwar auch dem Feinde heimlich nähern, wenn sie aber nichts Genügendes ermitteln können, einen seiner Außenposten angreifen und zurückwerfen sollen, vielleicht auch die nächste Feldwache, um einen Punkt der Uebersicht in das rückwärtige Terrain zu gewinnen, wo die größern feindlichen Abtheilungen stehen oder lagern. Auf dem Marsch wird der Feind von der Flanke her, außer dem Bereich seiner Seitenläufe in gleicher Weise beobachtet. Diese stärkern Patrouillen bilden schon den Uebergang zu den gewaltsamen Rekognoscirungen. Solche haben den Zweck, den Feind durch einen ernstlichen Angriff auf seine Vortruppen zu zwingen, diese mit stärkern Abtheilungen zu unterstützen und wenigstens einen Theil seiner Streitkräfte zu entfalten, aus deren Zahl und Verwendung sich Schlüsse auf das Ganze ziehen lassen. Freilich ergeben diese immer noch kein sicheres Resultat, indessen hat man doch auch das vom Feinde besetzte Terrain und dessen wichtige oder schwache Punkte einigermaßen kennen gelernt, und wenn dem Scheinangriffe der Rekognoscirung baldigst der wirkliche Angriff folgt, ehe der Feind seine uns kund gewordenen Dispositionen ändern kann, so hat uns die Rekognoscirung Vortheil gebracht.

Endlich sind die Nachrichten im Kriege auch von den eigenen Truppen in ihren getrennten Abtheilungen wichtig, nicht bloß für die obere Führung, sondern ebenso für die stete Verbindung und das Zusammenwirken. Alles Wichtige, was bei den einzelnen Abtheilungen vorfällt oder bemerkt wird, muß gemeldet werden, nie darf die Heeresleitung in Ungewißheit über einzelne Corps, der Befehlshaber eines solchen über seine detachirten Abtheilungen und eine derselben über die andere, mit der sie gemeinschaftlich wirken soll, bleiben. Ordonnanzoffiziere, in wichtigen Fällen unter Escorte, Ordonnanzreiter mit schriftlichen Meldungen, kleinere Patrouillen dienen dazu, diese Nachrichten zu überbringen; zwischen getrennt marschirende oder kämpfende Truppenabtheilungen werden stärkere Patrouillen oder Detachements zur Verbindung eingeschoben.

Von der höchsten Wichtigkeit für das Nachrichtenwesen im Kriege ist in neuerer Zeit die Feldtelegraphie, welche ihre Linien unmittelbar hinter den Truppen, im Anschluß an die stehenden Telegraphenleitungen ausspannt und so die Nachrichten auf dem Kriegsschauplatze sowohl, als von diesem nach allen Richtungen befördert. Dieser Zweig wird noch immer vervollkommnet, auch die taktischen Rekognoscirungen werden zweckmäßig betrieben, obgleich die leichte Kavallerie im Kriege von 1866 auf beiden Seiten mehr hätte leisten können, um über die Lage und die Unternehmungen des Gegners Aufklärung zu verschaffen. Nur der Nachrichtendienst bei den Truppen läßt noch viel zu wünschen übrig, wie die Erfahrungen in allen neuern Kriegen bewiesen haben.

Schließlich ist noch die Feldpost zu erwähnen, die eine musterhafte Organisation erhalten hat: da sie aber hauptsächlich nur Korrespondenzen vermittelt und hier nur das auf den Krieg bezügliche Nachrichtenwesen besprochen werden sollte, muß die Einrichtung der Feldpost einer besondern Darstellung vorbehalten bleiben.

K. G. v. Berned.

Nekrolog.

Brand, D. L., ausgezeichneter tyroler Schützenveteran, der 1809 als Oberlieutenant unter A. Hofers Kommando in der Schlacht am Berge Isel sich auszeichnete, † am 26. August in Wien, 80 Jahre alt.

Chevalier, Contreadmiral und Oberbefehlshaber der französischen Kriegsflotte in den chinesischen Gewässern, † an Bord der Panzerkorvette La Belliqueuse auf der Reise nach Saigun.

Meincke, Hermann, preußischer Premierlieutenant im Niederrheinischen Füsilierregiment Nr. 39, geschätzter Militärschriftsteller, fiel am 6. August beim Sturm auf die Spicherer Höhen.

Salm-Salm, Felix, Prinz, geboren am 25. December 1828, fiel in der Schlacht bei Gravelotte am 18. August. Frühzeitig in die preußische Armee eingetreten, vertauschte er diesen Dienst mit Oesterreich. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges in Nordamerika bot er dem Präsidenten Lincoln seinen Degen an und wurde bald Oberst. Darauf zeichnete er sich ruhmvoll im mexikanischen Kriege aus und bekleidete den Posten eines Flügeladjutanten und Chefs des Hauses des Kaisers Maximilian. Nach seiner Rückkehr trat er in ein preußisches Gardecorps.

Woodford, Sir Alexander, Feldmarschall der britischen Armee, 1782 geboren, aus dem Halbinselkrieg rühmlich bekannt, † in London.

Technologie.

Die Darstellung des Anthracens. Dieser Kohlenwasserstoff, der als Material zur künstlichen Darstellung der Krappfarbstoffe eine so große Wichtigkeit erlangt hat, kommt bekanntlich in den letzten Produkten der Destillation des Steinkohlentheers vor und findet sich hauptsächlich in den zuletzt übergehenden dickflüssigen Produkten. Diese, besonders die vielfach zu Wagenschmiere verwendete, in England green grease genannte Substanz bilden das Material zu seiner Gewinnung. Diese Produkte bestehen aus schwerem Oel, etwas Naphthalin und cirka 20 % Anthracen. Im Ganzen beträgt der Gehalt des Steinkohlentheers an Anthracen cirka ¾—1 %.

Zur Darstellung des Anthracens bringt man nach Gessert (Wagners Jahresbericht) jene breiigen Produkte zunächst auf die Centrifuge, erwärmt den von den Oelen etwas befreiten Rückstand auf 40° und preßt ihn in der hydraulischen Presse. Ist das Rohmaterial dünnflüssiger, so wendet man von vorneherein besser eine Filterpresse an. Die erhaltene Masse mit etwa 60 % Reingehalt wird mit leichtem Theeröl oder Petrolnaphtha extrahirt, dann ausgeschleudert und zum Schmelzen erhitzt, um die letzten Reste des leichten Oels zu entfernen. Es bleibt dann eine grünlichweiße, paraffinartige Masse von schön krystallinischem Bruch übrig, die 95 % Anthracen enthält und aus der durch Sublimation ein ganz reines Produkt gewonnen werden kann, welches bei 215° schmilzt.

Wartha theilt mit (Mitth. d. D. chem. Ges.), daß man das Anthracen sehr bequem rein erhalten könne, indem man es in einer geräumigen Retorte vorsichtig bis zum beginnenden Sieden erhitzt und mittelst eines Blasebalges einen kräftigen Luftstrom in die Retorte bläst. Das Anthracen verflüchtigt sich dabei in ganz erstaunlich kurzer Zeit und kann als schwach gelbliche schneeartige Masse in einer großen tubulirten Glasglocke, welche als Vorlage dient, aufgefangen werden.

Es ist wichtig, daß die Destillation des Theers nur bis zu der für die Briquettfabrikation gangbaren Konsistenz des Pechs getrieben werde. Geht man weiter, so mischen sich dem Destillat viel höhere Kohlenwasserstoffe bei, die sich schwer vom Anthracen trennen lassen und für die späteren Operationen der Farbstoffbereitung schädlich sind. Dies gilt besonders von dem Chrysen, welches durch seine Schwerlöslichkeit in Schwefelkohlenstoff von dem Anthracen sich unterscheidet.

Javanische Fleischextrakte. In dem niederländischen Ostindien kannten die Eingebornen schon seit mehren hundert Jahren die Vortheile, die ihnen aus der Verwerthung des auf den Bazars unverkauften Fleisches, der nicht an dem Tage des Fanges verwerthbaren Seefische und der erbsgroßen Seekrebse, der Garneelen, durch ein dem Liebigschen ähnliches, wenn auch noch sehr primitives Verfahren erwachsen mußten, das reichliche, sonst unverwerthbare Fleisch der Büffel, die Menge der verschiedentlichsten Fische und die wenig haltbaren Garneelen in haltbarerer Form aufzubewahren und als Extrakt in den Handel zu bringen. Es gibt nach Pott (Zeitschr. f. d. ges. Naturwissenschaften) in Indien beinahe keine Küche, in der das aus Fleisch, Fischen oder Krebsen bereitete Extrakt, Petis, fehlen dürfte, denn alle Saucen, pikante Suppen ꝛc. werden mit Petis wohlschmeckend und kräftigend gemacht.

Das dem Liebigschen Extrakt im Geschmack am nächsten stehende Präparat ist unstreitig der

Petis Sapie und Petis Karban, der aus frischem Kuh- und Büffelfleisch bereitet und besonders zu der landesüblichen Reisspeise benutzt wird. Man gewinnt ihn durch Auspressen des gekochten und zerkleinerten Fleisches und Eindampfen der Brühe bei mäßiger Temperatur, er gibt mit Wasser und Salz eine Bouillon, welche der aus Liebigschem Extrakt bereiteten sehr ähnlich ist. Auffallend bleibt es, daß der in Ostindien so sehr beliebte Petis sich über die Grenzen dieses Landes hinaus nicht verbreitet hat, obwohl sein Preis niedrig genug ist und man das Pfund an Ort und Stelle für einen halben holländischen Gulden kauft. Auch die Haltbarkeit dieser Extrakte ist sehr groß, sie sind dem Schimmeln ebenso wenig ausgesetzt wie das Liebigsche Präparat und enthalten wie dieses kein oder nur sehr wenig Fett, auch Eiweiß fehlt und von Leim sind nur Spuren vorhanden. Das Büffelfleischextrakt ist dunkel-, das Fischextrakt hellbraun, die Lösungen sind nicht klar, die des Fleisch- und Krebsextraktes ist grau, die Lösung des Fischextraktes braun, alle riechen und schmecken nach Wildbraten, zeigen aber ganz charakteristischen Beigeschmack und Geruch.

Im Anschluß hieran bringen wir eine Notiz über russisches Fleischextrakt, welches von Warschau aus in den Handel kommt und auch in Berlin verkauft wird. Dasselbe bildet eine sehr feste, geruchlose dunkelbraune Masse, deren Lösung in Wasser viel angenehmer schmeckt als die des amerikanischen Extrakts. Es wird aus dem Fleisch der gewöhnlichen Schlachtthiere bereitet, doch benutzt man namentlich auch Wild, welches in weniger bevölkerten Orten nach Belieben zur Verfügung steht. Nach Reichardt (Polytech. Journ.) enthalten

	russisches Extrakt	Liebigs Extrakt
Wasser	15,13	16,0
Asche	4,75	18—20,1
Fett	0,22	0
Stickstoff	10,57	9,51
in Weingeist von 80 % löslich .	38,09	81,5

Diese Zahlen deuten auf eine vielleicht weniger sorgfältige Bereitung des russischen Fabrikats, namentlich auf langes Kochen. Auffallend ist die geringe Quantität der Asche, in welcher das Natron fast 4mal die Menge des Kalis übertrifft, während im Liebigschen Extrakt umgekehrt fast 8mal so viel Kali wie Natron enthalten ist. Man verkauft das russische Extrakt in Warschau mit 1 Thaler pro Pfund.

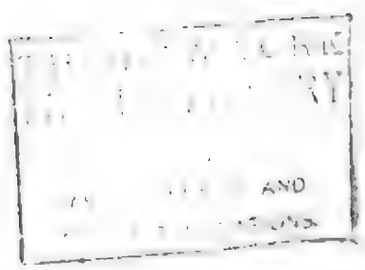
Verhinderung der Gährung. Die schweflige Säure ist als kräftiges Desoxydationsmittel längst bekannt und wird zum Schwefeln der Weinfässer, des Hopfens ꝛc. vielfach benutzt. In neuester Zeit ist die Anwendung der schwefligen Säure auch auf die Verhinderung der sauren Gährung des Bieres mit großem Vortheil ausgedehnt worden. Alment und Johnson in London liefern seit einigen Jahren ein Präparat, welches unter der Bezeichnung „doppeltschwefligsaurer Kalk" Handelsartikel geworden ist. Nach Vogel (Neues Rep. d. Pharm.) ist dasselbe eine wasserhelle Flüssigkeit von sehr saurer Reaktion und starkem Geruch nach schwefliger Säure. Es enthält von letzterer 5 %, von Kalkerde 2 % und bildet an der Luft ein Häutchen von einfach-schwefligsaurem und schwefelsaurem Kalk. Jede Spur Säure in einer Flüssigkeit, welcher das Präparat zugesetzt wurde, scheidet daraus sofort schweflige Säure ab, die das Fortschreiten der sauren Gährung verhindert. Uebrigens dürfte auch der schwefelsaure Kalk, welcher sich durch Oxydation bildet, von wesentlicher Bedeutung sein. Denn im südlichen Frankreich wird der Gyps schon seit längerer Zeit als Zusatz zu den ächten weißen Weinen angewendet, um die nach dem Keltern sich entwickelnde Essigsäure zu binden und eine allzu stürmische Gährung zu verhindern.

Die Anwendung des schwefligsauren Kalks in der Bierbrauerei dürfte demnach manche Vortheile bieten und namentlich die Anwendung übermäßiger Quantitäten von Hopfen behufs Präservirung des Bieres überflüssig machen. Biere, in welchen die Säurebildung schon bis zu einem gewissen Grade vorgeschritten ist, werden indeß durch dieses Mittel nicht mehr auf den normalen Zustand zurückgeführt werden können. Auch ist zu beachten, daß bei zu reichlichem Zusatz des Mittels (1 : 1000 bis 1 : 1200) das Fortschreiten der geistigen Gährung gehemmt werden dürfte.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

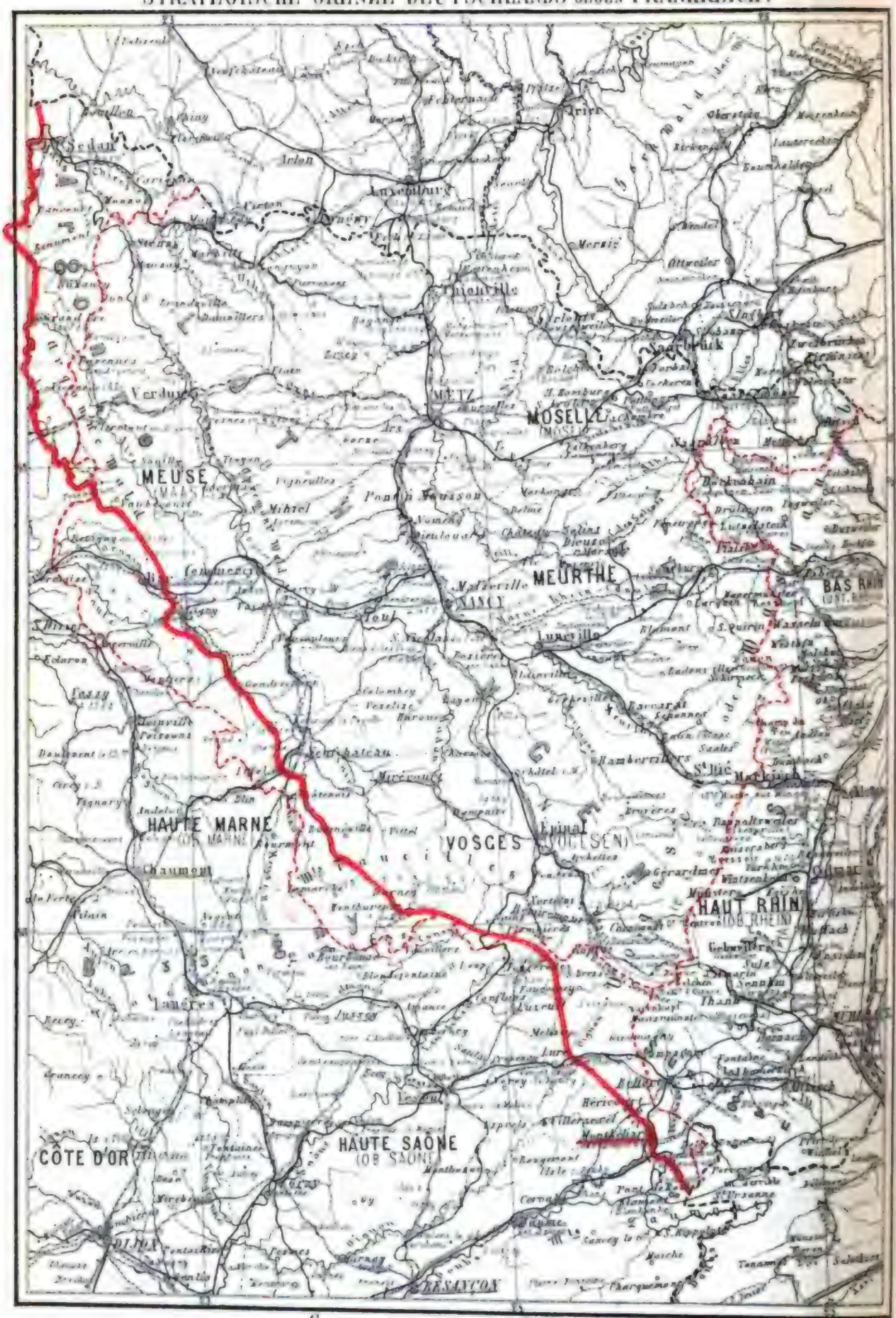
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google



Digitized by Google

STRATEGISCHE GRENZE DEUTSCHLANDS GEGEN FRANKREICH.



Gouvernementsgrenzen v. Lothringen u. Elsass.

Geſchichte.

Hiſtoriſch-politiſche Umſchau. 20. Sept. **Der Krieg und die deutſche Frage.** In Paris der Sturz des Kaiſerreiches und die Proklamirung der Republik, in Rom der Sturz des Papſt-Königthums: dies ſind die beiden hervorragendſten politiſchen Ereigniſſe in der kurzen Spanne Zeit, welche zwiſchen der Schlacht bei Sedan und der nunmehr vollendeten Einſchließung von Paris liegt.

Daß das Kaiſerreich nach einer entſcheidenden Niederlage in einer Hauptſchlacht zuſammenbrechen würde, erfüllte ſich mit Blitzesſchnelligkeit nach dem verhängnißvollen Tage von Sedan. Dieſer Tag iſt ein ſolcher, wie ſie ſelten in der Weltgeſchichte erſchienen ſind. Die gewaltige Schlacht, der faſt betäubende Erfolg, das hochdramatiſche Gepräge des Ganzen, welches ſich tief in die Gedanken und in die Phantaſie des lebenden Geſchlechtes und der kommenden Geſchlechter einprägen muß: dies Alles ſtempelt jenen Tag zu einem großen Wendepunkt in dem europäiſchen Staatenleben. Noch waren die Ereigniſſe vom 1. und 2. September in Paris nicht einmal nach ihrem vollen Umfange allgemein bekannt, als ein von der neugeſchaffenen Nationalgarde nicht gehinderter, ſondern begünſtigter Volkshaufe am 4. in den Sitzungsſaal des Geſetzgebenden Körpers drang, die Abgeordneten verjagte und das Signal zum Ausrufen der Republik auf dem Stadthauſe gab. So waren vor länger als 18 Jahren die Vertreter der Nation ebenfalls durch Gewalt, damals durch die Gewalt von oben, auseinandergejagt und die Republik geſtürzt worden. Aber in dem einen wie in dem anderen Falle gelang der rohen Gewalt der politiſche Umſturz, weil das, was umgeſtürzt wurde, von dem Volke ja zum großen Theile von ſeinen eigenen Dienern im Geiſte ſchon aufgegeben und verlaſſen war. Wie das Kaiſerreich in den erſten Septembertagen dieſes Jahres, ſo trug die Republik in den Decembertagen des Jahres 1851 bereits die hippokratiſchen Geſichtszüge unverkennbar an ſich, bevor dieſen Staatsformen einmal der Trommelwirbel, das andere Mal das Geſchrei zuſammengelaufener Volkshaufen den Ablauf ihrer letzten Stunde ankündigte. Dies Mal war es vor Allem Paris und mit ihm die meiſten Städte, damals war es die Maſſe des Volkes außer Paris, was dem Beſtehenden gleichgültig fremd oder feindſelig geworden war. Beklagenswerthes Land, beklagenswerthes Volk, dem nun ſchon ſo lange ein ſich ſtetig entwickelndes organiſches Staatsleben abhanden gekommen iſt, welches in ruheloſem Wechſel nicht nur Glanz und Größe auf das Spiel ſetzt, ſondern ſein innerſtes Lebensmark anfreſſen zu laſſen in Gefahr iſt.

Man kann kaum ſagen, daß der Geſetzgebende Körper ſich noch offen zu dem Kaiſerreich bekannte, als ſeinen Berathungen gewaltſam ein Ende gemacht und bald darauf ſein Berathungsſaal von den improviſirten republikaniſchen Machthabern unter Siegel gelegt wurde. Als im Laufe des 3. September die vor Sedan Statt gehabten Ereigniſſe in Paris theilweiſe bekannt wurden, konnte Gambetta die ſich bildenden Volkshaufen nur mit Mühe beſtimmen, nicht ſofort Gewalt zu üben; er ſtellte ihnen den Sturz des Kaiſerreiches auch ohne ſolche Gewalt in Ausſicht. In der folgenden Nachtſitzung des Geſetzgebenden Körpers ſtellte dann Favre den Antrag, den Kaiſer der ihm verfaſſungsmäßig übertragenen Gewalten für verluſtig zu erklären und die Regierung einem von der Kammer gewählten Ausſchuß zu übertragen. Bevor nun am folgenden Tage der Geſetzgebende Körper durch einen eingedrungenen Volkshaufen geſprengt wurde, lagen demſelben außer dem Favre'ſchen noch zwei Anträge vor, der von Thiers (welchem ein vom linken Centrum ausgegangener Antrag ziemlich nahe kam) und der der Regierung. Der letztere wollte einer Kom-

miſſion von fünf Mitgliedern, gewählt durch die Kammer, die Regierung und Landesvertheidigung übergeben, durch dieſe Kommiſſion die Miniſter beſtellt und den General Palikao zum Generallieutenant des Nationalvertheidigungs-Komité's ernannt wiſſen. Der Antrag von Thiers aber ging dahin: „Da die öffentlichen Gewalten verlaſſen ſind, ſo ernennt die Kammer eine Kommiſſion, welche mit der Regierung beauftragt iſt. Eine Conſtituante ſoll einberufen werden, ſobald die Umſtände dies geſtatten". Graf Palikao hatte, was die ſpäter einzuberufende Conſtituante betrifft, ſich damit einverſtanden erklärt.

Man bemerke wohl, daß alle dieſe Anträge, der von Thiers wie der der Regierung ebenſowohl wie der von Jules Favre, ſich bereits außerhalb der Verfaſſung bewegen. Des Kaiſers, der ſich gefangen gegeben hatte, der bereits auf dem Wege nach dem ihm vom Sieger angewieſenen Schloſſe Wilhelmshöhe bei Kaſſel war, konnte natürlich vorerſt nicht mehr gedacht werden. Aber auch die Regentſchaft, an welche der Kaiſer den Sieger auf die Frage, ob er über den Frieden zu unterhandeln wünſche, verwieſen hatte, wurde in den zur Schlußfaſſung vorliegenden Anträgen als nicht vorhanden mit Stillſchweigen übergangen. Man las einmal, die Kaiſerin habe, noch bevor ſich der Geſetzgebende Körper zu ſeiner letzten Sitzung am 4. September Mittags vereinigte, ihren Rücktritt von der Regentſchaft erklärt. Aber wir ſind bis jetzt keiner Wiederholung oder Beſtätigung jener Mittheilung begegnet; bis auf Weiteres erſcheint ſie uns daher als thatſächlich unbegründet. Der Geſetzgebende Körper ging in den zur Beſchlußfaſſung vorliegenden Anträgen nicht nur über die verfaſſungsmäßig eingeſetzte Regentſchaft hinweg, er blieb auch nicht vor den für die Einführung von Verfaſſungsänderungen vorgeſchriebenen Formen ſtehen. Die Frage, wie die hereinbrechende höchſte nationale Gefahr am erſten beſchworen werden könne, wer helfen und wie geholfen werden könne, drängte jede andere Erwägung zurück. In ſolchen furchtbaren Kriſen erſcheint leicht das, was als heilſam gilt, auch als geſetzmäßig und erlaubt. In dieſer Stimmung war die Kammer im Begriff, aus einer ſich ſelbſt beigelegten Machtvollkommenheit heraus eine Zwiſchenregierung zu bilden, welche an das Steuerruder des vom wilden Sturme gefaßten Staatsſchiffes treten ſollte. Aber in den Augen der aufgeregten Straßendemokratie erſchien der Geſetzgebende Körper, erſchien namentlich die Mehrheit deſſelben nicht wie der rechte Retter in der Noth. Wie die Kammer ihrerſeits im Begriffe war, im Drange der ungewöhnlichen Zeit über die eigne Kompetenz hinwegzuſchreiten, ſo ſchritten — und keine Macht fand ſich, die es hinderte — einige ſich vorandrängende Volkshaufen über dieſe Kammer ſelbſt hinweg. Zugleich mit der Proklamirung der Republik traten ſämmtliche Abgeordnete von Paris — nur Thiers nahm nicht an — als proviſoriſche Regierung unter dem Titel „Regierung der Nationalvertheidigung" ein, und wenige Tage ſpäter ward für den Oktober eine konſtituirende Nationalverſammlung ausgeſchrieben. Auch Rochefort, aus ſeinem Gefängniß befreit, gehört alſo zu den gegenwärtigen Regenten Frankreichs. Doch iſt nicht er es, ſondern es ſind die Favre, Arago und Gambetta, welche der proviſoriſchen Regierung vorerſt ihren Charakter geben. Die Demokratie des ſocialen Umſturzes ſteht — durch die Gefahren Frankreichs und durch den Nationalkampf vorerſt noch mehr oder weniger in Schranken gehalten — im Hintergrund, die ſogenannte honnete Republik ſteht noch im Vordergrund; ihre Häupter führen das Steuerruder des leck Staatsſchiffes. Es ſcheint ſogar, daß Rochefort ſich der Richtung der gemäßigten Republikaner vorerſt anſchließt und die wilden ſocialen Pläne aufgegeben oder doch vertagt hat. Da die von ihm gegründete, beſonders in den Vorſtädten ſtark verbreitete „Marſeillaiſe" die neue republikaniſche Regierung mit ihren Vorwürfen und Anklagen überhäufte, erklärte Rochefort, keine Beziehungen mehr zu dem Blatte zu haben, und tadelte ſeine Haltung. Im Augenblick lenken ſeine Redakteure im Angeſicht der anſchwellenden äußeren Gefahr wieder etwas ein. Aber Lyon ſcheint bereits der Schauplatz ſocialer Unruhen geworden zu ſein.

Die Kräfte der proviſoriſchen Regierung wurden natürlich bis jetzt faſt vollſtändig durch die Sorge für die Vertheidigung von Paris und die Herbeiziehung von Mobilgarden und neu ausgehobenen Mannſchaften aus den Departements in Anſpruch genommen. Präfektenwechſel, Abſchaffung des Zeitungsſtempels und verſchiedener anderer Napoleoniſcher Einrichtungen, ſowie die Vertreibung der Fremden fallen ſo nebenbei ab. Die Bank hat ihre Baarvorräthe nach Toulouſe gebracht, eine Regierungsdeputation, beſonders zur weiteren Organiſirung von Streitkräften außerhalb Paris iſt nach Tours übergeſiedelt, ebenſo die Adminiſtration der Bank. Dorthin wollte ſich anfangs auch das ganze diplomatiſche Corps begeben, indeſſen iſt

ein Theil der Geſandten vorerſt noch in Paris geblieben. Während der Kaiſer, als er ſich gefangen gab, Graf Bismarck erklärte, er ſelbſt ſei perſönlich gegen den Krieg geweſen, aber er habe dem Druck der öffentlichen Meinung weichen müſſen, möchte Favre, als Miniſter des Auswärtigen, das geſtürzte Kaiſerthum allein für den heraufbeſchworenen Krieg verantwortlich machen. Er trennte in ſeiner erſten Manifeſtation Frankreich, er trennte vor Allem das zur Republik zurückkehrende Frankreich von dem, was daſſelbe unter der Führung ſeiner bisherigen Regierung gethan. Die Folgen davon möchte er von ſeinem Vaterlande abwenden durch die Verſicherung, die ganze republikaniſche Partei Frankreichs ſei von Anfang an gegen den Krieg geweſen (?). Darum rief er: Frieden, wenn der Feind mit dieſer Erklärung zufrieden, wenn er gegen Kriegskoſtenerſatz abzuziehen bereit iſt, aber Fortführung des Krieges bis aufs Aeußerſte, wenn er mehr verlangt; nicht eine Scholle ſeines Bodens darf Frankreich abtreten, nicht einen Stein ſeiner Feſtungen. Dieſe Sprache findet ein lebhaftes Echo in der Bruſt der von neuen Hoffnungen auf den Sieg ihrer Sache erfüllten Republikaner Spaniens. Sie findet lauten Anklang bei jenen Demokraten Italiens, die eben noch mit der Regierung wegen ihrer vermutheten Hinneigung zu dem kaiſerlichen Frankreich in Fehde lebten und nun mit ihren Sympathien von Preußen und Deutſchland hinweg ſich zu dem republikaniſchen Frankreich wenden. Garibaldi bietet „was von ihm übrig iſt“ der proviſoriſchen Regierung Frankreichs zum Dienſte an. Selbſt ein Theil der ſocialdemokratiſchen „Arbeiter“ Deutſchlands hat ſich bemüßigt gefunden, ſich für die Gerechtigkeit der Favre'ſchen Anſchauung auszuſprechen und gegen das an Frankreich zu ſtellende Verlangen der Abtretung ehemals deutſcher Länder zu proteſtiren. Aber damit endigt auch wohl ſo ziemlich die Liſte der neuerworbenen hülfreich geſinnten Freunde Frankreichs unter der neuen republikaniſchen Firma. Es iſt eine gar ſchwache Hoffnung, welches das hartbedrängte Land in ſeiner Noth auf dieſe Freunde ſetzen kann. Würde es auch gelingen, vom Königsſchloſſe zu Madrid und vom Kapitole Roms, gleichwie vom Stadthauſe in Paris die republikaniſche Fahne wehen zu laſſen, und entſchlöſſen ſich dann auch die Schweſterrepubliken Spanien und Italien, dem republikaniſchen Frankreich Hülfsheere über die Pyrenäen und über den Mont Cenis zu ſenden, ſie würden nach menſchlicher Berechnung viel zu ſpät kommen. Zudem hat in Madrid noch Prim und Serrano, in Italien noch Victor Emanuel die Zügel in der Hand. Dieſer hofft, indem er ſein Heer den Römerzug hat antreten laſſen, Herr zu bleiben über die innere Bewegung ſeines Landes und ſelbſt die Einheit Italiens zu krönen. Gewiß hat er ſeine Neigung für Napoleon nicht auf die Herren Favre, Gambetta und Rochefort übertragen. Derſelbe Zug, welcher in Italien jetzt die Linke von Deutſchland ab- und Frankreich zuwendet, derſelbe Zug ſtößt die Konſervativen Italiens und das officielle Italien nunmehr von dem mit der Monarchie brechenden Frankreich ab. Es ſind freilich auch organiſirte Mächte, es ſind die Vereinigten Staaten und die Schweiz, welche der proviſoriſchen Regierung Frankreichs Wohlwollen entgegengebracht und ſie officiell anerkannt haben. Es verſteht ſich das von dieſen Republiken ſo ziemlich von ſelbſt. Die Hoffnung aber, daß aus der Sympathie für die verwandte Staatsform eine Hülfe im Kriege oder eine wirkſame Friedensintervention im Sinne der Favre'ſchen Ideen erwachſen werde, ging ſehr ſchnell in Rauch auf. Dagegen ſind die neutralen Großmächte Europa's, namentlich England, Oeſterreich, Rußland ſeit deren Umſturz im Innern Frankreichs in ihren etwaigen Friedensvermittelungsbeſtrebungen offenbar ſehr abgekühlt und mehr noch wie früher abgeneigt, ſich unzeitig mit Wünſchen und Anträgen, die den Kriegserfolgen nicht entſprechen, einzumiſchen. Zwar hat Thiers die Miſſion von der proviſoriſchen Regierung übernommen, an den Höfen zu London, Wien und Petersburg für Frankreich zu wirken, wo möglich eine europäiſche Liga für die Friedensſtiftung auf Grundlage der Integrität Frankreichs zu Stande zu bringen. Aber ſchon jetzt wird er ſich auf ſeiner unternommenen Rundreiſe überzeugt haben, daß ſeine Mühe und Beredſamkeit vergeblich ſein wird. Die meiſten größeren Staaten verkehren mit der proviſoriſchen Regierung Frankreichs noch nicht officiell, ſondern nur officiös. Preußen an der Spitze der gegen Frankreich Krieg führenden deutſchen Staaten betrachtet ſie als nicht vorhanden und den gefangenen Kaiſer vorläufig noch als den Souverän Frankreichs.

Zwei Fragen ſind es, die ſich zunächſt bei dem Rückblick auf den in Paris vollzogenen Umſturz aufdrängen: bedeutet derſelbe wirklich das Ende des Napoleoniſchen Kaiſerreichs und, wenn dies der Fall, bedeutet er den Beginn einer republikaniſchen Aera für Frankreich? Die

erſte Frage wird zu verneinen ſein; viel zweifelhafter iſt es, ob die zweite bejaht werden darf.

Das Kaiſerreich Napoleon III. ſcheint uns in der That nicht bloß für kurze Zeit von der Fluth zurückgedrängt, ſondern bleibend untergegangen zu ſein. Der Kaiſer hat allerdings noch nicht abgedankt, auch können binnen wenig Wochen Paris die Augen darüber aufgehen, daß die gegenwärtige Regierung die Leiden Frankreichs nur zwecklos vergrößert hat, und daß dieſelbe, nachdem ſie das niedergeworfene Frankreich nicht hat aufrichten können, auch am wenigſten geeignet iſt, das Unvermeidliche beim Friedensſchluß zu vollbringen und es in der am meiſten ſchonenden Weiſe für Frankreich zu Stande zu bringen. Die außerordentlich ſchwierige Stellung der proviſoriſchen Regierung offenbarte ſich, als unmittelbar nach der Kataſtrophe von Sedan und der Ausrufung der Republik die meiſten Orléansſchen Prinzen, namentlich alle, welche früher im franzöſiſchen Heere gedient hatten, nach Paris eilten und der Regierung der nationalen Vertheidigung ihre Degen zur Verfügung ſtellten. Die neuen Regenten Frankreichs waren ganz geneigt anzunehmen, daß mit dem Falle des Kaiſerthums auch das gegen die Orléans erlaſſene Verbannungsdekret ſeine Kraft verloren habe. Dennoch nahmen ſie die angebotenen Dienſte nicht an, und drangen in die Prinzen, Paris und Frankreich ſchleunigſt wieder zu verlaſſen, um die Schwierigkeiten der proviſoriſchen Regierung und damit die Gefahren Frankreichs nicht noch zu ſteigern. Es iſt dies den Prinzen in einer Weiſe inſinuirt worden, daß ſie dem gegebenen Rathe gleich einem Befehle Folge leiſteten. Gewiß werden ſich die republikaniſchen Elemente der proviſoriſchen Regierung geſagt haben, daß ausgezeichnete Kriegsdienſte der Orléansſchen Prinzen, geleiſtet in dieſen Stunden der höchſten Gefahr Frankreichs, in Paris die Neigung zur Reſtauration des Julikönigthums mächtig anregen können. Sie werden ſich geſagt haben, daß der einflußreichſte Mann des Tages, der an die Spitze der Nationalvertheidigung geſtellte General Trochu, daß auch Kératry, der als Miniſter des Innern fungirt, im Grunde ihres Herzens mehr Orléaniſten als Republikaner ſein mögen. Auch begreift es ſich, daß die Herren Favre, Gambetta, Arago, Rochefort und Andere keineswegs Luſt haben, der Wiederaufrichtung eines Orléansſchen Königsthrones ſelbſt die Wege zu ebnen. Aber ſie hatten noch ein anderes Motiv für den den Orléansſchen Prinzen ertheilten Rath, ein ſolches, welches nicht aus dem Blick in die Ferne, ſondern aus dem Drange des Augenblicks, aus den Schwierigkeiten ihrer gegenwärtigen Lage ſtammt. In die Mitte geſtellt zwiſchen die beſitzende Bürgerſchaft und die ſocialiſtiſche Demokratie, fordert die proviſoriſche Regierung mit jeder Hinneigung zu der letzteren das Mißtrauen und den Widerwillen der erſteren, dagegen mit Allem, was das Gepräge der Mäßigung trägt, den Zorn des ſocialen Radikalismus heraus. Schon jetzt hätte die Rückſicht auf den letzteren den gegenwärtigen Machthabern nicht erlaubt, die Orléansſchen Prinzen in Paris zu laſſen und ihnen einflußreiche Stellen im Heere anzuvertrauen. Die ſociale Demokratie ſieht nach wie vor in den Orléans, was ſie auch thun und ſagen mögen, die Freunde und Schützer des von ihnen inſtinktiv gehaßten, beſitzenden Bürgerthums (des „Bourgeois"). Die Schwierigkeit der proviſoriſchen Regierung, ſich auf einer mittleren Linie zwiſchen dieſen Gegenſätzen zu bewegen, ohne die übernommene Aufgabe im Stich zu laſſen, d. h. thatſächlich abzudanken, wird an dem gewiß nicht fernen Tage überwältigend werden, wo in Paris die Ueberzeugung allgemeiner wird, daß die Stadt nicht lange mehr gehalten werden kann, daß alle Anſtrengungen Frankreichs nichts vermögen gegen die ſiegreichen Heere Deutſchlands. Mit der Gefahr von außen wird bald in Paris der Druck des Terrorismus wachſen. Es kann dann ein Augenblick kommen, wo ſelbſt ein Favre zu der patriotiſchen Entſagung geneigt wäre, trotz ſeiner feierlich abgegebenen Erklärungen*), ſeinen Namen unter einen Friedensvertrag zu ſetzen, welcher Frankreich neben einer großen Kriegskoſtenentſchädigung eine Gebietsabtretung auferlegt. Aber er oder ein anderer Miniſter ſeiner Partei würde, ſobald dieſe Abſicht verlautete, von den ſocialiſtiſch erregten Maſſen als Verräther gebrandmarkt. Der Feind im Innern könnte für die beſitzende Bürgerſchaft gefährlicher werden als der Feind vor den Mauern von Paris. Wohl möglich, daß die Beſitzenden dann den Feind lieber in Paris als vor Paris ſähen, und für einen Augenblick den Kaiſer oder die Regentſchaft zurückwünſchten, um für Frankreich das Unvermeidliche zu thun. Wir wiſſen nicht, ob Graf Bismarck daran denkt, für einen ſolchen Fall den noch als Souverän Frankreichs aner-

*) Wir leſen eben das Rundſchreiben Favre's vom 17. September. Darin ſtimmt er den Ton gegen früher bereits herunter, wenn er auch die Neigung zu Gebietsabtretungen noch nicht durchblicken läßt.

kannten Kaiſer wieder ins Spiel zu bringen, ſtatt in Paris zu warten, bis eine andere, von einer Conſtituante oder in anderer Weiſe eingeſetzte Regierung das thut, was doch geſchehen muß, wenn Frankreich wieder ſein eigner Herr werden will. Wir wiſſen ebenſo wenig, ob der Kaiſer, um ſeine Dynaſtie zu retten, bereit ſein würde, dieſes Spiel mitzuſpielen, gleichviel mit welchen Hintergedanken. Aber wir ſind überzeugt, daß, wenn dies geſchähe, damit doch das Kaiſerthum Napoleons nicht wieder aufgerichtet ſein würde, wenigſtens nicht mit der Ausſicht auf eine, wenn auch nur ganz mäßige Dauer. Man hätte eine politiſche Leiche galvaniſirt und ihr für eine kurze Friſt den Schein des Lebens gegeben, man hätte einen baldigen neuen Umſturz vorbereitet, nichts weiter.

Wir ſagen dies, obgleich wir überzeugt ſind, daß das Urtheil der Geſchichte über Napoleon III., ſowohl was ſeine Perſon als was ſeine Regierung betrifft, in vielen Stücken von den jetzt landläufigen Urtheilen abweichen wird. In vielen derſelben liegt allerdings ein Stück Wahrheit, aber im Allgemeinen tragen ſie das Gepräge einſeitiger Befangenheit und der leidenſchaftlichen Erregung der Zeit. Man muß nie vergeſſen, daß nach 1848 jene franzöſiſche Republik, die nach Ablauf von 4 Jahren nicht einmal denſelben Präſidenten wieder wählen durfte, vor ſtets neuen Stürmen erzitterte, daß das Volk im Ganzen befürchtete, unter dieſer Staatsform der entbundenen gährenden Elemente nicht Herr werden, nicht Herr bleiben zu können, daß es aus dieſer Staatsform heraus wollte. Man muß ſich immer wieder die Frage vorlegen, was denn auf dem durch Revolutionen ſtets von Neuem umgepflügten Boden Frankreichs, wie Land und Leute gegenwärtig ſind, dort überhaupt möglich iſt, was Dauer und gute Früchte verſpricht. Wenn man jetzt an einem Menſchenalter oder wenigſtens einem halben Menſchenalter vorübergegangen iſt, und man dann die Geſchicke Frankreichs ſeit 1848 überſchaut, wird man ein ſicheres Urtheil darüber fällen können, ob, was die Regierung Napoleons III. für Frankreich bedeutete, tiefer ſtand als das, was es verdiente und was es tragen und vertragen konnte, oder ob es verhältnißmäßig das Beſte war, was in der Zeit, in welcher wir leben und welcher wir entgegengehen, auf ſeinem Boden politiſch möglich war. Darin aber wird gewiß das Urtheil der Mitwelt und der Nachwelt übereinſtimmen, daß es einer der ärgſten Fehler Napoleons und zugleich der für ihn verhängnißvollſte geweſen iſt, daß er nach dem Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern von der ſpaniſchen Thronkandidatur den Krieg noch wollte, oder, wenn er ihn wirklich nicht gewollt hat, daß er Denen nicht widerſtanden hat, die ihn gewollt haben.

Nichtsdeſtoweniger halten wir dafür, daß die Uhr des Napoleoniſchen Kaiſerreichs abgelaufen iſt, und daß es ein politiſcher Fehler wäre, mit demſelben rechnen, auf ſeine Mitwirkung einen völkerrechtlichen Abſchluß bauen zu wollen, ſobald die proviſoriſche Regierung ihre letzten Karten ausgeſpielt und verſpielt haben wird und dann in ſich zuſammenbricht. Auch wenn es nicht ein gealterter, oft kränkelnder Kaiſer wäre, der von den ſiegenden Heeren Deutſchlands nach Paris zurückgeführt und wieder auf den Thron gehoben würde: ſein Kaiſerreich könnte doch nicht wieder errichtet werden. Es könnte nicht wieder Wurzeln ſchlagen, erhielte nicht wieder die Kraft, Frankreich zu leiten und ihm zu nützen, es würde die Beute der leichteſten Bewegung werden. Das Verhängniß, welches er über ſich und über Frankreich heraufbeſchworen, iſt zu gewaltig, ſeine Folgen ſind moraliſch und materiell zu mächtig, greifen zu tief ein in das Heer, in alle Schichten des Volkes, in alle Intereſſen, die ſich unter dem kaiſerlichen Adler wohl geborgen glaubten. Es gibt eine Logik der Thatſachen, an welcher künſtlich aufgeſtellte Pläne zerbrechen wie dünnes Glas an einem feſten Stein.

Es iſt eine ganz andere Frage, in welche Staatsform Frankreich zunächſt gerathen wird in dem Kreislauf der Dinge, den es zu beſchreiben beſtimmt ſcheint. Wird eine neue Diktatur den Herrſcherſtab ergreifen, wird der Königsthron der jüngeren Bourbonenlinie wieder aufgerichtet werden, wird die gegenwärtige oder eine neue proviſoriſche Regierung ein Zuſammenwirken mit der ausgeſchriebenen, konſtituirenden Verſammlung den Verſuch der Republik erneuern? Letzteres iſt möglich, da jeder andere Ausweg aus dem Wirrwarr auch gar ſehr erſchwert iſt. Aber beſonders wahrſcheinlich iſt es auch nicht. Das republikaniſche Pronunciamento im Pariſer Stadthauſe hat diesmal das centraliſirende Frankreich doch nicht in derſelben Weiſe mit ſich fortgeriſſen, wie ſchon einige Male ein von ſeiner Metropole ausgegangener revolutionärer Schlag. Es ſind allerdings nur ein paar Städte, welche ſich ausdrücklich dagegen erklärt haben; die meiſten haben zugeſtimmt, aber mehrere derſelben ſtellen ſich mit ihrer improviſirten republi-

kaniſchen Organiſation mehr neben die proviſoriſche Regierungsgewalt, welche ein Pariſer Volkshaufen für Frankreich eingeſetzt hat, als unter dieſelbe. Das platte Land ſchweigt und wartet. Sollte es auch wahr ſein, daß mehrere tauſend Mobilgarden aus Paris zurückgeführt werden mußten, weil ſie die Republik nicht anerkennen wollten, ſo verlangt die noch vorherrſchende Stimmung doch, daß man in der Noth des Augenblickes irgend einer gemeinſchaftlichen Führung folgen muß, wäre es auch die, welche man am wenigſten wünſcht. Dieſe Stimmung beherrſchte auch die Verſammlung der meiſten Abgeordneten des Geſetzgebenden Körpers, welche nach Proklamirung der Republik und nach Verſiegelung ihres Sitzungsſaales noch einmal außerhalb deſſelben zuſammengetreten waren. Unter dem Vorſitz von Thiers und auf ſeinen Rath ging man auf den vorgeſchlagenen förmlichen Proteſt gegen den erfolgten Umſturz nicht ein, aber man ſtimmte noch weniger zu, ſondern ging „mit Würde“ auseinander, d. h. man verſchob den Widerſpruch wegen der äußeren Gefahren. Hätte die proviſoriſche Regierung Ausſicht, Frankreich glücklich aus dieſen herauszuführen, oder ihm einen Frieden ohne Gebietsabtretung zu erringen, ſo möchte ſie den Weg zu einer förmlichen Konſtituirung der Republik leicht finden. Sie wird aber dieſen Weg ſehr ſchwer finden, da ihre Politik, d. h. der zweck- und erfolgloſe längere Widerſtand Frankreich noch furchtbare Opfer auferlegt, Paris und ſeiner Umgebung vor Allem, und da ſie Frankreich nöthigen wird, den Becher der Demüthigung noch mehr bis auf die Neige zu leeren, als es bei einem Friedensſchluſſe unmittelbar nach der Kataſtrophe von Sedan nöthig geweſen wäre.

Die nächſte Zeit wird uns belehren, ob es mehr eine Miſchung von Begeiſterung und Leichtſinn oder eine Miſchung von Begeiſterung und heroiſcher Entſchloſſenheit iſt, womit die Pariſer Bevölkerung den kommenden Ereigniſſen entgegengeht. Richten wir, während wir dies erwarten, den Blick nochmals auf das zurück, was wir an bleibendem Gewinn für Deutſchland nach außen und nach innen von dem Kriege erwarten.

Daß der Sieger feſt entſchloſſen iſt, für Deutſchland Elſaß und einen Theil von Lothringen in Anſpruch zu nehmen und die Grenzlinie nicht bloß mit Rückſicht auf die Sprachgrenze, ſondern auch nach ſtrategiſchen Geſichtspunkten zu ziehen, ſteht nunmehr feſt. Dagegen ſcheint darüber, wer der Herr dieſer Länder werden ſoll, in welcher Form ſie in ein neu zu begründendes deutſches Geſammtſtaatsleben eingeführt werden ſollen, noch kein feſter Plan an den entſcheidenden Stellen gewonnen zu ſein. In neueſter Zeit vernahm man einige officiös klingende Stimmen, wonach weder die unmittelbare Einverleibung dieſer Länder in Preußen, noch die Einverleibung derſelben in die angrenzenden ſüddeutſchen Staaten beabſichtigt werden würde. Dieſelben würden vielmehr, ſo hieß es, unmittelbar unter das Bundesoberhaupt und die Bundesregierung geſtellt, und die anliegenden deutſchen Staaten — wie ſchon jetzt der Fall iſt — bei der Verwaltung durch einzelne von ihnen zu beſtimmende oder vorzuſchlagende höhere Verwaltungsbeamte betheiligt werden. Dieſer Zuſtand liegt ganz in der Natur der Verhältniſſe, inſofern es ſich um eine proviſoriſche Einrichtung für die Zeit bis zum Friedensſchluß oder etwas länger handelt. In dieſer Zeit iſt ohnedies das Kriegsrecht der thatſächliche Souverän in jenen Gebieten. Wenn man aber mit dem angegebenen Auskunftsmittel den Grundgedanken für etwas Bleibendes, einen Plan für die Löſung der Frage angedeutet haben wollte, ſo läge dem eine bedenkliche ſtaatsrechtliche Unklarheit zu Grunde. Man könnte allerdings eine Analogie aus der Zeit des heiligen römiſchen Kaiſerreichs anführen wollen, in dem es neben der Hausmacht des Kaiſers unmittelbare Reichsvogteien und andere unmittelbare Reichsgebiete gab. Allein damals war das innere Staatsleben nicht wie in dem heutigen modernen Staat entwickelt. Und dann paßt die Analogie aus mehr als einem Grunde nicht für die gegenwärtige oder für die neu zu ſchaffende ſtaatsrechtliche Geſtaltung Deutſchlands. Würde Elſaß mit einem Theile Lothringens unmittelbares Bundesgebiet, ſo ſtänden dem Bundesoberhaupte und überhaupt der Bundesregierung alle diejenigen Hoheitsrechte daſelbſt zu, welche nach der Verfaſſung — ſei es die des Norddeutſchen Bundes, ſei es die eines erweiterten Deutſchen Bundes — der Centralgewalt bezüglich dem ihr zur Seite ſtehenden Bundesrath zukommen. Wer aber wäre der Inhaber jener Hoheitsrechte, die gar nicht zur Bundes- oder Reichskompetenz gehören, die den Einzelſtaaten verbleiben? Denkt man ſich das Bundesoberhaupt als den Inhaber derſelben, ſo wäre die vorgeſchlagene Einrichtung nichts Anderes als die Einverleibung mit Preußen unter einem falſchen Namen. Denkt

man ſich die Fürſten der angrenzenden Staaten als die Inhaber dieſer Rechte, ſo wäre die Einrichtung gleichbedeutend mit der Einverleibung der fraglichen Gebiete in dieſe Staaten bei gleichzeitiger Unterordnung derſelben unter die neue Reichs- oder Bundesgewalt innerhalb deren verfaſſungsmäßiger Kompetenz. Wollte man endlich den Vorſchlag dahin verſtehen, daß die Geſammtheit der im Bund vertretenen deutſchen Fürſten rückſichtlich der inneren Landesverhältniſſe der Souverän des wiedergewonnenen Gebietes werden, und daß ſie die desfallſigen Hoheitsrechte kollektio ausüben ſollten, ſo wäre der Plan gewiß eine der monſtröſeſten Erfindungen, auf welche man am grünen Tiſche gerathen könnte. Wir unſererſeits haben dem über die Frage wegen Elſaß und Lothringen früher Geſagten kaum etwas hinzuzufügen.

Und nun noch ein Wort über den Abſchluß der deutſchen Frage. Der Gedanken, daß es eine Schmach wäre, wenn nach dieſem Kriege der bisherige Riß zwiſchen Süd- und Norddeutſchland fortdauerte, wenn Deutſchland, welches die Saar-, die Moſel-, die Maas-, die Marnelinie mit kühnem Fuße überſchritt, vor der Mainlinie ſtehen bleiben müßte, dieſer Gedanken wird mehr und mehr lebendig im geſammten deutſchen Volke, er wächſt in die Breite und in die Tiefe namentlich auch in den ſüddeutſchen Ländern. Auch die Regierungen beginnen zu erwägen, in welcher Weiſe an der Stelle des Norddeutſchen Bundes eine bundesſtaatliche Einheit für das ganze nichtöſterreichiſche Deutſchland herbeigeführt werden kann. Es iſt von der größten Wichtigkeit, daß die einflußreichſten Staatsmänner die höchſten leitenden Geſichtspunkte vorurtheilsfrei erfaſſen und ſich nicht durch Irrlichter ſchon beim Beginn ihres Weges aus der rechten Bahn bringen laſſen, zum Nachtheil des Ganzen und zum größeren Nachtheil für die einzelnen Länder.

Kein Zweifel, in dem bisherigen Norddeutſchen Bunde drängte die Entwickelung mehr und mehr in die centraliſtiſche Richtung. Es galt dies insbeſondere von der Geſetzgebung auf dem Gebiete des Civil-, Verwaltungs- und Strafrechts, wovon ein Theil verfaſſungsmäßig zur Kompetenz des Bundes gehört. Man machte hier und da einen Anlauf, die Schranken der beſtimmten Kompetenz zu durchbrechen, und wo die Verfaſſung einen Zweifel zuließ, ob etwas Landes- oder Bundesſache ſei, wählte man die Auslegung, welche einer Erweiterung der Centralgewalt am günſtigſten war. Mehr noch, im Reichstage war jene Anſchauung weit verbreitet und vielleicht von den einflußreichſten Männern vertreten, welche annahm, daß ohne eine centraliſtiſche Verſtärkung der Schritt von einer theilweiſen Einigung Deutſchlands zu einer Geſammteinigung nicht mit Sicherheit unternommen werden könne. Viele fürchteten, daß, wenn der Eintritt der ſüddeutſchen Staaten vor dem Abſchluß einer ſolchen Entwickelung ſtattfinde, die föderativen und centrifugalen Elemente im Norddeutſchen Bunde eine zu große Verſtärkung erhalten, daß alsdann die Fügung des ganzen Gebäudes allmählig ſo loſe werden würde, daß die große, für ganz Deutſchland zu übernehmende Aufgabe gefährdet wäre. Einzelne Wenige ſprachen öffentlich aus, was Viele dachten: zuvor eine Verſtärkung der Centralgeſetzgebung und der Centralregierung im Bunde, ferner der Durchbruch einer allgemeineren bundesfreundlichen Geſinnung im Süden Deutſchlands und dann erſt eine geographiſche Erweiterung des Norddeutſchen Bundes. Der Zeitpunkt, mit welchem die Zollvereinsverträge gekündigt werden können, wurde vielfach als der entſcheidende Wendepunkt betrachtet. Man glaubte, daß dann durch eine geſchickte Benutzung des Druckes, den die materiellen Intereſſen auf die politiſchen Beſtrebungen ausüben, eine Umgeſtaltung des öffentlichen Rechts Deutſchlands in der eben bezeichneten Richtung herbeigeführt werden könnte. Dieſe ganze Richtung war bisher weſentlich genährt durch den Krieg von 1866, durch die einmal erfolgte politiſche Abſonderung des deutſchen Nordens, und durch die Stellung, welche die in Bayern und Würtemberg vorherrſchende öffentliche Meinung dazu einnahm. Nunmehr hat der gemeinſame Krieg, der gemeinſame Sieg einen neuen Boden geſchaffen. Dadurch iſt im Norden die Neigung abgeſtumpft, ſtatt dem Süden Deutſchlands in föderativem Geiſte entgegenzukommen, ſich lieber ſelbſt noch etwas centraliſtiſcher zu geſtalten und auch die Südſtaaten für ſolche centraliſtiſchere Geſtaltung mürbe zu machen, oder allmählig mürbe werden zu laſſen. Umgekehrt überwiegt jetzt in der Bevölkerung der Südſtaaten der Einheitsgedanken die autonomiſtiſchen Triebe.

Um zu einem Abſchluß zu kommen, der mehr iſt als ein Eintagswerk, der die Zukunft eines großen Deutſchlands wirklich ſicher ſtellt, mag die norddeutſche und die ſüddeutſche Politik vor Allem klar ſichten, dasjenige, was den Zielen, die man im Auge hat, wirklich frommt, und dasjenige, was ihnen nur ſcheinbar dient, in

Wahrheit aber entweder ſchließlich für das Gegentheil ausſchlagen muß, oder doch nur von untergeordneter Bedeutung iſt. Rückſichtlich Preußens erwähnen wir zunächſt eine Frage, welche weit über die Bedeutung formeller Verfaſſungsparagraphen hinausreicht, wir meinen eine Reviſion ſeiner Annexionspolitik von 1866, die von Haus aus ein Zuviel oder ein Zuwenig war. Für eine Berichtigung dieſer Politik fehlt allerdings jeder Anhaltspunkt rückſichtlich derjenigen Länder, deren Dynaſtien ſich nach 1866 und namentlich beim Beginn des gegenwärtigen Krieges auf die Seite Frankreichs ſtellten, die wegen ihrer Wiedereinſetzung durch Napoleon mit dieſem paktirt haben oder zu paktiren verſucht haben. Dies liegt in der Logik der Thatſachen, wie man auch über ſolche Politik der vertriebenen Fürſten urtheile, ob man ſie rückſichtslos verdamme, oder ob man Milderungsgründe dafür ſuche. Aber es gibt Fürſten, die es unter ihrer Würde hielten, die gewaltſame Entziehung ihrer Regierungs- oder Succeſſionsrechte durch eine ſolche undeutſche Haltung zu erwiedern, welche in dem Kampfe, in dem wir ſtehen, mit den Waffen für die Sache des von Preußen geführten Deutſchlands eingetreten ſind. Es gibt dazu ein Land, welches 1866 Preußen einverleibte, obgleich es nicht gegen daſſelbe in Waffen geſtanden hatte, Schleswig-Holſtein. Wir wiſſen nicht, welches die Antwort einer freigewählten Landesverſammlung etwa in Naſſau, namentlich aber in Schleswig-Holſtein ſein würde, wenn ihr, in dem Augenblick, wo der Süden mit dem Norden Deutſchlands zu einem Bund oder Reich unter Preußens Führung zuſammentreten wird, das Bundesoberhaupt die Frage vorlegte, ob das von ihr vertretene Land die Stellung einer preußiſchen Provinz oder die eines eignen Bundeslandes in dem neu geordneten Deutſchland vorziehe. Es iſt möglich, daß die alten, zäh feſtgehaltenen Neigungen und Ueberzeugungen vor dem Eindruck der großen Ereigniſſe dieſer Tage zurückträten; es kann auch das Gegentheil ſtattfinden. Aber zwei Dinge ſtehen feſt. Einigt ſich das geſammte Deutſchland in kräftiger Weiſe, ſo iſt es für die Machtſtellung Preußens in der That gleichbedeutend, ob ſein König das ſchleswig-holſteinſche Heer im Kriegsfalle als König von Preußen oder als Bundesoberhaupt oder als Kaiſer des neuen deutſchen Reiches führt. Sodann, ſchon das Stellen der oben aufgeworfenen Frage, gleichviel wie die Antwort lautet, würde mehr wie etwas Anderes die Sorge zurückdrängen, ob der ſich weiter ausdehnende hegemoniſche Bundesſtaat für Preußen zuletzt nicht doch nur den Weg bedeute, auf welchem allmählig die Bundesländer zu preußiſchen Provinzen werden. Eine hochherzige Politik Preußens in der eben angegebenen Richtung würde als ein ſicheres Unterpfand für das Gegentheil aufgefaßt werden und die hier und da vorhandene Abneigung gegen eine vollkommen genügende Ausſtattung der Centralgewalt des neuen Deutſchlands beſiegen helfen. Und dies wäre doch auch ein realer Gewinn für Preußen wie für Deutſchland.

Was den Inhalt der Verfaſſung betrifft, ſo wird, wenn die Mainlinie fällt, es noch mehr als jetzt nöthig ſein, die eigentlich nationalpolitiſchen Rechte des Bundes von den in die Rechtsgeſetzgebung und in die Verwaltung eingreifenden Befugniſſen deſſelben zu unterſcheiden. Man kann auf letzterem Gebiete den Bund beſchränken und die Autonomie der Einzelſtaaten weniger berühren, wenn nur auf dem erſteren ſeine Kompetenz voll genug iſt. Einheit des Rechts, eine einheitliche Ordnung vieler gemeinnütziger Einrichtungen ſind an und für ſich ſehr beachtenswerthe Zwecke. Aber ſie werden bei dem Zug unſerer Entwickelung, bei der Macht der materiellen Intereſſen, zum großen Theile, auch ohne die zwingende formelle Einheitsform durch Verſtändigung und Vertrag erreicht werden, nur etwas langſamer. Und dann iſt gerade dies das Feld, für welches es eine Wahrheit iſt, daß Staaten wie Bayern, wie Sachſen, Würtemberg groß genug ſind, Vieles für ſich zu thun, was jetzt mit Rückſicht auf eine Reihe kleinerer Staaten als Bundesſache behandelt wird. Bei dem Maß, wie weit man in dieſer Beziehung gehen ſoll, wird man auf den Eintritt größerer Staaten, namentlich eines Staates wie Bayern billig Rückſicht nehmen müſſen.

Die Ereigniſſe prägen — dies iſt zur feſtſtehenden Thatſache geworden — dem deutſchen Nationalſtaat die Form des hegemoniſchen Bundesſtaates, d. i. den gemiſchten Charakter von Oberhoheitsſtaat und wirklichem Bundesſtaat auf. Darin kann unſtreitig ein mehr oder minder bedeutendes föderatives Element aufgenommen ſein. Es iſt der naturgemäße Wunſch der Regierungen in den Preußen ſich anſchließenden Einzelſtaaten, namentlich der noch außerhalb des Norddeutſchen Bundes ſtehenden, daß dieſes föderative Element nicht zu eng bemeſſen, vornehmlich daß es für alle Zukunft vor der unitariſchen Ueberfluthung geſichert werde. Iſt Letzteres überhaupt möglich, ſo gibt es nur einen

Weg: Freigebigkeit gegen das Ganze in den wenigen Stücken, welche den Kern des gemeinſamen nationalpolitiſchen Lebens unſerer Nation bilden, ſtrenge Abgrenzung derſelben von den übrigen Theilen des inneren Staatslebens, welche den Inbegriff der Staatenautonomie zu bilden haben, Entſcheidung von Kompetenzzweifeln zwiſchen Staat und Reich durch einen gemeinſam gebildeten Staatsgerichtshof. Unter den wenigen Stücken, welche den Kern unſres gemeinſamen nationalpolitiſchen Lebens bilden, verſtehen wir: deutſches Bürgerrecht, einheitliche Vertretung nach außen, einheitliche Flotte, für das Landheer im Frieden eine geſetzliche einheitliche Organiſation, aber rückſichtlich der Verwaltung und Führung einen etwas größeren Spielraum für einzelne Staaten, als es jetzt der Fall iſt, im Kriege ſelbſtverſtändlich einheitliche Führung, handelspolitiſche und Zolleinheit, daneben wo möglich ein auf eigne Einnahmen und Erhebungen ſtatt auf Matrikularbeiträge gegründetes Reichsbudget. Im Gegenſatz zu dieſer Auffaſſung glauben Viele das föderative Element am beſten zu beſtellen und die „Selbſtändigkeit" der Einzelſtaaten für alle Zeit ſicher zu ſtellen, wenn ſie in dieſen Stücken nur verklauſulirte und halbe Zugeſtändniſſe machen, einen Theil davon den Einzelſtaaten zurückbehalten, dagegen der Reichs- oder Bundesgewalt auch einen Theil desjenigen inneren Staatslebens überlaſſen, welches allenfalls der Staatenautonomie allein zufallen kann, vorbehaltlich beſonderer vertragsmäßiger Regulirung der einſchlagenden Fragen zwiſchen Preußen und den Staaten etwa, welche nicht einmal eine Million Einwohner zählen. Verhängnißvoller Irrthum! Der erſte Weg allein kann zur allgemeinen nationalen Befriedigung, zu einem Abſchluß der unitariſchen Bewegung, zu einem ſich regelnden Gleichgewicht zwiſchen Staat und Reich (oder Bund) führen. Der letztere Weg wird es nie. Die halben nationalen Zugeſtändniſſe werden der unitariſchen Bewegung nur die Mittel geben, allmählig mehr und mehr zu wachſen. Dann wird eine Zeit kommen, wo die Zugeſtändniſſe nicht mehr genügen, welche jetzt einen Abſchluß bringen, und das Ringen der Parteien vornehmlich auf das Feld der Freiheits- und der ſocialen Fragen verweiſen können. Iſt man da angekommen, ſo wird auch derjenige Theil des deutſchen Föderalismus, der jetzt geſichert werden kann, im Drange der Zeit untergehen oder verſtümmelt werden. — Als im Februar 1849 das Frankfurter Parlament in ſeiner Mehrheit ſich der bundesſtaatlichen Einigung unter preußiſcher Spitze zuneigte (die Verfaſſung war noch nicht definitiv abgeſchloſſen), proteſtirte auf Antrag des Abgeordneten Müller die ganze zweite bayeriſche Kammer gegen ein ſolches Aufgehen Bayerns in Preußen. Vor dem Kriege von 1870 und nach dem Siege der „patriotiſchen" Partei würde die Minderheit, d. h. faſt die Hälfte der Kammer unzweifelhaft dem zugeſtimmt haben, wogegen 20 Jahre früher die ganze Kammer ſich auflehnte, vorausgeſetzt, daß es ernſtlich und mit Ausſicht auf Erfolg in Frage gekommen wäre. Solche Dinge ſind ein Gradmeſſer für die Bewegung der Geiſter und deuten die Zukunft.

Wollte man nach den eben entwickelten Geſichtspunkten die Vorſchläge prüfen, welche vor wenigen Tagen (Allg. Zeitung Nr. 260: „Die Frage der Einigung") in Beziehung auf den Abſchluß der deutſchen Frage und die Stellung Bayerns öffentlich in einer konkreten Form und in einer Weiſe gemacht wurden, daß man darin mehr als eine bloße Privatarbeit zu erkennen glaubte, ſo würde man einem Theil derſelben zuſtimmen, einen andern Theil aber um ſo entſchiedener verwerfen müſſen, u. a. die Beſtimmung, welche verlangt, daß die Fortbildung einer gemeinſamen deutſchen Verfaſſung in alle Zukunft ausſchließlich dem Dafürhalten des Königs von Bayern untergeordnet ſein ſoll. Dieſer Gedanken iſt ſo ausgedrückt: „Vorſchläge auf Abänderung der Verfaſſung gelten auch bei Annahme durch zwei Dritttheile des Bundesraths als abgelehnt, wenn ſich Bayern in der Minderheit des Bundesraths befindet". Dies iſt etwa der Standpunkt, welchen 1863 der König von Hannover gegenüber der dem Frankfurter Fürſtentag gemachten Vorlage einnahm. Vielleicht findet ſich Gelegenheit, auf dieſe Fragen konkreter, die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes in der Hand, zurückzukommen. Heute ſchließen wir mit der Bemerkung, daß man bei dem Abſchluß der deutſchen Frage auch die Bedeutung richtiger, ſich leicht einbürgernder und weithin verſtändlicher Benennungen nicht unterſchätzen mag. Deutſches Reich klingt beſſer als Deutſcher Bund, und ein Deutſches Kaiſerthum als Sammelpunkt eines vielverzweigten Sonderſtaatslebens und als der Führer deſſelben in den großen gemeinſamen nationalen Fragen iſt ein bezeichnender Gegenſatz zu dem romaniſchen Cäſarenthum. Im Felde iſt dies Kaiſerthum eigentlich ſchon fertig; es gilt nur, es auch politiſch in dem beſſeren Geiſte unſrer Zeit aufzurichten. Namen und Farben ſind im Staatenleben nie die Hauptſache, aber ſie ſind immer etwas. v. Wydenbrugk.

J. von Döllinger und die liberale katholische Bewegung in Deutschland. II. Es hatte nicht bloß den Anschein, — man konnte sogar sehr viele Gründe dafür aufzählen, daß der von der Kurie und den Jesuiten ausgesonnene Feldzugsplan wider die modernen und zu Gunsten der ultramontanen Staatsideen rasch zu einem glücklichen Ende führen werde. In Rom zweifelte Niemand an der unbedingten Willfährigkeit des Episkopats; man schätzte zu Rom in Bezug auf die eigenen Ziele ganz richtig die hohe Bedeutung eines weit verbreiteten religiösen Indifferentismus; auch dafür, daß eine etwaige Opposition seitens der Regierungen von keinem nennenswerthen Belange sein werde, gab es mehr als einen Anhaltspunkt in der Geschichte. Wahrlich, schon die Konkordatsverhandlungen boten der Kirche nichts dar, was einen ernsten Widerstand von staatlicher Seite zu befürchten Veranlassung hätte geben können. Eine Seite aber hatte man zu Rom sicherlich unterschätzt — die aus dem Studium der Geschichte erwachsende Ueberzeugung; ja man hatte gerade wegen dieser Unterschätzung durch leichtfertige Angriffe auf die Wissenschaft und auf ihre Stellung innerhalb der Kirche die Gelehrten-Opposition herausgefordert. Namentlich gelang es den Jesuiten und Kurialisten durch ihre maßlosen Anfechtungen einen Mann von eminenter Gelehrsamkeit geradezu in die Erkenntniß seiner Lebensaufgabe hineinzunöthigen und ihn zu zwingen, endlich einmal, statt nach außen hin, nach innen hinein gegen die Gegner der kirchlichen Katholicität, d. h. des apostolisch-katholischen Geistes der Kirche die Waffen der historischen Kritik zu kehren. Wir meinen J. v. Döllinger.

Es wurde bereits angedeutet, daß sich die ultramontane Opposition wider den neuerwachten historisch-kritischen Geist der deutschen Wissenschaft auch auf München und Tübingen ausdehnte; die theologischen Fakultäten daselbst waren insbesondere in ihren hervorragendsten Mitgliedern den ärgerlichsten Angriffen ausgesetzt. Man scheute nicht zurück, zu puren Verdächtigungen zu greifen, nachdem mit wissenschaftlichen Argumenten der deutschen Gründlichkeit nicht beizukommen war. Kuhn und Hefele, Döllinger und Michelis wurden proskribirt, und dasselbe Schicksal war sicherlich allen zugedacht, welche in der Kirche und für dieselbe wirkten, ohne mit den Schlagwörtern der neuscholastischen Schule zu beginnen und zu enden. Namentlich in Bezug auf die Münchener theologische Fakultät wurde es von Seite der romanistischen Partei ein unermüdliches Geschäft, von einer neuen theologischen Schule zu reden, und so Männer wie Döllinger, Haneberg, Reithmayr, deren man sich bisher in katholischen Kreisen mit gerechtem Stolz bewußt war, als zweifelhafte katholische Lehrer zu verschreien. Wie man den Lebensabend des hochbetagten Günther mit der Verwerfung dessen, was er zum Heil seiner Kirche mit unverdrossenem Eifer und unermüdetem Fleiß geschaffen zu haben glaubte, noch verdüsterte, — in gleicher Weise gestaltete sich der Dank für Döllinger, der sein ganzes an wissenschaftlichen Thaten reiches Leben nur dem Dienste seiner Kirche geweiht hatte, der immer in der ersten Reihe gestanden, wenn es ihre Sache zu führen galt, dessen Ruf ein europäischer war und ist, und zu dem die meisten gelehrten Theologen des katholischen Deutschlands als zu ihrem Lehrer verehrend emporschauen. Den Intriguen gegen die Münchener theologische Fakultät, sowie der immer mehr um sich greifenden Internirung der Theologiestudirenden an bischöflichen Anstalten gelang es, die Frequenz derselben seit Jahren immer tiefer herabzudrücken; ja es kam sogar dahin, daß man (z. B. von Seite des Regensburger Bischofs) den Besuch der Hochschule an den Kandidaten sogar mit Strafen ahndete.

Von allen Seiten, insbesondere unter den Gelehrten, erhob sich in Deutschland wider die Tendenzen und Verunglimpfungen der Romanisten eine mächtige Opposition, nirgendwo aber mächtiger und nachhaltiger als in München, wo Döllinger sich befand, der von Anfang an, sobald sich nur die ersten direkten Stöße gegen die Uebergriffe und Auswüchse verspüren ließen, welche durch einen überquellenden Papismus und Jesuitismus in die Kirche gekommen waren, vom Volksmund als der intellektuelle Urheber bezeichnet wurde. Die Stellung desselben zum Ultramontanismus konnte eben Niemandem, der die Augen offen behalten, zweifelhaft sein; denn seine Anschauungen über Kirchenstaat und Papstthum waren, wie seine Vorträge im Jahre 1861 und sein Buch der Papstfabeln nicht verkennen ließen, den jesuitischen Lehren nicht günstig und ebenso ungünstig seine Ansicht über die Bedeutung der Wissenschaft und deren Stellung in der Kirche. Er verhehlte dies nicht in der Versammlung der katholischen Gelehrten Deutschlands (1863); er sprach dies nochmals in seiner Rektoratsrede vom 22. December 1866

aus. Nachdem er der Theologie die Aufgabe gestellt, daß sie nicht bloß den übrigen Wissenschaften als Grundlage und als Schlußstein dienen, sondern auch weitherzig genug sein und auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzen müsse, um das echte, edle, aus allen den Werkstätten unserer Fakultäten zu Tage geförderte Metall, die besten Früchte aller Zweige des großen Wissensbaumes als ihr Eigenthum hinzunehmen, und mit diesem Pfunde nach Kräften zu wuchern, — fährt er fort: „Wehe ihr und wehe ihren Jüngern, wenn die Theologie wie ein nervenschwaches Weib sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn sie jedes ihr, oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen unbequeme Ergebniß der Geschichte zurückwiese als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Konstitution nicht zusagende Speise. Gerade daran hängt für sie Leben oder Tod, daß ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in ihrer höchsten Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwerthung aller auf anderem Gebiete gefundenen Wahrheiten bewährt ....."

Die nächste Veranlassung zum Ausbruche des Kampfes selbst gab das Verhalten des bayerischen Kultusministeriums in der sogenannten Speyerer Seminarfrage und bei Gelegenheit einer Professur-Vakatur an der theologischen Fakultät zu Würzburg. Im ersteren Falle handelte es sich um das Verhältniß von Staat und Kirche zur Schule, im letztern um die Klarlegung der Disharmonie zwischen dem Geiste der jesuitisch-romanistischen Lehre und Lehrweise und dem Geiste der modernen Staatsideen. Was die Speyerer Seminarfrage betrifft, war der Vorgang folgender. Das Seminar hatte bis 1864 einen einjährigen Kurs für die praktische Ausbildung der Seelsorger-Kandidaten zu ihrem Berufe; das theologische Studium mußten die Theologie-Kandidaten an irgend einer Universität frequentiren. Der Bischof betrachtete dies als einen Uebelstand und beschloß, mit dem Wintersemester 1864/65 ein zwei Jahreskurse umfassendes theologisches Studium in seinem Seminar selber zu errichten und zu eröffnen. Hiegegen nun hätte das Ministerium nichts einzuwenden gehabt, wenn sich der Bischof dazu verstanden hätte, nur in Uebereinstimmung mit der Staatsregierung die Professuren zu besetzen und mit denselben die Vortheile der an den Staatsanstalten üblichen pragmatischen Rechte zu verbinden, wogegen sich der Staat anheischig gemacht hätte, die Besoldung der nöthigen Professoren zu bestreiten. Aber ein Bischof, der in unseren Tagen noch die mittelalterlichen Prätensionen der Kirche dem modernen Kulturstaate gegenüber als göttliches Recht und das Tridentiner Seminardekret, welches nach Form und Inhalt hin den mönchischen Geist der Kirche protegirt, als kanonische Norm festhält, konnte ja sich gerade darauf nicht einlassen. Von diesem kirchlich-excentrischen Standpunkte aus ist nämlich jegliche Beschränkung eines Bischofs in der Bestimmung dessen, was auf die Ausbildung der Kleriker — auf die willkürliche Ein- und Absetzung der Lehrkräfte, auf Disciplin, Methode und Lehre — Bezug hat, eine schwere Verletzung göttlicher Rechte der Kirche. Wer sollte nun nachgeben? Gewiß Der, der von einem überwundenen Standpunkte aus den immer mächtiger werdenden Geist der Zeit regieren möchte; denn Dem ist nicht mehr zu helfen, der unsere Zeit nicht verstehen kann und will. Der Geist der Zeit hat eine Entwicklung genommen, welcher die Kirche zu Rom fern geblieben; aber der Staat wenigstens hatte zum Heile der reinen Menschlichkeit und der wahrhaften „Katholicität" des Christenthums eine Entwicklung genommen, auf deren Stufe derselbe das Wohl seiner Glieder allseitig ins Auge fassen muß. Und dieser Staat hat nun und gerade deshalb die heiligste Pflicht, alle Faktoren seines Lebens so im Gleichgewicht zu halten, daß sie sich gegenseitig und auch das Ganze mit fördern; er hat vor Allem die Aufgabe, dem Grund- und Eckstein seines Gedeihens, der Volkserziehung und Volksbildung, das sorgsamste Augenmerk zuzuwenden. Wenn demnach die bayerische Staatsregierung in einer Forderung, wie sie der Bischof von Speyer an dieselbe stellte, bei dem dermalen noch bestehenden engen Verhältnisse von Staat und Kirche eine tiefe Schädigung nicht bloß der theologischen Studien, sondern auch seiner eigenen Interessen sah, so war sie sicherlich auf der besten Fährte, und sie konnte in der That zur Wahrung ihrer Selbständigkeit gegen die Uebermacht kirchlicher Einflüsse innerhalb der staatlichen Sphäre selber nichts Besseres thun, als unterm 17. August 1864 das Vorhaben des Bischofs als ein verordnungswidriges und mit den verfassungsmäßigen Bestimmungen nicht in Einklang zu bringendes, unter jeder Voraussetzung unstatthaftes Unternehmen zu bezeichnen und zu verwerfen und im Widersetzungsfalle Zwangsmaßregeln in Aussicht zu stellen. Trotzdem eröffnete der Bischof am 1. Nov. in seinem Seminar den vollen theologischen

Kursus; dagegen remonstrirte das Ministerium vorerst durch eine Verordnung, dahin gehend: es sollen die in dieser Anstalt gebildeten Priester dereinst keinen Anspruch auf den Tischtitel, noch auf die königl. Präsentation auf die Pfarreien haben, — sodann durch polizeiliche Schließung der Anstalt (unterm 26./28. November 1864), obschon der apostolische Nuntius zu München bereits unterm 3. d. M. gegen ein derartiges Verfahren protestirt hatte und die ultramontane Presse für Nuntius und Bischof energisch in die Sturmtrompete blies.

Einen weiteren, wohl ebenso intensiven Schlag versetzte dem Ultramontanismus um dieselbe Zeit ein Vortrag, den derselbe bayerische Kultusminister, v. Koch, vor Sr. Majestät dem König Max II. bei Gelegenheit der Wiederbesetzung einer in Erledigung gekommenen Professur an der theologischen Fakultät in Würzburg hielt. Wie bereits angemerkt, war (um 1852) die theologische Fakultät in Würzburg im Sinne der Jesuiten reformirt worden, wobei leider die bayerische Staatsregierung ruhig zugesehen hatte. In richtiger Erkenntniß der Zeitlage bevorwortete v. Koch die Berufung eines Theologen von deutscher Bildung und motivirte diesen Antrag vorzugsweise dadurch, daß die Jesuitenzöglinge des Collegium germanicum in Rom einerseits einen ungenügenden Unterricht in der Theologie erhielten, indem dort namentlich die biblischen und kirchenhistorischen Studien vernachlässigt seien, andrerseits aber von ihren Lehrern angeleitet würden, in kirchlich-politischer Beziehung für das System der römischen Omnipotenz und straffen Centralisation zu wirken, dem Jesuitenorden allerwärts die Wege zu bereiten, und auf solche Weise überhaupt die sogenannten ultramontanen Tendenzen zu fördern. Ein solcher Vortrag war allerdings dazu angethan, die Absichten dieser Partei auf Lehrkanzeln und Bischofsstühle zu kreuzen; — was Wunder darum, daß der Vortrag, als er (durch Zufall?) in die Hände der Partei kam, und was mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung stand, einen heftigen, pamphletartigen Angriff erfuhr, von welchem die bedeutendsten katholischen Organe nur mit Entrüstung Notiz nahmen. Es erschien die Broschüre „Zur Belehrung für Könige. Ein Vor- und Nachwort zu einem Vortrage des weiland königlich bayerischen Kultusministers Nik. v. Koch vor Sr. Majestät dem König von Bayern über Ultramontanismus, Romanismus, Scholastik, deutsche Wissenschaft, das deutsche Kollegium in Rom und die theologische Fakultät in Würzburg. Zugleich ein Beitrag zu einer Charakteristik des verstorbenen und zur Ehrenschuld des künftigen Kultusministers von Bayern (Leipz. 1866)". Von welch sittlich-religiösem Geiste der oder vielmehr die Verfasser durchdrungen waren, beweist wohl schon das eine Charakteristikum zur Genüge, daß sie die Geheimkünste, wodurch sie sich in den Besitz des Aktenstückes zu setzen wußten, die „Wege einer höheren Vorsehung und Gerechtigkeit" nannten. Sie fanden desgleichen die Verdächtigungen, mit denen sie die wissenschaftlichen Arbeiten und die ganze Richtung der Theologen von deutscher Bildung als antikirchlich hinzustellen suchten, sowie die Verleumdungen, die sie auf das Privatleben der ihnen widerwärtigen Persönlichkeiten häuften, nicht im mindesten bedenklich. Der Zweck heiligte ihnen eben die Mittel! Und richtig bemerkten die „Kölner Blätter" damals, daß schon die Existenz des Pamphlets hinreiche, um alle die Vorwürfe zu bestätigen, welche selbst die Besten gegen die „Taktik" sehr vieler aus einer bekannten Schule erheben.

Ueber diese Broschüre erfolgte nun von München aus, und zwar durch die Feder eines gründlichen Kenners des alten und neuen Jesuitismus eine vernichtende Kritik. Sie erschien in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (1867, 12. März u. f.), in welcher von nun an zur großen Indignation der ultramontanen Parteiführer eine Reihe oppositioneller Artikel folgte, und deckte rücksichtslos alle die Schädigungen auf, welche die deutsche Wissenschaft bereits durch die Pionniere des Ultramontanismus erfahren und auch fernerhin noch zu gewärtigen haben wird. „Dieses Pamphlet — sagt der Verfasser — ist kein isolirtes Ereigniß, sondern hängt mit einer ganzen Reihe von Vorgängen zusammen, die alle nach dem gleichen Ziele steuern, nämlich nach der Unterdrückung des wissenschaftlichen Geistes innerhalb des Katholicismus, nach der Aufrichtung einer todten Autorität, welche die Ideen des Jahrhunderts durch disciplinären Zwang und Gewaltmaßregeln bekämpfen will." Dies erhärtete er einerseits aus der Kampfweise der „Neuscholastiker" wider den historischen Kriticismus der theologischen Wissenschaft, welche Kampfweise unverkennbar sei, seitdem der Jesuitenorden sich einigermaßen wieder von der Niederlage erholt habe, welche er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf politischem, religiösem und pädagogischem Gebiete erfahren. Anderer-

seits zeigte er durch Citate von Aussprüchen der „Civiltà“ und des Mainzer „Katholik“, daß ein nach solchen Lehren gebildeter Klerus unserem ganzen Zeitbewußtsein verständnißlos und feindlich gegenüberstehen müsse, daß unheilvolle Konflikte zwischen Kirche und Staat nur die unausbleiblichen Folgen dieser Grundsätze sein könnten. Man könne in einer Erziehungsweise nach dem Tridentiner Seminar-Dekret ebenso wenig wie in dem auf die Spitze getriebenen Thomismus, sei es in der Theologie, sei es in der Philosophie, das Hegen und Pflegen einer geistigen Sklaverei verkennen. Endlich wies der Verfasser auf die kirchlich-politischen Tendenzen des Ordens hin, die ja in der Encyclica vom Jahre 1864 und im beigegebenen Syllabus solch prägnanten Ausdruck erfahren haben und in der Vertheidigung der päpstlichen Unfehlbarkeit zum Abschluß kommen würden. — Es ist wohl selbstverständlich, daß ein solch geharnischter Artikel das größte Aufsehen machte; denn Niemand zweifelte, daß derselbe nicht bloß zur Ehrenrettung eines einzelnen Mannes geschrieben war.

Nicht minder einschneidend und dieselbe intellektuelle Urheberschaft verrathend waren die Artikel über die spanische Inquisition und über Pater Arbues. Sie wurden durch die aller Humanität Hohn sprechende Kanonisation des grausamen Ketzerrichters Arbues veranlaßt, um ein kirchliches System zu charakterisiren, welches in unseren Tagen noch mit dem barbarischen Geiste des Inquisitionszeitalters sich als solidarisch verbunden dokumentirte. Es ist nicht bloß ein Schaudergemälde, welches diese Artikel entrollen, und in welchem wir unter dem Einfluß der Inquisition und des damit zusammenhängenden politischen und kirchlichen Systems ein ganzes Volk rasch dem politischen, nationalökonomischen, religiös-sittlichen und wissenschaftlichen Verfall entgegeneilen sehen; es deckt auch durch historische Kritik den Leichtsinn auf, mit welchem die damalige Welt in frommer Einbildung sich selbst betrog, Wunder annahm, glaubte und bezeugte — selbst da, wo ihr Vorhandensein nichts als eine Ironie oder Humoreske auf das wahre Christenthum gewesen wäre.

Der Kanonisationsakt des Pater Arbues und die mit ihm zusammenhängende Glorificirung der blutigen Inquisition würde, wenn er eine isolirte Thatsache gewesen, wohl im Großen und Ganzen nur die Lachmuskeln gereizt haben; aber das Vorgehen in dieser Sache war nur ein einzelnes Glied einer großen Kette, und es hatte hiebei weniger die Materie als die Form Bedeutung. Denn wäre es nicht darauf angekommen, die Obedienz für das Triumvirat des Papstes, der Kurie und der Jesuiten und die geistige Akkommodationsfähigkeit der Bischöfe für die romanistischen Absichten ihrem Grade nach zu erproben, — bei der Unzahl von Heiligen, mit welchen die römische Kirche bereits beglückt ist, würde sie wahrlich nicht sich um eines Heiligen bloßgestellt haben; auch dadurch hätte sie sich wahrscheinlich nicht bestimmen lassen, daß Arbues selber schon ihr vor fast 4 Jahrhunderten durch einen Boten hat Nachricht geben lassen, er hoffe und harre auf seine Heiligsprechung. Erst wenn der Akt in diesem Geiste erfaßt wurde, verdiente er die harte, historisch-kritische Abweisung.

Die Folge dieser Alles begutachtenden Obedienz der Bischöfe, wie sie sich seit einer Reihe von Jahren und namentlich bei Gelegenheit der Dogmatisirung der Conceptio immaculata Mariae, der Veröffentlichung des Syllabus, der Feier des Centenariums Petri aufs eclatanteste gezeigt hatte, trat alsbald und zwar darin zu Tage, daß die Jesuiten nunmehr mit den Absichten, welche das Triumvirat vom vatikanischen Koncil realisirt zu sehen hoffte, offener hervortraten. In der Bulle „Aeterni Patris“ stand natürlich nichts von ihnen, der Papst und seine Kurie wußten — nach officiösen Betheuerungen — nichts von denselben! Es fiel ihnen gar nicht ein, das kommende Koncil zur Dogmatisirung der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes zu drängen! Nur die Jesuiten — und nicht einmal die Jesuiten, nur die „Civiltà cattolica“ und andere jesuitische Preßorgane — arbeiteten, den bereits in der katholischen Kirche zur Gewohnheit gewordenen Papismus und Jesuitismus auf dem nächsten Koncil durch konciliarische Sanktion kanonisch-dogmatisch zu machen! Natürlich ganz auf eigene Faust muthete schon unterm 15. Juni 1867 die „Civiltà cattolica“, das Lieblingsblatt Pius' IX., den Katholiken folgende in einem Gelübde bestehende Andacht zu:

„An den heiligen Apostelfürsten Petrus.

„Von dem Wunsche beseelt, Dir und in Dir Deinen Nachfolgern auf dem apostolischen Stuhle einen besonderen Tribut von Andacht darzubieten, um einestheils Dich und die Kirche schadlos zu halten für die dem römischen Stuhle erwiesenen Beleidigungen, und um andererseits mich selbst zu einer größeren Verehrung desselben zu verpflichten, gelobe ich (N. N.) unter allen Umständen, selbst wenn ich mein Blut dafür vergießen müßte, an der bereits schon

allgemein unter den Katholiken verbreiteten Doktrin festzuhalten, der gemäß der Papst, wenn er durch seine Autorität, als allgemeiner Lehrer, und wie man zu sagen pflegt, ex cathedra, erklärt, was man in Sachen des Glaubens und der Sitten festsetzt, unfehlbar ist, und daß folglich seine dogmatischen Dekrete unabänderlich sind und im Gewissen verpflichten, selbst ehe die Zustimmung der Kirche erfolgt ist ....."

Und unter dem 6. Februar 1869 läßt sich dieselbe Zeitschrift aus Frankreich schreiben (vergl. Köln. Volksztg. vom 14. Februar): „Die liberalen Katholiken fürchten, das Koncil möchte die Doktrin des Syllabus und die dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes verkündigen; sie geben dabei aber die Hoffnungen nicht auf, das Koncil könne gewisse Sätze des Syllabus in einem ihren Ideen günstigen Sinn modificiren oder interpretiren, und die Frage von der Unfehlbarkeit werde entweder nicht angeregt oder nicht entschieden werden. Die eigentlichen Katholiken (d. i. die große Mehrheit der Gläubigen) haben die entgegengesetzten Hoffnungen. Sie wünschen, das Koncil möge die Doktrinen des Syllabus promulgiren. Es könnte dabei allenfalls das Koncil die im Syllabus negativ gefaßten Sätze positiv und mit den nöthigen Entwicklungen aussprechen und dadurch die Mißverständnisse vollkommen beseitigen, welche noch bei einigen bestehen. Die Katholiken werden die Proklamirung der dogmatischen Unfehlbarkeit des Papstes mit Freuden aufnehmen. Niemand verkennt, daß der Papst selbst nicht geneigt ist, hinsichtlich eines Satzes, der sich direkt auf ihn zu beziehen scheint, die Initiative zu ergreifen. Man hofft aber, daß die einmüthige Kundgebung des heiligen Geistes durch den Mund der Väter des Koncils die Unfehlbarkeit des Papstes durch Akklamation definiren wird ....."

In einem der folgenden Hefte der „Civiltà" wurden in einer Korrespondenz aus Belgien ähnliche oder dieselben Wünsche den dortigen Katholiken in den Mund gelegt. Und was inzwischen unter der Hand für diese Zwecke von Seite der geistlichen Papst-Miliz geschehen, davon zeugen schon folgende andeutende Notizen. Es wurde von Seiten der Jesuiten direkt und indirekt die Gründung von Kongregationen ins Werk gesetzt, welche sich verpflichten, sowohl an der päpstlichen Unfehlbarkeit als einem Glaubensartikel festzuhalten, als auch für denselben Propaganda zu machen. Das lang verpönte Institut der Provinzialsynoden wurde plötzlich von Rom aus wieder befürwortet, um diese Versammlungen zu einer beistimmenden Meinungsäußerung über die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit und über die Thesen des Syllabus zu veranlassen.

Protestantische Theologen hatten längst hingewiesen, daß der in die Hände der Jesuiten gerathene Katholicismus konsequentermaßen nur in das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit sich gipfeln könne. Es scheint aber, als ob katholische Kirchenhistoriker es geradezu für unmöglich gehalten hatten, daß man eine erst nach Jahrhunderten aufgeworfene, seitdem immer heftigen Kontroversen ausgesetzte und durch Koncilien thatsächlich abrogirte Schulmeinung nur darum überhaupt zur Dogmatisirung vorschlagen könne, weil sie eine Lieblingslehre der Jesuiten ist, oder weil sich etwa einmal ein Papst persönlich unfehlbar fühlt. Ja diese Historiker gingen um des lieben Friedens willen sogar so weit, sie dem Protestantismus gegenüber als „gute Meinung" (wie man's zu nennen pflegt) gelten zu lassen. Erst seit ein Theil der katholischen Gelehrten ihre Frontstellung gegen andere Kirchen aufgegeben und den kritischen Blick auf die verderblichen Umtriebe der Jesuiten gerichtet und darin nur Abwege von der Katholicität und Schädigung der Religion und Kirche erkannt hatte: begann innerhalb der katholischen Kirche eine Opposition wider die schwerlastende geistige Vergewaltigung. Was aber eine Vergewaltigung innerhalb des Papalsystems zu bedeuten habe, davon hat nur der eine vollwichtige Anschauung, der den jesuitischen Geist kennt, in welchem auf dem der Kirche verbliebenen Jurisdiktionsgebiet verfahren wird; und auch der nur kann sich den Umstand erklären, daß unter der katholischen Geistlichkeit fast gänzlich solche Männer abhanden gekommen sind, welche überhaupt ohne Furcht, eine schwere Sünde zu begehen, über Glaubenssachen selbständig nachzudenken wagen. Ohne die Kenntnißnahme dieser beiden Faktoren aber wäre die Art des Auftretens vorgenannter Opposition gar nicht erklärlich. Sie mußte sich nämlich von vornherein des Versuchs einer Massenwirkung begeben, weil sie unter den für die oppositionelle Anschauung günstigsten Verhältnissen wegen der vorstehenden Momente nicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Die katholischen Vereine waren in den Händen der Jesuitenfreunde, die projektirten Versammlungen katholischer Gelehrten Deutschlands aber, so viel wie unmöglich gemacht; ebenso unmöglich war es, durch nicht bestehende Diöcesansynoden zu wirken. Die

Opposition war sonach von vornherein auf wenige energische Männer gewiesen. Es sind in Frankreich die Namen Dupanloup, Maret, P. Hyacinth, P. Gratry zu verzeichnen; in Deutschland aber stehen im Kampfe wider die die katholische Kirche entkatholisirenden Bestrebungen der Kurialisten und Jesuiten J. von Döllinger, Joh. Huber, Pichler, Friedrich u. a. voran. Und selbst unter diesen Männern wagte Döllinger, der offenbar als das geistige Haupt dieser Opposition bezeichnet werden muß, längere Zeit nicht mit dem Vollgewicht seines Namens herauszutreten. Grund hievon war jedenfalls einmal ein noch nicht ausgegohrnes Gemisch seiner altgewohnten geistigen Unterwerfung und seines revolutionär wirkenden historisch-kritischen Wissens, eine bei einem siebzigjährigen, lebenslang unermüdlichen Kämpfer für seine Kirche leicht erklärliche Scheu, auch nur den Schein hervorzurufen, er sei ein Bekämpfer dieser Kirche geworden; sodann aber auch der für den Historiker sehr nahe liegende Gedanke an die hämischen Invektiven, mit welchen noch jederzeit die Freunde kirchlicher Reformationen überschüttet worden sind. Es brauchten die Verfasser der in der „A. A. Zeitung" erschienenen Artikel „Das Koncil und die Civiltà" und der als „Der Papst und das Koncil von Janus" weiter ausgeführten und mit dem Quellennachweis versehenen Neubearbeitung derselben nicht gerade an die Reformatoren des 16. Jahrhunderts oder an die Geschichte des Port-Royal oder an Klemens XIV. zurückzudenken; viel näher lagen äußere Motive zu dem Schlußsatz des Vorworts: Die Verfasser nennen sich nicht, auf „daß, falls eine Polemik hervorgerufen werden sollte, derselben keine Gelegenheit geboten sei, statt einer objektiv-wissenschaftlichen, mit Würde und Anstand geführten Erörterung der in Rede stehenden hochwichtigen Fragen, den Streit mit dem korrosiven Gift von Verdächtigungen und Invektiven gegen die Personen der Verfasser auf ein anderes Gebiet zu versetzen". Endlich kam wohl — wenn man die Thatsache der vielen devoten bischöflichen Kundgebungen, die Unselbständigkeit des Klerus, die Energielosigkeit der Gelehrten und die Indifferenz so vieler Laien überhaupt im Auge behielt — eine zweifellos verzeihliche Furcht hinzu, selber mit Wahrheit und Recht zur Seite Fiasko zu machen.

Aber — waren die widrigen Umstände auch dazu angethan, den Muth hier und dort zu moderiren, ihn zu brechen vermochten sie keineswegs; denn immer wieder war es der Glaube an ihr Recht und an die Wahrheit, der sie nicht ruhen ließ, und der um so lebendiger wurde, je mehr man kurialistischerseits die von den Jesuiten energisch verfolgten Pläne für das Koncil ableugnete. Es liegt sogar die Vermuthung sehr nahe, daß mit dem Näherrücken des entscheidenden Moments, der ja durch die Bulle „Aeterni Patris" eine Fixirung erhalten, auch an eine gewisse Organisation der wenigen oppositionellen Streitkräfte, deren Centrum jedenfalls München und Döllinger waren, gedacht wurde, damit die Sache nicht durch allzu große Zersplitterung Schaden leide. Es findet diese Vermuthung jedenfalls eine gewisse Bestätigung darin, daß rasch nacheinander in Deutschland und Frankreich Schriften auftauchten, die dem Gegner so ziemlich von allen Seiten zu Leibe rückten. Dupanloup veröffentlichte seinen Hirtenbrief, P. Hyacinth seinen Protest, Maret sein zweibändiges Werk: „Das allgemeine Koncilium und der religiöse Frieden", in welchem er aus historischen Quellen und aus der Tradition die auf ein absolutes unfehlbares Papstthum abzielenden ultramontanen Tendenzen als unkatholisch zurückweist. Es erschienen in Deutschland in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" jene Aufsehen erregenden Artikel „Das Koncil und die Civiltà", denen bald das Janus-Werk „Der Papst und das Koncil" folgte, und zu welchem sich die „Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland" von Dr. Eb. Zirngiebl wie ein Supplementband verhalten. Ueber die Autorschaft des Janus-Werkes dürfte wohl kaum mehr der geringste Zweifel bestehen, seitdem Döllinger (Oktober 1869) die „Erwägungen für die Bischöfe des Konciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit" eigenhändig versendet und Johannes Huber in seinen Artikeln „Das Papstthum und der Staat" dieselbe öffentlich bekannt hat.

„Wir haben geschrieben — heißt es in der Vorrede — unter dem Eindruck der Besorgniß von einer ernsten Gefahr, welche zunächst allerdings die katholische Kirche und ihre innern Zustände bedroht, dann aber, wie dies bei einer hundertachtzig Millionen Menschen umfassenden Organisation nicht anders sein kann, noch größere Dimensionen annehmen, zu einem großen socialen Problem sich gestalten und auch die kirchlichen Genossenschaften und Nationen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, nicht unberührt lassen wird. Wir sind — heißt es ferner — die Gesinnungsgenossen derjenigen, welche erstens überzeugt sind, daß die katholische

Kirche zu den Principien der politischen intellektuellen und religiösen Freiheit und Selbstentscheidung, so weit diese Principien im christlichen Sinne verstanden werden, ja gerade aus dem Geiste und Buchstaben des Evangeliums geschöpft sind, sich nicht feindlich und abwehrend verhalten dürfe, vielmehr positiv auf dieselben eingehen und auf deren stete Verwirklichung reinigend und veredelnd einwirken solle. Wir theilen zweitens die Ansicht derer, welche eine große und durchgreifende Reformation der Kirche für nothwendig und für unvermeidlich halten, wie lange sie auch hinausgeschoben werden mag. Uns ist die katholische Kirche keineswegs identisch mit dem Papismus .... mit jener Lehre und jener Gestalt der Kirche, welche von der römisch-jesuitischen Zeitschrift (Civiltà cattolica) seit Jahren als die allein richtige, als der einzige und letzte Rettungsanker der sonst untergehenden Menschheit gepriesen wird..... Indem wir nun gezwungen waren, dieser Partei, welche entweder ohne Kenntniß der Kirchengeschichte oder mit bewußter Fälschung derselben ihre Pläne betreibt, entgegenzutreten, mußten wir die altkirchliche Institution des Primats im Verhältniß zu seiner späteren Gestaltung schildern, und so war es unvermeidlich, in der Darstellung dieser Entwicklung betrübende Schattenseiten des Papstthums hervorzuheben .... denn in der That erscheint das Papstthum, wie es geworden, als ein entstellender, krankhafter und athembeklemmender Auswuchs am Organismus der Kirche, der die besseren Lebenskräfte in ihr hemmt und zersetzt, und selbst wieder mancherlei Siechthum nach sich zieht." Die Verfasser erklären: „Mag es andern für Pietät gelten, daß man Fabeln, Unwahrheiten, welche für gewisse mit der Religion in Verbindung gebrachte Zwecke ersonnen worden sind, oder sich in ein frommes Gewand hüllen, gern und bereitwillig glaube; daß man die Schäden und Mißbräuche des kirchlichen Lebens und die Verkehrtheiten in seiner Verwaltung entweder gänzlich ableugne oder, wo dies nicht angeht, möglichst in Schutz zu nehmen und ihnen ein gutes Motiv oder wenigstens eine erträgliche Seite abzugewinnen suche — wir halten es mit St. Bernhards Spruch: Melius est, ut scandalum oriatur, quam veritas relinquatur." — — — Und wahrhaftig! Niemand wird an diesem Geist der Arbeit zweifeln, wenn er darin eine unverblümte Offenlegung und eine energische, aus katholischen Principien geschöpfte und auf die unausbleiblichen üblen Folgen hinweisende Verurtheilung des jesuitischen Programms für das Koncil vorfindet, das den Syllabus, die leibliche Himmelfahrt Mariens und die päpstliche Unfehlbarkeit dogmatisiren soll. Namentlich wird die Geschichte und historische Kritik der Hypothese der päpstlichen Unfehlbarkeit zu einem vernichtenden Gottesgericht für diese selbst; denn diese Forschungen ergaben Irrthümer und Widersprüche der Päpste, eine dem späteren Papstimperium geradezu widersprechende Stellung der römischen Bischöfe in der alten Kirche; sie führten auf Pseudo-Isidor und seine Wirkungen, auf die Gregorianischen Fälschungen, sowie auf die frühesten römischen Fiktionen, dann aber auch auf jene gewaltige, hiemit zusammenhängende Metamorphose hin, durch welche an die Stelle des ersten, die kirchlichen Angelegenheiten mit seinen „Brüdern" gemeinschaftlich berathenden und beschließenden, mit dem Beispiele der Unterwerfung unter die Kirchengesetze vorangehenden Bischofs die Zwingherrschaft eines absoluten Monarchen sich setzte, und mit welcher der Bureaukratismus sammt all seinen Schädlichkeiten in die religiöse Sphäre eingeführt wurde. Es ließen sich die Auswüchse nicht mehr verschweigen, zu welchen alsbald und selbstverständlich das Legatenwesen, die Ertheilung des Palliums, der Obedienzeid, die Einführung unzähliger Exemtionen, Dispensen, Appellationen, Reservationen, die Centralisation durch die Kurie u. a. m. hinführten. Es wurde offenbar, daß man sonderbar genug in Rom die Theologie gründlich zu vernachlässigen, dagegen die Jurisprudenz zu protegiren anfing. Um des Systems willen und um für den Inhalt der kirchlichen Rechtsbücher eine geschichtliche Bestätigung zu gewinnen, — erschien es der kirchlichen Centralbehörde zweckdienlich, durch gefälschte Geschichtschreibung die Widersprüche zwischen den älteren historischen Quellen und den neuern Rechtsbüchern zu beseitigen. Auch die Koncilien wurden zu einem Werkzeug der päpstlichen Herrschaft verkehrt und in einen Zustand von entwürdigender Unfreiheit versetzt, welcher nur den Schatten dieser altkirchlichen Institute übrig ließ. Das Maß des Unheils machte die Kirchenspaltung voll, — bis die Koncilien von Konstanz und Basel kurze Erlösung brachten. Aber der Geist des Papalsystems war bereits mächtiger geworden als ihm widerstrebende konciliarische Dekrete; er konnte selbst dem idealen Zug der Zeit trotzen (der — wie die heilige Katharina von Siena — in der römischen Kurie den Gestank infernalen Laster fand) und diesen idealen Gegensatz in Savonarola zum Scheiterhaufen verurtheilen.

Und auch die an das Syſtem ſich anhängenden Uebelſtände wurden neuerdings ſo drückend, daß die Reformatoren in Deutſchland, wenn ſie die ſchwere Schuld der Päpſte und italieniſchen Biſchöfe der Welt malen wollten, nur Aeußerungen und Bekenntniſſe, welche katholiſche Prälaten und Legaten vor und auf dem Tridentiner Koncil thaten, abſchreiben durften; denn man konnte es nicht deutlicher ſagen, daß der Ruin des ganzen Kirchenweſens, die herrſchende Sittenloſigkeit, der Beifall, mit welchem neue Lehren und kirchliche Geſtaltungen überall von dem vernachläſſigten, unbefriedigten und an ſeinem Klerus und ſeiner Kirche irre gewordenen Volke aufgenommen wurden, — daß alles dies zuletzt auf die italieniſche, in der römiſchen Kurie koncentrirte und von dort den Diöceſen vorgeſetzte Prälatur zurückzuführen ſei. Und dieſes Syſtem, ſagen die Verfaſſer des „Janus", iſt der Boden der Unfehlbarkeitslehre. Päpſte, welche in dieſem Geiſte fühlten und dachten, wollten unfehlbar ſein; und Männer, welche im Papſte einen Vice-Deus adorirten, arbeiteten für die Begründung und Ausbreitung ſolcher Lehre. Vor allen aber wurde der Jeſuitenorden bedeutungsvoll; er mußte es werden, wenn man ſich nur ſeine Natur vergegenwärtigt. Der Jeſuit ſieht in dem Verzicht auf das eigene Urtheil, in der paſſiven Hingabe der Intelligenz wie des Willens an diejenigen, welche er als ſeine Gebieter erkennt, die Blüthe der Religioſität; er iſt darum eben auch wie geſchaffen zum Anwalt des vollſtändigſten Abſolutismus in der Kirche, der perſönlichen Unfehlbarkeit des Papſtes. Dies und die ſeit dem Tridentiner Koncil in der Kirche dem Orden zugefallene Macht, dann die Rechthaberei des Ordens und der verwandte Geiſt des Papalſyſtems haben die Kirche in einen bezüglich der Lehre ſo verſchwommenen und unſichern Zuſtand gebracht, daß man ſich der ſchlimmen Befürchtung nimmer erwehren könne, es ſolle auf dem Koncil der Geiſt der alten Kirche durch Provocirung des Infallibilitätsdogma's alterirt werden.

Die Freude aller noch nicht im Jeſuitismus untergegangenen Katholiken über das Erſcheinen eines ſolchen Buches gerade zur rechten Zeit war groß und allgemein und wurde um ſo größer, je mehr die ultramontane Preſſe durch ihre unwiſſenſchaftlichen, aber um ſo ſchmutzigeren Ergüſſe den hohen Werth des Werkes ſelbſt am beſten qualificirte. Alle von kirchlichem Druck unbeeinflußten Blätter empfahlen angelegentlichſt daſſelbe zur Lektüre. Und nicht bloß in Deutſchland machte es Aufſehen; es wurde alsbald in verſchiedene Sprachen überſetzt und ſo auf dieſe Weiſe Eingang in England, Frankreich, Italien, Rußland ꝛc. verſchafft. Das Werk enthält eine ſolche Maſſe dogmatiſch-theologiſchen, kirchengeſchichtlichen und kirchenpolitiſchen Materials, daß es von Anfang an zweifellos war, es müſſe ſich eine in dieſen Thematen eminent gelehrte Perſönlichkeit betheiligt haben. War es alſo ein Wunder, daß ſich alsbald die Ueberzeugung feſtſetzte, bei dieſem Unternehmen müſſe Döllinger obenan geſtanden ſein. Die ultramontanen Widerſacher freilich gaben vor, nicht an die Autorſchaft Döllingers „um ſeines früheren Ruhmes willen" glauben zu wollen; denn ſie mußten ja — ſollte nicht auch noch ihrer Gläubigen Seelenheil durch die Macht der hiſtoriſchen Kritik verloren gehen — das Januswerk zu einem erbärmlichen Machwerk und Pamphlet herabdrücken. So nannte beiſpielsweiſe Dr. A. Stöckl, der noch dazu Philoſophieprofeſſor in Münſter iſt, daſſelbe ein „berüchtigtes Buch, eine der wüthendſten Parteiſchriften gegen den heiligen Stuhl, die je auf dem Büchermarkte erſchienen".... „Aller Schmutz, — fährt er fort — den man in der Geſchichte vorfand (alſo doch vorfand?!) oder vorzufinden glaubte, wurde zuſammengekehrt, um ihn auf den heiligen Stuhl zu werfen, und wo man einen ſolchen nicht fand, da knetete man ſelbſt einen ſolchen zuſammen, um damit den heiligen Stuhl zu verunreinigen. Mit Haſt und Gier griff das „„aufgeklärte"" Publikum nach der Schandſchrift und ſättigte ſich behaglich an dieſer prickelnden Speiſe." Und Stöckl behauptete ſolches, der mit einem anfröſtelnden religiöſen Leichtſinn ſeine Broſchüre „Die Infallibilität des Oberhaupts der Kirche ꝛc." (Münſter 1870) ſchrieb, und Andere jauchzten ihm nach, die in der eben genannten Schrift ein Non plus ultra von Weisheit zu ſehen — wenigſtens vorgaben. — Auch der Jeſuitenſchüler Profeſſor Hergenröther war ſchon wenige Monate, nachdem „Janus" das Licht der Welt erblickt hatte, in der glücklichen Lage, einen ſtarken Druckbogen hindurch den Beweis führen zu können, daß das Buch wie ein Stein ins Waſſer gefallen und ohne den beabſichtigten Erfolg dahin gegangen ſei. Merkwürdig dabei war nur, daß er trotzdem es noch der Mühe werth erachtete, mit dem Aufgebot von nicht gewöhnlicher Gelehrſamkeit den bereits Verſtorbenen durch die hiſtoriſch-theologiſche Kritik im „Anti-Janus" (Freiburg i. Br. 1870) zu bekämpfen, daß die ultramontane Preſſe trotzdem um dieſes Buches

willen nicht zur Ruhe zu kommen vermochte, und daß der — wie es schien — glücklich zu Tode Gebrachte immerfort noch die Zähigkeit eines unzerstörbaren Lebens bewies. Selbst die Index-Kongregation suchte so viel wie möglich für die Verbreitung und die wissenschaftliche Bedeutung des Januswerkes Sorge zu tragen, indem sie dasselbe zum Ueberfluß noch in den Index der verbotenen Bücher einschrieb. Noch mehr aber und am meisten trug die ultramontane Presse dadurch bei, das Werk unsterblich zu machen, daß sie in ihrer witzigen und weisen Einsicht eine „Janus partei" und „Janus-katholiken" schuf und diese also Bezeichneten mit dem Gang und sonach mit der Geschichte des Vatikanischen Koncils in die innigste Verbindung brachte.

Bald nach dem Erscheinen des „Janus" und etliche Wochen vor dem Beginn des Vatikanischen Koncils versendete J. v. Döllinger eine mit dem Inhalt des Januswerkes in innigster Beziehung stehende Broschüre „Erwägungen für die Bischöfe des Konciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit" (Okt. 1869) an verschiedene deutsche Bischöfe und andere einflußreiche Persönlichkeiten, und mit Recht ward in der Presse darauf hingewiesen, daß Döllinger diesen Schritt nicht hätte thun können, wenn er kein Theilhaber des Januswerkes wäre, da ihm am wenigsten zuzutrauen sei, daß er sich mit fremden Federn schmücken möchte. Die Grundzüge dieser Broschüre sind ungefähr folgende: Wenn sich von einer Lehre nachweisen läßt, daß sie während mehrerer Jahrhunderte nicht vorhanden oder nicht Bekenntniß der ganzen Kirche gewesen, daß sie zu einer gewissen Zeit erst entstanden sei, und wenn diese Lehre nicht mit logischer Nothwendigkeit als unabweisbare Konsequenz in anderen Glaubenssätzen potenziell enthalten ist, — dann ist diese Lehre vom katholischen Standpunkte aus schon gerichtet, sie trägt das Brandmal der Illegitimität an der Stirne, sie darf und kann nie zur Dignität einer Glaubenswahrheit erhoben werden. Eben dies alles aber trifft bei der Meinung von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu. Denn diese ist erstens während vieler Jahrhunderte in der Kirche ganz unbekannt gewesen. Die Lehre ist ferner erst in einer sehr späten Zeit in der abendländischen Kirche und nur in Folge einer Reihe von Fälschungen und Fiktionen hervorgetreten. Sie ist erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch den heiligen Thomas von Aquin, der durch eine neue Erdichtung getäuscht wurde, in die Theologie der Schule eingeführt worden, und bis tief in das 17. Jahrhundert hinein haben sich die Theologen, um ihr den Anschein des hohen kirchlichen Alters zu verleihen, theils der pseudo-isidorischen, theils anderer Fälschungen bedient. Sie ist also auch nicht auf dem Wege eines mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehenden dogmatischen Entwicklungsprozesses in der Kirche emporgekommen; sie hat sich vielmehr nur durch Zwang und Gewalt und durch Unterdrückung aller Anderslehrenden auszubreiten vermocht. In Italien, Spanien und Portugal hat die Inquisition es unmöglich gemacht, daß eine andere Lehre in Büchern, oder auf den Lehrstühlen vorgetragen wurde. Gleicher Zwang hat in den großen geistlichen Körperschaften, den Mönchsorden, stattgefunden; an den von Jesuiten beherrschten Universitäten wurde nie geduldet, daß die Hypothese der päpstlichen Untrüglichkeit auch nur in Zweifel gezogen wurde. Auch sind alle Schriften, welche diese Meinung wissenschaftlich geprüft und die geschichtliche Unhaltbarkeit derselben nachgewiesen haben (mit Ausnahme der Werke von Bossuet und dem Kardinal La Luzerne), durch den Index verboten und so viel als möglich unterdrückt worden. Mit der Erhebung der päpstlichen Unfehlbarkeit zum kirchlichen Dogma würde endlich den getrennten Kirchen, der griechisch-russischen und der protestantischen gegenüber, eine unermeßliche Blöße gegeben, und eine ganz unberechenbare Schwächung des Ansehens der Kirche die Folge sein. — Das ist der Inhalt, den selbstverständlich schlagende Beweisstellen erhärten.

Unterdessen waren auch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" seit Mai desselben Jahres mehrere Artikel erschienen, die schon ihrer Tendenz wegen mit Sicherheit auf den Kreis des „Janus" hinweisen. Sie sind kirchenpolitischer Natur, für welche Seite des „Janus" späterhin Professor Joh. Huber in seinen Artikeln „Das Papstthum und der Staat" öffentlich als Vertheidiger aufgetreten ist. Der erste dieser Artikel (vom 20. Mai) „Aussichten vom Koncil" weist auf die Tragweite des neu zu schaffenden Glaubensprincipes von der päpstlichen Unfehlbarkeit hin, und daß man sich dieser großen Tragweite gerade in Rom bewußt sei; denn sicherlich sei nicht ohne Absicht von der „Civiltà", diesem officiösen Organ des heiligen Stuhls, (unterm 3. April) die Bulle „Unam Sanctam" Bonifaz' VIII. mit Rücksicht auf das bevorstehende Koncil nach Inhalt und Folgen eingehend besprochen worden. Man solle sich ja nicht verhehlen, daß die

vollſtändige Herrſchaft der Kirche über den Staat im nächſten Jahre als Princip und katholiſcher Glaubensſatz in Kraft treten und einen Faktor bilden werde, mit welchem jedes Gemeinweſen, jeder Staat, der katholiſche Einwohner hat, werde rechnen müſſen. In einem zweiten Artikel (vom 11. Juni) „Zum künftigen Koncil“ wird das intime Verhältniß Pius' IX. zu den Redakteuren der „Civiltà“ beſprochen und der Schluß gezogen, daß es keinen Zweifel erleiden kann, dies Journal ſei in allen ſeinen Aeußerungen über das bevorſtehende Koncil nur das Organ des heiligen Vaters ſelbſt. Es wird ferner darauf hingewieſen, daß es in Rom ein faſt ſchon öffentliches Geheimniß ſei, wie das Schauſpiel einer Dogmatiſirung des Syllabus und der päpſtlichen Unfehlbarkeit in Scene geſetzt werden ſoll und wer den Protagoniſten dabei ſpielen wird. Auch die Leiter der konciliariſchen Vorarbeiten (Manning, Reiſach, Monſang, Molitor, Perrone ꝛc.) werden vorgeführt, um über den Geiſt der Projekte ja keinen Zweifel mehr offen zu laſſen.

In Anbetracht ſolcher Zuſtände und ſolcher Manövers der Kurie und ihrer Getreuen tritt der dritte Artikel „Fürſt Hohenlohe und das Koncil“ entſchieden für das Hohenlohe'ſche Projekt in die Schranken; er hält es für dringend geboten, daß die Regierungen von Staaten mit katholiſcher Bevölkerung den Dingen, die in Rom ſich vorbereiten, eine ernſte Aufmerkſamkeit ſchenken, und ſich nicht von Konciliumsdekreten überraſchen laſſen, die, wenn einmal verkündigt, ihre Unterthanen in die ſchmerzliche Alternative zwiſchen ihren Pflichten gegen den Staat und ihrem Gehorſam gegen die Kirche verſetzen, allenthalben Unruhen und Konflikte erzeugen, und vor Allem ihre Biſchöfe ſelbſt in einen Widerſpruch mit den Verfaſſungen, die ſie beſchworen haben, verwickeln müſſen. Ein ſolcher Konflikt könne nur Kirche und Staat ſchädigen und Denen nützen, die im Trüben fiſchen wollen, darum wären ſchon aus ſtaatsmänniſcher Klugheit Präventivmaßregeln geboten, wie ſie Fürſt Hohenlohe ergriff und vorſchlug. — Seitdem ſich die Lage der Dinge geklärt hat, hat es ſich doch wohl zur Evidenz herausgeſtellt, daß die Cirkulardepeſche des bayeriſchen Premierminiſters ſo berechtigt wie der Würdigung werth geweſen wäre. Nur ein entſchiedenes gemeinſames Beſchreiten der von Hohenlohe vorgezeichneten Bahn ſeitens der Staatsregierungen hätte den nunmehr unvermeidlich bevorſtehenden Konflikt beſchwören können. Nur wenn die Regierungen die geheim gehaltenen Pläne der römiſchen Kurie dadurch gekreuzt hätten, daß ſie, in gegentheiliger Handlungsweiſe, Alles gethan hätten, noch vor dem Zuſammentritt des Koncils und dem Beginn des konciliariſchen Intriguenſpieles die Situation zu klären und der Kirche das Verhältniß zum modernen Staat unzweideutig klarzulegen: dann würde ſchon aus dieſem Grunde Vieles verhindert worden ſein, weil die Oppoſition innerhalb der Kirche ſelbſt an Macht gewonnen hätte. Wer die Schritte des Fürſten Hohenlohe unparteiiſch beurtheilt, der muß zugeſtehen, daß ſie von einem wohlmeinenden Geiſte gegen die Kirche ſelbſt eingegeben waren, und von einem durchaus loyalen Charakter. Der Fürſt wünſchte, daß die Regierungen ſich offen mit ihren Biſchöfen benehmen möchten, um ſie auf die traurigen Folgen aufmerkſam zu machen, welche eine ſo vorbedachte und ſyſtematiſche Umwälzung der beſtehenden Verhältniſſe zwiſchen Kirche und Staat hervorrufen müßte. Er wünſchte, daß die Regierungen, ſo lange es noch Zeit iſt, ſich feierlich gegen die Eventualität von Konciliumsbeſchlüſſen verwahren, welche in das politiſche Gebiet einzugreifen beſtimmt ſind. Er forderte die zunächſt kompetenten wiſſenſchaftlichen Korporationen des Staats auf, ein offenes Gutachten über die Konſequenzen abzugeben, die an die Dogmatiſirung des Syllabus und der päpſtlichen Unfehlbarkeit in ihrem Wirkungsumfang geknüpft ſein würden. Das bayeriſche Miniſterium forderte die juriſtiſchen und die theologiſchen Fakultäten von München und Würzburg zu Gutachten auf, welche Fragen theils kirchenpolitiſcher, theils kirchenrechtlicher Natur betrafen. Eine dieſer Fragen, welche den theologiſchen Fakultäten vorgelegt worden waren, hieß: „Gibt es allgemein anerkannte Kriterien, nach welchen ſich mit Sicherheit beſtimmen läßt, ob ein päpſtlicher Ausſpruch ex cathedra, alſo nach der eventuell feſtzuſetzenden Konciliums-Doktrin unfehlbar und für jeden Chriſten im Gewiſſen verpflichtend ſei? und wenn es ſolche Kriterien gibt, welches ſind dieſelben?“ — welche Frage die Münchener Theologen dahin beantworteten, daß es — wenigſtens bis zu dieſer Stunde — keine allgemein anerkannten Kriterien gebe, nach denen ſich mit Sicherheit beſtimmen ließe, ob ein päpſtlicher Ausſpruch ex cathedra erfolgt ſei, ob er alſo, im Falle die päpſtliche Unfehlbarkeit conciliariter entſchieden werden ſollte, auch wirklich dieſer Prärogative theilhaftig ſei, — wenn nicht gleichzeitig eine konciliariſche Definition des „ex cathedra“ erfolgen ſollte.

Eine Beantwortung der Frage, welche aus keinem romanistischen Kirchenrecht geschöpft war, weil in ihr zugleich eine entschiedene Verwerfung der Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes überhaupt ausgesprochen war, und welche den bekannten Dillinger Romanisten Merkle so empörte, daß er eine kritische „Kritik" dem Gutachten entgegensetzen zu sollen für gegeben erachtete.

Der folgende Artikel „Zum Koncil" war nur eine Fortsetzung des voranstehenden. Er reflektirte also: Man hat es vom Standpunkte der Staatspolitik aus als geeignet erachtet, vorerst auf die Absichten der Kurie mit dem Koncil keinen Druck auszuüben, die Beschlüsse desselben abzuwarten, und dann hinterdrein, wenn dieselben das Staatsinteresse gefährden sollten, mit Repressivmaßregeln einzuschreiten. Man ließ sich durch die versteckten Schachzüge der römischen Machthaber geradezu düpiren, welche trotz der offenkundigen Propaganda von Seiten der Jesuiten und ultramontanen Preßorgane für die Anschauung, daß absolute Gewißheit und Irrthumslosigkeit immer nur bei einem einzigen Menschen, dem Papste, sich finde, und trotz der ganz tendenziös ins Werk gesetzten konciliarischen Vorarbeiten alles Wissen und alle Voraussicht officiell ableugneten. Mit Recht bemerkte weiterhin der Verfasser des Artikels: Im Sinne der nichtultramontanen gläubigen Katholiken kann selbstverständlich ein solches Verhalten der Regierungen nicht sein, weil es ihnen die Verpflichtung auf die neuen Glaubensartikel nicht erspart, und die Feststellung derselben für ihr religiöses Gewissen nicht einfach rückgängig machen kann. Es fragt sich aber auch, ob vom Gesichtspunkte der Staatswohlfahrt aus dieses Auskunftsmittel nicht beanstandet werden muß. Man erwäge, welchen gefährlichen Einfluß Konciliumsbeschlüsse, die zur Befeindung des modernen Staats und seiner Civilisation auffordern, auf jene zahlreichen Klassen ausüben können, welche noch immer in der Hand des Klerus sich befinden, und *die einen großen Faktor im Staatsleben* bilden. Man bedenke, was in dieser Hinsicht von dem zukünftigen, noch mehr aller modernen Bildung entfremdeten, zu einem ganz willenlosen Werkzeug in der Hand Roms gemachten Klerus erwartet werden darf. Nicht minder entscheidend — prophezeit der Verfasser — wird die Wirkung in Bezug auf die Kirche selbst sein. Alles, was durch die moderne Bildung hindurchgeht, wird sich innerlich von der Kirche scheiden, die für die Entwicklung des menschlichen Geistes nur Anatheme besitzt. Indem die höchste Lehrautorität der Kirche, das ökumenische Koncil, zum Organ einer extremen Partei herabsinkt und Doktrinen sanktionirt, welche mit der Lehre und der Geschichte der Kirche selbst im grellen Widerspruch stehen, vernichtet sie sich, untergräbt das Fundament, auf dem bisher die Glaubenszuversicht stand, und arbeitet der immer weiter um sich greifenden Negation des Christenthums kräftig in die Hände.

In den Monaten, welche dem Koncilsbeginn unmittelbar vorhergingen, wurde auf alle Anfragen und Besorgnisse von Bischöfen und Regierungen von Rom aus erwidert: man hege keineswegs die Absicht, die Unfehlbarkeitsfrage dem Koncil vorzulegen; die „Civiltà" ward dementirt; — die päpstliche Kurie sei, hieß es, für das, was ein einzelner Jesuit schreibe, nicht verantwortlich. Antonelli gab nach allen Seiten die beruhigendsten Versicherungen. Unterdessen aber hatte bereits die Theologenkommission, welche die Materien für das Koncil vorbereiten sollte, auf höchsten Befehl dieses neue Dogma in Vorlage genommen, der Erzbischof Cardoni seinen Vortrag darüber erstattet und die Kommission mit allen gegen die *eine* Stimme Alzogs demselben die Zustimmung ertheilt. In der Kommission wurde für die *Opportunität* der Promulgation des neuen Dogma's unter andern Gründen vorzüglich der geltend gemacht, daß noch in keinem Zeitalter die Bischöfe so devot und hingebungsvoll am heiligen Stuhl gehangen seien wie gegenwärtig. Von so unterthänigen, jedem päpstlichen Winke bereitwilligst folgenden Männern sei zu erwarten, daß sie mit Freuden jeden Anlaß ergreifen würden, auch diese größte Huldigung dem Papste darzubringen. Die Zulässigkeit der Materie selber, ob die päpstliche Unfehlbarkeit immerwährender Glaube der Kirche gewesen sei, war natürlich in Rom selber über allen Zweifel erhaben. Auch bezüglich der Dogmatisirung des Syllabus stand für die römische Kurie schon in jenen Tagen fest, daß die Thesen desselben dogmatischen Charakters seien. Man hatte sich ja — und das wurde zuversichtlich geglaubt — in Rom durch die Entscheidungen der in den letzten Jahren veranstalteten Provinzialsynoden und durch die Antworten der Bischöfe auf die durch Caterini zur Zeit des Centenariums dem gesammten Episkopat vorgelegten Fragen bereits eine vollständige Orientirung über die Gesinnungen des Episkopats verschafft. Ja, man hielt es zu Rom

nöthigenfalls für möglich, die Bischöfe im Zwinger des Koncils als 'Abstimmungsmaschine die Elaborate der Jesuiten einfach votiren lassen zu können, wenn man sie nur recht unwissend in Bezug auf die zu verhandelnden Gegenstände und recht unvorbereitet in Rom versammelte.

Aber von diesem Gedanken, daß nämlich die Sache ganz glatt verlaufen werde, sollten die Herren in Rom noch vor dem Beginn des Koncils durch unwiderstehliche Thatsachen abgebracht werden. Der Katholicismus war für einen Theil des Episkopats doch noch nicht völlig zum Ultramontanismus verkehrt. In manchem Bischof war noch eine Erinnerung und ein Bewußtsein an seine apostolische Standesehre, und dies Bewußtsein war um so intensiver bei den Bischöfen jener Länder, in welchen der staatliche Konstitutionalismus die episkopale Machtsphäre beschränkt und den Widerstand der Kleriker seit längerer Zeit herausgefordert hat. Zwar bemühten sich unter Andern Bouix in Paris und Christophe in Lyon, neben den Tagblättern „Monde" und „Univers" in Frankreich den Bischöfen nachdrücklichst einzuschärfen, was die „guten" Katholiken von ihnen bezüglich der projektirten Akklamation erwarten; aber trotzdem wollte das jesuitische Konciliumsprogramm — mit Ausnahme des Bischofs von Nimes — wenigstens keine offenen Abnehmer finden. Um jene Zeit war vielmehr gegründete Hoffnung gegeben, daß die Bischöfe Frankreichs, mindestens in ihrer Mehrheit, auf dem bevorstehenden Koncil eine freimüthige Opposition bilden werden. Ebenso arbeiteten die Jesuiten und Jesuitenfreunde in Deutschland direkt und indirekt durch die ultramontane Presse, wie den „Katholik", das „Mainzer Journal", die „Donauzeitung" ꝛc., für die Tendenzen Roms; aber auch war der Erfolg ein sehr problematischer, wenigstens zeigten sich die in Fulda zusammengekommenen Bischöfe ihrer Stellung werth, indem sie in ihrem gemeinschaftlich erlassenen Hirtenbrief feierlich ihr Wort vor der ganzen Nation verpfändeten, daß sie auf dem Koncil für folgende drei Grundsätze einstehen werden. Erstens „wird das Koncil keine neuen und keine andern Grundsätze aufstellen, als diejenigen, welche euch allen (deutschen Katholiken) durch den Glauben und das Gewissen in das Herz geschrieben sind". Zweitens: „Nie und nimmer wird und kann ein allgemeines Koncil eine neue Lehre aussprechen, welche in der heiligen Schrift oder in der apostolischen Ueberlieferung nicht enthalten ist". Drittens wird nur „die alte und ursprüngliche Wahrheit in klares Licht gestellt" werden. Und mit Recht heißt es in dem Artikel „Der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe über das Koncilium": Dies ist sehr beruhigend; denn im Ernste wird wohl Niemand behaupten, daß die von den Jesuiten und Kurialisten projektirten Dogmen — die körperliche Auffahrt der heiligen Jungfrau in den Himmel und die Unfehlbarkeit des Papstes — jedem Katholiken durch den Glauben und das Gewissen ins Herz geschrieben, oder daß sie in der Schrift und der Ueberlieferung enthaltene Lehren oder alte und ursprüngliche Wahrheiten seien. Die deutschen Bischöfe repräsentiren zwar nur im künftigen Koncil eine geringe Zahl, aber sie vertreten nahe an 18 Millionen Katholiken und eine ganze große Nation; bleiben sie nur einig und fest, so bieten sie eine Bürgschaft, daß keine mit neuen Dogmen befruchteten Beschlüsse dort zu Stande gebracht werden; denn über Dogmen entscheiden nicht Majoritäten oder Minoritäten, sondern die Kirche fordert da Einstimmigkeit oder doch eine an Einstimmigkeit grenzende Bejahung durch die ganze Versammlung.

Je näher der Zeitpunkt für die Eröffnung des Koncils rückte, um so mehr wuchs die Spannung und Unruhe, womit sich nicht nur die Angehörigen der katholischen Kirche, sondern Alle, welche von den Bewegungen der Tagesgeschichte ergriffen waren, dem wichtigen Ereigniß entgegenwandten. Die Opposition wider die jesuitisch-kurialistischen Absichten nahm immer bestimmtere Gestalt an, und gewiß waren um selbe Zeit die Papisten nicht minder um den Ausgang des so tendenziös eingeleiteten Koncils besorgt, als die unter den Bischöfen und katholischen Gelehrten, welche sich ihrer Aufgabe des Widerstrebens bewußt waren. Pius IX. hätte wahrscheinlich, wenn er bei Gelegenheit des Centenariums Petri den erweckten Widerstand hätte ahnen können, dem Eclat eines allgemeinen Koncils entsagt; er hätte den 300jährigen Todten nicht zu neuem Leben wieder erweckt; er hätte unterlassen, was er jetzt nicht mehr ungeschehen machen konnte, was er nun mit allen Mitteln zu einem für das Papstthum nicht kompromittirenden Ende führen mußte; denn Roma locuta est, causa finita est. Der unfehlbare Papst hatte es so gewollt. In den letzten Wochen vor Eröffnung des Koncils war es nämlich — wie der dem Koncil unmittelbar vorangehende Artikel „Die Bischöfe und das Koncil" zu dokumentiren im Stande war — eine offene Thatsache geworden, daß die Ansichten und Absichten

bezüglich der zu fassenden Beschlüsse sich schroff gegenüberstehen. Es war nunmehr in Rom kein Geheimniß, daß eine beträchtliche Anzahl transmontaner Bischöfe die ihnen zugedachte Rolle des einfachen Zustimmens zu bereits fertig gewordenen Dekreten nicht zu übernehmen geneigt sich zeigte, daß, mit Ausnahme der Jesuitenzöglinge unter den deutschen Bischöfen, die übrigen den entschiedensten Widerwillen gegen die Verfertigung neuer Glaubensartikel hegten. Viele Bischöfe waren auch — wahrscheinlich nicht ohne Zuthun des „Janus", der „Erwägungen" und der von einem hochgestellten österreichischen Geistlichen verfaßten, großes Aufsehen erregenden Broschüre, welche, auf den Resultaten des „Janus" fortbauend, Vorschläge einer energischen „Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern" zum Inhalte hatte, zur Erkenntniß der weitausgreifenden Folgen der päpstlichen Unfehlbarkeit und der nach rückwärts sich erstreckenden Wirkungen des neuen Dogma's gekommen. Von drei Seiten her, von den Prälaten Ungarns, Böhmens und Deutschlands, waren warnende Schreiben unmittelbar an den Papst ergangen, worin der dringendste Wunsch ausgesprochen war, daß das Koncil nicht zu einem Beschluß über die päpstliche Unfehlbarkeit und zu Dekreten über die staatskirchlichen Materien im Sinne des Syllabus gedrängt werden möchte. Welch eine Ueberraschung mußte das für die römischen Prälaten und den Papst sein, die da geglaubt hatten: man könne sich gar keinen günstigeren und passenderen Zeitpunkt für die Aufstellung des neuen Glaubenssatzes wünschen. Die transalpinischen Bischöfe — und auch der nicht ultramontane Theil des französischen Episkopats trat späterhin in ihre Fußstapfen — stützten sich aber in ihren geheimen Schreiben einzig und allein auf die Inopportunität der beabsichtigten Dogmen. Daß die Sätze des „katholischen" Charakters völlig entbehren, das wagten sie nicht einmal anzudeuten. Es ist darum sehr berechtigt, was der angeführte Artikel hierüber sagt, nämlich: Es verdient eine ernste Erwägung, ob eine auf solche Weise motivirte und geleitete Opposition wirklich auf dem Koncil haltbar oder gar erfolgreich sein könne. Um wie viel besser wäre es, wenn diese Prälaten kurz und entschieden erklärten: Es fehlt dieser Lehre an allen zu einem kirchlichen Glaubenssatz erforderlichen Bedingungen; sie ist weder biblisch, noch traditionell verbürgt, sie ist ohne Wurzeln in dem Gewissen und religiösen Bewußtsein der christlichen Welt. — Halbheit und falsch verstandene Pietät sind in folgenschweren Krisen, wie diejenige ist, in welche die katholische Kirche mit dem gegenwärtigen Koncil getreten, nicht bloß ohnmächtig, sondern geradezu verderblich. Es bedurfte wahrlich einer achtunggebietenden Haltung von Seiten der Bischöfe, um den hochmüthigen Soufleurs der „Civiltà", die sich selbst das Echo des heiligen Stuhles nannte und nennt, ein entscheidendes Gegengewicht aufzulegen. Diese achtunggebietende Haltung würden aber die Bischöfe einzig dann eingenommen haben, wenn sie von Anfang an schon in dem Geiste gesprochen und gehandelt hätten, welcher ihnen als selbständigen Vertretern der katholischen Theilkirchen innewohnen mußte; denn die Bischöfe haben auf dem Koncil die heilige und darum unanfechtbare und unveräußerliche Pflicht, die alte Lehre der Kirche zu bezeugen und dort, wo sie durch Mißbräuche der Praxis und des hierarchischen Regiments verdunkelt erscheint, *reformirend* einzuwirken. Je größer die Masse der angesammelten Mißstände ist, um so schwieriger zwar, aber auch um so unabweisbarer ist die Reform. Nicht eine erneuerte Sanktion, noch weniger eine Vermehrung derselben erwartete von Anfang an die katholische Welt vom Koncil, sondern eine Befreiung und Reinigung der Kirche von ihnen. Der allzu großen Demuth konnte nur der Fußtritt jener folgen, welche im Civiltàheft vom 2. Oktober die vollständigste Unterwerfung des im Koncil vereinigten Episkopats unter den Willen des Papstes forderten und dem Papst das Recht zusprachen, ungefügige Koncilsväter zu Paaren zu treiben. Aber nicht bloß auf seine devoten Bischöfe will Pius IX. mit Hülfe seiner Schwertträger, der Jesuiten, den Fuß setzen; der schwache Widerstand der Regierungen läßt ihn auch hoffen, der Kirche wieder die Cäsaren und ihre Völker zu unterwerfen. Gewiß ist, daß Pius, sobald nur das Koncil die Anmaßungen eines Bonifaz VIII. und noch Mehrerer auf einen späteren und viel geringeren Nachfolger als Gabe des heiligen Geistes übertragen haben wird, das Zeitalter des heiligen Geistes hereinbrechen sieht — das Zeitalter *seines* Geistes, dessen Eintritt an die Bewältigung des Weltgeistes selber durch die Revolution des religiösen Fanatismus gebunden ist. Mit diesen Aussichten und vom festen Willen beseelt, das Fundament für diese Aussichten zu legen, eröffnete Pius am 8. Dec. 1869 das Vatikanische Koncil. Die Bischöfe waren zu einem *ökumenischen* zusammenberufen worden.

Dr. E. Zirngiebl.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. I. Im Mittelalter. I. Das deutsche und das französische Reich sind aus dem Gesammtreiche Karl des Großen herausgewachsen. Die sogenannte Auflösung des karolingischen Reiches war ein in der Natur der Dinge begründeter, unvermeidlicher Vorgang, durch welchen die verwandten Bestandtheile desselben sich wie unwillkürlich ausschieden und je in engeren Grenzen auf naturgemäßer Grundlage in strafferer oder loserer Form sich sammelten. Der Verduner Vertrag (843) ist in dieser Richtung entscheidend geworden. Er leitete die Begründung eines ost- und westfränkischen Reiches ein, deren eines aus den ausschließlich deutschen rechtsrheinischen Ländern gebildet wurde, deren anderes sich aus einer Volksmasse zusammensetzte, in der das keltoromanische über das germanische Element das ausgesprochene Uebergewicht hatte, und aus deren Mischung die spätere französische Nation hervorgegangen ist. Neben der ost- und westfränkischen Gruppe hatte der berührte Vertrag noch eine dritte, das sogenannte Lotharingen, geschaffen, in dem die deutsche und romanische Nationalität in ganz willkürlicher Weise der Art verknüpft wurden, daß mit dem sogenannten Austrasien — welches das ganze linke Rheinufer bis zur Linie der Maas mit zum größeren Theile deutscher Bevölkerung in sich beschloß — der größte Theil des alten Burgund und die Provence politisch verbunden wurden. Diese künstliche Schöpfung hat denn auch nicht lange bestanden, und es war bald nur mehr die Frage, ob sie dem ost- oder westfränkischen Reiche angeschlossen werden solle. Bei den Westfranken hat sich schon jetzt die Anschauung ausgebildet, daß, ohne Rücksichtnahme auf die Unterschiede der Nationalität, die Grenze ihres Reiches, wie einst nach ihrer Meinung bei den Galliern, vom Rheine gebildet werde oder doch gebildet werden müsse. Als aber Kaiser Karl der Kahle diesen Standpunkt zum ersten Male verwirklichen wollte, trat ihm Kaiser Ludwig der Deutsche mit bewaffneter Hand entgegen und erzwang den Vertrag von Mersen (870), kraft welchem, der Natur der Dinge gemäß, Austrasien, d. h. das ganze linke Rheinufer, mit Aachen, Köln, Trier, Metz, Tull, Verdun ꝛc., dem ostfränkischen Reiche zufiel, während Burgund und Provence, wie billig, an Westfranken gelangten. Dieses weitgestreckte Gebiet links des Rheins mit überwiegend deutscher Bevölkerung hat dann den Namen Lotharingen auf lange hinaus behalten, bis dieser im Verlaufe der Zeit, wie wir hören werden, auf engere Grenzen eingeschränkt wurde. In Westfranken hat man aber die alten Ansprüche nach wie vor festgehalten: nebenher auch aus dem Grunde, weil an den Besitz des Hauptortes von Lotharingen, nämlich Aachen, der Residenz Kaiser Karl des Großen, das Uebergewicht und der Vorrang über die übrigen Reiche und Völker geknüpft erschien.

Nun ist in der That die Zeit nicht lange ausgeblieben, in der die Westfranken auf jene ihre Ansprüche mit Erfolg zurückgekommen sind. In den letzten Momenten der deutschen Karolinger, unter König Ludwig dem Kinde, sank bekanntlich das Königthum in Ostfranken tief und erhoben sich überall bei den einzelnen Stämmen auf Kosten der königlichen Gewalt und dem nationalen Geiste entsprechend Volksherzoge. In Lotharingen geschah dasselbe, aber mit der unglücklichen Zuthat, daß dort in dieser Bewegung ein Geschlecht den Sieg davontrug, das schon längst mit dem westfränkischen König in Verbindung stand und ihm jetzt das deutsche Grenzland geradezu überlieferte. Es kam nun darauf an, ob das ostfränkische Reich diesen Verlust ruhig ertragen würde? Nach dem Tode des letzten deutschen Karolingers (911) sahen die deutschen Großen von dem formell unbestreitbaren Erbrecht der westfränkischen Karolinger ab und erhoben in der Person des Franken Konrad aus ihrer eigenen Mitte einen König. Erst mit dieser Wahl stellte sich das ostfränkische Reich auf seine eigenen Füße und schied thatsächlich aus dem karolingischen Verbande aus. Der neue König war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er das unter seinem schwachen Vorgänger entfremdete Lotharingen wieder zurückgewinnen müsse: aber seine Anstrengungen waren nicht vom Erfolge begleitet. Der westfränkische Karl behauptete seine Eroberung, und der einzige Elsaß — dessen Bevölkerung alemannischer Herkunft war, während die eigentlichen (deutschen) Lotharinger zu den Franken zählten — wurde für die deutsche Herrschaft gerettet; er ist dann auch dem Herzogthum Schwaben angegliedert worden. Bei jenem Uebergewicht der Westfranken ist es aber nicht geblieben. Nach König Konrads I. Tode gelangte in Ostfranken gemäß dem Grundsatze, daß wo die Macht auch die Herrschaft sein müsse, die Krone an den sächsischen Stamm und an dessen Herzog Heinrich, der der Begründer eines deutschen Reiches geworden ist. Er hat auch Lotharingen wirklich wieder zurückgewonnen: innere Wirren im westfränkischen Reiche, wie sie ein Menschenalter früher das ostfränkische erlebt,

sind ihm dabei zu Hülfe gekommen. Und von jetzt an ist diese Provinz im ganzen Umfange auf lange hinaus beim deutschen Reiche geblieben, allerdings ohne daß darum die Westfranken ihre bezüglichen Ansprüche und Ueberlieferungen irgendwie aufgegeben hätten.

In der nächsten Zeit, — unter Kaiser Otto I. — so wenig es da an schweren Verwickelungen fehlte und so gewiß in Lotharingen selbst seine Herrschaft auf Widerstand stieß, mußte die westfränkische Politik es bei den bloßen Absichten bewenden lassen. Kaiser Otto war auf dem Platze; er hat ein deutsches Heer gegen den König Ludwig von Westfranken bis an die Seine geführt, und zuletzt haben sie sich freundlich mit einander vertragen und sogar verbündet. Es dauerte dann sogar nicht lange, so stieg die Autorität des ostfränkischen Königs hoch über die des westfränkischen empor. Deutschland konsolidirte sich unter seinem starken Führer, während sich Frankreich spaltete und schwächte. Kaiser Otto ist zuletzt als Schiedsrichter zwischen König Ludwig von Westfranken und seinem unbotmäßigen mächtigen Vasallen Hugo von Francien aufgetreten, nachdem deutsche Heere Rheims erobert und Städte, wie Paris, Laon und Rouen in Schrecken gesetzt hatten. Auf deutschem Boden, zu Ingelheim, ist in feierlicher Synode der Streit zwischen König Ludwig und Hugo entschieden, und der bedrängte König mit deutschen Waffen in sein Reich zurückgeführt und auf seinem Thron geschützt worden. So kam es, daß, als später im ostfränkischen Reiche selbst sich wieder eine gewaltige Opposition gegen Kaiser Otto erhob, der westfränkische König sich nicht in der Lage sah, für seine Zwecke daraus Vortheil zu ziehen, obwohl gerade auch Lotharingen von jenen Wirren in Mitleidenheit gezogen worden ist. In dieser Provinz war übrigens kurz vorher eine Maßregel angebahnt worden, die dann eine bleibende Bedeutung erhalten hat: nämlich die Theilung in die zwei Herzogthümer von Ober- und Niederlotharingen. Das erste erstreckte sich von den Vogesen bis zur Maas (Verdun) und von der burgundischen Grenze bis über Diedenhofen (Thionville), Trier und Luxemburg hinaus. Das andere dehnte sich vom unteren Laufe der Mosel den Rhein entlang bis zum Meere, Köln und Aachen, das ganze heutige Belgien, nebst den Bezirken von Cambray und Valenciennes in sich begreifend. Innerhalb der Grenzen der beiden Herzogthümer haben sich im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte dann eine ganze Reihe selbständiger, weltlicher und noch mehr geistlicher Herrschaften entwickelt, so daß, wie noch erwähnt werden wird, von dem niedern Herzogthum zuletzt kaum mehr der Name übrig blieb, und das obere, als Fürstenthum gefaßt, wenigstens auf erheblich geringere Grenzen zurückgeführt wurde.

Das westfränkische Königshaus, was es auch dem starken Arme Kaiser Otto's I. verdanken mochte, hat sich indeß in den Gedanken der Ohmacht des deutschen Reichs und des dauernden Verzichtes auf Lotharingen nicht finden können. Als Otto die Augen geschlossen und unter seinem Nachfolger König Otto II. im Innern Deutschlands Verwickelungen mannigfacher Art erstanden, hielt der westfränkische König Lothar die Stunde für gekommen, auf die nie ruhenden Ansprüche zurückzugreifen und in der Eroberung Lotharingens einen Ersatz und ein Gegenmittel für seine im eigenen Hause gefährdete Stellung zu suchen. An Verbindungen mit mehreren unzufriedenen lotharingischen Großen fehlte es ihm nicht, am deutschen Hofe war man auf keinen Angriff von dieser Seite gefaßt, und um so leichter konnte Lothar in der Stille sich zu einem gewaltsamen Einbruch vorbereiten, der denn auch sofort wie ein Raubzug ausgeführt worden ist. Wenig fehlte, so wäre Otto selbst in Aachen, wo er eben mit seiner Gemahlin ahnungslos das Johannisfest feierte, überrascht worden. Mit genauer Noth rettete er sich noch nach Köln, während der räuberische Westfranke Aachen besetzte und der Plünderung preisgab. Wie sein Zug gemeint war, ließ Lothar nicht zweifelhaft: Aachen, der Hauptort Lotharingens, die Residenz Kaiser Karl des Großen, sollte fortan eine westfränkische Stadt sein. Zum Zeichen dessen ließ er den Adler, der auf der alten Kaiserpfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten und zog dann wieder westwärts ab.

Indeß so tief war das deutsche Reich damals nicht gesunken, daß es diesen Friedensbruch stillschweigend hingenommen hätte. Kaiser Otto II. hatte sich von jener Ueberraschung schnell erholt und säumte nicht, Rache für die erlittene Beschimpfung zu nehmen. Mit einem für jene Zeit gewaltigen Heere brach er in Frankreich ein und gelangte, ohne Widerstand zu finden, bis vor die Mauern von Paris, das er freilich nicht nehmen konnte. Von der Höhe des Montmartre herunter ließ der Kaiser ein Tedeum anstimmen, das dröhnend in den Straßen der heranwachsenden Stadt wiederhallte, und trat dann seinen Rückzug an. In Aachen angekommen, drehte er den Adler auf der Kaiserpfalz wieder nach Osten

und löste sein Heer auf. König Lothar war nicht mehr in der Lage, dagegen etwas Erfolgreiches zu thun. Sein eigener Thron wankte; von seinen Vasallen bedrängt, hielt er es für gerathen, den Frieden mit dem Kaiser zu suchen, damit dieser sich nicht mit seinen inneren Gegnern verbände. In einer persönlichen Zusammenkunft an der Grenze beider Reiche wurde der Friede geschlossen, kraft welchem Lothar in aller Form auf jeden Anspruch auf Lotharingen verzichtete. Diesen Verzicht hat er freilich nur kurze Zeit gehalten: Kaiser Otto II. wurde in der Hingabe an seine Kaiserpolitik bald genug in Italien hinweggerafft und ein unmündiges Kind war sein Erbe. Die Zeit der Unmündigkeit Kaiser Otto's III. mit ihren Wirren schuf dem westfränkischen König eine zu unwiderstehliche Versuchung: auf Nieder- und Oberlotharingen hat er jetzt seine Angriffe gerichtet. Dort waren es die Bezirke von Cambray und Lüttich, die er verwüstend heimsuchte, hier zunächst die Grafschaft Verdun, deren er sich bemächtigte. Aber auch ihn ereilte rasch das Schicksal der Sterblichen, und sein Nachfolger war selber ein Kind. Unter diesen Umständen konnte man in Westfranken bei der Gespanntheit der Verhältnisse nicht mehr daran denken, jene Eroberungspolitik fortzusetzen; die Mutter des jungen Königs, des letzten westfränkischen Karolingers, bot vielmehr Alles auf, sich mit dem deutschen Reiche auszusöhnen, was sie denn gegen die Zurückgabe von Verdun auch erreicht hat. Und nun trat im westfränkischen Reiche jene Krisis ein, die mit dem Sturze der Karolinger und der Erhebung Hugo Capets endigte. Die Politik des sächsischen Kaiserhauses konnte es nicht sein, für Hugo Capet oder den letzten Erben des verdrängten Hauses einseitig Partei zu nehmen; für diesen um so weniger, als derselbe zugleich Herzog von Niederlotharingen war. So hat die Kaiserin-Regentin es denn auch geschehen lassen, daß Hugo Capet zuletzt den Sieg davontrug und sein Nebenbuhler vollends bei Seite geschoben wurde.

Die in ihren Folgen so wichtige Veränderung in Frankreich wurde in der brennenden Frage des Verhältnisses beider Reiche vorläufig nicht verspürt. Die neue Dynastie im westfränkischen Reiche war vor der Hand von den inneren Kämpfen und Verwicklungen der Art in Anspruch genommen, daß sie nicht Muße fand, das System der Karolinger in Betreff der Westgrenze so schnell wieder aufzunehmen. Es trat vielmehr in den Beziehungen beider Reiche jetzt eine längere friedliche Pause ein, in der die Westfranken ihre alten Ansprüche wie vergessen zu haben schienen: nur langsam, aber allerdings sicher, haben die Capetinger auf die karolingischen Ueberlieferungen zurückgegriffen. Als mit Kaiser Otto III. die gerade Linie des sächsischen Kaiserhauses ausstarb und K. Heinrich II. von der bayerischen Nebenlinie mehr durch Wahl der einzelnen deutschen Stämme als durch Erbrecht ihm folgte, huldigten ihm auch die Oberlotharinger in Diedenhofen (Thionville) und die Niederlotharinger in Aachen. König Robert von Westfranken verband sich sogar mit unserem Heinrich, als dieser gegen einen der mächtigsten westfränkischen Vasallen, den Markgrafen Balduin von Flandern, zu Felde zog, weil dieser die Hand nach Valenciennes, das zum deutschen Reiche gehörte, ausgestreckt hatte. Später hat Heinrich aus Zweckmäßigkeitsgründen dem Markgrafen gedachte Stadt mit einigen anderen Besitzungen als Reichslehn überlassen, die dann in ihrer Gesammtheit den Namen Reichsflandern erhalten haben. Allerdings wurde durch diese Belehnung von einem ausländischen Großen zugleich ein Verhältniß geschaffen, das unter Umständen unbequem werden konnte. In beiden Theilen von Lotharingen hat es während der Regierung Kaiser Heinrichs II. an erheblichen inneren Unruhen nicht gefehlt, die diesen zu ungewöhnlichen Anstrengungen zwangen, aber die französische Politik verblieb trotz alledem aus persönlichen und objektiven Gründen auf der Linie der Friedlichkeit stehen; sie blieb das sogar, als ihre Resignation auf eine noch schwerere Probe gestellt wurde.

Bekanntlich ist es Kaiser Heinrich II., der den Grund zur Vereinigung des burgundischen Reiches mit dem deutschen Reiche gelegt hat. Dieses Reich, aus einer Verbindung des hoch- und niederburgundischen Reiches hervorgegangen, erstreckte sich von der Aar und den cottischen Alpen bis zur Rhone, und von Marseille bis Basel und Besoul. Die Provence, die Dauphiné, Savoyen, die spätere französische Schweiz und die deutsche bis zur Aar, weiterhin die Freigrafschaft Burgund wurden in ihren Grenzen eingeschlossen: ein von jedem Gesichtspunkte aus gewaltiges Gebiet, das jedem Reich, dem es zufiel, einen außerordentlichen Machtzuwachs bringen mußte. Es führte auch den Namen des arelatischen Reiches nach der Stadt Arles, die man als die Krönungsstadt betrachtete. So hätte man wohl meinen mögen, die Capetinger würden Alles daran setzen, die Union jenes Gebietes mit

Deutschland um so gewisser zu verhindern, als ein guter, ja der größere Theil derselben der romanischen Bevölkerung angehörte. Indeß nichts dergleichen ist geschehen. Als nach Kaiser Heinrichs II. Tode Kaiser Konrad II. aus dem salischen Hause auf den deutschen Thron stieg, trat zwar in der bisherigen Zurückhaltung der westfränkischen Politik eine vorübergehende Aenderung ein. Die Opposition, die sich in Deutschland selbst und gerade auch in Lotharingen gegen den neuen und kräftigen Fürsten bildete, hatte für den König Robert zu viel Verlockendes, als daß er der ihm entgegengetragenen Gelegenheit, einen Schlag auf Lotharingen zu führen und so das schwer empfundene Uebergewicht des deutschen Reichs an einer so empfindlichen Stelle zu brechen, hätte Widerstand leisten sollen: allein das Glück und die Kühnheit Kaiser Konrads zerstreute die innere Opposition im Entstehen, und so mußte auch König Robert seine auf sie gebauten Absichten wieder fallen lassen. Und als dann der letzte eingeborene König von Burgund im Jahre 1032 starb und Konrad sich rüstete, die lockende Erbschaft anzutreten, sah sich der westfränkische Hof nicht in der Lage, irgend etwas dagegen zu unternehmen. König Robert war gestorben und sein Nachfolger gegenüber den inneren Gegnern und Schwierigkeiten in dem Grade gelähmt, daß er es vorzog, sich aufs engste mit Kaiser Konrad zu verbinden, und ihn bei der endlichen Durchführung der deutschen Ansprüche auf das Königreich Burgund sogar unterstützte. Mit dieser Erwerbung war das Uebergewicht des deutschen Reiches über alle andern evident erwiesen, sowie — man hat das mit Recht bemerkt — der allmählige Verlust derselben seinen allmähligen Verfall bezeugte. Das Widerspruchsvolle, das in der Vereinigung eines zum größeren Theile romanischen Reiches mit dem deutschen lag, ist damals kaum empfunden worden. Die Idee des Nationalstaates schlummerte ja noch. Wenn die deutsche Herrschaft in Burgund auf Widerstand oder Abneigung stieß, so galt dies der starken Hand, die sich nun auf diese der strengeren Zucht entwöhnten Gebiete zu legen drohte, nicht aber der fremden Sprache, die der neue König redete. Indeß ist es nur zu wahr, daß man in Deutschland es nicht verstanden hat, den errungenen Machtzuwachs in seinem ganzen Umfange festzuhalten und auszunutzen.

Nun ist nicht zu verkennen, daß man im westfränkischen Reiche seit dieser Zeit mit lauerndem und gesteigertem Mißtrauen auf das gewaltige Nachbarreich blickte. Die Politik des Nachfolgers Kaiser Konrads II., nämlich K. Heinrichs III., lieferte hierzu allerdings neue Motive: er schloß einen Ehebund mit der Tochter eines der mächtigsten und gefährlichsten Großen des Westreichs und gab überdies, dem Zuge der Universalherrschaft folgend, zur Besorgniß Veranlassung, daß er Einfluß auf die inneren Verhältnisse Frankreichs zu gewinnen suche. Es ist nicht zu bestreiten, die Politik unseres Kaisers Heinrich III. trug einen aggressiven Charakter und war insbesondere gegen Frankreich gerichtet. Es darf uns daher nicht wundern, daß wir unter den Gegnern, die sich gegen seine Absichten erhoben, auch den König (Heinrich I.) von Frankreich sehen. Die Zustände in Lotharingen boten diesem Gelegenheit genug, dem Kaiser unbequem zu werden. K. Konrad hatte beide Herzogthümer wieder in eine Hand gegeben, Heinrich dagegen hielt es für angezeigt, sie wieder zu trennen. Der Herzog, der sich so verkürzt hielt, versagte dem Kaiser den Gehorsam und setzte sich mit dem Könige von Westfranken in Verbindung, und in diesem wurden sofort die alten, zwar zurückgestellten, aber nie aufgegebenen Ansprüche auf das linke Rheinufer wieder lebendig. Bis zu einer unmittelbaren Einmischung in die deutschen Angelegenheiten kam es indeß auch jetzt nicht: der Westfranke hatte gute Gründe, an sich zu halten. Es trat sogar an die Stelle der drohenden Verfeindung eine persönliche Annäherung der beiden Fürsten. Aber auch diese ruhte kraft des objektiven Gegensatzes auf schwachem Grunde; es dauerte in der That nicht lange, so brach die zur Noth beschwichtigte Feindschaft wieder durch. Der König von Frankreich traute dem gewaltigen Kaiser nicht: noch einmal kamen sie zusammen, und der Westfranke forderte nun geradezu mit bittern Worten Lotharingen zurück, das ihm, wie er meinte, von Rechts wegen gehöre. Freilich lehnte der Kaiser dieses Ansinnen in der entschiedensten Weise ab; durch einen Zweikampf erklärte er sich bereit, sein gutes Recht auf jenes Land zu erhärten. Dazu kam es nun allerdings nicht: aber im Unfrieden schieden sie. Es ließ sich voraussagen, was geschehen würde, wenn Frankreich einmal völlig gekräftigt und geeint, und Deutschland geschwächt und zerrissen sein würde.

Und diese Zeiten kamen. Der Grund zu dieser Wendung wurde wenigstens eben jetzt gelegt. Es folgte in Deutschland die Epoche Kaiser Heinrichs IV., von der man die unheilbare Schwächung unseres Königthums im Kampfe mit der

Hierarchie und dem Fürſtenthume mit Recht datirt. Man kann indeß nicht ſagen, daß Frankreich dieſe unſere innere Spaltung zu ihrem Zwecke ausgebeutet habe. König Philipp I. lag ſelbſt mit der römiſchen Kurie im Zwieſpalt, und der Geiſt ſeines an Kraft ſchon überſtrömenden Volkes bewegte ſich zum Glücke für uns in einer andern Richtung und in der Stimmung, aus welcher der erſte Kreuzzug hervorgegangen iſt. Ein einziges Mal, zur Zeit des Kampfes des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden, hört man davon, daß der weſtfränkiſche König zugleich mit den, an der nordweſtlichen Grenze des Reiches ſtets wühlenden Grafen von Flandern ſich in Verbindung mit der deutſchen Fürſtenoppoſition ſetzt: aber auch das ohne daß es weitere Folgen gehabt hätte. Fürwahr, es bleibt den Deutſchen die traurige Genugthuung, daß ſie bei der Grundlegung ihrer politiſchen Ohnmacht nebſt den hierarchiſchen Ideen und Agitationen das Weſentliche der heilloſen Arbeit ſelbſt gethan haben!

Jener erſte Kreuzzug mit ſeinem Erfolge hat übrigens zum Aufſchwung des franzöſiſchen Nationalgeiſtes nicht wenig beigetragen. In jeder Richtung erhebt er ſich ſeitdem voll von Zuverſicht und Schöpferkraft. Es iſt kein Zweifel, Deutſchland, durch die innern Kämpfe abgezogen, mußte ſich jetzt von dem Nachbarvolke für überflügelt bekennen. Es kann ihm ſpäter in all dieſen Momenten nur mehr nacheifern und nachfolgen. Auch auf dem Gebiete der Politik iſt der Umſchwung unverkennbar. Nicht daß man in Frankreich ſchon an eine ſyſtematiſche Offenſive dächte und ſich laut zu den karolingiſchen Ueberlieferungen bekennte: aber das Gefühl bricht deutlich durch, daß man entſchloſſen ſei, ſich neben das deutſche Reich trotz der Kaiſerwürde in voller Ebenbürtigkeit zu ſtellen. In den Streitigkeiten Kaiſer Heinrichs V. mit dem päpſtlichen Stuhle nimmt Frankreich offen gegen ihn und für dieſen Partei, und in Rom iſt man ſich bewußt, daß man in den Kämpfen mit den Deutſchen den ſicherſten Verbündeten an Frankreich habe. Man kann ſagen, daß dieſe Stellung Frankreichs zu der Niederlage des Kaiſers im Inveſtiturſtreite mit beigetragen hat. So kann es uns nicht wundern, wenn Kaiſer Heinrich V., ſich dieſes Gegenſatzes bewußt, England ſich näherte. Die franzöſiſche und engliſche Politik bewegten ſich bekanntlich in feindſeliger Richtung, die in der territorial-feudalen Stellung des engliſchen Königshauſes in Frankreich ihren vornehmſten Grund hatte. Gerade in dieſer Zeit kam dieſer Gegenſatz wieder zum offenen Ausbruch: König Heinrich II. von England erklärte an König Ludwig VI. von Frankreich den Krieg, und unſer Kaiſer, Englands Verbündeter, ſetzte ſich mit einem Heere gegen die franzöſiſche Grenze in Bewegung. Aber in Frankreich war bereits angeſichts der drohenden Invaſion eine allgemeine nationale Erhebung erfolgt. Alle Stände des Reiches folgten mit wunderbarer Einmüthigkeit dem Rufe des Königs: ſo hoch entwickelt ſtand bereits das Nationalgefühl in dieſem Volke, ein Ergebniß der Entwickelung des letzten Jahrhunderts. Der deutſche Kaiſer, auf ſolchen Widerſtand nicht gefaßt, zog es unter dieſen Umſtänden vor, wieder umzukehren, ehe er die Grenze überſchritten hatte, und ſo geſchwächt war der deutſche Nationalſtolz damals, daß der Unmuth über die zweckloſe Unternehmung die Eiferſucht auf die, bei dieſer Gelegenheit zu Tage getretene Kraft des Nachbarvolkes gar nicht aufkommen ließ.

Das angedeutete Verhältniß Frankreichs zu England iſt nun auch weiterhin für die Beziehungen Frankreichs zum deutſchen Reiche beſtimmend geworden. Es hat weſentlich dazu beigetragen, die ſich immer gewaltiger entfaltende Kraft des franzöſiſchen Königthums und die Angriffsluſt ſeiner Politik von der deutſchen Seite abzuziehen. Freilich hat die Erhebung eines ſo energiſchen Geſchlechts wie das ſtaufiſche auf den deutſchen Thron dazu ebenſo ſichtlich mitgewirkt. So ſind jene friedlichen Beziehungen in der Zeit Kaiſer Friedrichs I. faſt durchweg ungeſtört geblieben, ohne darum gerade warmer Natur zu ſein. Und doch hat eben dieſer Kaiſer in vollem Ernſt und im Zuſammenhang mit ſeiner Hauspolitik verſucht, die Hoheitsrechte des deutſchen Reichs im Königreich Burgund in deſſen weiteſten Grenzen zur Geltung zu bringen, nachdem ſie in den vorausgegangenen Regierungen daſelbſt in nur geringem Grade geachtet worden waren. Kaiſer Friedrich hat ſich im Jahr 1170 ſogar zu Arles die Krone des burgundiſch-arelatiſchen Reiches auf das Haupt ſetzen laſſen. Es hat überdies nicht an deutſchen Fürſten gefehlt, die ſich von irgend einem Aerger gegen den Kaiſer ſo weit fortreißen ließen, daß ſie König Ludwig VII. von Frankreich, wenn auch ohne Erfolg, zum Kriege gegen denſelben aufreizten. Man weiß, welche Bedeutung die Epoche König Philipp Auguſts II. für die Geſchichte Frankreichs hat. Mit den ſtolzeſten Abſichten für die Macht und Größe ſeines Reiches hat er ſich getragen. Es ſollte wieder gewaltig werden wie in den Tagen Karl des Großen, der im Munde

der nationalen Sage und Poesie ja ein französischer König gewesen war. Man darf es behaupten, in den Händen dieses Fürsten nahm die französische Politik seit langer Zeit wieder und wie noch niemals in der Epoche der Capetinger eine entschieden aggressive Gestalt an. Ihm war sein Frankreich viel zu klein; „seine Person", soll er geäußert haben, „genüge zur Herrschaft der Welt". Diese seine Stimmung hat allerdings England vor Allem empfinden müssen; aber auch gegen Deutschland richtete sich eine Spitze derselben. Zunächst hatte er es auf die Unterwerfung des Grafen von Flandern abgesehen, der aber durch den Besitz des sogenannten Reichsflandern ebenso gut ein deutscher als französischer Fürst gewesen war. Darüber drohte ein Krieg zwischen den beiden Reichen auszubrechen. Die Absichten Philipps sind, scheint es, sogar in jener Richtung noch weiter gegangen. Ist er doch noch mit dem Führer der Opposition gegen den Kaiser, dem Erzbischof Philipp von Köln, in enge Beziehungen getreten, und Heinrich der Löwe hat nach seinem Sturze seine Augen hoffend auf ihn gerichtet. Aber die allgemeinen politischen Verhältnisse und Interessen führten bald genug eine Annäherung Friedrichs und Philipps herbei, die in einem förmlichen engen Bündnisse ihren Ausdruck fand. Es war einerseits der uns bekannte Gegensatz Frankreichs zu England und andererseits die Anlehnung der deutschen Opposition an eben dieses England, die diese Wendung veranlaßt hat. Philipp August war es, der die Initiative zu dieser Verbündung ergriffen hat; und so viel lag ihm an der Fortsetzung derselben, daß er in einem Erbschaftsstreite zwischen dem Grafen von Hennegau und einem französischen Großen nach dem Wunsche des Kaisers zu Gunsten des erstern entschied. Allerdings hatte Friedrich erklärt, daß er nimmer dulden würde, daß ein französischer Fürst deutsches Gebiet erhalte! Uebrigens wird es freilich stets zweifelhaft bleiben, ob dieses französische Bündniß den wahren Interessen des deutschen Reiches entsprochen hat. Eine Allianz mit England, möchte man meinen, hätte um Vieles näher gelegen; die Erstarkung und innere Abrundung Frankreichs konnte doch nicht der Wunsch Deutschlands sein. Daß dem großen Kaiser diese Kehrseite des Verhältnisses entgangen sei, ist nicht wahrscheinlich; gewiß ist aber, daß ihn, wie schon angedeutet, nebst den allgemeinen Konjunkturen die Verbindung der hierarchisch-fürstlichen Opposition mit England auf die andere Seite geführt hat.

Unter K. Heinrich VI. schien in der eben betretenen Richtung eine Wendung eintreten zu sollen. Man kennt die kühne, weltumspannende und doch zugleich realistische Politik dieses Kaisers. Seine Schuld war es nicht, daß die deutsche Krone so bald der Spielball der Parteien und der Preis für gemeine Käuflichkeit geworden ist, während die französische gerade jetzt ihre Erblichkeit zu sichern wußte. In dem Verhältniß zu K. Richard Löwenherz trafen seine und Philipp Augusts Interessen zwar noch zusammen: aber kaum daß diese Frage erledigt war, gab Heinrich deutlich genug zu verstehen, daß nicht bloß ein Personenwechsel auf dem deutschen Throne vor sich gegangen sei. Mußte doch König Richard als Preis seiner Freilassung seine sämmtlichen Staaten dem Kaiser zu Lehen auftragen, und zu diesen zählten auch die englischen Besitzungen auf französischem Boden, die ihrerseits wieder französische Lehen waren. Und um den letzten Zweifel seiner Absichten gegenüber Frankreich zu zerstreuen, belehnte er den König von England zugleich mit dem burgundisch-arelatischen Reiche, eine Maßregel, über deren Sinn es nur Eine Meinung geben konnte. Genug, Kaiser Heinrich ging offenbar darauf aus, das mit Erfolg aufstrebende Frankreich wieder in die Stellung zurückzuwerfen, die es vor den Kreuzzügen eingenommen hatte. Zu diesem Zwecke hätte es ihm jedoch vor Allem vergönnt sein müssen, dieser seiner Politik lebendige Gestalt zu geben und sie an den Thatsachen durchzuführen, wenn sie überhaupt durchführbar war. Möglich erscheinen durfte es zwar, Frankreich sein um sich greifendes Wachsthum zu erschweren; aber als ein vergebliches Unternehmen muß es bezeichnet werden, seine nationale Autonomie in dem Augenblick brechen zu wollen, in dem es alle seine Kräfte so gewaltig entwickelte. In der Philosophie, Poesie, im Ritterthum und was damit zusammenhing war es bereits allen andern Nationen vorausgeeilt; und auch die Deutschen waren daran, in allen diesen Dingen nicht immer mit voller Wahrung ihrer Eigenartigkeit in die Schule derselben zu gehen. Und nicht lange hat es gedauert, so begab sich der deutsche Adel in Sachen der Sitte, der Mode, der Sprache ꝛc. in eine Abhängigkeit von Frankreich, die viel weiter und tiefer ging, als man in der Regel anzunehmen pflegt.

Unter allen Umständen jedoch war der frühe Tod Kaiser Heinrichs VI. ein schweres Verhängniß für Deutschland. Eine der Folgen desselben ist auch gewesen daß die durch ihn nahezu ab-

gerissenen Beziehungen zu Frankreich wieder angeknüpft wurden. Man weiß, es geschah eine Doppelwahl: die staufische Partei erhob Philipp von Schwaben, die antistaufische einen Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, den man zugleich als den Erwählten der Opposition aus der Zeit Kaiser Friedrichs I. bezeichnen darf, die sich aufs engste an England angelehnt hat. Und in der That ist der Gegenkönig nicht ohne sichtlichen Einfluß der englischen Politik gewählt worden. Unter diesen Umständen und bei dem fortdauernden Gegensatz zwischen Frankreich und England ergab es sich wie von selbst, daß K. Philipp von Frankreich sich mit unverkennbarer Eile dem Erwählten der staufischen Partei näherte und noch vor dessen Krönung ein Bündniß mit ihm schloß, dessen Spitze unmittelbar gegen König Richard gerichtet war und das keine Veränderung erlitt, als ihm der unfähige Johann (ohne Land) auf dem englischen Thron folgte, und als Papst Innocenz III. Alles aufbot, Richard zu Gunsten des Welfen umzustimmen und das staufisch-französische Bündniß zu sprengen. Gestützt auf diese Situation hat Philipp auf Kosten König Johanns u. a. die Eroberung der Normandie vollendet, ein für die Abrundung des französischen Staatsgebietes höchst wichtiger Erfolg, während Philipp von Schwaben von seiner Verbindung mit Frankreich keinen nennenswerthen Nutzen gezogen hat. Demnach kann man sich vorstellen, welch unangenehmen Eindruck auf den französischen König die Ermordung des Staufen und die ihr folgende allgemeine Anerkennung König Otto's IV. in Deutschland gemacht hat. Allerdings, nicht die Person des gemordeten Königs, sondern die Verstärkung, die durch die allgemeine Anerkennung König Otto's und seine nun unausbleibliche Erhebung auf den kaiserlichen Thron der Macht Englands, die ja doch schützend die Hand über ihn hielt, zufallen mußte, rief diesen Eindruck hervor. Philipp war aber zugleich fest entschlossen, dieser drohenden Gefahr gegenüber die Hände nicht in den Schooß zu legen. Das Gegenmittel lag nahe genug: an die Stelle des gefallenen Gegenkönigs mußte ein anderer gesetzt werden. Schlimm genug für Deutschland, daß die Lage der Dinge dahin gediehen war, und daß eine ausländische Macht in dieser verhängnißreichen Art in unsere innern Verhältnisse eingreifen durfte; es war das aber die bittere Frucht der vorausgegangenen, auf eine universelle Machtstellung gerichteten Entwickelung. Während das deutsche Königthum im Kampfe mit der Hierarchie und dem Fürstenthum sich verblutete, war das französische herangewachsen und hatte, sich auf seine innere Kräftigung beschränkend, von dem nationalen Genius begünstigt, die großen Vasallen und Barone gezähmt oder doch neutralisirt, und fühlte sich jetzt in der Lage, in den großen Gang der europäischen Dinge nach Maßgabe seines Nutzens und in der empfindlichsten Weise einzugreifen. So wendete sich Philipp August denn jetzt an den Papst, um ihn gegen den Welfen Otto einzunehmen und von dessen Anerkennung abzubereden. Bereits glaubte er einen deutschen Fürsten — den Herzog von Brabant — gefunden zu haben, der als Gegenkönig in seinem Sinne das französische Interesse in Deutschland vertreten sollte. Zugleich, scheint es, beabsichtigte er, von diesem seinem Erwählten als Lohn einige bequem gelegene deutsche Städte — etwa Kammerik (Cambray), Metz, Toul, Verdun u. s. f. — sich abtreten zu lassen. Indeß so schnell verwirklichte sich jener sein erster Gedanke doch nicht. Weder der Papst noch die deutschen Fürsten wollten vorläufig seinen Wünschen und Anträgen ein geneigtes Gehör schenken: die Fusion der welfischen und staufischen Partei wurde durchgeführt und Philipp mußte seine Absichten vertagen. Freilich wurde seine Geduld auf keine zu schwere oder lange Probe gestellt. Bekanntlich zerriß das gute Einvernehmen zwischen König Otto IV. und dem Papste bald genug: Otto machte in allem Ernst Miene, die staufischen Principien auch in Bezug auf Italien durchzuführen. Dieses sein Beginnen führte zum Bruche mit Innocenz III., der sich sofort erhob, ihn zu vernichten. Und zwar sollte es ein Gegenkönig sein, dem diese Aufgabe zugedacht wurde. Und nun begegneten sich die Gedanken des Papstes und des Königs von Frankreich: in Deutschland und bei der unter den Fürsten herrschenden Stimmung war es ein Leichtes, einen ausreichenden Abfall von dem Welfen herbeizuführen. Nur richteten sich jene Gedanken dieses Mal nach einer anderen Seite: der junge König Friedrich von Sicilien, der Stammhalter des staufischen Hauses, wurde dem Welfen entgegengestellt. Der König von Frankreich ist es gewesen, der ihn zuerst genannt hat. Das Uebrige ist bekannt. Friedrich übernahm die ihm zugedachte Rolle, ging nach Deutschland und wurde schnell von dem größten Theile der Fürsten als König anerkannt. Dann hielt er eine Zusammenkunft mit Philipp August an der Grenze ihrer beiden Reiche — in der Nähe von Toul — und schloß ein förmliches, vor Allem gegen König Johann von England

und dessen Neffen, König Otto, gerichtetes Bündniß mit ihm. Dagegen zahlte Philipp August seinem neuen Verbündeten Subventionen von ungewöhnlicher Höhe, die dieser, freigebig wie er war, unter die deutschen Fürsten vertheilte. Der König von Frankreich erntete in der That in kurzer Zeit die erwartete Frucht dieser seiner Politik. König Johann von England hatte eine Art von Koalition gegen ihn zu Stande gebracht, in die außer verschiedenen französischen Großen auch einige deutsche Fürsten des Niederrheins eingetreten waren, und die besonders auch auf Kaiser Otto IV. und die Macht berechnet war, die ihm von seinem Kaiserthum noch übrig geblieben war. Otto trug gegen Philipp August einen glühenden Haß, weil er in ihm die eigentliche Quelle der über ihn hereingebrochenen Demüthigung nicht ganz mit Unrecht erblickte; er hatte daher auch das Schlimmste gegen denselben im Sinne. Aber der Ausgang des Kampfes — bei Bouvines in Flandern — sprach unzweideutig zu Gunsten des Gegners: es war eine und dieselbe Niederlage, worin der Stern Johanns und Otto's unterging. Die Franzosen erkannten sich in diesem Siege als eine Nation, und ihre Achtung vor den deutschen Waffen sank seitdem um ein Erhebliches. König Philipp hatte seinen Zweck erreicht. Kaiser Otto, der Verbündete Englands, war seitdem ein verlorener Mann, der ihm weder unmittelbar noch mittelbar mehr gefährlich werden konnte. So hatte die Erhebung des Enkels Barbarossa's zunächst französischen Interessen mit dienen müssen. Es wäre nun aber ein Irrthum, zu meinen, daß Kaiser Friedrich II. im weiteren Verlaufe etwa Frankreich gegenüber eine unselbständige Haltung eingenommen habe. Er hat die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht erhalten, ohne deswegen zu England in eine feindselige Stellung zu treten. Hat er späterhin doch sogar eine englische Prinzessin zur Ehe genommen. Und ebenso wenig könnte man sagen, daß die französische Politik die schweren Verwickelungen, in die Kaiser Friedrich gerathen ist, in gewaltsamer Weise zu ihren Gunsten auszubeuten versucht hätte. König Ludwig IX. hat notorisch in den verzweifelten Kämpfen zwischen dem Kaiser und den Fürsten eine wohlgemeinte und aufrichtige Neutralität beobachtet und hätte, wenn möglich, zwischen den Kämpfenden gerne vermittelt. Dagegen jedoch darf nicht verschwiegen werden, daß an der flandrischen Grenze und noch mehr in Südburgund (Provence) auch unter Ludwig IX. die französische Politik ihre Hebel ansetzte, wenn auch mit Duldung oder Zulassung von Seite des Kaisers. Von dieser Zeit datirt die Festsetzung der Franzosen jenseits der Rhone und an der Küste von Marseille. Wir werden noch darauf zurückkommen. Im Uebrigen brachte Ludwig IX. die innern Zustände Frankreichs in eine musterhafte Ordnung und führte er die Konsolidirung derselben mit dem größten Erfolge fort, während in Deutschland die Zersetzung und Zerrüttung immer mehr und furchtbarer um sich griff und die Hoheit des Reichs mit seiner Dynastie zugleich unterging. Es ließ sich voraussagen, was geschehen würde, wenn gegenüber dem unaufhaltsamsten Fortschreiten der Territorialität und der damit zusammenhängenden wachsenden Ohnmacht der Reichsgewalt in Deutschland die Kraft der französischen Nation und des sie repräsentirenden Königthums sich wieder gegen uns wendete. Und diese Eventualität stand bereits vor der Thüre. Sie schließt sich unmittelbar und nicht zufällig an den Sturz des Kaiserthumes an.

Prof. Wegele.

Nekrolog.

Chopin, Jean, russischer Staatsrath, bekannt durch seine Schriften über die Geschichte und die Antiken des Orients, † in Petersburg.

Flahault de la Billarderie, Auguste Charles Joseph, französischer Diplomat, ehemaliger Adjutant Napoleons I., † am 2. September in Paris. Er war geboren am 21. April 1785 in der Picardie, zeichnete sich vielfach in den napoleonischen Kriegen aus und wurde bei Leipzig zum Divisionsgeneral ernannt, 1815 zum Pair erhoben. Nach dem Sturz des Kaisers ging er ins Exil, 1831 war er Gesandter in Berlin und 1841—48 in Wien. Napoleon III. ernannte ihn zum Mitglied der konsultativen Kommission und 1853 zum Senator.

Lehmann, Peter Martin Orla, dänischer Staatsmann, Führer der nationalen Partei, † am 12. September in Kopenhagen. Er war geboren am 19. Mai 1810, trat früh für die Erstrebung einer ständischen Reichsverfassung ein, war 1848 einer der Hauptstimmführer der Nationalpartei, bis November 1848 Minister ohne Portefeuille, dann Kreisamtmann in Jütland und von 1861—63 Minister des Innern.

Pabst, Hermann, trefflicher Historiker, fiel am 16. August bei Mars-la-Tour. Er hatte schon als Student eine Geschichte des longobardischen Herzogthums geschrieben, promovirte 1861 in Berlin und schrieb zu diesem Zweck: „De Ariberto II Mediolanensi primisque medii aevi motibus popularibus". Gleichzeitig besorgte er die Herausgabe des 2. Bandes von Hirsch' „Jahrbücher Heinrichs II.", seine Hauptthätigkeit aber war den „Monumenta Germaniae historica" gewidmet.

Pemberton, Ch., britischer Oberstlieutenant, militärischer Berichterstatter der „Times" im deutschen großen Hauptquartier, fiel in der Schlacht bei Sedan.

Watzdorf, Bernhard von, sachsen-weimarischer Staatsminister, † am 15. September in Weimar. Er war geboren am 2. December 1803 auf dem Schlosse Berga im Weimarischen, wurde 1840 Oberappellationsgerichtsrath in Dresden und Ministerialrath bei dem königl. Gesammt-

ministerium, 1843 aber Staatsminister in Weimar. 1849 fungirte er als Reichskommissär in Dresden, 1850 als Vicepräsident des Erfurter Parlaments, auch hatte er Theil an den Dresdener Konferenzen. Ihm gebührt ein entscheidender Antheil an der Entwicklung der Verfassungszustände und der Gesetzgebung in Weimar.

Neue Bücher.

Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland, von A. Wagner. 1.—3. Aufl. Leipzig, Duncker und Humblot.

— — sind und bleiben unser. Von Wolfg. Menzel. Stuttgart, Kröner.

Elsaß und Lothringen eine deutsche Provinz. Von W. Maurenbrecher. Berlin, Weler.

— — Was fordern wir von Frankreich. 1870. Von H. v. Treitschke. Berlin, Reimer.

Konrad II. Die Kanzlei Kaiser Konrads II., von H. Breßlau. Berlin, Adolf.

Kunst.

Mayer, Christian, geschätzter Kupferstecher, Mitglied der Akademie der bildenden Künste und Verwaltungsrath des österreichischen Kunstvereins, † am 5. September in Wien, 58 Jahre alt. Er hatte eine besondere Vorliebe für Rahls Werke, und es ist ihm gelungen, die malerische Wirkung der Schöpfungen des Meisters im Stiche (Schabmanier) wiederzugeben.

Yarmouth, Marquis von Hertford, bekannt als Käufer zahlreicher Kunstschätze und Besitzer fast aller Eckhäuser des Boulevard des Italiens, † in hohem Alter laut Meldung aus Paris vom 26. August.

Physik.

Die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Physik. Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß der Fortschritt der Wissenschaft in Frankreich, gegenüber demjenigen in anderen Kulturländern der Gegenwart, wie z. B. in Deutschland, in England, in Nordamerika, gehemmt erscheint. Wie auf allen andern Gebieten, so wird auch auf dem Felde der Naturwissenschaften in Frankreich viel, sehr viel producirt; aber das, was dort zu Tage tritt, dokumentirt vielfach gewaltige Rückschritte gegenüber dem gewaltigen Drängen nach Vorwärts, welches sich auf allen Gebieten der Naturwissenschaft besonders in der neueren Zeit kund gibt. Wenn man die voluminösen Sitzungsberichte der Pariser Akademie der Wissenschaften kritisch durchgeht, so reducirt sich das dort Mitgetheilte auf ziemlich Wenig von wirklichem Werthe, das Uebrige zergeht meist in allgemeinen Phrasen. Und unter jenem Wenigen ist noch ein beträchtlicher Theil als Arbeit deutscher Forscher hervorzuheben, deutscher Gelehrten, die es für nöthig oder vortheilhaft erachten, die Resultate ihrer Untersuchungen der Pariser Akademie devotest zu unterbreiten. Wir wissen nicht, welche Gründe in bestimmten Fällen für ein derartiges Verfahren maßgebend sein mögen, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die großen wissenschaftlichen Körperschaften Deutschlands und ihre Organe für Arbeiten deutscher Forscher durchaus geeignete Aufnahmeorte seien, und dies um so mehr, als der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen Europa's vorzugsweise hier, sicherlich aber nicht im Schooße der Pariser Akademie liegt, welche fortfährt, durch wissenschaftliche Leichtfertigkeit und Coterie sich in den Augen der gebildeten Franzosen selbst immer mehr und mehr herabzusetzen. Man sollte in Deutschland bedenken, daß die Zeiten, in denen die Pariser Akademie das Centrum der wissenschaftlichen Bestrebungen des Kontinents war, vorüber sind und, so wie die Sachen jetzt stehen, wohl auch nicht wiederkehren dürften.

In unserm ersten Berichte über die neuesten Fortschritte der Physik (Ergänzbl., Bd. V, S. 362) hoben wir u. A. auch die Bemühungen des Herrn Leray zur Aufstellung einer neuen Theorie der Gravitation hervor. Herr Lecoq de Boisbaudran zu Cognac hat der Pariser Akademie ebenfalls Untersuchungen über diesen Gegenstand unterbreitet. Er ist mit seinem Rivalen auf demselben Gebiete in einigen Punkten in Uebereinstimmung, weicht aber in andern von dessen Ansichten ab. Wie es mit diesen Untersuchungen aussieht, beweist wohl am besten der Schluß, zu dem er gelangt, daß nämlich die Anziehung nicht genau den Massen proportional sei, und daß das Newtonsche Attraktionsgesetz bloß eine

Annäherung an die Wahrheit darstelle. Diese Meinung theilt natürlich neben Herrn Lecoq kein Physiker, denn in der That hat sich das Newtonsche Attraktionsgesetz stets bestätigt, und es finden sich in der ganzen Natur keinerlei Andeutungen vor, daß dasselbe eines Zusatzes bedürfe. Abgesehen von ihren Irrthümern sind die Herren Leray und Lecoq als Leute zu betrachten, die von dem dermaligen Zustande der Physik etwas kennen; das kann man aber von Herrn Dr. Eduard Löwenthal in keiner Weise behaupten. In einem kleinen Schriftchen „Das Gesetz der sphärischen Molekularbewegung als Fundament zum Neu- und Umbau der Astronomie, Dynamik, Physik und Physiologie" unternimmt es derselbe, auf 33 Druckseiten und mit Hülfe einer Figurentafel die genannten Wissenschaften in ihren Principien als haltlos darzustellen. Wie weit dieser Herr in seiner naturalistischen Forschung schon gekommen ist, beweist die fast unglaublich erscheinende Thatsache, daß bei ihm die Abwechslung von Tag und Nacht nicht dadurch hervorgebracht wird, daß die Sonne nur eine Hälfte der Erdkugel bescheinen kann und letztere ihr in 24 Stunden nach und nach alle Seiten zuwendet. „Daß das so intensive sphärische Licht", sagt Löwenthal, „welches im Sommer wie im Winter bei Tage leuchtet, bloß die direkte Ausstrahlung eines Weltkörpers sein solle, und daß eine so kleine Kugel im Weltall, wie die Erde, trotz ihrer großen Entfernung von der Sonne dieses ganze Tageslicht auch in den oberen Sphären dadurch vollständig verdrängen soll, daß sie der Sonnen-Laterne bei Nacht eine andere Seite zudreht, das ist optisch unmöglich." Sapienti sat!

Von ganz anderer Art als das bis jetzt Angeführte sind die Schlüsse, durch welche Sir William Thomson zu Werthen für die lineare Größe der kleinsten physikalischen Theilchen, welche man Atome oder Moleküle nennt, gelangt. Es kann nicht beabsichtigt werden, an dieser Stelle den Ideengang des schottischen Physikers Schritt für Schritt wiederzugeben. Es muß genügen, zu bemerken, daß sich Thomson hauptsächlich auf die Untersuchung von Clausius über die Bahnen der Moleküle der Gase und von Joule über die Geschwindigkeiten derselben stützt. Die gegenwärtig angenommene Theorie der Gase lehrt, daß sich die Gasmoleküle geradlinig mit konstanten Geschwindigkeiten bewegen, aber bei dieser Bewegung von Zeit zu Zeit durch Stöße aufeinander beeinflußt werden. Clausius hat nun scharfsinnig gezeigt, daß die mittlere Länge der Bahn, welche ein Atom zwischen zwei Stößen beschreibt, sich zum Durchmesser des Atoms verhält wie der Raum, in dem sich die Atome bewegen, zur achtfachen Summe der Volumina dieser Atome. Nun beträgt nach Joule, Maxwell und Clausius die mittlere Geschwindigkeit der Atome des Sauerstoffs und des Stickstoffs bei gewöhnlicher Temperatur und gewöhnlichem Druck der Atmosphäre in jeder Sekunde 500 Meter und die Zeit zwischen zwei Stößen im Mittel $^1/_{5,000,000,000}$ Sekunde. Sonach ist die lineare Länge des Weges eines Atoms zwischen zwei aufeinanderfolgenden Stößen sehr nahe $^1/_{100,000}$ Centimeter. Weiter haben gewisse Untersuchungen von Regnault, Faraday u. A. zu dem begründeten Schlusse geführt, daß keines der gewöhnlichen Gase 40,000mal dichter gemacht werden kann, als es im normalen Zustande ist, ohne daß sein ganzes Volum kleiner wird als die Summe der Volumina der einzelnen Moleküle, wobei jene Volumina kugelförmig und ihr Radius als die Hälfte der kürzesten Entfernung, welche die Moleküle bei einer großen Zahl von Stößen erreichen, angenommen wird. Hieraus ergibt sich, daß die mittlere Bahnlänge eines Atoms zwischen je zwei Stößen nicht größer als gleich dem 5000fachen Durchmesser eines Gasatoms sein kann. Diese selbige Länge wurde aber oben zu $^1/_{100,000}$ Centimeter gefunden, daher muß der Durchmesser eines Gasatoms nahezu $^1/_{500,000,000}$ Centimeter betragen, während die Gesammtzahl dieser Atome in einem Kubikcentimeter jener Gase von gewöhnlicher Dichte 600 Trillionen beträgt. Die Dichtigkeiten der unbekannten Flüssigkeiten und festen Körper variiren zwischen dem 500- und 16,000fachen von jener der atmosphärischen Luft, sonach variiren die Gesammtmengen ihrer Moleküle oder Atome in einem Kubikcentimeter zwischen 3 Quadrillionen und 1000 Quadrillionen, die mittleren Abstände der Centra je zweier Moleküle zwischen $^1/_{140,000,000}$ und $^1/_{460,000,000}$ Centimeter. „Um sich die durch diese Zahlen gegebene Körnigkeit vorzustellen", sagt Thomson, „denke man sich einen Regentropfen und lasse ihn zum Umfange der ganzen Erde anschwellen, während die Atome, welche ihn bilden, in gleichem Verhältnisse wachsen. Dann würden diese letztern sich etwas größer als ein Haufe von Flintenkugeln, aber kleiner als ein Haufe von Kricketkugeln darstellen."

Eine neue Theorie der Endosmose ist von A. Rosenstiehl aufgestellt und in ihren Konsequenzen geprüft worden. Dieser Natur-

forscher äußert hierbei ähnliche Gedanken wie bereits vor einigen Jahren Fick. Er sieht in der sogenannten „osmotischen Kraft" ein Analogon der elastischen Kraft der Dämpfe. „Zwischen der gehobenen Flüssigkeitssäule eines Endosmometers und dem Stempel, den die elastische Kraft der Dämpfe bewegt, gibt es nur die Verschiedenheit, daß das Medium, in welchem die mechanische Arbeit geleistet wird, ein verschiedenes ist. Dagegen existirt die wichtige Analogie, daß in beiden Fällen eine elastische Materie sich ausdehnt und eine proportionale Wärmemenge in mechanische Arbeit umgesetzt wird."

Eine Reihe sehr interessanter Untersuchungen bezüglich des Ueberganges aus dem gasförmigen in den flüssigen Zustand hat Herr Andrews seit Jahren angestellt und die Resultate davon unlängst veröffentlicht. Er benutzte hierbei hauptsächlich die Kohlensäure, die er bei verschiedenen Temperaturen und Drucken behandelte. Schon im Jahre 1863 hatte er bemerkt, daß Kohlensäure, die durch genügenden Druck zum Theile flüssig geworden war, ein allmähliges Verwischen der Trennungsfläche zwischen dem flüssigen und gasförmigen Theile zeigte, wenn die Temperatur auf etwa 13° C. gesteigert wurde, ja daß diese Trennungsfläche schließlich ganz verschwand. Genauere Untersuchungen zeigten später, daß der Punkt, bei welchem in Folge der Gegenwirkung der Wärme die Kohlensäure nicht mehr durch Druck verflüssigt wird, bei +30,9° C. liegt; Herr Andrews nennt ihn den „kritischen Punkt". Bei etwas geringeren Temperaturen findet zwar auch kein Flüssigwerden mehr Statt, allein schon sehr unbeträchtliche Schwankungen im Drucke erzeugen eine beträchtliche Dichtigkeitsänderung. Indem der genannte Forscher das Verhalten der Kohlensäure zwischen den Temperaturen von +13° und +48° C., sowie unter Drucken von 48 bis 109 Atmosphären genau studirte, gelangte er zu dem Ergebnisse, daß der gasförmige und der flüssige Zustand nur weit auseinander liegende Formen des nämlichen Zustandes seien, und daß man beide durch unmerkliche Abstufungen in einander übergehen lassen könne.

Untersuchungen über die Zusammendrückbarkeit der Gase unter hohem Drucke und über die Gültigkeit des Mariotte'schen Gesetzes hat Cailletet angestellt, und zwar mit Wasserstoff und atmosphärischer Luft. Das von ihm erhaltene Ergebniß, daß das Mariotte'sche Gesetz nur annähernd richtig ist und bei einigermaßen hohen Drucken recht bedeutende Abweichungen vorkommen, ist übrigens von anderer Seite her längst nachgewiesen worden. Es genügt daher hier, die Zahlen für das Verhältniß zwischen Volumen und Druck, zu welchem der Beobachter gelangte, anzugeben:

Zahl der Atmosphären	Wasserstoff	atmosphärische Luft
60	0,9810	1,0131
80	—	1,0118
90	—	1,0106
100	0,9532	1,0098
125	0,9412	1,0062
150	0,9372	1,0047
175	—	1,0027
200	0,9158	0,9990
225	0,9078	0,9863
250	0,9001	0,9792
275	—	0,9599
300	0,8761	0,9465
325	0,8670	0,9230
350	0,8537	0,9047
375	—	0,8929
400	0,8347	0,8672
450	0,8136	0,8265
500	0,7893	0,7937
605	0,7589	0,7215
705	—	0,6660

Sehr feine Untersuchungen über die Abhängigkeit des Elasticitätskoëfficienten verschiedener Metalle von der Temperatur hat Kohlrausch angestellt. Die Veranlassung zu dieser Arbeit gaben die älteren und weniger genauen Versuche von Wertheim, aus denen sich ergeben hatte, daß die Elasticität einiger Metalle, besonders des Eisens, mit steigender Temperatur anfangs zunehme, in höheren Temperaturen aber wieder geringer werde. Kohlrausch wandte zu seinen Untersuchungen die feine Methode der Beobachtung der Schwingungsdauer an. Wenn man nämlich ein an einem Draht angehängtes Gewicht in drehende Schwingung versetzt, so ergibt der reciproke Werth des Quadrates der Schwingungsdauer ein genaues Maß für den Torsionskoëfficienten des Drahtes, und kleine Aenderungen dieses Koëfficienten können mit großer Schärfe ermittelt werden. Kohlrausch hat auf diese Weise die drei praktisch am wichtigsten Metalle: Eisen, Kupfer und Messing, untersucht. Es ergab sich, daß die mittlere Aenderung des Elasticitätskoëfficienten für die drei untersuchten Metalle nicht sehr verschieden ist. Derselbe nimmt nämlich ab, wenn man das Metall von 0° auf 100° erwärmt, beim Eisen um 4,6 %, beim Kupfer um 5,5 %, beim Messing um 5,6 %. Ferner zeigt sich die Abnahme der Elasticität aller dreier Metalle für gleiche Temperaturdifferenzen in höheren Temperaturen größer. Bei Kupfer und

Eisen ist diese Zunahme aber fast unmerklich, beim Messing dagegen erheblicher. Es beträgt nach den von Kohlrausch berechneten Formeln die Aenderung auf 1°:

	bei 0°	bei 100°
für das Eisen . .	0,000447	0,000482
„ „ Kupfer . .	0,000520	0,000576
„ „ Messing .	0,000428	0,000699

Die von Kohlrausch für die Torsionselasticität erhaltenen Werthe zeigen nichts von dem Verhalten, welches aus Wertheims Versuchen für das Eisen folgen würde. Es kann nun allerdings nicht ohne Weiteres behauptet werden, daß der Elasticitätskoëfficient der Ausdehnung nach demselben Gesetze abnimmt wie derjenige der Torsion, sehr wahrscheinlich aber ist der Unterschied, falls ein solcher überhaupt besteht, nur unbedeutend.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in Röhren ist neuerdings wiederum der Gegenstand von Untersuchungen geworden, und zwar seitens des Herrn Seebeck. Das Ergebniß dieser nach einer neuen Methode angestellten Versuche war, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in Röhren geringer ist als im unbegrenzten Raume und dabei abhängt: 1) von der inneren Oberfläche der Röhre, 2) von der Größe des Querschnitts derselben, der Art, daß (wenigstens in engen Röhren) der Verlust an Schallgeschwindigkeit dem Röhrendurchmesser umgekehrt proportional ist; 3) der Art von der Höhe der Töne, daß sie geringer für tiefe als für hohe Töne ist. Dagegen entspricht die Schallgeschwindigkeit in Röhren nicht der von Kirchhoff (unter der Annahme, daß die Abnahme der Geschwindigkeit bedingt sei durch die Wärmeabgabe an die Röhrenwände) berechneten Formel, weil der Verlust der Schallgeschwindigkeit nicht, wie diese Formel verlangt, umgekehrt proportional der Quadratwurzel aus der Schwingungszahl ist.

Mit Bestimmungen der absoluten Geschwindigkeit der Schallbewegung in Röhren hat sich Herr André beschäftigt, indem es ihm gestattet war, eine Röhrenleitung zu benutzen, die bei den Kanalarbeiten zwischen Aisne und Marne gelegt worden war. Es ergab sich aus diesen Versuchen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in der Luft der Röhrenleitung, reducirt auf 0° C., der Werth von 326,6 Meter, wobei die Temperatur der Röhre, die größtentheils der Sonne ausgesetzt war, zu 40° C. angenommen wurde. Als die Röhrenleitung mit Wasser gefüllt wurde, ergab sich eine Geschwindigkeit des Schalles von 897,8 Meter in der Sekunde. Dieser Werth weicht ungemein von demjenigen (1435 Meter pro Sekunde) ab, den Colladon und Sturm bei ihren Versuchen im Genfer See erhielten; ebenso ist er weit geringer als das Resultat von 1173 Metern, zu welchem Wertheim gelangte, als er Versuche mit messingenen Orgelpfeifen anstellte, welche in Wasser eintauchten.

Eine sehr interessante Wahrnehmung über Anziehung durch Schwingungen ist von Herrn Guthrie der königlichen Gesellschaft zu London mitgetheilt worden. Derselbe fand, daß, wenn man eine schwingende Stimmgabel in die Nähe eines kleinen Stückchens Kartenblatt bringt, dieses letztere sich der Gabel zu nähern strebt. Die früher von Faraday an tönenden Körpern nachgewiesenen Luftwirbel können die Erscheinung nicht bedingen, denn jenes Annähern findet aus weit größern Entfernungen Statt, als die Ausdehnung jener Luftwirbel beträgt. Ein analoges Bestreben zur gegenseitigen Annäherung findet auch zwischen zwei tönenden Stimmgabeln Statt, gleichgültig in welcher Richtung ihre Schwingungsebenen zu einander stehen. Veranlaßt durch die Mittheilungen Guthrie's veröffentlichte Herr Schellbach einige analoge Beobachtungen. „Ich brachte", sagt der Beobachter, „die Flammen eines Stearinlichtes fast in Berührung mit einer horizontal befestigten Stimmgabel. Sobald ich die Stimmgabel anstrich, wurde die Flamme ganz deutlich abgestoßen so lange, als die Gabel tönte. Befand sich die Flamme unter der Gabel, so wurde sie niedergedrückt und zu einer Scheibe abgeplattet. Aehnliche Erscheinungen zeigten vertikal befestigte Klangscheiben und Orgelpfeifen. Eine Lichtflamme an der Mündung eines Resonanzkästchens mit einer Stimmgabel, die in der Sekunde 512 einfache Schwingungen machte, wurde stark und immerwährend abgestoßen, so lange die Stimmgabel tönte. Bei stärkerem Tönen der Stimmgabel erlosch das Licht. Eine Gasflamme von einem Centimeter Länge, die aus einem engen Glasrohre strömte, spaltete sich an der Mündung des Kästchens in zwei Zungen. Der von Räucherkerzchen ausströmende Rauch wurde ebenfalls abgestoßen. Gleich im Anfange meiner Versuche bemerkte ich, daß an Fäden hängende Hollunderkugeln angezogen wurden, sowohl von einer tönenden Stimmgabel als von vertikal befestigten Klangscheiben. Von dem erwähnten Resonanzkästchen wurden leicht bewegliche Metallscheiben und Kugeln, selbst wenn die Massen 120 Gramm

schwer waren und sich 8 Centimeter weit von der Mündung befanden, deutlich angezogen und zur Berührung mit dem Kästchen gebracht. Es scheinen aber nicht alle Stimmgabeln diese Erscheinungen in gleicher Stärke hervorzurufen, denn als ich im verflossenen Herbst dieselben Versuche mit anderen Apparaten ausführen wollte, mißlangen sie." Es dürfte noch nicht an der Zeit sein, theoretische Erklärungen der mitgetheilten, merkwürdigen Beobachtungen aufstellen zu wollen; jedenfalls knüpft sich ein großes Interesse an die Wiederholung dieser und ähnlicher Versuche.

Bereits in dem ersten Berichte über die Fortschritte der Physik wurde der Arbeiten des Professors Lallemand in Montpellier über das Verhalten des polarisirten Lichtes in Flüssigkeiten gedacht. Dieser Gelehrte hat im ferneren Verlaufe seiner Studien die genannten Untersuchungen auch auf feste durchsichtige Körper ausgedehnt und ist dabei zu analogen Resultaten gelangt wie früher bei den flüssigen Substanzen. Bei den neuen Untersuchungen wurde der feste Körper zu einem Würfel oder einem geraden Prisma geschnitten, und nachdem die Flächen sorgfältig polirt waren, ein nach der Horizontalen polarisirtes Lichtbündel senkrecht zu zwei parallelen Flächen hindurchgesandt. Bei Versuchen mit weißem Glase erkannte man bei senkrechter Ansicht zur Axe des Lichtbündels, daß das intensivste Leuchten in horizontaler Richtung Statt findet. Das Licht ist vollkommen weiß, zeigt im Spektroskop die Hauptlinien des Sonnenspektrums und ist vollkommen polarisirt, falls das Glas ohne Fluorescenz ist. Blickt man dagegen in vertikaler Richtung durch den Glaswürfel, so findet kein Leuchten Statt. Die Untersuchung ergab, daß sich der farblose Flußspath mit der Ausnahme, daß das fluorescirende Licht violett gefärbt ist, wie Glas verhält. Steinsalz und isländischer Spath zeigen auf der Bahn des hindurchgehenden Lichtbündels kein merkliches Leuchten. Die Arbeiten von Edmund Becquerel lehren, daß diese Körper phosphorescirend sind; sie geben im Phosphoroskop ein orangefarbenes Licht. Das Licht erregt also hier ein allgemeines Leuchten in der ganzen Masse, welches in der Bahn des dasselbe erregenden Lichtbündels nicht intensiver ist als in jedem andern Punkte. Das Leuchten durch direkte Fortpflanzung der Schwingungen ist unbeträchtlich. Professor Lallemand findet als Endresultat seiner Untersuchungen an festen Körpern eine Bestätigung des bei flüssigen Wahrgenommenen, nämlich der Behauptung, daß die Schwingungen des polarisirten Lichtes senkrecht zur Polarisationsebene Statt finden. Diesen Resultaten ist Soret entgegengetreten; er behauptet, daß bei flüssigen Körpern die von Lallemand beobachteten Erscheinungen durch die Gegenwart kleiner fester Körperchen hervorgerufen würden, welche das auffallende Licht polarisirt reflektiren. Soret bemerkt, daß es ihm bei aller Mühe, die er sich gegeben, noch niemals gelungen sei, Wasser zu erhalten, das von allen Suspensionen absolut frei gewesen wäre. Um diese kleinen Theilchen wahrzunehmen, genüge es, in einem dunklen Zimmer ein Bündel Sonnenlicht durch die in einer Glaskugel oder in einer Flasche befindliche Flasche zu senden. Gibt man dann dem Wasser eine leichte kreisende Bewegung und untersucht die Lichtspur mit der Loupe, so erblickt man deutlich die zarten Körperchen durch die Lichtspur hindurchziehen. Ferner fand Soret, daß die Lichtspur in dem Maße an Helligkeit zunahm, als die Menge der Suspensionen größer war. Soret fand auch, daß ein Lichtbündel keine sichtbar seitliche Spur beim Durchgange durch vollkommen reine Quarzstücke zeigte. Andere im diffusen Lichte sehr klar erscheinende Stücke zeigen dagegen zahlreiche Krystallisationsfehler und gleichzeitig eine breite Lichtspur, deren Grund natürlich in dem Mangel an Gleichmäßigkeit der Masse liegt, und die ganz die nämlichen Polarisationserscheinungen darbietet. Nach diesen Anschauungen würden die Untersuchungen von Lallemand einen Werth für die Theorie der Lichtpolarisation nicht füglich mehr beanspruchen können. Die Zukunft muß hier entscheiden.

Eine neue Methode, die Brechung und Dispersion undurchsichtiger Körper, die freilich in hinreichend dünnen Schichten ohne Ausnahme durchsichtig werden, zu bestimmen, hat Herr Wernicke in Anwendung gebracht. Dieselbe beruht darauf, die Interferenzfarben, welche solche Schichten zeigen, spektroskopisch zu untersuchen und aus der Lage der dunklen Streifen die Brechungsindices derselben zu bestimmen. Auf diesem Wege bestimmte der genannte Forscher den Brechungsindex für die Linie D beim Kupferoxydul zu 2,795, beim Bleisuperoxydhydrat zu 2,229, beim Mangansuperoxydhydrat zu 1,862.

Die Berechtigung der vielfach verbreiteten populären Meinung, daß das Licht einen hemmenden Einfluß auf die Verbrennung ausübe, ist unlängst von C. Tom-

linson untersucht worden, indem er Kerzen von möglichster Uebereinstimmung im Dunklen, im diffusen Tageslichte und im Sonnenscheine brennen ließ und den Gewichtsverlust derselben pro Stunde bestimmte. Es ergab sich aus diesen mit aller möglichen Sorgfalt angestellten Untersuchungen, daß in einigen Fällen der Gewichtsverlust im Dunklen größer war als im Tageslichte, daß in andern Fällen aber ebenso bestimmt das Gegentheil eintrat, so daß also mit Sicherheit jeder Einfluß des Sonnenlichtes in dieser Beziehung in Abrede gestellt werden muß.

Die Beziehung zwischen der Leuchtkraft der Gasflammen und der Menge des verbrauchten Gases ist von dem in allen seinen Arbeiten so vorsichtigen und genauen Professor Silliman in Newyork studirt worden. Die bisherige Ansicht, daß die Leuchtkraft dem Gasverbrauche einfach proportional sei, muß hiernach aufgegeben werden, vielmehr ergeben die Versuche mit großer Uebereinstimmung, daß die Leuchtkraft wie das Quadrat des verbrauchten Gases zunimmt. Die Herren Silliman und Wurtz haben ferner den Einfluß untersucht, welchen die Beimischung von atmosphärischer Luft zum Leuchtgase auf dessen Lichtintensität ausübt. Es ergab sich, daß bei einer Beimischung von bis zu 5 % Luft der dadurch verursachte Verlust an Leuchtkraft, die ursprünglich etwa 15 Normalkerzen gleichkam, pro Procent Luft etwa 0,6 Normalkerze beträgt; für eine weitere Beimischung von Luft bis zu 12 % beträgt er pro Procent etwa 0,5 Normalkerze, bis zu 25 % Beimischung stellt er sich für jedes Procent auf 0,4 Kerze. In diesem Falle bleiben kaum 15 % der ganzen ursprünglichen Leuchtkraft vorhanden, und bei einer Zumischung von 30—40 % Luft verschwindet die Leuchtkraft fast gänzlich. Seltsamer Weise ergab sich bei analogen Versuchen, welche Schultz anstellte, daß die Beimischung von 12 % Luft zu einem Fettkohlengas unter Anwendung eines Argandschen Brenners eine Vermehrung der Lichtintensität um 3 % hervorrief, während bei anderen Brennern pro Procent Luftzusatz etwa 2 % Licht verloren wurden. Professor Silliman ist gegenwärtig mit weiteren Untersuchungen über diese Thatsache beschäftigt.

Mit Untersuchungen über die Phosphorescenz finden wir noch immer Edmund Becquerel beschäftigt. Schon früher hatte derselbe an den längere Zeit hindurch phosphorescirenden Körpern nachgewiesen, daß nicht alle Strahlen des Spektrums gleich wirksam zur Hervorrufung der Phosphorescenz sind, daß vielmehr die brechbarsten am kräftigsten wirken, besonders aber das ultraviolette Licht. Der französische Physiker hat nun seine Untersuchungen auch auf die Körper von kurz dauernder Phosphorescenz ausgedehnt und ist dabei zu folgenden allgemeinen Resultaten gelangt: Die verschieden brechbaren Strahlen des Spektrums wirken je nach der Beschaffenheit des phosphorescirenden Körpers verschieden. Gewisse wirksame Farben des Spektrums sind bisweilen durch andere von einander getrennt, welche keine Wirkung zeigen. In den einzelnen Theilen des Spektrums kann das von den Körpern ausgestrahlte Licht verschiedene Farben besitzen, je nach der Wellenlänge der einwirkenden Strahlen; doch ist aber das ausgestrahlte Licht unabhängig von dem einwirkenden, und zwischen ihnen findet keine bestimmte Beziehung Statt.

Vielleicht kein Feld der Physik wird gegenwärtig in so ausgedehntem Maße und so ergiebig bearbeitet als das Gebiet der Spektralanalyse. Es kann daher nur dasjenige hier hervorgehoben werden, was zur Zeit ein allgemeineres Interesse besitzt. So hat Professor Young das Spektrum des Leuchtkäfers Elater noctilucus untersucht und gefunden, daß dasselbe kontinuirlich ist, ohne jede Spur von hellen oder dunklen Linien. Es liegt fast gänzlich zwischen den Linien C und F des normalen Sonnenspektrums, also in einer Region, die vorwiegend leuchtende Strahlen aussendet, aber nur geringe Wärmewirkungen erzeugt.

Mit den Spektren des elektrischen Funkens hat sich Lecoq de Boisbaudran beschäftigt; er erhielt die drei Spektren, die bereits van der Willingen und Schinckow sahen, und entwickelt in einem Berichte an die Pariser Akademie die Gründe, welche ihn veranlassen, die Verschiedenheit dieser Spektra durch die Temperaturverschiedenheiten in den bestimmten Fällen zu erklären.

Die umfassenden Untersuchungen, welche Wüllner über die Spektra einfacher Gase angestellt hat, haben ihn u. a. außer den zwei bereits von Plücker erhaltenen Spektren des Wasserstoffs noch ein drittes Spektrum dieses Gases auffinden lassen, und er betrachtete mit Recht diese drei Spektra als charakteristisch für den Wasserstoff je nach dessen Temperatur und Dichte. Dieser Ansicht trat Dubrunfaut in einer der Pariser Akademie vorgelegten Abhandlung entgegen, in welcher er darauf aufmerksam machte, daß die Verschiedenheit der Spektra von

der nicht gut zu vermeidenden Beimischung fremder Gase abhängen könne; besonders könne man den Stickstoff in dieser Beziehung ins Auge fassen. Der deutsche Gelehrte hat in einer Note an die Pariser Akademie, welche dieser von Faye vorgelegt wurde, mit geringer Mühe diese Einwürfe abgewiesen. Das Spektrum des Wasserstoffs hat mit jenem des Stickstoffs keine einzige Linie gemeinsam, es kann also durch letztere nicht verändert erscheinen. Professor Wüllner zeigte, wie Faye mittheilt, das Auffinden von noch einem Spektrum des Wasserstoffs an, so daß von diesem Gase also jetzt vier verschiedene Spektra bekannt sind, die sich je nach der Temperatur und dem Drucke ändern.

Unter den Veränderungen in den Spektren gewisser einfacher Stoffe, welche sich unter bestimmten Bedingungen (höhere Temperatur, größerer Druck) zeigen, nimmt die Verbreiterung der Spektrallinien eine wichtige Stelle ein, weil man Aehnliches in den Spektren der Sonnenumgebung und gewisser Sterne ebenfalls wahrgenommen hat. Professor Lippich hat nun auf mathematischem Wege untersucht, in welcher Weise eine höhere Temperatur jene Verbreiterung der Spektrallinien erzeugen könne, indem er von der gegenwärtig angenommenen Gastheorie ausging. Er findet als Resultat seiner analytischen Untersuchung den Satz: „Das Verhältniß der Differenz der Wellenlängen, die den Rändern des Spektralstreifens entsprechen, zur mittlern Wellenlänge dieses Streifens ist bei einem und demselben Gase für alle Spektralstreifen konstant, und bei verschiedenen Gasen der Quadratwurzel aus der absoluten Temperatur direkt und der Quadratwurzel aus der Dichte umgekehrt proportional. Freilich ist die genannte Differenz der Wellenlängen in allen Fällen sehr klein, allein unsere heutigen Hülfsmittel, z. B. das Zöllnersche Reversionsspektroskop, sind bereits der Art, daß sie direkte Messungen der oben angeführten Verhältnisse gestatten. Uebrigens macht Professor Lippich darauf aufmerksam, daß, ganz abgesehen von der Meßbarkeit der Streifenbreite, schon ihre bloße Vergleichung unter Umständen werthvolle Aufschlüsse zu geben im Stande sein dürfte. Zeigen sich z. B. in einem Gasspektrum naheliegende Streifen von verschiedener Breite, so würde dies auf ein Gemisch von verschiedenen dichten Gasen oder auf verschiedene allotrope Zustände desselben Gases hinweisen. „In dieser Beziehung", sagt Prof. Lippich, „scheinen mir im Sauerstoffspektrum einer Geißlerschen Röhre einige feine Linien im Blau auf das dichtere Ozon hinzuweisen, dessen Gegenwart in Folge der elektrischen Entladungen wohl zu erwarten steht. — Ob das Auftreten neuer Linien durch intensiver gewordene Schwingungen derselben Moleküle, oder durch allotrope Zustände zu erklären sei, ließe sich ebenfalls durch Beachtung der Breite dieser Linien entscheiden. — Endlich wären Messungen an den Streifen ein und desselben Gases, z. B. an der Wasserstofflinie, geeeignet, einen experimentellen Nachweis für die Richtigkeit der dynamischen Gastheorie zu liefern, da bei einer andern als der angenommenen Ursache für die Verbreiterung der Linien kaum das oben gefundene Gesetz ebenfalls zutreffen könnte."

An die praktische Verwerthung der Spektralanalyse beim Bessemerprozesse schließt sich eine andere, auf welche Sorby aufmerksam macht, nämlich die Verwerthung zur Prüfung der Reinheit der im Handel vorkommenden Artikel. Werden nämlich von diesen Substanzen kleine Quantitäten gelöst und durch diese Lösung Sonnenlicht hindurch geschickt, so erhält man ein Spektrum mit bestimmten Absorptionsstreifen. Kennt man aber einmal die Zahl und Lage dieser Streifen für unverfälschte Waare, so wird das Vorhandensein eines verfälschten Fabrikats sich sofort durch das Auftreten anderer Streifen verrathen. Sorby hat für eine Anzahl von Konsumtionsartikeln, Weine, Bier, Butter ꝛc., die betreffenden Absorptionsstreifen angegeben.

Zum Schlusse dieser kurzen Uebersicht über die neuesten Forschungen auf dem Felde der Optik sei für Diejenigen, welche sich, ohne mathematische Vorkenntnisse zu besitzen, dennoch über diese wichtige wissenschaftliche Disciplin gründlich und allseitig belehren wollen, auf das ausgezeichnete Werk von Professor Pisco: „Licht und Farbe"*) hingewiesen. Wäre Professor Pisco nicht bereits längst als ein Gelehrter bekannt, der mit gründlichem Wissen ein bewundernswürdiges Talent verbindet, die schwierigsten Gegenstände seiner Wissenschaft auch dem Uneingeweihten verständlich zu machen, so würde er schon durch dieses eine Buch sofort in die Reihe der besten Schriftsteller eingetreten sein, welche die Arbeiten der Naturforscher in populärem Gewande dem größeren Publikum vorführen.

Interessante Untersuchungen über die specifische Wärme des Wassers zwischen den Temperaturen von 0° und 100° C. haben Jamin und Amaury angestellt. Sie fanden, daß die

*) Licht und Farbe, gemeinfaßliche Darstellung der Optik, von F. J. Pisco. München, Oldenbourg.

specifische Wärme des Wassers mit der Temperatur zunimmt, und zwar dieser proportional, daß aber die Aenderungen zwischen 0° und 75° C. größer sind als zwischen 75° und 100°. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Verhalten des Wassers in der Nähe seines Dichtigkeitsmaximums zugewandt. Pfaundler und Platter wollten nämlich gefunden haben, daß die Wärmekapacität des Wassers um den Punkt seiner größten Dichte herum beträchtliche Aenderungen zeige. Indeß hat sich dies weder in den Untersuchungen von Jamin und Amaury, noch in denjenigen von Hirn bestätigt.

Weitere Untersuchungen wurden von den beiden obengenannten französischen Physikern über die specifische Wärme verschiedener Mischungen von Alkohol und Wasser angestellt. Sie gelangten dabei zu Resultaten, welche sich in der folgenden Tabelle zusammengestellt finden:

	Verhältniß des Wassers	specifische Wärme
reiner Alkohol . .	0,00	0,580 + 0,00359 . t
Mischung Nr. 1 .	0,16	0,720 + 0,00310 . t
" Nr. 2 .	0,33	0,840 + 0,00300 . t
" Nr. 3 .	0,50	0,940 + 0,00280 . t
" Nr. 4 .	0,66	1,030 + 0,00250 . t
" Nr. 5 .	0,75	1,055 + 0,00220 . t
" Nr. 6 .	0,83	1,065 + 0,00205 . t
" Nr. 7 .	0,916	1,060 + 0,00200 . t
reines Wasser .	1,00	1,000 + 0,00110 . t

In dieser Tabelle bezeichnet der Koëfficient von t die Zunahme der specifischen Wärme für 1° des hunderttheiligen Thermometers. Man sieht sofort, daß die specifische Wärme um so mehr mit der Temperatur veränderlich wird, je weniger Wasser die Mischung enthält. Bei einer Temperatur von 0° wird die specifische Wärme = 1 für eine Mischung von 0,59 Wasser. Von Fizeau veranlaßt, hat Jamin die früheren Bestimmungen der latenten Wärme des Eises untersucht und mit den verbesserten Werthen für die mit der Temperatur veränderliche specifische Wärme des Wassers neu berechnet. Nach den Untersuchungen von Jamin und Amaury ist die Quantität Q der Wärme, welche man nothwendig hat, um ein Kilogramm Wasser von 0° auf t° zu erwärmen, gegeben durch die Formel:

$$Q = t + 0{,}00055\ t^2 + 0{,}000004033\ t^3$$

Sie nimmt also mit der Temperatur ziemlich rasch zu. Die älteren kalorimetrischen Messungen, welche die specifische Wärme des Wassers konstant annehmen, wobei also vorausgesetzt wurde, daß das Wasser bei jeder Temperatur derselben Wärmemenge benöthige, um seine Wärme um 1 zu erhöhen, müssen hiernach korrigirt werden. Auf diesem Wege fand Jamin statt des von Laplace und Lavoisier angegebenen Werthes von 75 für die latente Wärme des Eises den Werth 79,4, sehr nahe übereinstimmend mit dem gegenwärtig angenommenen, von Regnault gefundenen Werthe von 79,37. Die alten Bestimmungen von Lavoisier erwiesen sich demnach ebenso genau als die späteren, nur mußten sie natürlich damals einen sehr abweichenden Werth für die latente Wärme des Eises liefern, weil zu ihrer Berechnung unrichtige Zahlenwerthe angewandt wurden.

Auf der britischen Naturforscherversammlung zu Exeter theilte Herr Spence zuerst die von ihm beobachtete Erscheinung mit, daß es möglich ist, mittelst Dampf von 100° andere Flüssigkeiten auf eine höhere Temperatur zu erwärmen. Diese Versuche sind seitdem von Herrn Maris wiederholt, weiter ausgedehnt und mannichfach abgeändert worden. „Wenn", sagt dieser Beobachter, „der Dampf einer siedenden Flüssigkeit in eine gleichartige Flüssigkeit, die fremde Substanzen aufgelöst enthält, gelangt, so ist die Lösung bestrebt, sich auf die Temperatur ihres eignen Siedepunktes zu erwärmen. Diesen Satz fand ich für Wasser, Alkohol, Aether und Ammoniak bestätigt und er kann sicherlich auch auf andere Flüssigkeiten Anwendung finden." Während also z. B. Aetherdampf den Alkohol um eine gewisse Zahl von Graden über der Temperatur, bei der man den Dampf erzeugte, erwärmt, während die verdünnte Schwefelsäure sich bis zu ihrem Siedepunkte erhitzt, wenn man Wasserdampf von 100° auf sie einwirken läßt, steigert der ebenso hoch erhitzte Wasserdampf, der in einen Behälter mit Oel geleitet wird, die Temperatur des letztern auf 100°, streicht aber dann ohne weitere Wirkung darüber weg. Zur Erklärung dieser Thatsachen geht Herr Maris auf den bekannten Satz zurück, daß, wenn dieselbe Flüssigkeit in zwei mit einander in Verbindung stehenden Gefäßen sich befindet, alsdann der von ihr entwickelte Dampf auf beiden Seiten dieselbe Spannung anzunehmen strebt. Das ist das Princip des Kondensators bei den Dampfmaschinen; nur sucht dort die Gleichheit der Temperatur sich mit der Gleichheit der Spannung herzustellen, während bei Anwendung einer Salzlösung bloß die Gleichheit der Spannung sich herstellt, aber die Temperatur der Lösung über jene der Dampf gebenden Flüssigkeit sich erhebt. Bei der Kondensation des Wasserdampfes in der Schwefelsäure ist jedoch Rücksicht zu nehmen auf die-

jenige Wärme, welche aus der Verbindung des kondensirten Dampfes mit der Säure entsteht.

Ein neuer, sehr sinnreich konstruirter Wärmemesser für sehr hohe Temperaturen ist von Siemens konstruirt worden. Er besteht aus einem Thoncylinder, auf den ein Platindraht von bekanntem Widerstande aufgewickelt ist, während das Ganze von einer Platinröhre umhüllt wird. Diese Vorrichtung wird in den Ofen gebracht und durch Drähte in Verbindung mit einer kleinen Daniellschen Batterie und einem Widerstandsmesser gesetzt. Mit der Hitze des Feuers wächst der elektrische Widerstand der Platinrolle, und diese Zunahme zeigt der Widerstandsmesser an bis zu derjenigen Temperatur, welche dem Schmelzpunkte des Platins entspricht. Das wichtige und schwierige Gebiet der Wärmelehre hat in neuester Zeit eine ebenso gediegene als im besten Sinne populäre Bearbeitung in dem Buche von Cazin über die Wärme gefunden. Dasselbe gehört der Bibliothek naturwissenschaftlicher Schriften an, welche die Verlagshandlung von R. Oldenbourg in München unter dem Kollektivtitel „Die Naturkräfte" herausgibt und deren bereits an diesem Orte rühmend gedacht wurde.

Die berühmten Versuche Wheatstone's im Jahre 1835, in welchen mittelst eines Drehspiegels die Dauer des elektrischen Funkens gemessen wurde, hatten bekanntlich ergeben, daß diese Dauer weniger als $^1/_{1,000,000}$ Sekunde betrage. Dagegen fand Feddersen 1858 für die Dauer des Entladungsfunkens einer Leydener Flasche mehr als $^1/_{95,000}$ Sekunde. Dieser lange nicht aufgeklärte Widerspruch hat nun durch Untersuchungen von Rood eine Erklärung gefunden, indem aus diesen folgt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Entladung einer Flasche von etwa 100 Quadratzoll Oberfläche, die wie in dem Apparate von Rood mit einer Induktionsspirale verbunden wird, aus einer beträchtlichen Anzahl nacheinanderfolgender Akte besteht, von denen der erste der intensivste ist. Bei dem Wheatstone'schen Verfahren war aber nur der erste Akt der Entladung wahrnehmbar, indem das Auge zu sehr geblendet wurde, um die nachfolgenden noch zu sehen.

Sehr wichtige und interessante Untersuchungen über die Dauer des elektrischen Funkens haben die Herren Lucas und Cazin angestellt. Sie bedienten sich einer Leydener Batterie, die durch eine Holtzsche Maschine geladen wurde. Die Zahl der Flaschen wechselte zwischen 1 und 9 und die Oberfläche einer jeden betrug ungefähr 1248 Quadratcentimeter. Es ergab sich eine überraschend genaue Abhängigkeit der Dauer des Funkens von der Zahl der Flaschen, welche die Leydener Batterie zusammensetzten. Die Beobachter fanden diese Dauer bei einer Flasche gleich 0,00000745 Sekunde, bei 9 Flaschen gleich 0,00002857 Sekunde.

Messungen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektrischen Induktion sind von Herrn Blaserma ausgeführt worden, wobei sich ergab, daß die Induktionsströme nicht, wie bisher angenommen, unmittelbar beim Oeffnen oder Schließen des Hauptstromes entstehen, sondern daß eine merkliche Zeit hierzu erforderlich ist. Der Induktionsstrom wurde in den in Rede stehenden Versuchen durch die Wirkung einer primären Spirale auf eine sekundäre erzeugt, und mittelst des von Herrn Blaserma konstruirten Apparates war es möglich, den Induktionsstrom in jeder Sekunde 100,000mal zu unterbrechen. Es ergab sich, daß die Zeit, welche der Induktionsstrom gebraucht, um nach Schließung des Hauptstromes zu entstehen, gleichzeitig abhängt von der Entfernung beider Spiralen und von der Natur des schlechten Leiters, der sich zwischen ihnen befindet. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Induktionswirkung fand sich

für Luft	= 270	Meter pro Sekunde,
„ Glas . . .	= 61	„ „ „
„ Gummilack	= 57	„ „ „
„ Schwefel .	= 52	„ „ „

Ferner ergab sich, daß der entgegengesetzt gerichtete Induktionsstrom nach seiner Entstehung erst langsam, dann schnell anwächst und ein Maximum erreicht, das von der Form und Entfernung der Spiralen und der Natur des zwischen ihnen befindlichen schlechten Leiters abhängt, darauf wird er schwächer und verschwindet zuletzt. Für den beim Oeffnen des Hauptstromes entstehenden gleich gerichteten inducirten Strom verhält sich Alles ebenso, nur ist die Intensität des Maximums unter gleichen Verhältnissen nahe doppelt so groß, und die Verzögerung der Induktionswirkung beträgt für die Luft 550, für Gummilack 330 Meter pro Sekunde.

Der wichtigen Untersuchungen Edlunds über den vor einigen Jahren von ihm zuerst entdeckten entgegengesetzt gerichteten Strom des Entladungsfunkens, der den Namen Disjunktionsstrom erhalten hat, kann hier nur dem Namen nach gedacht werden, das Nähere findet sich in Poggendorffs „Annalen" (Märzheft 1870); dagegen mag noch erwähnt werden, daß Herr

Pegger mit dem großen Induktionsapparate, dessen im ersten Berichte gedacht wurde, die Bildung von Salpetersäure durch den elektrischen Funken direkt nachwies, so daß die Annahme, beim Gewitter bilde sich Salpetersäure, experimentell bewiesen erscheint.

Untersuchungen über die Einwirkung des Magnetismus auf verdünnte, von elektrischen Entladungen durchsetzte Gase sind von den Physikern De la Rive, Trèves und Daniel unter mannichfach abgeänderten Bedingungen angestellt worden; doch sind dieselben noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten, sondern bieten eine Perspektive zu vielfachen und interessanten neuen Resultaten. Gegenwärtig bleibt es noch zweifelhaft, ob die in den Versuchen von Trèves wahrgenommenen Erscheinungen einem Einflusse des Magnetismus auf die Gase, oder auf die elektrischen Ströme zuzuschreiben sind; letzteres ist das Wahrscheinlichere und wird auch von De la Rive angenommen. Die Untersuchungen, welche Daniel mit Wasserstoff angestellt, bestätigten das schon vor sieben Jahren von De la Rive gefundene Resultat, daß der Magnetismus den Widerstand des gasförmigen Mittels, durch welches der Strom geschickt wird, vermehrt.

Klein.

Nekrolog.

Steinheil, Karl August, berühmter Physiker, † am 14. September in München. Er war geboren 1801 zu Rappoltsweiler im Elsaß, wurde 1832 Professor der Physik und Mathematik an der Universität zu München, trat 1849 ins österreichische Handelsministerium, kehrte jedoch 1852 als Ministerialrath und technischer Beirath im Handelsministerium nach München zurück. Er organisirte das österreichische und schweizerische Telegraphenwesen, gründete den Deutsch-österreichischen Telegraphenverein sowie eine optisch-astronomische Anstalt in München. Er war Erfinder des Prismenkreises, der Astrographie und der sogenannten Steinheilschen Bierprobe, insbesondere aber der wissenschaftliche Begründer der elektromagnetischen Telegraphen.

Neue Bücher.

Linsensysteme, Untersuchungen über die Dioptrik derselben, von H. Zincken (Sommer). Braunschweig, Vieweg.

Physik, Leitfaden der praktischen, von F. Kohlrausch. Leipzig, Teubner.

Wasser, das, von F. Pfaff (Die Naturkräfte. 4. Bd.). München, Oldenbourg.

Zoologie.

Neue Untersuchungen über die Vogelnester. Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der „Contributions to the theory of natural selection" von A. R. Wallace, welche, wie bereits erwähnt, zwei Essays über die Fähigkeit des oft so kunstreichen Nestbauens bei den Vögeln, sowie über die Bedeutung des Nestes für die natürliche Zuchtwahl enthalten, hat sich in französischen Zeitschriften eine Diskussion über gewisse Veränderungen, welche im Bau der Schwalbennester seit mehreren Jahrzehnten sich ausgebildet haben sollen und auf die zuerst Pouchet in einem Berichte an die Akademie aufmerksam gemacht hat*), entsponnen. Wir nehmen im Folgenden Gelegenheit, an die Uebersicht der ohne Zweifel sehr werthvollen Wallace'schen Thatsachen, Zusammenstellungen, Schlüsse und Ansichten eine kurze Darstellung der einstweilen noch nicht allseitig anerkannten Pouchetschen Beobachtungen anzuschließen.

Wallace wendet sich in seinem ersten Aufsatz (Philosophie des Vogelnestes) gegen die landläufige Annahme, daß es ein dunkler Trieb sei, ein Instinkt, wie man das zu nennen pflegt, der der Fähigkeit des Nestbaues zu Grunde liege. Warum läugnet man, daß diese Thiere mit Ueberlegung handeln, indem sie sich nach am elterlichen Nest gemachten Erfahrungen eine Brütstätte erbauen? Warum schreibt man auf der anderen Seite den Menschen, die auf niederen Kulturstufen mit gleicher Beharrlichkeit wie die Vögel Einer Art an einem einmal aufgekommenen Typus von Wohnstätte festhalten und gleichsam in blindem Triebe ihn immer und immer wieder, selbst gegen die Regeln der gesunden Vernunft, wiederholen und von Generation zu Generation fortpflanzen — warum schreibt man diesen eine überlegende Fähigkeit beim Hausbauen zu, warum sagt man nicht, da die Verhältnisse bei ihnen hinsichtlich des Hausbaues genau so liegen wie bei den Vögeln, es ist Instinkt, der sie stets die gleiche Form von Hütte wiederholen läßt? Indem man, wie bei allen irgendwie auffallenden geistigen Bethätigungen der Thiere, so auch beim Nestbau,

*) Comptes rendus 1870. S. 492 ff.

von vornherein die Ueberlegung, das Denken zu Gunsten undefinirbarer, angeborener, sogar gegen den Willen des betreffenden Thieres wirkender Instinkte auszuschließen sucht, hat man ganz die Analogie übersehen, welche in der Bauweise der Naturvölker und der der Vögel sich ausprägt. Wer jemals beobachtet hat, wie konstant eine und dieselbe Form von Hütte unter allen möglichen Verhältnissen bei einem Stamme wiederkehrt, wie ganze Racen ihren specifischen Bautypus haben (so die Malayen die auf Pfählen stehende, die amerikanischen Indianer die dem Boden aufruhende Hütte), von dem nicht abgewichen wird, wie sogar die konservativsten Schichten im Uebrigen hochkultivirter Völker, die Bauern, so lange sie nicht ganz entschieden in abschleifende Kulturströmungen hineingezogen werden, mit Zähigkeit an der überkommenen Art und Form ihrer Wohnhäuser, Ställe und Scheunen festhalten, so daß noch heute in Deutschland die fränkischen, alemannischen, niedersächsischen, bayerisch-österreichischen Bauernhäuser mit Leichtigkeit von einander zu unterscheiden sind — der wird sicherlich die Kluft zwischen menschlicher und thierischer Baufähigkeit nicht für so tief und jeder Verknüpfung beider so widerstrebend halten, wie oft geschieht. Den Menschen, der auf niederer Kulturstufe lebt, beherrscht die Gewohnheit, das Hängen am Herkömmlichen so stark, daß sein Thun sehr häufig den Charakter instinktiven Handelns annimmt; welche Ueberlegung bestimmt den alemannischen Bauer, mit Vorliebe eine Gallerie um sein Haus zu führen, was der fränkische nie thut? Dennoch fällt es Niemandem ein, in solchen Fällen sogleich die dunklen Triebe zu Erklärungsgründen zu benutzen, mit denen man bei Betrachtung thierischer Geistesthätigkeit so rasch bei der Hand ist. Ohne vorgefaßte Ansichten wird man in der That den Unterschied menschlichen und thierischen Wesens gerade in diesem Punkt nicht als einen gegensätzlichen, unbedingten, sondern vielmehr als einen durch äußere Umstände abgestuften, graduellen auffassen können.

Das beste Mittel, um zu entscheiden, ob gleich dem Menschen auch der Vogel in den Aeußerungen seiner architektonischen Thätigkeit von denkender Ueberlegung geleitet oder aber von instinktivem Triebe gezwungen werde, würde allein ein rigoröses Experiment bieten können. Man müßte einen nestbauenden Vogel schon im Ei von seinen Eltern und Artgenossen absondern, so daß er niemals deren Nester zu Gesichte bekäme, müßte ihn jedoch unter Verhältnissen belassen, die keinerlei Aenderung in seiner gewohnten Lebensführung herbeiführen können; würde er nun trotz des Mangels äußerer Erfahrung im Bau seines Nestes den elterlichen und damit zugleich den specifischen Typus seiner Art ausprägen, so wäre sicher bewiesen, daß allerdings ein Trieb, gerade solches Nest zu bauen, von Anfang an in ihm gelegen und zur bestimmten Zeit mit zwingender Gewalt sich zum Ausdruck verholfen habe; würde dagegen, was nach einzelnen, allerdings nicht ganz vollkommenen Versuchen als das Wahrscheinlichere zu bezeichnen ist, die mangelnde Erfahrung den Bau eines Nestes überhaupt oder wenigstens eines den specifischen Charakter der Art tragenden unmöglich machen, so wäre damit offenbar bewiesen, daß mit der eigenen Geistesthätigkeit, d. h. in diesem Falle mit der dem Gedächtnisse eingeprägten Erfahrung auch jeder Trieb zu einer bestimmten Bauweise fehlt, daß ein Instinkt nicht vorhanden sei. Leider besitzt die Wissenschaft solche Experimente nicht; in Bezug auf den sogenannten Singtrieb der Vögel hat man sie dagegen in aller wünschenswerthen Vollkommenheit angestellt und gefunden, daß ein junges Thier, das weder Eltern noch Artgenossen jemals singen hört, in keiner Weise den seiner Art eigenthümlichen Gesang ertönen läßt; ein Hänfling oder Zaunkönig singt in solchem Falle dem ersten besten Vogel nach, den er nachzuahmen im Stande ist, wäre es selbst eine Lerche oder Amsel; fehlt ihm aber ein Muster, so bleibt er zeitlebens ein Stotterer; ein so zuverlässiger Beobachter wie Bechstein berichtet selbst, daß freiwillige Nachahmungen solcher Art vorkommen. Von Instinkt, von dem gerade bezüglich der wunderbaren musikalischen Fähigkeiten der kleinen Sänger so viel gesprochen worden ist, kann also hier keine Rede sein; was angeboren ist, das ist das Singorgan, aber die Art und Weise der Benutzung muß die Erfahrung lehren. Es ist das eine Erkenntniß, die der Annahme des Bautriebes jedenfalls nicht sehr günstig ist. Wallace macht besonders darauf aufmerksam, wie beschränkt die Werkzeuge und wie naheliegend das jeweilige Baumaterial für die einzelnen Arten sei; schon diese Gründe seien nicht ohne Bedeutung für die Richtung, welche beim Nestbaue eingeschlagen werde, und erklären wenigstens zum Theil die außerordentliche Beharrlichkeit in Form, Wahl des Ortes und Materials u. dergl. Eine Taube wird mit ihrem schwachen

Schnabel und ihrem plumpen Wesen niemals ein so trefflicher Architekt werden wie der behende Zaunkönig, der mit aktivem Charakter gelenken Fuß und starken, langen Schnabel verbindet, und der Ziegenmelker handelt aus guten Gründen, wenn er gar kein Nest baut, da Schnabel und Füße ihn hiezu fast gänzlich unfähig machen. Was das Material betrifft, so wird dessen Wahl häufig durch äußere Umstände bestimmt. Vögel, die auf Aeckern leben, wählen Roßhaare, solche, die Schafweiden frequentiren, Wolle, andere, wie der Eisvogel, welcher sein Nest mit Fischgräten tapezirt, benutzen Reste der Nahrung. Hat daher ein junger Vogel gesehen, wie das Nest seiner Eltern beschaffen war — und bei dem langen Aufenthalt in demselben müssen selbst Einzelheiten den, wie die Erfahrung lehrt, an scharfsinniger Aufmerksamkeit und Gedächtniß nicht armen Thierchen sich einprägen —, so fällt es ihm nicht schwer, dieselben Stoffe zu finden, die jene benutzten.

Uebrigens sind die Nester der Vögel keineswegs so stabil und gleichförmig, wie man, meist aus Mangel an ausgebreiteter, vergleichender Kenntniß, anzunehmen pflegt. Es ist durch einen guten Gewährsmann, den amerikanischen Ornithologen Wilson, nachgewiesen, daß junge Vögel ganz allgemein weniger gut bauen als alte, und man weiß, daß überall kleine Variationen betreffs des Materials vorkommen; es ist sogar beobachtet, daß neu auftretenden Bedürfnissen gemäß neue Einrichtungen zum Schutze ꝛc. getroffen werden; wir erinnern nur an den bekannten, wohlbeglaubigten Fall, in welchem Elstern, die eine Hecke bewohnten, ihr Nest mit dornigem Gestrüpp geradezu verbarrikadirten, um feindlich gesinnte Katzen u. dergl. abzuhalten. An ähnlichen Fällen ist die reiche Literatur über die Lebensweise der Vögel keineswegs arm, und es ist sicher, daß sie alle in keiner Weise für den Instinkt, wohl aber sehr entschieden für denkende, überlegende Geistesthätigkeit ihre Stimme in die Wagschale legen.

Dies im Wesentlichen die Gründe Wallace's, welche sich kurz dahin zusammenfassen lassen, daß er in der Bauweise der Menschen auf gewisser Stufe ebenso viel Stabilität sieht wie in der der Vögel, daß letztere hingegen nicht so bestimmt und einförmig für die verschiedenen Arten ist, wie man anzunehmen pflegt, und daß die unterschiedliche Gestaltung der zum Baue dienenden Organe, sowie die Häufigkeit des jeweils verwandten Materials einen guten Theil der Konstanz in Form und Baustoff erklären, daß für eine gewöhnlich als auf Instinkt beruhend angesprochene Fähigkeit des Gesanges die Abhängigkeit von vorhergehender Erlernung bewiesen sei. Er sieht keine Ursache, aus den Erscheinungen des Nestbaues einen ihnen zu Grunde liegenden dunkeln Trieb abzuleiten, sondern glaubt, daß der Vogel gleich dem Naturmenschen wesentlich durch zu blinder Gewohnheit gewordene Erfahrung in der Anwendung seiner architektonischen Mittel geleitet werde.

Es ist sicher, daß diese ganze Frage noch erhebliche Schwierigkeiten darbietet; indem aber Wallace auf der einen Seite die blinde Gewohnheit der Menschen, auf der andern die unzweifelhaft vorhandene Denkthätigkeit der Vögel scharf hervorhebt, macht er eine wahrheitsgemäße Abschätzung des vermeintlichen Gegensatzes menschlicher und thierischer Baufähigkeit viel eher möglich als die meisten auf den Instinkt bestehenden Vorgänger. Seine Beweise sind indessen nicht konklusiv und, wie er selbst hervorhebt, nur das sorgfältigste Experimentiren kann hier eine bestimmte Ueberzeugung gewinnen lassen. Immerhin wird man zugeben müssen, daß auf Seite seiner, der darwinistischen Argumente die größere Wahrscheinlichkeit zu finden ist. Wir werden demnächst Gelegenheit finden, auf die Instinktfrage zurückzukommen und dann die aus anderen Thierklassen erfließenden Beweise für und wider des Näheren würdigen; hier sei nur noch so viel bemerkt, daß im Allgemeinen die neueren Untersuchungen die Bedeutung der blinden Naturtriebe für die höheren Thierklassen viel weiter zurückgedrängt haben, als man früher für möglich erachtete, daß dagegen bei den niederen Thieren dieselben noch in ausgedehntem Maße angenommen werden müssen.

In seinem zweiten Essay: „Eine Theorie des Vogelnestes“ gibt Wallace eine ausgezeichnete Illustration der Art und Weise, wie im Einzelnsten der Kampf ums Dasein vermittelst der natürlichen Zuchtwahl mit tiefen Spuren sich in Eigenschaften und Lebensverhältnisse einprägt. Er weist hier nach, daß die Färbung des brütenden Vogels mit der Gestalt des Nestes durch einen ursächlichen Zusammenhang verknüpft ist, und theilt zu diesem Zweck alle bekannten, so sehr mannichfaltigen Nestformen in zwei Gruppen, deren eine aus solchen besteht, welche den brütenden Vogel verhüllen, sei es nun dadurch, daß in Höhlen und hohlen Bäumen oder daß in geschlossenen Nestern gebrütet wird, während in

der andern diejenigen sich befinden, in denen das Thier unverdeckt auf den Eiern sitzt, wie das in den Nestern der Mehrzahl unserer heimischen Singvögel der Fall ist. Nun zeigt sich, daß überall, wo der brütende Theil des Paares, sei es nun, wie in den meisten Fällen, das Weibchen oder, was seltener ist, das Männchen, sehr auffallende Farben an sich trägt, die Brutstätte verhüllt ist, so daß nur sehr wenige Beispiele von offenem Neste bei glänzender Färbung des brütenden Thieres angeführt werden können, welche zudem ohne Schwierigkeit im Sinne der Hypothese zu erklären sind, da in ihnen entweder das Nest durch Laub verdeckt wird, oder die betreffenden Vögel ungewöhnlich wachsam und muthig sind. Vögel, in welchen nicht bloß die Männchen, sondern auch die Weibchen, denen fast stets das Brütgeschäft übertragen ist, durch grelle Farbe auffallen, besitzen besonders in folgenden Familien geschlossene Brutstätten: Eisvögel, Wiedehopfe, Nashornvögel, Pfefferfresser, Spechte, Papageien, Weinvögel, Meisen, Nußhäher, Estrelden (Amadinen), Bucconiden, Trogoniden u. a. m. Ueberall dagegen, wo zwar das Männchen auffallend, das Weibchen aber unscheinbar gefärbt ist, liegt das Nest den Blicken offen.

Was ist die Ursache dieses eigenthümlichen Verhältnisses? Offenbar liegt die Tendenz zu glänzender Färbung in der Mehrzahl der Vogelfamilien tief im Gesammtcharakter, gleichzeitig ist keine Eigenschaft mehr der Abänderung unterworfen als eben die Farbe, und eben darum ist keine so sehr Zielpunkt der natürlichen Zuchtwahl als sie. Bedenken wir, daß der Vogel zu keiner Zeit so sehr den Nachstellungen seiner Feinde ausgesetzt ist, als wenn er ruhig seinem Brütgeschäfte obliegt, so begreifen wir ferner, daß in dieser Periode der Kampf ums Dasein ihm verderblicher wird als früher oder später. Aus diesen Gründen betrachten wir die Entwickelung hellen oder unscheinbaren Gewandes als Resultate der Zuchtwahl. Ein Thier, das grell gefärbt auf offenem Neste sitzt, ist ohne Zweifel mehr Gefahren ausgesetzt, als eines, das durch seine Farbe nicht allzu sehr von der Umgebung absticht und daher dem spähenden Auge des Feindes verborgen bleibt, oder ein drittes, das in wohlverwahrtem Neste brütet; aber immer trägt das geschütztere den Sieg davon, während das schutzlosere allmählich ab- und ausstirbt. Daher die zweckmäßige Anpassung an äußere Verhältnisse, welche nicht vorbedachtem Plane, sondern der Wirkung überall und dauernd waltender, zerstörender und gleichzeitig fortbildender Mächte entspringt. Es ist eine bedeutungsvolle Thatsache, daß das Gesetz des Wechselverhältnisses zwischen Nest und Farbe*) in ein umfassenderes Naturgesetz, demzufolge die Weibchen in allen Fällen, wo die Brutpflege sie stark in Anspruch nimmt, besser geschützt zu sein pflegen als die Männchen, als Ein Fall unter vielen eintritt. Jene merkwürdigen natürlichen Masken, durch welche von Seiten schutzloser Wesen andere, denen die Natur auf irgend eine Weise Schutz verlieh, in Farbe und Form aufs täuschendste nachgeahmt werden, sind am häufigsten bei Weibchen, die große Mehrzahl weiblicher Schmetterlinge ist unscheinbar gefärbt, viele Weibchen erhalten zur Zeit der Pflege der Nachkommenschaft Schutz durch das Männchen, das sich mit ihnen gepaart, u. s. f.

Wir kommen zum Schluß mit wenigen Worten auf die Pouchetsche Beobachtung zu sprechen. Es fand dieser Naturforscher, daß seit etwa 50 Jahren die Nester der gemeinen Fensterschwalbe in Rheims eine starke Variation erlitten haben. Früher waren sie, wie sowohl in Museen aufbewahrte Exemplare als auch Abbildungen beweisen, mehr kugelig und hatten eine kleine runde Oeffnung, jetzt dagegen sind sie verlängert und der Eingang besteht in einer langen schmalen Spalte, durch welche die Bewohner sich kaum durchzudrängen vermögen. Wie lange diese Abänderung besteht, ist nicht zu sagen, sicher ist, daß Exemplare von Schwalbennestern aus dem Beginne dieses Jahrhunderts noch die alte Form aufweisen, während jetzt die neuere allenthalben in genannter Stadt dominirt. Es ist zu bedauern, daß Pouchet nicht den Kreuzbeweis geliefert hat und auch Nester anderer Schwalbenarten untersuchte, damit jede Möglichkeit der Verwechselung ausgeschlossen sei. So wie sie ist, ist die Beobachtung unvollständig, besonders da die Nester zweier sich nahestehender Schwalbenarten (Hirundo rustica und H. urbica) beträchtlich von einander abweichen und möglicherweise hier untereinander geworfen sein könnten. Pouchet spricht in seinem Bericht nur von Hirundo urbica, und es haben seine Angaben von Sachverständigen bis jetzt keine entscheidende Bestätigung gefunden; Guérin-Meneville hat in seiner

*) Wallace gibt diesem Ge[illegible] folgenden Ausdruck: Wenn beide Geschlechter von her[illegible]und greller, auffallender Färbung sind, so verhüllt das Nest den brütenden Vogel; ist das Männchen dagegen auffallend, das Weibchen aber unscheinbar gefärbt, so ist das Nest offen und läßt den brütenden Vogel unverdeckt. — Contributions to the theory of nat. selection. S. 241.

„Revue de zoologie“ sich sogar bestimmt gegen dieselben ausgesprochen, allerdings ebenfalls ohne triftigen Gegenbeweis. Unmöglich ist der ganze Vorgang natürlich nicht, denn ähnliche Veränderungen müssen oft stattgefunden haben; daß derselbe aber in relativ so kurzem Zeitraum sich vollzogen haben soll, ist allerdings eine Angabe, die doppeltes Interesse erwecken muß in einer Zeit, welcher das Studium des Werdens in allen Dingen so sehr am Herzen liegt. Wir werden Gelegenheit nehmen, seiner Zeit unsern Lesern das Resultat der schwebenden Diskussion dieser Frage mitzutheilen.

Fritz Ratzel.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. III. Wir können gewiß mit anerkennender Befriedigung auf die bisher geschilderten, von großer Umsicht zeugenden Anordnungen blicken, welche nun in unserem deutschen Heere dem Wohle der Verwundeten und Erkrankten gewidmet sind. Sie werden sich, so weit sich überhaupt solche Einrichtungen, ihre Wirkungen und Folgen berechnen lassen, vortheilhaft bewähren. Der Zustand des Militär-Sanitätswesens, so hat sich nun mehr und mehr herausgestellt, steht mit dem Bildungsgrade und der Leistungsfähigkeit der Militärärzte in gleichem Verhältnisse. Große Kriege gaben die Gelegenheit, diese beiden Kardinaleigenschaften des Sanitätsdienstes in den Vordergrund treten zu lassen. Leben und Gesundheit der Truppen hängen von so vielen Einzelheiten ab, daß man nur mit Aufwand großer geistiger und materieller Kräfte den Aufgaben der Militär-Sanitätspflege gerecht werden kann. Deshalb muß sich denn die Armee nicht nur mit solchen geistigen Kräften versehen, die den nicht geringen Anforderungen gewachsen sind, sondern es muß ihr auch ein reiches und zweckentsprechendes Material von Verpflegungsgegenständen mit in den Krieg gegeben werden; schließlich müssen insbesondere schon im Voraus Bestimmungen über die richtige, für alle Fälle passende Verwendung von Personal und Material getroffen werden.

In allen diesen Beziehungen scheinen unsere deutschen Einrichtungen den Vergleich aushalten zu können mit dem Feldsanitätswesen anderer Staaten, wie Englands, Oesterreichs, namentlich aber Frankreichs. Ja selbst Nordamerika, dessen Sanitätswesen im Heere im Großen und Ganzen nach einem musterhaften Princip organisirt und mit höchst zweckmäßigen Apparaten und Anstalten ausgestattet ist, kann in mancher Hinsicht nicht so sehr den gegebenen Verhältnissen entsprechend das Wohl des einzelnen Soldaten wahrnehmen, wie es sich unser jetzt reorganisirtes Militär-Medicinalwesen zur Aufgabe gemacht hat.

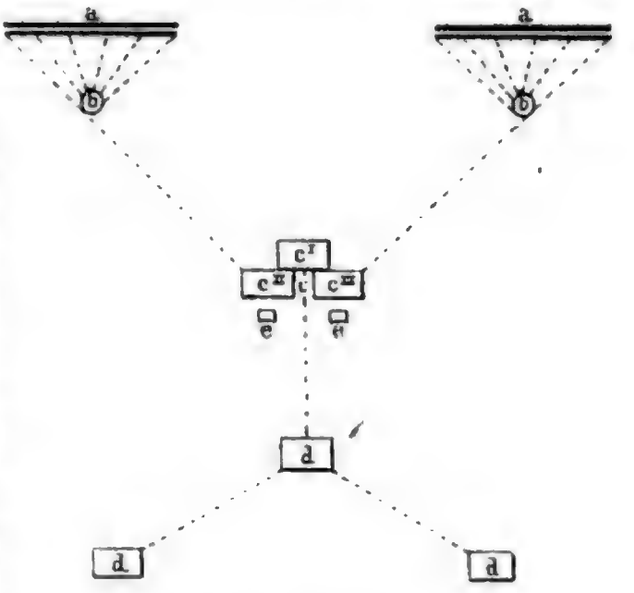
Da nun aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Anstoß zu den bei uns getroffenen Neuerungen gegeben haben, so betrachten wir zunächst das dort adoptirte System des Sanitätswesens in seinen Hauptzügen. Vor Allem ist dort dafür gesorgt, daß die Militärärzte den rechten Bildungsgrad mitbringen. Jeder Arzt, welcher in die Armee der Vereinigten Staaten eintreten will, muß sich zuvor trotz erlangten Doktordiploms einem strengen Examen unterwerfen. Wenn er dasselbe besteht, so tritt er im Fall einer Vakanz als Assistenzarzt in die Armee ein. Nach fünfjähriger Dienstzeit und Ablegung eines zweiten Examens kann er zum Surgeon befördert werden. Studirende der Medicin können sich als Kadetten in das Sanitätscorps aufnehmen und zum Hospitaldienst verwenden lassen. Das Sanitätscorps der regulären Armee hat nun eine ganz gesonderte Organisation.

Die Hauptchargen sind: ein Surgeon General (Generalstabsarzt), welcher als oberster Chef des gesammten Sanitätswesens mit dem Range eines Brigadegenerals fungirt; ein Assistant Surgeon General (Generalstabsarztgehülfe) im Oberstenrang; ein Medical Director des Armeecorps führt den Oberbefehl über alle Sanitätseinrichtungen im Felde, d. h. er befehligt das ganze Ambulancewesen und die Verwendung der Aerzte im Felde und hat die Aufsicht über sämmtliche Lazarethe, die zu seinem Armeecorps gehören. Der „Medical Director des Militärdepartements“ ist als Sanitätschef dem kommandirenden Departementsgeneral beigegeben und hat die Oberaufsicht über alle Generalhospitäler, Vorräthe und Magazine im Rayon seines Bezirks. Der Medical Inspector General mit Rang und Gehalt eines Kavallerieobersten steht zur Verfügung

des Generalstabsarztes und führt die Oberaufsicht über alle Sanitätseinrichtungen in der aktiven Armee; als seine Gehülfen fungiren 16 Medical Inspectors mit Oberstlieutenantsrang. 50 Surgeons (Oberärzte) mit Majorsrang werden vom Generalstabsarzt zu verschiedenen Dienstleistungen verwendet; 114 Assistant Surgeons genießen fünf Jahre lang Premierlieutenantsrang, dann nach bestandenem Examen Hauptmannsrang. Bemerkenswerth ist, daß in der Armee der Vereinigten Staaten die Anordnungen der Maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit in der Armee überall mit großer Bereitwilligkeit ausgeführt werden.

Die Nordamerikaner haben sich ferner in ihrem Kriege schnell einen großen Ambulance-Train geschaffen, um die Verwundeten in beschleunigter Weise vom Kriegsschauplatz in die von ihnen errichteten kolossalen Generalhospitäler zu Boston, Newyork, Philadelphia, Baltimore, Washington ꝛc. schaffen zu können. Zweckmäßig eingerichtete Ambulancewägen und Transportkarren werden jedem Kommando mitgegeben in einer Anzahl, die sich nach der zum Kommando gehörenden Kompagniezahl richtet. Wenn die Armee in Schlachtordnung formirt ist und die Feldlazarethe, aus Zelten bestehend, errichtet sind, so werden die verschiedenen Ambulance-Trains der Truppenkörper in der Art vereinigt, daß jedes Feldlazareth 30 Ambulancewägen zugetheilt erhält.

Das System, welches von den Amerikanern beim Transporte der Verwundeten vom Schlachtfelde befolgt wurde, ist nunmehr im Allgemeinen auch bei uns adoptirt. Die Ambulancen, die unmittelbar 800 bis 1000 Schritt hinter der Schlachtlinie (aa) in geschützter Lage aufgestellt sind, bilden zunächst die „Nothverbandplätze" (bb), auf welchen die Blessirten erfrischt und nur auf die einfachste Weise verbunden werden, um Blutungen zu stillen ꝛc.; Operationen werden hier nicht ausgeführt, vielmehr nur der Transport der Blessirten, die hier kurze Zeit rasten, nach der zweiten Linie rückwärts besorgt. Diese zweite, wiederum etwa 1000 Schritt entfernte Linie bildet der „Haupt- oder Divisions-Verbandplatz" (c c′ c″), d. i. ein Feldlazareth mit Zelten und allem Zubehör, das auf eigenen Transportwägen überall der Armee nachgeschickt wird. Hier erwarten geschickte Wundärzte mit ihren Gehülfen die Blessirten, um an denselben sofort die unaufschiebbaren Operationen vorzunehmen und sie alsdann der dritten Linie, den Krankendepôts mit Lazaretheinrichtungen (d), mittels geeigneter Transportwägen zuführen zu lassen, während in einzelnen Abtheilungen des Hauptverbandplatzes, in Zelten oder Häusern (ee) die hoffnungslos Verletzten untergebracht werden. Aus den Lazarethen der dritten Linie, zu denen man gewöhnlich passende Lokalitäten, wie Schulen, Kasernen, Kirchen, Schlösser, doch auch Zelte benutzt, werden dann die Verwundeten in vierter Linie zu ihrer eigentlichen Heilung nach den weit vom Kriegsschauplatz entfernt gelegenen, mit allem nöthigen Bedarf und namentlich mit guter Ventilation versehenen großen Kriegs- oder Reservehospitälern (General hospitals) geschafft, welche man im Style des Barackenbaus errichtet. Es ist hiermit das sogenannte „Krankenzerstreuungs-System" zum ersten Male in großem Maßstabe und bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes in ganz trefflicher Weise von den Amerikanern in Ausführung gebracht worden, ein System, welches schon im Jahre 1861 der österreichische Militärarzt Kraus empfohlen hatte.



An Verband-, Transport-, Lazareth- und anderen Verpflegungsgegenständen hatten die Amerikaner sich mit einem so reichen, geschickt erfundenen und schön ausgeführten Material versehen, daß sie, als Dr. Evans dasselbe zum Theil auf der Industrieausstellung zu Paris zur Anschauung brachte, in der Konkurrenz, welche sämmtliche kriegführende Völker zur internationalen Verpflegung und Hülfe der Truppen durch ihre Einsendungen hier eingegangen waren, wirklich glänzend bestanden. Ferner wurden die vom Kriegsminister der Vereinigten Staaten während des vierjährigen Bürgerkriegs

von Zeit zu Zeit erlassenen und für das Thun der Offiziere und Militärärzte maßgebenden Cirkulare für die Militärhygieine wahrhaft klassisch, denn sie enthalten die werthvollen Resultate der Erfahrungen, welche auf dem Gebiete der Gesundheitspflege der Armee fort und fort während des Krieges gemacht wurden.

Die Entwickelung des englischen Militär-Sanitätswesens ist von derjenigen anderer Länder in mancher Hinsicht abweichend. Zu den Zeiten der Königin Elisabeth waren die englischen Militärärzte ähnlich wie in den Armeen anderer Nationen mit der Musikbande auf gleichen Rang gestellt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden nur die älteren Militärärzte in gleicher Weise wie die Offiziere angestellt, während die jüngeren nur Hospitalmates hießen. Wohl traten nach und nach einige Verbesserungen ein, allein durchgreifende und principielle Aenderungen erst im Jahre 1858, nachdem der Krimkrieg und der Aufstand in Indien an die Thätigkeit der Militärärzte die schwersten Anforderungen gestellt hatte. Begutachtende Kommissionen hatten sich über die Reorganisation des Sanitätsdienstes ausgesprochen, und ein königliches Patent gab den Aerzten außerordentlich hohe Rangstufen: der Director General war gleich dem Generalmajor, der Inspector General dem Brigadier, der Deputy Inspector General dem Oberstlieutenant, der Surgeon war beim Stabe Major und als Surgeon Major Oberstlieutenant, Assistant Surgeon beim Stabe oder Regiment Lieutenant, nach sechs Jahren Hauptmann. Der Parallelrang bringt auch hier alle diejenigen Vortheile mit sich, welche der korrespondirenden Militärcharge zustehen hinsichtlich des Quartiers, Servis, der Ration, Geldentschädigung ꝛc. Für den Eintritt war eine Zulassungsprüfung und die Absolvirung eines Kurses in der militärärztlichen Schule zur Bedingung gemacht.

Diese von der englischen Regierung eingeführten Bestimmungen schienen für die Stellung der Militärärzte höchst günstig zu sein und führten auch im Jahre 1860 eine nicht geringe Anzahl junger Aerzte in die Reihen der Armee. Allein die Thatsachen bewiesen das Gegentheil. Das Statut war allerdings gut, die Ausführung jedoch, welche der Höchstkommandirende, Herzog von Cambridge, besorgte, um so mangelhafter. Dazu kamen während der nächsten Jahre officielle Bestimmungen, welche die Rangverhältnisse beschränkten, namentlich das Recht, irgend einen militärischen Befehl zu führen, den Aerzten nahm. Ueberhaupt wurde der englische Militärarzt nur als Militärbeamter mit bestimmtem Rang betrachtet, während das Patent von 1858 eine faktische Gleichstellung mit den Offizieren in Aussicht gestellt hatte. Vom Jahre 1860 an nahm dann wieder der Eintritt tüchtiger Aerzte in die Armee ab.

Bei dem immer wachsenden Mangel an Aerzten griff die englische Regierung zu einem Mittel, welches die Interessen der Militärärzte tief verletzte. Sie engagirte im Jahre 1863, weil sie von da an die Sorge für den ärztlichen Dienst in Indien mit zu übernehmen hatte, eine Anzahl von Aerzten „auf Kündigung", welche nicht die militärärztliche Schule passirt hatten. Dies System wurde bald der Gegenstand äußerst bitterer Angriffe. Gegenüber so beklagenswerthen Rückschritten in der Reform des Sanitätswesens ergriff die größte medicinische Körperschaft Englands, das Royal college of physicians, die Initiative; sie wies auf die Mängel hin und beantragte, daß das Patent von 1858 ausgeführt werde, daß man aber auch die sociale Stellung der Militärärzte in vieler Hinsicht verbessere. Nunmehr berief das Kriegsministerium eine Kommission, aus deren Arbeiten ein interessantes Blaubuch von 249 Folioseiten über den Gegenstand hervorging.

Auf Grund der in diesem Blaubuche enthaltenen Erörterungen und Berichte wurde endlich im April 1867 ein königliches Patent erlassen, welches Gehaltsverbesserungen, Dienstzeitbestimmungen ꝛc. enthält, allein über den streitigen Punkt rücksichtlich der den Militärärzten zuzuerkennenden Ehrenrechte stillschweigend hinweggeht. So blieb denn die Stellung der englischen Militärärzte genau die unserer Militärbeamten, nur mit dem Unterschied, daß ihnen ein bedeutend größerer Einfluß auf die Hygieine der Armee gegeben ist.

Vom allgemein organisatorischen Gesichtspunkte aus betrachtet unterscheidet sich das englische Militär-Sanitätswesen von dem aller anderen europäischen Armeen durch das Regimentssystem, welches wieder seinerseits durch die Verwendung der Armee in vielen kleinen Truppenkörpern als Kolonialarmeen bedingt ist. Hierdurch erhält diese Armee einen ganz eigenthümlichen Typus. Es kann deshalb in England nie von einer allgemeinen Wehrpflicht die Rede sein, weil bei diesen in allen Welttheilen verwendeten Truppen nur eine lange Dienstzeit gegenüber den Schwierigkeiten des Transportes gerechtfertigt erscheinen kann. Ein Regimentsarzt verwächst dort gleichsam mit seinem Regiment, bei dem er stehen bleibt.

Allein schon jetzt erheben sich Stimmen in der englischen Presse, welche auf den Nutzen der Bildung eines „Sanitätscorps" hinweisen als natürliche Parallele mit dem Ingenieurcorps. Uebrigens sind die Unkosten für das jetzige englische Militär-Medicinalwesen keineswegs gering. Dasselbe wird im Etat für das Jahr 1869 auf 380,000 Pfund Sterling (etwa 2½ Mill. Thaler) angesetzt, ganz abgesehen vom abyssinischen Kriege; eine hohe Summe bei einem gesammten Armeebudget von 15 Mill. Pfd. Sterl. (100 Mill. Thaler).

Die bessere Organisation des Militär-Sanitätswesens Englands gipfelt in der Bildung eines besondern „Medicinaldepartements des Kriegsministeriums" (Army medical department). An der Spitze desselben steht der Director General, unter demselben drei Abtheilungschefs, welche die medicinische, hygieinische und statistische Abtheilung leiten. Aus den Arbeiten dieser drei Abtheilungen gehen die jährlich erscheinenden trefflichen Army medical reports hervor. Allein dieses Departement hat nur mit den Aerzten zu thun, keineswegs einen Einfluß auf die Vorräthe oder auf das Hospital-Sanitätswesen, wie es wohl naturgemäß der Fall sein sollte.

Die Zahl der englischen Militärärzte ist in Folge der zerstreuten Verwendung der Armee verhältnißmäßig sehr groß. Wir erinnern daran, daß die englische Armee im Jahre 1868 incl. Depôt- und Kolonialtruppen aus 206,504 Mann bestand, von welchen 65,292 Mann in Indien standen. Außer dieser Armee besitzt England noch eine eingeborne indische Armee 137,000 Mann stark, darunter 2872 europäische Offiziere. Für die englischen Truppen sind 1100 Aerzte etatsmäßig mit folgenden Rangstufen: 1 Director General, 9 Inspector Generals, 36 Deputy Inspector Generals, 353 Surgeons Majors und Surgeons, 701 Assistant Surgeons. Diese 1100 Militärärzte bilden zwei große Klassen: Aerzte des Stabes und Truppenärzte. Jedem Stabe (medical staff) gehören an: 1 Director General, 9 Inspector Generals, 36 Deputy Inspector Generals, 126 Staff Surgeons Majors und Staff Surgeons, endlich 316 Staff Assistant Surgeons. Die ordinirenden zum Stabe gehörigen Aerzte werden theils auf entfernte Stationen mit keiner bestimmten Truppenstärke, theils bei festen Instituten (Invalidenhäusern, Erziehungsanstalten, Generalhospitälern) verwendet. Zum „indischen Dienst" gehören außer den in Indien stehenden englischen Militärärzten noch 518 Aerzte. Die englische Flotte hat außerdem ein ärztliches Corps von 500 Aerzten von einem Director General bis herab auf Assistant Surgeons.

Fast gleichzeitig mit Preußen ging man auch in Oesterreich mit der Reform des Militär-Sanitätswesens vor. Im Juli 1867 wurde auch hier eine Kommission niedergesetzt, um zu berathen, in welcher Weise man alle Sanitätsanstalten der Armee sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten, also die Garnisons- und Truppenspitäler, die Sanitätskompagnien, Feldspitäler und Ambulancen ꝛc. in einen einzigen Körper zusammenziehen und unter ein einheitliches Kommando stellen könne. Im November 1868 verfaßte dann die Militär-Sanitätskommission einen Entwurf zur Reorganisation mit folgenden Vorschlägen: Die höchste militärärztliche Stelle unter dem Namen „General-Sanitäts-Inspektion" soll aus 5 Mitgliedern bestehen, und zwar einem General-Sanitäts-Inspektor mit dem Range eines Feld-Marschall-Lieutenants, einem Generalstabsarzt als seinem Stellvertreter und drei Oberstabsärzten, die in wissenschaftlichen Dingen autonom, in anderer Beziehung für ihre Beschlüsse der Bestätigung des Kriegsministeriums bedürfen. Dem Oberstabsarzte folgen im Range der Stabsarzt, Regimentsarzt, Bataillonsarzt, Assistenzarzt, Aspirantarzt. Mit dem Bataillonsarzt schließt das feldärztliche Corps ab. Die Aufnahme in dasselbe hängt von einer vorausgegangenen feldärztlichen Bildung und außer dem Diplom von dem Bestehen einer feldärztlichen Prüfung ab. Die Mitglieder dieses Corps sind Offiziere und besitzen die Exekutivgewalt in ihrem Wirkungskreise. Außerdem soll die Josephs-Akademie, die bisherige militärärztliche Bildungsanstalt zu Wien, aufgelöst werden, an ihre Stelle eine militärärztliche Fachschule mit Beibehalten von Kliniken für bereits promovirte Aerzte treten. Auf den Universitäten sollen streng militärärztliche Gegenstände gelehrt werden, damit mit Rücksicht auf allgemeine Wehrpflicht ein weiterer Bildungskreis geboten ist. Somit schließt sich im Allgemeinen dieser Entwurf den Principien an, die auch der Organisation des preußischen Militär-Sanitätswesens zu Grunde liegen. Seinen zeitgemäßen Forderungen wurde denn auch im Interesse der Armee Rechnung getragen, und der Kaiser von Oesterreich genehmigte schließlich folgende Organisation:

Im Frieden und im Kriege bestehen 12 Sanitätskompagnien, wovon jede in 6 Züge eingetheilt ist. Im Kriege werden überdies 36 Divisions-Ambulancen und ebenso viel Sanitätsmaterial-Reserven errichtet, auch wird jeder

Truppendivision eine Sanitätsabtheilung einverleibt. Im Frieden hat ein Theil der Sanitätsmannschaft den Dienst in den Garnisonshospitälern zu verrichten und muß selbst in den Militärapotheken die Mannschaft dieser Truppen verwendet werden. Jede Brigade erhält im Kriege einen halben Zug Sanitätsmannschaft und 4 Blessirtenwägen. Von den 12 Kompagnien sind 4 in Wien und je 2 Kompagnien in Prag, Graz, Krakau und Pest stationirt. Der Stand der ganzen Sanitätstruppen besteht aus einem Stabsoffizier, 14 Hauptleuten, 44 Offizieren der Sanitätstruppen und 24 Offizieren aus dem Pensionsstande, dann aus 109 Aerzten und 3690 Mann.

Das französische Militär-Sanitätswesen ist in vieler Beziehung hinter den Anforderungen der Neuzeit zurückgeblieben. Der hauptsächliche Fehler desselben liegt darin, daß die Militärärzte bezüglich aller Angelegenheiten, welche die äußere und innere Verwaltung der Hospitäler und selbst ihr eigenes Avancement betreffen, von einem nichtärztlichen Intendanten abhängen. Diese Einrichtung ist dazu angethan, sowohl dem kranken Soldaten Nachtheile zu bringen, als auch eine Unzufriedenheit der französischen Militärärzte mit ihrer Stellung herbeizuführen. Die Folge ist, daß tüchtig wissenschaftlich gebildete Aerzte sich nur in geringer Anzahl veranlaßt sehen, in die Armee einzutreten, in welcher sie keinen relativen militärischen Rang haben. Doch bilden die Militärärzte bei alledem ein gesondertes Corps in der Armee und das gibt ihnen gewissermaßen einen Esprit de Corps. Ihre Bildung erhalten sie zumeist in der École impériale d'application de médecine et de pharmacie militaire zu Paris, einer großartigen Anstalt, die mit dem Militärlazareth Val de grâce verbunden ist; Vorbereitungsanstalt ist die militärärztliche Schule zu Straßburg. Die Aussicht auf den mit Pension verbundenen Orden der Ehrenlegion soll unter den Militärärzten den Eifer für wissenschaftliches und praktisches Streben beleben und fördern.

In der französischen Armee wird jede Ambulance nach dem amerikanischen System hergestellt, wobei die nicht transportablen Verwundeten und Kranken bis zur gänzlichen Heilung auf dem Platze behandelt werden. Das Personal einer Ambulance besteht aus einem Oberchirurgen, 4 Chirurgen, 10 Gehülfen und 12 Untergehülfen, die 52 Krankenwärter unter ihrem Befehl haben, darunter 2 Unteroffiziere und 4 Korporale. Dazu kommen noch 1 Almosenier, 1 Pfarrer und 3 Rechner. Jede Ambulance verfügt über 40 Pferde, wovon 12 Zugpferde für den Transport des Materials, bestehend in 8 Wägen, 17 großen Zelten mit Betten, 51 kleinen und einer Anzahl von Kisten mit Leinen. Jedes der großen Zelte enthält 24 Betten und nimmt einen Raum von 8 Meter Länge und 6 Meter Breite ein. Das Aufstellen und Abbrechen ist außerordentlich leicht. Zum Transport der Verwundeten unter das Zelt verfügt jede Ambulance über 300 Tragbetten und 100 Tragbahren. Man schätzt, daß bei einer Schlacht jede Ambulance 1500 bis 2000 Verwundete besorgen kann. Uebrigens hat jede Ambulance eine Reserve von Medicinalpersonen, die im Nothfall den organisirten Dienst sofort übernehmen und den Erstgekommenen das weitere Vorrücken ermöglichen kann.

In Bezug auf den französischen Sanitätsdienst ist charakteristisch, daß die Aerzte im Falle des Rückzugs angewiesen sind, zu versuchen, die Verwundeten, ob verbunden oder nicht, zurückzuschaffen, dieselben im schlimmsten Falle im Stich zu lassen. Unter keinen Umständen darf sich der Arzt von seinem Truppentheil entfernen. Diese Bestimmungen sind ganz und gar verwerflich, sie entsprechen auch in keiner Weise den Grundsätzen der Genfer Konvention, durch welche das die Verwundeten verpflegende und behandelnde Personal neutral erklärt ist und den Dienst bei den Verwundeten auch in dem Falle fortleisten kann, daß Aerzte und Verwundete dem Feinde in die Hand fallen.

Dr. Ploß.

Handel und Verkehr.

Die Blokade der deutschen Küsten. Wie der Gebrauch sämmtlicher Angriffsmittel der Franzosen im gegenwärtigen Kriege, so war auch die Blokirung unserer Küsten unerwartet spät eingetreten. Und da Deutschland seinerseits trotz des Ueberfalls glücklicher Weise vollkommen in der Lage war, den Krieg zu Lande mit starken, wuchtigen, rasch aufeinander folgenden Schlägen zu führen, die Frankreich bald zum Frieden nöthigen müssen, so wird die Versperrung des

Seewegs für unsern auswärtigen Verkehr sich auf ein Minimum von Zeit und Störung beschränken.

Die französische Flotte war Mitte Juli ebenso wenig kriegsfertig wie das französische Heer. Allerdings hat der Marineminister, Admiral Rigault de Genouilly, niemals mit der verwegenen Zuversicht wie der Kriegsminister, Marschall Leboeuf, seinen Kollegen und den Kammern sein Wort gegeben, er sei gerüstet bis auf den letzten Uniformknopf; im Gegentheil hat er nach glaubwürdigen Berichterstattern allemal, wenn auf den Stand der Rüstungen die Rede kam, erklärt, ihm fehle noch dies und das zur Vollendung. Aber wenn er dadurch für seine Person auch gerechtfertigt dasteht, so war es darum nicht weniger für Frankreich ein Unglück, daß die einzige Waffe, in der es Deutschland unfehlbar überlegen sein mußte, nach dem förmlichen Ausbruch des Krieges noch der Schleifung bedurfte. Hals über Kopf wurde das erste Geschwader Panzerschiffe nach Kopenhagen geschickt, wo es in einem bedauernswerthen Zustande von Unfertigkeit ankam; sollte es freilich doch auch zunächst nur einer politischen Mission dienen, d. h. auf Dänemark den verabredeten scheinbaren Druck zur Theilnahme am Kriege zu üben, der denn freilich Rußlands wirklichem und unerbetenem Drucke gegenüber doch nicht durchschlug. Volle vier Wochen aber dauerte es, bevor eine zweite und dritte Abtheilung nachfolgen und man zur Eröffnung der Blokade übergehen konnte. Der 15. Juli war bekanntlich der für den Krieg entscheidende Tag; vom 15. August an wurden die deutschen Nordseeküsten für blokirt erklärt.

Panzerschiffe werden bekanntlich nicht zur Blokirung von Küsten oder Häfen, auch nicht zur Aufbringung von Prisen, sondern für die Schlacht gebaut. Sie eignen sich denn auch lediglich für die Schlacht; nicht allein für die Verfolgung feindlicher Kauffahrteischiffe, auch für Blokaden sind sie sehr untaugliche Werkzeuge, wenigstens wenn es sich nicht um die Sperrung eines einzigen Fahrwassers oder Hafenzugangs, sondern um diejenige eines weitausgedehnten Küstenstrichs handelt. Man schätzt die Erstreckung der deutschen Seeküste in Nord- und Ostsee auf etwa 180 Meilen. Diese unter wirksamer beständiger Aufsicht zu halten, ist nicht die Sache weniger Schiffe oder einiger sich auf ein paar Punkten geschlossen zusammenhaltender Flottillen. Zusammen aber müssen die französischen Geschwader sich schon halten, zumal in der Nordsee, weil ihnen gegenüber ein wachsamer, kampfbegieriger, im Einzelkampfe wahrscheinlich überlegener Feind auf der Lauer liegt; auch das starke Kohlenbedürfniß und die Untauglichkeit zu bequemem Hinundherkreuzen, welche Panzerschiffen anhaften, setzen sie schlecht in Stand, mehrere räumlich von einander entfernte Buchten oder Flußmündungen gleichzeitig in Schach zu halten. So kommt es, daß in den paar Wochen seit der Ankündigung der Blokade schon wiederholt von der Oder, der Trave und der Weser her gemeldet worden ist: ein deutsches Schiff habe glücklich die Blokadelinie durchbrochen, oder ein neutrales Schiff sei eingelaufen, ohne von dem blokirenden Geschwader etwas wahrzunehmen. Der letztere Umstand muß zu den zahlreichen völkerrechtlichen Streitfragen, welche dieser Krieg in Folge anstößigen französischen Verhaltens aufwirft, eine neue fügen. Seit 1856 nämlich sollen Blokaden, um rechtsverbindlich zu sein, effektiv sein müssen; und Frankreich hat beim Ausbruch des Krieges ausdrücklich erklärt, daß es sich an die völkerrechtlichen Festsetzungen von 1856 gebunden halte. Was heißt aber effektive Blokade im Gegensatz zu den sogenannten Papierblokaden der alten Zeit anders, als daß der Hafen, der für die Schifffahrt geschlossen erklärt wird, auch wirklich durch beständige Anwesenheit wenigstens Eines feindlichen Kriegsschiffes geschlossen sein soll? daß das Recht nicht weiter reichen soll als die Kraft, die Verhinderung des neutralen und erlaubten Handels nicht weiter, als die thatsächliche Verfolgung der Kriegszwecke eben durchaus erheischt? In Berlin wird daher konstatirt werden müssen auf Grund der unverdächtigen Aussagen neutraler Kapitäne, die in blokirte Häfen eingelaufen sind, ohne ein Blokadeschiff zu erblicken, daß die Blokirung so und so vieler Häfen nicht effektiv ist, und folglich aufgehört hat rechtsverbindlich zu sein. Es mag sein, daß die neutrale Rhederei sich durch eine einseitige Veröffentlichung dieser Art im allgemeinen nicht bestimmen läßt, die abgebrochene Fahrt nach deutschen Häfen wieder aufzunehmen, obwohl einzelne unternehmende Eigenthümer und Führer von Schiffen gewiß auf eine solche Bekanntmachung nur warten, um der Lockung ungewöhnlich hoher Frachtsätze nachzugeben: — aber auf alle Fälle würde so doch der Abfall Frankreichs von seinen eigenen feierlich proklamirten Principien festgestellt, und der thatsächlichen Ausbildung des Völkerrechts ein Dienst erwiesen, indem man die Nothwendigkeit schärferer Fassung

oder einer ausgiebigen Kontrole für den die Effektivität der Blokaden betreffenden Satz der Seerechtsdeklaration von 1856 begründete. Höhere Gewalt, d. h. ein Sturm, der die Schiffe nöthigt, ihre Anker aufzuholen und unter Dampf oder Segel zu gehen, mag die einmal ausgesprochene Blokade rechtlich nicht unterbrechen, wenn seine Wirkungen vorübergehender Natur sind. Aber eine erfolgreiche gewaltsame Sprengung thut es jedenfalls, und ebenso muß es auch freiwilliges Verlassen des Postens thun, wie sehr dazu immer die Erschöpfung des Kohlenvorraths oder dergleichen gedrängt haben mag.

Die französische Blokade hat sich auf die Emshäfen nicht erstreckt, weil das rechte Ufer des Dollart, in den die Ems mündet, unter niederländischer Staatshoheit steht, und man weder den neutralen Hafen Delfzyl sperren, noch zwischen seiner Zugangsfreiheit und der Sperrung Emdens, Leers und Papenburgs eine hinlänglich scharfe Linie ziehen konnte, wenn man seine Blokadeschiffe nicht auf einem Punkte vor Anker legen wollte, wo sie mit deutschen 72- oder 96-Pfündern eine sehr unangenehme Bekanntschaft hätten machen können. Es hieß anfänglich, der gleichfalls hart an der Grenze belegene Hafenplatz im äußersten Osten, Memel, sei ebenfalls von der Blokade ausgenommen worden. Allein da Memel selbst am rechten, d. h. russischen Ufer des Niemen liegt und keine russischen Handelsplätze in Mitleidenschaft gerathen konnten, so hat sich diese von vornherein wenig wahrscheinliche Angabe nicht bestätigt. Die Blokadefreiheit der Ems ist natürlich sofort benutzt worden, um dem unterbundenen Seehandel der Weser und Elbe einen Ausweg zu eröffnen. Von Seiten des Norddeutschen Lloyd war gleich nach dem Ausbruch des Krieges ein Vertrauensmann nach Delfzyl abgesendet worden, um zu sehen, ob dort die Verhältnisse so beschaffen seien, daß sich der Nothhandel über diesen Platz leiten lasse, mit Benutzung der Eisenbahn bis Leer und von da ab des Flusses. Die Ausnahme der ganzen Ems von der Blokirung hat erlaubt, von dem ziemlich schlecht zugänglichen, kleinen und geschäftlich unbedeutenden Delfzyl abzusehen. Speditionshäuser in Leer und Emden, zum Theil in aller Geschwindigkeit von größeren Plätzen aus dort errichtet, ziehen den Verkehr Bremens und Hamburgs mit England und der gesammten transatlantischen Welt an sich. Man hat nur zu beklagen, daß die Eisenbahnlücke zwischen dem nordwestdeutschen und dem niederländischen Bahnnetz, von Leer bis Nieuweschans hart an der Grenze, noch nicht ausgefüllt ist, ungeachtet die Unterhandlungen seit Jahren schweben; sonst ließe sich der vortreffliche niederländische Hafen Harlingen, der bereits regelmäßige Dampferverbindung mit England hat, bequemer und billiger benutzen. Die unmittelbare Ueberladung aufs Schiff in Leer hat ihre Bedenken wegen der Beschaffenheit der Emsmündung, die nichts weniger als auf großen Seeverkehr eingerichtet und ohne sichere Rhede ist. Indessen nimmt man für die kurze Zeit der Noth vorlieb. Ostfriesische Butter, Leers Haupthandelswaare, hat schon seit Wochen ihren Abzug nach London gefunden, als die Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs die Versendung ins Innere von Deutschland vorübergehend aufhob, und so die schlimmste Wirkung des Kriegsausbruchs auf Stadt und Gegend verhütet.

Einen zweiten Ausweg für den gehemmten deutschen Nordseeverkehr bieten die Häfen Fridericia und Aarhuus in Jütland. Es gehört zu den besten Folgen der Dänemark aufgenöthigten Neutralität, daß seine jütischen Häfen zu solchen Vermittlungsstationen gemacht werden konnten. Hamburger Makler begaben sich dorthin und ließen sich vorübergehend ganz dort nieder, um das neu erstehende Nothgeschäft in die Hand zu nehmen; Dampferlinien wurden eingerichtet, einerseits nach Hull durch die große englische Cunard-Kompagnie, in genauem Zusammenhang mit deren nordamerikanischer Dampfschifffahrt von Liverpool aus, andererseits nach Gothenburg in Schweden und Christiania in Norwegen. Und während so ein Rest des Hamburger und Lübecker, ja selbst des Bremer Verkehrs mit den nordischen Ländern erhalten blieb, gratulirten sich die Kaufleute von Aarhuus und Fridericia zu dem unerwarteten Gewinn, welchen eine Neutralität ihnen einbrachte, von der sie selbst vielleicht in blindem politischen Fanatismus zuerst nichts hatten wissen wollen. Man hofft ernstlich, die neuen Dampferlinien nicht bloß für die Dauer des deutsch-französischen Kriegs, sondern nachhaltig in Gang bleiben zu sehen. Die alten innigen und lebhaften Geschäftsbeziehungen Jütlands zu Hamburg, die den Deutschenfressern und zum Theil auch den konkurrirenden Geschäftsleuten Kopenhagens — einer Stadt des Vergnügens gleich Paris — ein Dorn im Auge sind, werden so aufs neue befestigt und müssen nach der Wiederherstellung des Friedens unter so vollständig veränderten politischen Verhältnissen dazu beitragen, unsere

Stellung zu Dänemark und dem ganzen skandinavischen Norden fühlbar zu verbessern.

Die nordischen Länder sind für einen großen Theil ihres ausländischen Bedarfs auf die deutschen Seehandelsplätze, zumal auf Hamburg, Bremen und Lübeck angewiesen. Es versteht sich von selbst, daß sie sich nach der Kriegserklärung ungesäumt für den Winter zu versorgen gesucht haben, und die späte Ankündigung der Blokade ließ ihnen dazu ziemlich viel Zeit, während solche Waaren, die etwas erhöhte Transportspesen nicht zu scheuen brauchen, auf den bezeichneten Umwegen ihnen auch jetzt noch zugehen. Gleichwohl rechnet man namentlich in Lübeck, dem Hamburger Abladeplatz für die Ostsee, darauf, daß sich nach dem ja wohl bald zu gewärtigenden Friedensschluß noch ein Herbstgeschäft mit dem Norden entwickeln werde.

Aus Mecklenburg und den preußischen Ostseeländern ist noch vor dem Beginn der Blokade viel Getreide nach England verschifft worden. Ein Erlaß des Generalgouverneurs der Küstengegenden, General Vogel und Falckenstein, der die Getreideausfuhr in Bausch und Bogen verbot, hatte allerdings die Wirkung der Blokade für diese darauf angewiesenen Provinzen verhängnißvoll vorweggenommen. Allein die prompte Energie des Vorstands der Königsberger Kaufmannschaft, der sofort eine kurze eindringliche Beschwerde an den Bundeskanzler im großen Hauptquartier richtete, bewirkte, daß das Verbot zurückgezogen und die Blokade des Feindes für solche Handelssperre abgewartet werde. Von einem rein militärischen Gesichtspunkt möchte gegen die Maßregel des Generals von Falckenstein wenig einzuwenden gewesen sein; allein der Vorfall zeigt eben, daß die militärische Einsicht selbst im Kriege nicht durchgehends ausreicht, und man hätte wohl wünschen können, daß dem berühmten Feldherrn einer der volkswirthschaftlich gebildeten Räthe des Bundeskanzleramts an die Seite gegeben wäre, wenn er auch für derartige Erlasse kompetent sein sollte.

Die störenden volkswirthschaftlichen Folgen der Blokade darf man sich nicht zu arg vorstellen. Sie haben nicht im allerschwächsten Maße etwas gemein mit der Einschließung, welche unsere siegreichen Heere über Straßburg und Metz bereits verhängt haben und über Paris zu verhängen im Begriff sind. Die Wirkung der Belagerung einer befestigten Stadt ist, daß in kürzerer oder längerer Frist Mangel an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen eintritt, an Gemüse, Fleisch, Brod, Kaffee, Bier, Wein und selbst Wasser. Dagegen läßt sich dreist behaupten, daß die französische Blokade unseren Küsten mitsammt der voraufgegangenen Verjagung unserer Kauffahrteischiffe vom Meere noch nicht den Erfolg gehabt hat, die Preise eines einzigen wichtigen Artikels hinaufzutreiben, und auch schwerlich überhaupt haben wird, der Krieg mag sich noch so sehr in die Länge ziehen.

Was zunächst die Feldfrüchte betrifft, so ist die deutsche Ernte, eins ins andere gerechnet, nicht ungünstig ausgefallen, während die französische Ernte nach den Erhebungen des großen Marseiller Hauses Estienne nur etwa die Hälfte einer guten Mittelernte beträgt. In der Provinz Preußen, die so leicht und oft Noth leidet, erfreut man sich diesmal sogar eines glänzenden Ertrags. Sollten wir der Zufuhr bedürfen, so kann dieselbe freilich nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Weichsel oder der Oder, der Elbe oder der Weser hereinkommen, aber nichts hindert das östliche Deutschland, über die russischen Häfen, und das westliche, über die holländischen und belgischen Häfen zu beziehen, abgesehen von den Massen Korn, welche Ungarn und Rußland uns aus ihrem Ueberschuß zu Lande werden zukommen lassen. Vieh ferner führt Deutschland nicht sowohl ein als aus, so daß eine Beschränkung der Verkehrsstraßen, eine daraus hervorgehende Vertheuerung des Transports den heimischen Markt eher zu überfüllen als zu leeren dienen wird. Hier könnte höchstens die mörderische Rinderpest, die gleichzeitig in mehreren Provinzen aufgetreten ist, Gott weiß woher eingeschleppt, einen das Fleisch rar und theuer machenden Einfluß üben. Aber die deutschen Behörden kennen ja das Mittel, ihrer Herr zu werden, und werden sich nicht der strafbaren Nachlässigkeit der niederländischen Behörden im Jahre 1867 schuldig machen, die dem Lande so viel Vieh und Geld gekostet hat, ehe man entschlossen zum Beile griff und alles Verdächtige erschlug. Nur die sogenannten Kolonialwaaren eigentlich sind es, wobei Deutschland zu seiner Versorgung wesentlich auf die eigenen Seehäfen angewiesen ist. Zucker gehört, Dank den langjährigen unfreiwilligen Opfern der Konsumenten, durch welche die Rübenzuckerindustrie in die Höhe gebracht worden ist, schon nicht mehr dazu. Kaffee aber können uns die Niederlande von ihren ostasiatischen Kolonien mehr liefern, als wir brauchen; für Thee ist Rußland eine Nothbezugsquelle. Der Krieg wird ja auch nicht so lange dauern, daß der Handel sich ganz in diese Auswege der Ver-

legenheit hineingewöhnte, so daß z. B. Königsberg es später schwer fände, sein großartiges Theegeschäft wieder herzustellen, das tief nach Rußland hineinreicht, oder Hamburg und Bremen, es im Kaffeegeschäft mit Amsterdam und Rotterdam aufzunehmen. Wie mit diesen Gegenständen des unmittelbaren täglichen Verbrauchs, so ist es in noch höherem Grade mit der übrigen Einfuhr; und wie um die Einfuhr, so steht es auch um die Ausfuhr: man behilft sich einige Wochen oder Monate schon, wenn sonst nur alles gut geht, ohne besonders tiefeingreifenden Schaden.

Den fühlbarsten Nachtheil erleiden natürlich die Erwerbszweige, welche eben auf den Seeverkehr der deutschen Häfen angewiesen sind. Lootsen haben nichts zu thun; Fischer müssen ihre Netze ungebraucht verfaulen lassen; die himmelhohen Packhäuser der Seehandelsplätze leeren sich allmählig bis auf den letzten Raum und fressen Miethe; die Ein- und Auslader der Schiffe lungern müßig im Hafen, wie die deutschen Matrosen und Kapitäne, welche nicht auf fremden Schiffen haben Dienste nehmen können oder wollen. Das Kapital des Rheders und des am Seehandel betheiligten Kaufmanns, statt Zinsen abzuwerfen, verschleißt sich ungenutzt. Ein bedeutender Theil dieser negativen Verluste würde übrigens erspart, wenn das Privateigenthum im Kriege auch zur See so heilig wäre wie auf dem Lande, — wenn in Folge dessen die deutschen Handelsschiffe selbst im Falle eines Seekriegs, der die deutsche Kriegsflotte vom Meere fegte und alle deutschen Häfen in Blokadezustand versetzte, zwischen fremden, neutralen Häfen ihrem friedlichen Gewerbe ungehindert nachgehen könnten.

Dieses große Princip durchzusetzen, wird Deutschland nach der Beendigung des gegenwärtigen Krieges dann hoffentlich ja wohl die Macht besitzen. In maritimen Kreisen regen sich noch weitergehende kühne Forderungen. Der Vorsitzende des Deutschen Nautischen Vereins, Herr H. Tecklenborg in Bremen, ein Mann, der sich weitverbreiteten und wohlverdienten Ansehens erfreut, ist mit dem Nachweis beschäftigt, daß es von Rechts wegen weder Blokade noch Verfolgungen von Kriegskontrebande mehr geben sollte. Man darf diesem Nachweise den besten Erfolg wünschen, wenn man einstweilen auch noch bezweifeln zu müssen glaubt, daß die Blokade der deutschen Nord- und Ostseeküsten im Jahre 1870 das letzte derartige Erlebniß im Schoße der civilisirten Welt gewesen sein werde.

Anfang September.

A. Lammers.

Kriegswesen.

Der strategische Werth von Elsaß-Lothringen. Nach Jahrhunderten nationaler Zerrissenheit und daraus hervorgehender Ohnmacht tritt an uns Deutsche plötzlich die Frage heran: Wie viel von Lothringen und was außer dem ganzen Elsaß sollen wir zurücknehmen? Bis jetzt haben die hierüber verlautbarten Kundgebungen vorwiegend die politische Seite der Frage erörtert, die strategische hingegen, welche doch die entscheidendste sein dürfte, weniger oder nur oberflächlich in ihren Bereich gezogen. Der vorliegende Aufsatz hat den Zweck, die strategische Seite ausschließlich zu beleuchten, ohne Rücksicht auf die politische, die zu sehr von individuellen Anschauungen und bloßen Vermuthungen abhängt, während jene eine wissenschaftlich begründete Basis hat. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Beschaffenheit der beiden, ehemals deutschen Reichsländer.

Der Elsaß gleicht von Hagenau bis Belfort fast in jeder Beziehung den gegenüberliegenden Theilen Badens. Das Volk ist auch ein und desselben Stammes und Charakters auf beiden Seiten dieses Theiles des Rheins. Der Rheinpfalz hingegen gleicht der nördlich und westlich von Hagenau gelegene Theil und jener über die Vogesen hinausliegende Zipfel, in welchem sich die Orte Lützelstein, Bockenheim und Saarwerden befinden. Ganz gleichen Charakter mit diesem hat der von Lothringen dazwischengeschobene, unmittelbar an die Pfalz grenzende Zipfel, in dem die vielgenannte Festung Bitsch liegt. Der eigentliche Elsaß oder „das Land der Ill-Sassen" ist vorwiegend Ebene und reicht nur bis eine Meile nördlich von Straßburg. Die vorherbeschriebenen Landschaften hingegen haben ausgesprochenen Gebirgscharakter, der nach Westen hin zu- und nach Osten hin abnimmt. Bei Brumath, Hagenau, Sulz und Weißenburg liegen die Vorstufen als liebliches

Hügelland. Die Westgrenze des Elsaß bildet ein Gebirgszug, den wir Deutsche Wasgau, die Franzosen jedoch les Vosges, d. h. Vogesen, nennen. Seine östlichen Abhänge sind schroffer als die westlichen, welche mehr als Hochland ins Lothringische verlaufen. Seine größten Höhen finden sich im Süden des Landes, woselbst sie bis 4400′ hoch aufsteigen, die Höhe des Kamms schwankt zwischen 1600 und 2000′. Der Wasgau ist ein Urgebirge aus Granit und Gneis, doch tritt in seinem nördlichen, mehr dem Hardtgebirge der Pfalz ähnlichen Theile der bunte Sandstein und an den Osthängen daselbst auch Molasse auf. Das Ganze ist, mit Ausnahme des eigentlichen Kammes, dicht mit Laubholz bewachsen. Gebirge aus Felsarten wie die vorgenannten sind immer schwer zugänglich, reich an zerrissenen steilen Schluchten und arm an Einsenkungen, welche sich zu Pässen eignen. In dem bis zur pfälzer Grenze 27 Meilen langen Wasgau finden wir daher nur 6 Haupt- und 3 vernachlässigte Pässe. Der erste Paß, im Süden anfangend, führt von Mühlhausen über Thann nach Rémiremont in Lothringen. Er liegt zwischen zwei Gebirgsstöcken, von denen der südlichste und zugleich Wurzelstock des Wasgau „die St. Antonsberge des Elsaß" oder auch „Ballon Gresson", der nördliche hingegen Ventron genannt wird. Das Joch dieses Passes, durch welches die Eisenbahn Epinal-Mühlhausen gelegt wird, ist gut im Stande, liegt etwa 2000′ hoch und es entspringen an seiner westlichen Seite die Quellen der Mosel, an der östlichen die des Thur, eines Nebenflüßchens des Ill. In den lothringischen Thälern dieser beiden Gebirgsstöcke wohnen Romanen, die einen vom Französischen abweichenden Dialekt sprechen. Diesseits ist noch alles trotz der französirten Namen deutsch. — Der nächste Paß nach Norden, 5½ Meilen vom Mosel-Paß entfernt, ist der Murte- oder Meurthe-Paß. Er führt von Kolmar und Kaisersberg durch das Behinethal über die 2300′ hohe Wasserscheide nach Lothringen in das Quellengebiet der Meurthe und von da zunächst nach St. Dieу. Er ist von guter Beschaffenheit, obwohl wie der vorige vielfach gewunden, auf- und absteigend und durch enge, leicht zu sperrende Schluchten führend. — Der dritte Paß, ebenso beschaffen, wie die vorigen, führt von Schlettstadt bei Marie-aux-Mines über die 3400′ hohe Wasserscheide ebenfalls nach St. Dieу. — Der vierte Paß, ein nicht für Fuhrwerk eingerichteter Saumpfad, führt von Schlettstadt am nördlichen Fuße des 3140′ hohen Dononberges nach dem lothringischen Flecken Senones, von dem ein Vicinalweg südlich nach St. Dieу geht. — Der fünfte, ebenso schlecht beschaffene Paß führt von Straßburg über Molsheim und Mutzig das Bruchethal hinauf über die 1600′ hohe Wasserscheide (1 Meile östlich von Senones) in das Rabodauthal nach letztgenanntem Orte. — Zwischen dem Dononberge und den Eingangs erwähnten Höhen, welche mehr dem pfälzer Hardtgebirge als dem Wasgau anzugehören scheinen, dehnt sich ein ungemein ödes Gebirgsstück aus, welches der Große Rothberg oder Grand Rougemont genannt wird. An seinen nördlichen Abstürzen befindet sich ein Doppelpaß, der sechste. Der eine geht von Zabern das Zornthal westwärts hinauf, verläßt dies etwa eine Meile von der genannten Stadt und klettert über das Plateau nach Saarburg in Lothringen. Er enthält die Eisenbahn Straßburg-Luneville. Der andere, vortrefflich eingerichtete Hauptweg führt von Zabern an der Festung Pfalzburg vorbei, westlich ebenfalls nach Saarburg einerseits und nordwestlich nach Bockenheim und Saarwerden andrerseits. — Der siebente Paß führt bei der Festung Lützelstein (La petite Pierre) über die Wasserscheide. Er vereinigt drei Wege in sich, die von Brumath, Hagenau und Sultz aus dem Elsaß heraufsteigen. Seine Passage ist schwierig. — Der achte (schlechte) Paß geht an der Feste Lichtenberg vorbei durch das Moderthal über das Gebirge und gehört gleichfalls zu den verrufenen. — Der neunte, vortrefflich gebahnte, aber durch die Festung Bitsch vollständig gesperrte Paß geht beim Wolfsgarten über die Wasserscheide und verbindet die elsässischen Städte Hagenau, Sultz und Weißenburg mit Bockenheim, Saargemünd und Zweibrücken. Er war für die Franzosen von ungeheurer Wichtigkeit.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts galten alle diese Pässe noch für unpassirbar während der Winterszeit. Dies hat sich mittlerweile sehr geändert in Folge des mehr oder minder sorgfältigen Wegebaus, doch gehört die Passage derselben während der rauhen Jahreszeit auch jetzt nicht zu den Annehmlichkeiten; ein marschirendes Heer wenigstens würde große Mühe beim Ueberschreiten haben.

Die natürliche und jederzeit offene Pforte des Elsaß liegt im Süden bei Belfort. Es ist dies ein 6 Meilen breites, völlig ebenes Thal zwischen dem schon genannten Wurzelstock des Wasgaus, dem Ballon Gresson und den nördlichen Ausläufern der Juraketten. Das

Land, obwohl 1080′ über dem Meere gelegen, ist hier so flach, daß man einen Kanal hindurchziehen konnte, der den südwärts strömenden Doubs mit dem nordwärts fließenden Ill (d. h. Rhone und Rhein) verbindet. Die Franzosen haben die Wichtigkeit dieser Pforte längst gebührend gewürdigt und sie durch die Festung Belfort geschlossen. In Mese vereinigen sich die Wege und Eisenbahnen, welche aus dem mittleren und südlichen Frankreich in den Elsaß und damit zugleich an die bisher verwundbarste Stelle Süddeutschlands, nämlich an den badischen Oberrheinkreis führen.

Das Bild, welches **Lothringen** uns bietet, ist nicht so einfach wie das des Elsasses. Zunächst kommt es darauf an, zu sehen, wo die politischen Grenzen dieses Reichslandes gegen Frankreich hin zu suchen sind. Man ziehe eine Linie von Mühlhausen über den Ballon Gresson nach Châtillon-sur-Saône, dann hat man zwischen jenem Gebirgsstock und dem Ostabhange der Hochebene von Langres die Südgrenze Lothringens, etwa 12 Meilen in der Länge. Die Westgrenze findet man annähernd, wenn man von Châtillon eine Linie in nordnordwestlicher Richtung nach St. Dizier an der Marne zieht und von dort nördlich nach Sedan. St. Dizier liegt etwa in der Mitte dieser gebrochenen Linie, die ungefähr 32 Meilen lang ist. Die natürlichen Grenzen fallen mit diesen alten politischen nicht zusammen. Zunächst sehen wir im Süden die westliche Fortsetzung des Wurzelstocks der Vogesen, welche 2100—2300′ hoch ist und bis Rémiremont gehend das oberste Moselthal gegen Süden begrenzt. Ein Paß führt aus dem Süden über Plombières nach letztgenannter Stadt, und ein anderer, mehr nach Westen streichender Weg führt von Plombières durch den Paß von St. Laurent nach Epinal an der Mosel. Zwischen beiden, etwa 2 Meilen von einander entfernten Pässen liegt der ansehnliche Gebirgsstock Chaumont. Von da zieht sich im nordwärts einspringenden Bogen das 3 Meilen lange Sichelgebirge hin, welches bei der Quelle der Saône, bei dem beschwerlichen Passe Biomenil endet. Derselbe führt von Vesoul nach Mirecourt in Lothringen. Dort beginnt dann mit 1230′ Höhe die südwestlich bis zur Côte d'Or streichende Hochebene von Langres. Sie wird bei den lothringischen Dörfern Sénonges, Provenchère, Sérocourt von Pfadpässen und bei Jches von einer schönen Straße durchschnitten, die von Mirecourt kommt und sich auf dem Plateaurande hinzieht. Von da streicht die Hochebene nach Norden, indem sie sich bis Neufchâteau an der Maas allmählig senkt. Der letztere Ort ist als Knotenpunkt von 5 Chausseen äußerst wichtig. Dieselben führen zwar durch Hochlande, aber nicht durch eigentliche Pässe. Die eine geht das Maasthal hinauf nach Langres an der Marnequelle, die andere über das Plateau nach Chaumont-en-Bassigny (an der Marne). Gleich nördlich von Neufchâteau kann man annehmen, daß der berühmte Argonnerwald beginnt, der sich bis nach Mézières und Sedan an den Ardennenwald hinaufzieht. Dies Gebirge ist zwar nur 1300′ hoch, aber sehr unwirthbar und rauh. In der kälteren Jahreszeit ist es nur auf den vorzüglichen Landstraßen zu passiren, die an 8 Stellen hinüberführen und den Namen Pässe verdienen. Es streicht in zwei Parallelketten von Norden, wo es am höchsten ist, nach Süden. Die westliche und zugleich ödeste Kette liegt zwischen den Flüssen Aisne und Aire, die östliche zwischen Aire und Maas. Die Berge, welche alles lothringische Land zwischen Maas und Mosel bis südlich über Toul hinaus erfüllen, heißen die Moselberge. Sie zeigen nur theilweise auffallend öde, aber doch dicht bewaldete Strecken. Die Höhen zwischen Maas und Saar können als die Fortsetzungen der Gebirge Luxemburgs und Rheinpreußens gelten, während das Land der Meurthe, sowie der Quellengebiete der Maas und Saar von der westlichen Abdachung der Vogesen erfüllt ist, die zahlreiche Seen aufweist. Lothringen ist durchaus Gebirgsland und hat trotz seiner südlichen Lage ein ziemlich rauhes Klima. Die Außendistrikte der Westseite haben den Charakter der Champagne, nämlich kreidehaltigen Boden, der im Sommer dürr und in der kühleren Jahreszeit von Feuchtigkeit fast aufgelöst ist. Die wichtigsten Pässe des Argonnerwaldes führen: von Stenay an der Maas nördlich nach Mouzon und Sedan, westlich nach Beaumont, Dorf Stonne und La Chene jenseits des Barstüßchens; ferner nach Buzancy und Grand-Pré; — von Dun an der Maas nach Varennes und St. Ménehould (schlechter Weg); — von Verdun nach Varennes und Grand-Pré, sowie von Verdun über Clermont nach St. Ménehould, und von Verdun südwärts über die Aire bei Chaumont nach Bar-le-duc.

Fassen wir die Einzelheiten in ein Gesammtbild zusammen, dann sehen wir leicht, daß Lothringen den Schlüssel zum Elsaß und überhaupt zu den linken Rheinlanden bildet. Alle die erwähnten Gebirge sind bis auf

die Hochebene von Langres lothringische Gebirge, die nach Frankreich und nach dem Elsaß zu steil abfallen, was sogar bei der vorgenannten Hochebene der Fall ist. Wer also Lothringen besitzt, kann aus demselben nach allen Seiten hin herabsteigen; eine Bewegung, die im Feuer bekanntlich leichter auszuführen ist als das Hinaufklimmen. Ferner sieht man, daß Lothringen aus 3 Haupt- und 6 Sekundär-Vertheidigungsabschnitten besteht, die sämmtlich miteinander parallel laufen und ebensowohl für Frankreich gegen Deutschland als für letzteres gegen ersteres geeignet sind, weil sie sämmtlich von Norden nach Süden streichen, also ihre Fronten nach Osten, resp. Westen haben, je nachdem der Besitzer wechselt. Die drei Hauptvertheidigungsstellungen liegen zwischen Aire und Maas, zwischen Maas und Mosel und zwischen Mosel und Saar. Die Sekundärstellungen sind zwischen Aisne und Aire, Orne und Mosel, Mosel und Meurthe, Mosel und Seille, Seille und Saar, Mosel und Nied, Saar und Vogesen. Die letztere hat naturgemäß ihre Front nach Nordosten, bezüglich Südwesten. Die Hauptrichtung sämmtlicher Gebirge ist durchaus von Süden nach Norden, weshalb auch sämmtliche Flüsse diese Richtung inne haben. Nur das Sichelgebirge und die Hochebene von Langres streichen von Osten nach Westen, doch fallen ihre Abdachungen ebenfalls von Süden nach Norden. Jede Stellung bildet einen Wall (Gebirge) nebst davorliegendem Graben (Fluß). Was die Heeresstraßen (einschließlich der Eisenbahnen) betrifft, so streben die von Metz und Verdun hauptsächlich von Westen nach Osten, die von Nanzig, Toul und Luneville vorwiegend nach Osten, Westen und Süden. Außer Metz, Verdun, Toul und Nanzig sind die wichtigsten Wegeknoten, von denen Straßen nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlen: Stenay, St. Mihiel, Vaucouleurs, Commercy, Neufchâteau, Mirecourt, Luneville, Epinal, Saaralbe, Saargemünd, St. Avold und Bouzonville (Butzenweiler). Derartige Punkte haben im Frieden als Centralplätze des Verkehrs schon eine große Bedeutung, im Kriege hingegen beherrschen sie die Bewegungen des Feindes und werden deshalb zu Koncentrationspunkten der Armeen erwählt. Ihr Besitz ist also äußerst wichtig, zumal wenn sie, wie die hier aufgezählten, fast sämmtlich in den Außendistrikten liegen.

Welche Bedeutung Elsaß-Lothringen in den Händen der Franzosen hatte, das hat das mittlere Europa Jahrhunderte lang zu seinem Schaden erfahren. Dieses im Dreieck gegen Deutschland vorspringende Bastion war für die immer raub- und ländergierigen Wälschen die Zwingburg, von der aus sie die Schweiz, Oesterreich, Deutschland und die Niederlande militärisch beherrschten. Hinter dem undurchdringlichen Vorhange der Vogesen konnten sie ihre Bewegungen verbergen und bald die Front zum Angriffe nach Norden, bald nach Osten kehren. Durch die große Elsaßpforte bei Belfort war es ihnen möglich, ganz unerwartet mit den Heeresmassen des südlichen Frankreichs hervorzubrechen, den Schwarzwald zu überrumpeln und dadurch Würtemberg und Baden mit einem Stoße niederzuwerfen, mit einem zweiten, das Donauthal hinab, Bayern und Oesterreich. Bei Weißenburg pflegten sie in die Pfalz zu dringen und auf Mainz loszugehen, während sie von Metz das Moselthal hinab sich auf Koblenz und die Länder des linken Rheinufers stürzten. Weil die Franzosen gegen uns nur Offensivkriege zu führen beabsichtigten und führten, häuften sie ihre Kriegswerkstätten, Zeughäuser und Munitionsvorräthe in Elsaß-Lothringen an, um sie gleich in ihrer Operationsbasis zur Hand zu haben. Friedlichere Staaten legen derartige Einrichtungen und Sachen möglichst weit von den Grenzen fort ins Innere. Aber die Franzosen hatten in solcher Stellung nicht leicht von uns etwas zu fürchten, darum konnten sie dies Abnorme wagen! Bei unserer Zerfahrenheit konnten wir seit 1816 nichts weiter thun, als einige Defensivposten aufstellen, jedoch so, daß die „Empfindsamkeit" der rauflustigen Nachbarn möglichst wenig dadurch gereizt wurde. Um also Süddeutschland zu decken, wurden Rastatt und Ulm befestigt. Damit bezeichnete man von vornherein den ganzen Winkel von Rastatt bis Basel und dem Ostende des Bodensees inklusive Stuttgart als verlorenes Terrain, um welches man nur unter Umständen zu kämpfen gesonnen sei. Hierbei walteten die Grundsätze der Rückzugstheorie ob, indem man die Möglichkeit des Besiegtwerdens nicht ganz ohne Grund für sicherer annahm als die des Siegens, und danach war es allerdings sehr gewagt, ein Heer am westlichen Fuße des Schwarzwaldes aufzustellen (denn dieses wäre ja durch die natürlichen Burgen beim Fliehen aufgehalten worden!) und Staufen oder Freiburg zu einer Festung zu machen. Oberkirch oder Offenburg in Baden wurden nicht befestigt, obwohl man dadurch Straßburg paralysirt hätte — freilich, wie hätte es dann mit unserer Front gestimmt, die mit

der Südgrenze der Pfalz Linie zu halten hatte und sich auf dem rechten Flügel an eine Festung lehnen sollte, was sehr richtig war. Ulm sollte bei solcher Aufstellung dem linken Flügel zur Anlehnung dienen und den von Tübingen oder Eßlingen zurückgedrängten Centrumstruppen den ersten Halt- und Sammelpunkt bieten. Auf dem linken Rheinufer flickte man an Mainz herum, ohne etwas Nennenswerthes zu Stande zu bringen, und behielt die aus französischen Händen übernommene Befestigung von Saarlouis, Landau und Germersheim bei. Für Saarlouis geschah wenigstens etwas, denn unter Preußens Herrschaft wurde es aus einer unbedeutenden in eine Festung ersten Ranges umgewandelt und erhielt so wirklich eine Bedeutung für die Deckung des Hinterlandes, zumal gleichzeitig auch für das in preußischen Händen befindliche Luxemburg viel geschah, um es zu einem wirklichen Anlehnungspunkt des preußischen rechten Flügels, eventuell zu einer Ausfallspforte gegen die französische linke Flanke zu machen. Preußen traute der deutschen Bundesheerverfassung wenig zu und war deshalb darauf bedacht, sich sein linkes Rheinland auf eigne Faust gegen die lothringische Front zu sichern, deshalb wurden Koblenz und Ehrenbreitenstein zu Festungen ersten Ranges als Aufnahme- und Sammelpunkt der Armee umgeschaffen, Köln und Deutz neu befestigt, um gegen einen Durchmarsch der Franzosen durch das neutrale Belgien geschützt zu sein. Wesel wurde aus ähnlichen Gründen zu einer Festung ersten Ranges verstärkt. Diese ebenso kostspieligen als lästigen Vorkehrungen verdanken wir unserer schlechten Westgrenze, die gegenüber der Lage und Beschaffenheit von Elsaß-Lothringen selbst dann noch gefährlich wäre, wenn das ganze Deutschland eine einzige Monarchie bildete. Der militärische Schwerpunkt Deutschlands liegt im Norden, und zwar strategisch zwischen Berlin, Wittenberg und Magdeburg. Die deutsche Front gegen Frankreich läuft von Nordwesten nach Südosten, dies bedingt die Lage Frankreichs gegen uns. Dadurch sind wir gezwungen, entweder von vornherein Terrain aufzugeben, wie dies schon in den süddeutschen Befestigungssystemen ausgesprochen wurde, oder mit einer gebrochenen Front, d. h. getheilt, gegen Frankreich zu fechten, denn unserer gebrochenen Front fehlte es an jedem Angelpunkte. Ueberdies wie sollten die Heere der badischen Front ohne außerordentliche Glücksfälle etwas ausrichten? Sie könnten bei Lörrach durch die aus Südfrankreich hervorbrechenden Feindesmassen in die linke Flanke gepackt und aufgerollt oder bei Altbreisach, resp. Offenburg durchbrochen werden. Gingen sie über den Rhein, ehe unsere zwischen Luxemburg und Landau stehende Heerlinie entschieden gesiegt hätte, dann hätten sie zunächst vor den Festungen Straßburg, Schlettstadt, Neubreisach und St. Croix einen ansehnlichen Theil ihrer Kräfte zur Beobachtung zurückzulassen, und demnächst müßten sie gegen die Vogesenpässe Sturm laufen. Hierbei würden sie nicht bloß mit einer überlegenen Zahl von Vertheidigern zu thun haben — denn die Franzosen können in ihrer koncentrirten Stellung ihre Kräfte nach Belieben nordwärts oder ostwärts schieben — sondern auch in ihrer linken Flanke jeden Augenblick einem Vorstoß von Belfort her ausgesetzt sein.

Beim Entwerfen des Planes zum letzten Kriege hatte man so wenig Zutrauen zu einer Doppelfront und einem Angreifen des Elsaß oder Vertheidigen Badens, daß man nicht bloß den „verlornen Winkel" von vornherein Preis gab, sondern vorübergehend vielleicht noch mehr von Süddeutschland nach Osten hin. Ulm, Rastatt und Ingolstadt hatten nur ihre Besatzungen und im Schwarzwald zogen etwa 1500 Mann von einem Dorfe zum andern, um dadurch den Eindruck eines Armeecorps hervorzubringen, was auch gelang; aber die ganze sonstige Macht Süddeutschlands war in der Rheinpfalz und im nördlichen Zipfel Badens versammelt, wo sie mit den norddeutschen Heeresmassen, Front nach Süden, zu gemeinsamem Handeln stand. Dort lag allerdings die Entscheidung, denn wenn auch französische Corps die Entblößung Süddeutschlands benutzt hätten und bis München vorgedrungen wären, so hätten sie doch zurück gemußt, sobald unsere Front von der Saar und Lauter siegreich über Metz, Nanzig und Kolmar hinausgerückt wäre. Aber der momentane Erfolg des Feindes in Süddeutschland wäre immerhin ein höchst beklagenswerthes und vielleicht folgenschweres Ereigniß gewesen, und daß die Franzosen nichts derart versuchten, hatte, außer politischen Gründen, nicht vorher zu sehende Ursachen: Uebereilt hatten sie sich in den Krieg gestürzt, um uns zu überfallen und so mit Sicherheit ihren Feldzug mit Erfolgen wenigstens zu eröffnen. Als sie uns den Krieg erklärten, hatten sie mindestens 100,000 Mann schlagfertig an unseren Grenzen. Statt nun mit 60,000 Mann unverweilt über Saarbrücken in unsere damals unbesetzten und vorübergehend zum Preisgeben bestimmten linken

Rheinlande einzubrechen und Verwirrung oder doch Verheerung anzurichten und gleichzeitig mit 40,000 Mann über Straßburg oder Neubreisach in Süddeutschland einzufallen, thaten sie nichts von Allem, sondern blieben stehen. Ihre Führer erschraken vor unserer politischen und kriegerischen Haltung; sie ließen sich durch falsche Berichte über die Vorgänge hinter dem Schleier unserer Vorpostenketten täuschen; sie stutzten, kompletirten unter den Nachwehen der vorherigen Uebereilung ihre Truppenkörper und schienen der Ansicht, daß wir warten würden, bis sie uns angriffen. Das nennt man Glückszufälle, und zwar außerordentliche. Wären die Franzosen mit 40,000 Mann, wie sie gekonnt, in Süddeutschland eingebrochen, dann wären die dortigen Mobilmachungen sammt und sonders vereitelt und eine Menge braves Blut nutzlos bei der Vertheidigung des heimatlichen Bodens verspritzt worden. Ein Abfall der Süddeutschen wäre deshalb noch nicht erfolgt, denn inzwischen wären die norddeutschen Rüstungen vollendet gewesen und der eigentliche Krieg hätte begonnen. Aber um wie viel theurer wären unsere Erfolge erkauft und wie wäre Deutschland wieder verheert worden, abgesehen davon, daß unsere Erfolge unter solchen Umständen wohl nicht so glänzend ausgefallen wären wie jetzt!

Derartiges haben wir aber bei jedem Kriege mit Frankreich zu erwarten, so lange Elsaß-Lothringen nicht unser sind. Lassen wir uns darüber nicht täuschen durch die taktischen Erfolge von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken!

Auch der Besitz des Elsaß allein würde uns gegen derartige Eventualitäten nicht schützen, denn an unserer Aufstellung änderte er nichts, da unsere Front immer gegen Süden, nicht gegen Osten gekehrt werden muß. Keinen Ueberfall, sondern immer normalen Kriegsbeginn vorausgesetzt, könnten wir aus dem Elsaß nicht mit einem Sturmlauf gegen die Vogesen den Krieg eröffnen, sondern müßten uns dort in den Festungen vertheidigen — denn mit dem Rhein unmittelbar im Rücken wäre an Feldschlachten nicht zu denken. Neubreisach und Straßburg könnten allerdings während des Friedens so erweitert und umgebaut werden, daß sie je ein Armeecorps aufzunehmen vermöchten, wodurch wir in die Lage kämen, auch auf elsässischem Boden Vertheidigungsschlachten zu schlagen; aber daß es zu solchen käme, hinge doch immer von den Franzosen ab, welche vermöge Lothringens Herren der Vogesenpässe blieben, die wir vor ihnen nicht schließen könnten, weil die Festungen des Elsaß nicht als schließende Thore vor den Pässen, sondern als Ausfallspforten gegen Deutschland bei oder am Rhein liegen. Nur Belfort sperrt das Land gegen Süden ab, doch nicht gegen den Ballon-Gresson-Paß, der es nördlich umgeht und abschneidet. Bei einem Ueberfall im tiefsten Frieden hätte der Elsaß weiter keinen Nutzen als den, die Reise der Franzosen nach Stuttgart und München um zwei Tagemärsche aufzuhalten, und in jedem denkbaren Falle bliebe es beim Alten: entweder momentane Entblößung Süddeutschlands oder Zurückhalten der Süddeutschen von dem ersten entscheidenden Kampfe in unserer Südfront.

Ganz anders gestalten sich die Aussichten für uns, wenn außer dem Elsaß alles Lothringische bis zur Mosel, also die Linie Thionville-Metz-Nanzig-Epinal zu Deutschland kommt. Weniger könnte nämlich von Lothringen nicht genommen werden, denn z. B. die Linie Thionville-Metz-Marsal mit Schluß am Bruchethal-Paß machte die Sache nicht viel besser und würde der Nationalitätenfrage doch nicht gerecht. Die Festungen Thionville (Diedenhofen), Metz, Marsal, Bitsch und Pfalzburg brauchten wir dann allerdings nicht wieder anzugreifen, aber eine gerade zusammenhängende deutsche Front erhielten wir durch diese Linie doch nicht. Im Gegentheile, unsere linke Flanke und zugleich Süddeutschland würden hierbei wieder auf das Aeußerste gefährdet, denn wenn der Ballon-Gresson- und der Murte-Paß in französischen Händen blieben, wäre Belfort sammt seinem anzulegenden befestigten Lager von vornherein vom übrigen Elsaß abgeschnitten. Unsere erste Aufstellung in dieser Provinz könnte demnach erst hinter Schlettstadt beginnen; eine Truppenconcentration bei Belfort wäre nicht möglich. Es kann sich also nur darum handeln, ob die Mosellinie für uns ausreichend genügt oder nicht.

Unter der Voraussetzung, daß der genannte Fluß nicht die deutsche Grenze bildet, sondern letztere etwa so weit von ihm bleibt, wie die jetzige preußische von dem linken Ufer der Saar entfernt ist, wäre sie in vielen Hinsichten empfehlenswerth, wenn wir in der Lage wären, uns nicht besser vorsehen zu dürfen. Sie leidet jedoch an drei wesentlichen Fehlern: 1) liegt sie noch zu weit von Paris entfernt; 2) fehlt ihr der deckende Vorhang eines Gebirges,

der hingegen dem Feinde zu Gute kommt; 3) liegt vor ihr ein Terrain, das schwer zu nehmen ist, wenn der Anfang des Krieges dort in Scene geht. — Zu 1 sei bemerkt, daß jede Grenze, die nicht offensiv ist, an sich schon, ganz besonders aber gegen Frankreich fehlerhaft ist. Zu 2 und 3: eine Flußgrenze ist politisch wie militärisch unzweckmäßig. Die Moselberge und die nördlichen Ausläufer des Eifelgebirges eignen sich vortrefflich zu massenhaften verdeckten Aufstellungen der Heere und bieten überall die besten Schlachtpositionen. Sie würden dem Offensivkriege des Feindes großen Vorschub und unserer offensiven Kriegführung die größten Hindernisse in den Weg legen. Im Falle unseres Sieges hätten die Franzosen nicht weit zurückzuweichen. Zunächst gingen sie über die Maas unter dem direkten Schutze Verduns und der flankirenden Unterstützung durch die Festungen Longwy, Montmédy und Sedan. Wären sie zu stark von den ersten Schlägen zusammengerüttelt, dann könnten sie über die erste Kette des Argonnerwaldes in das Aire- und Aisnethal gehen, um sich zu ralliiren. Das rauhe und schwierig wegsame Gebirge würde bei einiger Vertheidigung unsern Marsch hinreichend lange aufhalten, und eine zweite Phase des Krieges nähme bei demselben seinen Anfang. Fiele auch sie glücklich für uns aus, dann stände uns die dritte zwischen Rheims, Châlons und Vitry oder, glücklichsten Falles, vor Paris in Aussicht. Um alle die wichtigen Wegeknoten, die wir S. 511 aufzählten und die sämmtlich noch auf lothringischem Boden liegen, müßten wir jedenfalls die blutigsten Kämpfe bestehen. Es wäre unverantwortlich, wenn die neue deutsche Grenze nicht so regulirt würde, daß Frankreich von vornherein beim Ausbruch eines Krieges im größten Nachtheil gegen uns wäre, denn nur dadurch können wir uns Ruhe sichern.

Der letztere Zweck würde vollständig erreicht, wenn die Doppelkette des Argonnerwaldes, die politisch zu Lothringen gehört, in die deutsche Grenze hineingezogen würde. Die letztere hätte dann im Norden bei Belgien zu beginnen, und zwar eine Meile unterhalb Sedan, da wo die Maas jenen Doppel-Bogen macht, der sie bis auf eine Meile an Belgien heranführt. Die Festung Sedan hätte den Schlußstein unseres rechten Flügels zu bilden. Weiter folgte die Grenze, genau südlich gehend, dem Laufe des Ardennenkanals bis La Chene; von dort, immer noch südlich, dem Laufe des Barflüßchens bis zu seinen Quellen, setzte über das Plateau nach Grand-Pré an der Aire, folgte diesem Flusse eine Meile abwärts bis zu seiner Vereinigung mit der Aisne, ginge diese hinauf bis zu ihren Quellen und dann über das Plateau fort bis zum Ornain mit der Richtung auf Ligny, umspannte diesen Ort und folgte dem Ornain bis Gondrecourt. Von dort zöge sie über das sehr öde Plateau nach Neufchâteau an der Maas. Durch diese Richtung bliebe der westlich vorspringende Zipfel Lothringens mit Bar-le-duc bei Frankreich, doch würde er den Franzosen in kriegerischer Beziehung nicht viel nützen. Von Neufchâteau, das mit umschlossen würde, ginge die Grenze in südöstlicher Richtung nach der Hochebene Langres, überschritte diese etwa 5 Meilen von Mirecourt, ginge in gerader Richtung auf Plombières, Lure und Montbéliard (Mümpelgard) und von dort den Glonbach hinauf an die schweizer Grenze. Lure bliebe außerhalb, das wichtige Montbéliard innerhalb dieser Linie und ebenso Plombières, weil von diesem die beiden Chausseen ausgehen, welche über die wichtigen Pässe nach Epinal und Rémiremont auf unsere linke Flügelstellung führen. Auf unserm linken und rechten Flügel fiele diese Linie nicht mit der alten lothringischen Grenze zusammen, sondern ginge darüber hinaus, sie träte dafür aber in der Mitte ziemlich ebenso viel lothringisches Terrain an Frankreich ab. Diese Richtung ist durchaus nöthig, damit unsere Flanken völlig sicher sind, ebensowohl bei Sedan als bei Belfort; hier bliebe als Schlußstein der Wurzelstock der Vogesen, dort der Wurzelstock der Argonnen in unseren Händen. Das gäbe endlich eine zusammenhängende Front, die durch keine Schwenkung im Vorrücken gegen Paris verändert zu werden brauchte. Es gäbe dann dem Auslande gegenüber ferner nicht mehr eine süddeutsche und eine norddeutsche, sondern nur noch eine festgeschlossene deutsche Front. Welche segensreiche Rückwirkung dies auf unsere politische Einigung haben müßte, gehört nicht in diese Erörterung, ebenso wenig wie die philologische Frage, über die wir uns aber doch im Vorbeigehen die Bemerkung erlauben, daß sie keinerlei Berechtigung hat, denn so gut wie deutschredende Leute lange Zeit die besten französischen Unterthanen waren, mit noch größerem Rechte können sie wieder Deutsche werden, und auch französischredende Leute können sich zu dieser Gesinnung bekehren, sobald sie einsehen, daß es nicht anders geht und sie durch Kundgeben französischer Gesinnung Schaden er-

leiden würden — ihre Sprache brauchten sie deshalb so wenig aufzugeben wie die Westschweizer.

Bei unseren Vertheidigungskriegen gegen Frankreich muß stets Paris das Ziel unserer Armeen sein. Haben wir die oben angedeutete Grenze, dann stehen bei einem regelmäßig beginnenden Kriege unsere Vortruppen in Grand-Pré, Ménehould und Vaubecourt 25 Meilen von der französischen Hauptstadt entfernt; 5 Meilen weiter, zwischen Verdun und St. Mihiel, stände das Centrum des Gros, und davor, auf der Airelinie, das erste Treffen. Unsere Operationsbasis von Sedan bis Belfort wäre 42 Meilen lang (die gebrochene über 50 Meilen!) und unsere Operationslinie bis Paris nur 25, also etwa die Hälfte, mithin genau so, wie es die strengsten Regeln der Strategie nur verlangen können. Vor uns läge kein einziges Naturhinderniß, denn alle Flußthäler von Troyes, Arcis-sur-Aube, Vitry, Châlons, Rheims und Rethel an laufen von Osten nach Westen, kein einziges quer gegen unsern Marsch. Warteten wir den Angriff nicht ab, dann hätten wir eine große Schlacht zwischen Rheims, Châlons und Vitry; siegten wir in dieser, dann könnten erst die Befestigungen von Paris (falls sie noch vorhanden wären!) unsern Marsch zum Stehen bringen — eine einzige Schlacht entschiede das Schicksal Frankreichs. Ein starkes Corps bei Thann zwischen Belfort und Mühlhausen beherrschte Südfrankreich derart, daß keine von da heraufkommende Armee diesseits der Saône gegen unsere Front heranmarschiren dürfte. Es könnte auf Vesoul und Besançon vorbrechen oder den Ballon-Gresson-Paß hinauf nach Epinal steigen, wenn dort unser linker Flügel angegriffen würde. Der Gebirgsknoten wäre Wall und Vorhang zugleich.

Stände das Kriegsglück nicht auf unserer Seite, nun dann hätten wir bei unseren Rückzügen und Vertheidigungsschlachten alle die Vortheile von Naturhindernissen, Festungen und hintereinander folgenden Parallelstellungen, deren sich jetzt die Franzosen so ausgiebig bedienten, so weit wir ihnen Zeit dazu ließen. Sie müßten dann die Opfer an Menschen und Kraft bringen, die wir in diesem Kriege zu bringen gezwungen waren; dabei würden sie wohl erlahmen, wir aber Zeit gewinnen, die äußersten Anstrengungen zu machen. — Sollten die Franzosen noch einmal einen bloßen Ueberfall versuchen, dann würde dieser im Argonnerwalde sein Ziel finden, denn dort können unkomplete Halbbataillone den Kampf mit gleichfalls nicht vollständigen Ueberfallscorps sehr wohl aufnehmen.

Würden die oben ausgesprochenen Vorschläge realisirt, dann müßte Sedan erweitert, Verdun zu der Bedeutung von Metz emporgehoben werden und das Gleiche hätte mit Belfort zu geschehen. Die Befestigungen von Straßburg, Neubreisach und St. Croix thäte man besser, gründlich dem Boden gleich zu machen, statt dessen aber Schlettstadt mit Metz auf einen Rang zu heben. Mainz und Koblenz müßten dann die Hauptniederlagen unserer Kriegsvorräthe enthalten, weil sie dort weit genug vom Feinde und doch unseren Truppen nahe genug wären. Der Zipfel französischen Gebietes, welcher unterhalb Sedans der Maas folgend sich tief nach Belgien hinein erstreckt und mit der Doppelfestung Charlemont und Givet an der nördlichen Spitze endet, wäre Belgien anzubieten, zu dem es früher gehört hat. Wollte dieser Staat ihn nicht annehmen, dann wären die genannten Festungen sammt Mézières und Charleville zu schleifen und aus dem Gebiete eine selbstständige Miniaturrepublik (wie Urgel und San Marino), aber unter deutschem Schutze, daraus zu machen. In französischen Händen dürfte es nicht bleiben, dies wäre lästig für uns und bliebe gefährlich für Belgien. Franz Maurer.

Die Vortruppen. Ein Heer auf dem Kriegsmarsch, überhaupt jeder in der Nähe des Feindes selbstständig marschirende Heertheil bis zu kleinern Abtheilungen herab muß zu seiner Sicherheit, um nicht in gefechtsunfähigem Zustande, während der Bewegung, in Quartieren, Lagern oder Bivouacs durch einen plötzlichen Angriff überrascht zu werden, zweckmäßige Maßregeln treffen. Diese bestehen auf dem Marsche darin, daß in der Richtung, woher der Feind zu erwarten steht, in angemessener Entfernung von der marschirenden Kolonne Abtheilungen marschiren, welche kleinere Trupps und deren Spitzen, gleichsam Fühlhörner, noch weiter hinaus strecken, um die Annäherung oder Stellung des Feindes recht früh zu entdecken und zu melden, damit die Kolonne sich zum Gefecht bereit machen oder, wenn kein solches in ihrer Absicht liegt, ausweichen kann. Diese detachirten Abtheilungen sind vorausmarschirend die Avantgarde oder Vorhut, in frühern Zeiten, als dazu fast nur Reiterei gebraucht wurde, auch wohl Vortrab genannt, zur Seite die Seitendetachements, der Kolonne nachfolgend die Arrièregarde oder Nachhut (Nachtrab). Nach beendigtem

Marsch, wenn die Truppen Quartiere oder Lager, Bivouacs beziehen, werden in der Richtung nach dem Feinde zu Vorposten ausgesetzt, worunter nicht bloß die Kette der einzelnen Sicherheitsposten oder Vedetten zu verstehen ist, sondern die ganze, zum Schutz der ruhenden Truppen vorgeschobene Detachirung, welche sich in Feldwachen mit ihren Vedetten und die dahinter zu ihrer Unterstützung aufgestellten stärkern Abtheilungen gliedert.

Um gegen einen überraschenden Angriff, der keine Zeit läßt, sich zum Gefecht zu formiren, gesichert zu sein, ist es aber nicht genügend, daß der Feind recht früh gemeldet wird, derselbe muß auch, wenn er nachrückt, so lange aufgehalten werden, bis die marschirenden oder ruhenden Truppen ihren Aufmarsch oder ihre Aufstellung vollendet haben. Dazu sind die stärkern Abtheilungen der Avant- oder Arrièregarde, der Seiten- und Vorpostendetachements bestimmt, sie sollen den angreifenden Feind kämpfend festhalten, um den eigenen Truppen Zeit zur Formation zu gewähren.

Endlich wird eine Heeresabtheilung, mag sie eine gemischte Brigade, eine Division oder ein Corps sein, im Gefecht ebenso wenig wie die ganze Armee in der Schlacht alle ihre Streitkräfte zugleich in den Kampf rücken lassen, sondern nach und nach. Das Gefecht, wie jede in der Zeit verlaufende Handlung, nimmt seinen Anfang, entwickelt sich, oft im stundenlangen Ringen, zu seiner Höhe und nimmt dann entweder nach und nach erlöschend oder durch Gewaltschläge der Entscheidung sein Ende. Dadurch treten, mehr oder minder erkennbar, oft unmerklich in einander übergehend, drei Momente hervor: die Einleitung, der Hauptkampf und die Entscheidung. Diejenigen Truppen, welche das Gefecht einleiten, nennt man die Vortruppen. Die sind aber auch im weitern Sinne jene stärkern Abtheilungen, welche im Vorpostensystem bestimmt sind, den Feind, wenn er einen Angriff auf die ruhenden Truppen beabsichtigt, zurückzuwerfen und welche auf dem Marsche das Gros der Avantgarde bilden, zu ihnen gehören ferner die der Armee und ihren Spitzen weit voraus eilenden Streifschaaren der Reiterei, welche sich namentlich im Kriege von 1870 ausgezeichnet haben.

Von den Vortruppen ihrem allgemeinen Begriff nach und von ihren Leistungen wollen wir ein richtiges Bild zu geben versuchen. Zum Sicherheits- und Kundschaftsdienst werden leichte Truppen verwendet, weil es dabei auf Beweglichkeit, Schnelligkeit, Umsicht, eigenes Urtheil und Entschlossenheit ankommt, Eigenschaften, die bei der Ausbildung der leichten Truppen für ihre Bestimmung ganz besonders geweckt und gesteigert werden. Zu den leichten Truppen gehören von der Infanterie in allen Heeren vorzugsweise die Jäger (in den russischen Scharfschützen genannt und theils kompagnieweise zu den Bataillonen als fünftes gehörig, theils in selbstständige Bataillone formirt, von denen jede Division eins hat). Nächstdem sind es in der preußischen Armee und den deutschen Truppen, welche die preußische Organisation angenommen haben, die Füsilierbataillone, zu jedem Infanterieregiment eins gehörig, außerdem bei jedem Armeecorps ein Füsilierregiment von drei Bataillonen. Sie erhalten, so weit das bei ihrer großen Anzahl thunlich, einen ausgewählten Rekrutenersatz, haben ein leichteres Zündnadelgewehr als die übrigen Fußtruppen und wetteifern mit den Jägern in ihren Leistungen. Bei den Franzosen gehören außer den Jägern die Zuaven und die Turcos, wie auch das Fremdenregiment und die sogenannten Zephyrs, also alle specifisch afrikanischen Truppen zur leichten Infanterie. Von der Kavallerie sind es bei den Deutschen Husaren und Dragoner, Reiter, Chevauxlegers, bei den Franzosen statt der Dragoner, welche dort zur sogenannten Linienkavallerie gehören, Chasseurs; bei den Oesterreichern und Russen kommen noch die Ulanen dazu, welche in Preußen schon seit längerer Zeit zur schweren Kavallerie gerechnet werden, obgleich sie doch eigentlich keine sind, weder an Mannschaft noch an Pferden, und auch allen Dienst der leichten Kavallerie thun. Aus den Towarzyfz hervorgegangen, Lanzenreitern, welche nach der Theilung Polens in den neuerworbenen Landestheilen ausgehoben und in 15 Escadrons ($1^1/_2$ Regimenter) formirt worden waren, gehörten die Ulanen bis nach den Befreiungskriegen, als es bereits 10 Regimenter gab, stets zur leichten Kavallerie und wurden erst, der Brigadeeintheilung zu Liebe, weil jede Kavalleriebrigade aus einem schweren und einem leichten Regiment bestehen sollte, zur schweren Reiterei geschlagen, während umgekehrt die Dragoner, von denen auch ein Theil in Kürassiere verwandelt worden war, leichte Kavallerie wurden. Die Ulanen haben in dem jetzigen Kriege mit den flinksten Husaren gewetteifert und sich in Frankreich durch ihre schnellen Streifzüge und verwegenen Reiterstücklein so bekannt und gefürchtet gemacht, daß alle Plänkler, die sich irgendwo zeigten, von den Franzosen

Ulanen genannt wurden, als sei das eine allgemeine Bezeichnung für Streifzügler.

Bei den Russen wird der Sicherheits- und Kundschaftsdienst vorzugsweise von den Kosaken gethan, er ist gleichsam ihr Ehrenrecht, das sie sich nicht nehmen lassen. Wenn bei einem Detachement zufällig keine Kosaken sind und die Vorposten von der andern leichten Kavallerie ausgestellt werden, so überlassen diese, sobald Kosaken eintreffen, ihnen unverweilt jenen Dienst, und die Truppen können sich dann in vollster Sicherheit der Ruhe hingeben. Die Söhne der Steppe besitzen alle Naturgaben, welche sie zum Ausspähen und Bewachen vorzüglich geeignet machen, scharfe Sinne und einen wunderbar richtigen Ortssinn; auch in ganz unbekannten Gegenden wissen sie sich schnell zurecht zu finden. Man hat sie deshalb im russischen Heere „die Augen und Ohren der Armee" genannt. Ihre Vedetten bestehen, abweichend von denen der regulären Kavallerie, aus 3 Mann, von denen zwei abgesessen sind, der dritte aber zu Pferde sitzt, dieser hat die eigentliche Umschau. Sobald er irgend etwas Verdächtiges bemerkt, sitzen die beiden andern auch auf, und wenn sie noch nicht unterscheiden können, was in der Ferne sich bewegt, so fangen sie an, ihre Pferde in kurzen Wendungen zu tummeln. Das ist ein Zeichen für die dahinter liegende Feldwache, eine Patrouille vorzuschicken, welche über die Kette der Vedetten, die ihre Posten nicht verlassen dürfen, hinausgeht, um sich zu überzeugen, was sich draußen begibt, ob es der Feind ist, von welchem etwas bemerkt worden, und seine Stärke und Absichten zu erkunden. Jene Signalisirung einer noch unbestimmten Wahrnehmung durch Voltenreiten haben 1813 die preußischen leichten Reiter von den Kosaken, mit denen sie oft vereint waren, angenommen, und später ist es auch in andern Armeen praktisch befunden worden. Es erspart der Vedette einen unnützen Ritt, weil sie noch nichts Bestimmtes melden kann.

Die Marschsicherung wird von den Vortruppen durch eine specielle Avantgarde ausgeübt, welche auf eine gewisse Entfernung, die sich nach der Uebersichtlichkeit des Terrains richtet, der Marschkolonne vorangeht, auf 500 Schritt etwa. Diese entsendet wieder einen kleineren Trupp, Vortrupp genannt, auf 2—300 Schritt weiter vor (Infanterie nicht so weit), und wiederum läßt der Vortrupp eine Spitze von 3 Mann vorgehen, welche das eigentliche Aufklären und Absuchen des Terrains übernimmt. Ist dasselbe seitwärts von dem Marschwege nicht offen, so daß der Feind darin unbemerkt bleiben könnte, müssen noch einzelne Leute als Seitenläufer abgeschickt werden, welche dasselbe ungefähr in gleicher Höhe mit der Spitze durchsuchen. Jeder Terraingegenstand, der dem Feinde Deckung gewähren könnte, Waldstücke, Hügel, Vertiefungen, Hohlwege, Gehöfte, Dörfer ꝛc. werden genau durchforscht. Wenn die detachirten Mannschaften dazu nicht ausreichen, erhalten sie Verstärkungen vom Vortrupp. An diesen gehen alle Meldungen, welche dann weiter zum Haupttrupp und von dort an den Befehlshaber der Vortruppen befördert werden, der danach seine Maßregeln trifft. Auf dem Marsche kommt es darauf an, daß derselbe nicht aufgehalten wird. Die Vortruppen haben dafür zu sorgen. Stoßen sie auf den Feind und sind demselben gewachsen, so müssen sie ihn angreifen und zurückwerfen. Ist er in bedeutender Ueberzahl, so nehmen die Vortruppen eine günstige Stellung, um seinen Angriff zurückzuschlagen. Die Entfernung von der im Vormarsch begriffenen Hauptkolonne verringert sich dadurch, und die Vortruppen können nöthigenfalls auf Unterstützung von dem Gros rechnen. Solche Gefechte heißen Marschgefechte. Am 29. August 1870 bestanden die Vortruppen des sächsischen Armeecorps ein solches siegreich bei Nouart gegen die Avantgarde der Armee Mac Mahons, als letztere den Zug zur Befreiung der andern in Metz eingeschlossenen Armee machte, der für sie selbst so verhängnißvoll wurde und mit ihrer völligen Vernichtung bei Sedan endigte.

Bezieht das Corps ein Lager — in Feindesnähe fast immer ein Bivouac unter freiem Himmel — oder wird es in Quartiere verlegt, wenn die Umstände nicht gebieten, die Truppen koncentrirt zu behalten, so wird von den Vortruppen eine Abtheilung zu den Vorposten bestimmt. Diese rückt weit vor dem ebenfalls lagernden oder, seltener, auch in Quartieren liegenden Gros der Vortruppen in eine Stellung, in welcher sie sich nöthigenfalls gegen einen feindlichen nicht zu überlegenen Angriff selbstständig, ohne auf Unterstützung Anspruch zu machen, behaupten kann. Von hier aus werden noch weiter vor die Feldwachen ausgestellt, wobei der Grundsatz gilt, deren lieber mehrere, wenn auch mit weniger Mannschaft, als eine einzige starke zu geben, weil bei dieser die Entfernung bis zu den Flügelposten zu groß würde und Meldungen von diesen immer einen weiten Weg hätten, also oft zu spät kämen. Die Posten oder Vedetten der Feldwachen, je 2 Mann, kommen auf Punkte

zu stehen, wo sie eine recht freie Umsicht haben, wo möglich ohne selbst vom Feinde fernher gesehen werden zu können. Außerdem entsenden die Feldwachen, um Nachrichten einzuziehen, kleinere Patrouillen (Schleichpatrouillen), von denen wir früher schon gesprochen haben. Der Kommandant der Vorposten im Ganzen wie die Führer der einzelnen Feldwachen sind für die Sicherheit der Terrainstrecke, welche ihnen übergeben ist, verantwortlich.

Die Vortruppen haben ferner noch bei dem Vormarsche einer ganzen Armee oder mehrerer Armeen, welche, wie im Kriege von 1870 beim Marsche auf Paris, in Verbindung operiren, die wichtige Bestimmung, diese Bewegungen der Kenntniß des Feindes zu entziehen, so daß er sich weder durch große noch kleine Rekognoscirungen (vergl. Nachrichtenwesen, S. 451) Gewißheit über die Märsche der Armeen und ihre einzelnen Heeresabtheilungen, deren Stärke, Zusammensetzung ꝛc. verschaffen kann. Durch ihre Kavallerie, welche weit voraus und besonders auch in beide Flanken der operirenden Heere entsendet wird, breiten die Vortruppen gleichsam einen dichten undurchdringlichen Schleier über die Bewegungen und Marschziele aus. Das ist im Kriege von 1870 im großartigsten Maßstabe geschehen. Schon nach den ersten Siegen der Deutschen, als die Franzosen auf ihrer ganzen Front vom Rhein bis über Saarbrücken hinaus den Rückzug antraten, ihr rechter Flügel im Elsaß südwärts, ihr linker nach der Mosellinie bei Metz, ging die gesammte Reiterei der Sieger zur Verfolgung und hinderte den Feind, die weiteren Unternehmungen der Verbündeten zu bemerken. Dann, als bei Metz die drei blutigen Schlachttage mit der Einschließung der französischen Hauptarmee unter dem Marschall Bazaine ihren großen Erfolg gewonnen hatten und die Armeen der beiden Kronprinzen sich in Bewegung setzten, um die andere Armee unter Mac Mahon, die sich nach ihrer Niederlage bei Wörth über die Vogesen in das Lager von Châlons zur Reorganisation und Verstärkung gezogen hatte, dort anzugreifen, wenn sie Stand hielte, und errungene Vortheile durch raschen Vormarsch auf Paris zu verfolgen, waren es wiederum die Vortruppen, welche diesen Marsch durch vorauseilende Reiterschaaren deckten. Weit über das Land verbreiteten sich dieselben, Furcht und Schrecken gingen vor ihnen her; nicht bloß die Operationen ihrer Armeen verbargen sie dem Feinde, sondern sie hinderten auch die feindlich gesinnte Bevölkerung, sich zu dem Widerstande, zu welchem sie von ihrer Regierung angefeuert wurde, aufzuraffen. Einzelne Reiterpatrouillen ritten keck in volkreiche Städte hinein, erhoben nicht bloß Requisitionen von Lebensmitteln und Tabak, der in der Jetztzeit fast auch schon zu den ersteren gerechnet wird, sondern sogar Geldkontributionen, ja sie forderten hier und da die Schlüssel der Stadt als Symbol der Unterwerfung, die man ihnen nicht zu verweigern wagte. In einer militärischen Zeitung Oesterreichs, die sich sonst gegen Preußen sehr feindlich benimmt, ist die Verwendung der preußischen Kavallerie in diesem Kriege eine mustergültige genannt worden. Es waren aber nicht bloß preußische Reiter, welche diese „mustergültigen" Streifzüge unternahmen, sondern auch die bayerischen, württembergischen, sächsischen Reiter der beiden Armeen, welche jenen Marsch antraten. Auch sie haben ihren vollen Antheil an dem Ruhme und viel schöne Trophäen gewonnen: „Suum cuique."

Als selbstständige große Avantgarde der Heere haben die Vortruppen endlich die Hauptbestimmung, der Armee auf weitere Entfernung, oft auf einen Tagemarsch, aber immer in Verbindung mit ihr vorauszugehen, Terraintheile von Wichtigkeit in Besitz zu nehmen und gegen den Feind zu behaupten, die Entwickelung der Hauptmacht, wenn es zur Schlacht kommen soll, zu decken und den Kampf, wie oben bemerkt, zu eröffnen und bis zu dem Zeitpunkt, wo jene, die Hauptmacht, eintreten soll, fortzuführen. Für eine so umfassende Aufgabe müssen die Vortruppen durch ihre Stärke und Zusammensetzung aus allen Waffengattungen befähigt sein. Allgemeine Zahlen für ihre Stärke lassen sich natürlich nicht angeben, da dieselbe von den Verhältnissen abhängig ist und wechselt, doch kann man annehmen, daß sie etwa $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ der Hauptmacht betragen wird. Die Vortruppen bilden also einen selbstständigen Heertheil, der nicht gleich der Unterstützung des Gros bedarf: es ist überhaupt ein Fehler, dasselbe vorzeitig in den Kampf zu ziehen.

Ist der Angriff beschlossen, so wird derselbe von den Vortruppen eingeleitet. Im offenen Terrain kann dazu Kavallerie mit reitender Artillerie vorgehen. Doch wird der Feind, wenn er eine Vertheidigungsstellung gewählt hat, diese auf gewisse Stützpunkte: Dörfer, Höhen, Waldstücke und dergleichen basirt, oder hinter Terrainabschnitten: Wasserlinien, Thalgründen ꝛc. genommen haben. Hier kann Kavallerie nicht angreifen, sondern nur flüchtig rekognosciren, um schwache, zugängliche Stellen zu ermitteln, sie

wird sich bald und schnell aus dem feindlichen Feuer zurückziehen müssen. Artillerie wird nun zunächst vorgezogen, es entsteht ein Geschützkampf auf größere Entfernung, wie sie die Tragweite und Treffsicherheit der jetzigen gezogenen Geschütze zuläßt. Unter dem Schutze der Artillerie entwickelt sich die Infanterie zum Gefecht. Auch die Vortruppen werden nicht ihre ganze Stärke gleich in den Kampf werfen, sondern nach und nach, doch darf der erste Angriff nie mit unzureichenden Kräften unternommen werden, sondern immer so, daß er sichern Erfolg verspricht: abgeschlagen zu werden, ist für das moralische Element gefährlich, wenn dasselbe nicht ein so unerschütterliches ist, wie es sich auf deutscher Seite bei jedem Angriff auf die stärksten, unüberwindlich scheinenden Positionen bewährt hat. Gelingt es den Vortruppen, ihren Angriff siegreich zu führen, um so besser — wo nicht, so müssen sie wenigstens suchen, dem Feinde einzelne wichtige Punkte zu entreißen und sich darin zu behaupten, bis der Hauptangriff vom Gros unternommen wird. Diesen unterstützen sie, wenn sie nicht durch Verluste zu sehr geschwächt sind, in welchem Falle sie gewöhnlich zur Reserve zurückgeschickt werden, um sich wieder zu ordnen und neue Munition zu empfangen.

In der Vertheidigung besetzen die Vortruppen die vorderste Linie der gewählten Position, welche sie nach Zeit und Mitteln möglichst zu verstärken haben, durch Schanzen, Schützengräben, Verhaue ꝛc. Auch werden die Entfernungen bis zu den Punkten, wo der Angreifer zuerst in wirksames Geschützfeuer kommt, gemessen, damit die Artillerie nicht erst verlorene Probeschüsse zu korrigiren braucht, gewisse Zielpunkte können auch durch sichtbare Merkzeichen kenntlich gemacht werden, wie es die Oesterreicher bei Königgrätz 1866 und die Franzosen vor Metz 1870 gethan. Durch ein wohlgezieltes, also verheerendes Feuer wird die Kraft des Angriffs am besten gebrochen, derselbe kann wenigstens nur unter furchtbaren Verlusten durchgeführt werden. Auch in der Vertheidigung haben also die Vortruppen den Vorkampf, bis der Moment eintritt, daß sie nicht mehr ausreichen und die Hauptmacht in die vordere Linie einrücken muß, wenn diese nicht bloß besetzt war, um den Feind an ihr sich schwächen zu lassen, und eine zweite, bessere und festere Stellung hinter ihr liegt, wo er empfangen werden soll. In diesem Falle ziehen sich die Vortruppen, wenn ihre Aufgabe erfüllt ist, dahin zurück.

Kriegerische Ehren sind in diesen mannichfachen Verhältnissen viel zu gewinnen, es ist daher stets ein Vortheil und eine Freude, zu den Vortruppen kommandirt zu werden.

K. G. v. Berneck.

Nekrolog.

Duhesme, Vicomte, französischer General, † am 29. August in Paris. Er war bis 1845 Ordonnanzoffizier Ludwig Philipps, kämpfte mit großer Auszeichnung bei Eupatoria und befehligte bei Wörth die Kavalleriedivision des 1. Corps.

Gribleie, Georg, österreichischer Generalmajor, ausgezeichneter Fachschriftsteller, Truppenbrigadier in Graz, † daselbst am 1. September durch Selbstmord.

Berichtigung.

Der preußische Generalmajor **von Wedell**, dessen Tod wir in Heft 6 nach einer Todesanzeige der Familie meldeten, ist nach einer Berichtigung im „Daheim" nicht gestorben.

Neue Bücher.

Belgien, Nordfrankreich, der Niederrhein und Holland als Kriegsfeld. Von Cardinal von Widdern. Breslau, Mälzer.

Technologie.

Komprimirte Luft zum Betrieb unterirdischer Maschinen. Die Anwendung komprimirter Luft zu Zwecken des Bergbaus ist von verhältnißmäßig sehr jungem Datum. Nachdem im Jahre 1839 der französische Ingenieur Triger zuerst das Princip der Taucherglocke mit Erfolg beim Durchteufen schwimmender Massen versucht hatte, bediente man sich vielfach in Belgien und seit 1856 auch in der Rheinprovinz komprimirter Luft zum Zurückdämmen der Wasser bei der Senkarbeit und bei Schachtreparaturen im schwimmenden Gebirge, ohne dabei indessen die eigentlich bewegende Kraft der gepreßten Luft auszunutzen. Das Verdienst, letztere zuerst als

Motor für unterirdische Maschinen eingeführt zu haben, gebührt lediglich England, wo dies seit 1851 in ausgedehnterer Weise geschah. Auf dem Kontinent erfolgte die erste Einrichtung einer Grubenförderung mit komprimirter Luft erst 1865 auf der Steinkohlengrube Sars-Longchamps im Distrikt Charleroi in Belgien. Es sollen dort gegenwärtig an vier verschiedenen Grubenpunkten aufgestellte unterirdische Maschinen zur Förderung und Wasserhaltung aus einfallenden Strecken und außerdem eine Maschine zur horizontalen Seilförderung mit komprimirter Luft betrieben werden, wobei letztere über Tage durch eine besondere Maschine beschafft und durch gußeiserne Röhren in die Grube eingeleitet wird. Im Uebrigen scheint diese Art von Luftmaschinen auf dem Kontinent bisher noch keine weitere Verbreitung erlangt zu haben, wenigstens nicht in Deutschland.

Dagegen hat sich auf dem Kontinent zuerst eine andere wichtige Verwendung der komprimirten Luft geltend gemacht zum Betriebe der in neuerer Zeit konstruirten Maschinen für die eigentlichen bergmännischen Gewinnungsarbeiten, nämlich der Bohrmaschinen und Schrämmaschinen. Schon im Jahre 1855 begann der italienische Ingenieur Sommeiller Versuche mit einer von ihm erfundenen Gesteinsbohrmaschine, welche seitdem unter Anwendung komprimirter Luft zu so ausgezeichneten, selbst die kühnsten Erwartungen übertreffenden Resultaten bei Durchbohrung des Mont-Cenistunnels geführt haben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ohne Zuhülfenahme der komprimirten Luft dieses großartige Unternehmen nicht in der doppelten und dreifachen Zeit, ja vielleicht überhaupt nie zur Vollendung kommen würde.

Nach Sommeiller sind in England, Amerika und Deutschland eine ganze Reihe Gesteinsbohr- und Schräm-(Kohlenhau-)Maschinen zur Ausführung gekommen, welche mehr oder minder ausschließlich für den Betrieb mit komprimirter Luft konstruirt sind. In Deutschland waren es vorzugsweise die Schwartzkopffische, Schumannsche und die durch erhebliche Vereinfachungen aus letzterer hervorgegangene Sachssche Bohrmaschine, welche im Großen beim Bergbau versucht wurden. Die mit Sachsschen Maschinen auf der Grube Altenberg bei Aachen erreichten höchst günstigen Resultate veranlaßten im Jahre 1867 ihre Einführung auf den Steinkohlengruben bei Saarbrücken.

Weniger Anwendung haben in Deutschland bisher die Schrämmaschinen gefunden, von denen diejenigen von Jones und Levik und Carret und Marshal unter Anwendung von komprimirter Luft als Motor in Saarbrücken zu Versuchen benutzt worden sind. Voraussichtlich führen diese Versuche zu einer dauernden vortheilhaften Benutzung der Maschinen beim dortigen Steinkohlenbergbau.

Es ist von vornherein klar, daß die Luftmaschinen im Allgemeinen beim Bergbau für den oberirdischen Betrieb, wo es sich zudem meist um Leistung einer großen Kraft handelt, gegenüber den billiger arbeitenden Dampfmaschinen wohl zurückstehen werden. Bei dem unterirdischen Maschinenbetriebe dagegen machen sich bekannter Weise so viele Umstände geltend, welche gegen die Anwendung von Dampfmaschinen sprechen, daß für ihn die Luftmaschinen in den weitaus meisten Fällen, namentlich in größerer Teufe und weiterer Entfernung von den Hauptschächten und wohl immer beim Vorkommen schlagender Wetter entschieden den Vorzug verdienen. Die leichte Zuführung der über Tage komprimirten Luft zu jedem Arbeitspunkte innerhalb der Grube, der Ausschluß jeglicher Erhitzung von Leitung und Maschine und in Folge dessen die gute Konservirung beider, ganz besonders aber die durch die verbrauchte komprimirte Luft am Arbeitspunkt und mit leichter Mühe auch an andern entfernten Grubenpunkten zu erzielende ausgezeichnete Ventilation sind Momente zu Gunsten der Luftmaschinen, welche gegenüber den in der Grube zu manchen Unzuträglichkeiten führenden Wirkungen des Dampfes schwer ins Gewicht fallen und namentlich für Steinkohlengruben sehr hoch angeschlagen werden müssen.

Dazu kommt, daß es sich beim unterirdischen Maschinenbetriebe durchgehends weniger um eine große Maschinenanlage, als vielmehr um Vertheilung geringer Maschinenkräfte auf verschiedenen Stellen und zugleich um leichte Verlegung der Arbeitspunkte von einer Stelle zur andern handelt. Treten namentlich zu den Fördermaschinen noch die kleinen Bohr- und Schrämmaschinen hinzu, bei denen eine tägliche fast permanente Verschiebung des Arbeitspunktes Statt zu finden hat, so sind wohl nur Luftmaschinen allein anwendbar.

Näheres über die Anwendung von Luftmaschinen beim Saarbrücker Steinkohlenbergbau und die durch dieselben unter den dortigen eigenthümlichen Verhältnissen erzielten Vortheile s. bei Haßlacher in der „Zeitschrift für Berg-Hütten- und Salinenwesen".

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 4. Oktober. Die Folgen des Sieges von Sedan bleiben nicht aus. Umsonst versuchte General Ducrot bei Villejuif und Montrouge mit dem Reste der französischen Linie und einigen Mobilgarden den vollständigen Abschluß des eisernen Gürtels zu verhindern, welchen die deutschen Heere um Paris gelegt haben. Ein Theil der Truppen löste sich auf und trug den Schrecken bis in das Innere von Paris. Weder die Fehler der Kriegführung, noch die Niederlagen des französischen Heeres hatten bis jetzt der achtungsvollen Sprache einen merklichen Abbruch gethan, welche die Pariser Presse gewohnt ist gegen die Fahne Frankreichs und den Träger derselben, die Linie, zu beobachten. Man hatte ihr auch im Unglück die traditionelle Pietät bewahrt und alle Schuld auf die Korruption des Kaiserreiches, die ungenügende Vorbereitung zum Kriege und auf strategische Fehler geschoben, daneben auch das numerische Uebergewicht des Feindes in den einzelnen Schlachten in ächt französischer Weise gewaltig übertrieben. Jetzt zum ersten Male änderte sich diese Sprache, als Paris selbst einige Linienregimenter, die Zuaven voran in aufgelöster Flucht, und die Bande der Disciplin in erschreckender Weise gelockert sah. Man schmähte die Linientruppen und lobte die Mobilgarden. Paris ist nicht nur eingeschlossen und isolirt, der schwache Hoffnungsschimmer, daß ihm das übrige Frankreich noch wirksame Hülfe bringen werde, wenn es sich längere Zeit halte, erlischt auch mehr und mehr. Der Fall von Toul hat die Eisenbahnverbindung von der deutschen Grenze bis zu den vor Paris stehenden Heeren frei gemacht. Der Fall von Straßburg gestattet den frei gewordenen Truppen in Verbindung mit neu gebildeten, eben jetzt nachgeschobenen Reservecorps in südlicher Richtung den Weg ins Innere Frankreichs zu nehmen, in Lyon und tiefer im Süden die Ansammlung von Rekruten und die Organisation neuer Armeecorps im Keime zu zerstören.

Wie groß auch das Kriegsunglück Frankreichs ist, es ist vielleicht noch nicht das Schwerste, was seine Zukunft umhüllt. Die innere Entwickelung nimmt mehr und mehr den verhängnißvollen Gang, den wir früher andeuteten. Bei der Unmöglichkeit, den Sieger aufzuhalten, hätte es gegolten, das Unvermeidliche so schnell wie möglich zu thun. Die Opfer des Krieges, die Zugeständnisse, womit der Frieden zu erkaufen ist, wären dann nicht fortwährend gewachsen, der Ruin Frankreichs aufgehalten, sein politischer Wiederaufbau, die allmählige Wiederherstellung seines Wohlstandes erleichtert worden. Auch hat in der That die „Regierung der nationalen Vertheidigung" einen Anlauf in dieser Richtung unternommen. Durch England ward es vermittelt, daß sich J. Favre in das preußische Hauptquartier begeben und mit Graf Bismarck officiöse Besprechungen haben konnte. Es ist erlaubt anzunehmen, daß der erfolglose Verlauf derselben weniger in den Illusionen Favre's seinen letzten Grund hat, als in den Verstrickungen der gegenwärtigen Machthaber durch ihre feierlichen Erklärungen bei Uebernahme der Regierung, und in dem unheimlichen Druck, welchen die radikalsten Elemente von Paris auf sie ausüben, und je höher die äußere Gefahr steigt, um so mehr ausüben werden. J. Favre erfuhr von Graf Bismarck zunächst, daß in Beziehung auf Gebietsabtretung der Preis im Elsaß, in Deutsch-Lothringen und in dem nordöstlichen Theil des französischen Lothringens mit Metz, Chateau-Salins und Pont-à-Mousson bestehe. Daß Favre eine bestimmte Erklärung über diese Friedensbedingungen hinauszuschieben suchte, begreift sich, da sich die provisorische Regierung selbst kaum als genügend legitimirt betrachtet und auch Preußen einen formell bindenden Frieden nur mit einer definitiv

konſtituirten Regierung abſchließen will, alſo wenn nicht mit dem Kaiſer, doch nur mit einer Regierung, welche von der einberufenen Conſtituante anerkannt ſein wird. Schwerer begreift es ſich, daß Favre auch die Bedingungen zurückwies, unter denen Frankreich einen Waffenſtillſtand als Einleitung zu dem abzuſchließenden Frieden haben konnte. Es handelte ſich um die Uebergabe von Straßburg und Toul, und noch einer Feſtung, als welche zuerſt Verdun, dann aber — und dies iſt wohl das Richtige — Pfalzburg bezeichnet worden iſt. Von franzöſiſcher Seite iſt behauptet worden, es ſei außerdem auch die Uebergabe des Mont-Valérien bei Paris verlangt worden; von preußiſcher Seite iſt dies in Abrede geſtellt. Es ſcheint, daß dieſes Verlangen anfangs für den Fall, daß ſich die Conſtituante in Paris verſammeln würde, geſtellt worden iſt, daß man aber preußiſcherſeits bei der letzten entſcheidenden Verhandlung nicht darauf zurückgekommen iſt. In dieſer Weiſe kann man auch den officiellen Bericht Favre's verſtehen. Alle unparteiiſchen Stimmen, namentlich auch die Englands, haben die von Preußen bei Aufſtellung dieſer Bedingungen bewieſene Mäßigung anerkannt. Durch nichts aber konnte dieſelbe augenſcheinlicher dargethan werden als dadurch, daß wenige Tage nach dieſen Verhandlungen Toul und Straßburg genöthigt waren zu kapituliren. Am unbegreiflichſten von Allem aber iſt die Sprache, in welcher Favre ſeinem Lande von dem Scheitern der Verhandlungen Bericht erſtattet und zur Fortſetzung des Krieges aufgefordert hat. Er ſpricht von den indignirenden Anſprüchen des Feindes und kommt der Sache nach auf ſein erſtes Wort zurück, keinen Zollbreit Landes, keinen Stein einer Feſtung abzutreten. Mit dieſer Sprache wendet er ſich nicht an den beſonnenen, mit Wirklichkeiten rechnenden Patriotismus, ſondern an die Leidenſchaften der Radikalen, unter deren Hochdruck er ſteht. Es iſt wahrſcheinlich, daß Frankreich dieſe den Verhältniſſen ſo ganz und gar nicht angemeſſene Sprache ſehr theuer zu bezahlen haben wird. Denn auch Thiers, der nunmehr bereits auf der Rückreiſe nach Frankreich iſt, bringt ſeinem Lande aus London, Wien und Petersburg keine andere Botſchaft zurück, als daß es auf eine Hülfe von außen nicht zu rechnen hat.

Schwerer noch, wir wiederholen es, als die Schläge, welche der Krieg mit furchtbarer Wucht auf das vor Kurzem noch ſo ſtolze, ſo ſiegesgewiſſe Frankreich hat niederfallen laſſen, iſt die Frage um das Schickſal, welches ſich ſein Volk bereiten wird, wenn es, vom äußeren Feinde befreit, ſich ſelbſt wiedergegeben iſt. In Lyon, der zweiten Stadt des Reiches, hat ſich die äußerſte ſociale Gefahr bereits an die Ferſen der politiſchen Wirren geheftet, ebenſo in Marſeille. In welchem Maße dies in Paris der Fall iſt, erfahren wir bei der Cernirung der Stadt und dem im Innern derſelben herrſchenden Kriegsgeſetz nicht genau. Es gährt jeden Falles in der bedenklichſten Weiſe, ja es ſoll bereits zu Straßenkämpfen gekommen ſein. Nichts beweiſt mehr, wie ſehr ſchon Alles aus Rand und Band gegangen iſt, als die neueſte Proklamation Trochu's. Sie heftet öffentlich das Brandmal der Schande allen jenen Truppentheilen an, welche in den Kämpfen bei Montrouge, unbekümmert um das Kommandowort der Offiziere, ſtatt die ihnen anvertrauten Waffen zu gebrauchen, unter lügenhaften Vorwänden die Flucht ergriffen; ſie verſucht es, durch die Kriegsgerichte, welche überall nach der vollen Strenge der Kriegsgeſetze verfahren ſollen, die Disciplin unter den Truppen wiederherzuſtellen — Die tüchtigſten Völker, die mächtigſten Staaten haben furchtbare Niederlagen über ſich ergehen laſſen und demüthigende Friedensverträge abſchließen müſſen. Aber ſie haben ſich wieder erhoben, wenn ſich zu dem äußeren nicht auch der innere ſociale und politiſche Bankerott geſellt hat. Wer jetzt auf die inneren Zuſtände Frankreichs, dieſes durch die hochgradige nationale Einheit ſeines Volkes begünſtigten Gemeinweſens blickt, legt ſich die tiefernſte Frage vor: ſteht es am Beginn eines brennenden, aber heilſamen Selbſterkennungs- und Läuterungsprozeſſes, oder geräth es tiefer und tiefer in die innere Auflöſung hinein. Welche definitive Regierung in der nächſten Zeit gebildet, wie durch dieſelbe Frankreich von den augenblicklichen Wirrſalen erlöſt werden wird, dies iſt heute noch ebenſo unklar wie vor wenigen Wochen. Die Erbſchaft, welche die Republikaner antreten mußten, die in einem ſehr ungeeigneten Moment nach den Zügeln griffen, iſt ſo erdrückend, daß die Republik, auch *wenn* ſie an ſich in Frankreich lebensfähig wäre, jetzt vielleicht nicht einmal für die *nächſte Zeit zu allgemein anerkannter* Herrſchaft gebracht werden kann. Die Orléans haben bis jetzt keine Gelegenheit gefunden, ſich der Nation durch ausgezeichnete Dienſte bemerklich zu machen, und es wird nunmehr eine ſolche auch nicht mehr leicht gefunden werden können. Immerhin iſt zu beachten, daß der eine oder der andere

der Prinzen vielleicht in die Constituante gewählt wird, falls überhaupt eine solche noch zusammentritt und nicht schließlich der Senat und der Gesetzgebende Körper wieder einberufen wird.

Die Kandidatur des Herzogs von Aumale in der Charente, seine Erklärungen zu Gunsten der Republik und der Constituante erinnern an die Art und Weise, wie Louis Napoleon 1848 seine Laufbahn begann. Aber es wiederholt sich nicht Alles im Leben, und vor Allem fragt es sich noch um den Zusammentritt der Constituante. So drängt sich immer wieder der Gedanke auf, ob nicht doch Napoleon nochmals als Kaiser den siegreichen Heeren seines Feindes nach Paris folgt, den Frieden mit ihm abschließt und Ordnung in das jetzige Chaos zu bringen sucht. Aber dies wäre noch nicht die Lösung, welche Frankreich bedarf und welche Europa zu wünschen hat, dieses Europa, dessen Völker sich allmählig so nahe gerückt sind, daß ein Volk wie Frankreich nicht bleibend kranken oder sich innerlich zersetzen kann, ohne daß die andern Völker darunter mitleiden. Es besteht nicht nur das große gemeinsame Verkehrsleben, dessen Lebensmark der sich überall erhaltende, verbreitende und erhöhende Wohlstand das Wachsthum von Bildung und verständiger Arbeit ist, es besteht auch eine europäische Gemeinschaft der socialen Krankheitsstoffe, wenn sie auch hier üppiger, dort zur Zeit noch sparsamer vorkommen, hier unter einer älteren Civilisation mehr entwickelt, dort unter einer jüngeren Civilisation noch mehr zurückgehalten sind. Das zurückkehrende Kaiserthum wird die für das Gedeihen Frankreichs nöthige innere Lebenskraft immer mehr in sich und um sich wiederfinden. Es wäre im günstigsten Falle ein Behelf für die nächste Spanne Zeit. Das augenblickliche Auskunftsmittel braucht Frankreich freilich auch, aber was es im Grunde braucht, das ist der endliche Abschluß der ewigen Umwälzungen, die Festsetzung eines von der Nation getragenen, sich dauernd und stetig entwickelnden politischen Systems, es ist die sociale und politische Genesung.

Wir sind, wenn wir irgendwo in einem großen Staate wirre Zustände, politische, über einen längeren Zeitraum sich verbreitende Krankheiten gewahren, nicht gleich bei der Hand mit der Prophezeiung, daß das von solcher andauernden Zerrüttung heimgesuchte Gemeinwesen nur noch ein ausbrennender Vulkan sei und unrettbar seinem Untergang entgegengehe. Wir erinnern uns der durch Jahrhunderte gehenden Auflösung des deutschen Reiches, der Abbröckelung rein deutscher Länder, der Verengerung unseres politischen und socialen Gesichtskreises und stellen dem die gegenwärtige Zeit zur Seite. Wir gedenken der unter den letzten Stuarts in England wie ein Krebsschaden um sich fressenden Demoralisation, des würdelosen Zustandes nach außen, und der gewaltigen, fast durch zwei Menschenalter gehenden politischen Erschütterungen, welche man durchmachte, bevor wieder Stetigkeit in das Staatsleben kam, und der feste Grund für die spätere Größe und Blüthe gelegt war. Eingedenk dieser Lehren und im Bewußtsein der weit verwickelteren Bedingungen, unter welchen die neuere europäische Völker- und Staatenentwickelung im Gegensatz zur alten Zeit steht, wird man nicht zu leicht an der Zukunft Frankreichs verzweifeln dürfen. Wir meinen eine Zukunft, welche den inneren Umwälzungen sowie der weiter greifenden sittlichen Korruption ein Ziel setzt, wir meinen ein Volk, welches das rechte Maß für sich und für Anders findet, und dessen aufstrebende Entwickelung den Frieden Europa's sichern hilft. Aber freilich der Blick auf die Gegenwart und auf eine mehr als achtzigjährige Vergangenheit rechtfertigt wenigstens den Zweifel, ob ein solches Hoffen nicht auf Sand gebaut ist. Wird, so fragt man sich, die Leidenschaft, mit welcher sich Frankreich in einen ungerechten Krieg gestürzt hat, sowie sein Kriegsunglück nicht seine innere Zersetzung beschleunigen, statt ihm eine ernste und nützliche Schule zu werden in der Arbeit für ein stetiges Staatsleben und für politische und sociale Zustände, die sich selber im Gleichgewicht halten? Jedenfalls ist der Reichthum Frankreichs, seine außerordentliche materielle Entwickelung während der beiden letzten Jahrzehnte nicht ausreichend, um für sich allein das Vertrauen auf Frankreichs Zukunft zu begründen. Wie auch die unmittelbaren Folgen des Krieges in Verbindung mit einer vorausgegangenen mangelhaften Ernte und der eine Zeit lang gewiß stark sinkenden Steuerkraft die Staatsfinanzen überbürden mögen, wie sehr auch der Volkswohlstand in Mitleidenschaft gezogen werden mag, die frühere schwunghafte und glänzende materielle Entwickelung kann zurückkehren. Ja wir glauben, Frankreich wird sich in dieser Beziehung schneller von dem gewaltigen Stoße, den es in seinem Leichtsinn sich selbst zugezogen hat, erholen, als man denkt. Nach einem Jahrzehnt wird der Handel, der Verkehr und die gesammte Produktion Frankreichs wahrscheinlich wieder ebenso werthvoll oder noch werthvoller

ſein, wie zu der Zeit, als der Herzog von Gramont die unbeſonnenen Worte auf der Tribüne ſprach, welche das Signal für den ausbrechenden Kriegsſturm wurden. Aber fortſchreitende materielle Entwickelung, höher ſteigender Reichthum ſind an ſich nicht ausreichend die der Zukunft Frankreichs drohenden Gefahren zu beſchwören. Der Sitz der Krankheit iſt tiefer. Das Eigenthümliche im heutigen Frankreich iſt, daß ſich die Kehrſeite der ſehr hoch getriebenen materiellen Entwickelung des gewaltig anwachſenden Reichthums und Luxus mit älteren und neueren Schäden verſchmilzt, die in dem Volkstemperament, in dem ſeit Menſchenaltern aus den Fugen gebrachten und nie wieder recht feſt gewordenen Staatsleben, in der dadurch genährten Unbeſtändigkeit und ſocialpolitiſchen Ausſchweifung ihren Grund haben. Dieſe Schäden zu bannen, oder doch ſo weit zu vermindern, daß die unvermeidlichen Nachtheile großen Reichthums nicht übermächtig werden, jene ſittliche und geiſtige Arbeit anzuregen, wodurch die Ausgeburten großen Wohllebens in Schranken gehalten werden, wodurch das rechte Gleichgewicht in dem Geſammtleben der Nation erhalten wird: dies iſt die ſchwere, aber unerläßliche Aufgabe, an welcher die Zukunft Frankreichs hängt. Das alte Rom war nie reicher, ſein Verkehr war nie entwickelter, ſeine großen induſtriellen Unternehmungen waren nie mehr im Schwung als zu der Zeit, da es ſchon unrettbar der inneren Auflöſung entgegentaumelte.

Von Neuem lenken die Ereigniſſe den Blick auf dieſes ewige **Rom**, in welchem der Wanderer gleichſam den Flügelſchlag der Weltgeſchichte über ſich zu hören glaubt, wenn er an allen Zeugen von zwei in ihrer Art einzigen Weltherrſchaften vorübergeht, von denen die eine längſt dahin gegangen und die andre noch im Kampfe liegt mit dem Geiſte der Menſchen, der ſchon weit und breit ein andrer geworden als der, welcher ſie groß gezogen. Nicht den Fall des Papſtthums als Mittelpunkt einer kirchlichen Weltherrſchaft oder einer kosmopolitiſchen Weltkirche, ſondern den Fall ſeiner ſtaatlichen Souveränetät ſehen wir mit an, indem wir nunmehr Pius IX. auf die leoniniſche Stadt, d. h. auf den Vatikan mit einer kleinen Umgebung beſchränkt finden. Nachdem er mit den Waffen einen ſchwachen vergeblichen Verſuch zur Vertheidigung Roms und ſeiner weltlichen Herrſchaft hatte machen laſſen als Proteſt gegen die ihm angethane Gewalt, erklärt er ſich, auf die leoniniſche Stadt beſchränkt, zu einem Gefangenen im eigenen Hauſe. Dies hat ihn nicht gehindert, zur Aufrechthaltung der Ordnung in dem ihm gebliebenen Bezirk eine Abtheilung italieniſcher Truppen kommen zu laſſen. General Cadorna hatte den Befehl, dem Papſte nicht nur perſönlich als Souverän zu begegnen, ſondern auch die italieniſchen Truppen die Grenze des leoniniſchen Stadtbezirkes nicht überſchreiten zu laſſen. Es bedurfte daher, bevor dies geſchah, des ausdrücklichen Verlangens des Papſtes. Nichts aber beweiſt augenſcheinlicher, in welchem Maße heut zu Tage eine Theokratie unhaltbar iſt, in welchem Grade die längſt ſchon nur durch fremde Bayonnette gehaltene weltliche Herrſchaft des Papſtes von innen heraus morſch war, als daß der Papſt nicht einmal unmittelbar um den Vatikan herum ohne fremde Hülfe die ſtaatliche Ordnung aufrecht erhalten konnte.

Die Annexion des dem Papſte bisher noch verbliebenen Theiles des Kirchenſtaates an das Königreich Italien nahm und nimmt im Weſentlichen dieſelben Formen an wie die früheren Annexionen der übrigen italieniſchen Staaten. Einige mit beſondrer Rückſicht auf den Papſt anfangs verſuchte ſchonendere Formen wurden durch die Macht der Verhältniſſe auf die Seite geſchoben. Die Beſetzung des römiſchen Gebiets erfolge nur, ſo wurde erklärt, um dem Umſturz von außen und innen, dem Eindringen ungeordneter Schaaren zuvorzukommen, die Verwaltung ſolle den Städten ſelbſtändig überlaſſen und durch die von ihnen einzuſetzenden Behörden geleitet werden. So wurde es auch in der That in den kleineren Städten gehalten. Als aber Rom mit Gewalt genommen war und in der von der Bürgerſchaft eingeſetzten Giunta die Mehrheit von den Radikalen gebildet wurde, ernannte der General Cadorna an ihrer Stelle eine andre Giunta, in welcher umgekehrt nur wenige Radikale neben der gemäßigt liberalen Mehrheit ſitzen. Selbſt dieſe gemäßigtere Giunta verwarf die von dem italieniſchen Miniſterium vorgeſchlagene Formel für das Annexions-Plebiſcit, welches ſo lautete: „die Römer, vertrauend, daß Italien dem Papſte alle nöthigen Garantien für ſeine religiöſe Miſſion gewährt, wollen die Annexion an die konſtitutionelle Monarchie Victor Emanuels und ſeiner Erben“. Unter Weglaſſung der religiöſen Klauſel ward die für die Einverleibung von Neapel angewendete Formel für die bevorſtehende Abſtimmung feſtgeſetzt. Der Reſt des Kirchenſtaates mit Rom, allenfalls ohne

das nicht mitstimmende leoninische Gebiet, wird also durch die bereits erfolgte Abstimmung, deren Ergebniß bald ziffermäßig bekannt werden wird, einfach zu einem Theil des Königreichs Italien erklärt. Was die staatliche Stellung des Papstes in der leoninischen Stadt betrifft, so wird sich dieselbe der Sache nach bald auch in diesem engsten Gebiete auf den Begriff der Exterritorialität für den Papst selbst sowie für das Kardinalskollegium beschränken. Eine Regierung, eine Art staatlicher Gewalt über Alles, was nicht zu seinem Haushalt gehört, über Bürger, sollten sie auch nur nach einigen Tausenden oder Hunderten zählen, wird ernstlich kaum mehr in Frage kommen können*). Die vor der Besetzung des Kirchenstaates dem Papste gemachten Anerbietungen: Uebernahme der Staatsschuld, Gewährung der päpstlichen Civilliste, der Einkünfte der Kardinäle, ungeschmälerte Aufrechterhaltung aller kirchlichen Institute in Rom, Garantie vollkommener kirchlicher Unabhängigkeit haben den Papst nicht bestimmt, die Eroberung seines Gebietes durch seine Zustimmung zu legalisiren. Alle Fragen, worauf sich jene Anerbietungen bezogen, sind daher noch ungelöst, ein modus vivendi ist nicht gefunden. Pius IX. hat durch Wort und That gegen die ihm angethane Gewalt protestirt, er harrt aber im Vatikan aus und denkt vorerst nicht daran, außerhalb Roms seinen Sitz aufzurichten. Der Versuch der königlich italienischen Regierung, gütlich zu einem modus vivendi mit dem Papste zu kommen, soll durch General Lamarmora wieder aufgenommen werden. Vorerst ist an keinen Erfolg zu denken. Was die Stellung von Rom betrifft, so hat es General Cadorna in der Rede, mit welcher er am 24. September die von ihm ernannte Giunta, „diese würdigen Söhne des antiken römischen Senats" auf dem Kapitol in ihr Amt einsetzte, eigentlich schon als Hauptstadt des Königreichs proklamirt.

Die Folgen, welche später und langsam aus der gewaltsamen Aufhebung des Kirchenstaates hervorwachsen müssen, werden noch bedeutungsvoller sein als der augenblickliche Umschwung, welchen das Ereigniß nach sich zieht. Für Italien bedeutet dasselbe den Abschluß des nationalen Einheitsstaates, für die Römer das Ende der Theokratie, die Unterordnung unter eine weltliche Staatsgewalt, den Eintritt in den Rechtsstaat der neueren Zeit. Dies Alles liegt nahe und ist klar. Aber was bedeutet das Ereigniß für die Kirche, wie weit, wie tief werden seine Folgen jenseits der Grenzen Italiens dringen? Schweren Herzens müssen vom Standpunkt der römisch-katholischen Kirche alle Jene auf dieses Ereigniß blicken, welche in den Resten der mittelalterlichen Kompetenz der Kirche auf den Gebieten des Staates und der Schule ein wichtiges Hülfsmittel für die Erfüllung ihrer sittlich-religiösen Mission auch heute noch erkennen, welche diese Mission durch eine klare Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche gefährdet oder verkümmert glauben. Frohen Sinnes hingegen werden auch vom kirchlichen Standpunkt aus die Andern auf die Folgen dieses Gewaltaktes sehen. Unter den Andern verstehen wir hier nicht Diejenigen, welche selbst mit der Kirche gebrochen haben und welche dafür halten, daß auch in der Menschheit überhaupt die materialistische Welt- und Lebensanschauung mit Nutzen die Stelle der Kirche einnehmen könne. Wir meinen vielmehr Diejenigen, welche das wahre Heil der Kirche in ihrer Beschränkung auf dasjenige Gebiet sehen, welches ein immer breiter werdender Strom des öffentlichen Geistes heut zu Tage allein noch als das kirchlich-religiöse anerkennt. Nach ihrer Auffassung wird durch diese Beschränkung nicht nur der für die sittliche Entwickelung des Volkes so wichtige, für Staat und Kirche gleich nützliche innere Frieden geschaffen, es wird auch den grundsätzlichen Feinden jeder Kirche das wirksamste Mittel für die Ausbreitung ihrer Tendenzen genommen. Mehr noch, nach ihrer Auffassung, ist solche Beschränkung das sicherste Mittel für die sittliche und geistige Vertiefung der Kirche an Haupt und Gliedern, für einen erhöhten Einfluß derselben auf die ideale Erziehung des Menschengeschlechts. Ein scheinbarer Verlust, ist dieselbe ein wirklicher Gewinn für die Kirche, die ihre ganze Zukunftshoffnung nicht auf morsches zerbröckelndes Gestein, sondern auf lebensvolle Dinge gründen soll. Es ist einleuchtend, daß, wenn im Mittelpunkt der römisch-katholischen Kirche die dort auf die Spitze getriebene Verbindung kirchlicher und weltlicher Dinge fällt (dies Mal schwerlich mit der Aussicht auf eine Restauration), dies allmählig höchst folgenreich werden muß für den ganzen, bis zur Peripherie der katholischen Kirche reichenden kirchlich-politischen Streit.

Gegenüber den Ereignissen in Rom und Frankreich treten die Begebenheiten der übrigen

*) Wenn es richtig ist, daß in dem leoninischen Stadtviertel zwar keine Stimmurnen aufgestellt wurden, den sich beschwerenden Einwohnern aber eröffnet ward, sie könnten in anderen Stadtbezirken mit abstimmen, so ist dies bereits sehr bezeichnend.

Welt sehr in den Hintergrund. Auch ist an sich aus Staaten wie Portugal und Spanien sowie aus England zur Zeit wenig zu berichten, aus dem einen nicht, weil daselbst Alles in dem festen guten Geleise sich fortbewegt ohne besondern Zwischenfall, aus den andern nicht, weil dort die alte Zerrüttung oder Ungewißheit fortdauert, ohne daß man den Weg, der aus ihr herausführt, gefunden hätte.

Aber man wird, um den innern Zusammenhang zwischen den großen Dingen, die jetzt geschehen, und denen, welche sich vorbereiten, im Auge zu behalten, nach Osten zu blicken haben, auf die Zustände Oesterreichs und auf Rußland und die Türkei. Gewiß denkt **Rußland** nicht an eine Einmischung in den deutsch-französischen Krieg. Es wird auch die Aktion Preußens bei dem Friedensabschluß nicht wirksam behindern, da letzteres wohl eine entsprechende Gebietsabtretung durch Frankreich unbedingt festhalten, aber nicht an eine Zertrümmerung desselben, an das Herabdrücken desselben zu einer Macht zweiten Ranges denken wird. Diese Stellung Rußlands ist mehr noch durch den überwältigenden Eindruck der Kriegsereignisse als durch die Beziehungen der Höfe zu einander festgehalten worden. Aber die russische Presse und die öffentliche Stimmung wird doch in steigendem Maße von Mißgunst gegen die anwachsende preußisch-deutsche Macht durchdrungen. Da man diese gewaltige Machterweiterung nicht unmittelbar aufhalten will und kann, so verlangt man wenigstens auch für Rußland etwas, was seiner europäischen Stellung, seiner nach Westen gewendeten Politik Genüge thut. Man empfindet es wie eine Art Erniedrigung, daß, während die preußische Machtsphäre sich beispiellos erweitert, während Deutschland sich wie in seiner größten Zeit aufrichtet, Rußland das Joch geduldig forttragen soll, welches ihm der Pariser Frieden auferlegt hat, daß es nicht einmal die freie Bewegung auf dem seine südlichen Küsten bespülenden schwarzen Meere haben soll. Immer lauter ertönt daher der Ruf nach Zerbrechung dieses Joches. Dazu kommt nun die türkisch-persische Verwickelung und, was bedenklicher ist, die Türkei rüstet und auch Rußland rüstet. Bald werden die Rüstungen in Abrede gestellt, bald wird die Rüstung des einen Staates, so weit dieselbe nicht wohl abzuleugnen ist, als die Folge der Rüstung des andern Staates dargestellt. Wie Preußen und Oesterreich 1866 gethan, schiebt jeder Theil dem andern den Anfang der Rüstungen und damit eine ungerechtfertigte Provokation zu. Es ist leicht möglich, daß man den Rückschlag des Krieges am Rhein und an der Seine an der unteren Donau empfindet, und daß, bevor noch ein Jahr verstrichen, die orientalische Frage in Fluß kommt; denn auch Serbien, dessen Heeresmacht nicht ganz unbedeutend ist, rüstet und in Bosnien scheint es gewaltig zu gähren.

Es ist ein recht unbefriedigendes Schauspiel, welches **Oesterreich** inmitten dieser Dinge gibt. Eine verhältnißmäßig günstige materielle Entwickelung bei fortdauernden Verfassungswirren ist die österreichische Signatur in der gegenwärtigen Zeit. Das Uebelste ist, daß man nicht nur seit längerer Zeit in dem Verfassungslabyrinthe feststeckt, sondern daß man auch noch nicht den Faden gefunden hat, der aus demselben herausführen kann. Statt der Entwirrung, welche sich das an die Stelle des Decemberministeriums tretende Ministerium Potozki zur Aufgabe gestellt, hat man seit seinem Eintritte weit eher eine Verschlimmerung als eine Verbesserung der verfassungsmäßigen Zustände zu konstatiren. Es sieht in der That ziemlich chaotisch in Westösterreich aus in Beziehung auf seine konstitutionelle Organisation. Der ungarischen Opposition war man durch die dualistische Gestaltung des Reiches Herr geworden. Nun hatte sich die slawische Opposition gegen die föderalistisch abgeschwächte parlamentarische Einheit Westösterreichs erhoben und gesteigert. Das Ministerium Hasner-Giskra hatte dieselbe weder konsequent mit Gewalt niederzuschlagen, noch hatte es das System ausgiebiger föderalistischer Konzessionen versucht. Das Ministerium Potozki schrieb dieses System auf seine Fahne, zugleich aber die Erhaltung des Grundgedankens der Verfassung, die parlamentarische Einheit, und daneben die Einführung direkter Reichsrathswahlen. Rücksichtlich der letzteren hat es bis jetzt noch keinen Schritt zu thun gewagt, aber auch rücksichtlich der föderalistischen Konzessionen ist es kaum über vage Allgemeinheiten hinausgekommen. Noch hat es keineswegs ein konkret entwickeltes Programm aufgestellt. Auf diese Weise ist es dahin gekommen, daß die slawische Opposition weniger leidenschaftlich geworden, aber rücksichtlich der Hauptpunkte keineswegs beseitigt ist. Die Polen, kopfscheu geworden durch die wuchtigen Ereignisse auf dem Boden Frankreichs, haben zwar in den Reichsrath gewählt, aber zunächst nur für diesmal, ohne Präjudiz für die Zukunft. Die Deklarantenpartei der Tschechen ist zwar in den Landtag Böhmens eingetreten (wo sie die Majorität hat in allen Fra-

gen, in denen der Feudaladel mit ihr geht), aber ſie weigert ſich bis jetzt, in den Reichsrath zu wählen. Auch das ganz vor Kurzem ergangene kaiſerliche Reſkript auf die Adreſſe des böhmiſchen Landtags ſcheint die gehoffte Wirkung zu verfehlen. Die in Ausſicht geſtellte Krönung des Kaiſers als König von Böhmen in Prag, die Verſicherung, daß an der Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit Böhmens feſtgehalten, und daß der Reichsrath bereit ſein werde, die Rechte des Landtags zu erweitern, verfangen bei den Tſchechenführern nicht, ſo lange für die Durchführung der Reform auf den verfaſſungsmäßigen Weg verwieſen und vor Allem Beſchickung des Reichsrathes verlangt wird. Die tſchechiſche Oppoſition gipfelt in der Verneinung Weſtöſterreichs als gemeinſamen parlamentariſchen Staates. Sie verlangt Böhmen ähnlich wie Ungarn geſtellt und eine erweiterte Delegation für alle Länder. Der unvollſtändige Reichsrath endlich hat gar keine Majorität, mit welcher eine Regierung rechnen kann. Bei den bisherigen Abſtimmungen, die ſich beſonders um die Vertagung bis zu einer Vertretung Böhmens im Reichsrath (allenfalls durch Ausſchreibung direkter Wahlen nach Maßgabe des Nothwahlgeſetzes) drehten, hat bald die deutſche Verfaſſungspartei mit einer oder zwei Stimmen geſiegt, bald iſt ſie um ebenſo viele Stimmen in der Minorität geblieben.

Es iſt die Aufgabe, die Theilnahme der Slawen für die Neugeſtaltung der Monarchie zu gewinnen, aber die freudige Mitwirkung des deutſch-öſterreichiſchen Volksſtammes nicht zu verlieren. Während man nun dieſe Theilnahme der Slawen noch lange nicht gewonnen und noch weniger ſie bleibend geſichert hat, iſt für die Monarchie die Gefahr bereits näher gerückt, auch diejenige Stütze zu verlieren, welche bisher das geſammte öſterreichiſche Staatsleben in dem deutſchen Volksſtamme gefunden hat. Die Zeichen dieſer herannahenden Gefahr treten im parlamentariſchen und im bürgerlichen Leben hervor, im erſteren allgemeiner erkennbar, im letzteren weniger auffallend, aber vielleicht nur um ſo beachtenswerther. Nicht bloß die deutſche Seite des böhmiſchen Landtages, ſondern auch die deutſche Verfaſſungspartei des öſterreichiſchen Reichsrathes hat für gewiſſe Fälle bereits den vollſtändigen oder den zeitweiſen Austritt aus den Vertretungskörpern, welchen ſie angehören, in Erwägung gezogen. Um einen recht trivialen Ausdruck zu gebrauchen, liegt die Sache ſo: Bei dem Oktoberdiplom und der Februarverfaſſung ſpielen wir nicht mit, ſagten die Ungarn, die Kroaten und bald noch Andere, namentlich die Tſchechen. Bei der Decemberverfaſſung ſpielen wir nicht mit, ſagten die Tſchechen, dann auch die Polen und Andere. Endlich auf dem nun betretenen unformulirten Ausgleichswege ſagen die Tſchechen: wir wiſſen nicht, ob wir überhaupt, die Polen ſagen, wir wiſſen nicht, wie lange, und die Deutſchen ſagen, wir wiſſen nicht, ob wir noch mit ſpielen, ob wir noch mitgehen können. Der Eindruck, welchen dieſes zerriſſene, in ſich ſiechende konſtitutionelle Leben, die Siſyphusarbeit der Verſtändigung der Völker im vielſprachigen Reiche, das vergebliche Ringen nach Einigung auf parlamentariſcher Grundlage, die Bedrängniß der hergebrachten Stellung der Deutſchen durch das Slawenthum Oeſterreichs unter dieſen Deutſchen Weſtöſterreichs hervorruft, iſt leicht zu ermeſſen Dem zur Seite ſieht nun der Deutſch-Oeſterreicher die glänzenden Thaten der deutſchen Heere auf dem Boden Frankreichs und das Wachsthum des ſich befeſtigenden und erweiternden preußiſch-deutſchen Nationalſtaates. So kommt es, daß von Monat zu Monat der Procentſatz jener Deutſch-Oeſterreicher zunimmt, welche auf die Umwandlung des öffentlichen Rechts in Deutſchland nicht mit Mißgunſt, ſondern mit Freude blicken, für welche die Vollendung des preußiſch-deutſchen Bundesſtaates oder auch Einheitsſtaates nicht eine Sorge, ſondern eine Hoffnung iſt. Sie rechnen, daß, wenn die Dinge im Innern Oeſterreichs ſich wieder mehr klären und wenigſtens leidlich gut gehen, und wenn dann Oeſterreich und Deutſchland nach Oſten wie nach Weſten eine ſolidariſche Politik zu treiben lernen, dem Deutſchthum in Oeſterreich ein ſicherer Stützpunkt, ein feſter Hinterhalt gewonnen, und die naturgemäße Miſſion der aus der deutſchen Oſtmark erwachſenen Monarchie wieder geſichert iſt. Sie rechnen aber auch weiter, daß, wenn die innere Entwickelung Oeſterreichs eine verhängnißvollere Wendung für dieſe Monarchie nimmt, wenigſtens den rein deutſchen und den ſlawiſch-deutſchen Ländern derſelben ein ſicherer Hafen geöffnet iſt. Der Kreis, in welchem das öſterreichiſche Staatsbewußtſein den Geiſt beherrſcht, öſterreichiſche Vaterlandsliebe die Herzen erwärmt, wird unter den Deutſch-Oeſterreichern ein engerer. Dieſe Gefühle ſind noch mehr oder minder lebendig in den größeren ariſtokratiſchen Familien, deren Geſchichte mit der Geſchichte Oeſterreichs innig verflochten iſt, in einem Theile der Landbevölkerung, wo das Alte überhaupt feſter ſitzt und neuere geiſtige Strömungen nur langſam Ein-

gang finden, in einem Theile des Beamten- und Offizierſtandes, aber, wie es uns ſcheint, kaum noch in dem größeren Theile dieſer beiden Stände. Ueberall ſonſt verflüchtigen ſie ſich.

Es iſt kein Zweifel, wenn nicht bald entweder die ſtaatsrechtliche Oppoſition, welche die beſtehende Verfaſſung verneint, unter dem Einfluß mächtiger Ereigniſſe niedergeworfen, oder eine die Deutſchen und die wichtigſten ſlawiſchen Stämme im Weſentlichen befriedigende Verfaſſungsreform vereinbart wird, und zwar eine ſolche, die den Staat im Ganzen nicht zertrümmert, ſo ſtürzt mit der gegenwärtigen Verfaſſung auch der Parlamentarismus im diesſeitigen Oeſterreich wieder. Der gegenwärtige Zuſtand kann nicht Jahre lang dauern. Es bedarf dann gar keines Sturzes der Verfaſſung, ſie wird von ſelbſt unmöglich. Man hat dann auch ſo ziemlich den Kreislauf aller möglichen Verſuche beendigt. Nicht bloß der Gedanken der Selbſtregierung der Völker iſt dann im tiefſten Grunde erſchüttert, auch der politiſche Zuſammenhang des Reiches hat dann von Neuem einen gewaltigen Stoß erlitten. Es bleibt freilich die Einheit der Dynaſtie, es bleibt die Grundlage der pragmatiſchen Sanktion, und man kann es wieder wie ehedem in Ungarn mit dem konſtitutionellen und diesſeits mit dem autokratiſchen (vielleicht lokal-autonomiſch verbrämten) Regiment verſuchen. Aber wie lange würde dies Beſtand haben, jetzt, nachdem ſich ſo Vieles in den Menſchen, in den Völkern und in ihren gegenſeitigen Beziehungen geändert hat?

Vielleicht baut das gegenwärtige Miniſterium darauf, daß das Chaos, in welches der Kampf für und gegen die Verfaſſung das öffentliche Recht Oeſterreichs mehr und mehr treibt, den widerſtrebenden Elementen bald ſelbſt die Augen über die heraufbeſchworenen Gefahren öffnen, den Boden für gegenſeitiges Nachgeben und für eine fruchtbare Initiative ebnen werde. Dieſe Erwartung wäre ſehr berechtigt, wenn in ſolchen politiſchen Kämpfen, wie ſie jetzt durch die Völker Oeſterreichs gehen, Vorurtheile, Leidenſchaften und Antipathien oder Sympathien nicht oft ſtärker wären als das nüchterne Urtheil über den wahren und bleibenden eignen Vortheil. Die Polen und Tſchechen namentlich hätten von ihrem beſondren Standpunkt aus Urſache, vor der Perſpektive etwas zurückzuſchrecken, die ſich eröffnet, wenn der nie endende Völkerhader den Abſchluß einer allgemein anerkannten Verfaſſung in Oeſterreich unmöglich macht, den Zuſammenhang des Reiches mehr und mehr lockert und zuletzt ſeinen Verfall herbeiführt. Sie werden in dieſem Falle übler gebettet ſein als der deutſche Stamm. Wohin ſie auch fallen, ihre Eigenart wird weniger freien Spielraum haben, als ſie im heutigen Oeſterreich ſchon jetzt hat, und als ſie in erhöhtem Maße erhält, wenn man zufrieden iſt mit einzelnen Reformen der Verfaſſung in autonomer Richtung und nicht den Sturz der ganzen parlamentariſchen Staatseinheit will. Aber ob ein ruhiges und weitſichtiges Urtheil die Oberhand erhält, oder ob Vorurtheil und Leidenſchaft die Streitenden und mit ihnen Oeſterreich ſelbſt einem düſtern Verhängniß entgegentreiben wird, dies eben iſt die Frage. v. Wydenbrugk.

J. von Döllinger und die liberale katholiſche Bewegung in Deutſchland. III. (Schluß.) Es kann hier unmöglich Aufgabe ſein, im Detail den bisherigen Verlauf des gegenwärtigen Koncils vorzuführen; aber es kann und darf hier nicht unterlaſſen werden, wenigſtens auf eine bereits vorliegende Koncilschronik hinzuweiſen, — ſchon darum nicht, weil die ultramontane Preſſe dieſelbe faſt mit Einſtimmigkeit in nahe Beziehung zu dem Januskreiſe gebracht hat und noch fortwährend bringt. Sie hat dazu wohl ihre triftigen Gründe, wenn ſie ihre Vermuthung aus dem Geiſte dieſer Chronik ſelber ſchöpft; denn es beſteht in der That zwiſchen ihrem Geiſte und dem Geiſte des „Januskreiſes“ die intimſte Verwandtſchaft. Wie ſie den „echten Katholiken“ zeichnet, ſo zeichnet ihn wohl auch „Janus“. „Der echte Katholik“, heißt es darin, „kann die Liebe zu ſeiner Kirche nicht trennen von der Liebe zum Guten und Wahren. Er hält ſich ebenſo fern von der Lüge in der Geſchichte wie von der Schmeichelei in der Gegenwart und iſt durch eine tiefe moraliſche Kluft von jenen geſchieden, welche mit vollem Bewußtſein die Kirche durch die Sünde, die religiöſe Wahrheit durch geſchichtliche Lüge zu retten ſuchen.“ Es ſind dies die „Römiſchen Briefe“ der „Allgemeinen Zeitung“ (z. B. in Separatlieferungen bei Oldenbourg in München erſcheinend), deren eminenter Inhalt in der That auf eine eminente Autorſchaft oder zum mindeſten auf eine Betheiligung ſolcher Kraft ſchließen laſſen könnte. Sie ſind um ſo bedeutungsvoller, als es ihnen allein gelungen iſt, trotz des ſtrengen Koncilsgeheimniſſes für die Verhandlungen im Koncil einige Publicität zu erringen, reſp. den römiſchen Machthabern abzutrotzen. Es iſt ihnen von Anfang an möglich geworden, dem

hinter einem dichten Vorhang sich abspielenden Drama zu folgen, die Entzweiung der Prälaten und die Pressionen und Machinationen der römischen Kurie wider das unfügsame Element zu charakterisiren und die tendenziösen Vorlagen der übrigen, auch interessirten Welt mitzutheilen. Wenn man der ultramontanen Presse, die selber aus Parteirücksicht nur Karikaturen oder ein nichtssagendes Phrasengedrechsel (vergl. Münchener Pastoralblatt, Mainzer Journal, Univers u. a.) bringen konnte und wollte, Glauben schenkte, so wären die „Römischen Briefe" freilich nur ein fortgesetztes Gewebe von Lügen, das aufzudecken nur wegen des Koncilsgeheimnisses unmöglich sei, — als ob Pius zu einem für den heiligen Stuhl solch ersprießlichen Werke nicht gern alle möglichen Dispensen ertheilen würde, wenn er darum angegangen werden könnte. Wie es mit den Widerlegungen stehen muß, erkennt man schon daraus, daß die zwei traurigen Versuche des Bischofs Ketteler, dem es wahrhaftig näher läge, in Bezug auf die Unfehlbarkeitslehre seine subjektive Glaubensseligkeit mit seiner konciliarischen Rede- und Handlungsweise endlich einmal aus dem, selbst einem Pio nono unbegreiflichen Widerspruch zu erlösen, in der gesammten ultramontanen Presse als Wunderkinder den gläubigen Gläubigen vorgezeigt wurden.

Schon die ersten Schritte und Anordnungen, welche Pius für das jetzige Koncil getroffen, haben bewiesen, daß es nicht in der Form der alten freieren Koncilien, auch nicht einmal in der des tridentinischen, gehalten werden sollte. Die Form der Koncilsdekrete sollte wieder die sein, welche das Papstthum zur Zeit seiner mittelalterlichen Höhe eingeführt hatte. Nicht die ökumenische, im heiligen Geist rechtmäßig versammelte Synode soll verordnen und beschließen, sondern: Pius Episcopus servus servorum Dei, sacro approbante Concilio, ad perpetuam rei memoriam — der Papst ist der Urheber der Dekrete, der einzig entscheidende Gesetzgeber, der aus Courtoisie die Meinungen der Bischöfe sich äußern läßt, aber in souveräner Machtvollkommenheit zuletzt beschließt, was ihm gut dünkt. Aus diesen und anderen Gründen mußte bei dem nicht ganz servil gewordenen Theil des Episkopats, vom Moment der Einsichtnahme an, das vom Papst dem Koncil aufoktroyirte Regolamento viele Unzufriedenheit erregen; denn die Absicht, dem Papst die Entscheidung, den Bischöfen nur die Rolle der Konsultoren zuzutheilen, trat darin ebenso naiv wie unzweideutig hervor. Und sicherlich würde sogleich Widerspruch erfolgt sein, wenn die Versammlung einigermaßen vorbereitet und wenn überhaupt Zeit zur Verständigung gegeben gewesen wäre. Die später, zu Anfang Januars, von einem Theil des französischen Episkopats eingereichte Petition um Abänderung der Geschäftsordnung beantwortete der Papst mit einfacher trockener Abweisung. Versuche, in der Kongregation gegen den Zwang der Geschäftsordnung zu protestiren, schlug der Präsident, Kardinal de Luca, mit der Erklärung nieder: der Papst habe es so angeordnet, und darüber dürfe nicht gesprochen werden. Die zweite Neuerung war die Umformung eines ökumenischen Koncils zu einer geheimen Gesellschaft. Sonst kannte man keine mysteriöse Abschließung, die Berathungen wurden bei offenen Thüren und mit Zulassung Aller, die zuhören wollten, gepflogen; das Gegentheil findet auf der gegenwärtigen sogenannten ökumenischen Synode statt. Wer unparteiisch die Kirche in ihrer Katholicität erfaßt, der kann sich doch nimmermehr verbergen, daß gegenüber den durch diese Geheimthuerei Ausgeschlossenen, sobald sie nur etwas nachzudenken anfangen, das kirchliche Lehramt an Wahrhaftigkeit und Treue verlieren muß. Das dritte schwer in die Wagschale fallende Moment wurde die Erdrückung der Minderheit durch die Infallibilistenmasse bei Besetzung der Koncilsausschüsse. In den Glaubensausschuß (selbstverständlich der wichtigste) kamen weder Dupanloup, noch Hefele, wohl aber sämmtliche Koryphäen der Infallibilisten: Manning, Dechamps, Martin, Senestrey, Gasser von Brixen, de Preux von Sitten, Pie von Poitiers, Regnier von Cambray, Cardoni, Spalding von Baltimore, Hassun der Armenier, Scharpmann, Ledochowski ꝛc. Man kann aber dieses Moment erst dann recht würdigen, wenn man die den Ausschüssen zuertheilten Vorrechte ins Auge faßt. Das Recht der Bischöfe, Anträge zu stellen, ist rein illusorisch geworden dadurch, daß der Papst sich und der von ihm ernannten, aus den entschiedensten Infallibilisten bestehenden Kommission die Zulassung oder Verwerfung eines Antrags vorbehalten hat. Vicomte de Meaux sagt in einem Artikel des Pariser „Correspondant": „Die Entwürfe sind zum Voraus gemacht, die Geschäftsordnung ist aufgenöthigt (imposée), die Kommissionen sind gewählt vor jeder Berathung, nach officiellen Listen, durch eine disciplinirte Mehrheit, welche wie ein einziger Mann stimmt. In diesen Kommissionen ist die Minderheit nicht vertreten, andere Berathungen, als die der Generalkongregationen, finden außerhalb der Kommissionen nicht

statt. In diesen Kongregationen aber werden die Materien ganz neu gebracht und den 700 Mitgliedern ohne vorgängige Erläuterungen vorgelegt. Die Reden werden nur mit Mühe verstanden, und Aufzeichnungen, welche dann von den Vätern eingesehen werden könnten, gibt es nicht, so daß es also allen Bischöfen unmöglich ist, ihre Gedanken der besonnenen Prüfung ihrer Kollegen genau mitzutheilen". Auch das ist für den Gerechtigkeitssinn, wie er im Großen und Ganzen das Koncil beherrscht, charakteristisch, daß ein Bischof, dessen Diöcese (Breslau) mehr als ein und eine halbe Million Katholiken in sich faßt, in keine einzige Kommission gewählt worden ist, während die 700,000 Einwohner des jetzigen Kirchenstaats durch 62 Bischöfe repräsentirt sind, und die Italiener überhaupt in allen Kommissionen die Hälfte oder zwei Drittheile bilden, so daß sie mit den handlangernden Spaniern diesseits und jenseits des Oceans die Herren und die berufenen Lehrmeister und Glaubensdiktatoren für alle zur Kirche gehörigen Nationen bilden. Sonst gilt der Grundsatz, daß dem rechten Lehren ein tüchtiges Lernen vorhergehen müsse. Wenn aber dem so ist, und wenn trotzdem diese Romanen die besten Glaubenslehrer sind, so müssen sie zweifelsohne und der Regel zum Trotz als Lehrer schon geboren werden, denn in ganz Italien gibt es, mit Ausnahme Roms, nicht eine einzige wirkliche theologische Fakultät; Spanien behilft sich gleichfalls ohne höhere theologische Schule und ohne Theologie. Von der Unwissenheit dieser Romanen in allen geschichtlichen Dingen, von dem gänzlichen Mangel jener allgemeinen Bildung, die man in Deutschland als selbstverständlich an einem Priester oder Bischof voraussetzt, ist es schwer, sich einen Begriff zu machen.

Zu einem eigentlichen und offenkundigen Zusammenstoß der sich widerstreitenden Anschauungen unter den Koncilsvätern kam es zum ersten Male, als die Majorität in einer direkt an den Papst gerichteten Adresse ihrer Sehnsucht nach dem Unfehlbarkeitsdogma Ausdruck gab. Der „Römische Brief" vom 8. Januar berichtet hierüber folgendermaßen: „An geheimen Kräften ist hier kein Mangel. Sie sind eben in voller Thätigkeit; denn eine Adresse wird kolportirt, welche den Papst bittet, mit dem Unfehlbarkeitsdogma nunmehr Ernst zu machen, und das Koncil zur Abstimmung über das bezügliche Dekret zu befähigen. Diesmal ist die Adreßbewegung von zwei Deutschen, den Bischöfen Martin von Paderborn (dessen Sekretär der Jesuitenpater Roh ist) und Senestrey von Regensburg, ausgegangen. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Wenn der Teich voll ist, können auch ein paar Maulwürfe, die sich durch den Damm hindurchgraben, eine Ueberschwemmung bewirken. Beide sind begreiflich ungeduldig geworden über die beharrliche rebellistische Gesinnung der Mehrheit ihrer deutsch-österreichischen Kollegen, und suchen den Tag zu beschleunigen, an welchem sie, mit dem neuen Dogma in der Hand, als die spontan Gläubigen über ihre gezwungen gläubigen und erst im letzten Moment bekehrten Amtsbrüder triumphiren können. Die Adresse schien gleich mit den Namen der Mehrheit auf die Welt gekommen zu sein; denn kaum erfuhr man etwas von ihrer Existenz, so versicherten schon Mermillod und andere Eingeweihte: sie trage bereits 500 Unterschriften. Ein so entschiedenes Vorgehen der Infallibilisten konnten natürlich die Gegner der Unfehlbarkeitslehre nimmermehr unbeachtet und unbeanstandet lassen, wollten sie nicht, daß ihr Schweigen von Papst, Kurie und übrigen Papisten mißdeutet wurde. Kardinal Schwarzenberg verbreitete alsbald eine Denkschrift, welche sich über die wirklichen Bedürfnisse der Kirche und gewisse dringend gewordene Reformen sehr verständig aussprach und die Verkehrtheit betonte, welche in der Forderung des Unfehlbarkeitsdogma's liege. Dasselbe hat Kardinal Rauscher seinerseits gethan. Und bald kam in den Reihen derjenigen Bischöfe, die sich zur Minderheit zählten, die Opposition in einen für die gesammte gebildete katholische Welt erfreulichen Fluß. Der „Römische Brief" vom 15. Januar konnte schon melden: „Die verbündeten Deutschen und Ungarn haben eine vom Kardinal Rauscher entworfene Adresse in der Hauptsache angenommen und sich am Sonntag, den 9. l. M., durch einen von 43 Namen unterzeichneten Revers verpflichtet, den Antrag auf die Dogmatisirung der römischen Unfehlbarkeit zu mißbilligen und ihn in konciliarischer Weise zu bekämpfen. An Klarheit, Entschiedenheit und Muth stehen die österreichischen Prälaten voran: Rauscher, Schwarzenberg, Haynald, Stroßmayer.... Die Franzosen ihrerseits sind auch thätig. Neben Dupanloup äußern sich Place von Marseille, Meignan von Châlons, Landriot von Rheims (welcher gerade im entscheidenden Moment zur Majorität überging), Ginoulhiac von Grenoble am entschiedensten; es sind etwa 35 Gleichgesinnte, und die Inopportunisten unter ihnen und unter den Deutschen gelangen doch allmählig zur Einsicht, daß ihre Stellung völlig

unhaltbar ist, daß, wenn sie darauf beharren, die Unfehlbarkeitsfrage zu einer bloßen Frage der Zeit und der Konvenienz zu machen, sie den Gegnern einen sicheren und leichten Sieg bereiten". Sodann heißt es im Brief vom 2. Februar: „Der Widerspruch der Minderheit ist zwar, wie es nach den Antecedentien der letzten 20 Jahre kaum anders zu erwarten war, in Baumwolle eingewickelt, aber doch im Grunde sehr positiv. Die Adresse der 45 deutschen und ungarischen Bischöfe will, daß die Grenzen, wie sie bisher für die kirchliche Lehre vom Papst gezogen waren, nicht überschritten, und daß das Koncil nicht genöthigt werde, in eine Diskussion der Gründe für und wider einzutreten, wobei allerdings vieles Bedenkliche zur Sprache kommen müßte. Die Definition würde selbst bei bessern Männern Feindschaft gegen die katholische Kirche erregen und zu Angriffen auf die Rechte derselben führen.... Auch die norditalienischen Bischöfe haben eine Adresse, die mit der deutschen im Wesen gleichlautend ist, beschlossen. Die Adresse der Franzosen, welcher am 15. Januar 33 bei Kardinal Mathieu versammelte Bischöfe beitraten, ist im Text etwas verschieden von der deutschen, in der Hauptsache aber doch gleichen Inhalts.... Dazu kommen noch 17 Anglo-Amerikaner, welche die deutsche Adresse, aber mit Weglassung derselben Sätze, die auch in dem Text der französischen ausgefallen sind, angenommen haben; wogegen die Norditalieuer dieselbe sich unverändert aneigneten. Auf solche Weise hat die Opposition gegen das Dogma einen universellen, die verschiedensten Nationalitäten umfassenden Charakter erhalten" — obwohl in der Minderheit von 200 zu 506. Und dieser Charakter tritt noch mehr zu Tage, wenn man sich die Repräsentation der einzelnen Nationen auf dem Koncil vergegenwärtigt. Die 12 Millionen Katholiken des eigentlichen Deutschlands sind auf dem gegenwärtigen Koncil mit 14 Stimmen vertreten, während Neapel und Sicilien 68 Vertreter und ungefähr ebenso viele die 700,000 Einwohner des jetzigen Kirchenstaats besitzen. Das Verhältniß ergibt ungefähr, daß in kirchlichen Dingen 20 Deutsche noch nicht so viel als ein Italiener gelten.

Kaum war aus Rom die Nachricht von den Schritten der Majoritäts-Bischöfe des Koncils, durch welche die Absichten der Kurie in Bezug auf die Dogmatisirung der Unfehlbarkeitslehre direkt gefördert werden sollten, nach Deutschland gedrungen, als es J. von Döllinger endlich für geboten erachtete, mit dem vollen Gewicht seines Namens, dem ein europäischer Ruf innewohnt, für die Anschauungen der Opposition in dieser Frage öffentlich einzustehen. Es war für die gebildeten und nicht ultramontanen Katholiken Deutschlands, ja man darf sagen Europa's, ein freudig begrüßtes Ereigniß, als die „Allgemeine Zeitung" in Nr. 21 heurigen Jahres „Einige Worte über die Unfehlbarkeitsadresse" mit des gelehrten Mannes Namensunterschrift brachte. Nicht bloß die gesammte Presse nahm hiervon als von einem Ereigniß Notiz, darin je nach dem Parteistandpunkt bald das Ergebniß hohen Muthes, bald freventlichen Widerspruchsgeist sehend, sondern auch viele gelehrte Korporationen. Schon unterm 23. Januar erging an den Reichsrath und Stiftspropst von Döllinger von Seiten hervorragender Mitglieder der Breslauer Universität (Professoren der Theologie und Philosophie) eine Zustimmungsadresse ab; derselben folgten alsbald solche von den Universitäten Prag und Bonn, von der Akademie Münster, vom Lyceum in Braunsberg, im Namen des höheren Lehrerstandes in Baden aus Freiburg im Breisgau; ferner von den Städten Köln, Kempten, Pforzheim, endlich aus dem Kreise Schleiden. Die Stadt München wollte ihm aus gleichem Anlasse das Ehrenbürgerrecht unterm 27. Januar ertheilen, welches aber Döllinger aus Gründen, die ihm die Zeitlage selbst darbot, höflich, aber entschieden ablehnen zu müssen glaubte. „Ich habe — heißt es in einer bezüglichen Erklärung Döllingers von gleichem Datum — den fraglichen Artikel veröffentlicht, weil ich mich dazu als öffentlicher Lehrer, als Senior der theologischen Professoren Deutschlands in einer gespannten Zeit und wahrhaft beängstigenden Lage dazu berufen glaubte. Ich habe es gethan in dem beruhigenden Bewußtsein, mit der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe, zu welcher auch mein eigener verehrter Oberhirte gehört, im Wesen der Frage einig zu sein, und in dem Drange, das, was ich einst als Lehrer der Kirche empfangen, was ich 47 Jahre lang als solcher vorgetragen, nun am Abend meines Lebens in einem Momente drohender Verdunkelung oder Verunstaltung offen zu bekennen. Endlich auch — warum soll ich es nicht sagen? — in der Hoffnung, daß mein Wort, meine Hinweisung auf die Irrthümer eines durch 400 Unterschriften verbürgten Dokuments, selbst dort, wo gegenwärtig über die ganze Zukunft der Kirche entschieden werden soll, noch bevor die Würfel gefallen sind, vielleicht

doch einige Beachtung finden werde. Dabei handelt es sich aber um eine rein innere Angelegenheit der Kirche, und ich darf durchaus nicht die Hand dazu bieten, oder es auch nur, so weit es von mir abhängt, geschehen lassen, daß diese durchweg religiöse Frage ihrer naturgemäßen innerkirchlichen Stellung entrückt und in ein ihr fremdes Gebiet hinübergezogen werde." Was aber der so berühmt gewordene Artikel selbst nachweisen sollte, das faßt sich wohl in Folgendem zusammen: Die Veränderung in dem Glauben und der Lehre der Kirche, welche die Adreßbischöfe durchgeführt wissen wollen, wäre ein in der Geschichte der Kirche einzig dastehendes Ereigniß; in 18 Jahrhunderten ist nichts Aehnliches vorgekommen. Es ist eine kirchliche Revolution, welche sie begehren, um so durchgreifender, als es sich hier um das Fundament handelt, welches den religiösen Glauben jedes Menschen künftig tragen und halten soll, als an die Stelle der ganzen, in Zeit und Raum universalen Kirche ein einzelner Mensch, der Papst, gesetzt werden soll. Die Schuld dafür aber, daß die Kirche in diese schwere Versuchung hineingeführt worden sei, träfe vor Allen den Jesuitenorden, der seit mehreren Jahren, unterstützt von einem Anhang Gleichgesinnter, eine Agitation zu Gunsten des zu machenden Dogma's zugleich in Italien, Frankreich, Deutschland und England begonnen hat. Eine eigene religiöse Gesellschaft, zu dem Zwecke, für die Erlangung des neuen Dogma's zu beten und zu wirken, ist von den Jesuiten gegründet und öffentlich angekündigt worden; ihr Hauptorgan, die in Rom erscheinende „Civiltà", hat es zum Voraus als die Hauptaufgabe des Koncils bezeichnet, der harrenden Welt das Geschenk des fehlenden Glaubensartikels entgegen zu bringen; ihre „Laacher Stimmen" und „Wiener Publikationen" haben dasselbe Thema breit und in unermüdlicher Wiederholung erörtert.

Sobald die Literatur — so läßt sich unterm 11. Februar der Verfasser der „Römischen Briefe" vernehmen — in den Gang des Koncils wirksam einzugreifen begann, konnte die Krisis nicht lange ausbleiben; denn die Wissenschaft, die es nur mit der Wahrheit zu thun hat, kennt keine taktischen Rücksichten und macht den Bedürfnissen des Augenblicks keine Zugeständnisse. Sie führt die Diskussion unwiderstehlich zurück von der Theorie zur Thatsache, von dem dogmatischen Gebiet auf das historische. Schon Gratry's erster Brief, als er nach Rom gelangte, erweckte bei Vielen ein ernstes Nachdenken. Seine gewandte Behandlung eines allgemein bekannten Materials, die wiederholte Anwendung jenes ernsten Wortes: „Numquid indiget Deus mendacio vestro?", die unverkennbare Anspielung bei seiner Eintheilung der Menschen in viri veraces et viri mendaces trugen dazu bei, die volle Bedeutung der Gegensätze klar zu machen — für Viele zum ersten Male. Döllingers unsanfte Kritik der Adresse war nicht geeignet, die aufgeregte Stimmung zu beruhigen. Die römische Partei, in der Hoffnung, die Opposition innerlich zu entzweien, ergriff die Handhabe, welche Döllingers Behauptung: er sei mit der Mehrzahl des deutschen Episkopats im Wesen der Frage einig, ihr darzubieten schien, und versuchte eine Gegenerklärung der Bischöfe zu erwirken. Sowohl der Versuch, den Erzbischof von München zu einem Akt der Autorität zu bewegen, als auch ein in der Versammlung der deutschen Oppositionsbischöfe hervorgerufener scheiterten. Die Bischöfe erachteten es ihrer Stellung und Anschauung angemessener, den Kampf gegen die Münchener Schule der „Civiltà cattolica" und dem Mainzer „Katholiken" zu überlassen. Dem klugen Gegenmanöver einzelner deutschen Bischöfe gelang es, ohne Verlust und ohne Bruch in der Partei die schwierige Wendung durchzusetzen. Und keinen Tag zu früh! Denn nicht lange darnach wurde mittelst einer neu geschaffenen „verbesserten" Geschäftsordnung eine vermehrte Pression auf die konciliare Freiheit in Anschlag genommen, und durch die Ausgabe des Schema's de ecclesia mit seinem infallibilistischen Inhalte die bisherige Zurückhaltung aufgegeben und hiedurch vor aller Welt bekannt, was von Anfang an für Papst, Kurie und Jesuiten eigentlicher Gegenstand des Koncils gewesen. Dahin entpuppte sich das Wort Pius' IX.: „L'égliso doit être épurée". Man ward an Faust gemahnt: Das also war des Pudels Kern! — ein unfehlbarer Papst.

In den „Römischen Briefen" (d. d. 24. Febr.) findet sich bezüglich dieser Geschäftsordnung folgende Charakteristik: „Man hat wirklich allzu weit gehende Besorgnisse von der neuen Ordnung vor ihrer Erscheinung gehegt; die Sitzungen werden mehr als bloße Abstimmungen sein; man wird auch fernerhin noch Reden halten dürfen; die schriftlichen Erinnerungen werden nicht so geradezu in den Papierkorb geworfen werden; die Kommission wird Einsicht davon nehmen und sie, wenn es ihr gefällt, benutzen. Für das Decorum ist gesorgt. Aber — Alles wird entschieden durch die Kommission und bei den Abstimmungen durch einfache Mehrheit; die

Minderheit darf reden, aber nur so lange es die Kommission und Mehrheit anzuhören für gut findet. Vae victis! Das Koncil gehört den Italienern und den in prästabilirter Harmonie mit ihnen verbundenen Spaniern; von heut ab noch ein Schema oder ein Stück desselben abwenden wollen, hieße, dem Wasser verbieten, herabzufließen. Sämmtliche Anträge, welche die Minderheit auf Aenderung der Geschäftsordnung gestellt hatte, sind unberücksichtigt geblieben". Die neue Geschäftsordnung schien Vielen sehr geeignet, den innern Zwiespalt der Opposition an den Tag zu bringen. Die Annahme derselben war so viel als Annahme des Dogma's, um dessen willen ja das Koncil berufen worden war; wer hingegen die Geschäftsordnung verwarf, gab damit zu erkennen, daß er die Rechte der Bischöfe nicht aufgeben, die Infallibilität des Papstes also nicht anzuerkennen gesonnen sei. Allein die gehoffte und ersehnte Spaltung trat doch nur in sehr geringem Maße ein. Die Opposition protestirte gegen die Geschäftsordnung — unterm 4. März die Franzosen, unterm 6. die Deutschen. Es ist keine bloße Phrase, wenn die Bischöfe in der Protestation sagen: ihr Gewissen finde sich durch eine unerträgliche Last beschwert; es sei zu erwarten, daß die Oekumenicität des Koncils angefochten, die Autorität desselben bei dem Volke zu Grunde gerichtet werde. Sie finden die Bestimmung, daß über Glaubenslehren durch bloße Mehrheit der Kopfzahl entschieden werde, unerträglich, und sie erkennen zugleich, daß diese Frage, unter welchen Bedingungen ein allgemeines, alle Gläubigen im Gewissen verpflichtendes Glaubensdekret zu Stande gebracht werden könne, eine Frage von unermeßlicher Wichtigkeit und der Angelpunkt sei, um welchen das ganze Koncil sich drehe. Und in der That liegt darin, daß die neue Geschäftsordnung die stärksten Zweifel an dem wirklich ökumenischen Charakter des Koncils in allen denkenden Katholiken, vorzüglich bei allen Kennern der Konciliengeschichte, wachrufen muß, nicht die geringste Uebertreibung. Wenigstens wie zum Beleg dafür erschien schon unterm 9. d. M. Döllingers Artikel „Die neue Geschäftsordnung des Koncils und ihre theologische Bedeutung". Döllinger unterzieht dies Vorgehen der römischen Kurie einer wahrhaft vernichtenden Kritik. Vorerst weist er darauf hin, daß es überhaupt in der Geschichte der Kirche noch nie dagewesen sei, daß man den versammelten Vätern ohne jede Theilnahme von ihrer Seite die Procedur vorgeschrieben habe. Sodann charakterisirt er dies aufgedrungene Regolamento nach seinen zwei Grundzügen: Einmal lege es alle Macht und allen Einfluß auf den Gang des Koncils in die Hände der präsidirenden Legaten und der Deputationen, so daß das Koncil selbst ihnen gegenüber machtlos und willenlos erscheint. Sodann sollen die gewichtigsten Fragen des Glaubens und der Lehre durch einfache Mehrheit der Kopfzahl, durch Aufstehen und Sitzenbleiben entschieden werden. Nun habe es aber seit 1800 Jahren in der Kirche als Grundsatz gegolten, daß Dekrete über den Glauben und die Lehre nur mit einer, wenigstens moralischen, Stimmeneinhelligkeit votirt werden sollten. Dieser Grundsatz stehe mit dem ganzen System der katholischen Kirche im engsten Zusammenhang; denn nur diejenige Lehre, an welcher die drei unentbehrlichen Bedingungen der Universalität, der Perpetuität und des Consensus zutreffen, könne von dogmatischem Charakter sein. Eine Meinung also (wie die Unfehlbarkeitslehre), welche Jahrhunderte lang stets auf Widerspruch gestoßen und mit allen theologischen Waffen bestritten worden, also stets mindestens unsicher gewesen sei, könne nie, auch durch ein Koncilium nicht, zur Dignität einer göttlich geoffenbarten Lehre erhoben werden — und ein Protest der Laien hiegegen wäre ebenso gerecht als nothwendig, und sie erfüllten damit nur eine Pflicht gegen die Kirche. Ein solches Koncil würde nie und nimmer die Vertreterin der Gesammtkirche sein; denn die Kirche wird nicht von den Koncilien nach Parteimeinungen beschränkt, sondern von der Kirche und ihrem Geiste die Koncilien. „Sollte sich also zeigen — und darin liegt der Schwerpunkt des Döllingerschen Protestes —, daß auf dem Koncil keineswegs „die Ansicht der ganzen katholischen Welt zusammengetragen" worden, daß vielmehr Mehrheitsbeschlüsse gefaßt worden seien, welche mit dem Glauben eines beträchtlichen Theils der Kirche im Widerspruch stehen, dann würden gewiß in der katholischen Welt die Fragen aufgeworfen werden: Haben unsere Bischöfe richtig Zeugniß gegeben von dem Glauben ihrer Diöcesen? und wenn nicht, sind sie wahrhaft frei gewesen? Oder wie kommt es, daß ihr Zeugniß nicht beachtet worden ist? daß sie majorisirt worden sind? Von den Antworten, die auf diese Fragen ertheilt werden, werden dann die ferneren Ereignisse in der Kirche bedingt sein. Und darum ist auch in der ganzen Kirche die vollste Publicität stets als zu einem Koncil gehörig gewahrt worden; denn es liegt der

gesammten christlichen Welt höchlich daran, nicht nur zu wissen, daß etwas dort beschlossen wird, sondern auch zu wissen, wie es beschlossen wird."

Und wie beachtete die römische Kurie die bischöflichen Protestationen gegen die neue Geschäftsordnung? Als Antwort erfolgte schon am 6. März die Ausgabe des Dekretes über die Infallibilität. In dem Schema de ecclesia (cap. III) heißt es: Wir lehren und erklären: .... „Daß ein Urtheilsspruch des apostolischen Stuhls, über dessen Autorität keine höhere ist, von Niemandem verworfen werden kann, und daß Niemand befugt ist, über ein Urtheil desselben zu urtheilen. Darum irrt von dem rechten Pfade der Wahrheit ab, wer da behauptet: es sei gestattet, von den Urtheilssprüchen der römischen Päpste an ein ökumenisches Koncil als eine über dem römischen Papst stehende Autorität zu appelliren". Und das Kap. IV besagt: .... „Daher, unter Billigung des Koncils, lehren wir und erklären als Glaubensdogma: Der römische Papst .... kann kraft des ihm verheißenen göttlichen Beistandes nicht irren, wenn er, des obersten Amtes als Lehrer aller Christen waltend, gemäß seiner apostolischen Autorität festsetzt, was in Dingen des Glaubens und der Sitten von der ganzen Kirche sowohl vom Glauben festzustellen, als auch dem Glauben zuwiderlaufend zu verwerfen sei; und solche Dekrete oder Aussprüche — als an und für sich unwiderruflich — sind von jeglichem Christen, sobald sie zu seiner Kunde gelangt, mit dem vollen Gehorsam des Glaubens aufzunehmen und zu halten". — Die Bischöfe wußten schon drei Wochen vorher, durch eine Indiskretion von Perrone, daß das Infallibilitätsdekret vorbereitet sei. Die Form aber, die extreme, unbedingte, wird für Viele eine Ueberraschung gewesen sein. Man konnte nicht recht glauben, daß der römische Stuhl sich zu einer so enormen Uebertreibung des Ehrgeizes offen bekennen und eine Schuld auf sich laden würde, die wohl von der katholischen Kirche abgewälzt werden kann, vom Papstthum aber nimmermehr. Durch die Vorlage dieses Dekrets in einem so kritischen Momente — gerade als die Oekumenicität des Koncils in Frage gestellt wurde — hat es „die Kurie verstanden", wie der „Römische Brief XXVIII" besagt, „ihrer Verachtung der Opposition einen so vollgültigen Ausdruck zu verleihen, daß auch die schärfsten und bittersten Worte nicht so viel Hohn und Spott in sich zu schließen im Stande wären, als diese ihre That".

Die Absichten der Papisten und Jesuiten waren nun nicht mehr zu verkennen. Es hätte wahrlich der Korrespondenz der „Unità cattolica" vom 12. März aus Rom nicht mehr bedurft, daß die Bischöfe schaarenweise eine Petition an die Vorsitzenden des Koncils unterzeichnen, worin sie fordern, daß der Artikel über die Infallibilität vor allen andern Materien zur Entscheidung vorgelegt werde, weil sie sich sehnen, mit einem Schlag dem Skandal der liberalen Katholiken und Gallikaner ein Ende zu machen. Es hätte wahrlich der weitschichtigen Deduktionen der „Civiltà" nicht bedurft, daß es arger Irrthum sei, bei Glaubensdekreten des Koncils moralische Einstimmigkeit für nothwendig zu halten, — daß dies nichts sei als eine gallikanische Irrlehre; denn einfache Mehrheit der Stimmen genüge vollkommen, weil — in letzter Instanz es ja doch der Wille und die Stimme eines einzigen Mannes, nämlich des Papstes, sei, in welchem alle Kraft und Autorität der Entscheidung liegt. Gerade diese Absichten aber, nachdem sie einmal unverblümt ausgesprochen worden, konnten die Opposition nur in ihrem Widerstande und in dem Bewußtsein ihrer gerechten Sache festigen. Obiger Artikel der „Civiltà", in torrorem geschrieben, that so wenig seine erwartete Wirkung, daß vielmehr von Tag zu Tag die Zahl der Gegenschriften und öffentlichen Erklärungen und die Zahl derer zuzunehmen drohte, die nicht mehr wohl mit einigem Anstande zur Mehrheit überlaufen konnte. Wenn die Kurie vielleicht geglaubt hatte, durch das Ausspielen ihres letzten Trumpfes die bisher hervorgetretene Meinungsverschiedenheit unter den Koncilsvätern zu verbannen, so hatte sie sich sehr getäuscht; denn gerade jetzt kam die Opposition zur — wenigstens vorübergehenden — Erkenntniß, daß sie durch eine unausfüllbare Kluft von der Majorität geschieden sei, wie der mittelalterliche Geist vom modernen. Das öffentliche Desaveu der amerikanischen Erzbischöfe, Kenrick von St. Louis und Purcell von Cincinnati, bezüglich der infallibilistischen Erklärungen Spaldings von Baltimore, die selbstverfaßten oder zum mindesten in Rom verbreiteten, das projektirte Dogma angreifenden Broschüren deutscher Bischöfe und Kardinäle, die in Rom eingeschmuggelte Schrift „Ce qui se passe au Concile" u. a. m. waren nicht der Grund, sondern die Folgen des unheilvollen Risses.

Der Kampf innerhalb des Koncils war selbstverständlich weder durch die Mauern der Peterskirche, noch durch die der Stadt abgegrenzt — nur mit dem Unterschied, daß in Deutschland

der Ultramontanismus als Minorität, der Liberalismus als Majorität ſich zeigte und zeigen wird; denn hier waren es eigentlich nur von der Kurie und der römiſchen Propaganda ins Land geworfene Vorpoſten von Römlingen und die extreme ultramontane Preſſe, welche ſich für die Dogmenprojekte des heiligen Stuhles warm reden mochten — ohne erſichtliche weitere Wirkung. Der „Anti-Janus" Hergenröthers vermochte dem „Janus" nicht den geringſten Schaden zuzufügen; denn das wider „Janus" geführte Raiſonnement und Material war mehr gelehrt als überzeugend. Die Einwürfe Hergenröthers gaben Johannes Huber in ſeinem „Das Papſtthum und der Staat" und Dr. Friedrich in dem im „Bonner Literaturblatt" (Nr. 10 ff. heurigen Jahres) erſchienenen „Janus und Antijanus" nur erwünſchte Gelegenheit zu glänzenden Widerlegungen und neuen gewichtigen Einwürfen. Von noch geringerem Einfluß auf die Stimmung in Deutſchland, als das Buch Hergenröthers ſich erwies, waren die Schriften der Romaniſten Scheeben und Merkle und der Angriff Jörgs in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern". Der Reinigungsverſuch der Unfehlbarkeitsadreſſe von ihren ganz groben und handgreiflichen Unwahrheiten und Entſtellungen durch Hergenröthers „Die „Irrthümer" von mehr als vierhundert Biſchöfen und ihr theologiſcher Cenſor" wider Döllingers „Worte über die Unfehlbarkeitsadreſſe" mußte ſchon des „Janus" wegen unwirkſam bleiben. Stöckls oberflächliche Tiraden für die perſönliche Unfehlbarkeit des Papſtes konnten höchſtens eine humoriſtiſche Natur zu Entgegnungen reizen; das bedauerlichſte Geſchäft aber betrieb in ihren Berichten über den Verlauf des Koncils die ultramontane Preſſe, welcher verſchiedene Paſtoralblätter mit beſtem, wenn auch „auffälligem" Beiſpiele vorangingen, weil manche unmöglich im Geiſte ihrer Biſchöfe ſchreiben konnten, welche ja auf dem Koncil energiſch zur Oppoſition hielten. — Um ſo viel größerer Sympathie waren in Deutſchland jederzeit Diejenigen gewiß, welche im Geiſte der konciliariſchen Oppoſition ſchrieben und den Gebrechen und eingeſchlichenen Mißbräuchen der Kirche einen energiſchen Ausdruck gaben. Man erinnere ſich nur beiſpielsweiſe an Dr. Sepps „Kirchliche Reformentwürfe, beginnend mit der Reviſion des Bibelkanons, ehrerbietige Vorlage an das vatikaniſche Koncil, München 1870"; desgleichen an das erſte Stadium der Affaire des Paters Petrus Höpl wider Pfarrer Dr. Weſtermayer. Die Schrift des Paters „Iſt Döllinger Häretiker?" erlebte in Kurzem drei Auflagen; ſeine auf Befehl des Ordensgenerals unternommene Reiſe intereſſirte bezüglich des Ausganges die ganze Welt, — bis dies plötzlich aufgetauchte Meteor infolge ſeines weder durch innere, wiſſenſchaftliche Ueberzeugung, ja nicht einmal durch äußerlichen Zwang herbeigeführten Widerrufs ebenſo plötzlich für die Welt wieder erloſch. Namentlich aber iſt das Verhalten von Bayerns König, Ludwig II., der von echt deutſchem Geiſte durchdrungen trotz tiefer Religioſität ſich mehr als einmal offen gegen die gegenwärtigen römiſch-jeſuitiſchen Ziele in Sachen des Glaubens, der Sitten und Politik erklärt und in eigenhändigen Handbillets an Stiftspropſt von Döllinger und Profeſſor Joh. Huber ſeine Uebereinſtimmung mit der deutſchen Oppoſition gegen das Gelüſte der Romaniſirung des Chriſtenthums dokumentirt hat, ebenſo ſehr an ſich als für die deutſche Kirche bedeutungsvoll geweſen und wird es bleiben.

Im Februar d. J. erſchienen in der „Allgemeinen Zeitung" „Die Freiheiten der franzöſiſchen Kirche" von Dr. Joh. Huber. Die Geſchichte, ſagt man, iſt die beſte Lehrerin; und in der That läßt ſich wohl keine beſſere Lehre aus irgend welchem kirchenhiſtoriſchen Material ziehen, als gerade aus dem achtunggebietenden Ringen der franzöſiſchen Kirche mit dem würgenden papiſtiſchen Abſolutismus und aus dem endlichen, durch unabwendbare Gegengewichte herbeigeführten Erliegen des Gallikanismus und Siegen der ultramontanen Tendenzen. Es iſt wie eine häusliche Angelegenheit — ſchreibt der Verfaſſer —, was der franzöſiſche Epiſkopat auf dem gegenwärtigen Koncil vertritt, wenn er gegen die päpſtliche Unfehlbarkeit kämpft, — weil mit dieſem dogmatiſchen Dekrete auf die ruhmreiche Geſchichte der franzöſiſchen Kirche, auf ihre Thaten auf den reformatoriſchen Koncilien von Piſa, Konſtanz und Baſel, auf die feierlichen Erklärungen ihrer Verſammlungen, endlich auf die Namen ihrer größten Gelehrten und Prälaten der Schatten heterodoxer Doktrinen und Beſtrebungen fallen müßte. Es hat die franzöſiſche Kirche in den Zeiten ihrer Größe ſo energiſch für die Freiheit der kirchlichen Verfaſſung und wider das alte Gelüſte eines abſolutiſtiſchen Papſtthums plädirt, daß ſchon Angeſichts dieſes hiſtoriſchen Faktums niemals ein der Kirche aufgedrungenes Dogma, das den kirchlichen principatus in ein imperium der extremſten Sorte verwandeln würde, als zu Recht beſtehend anerkannt werden darf. Noch ein-

dringlicher ging Joh. Huber dem Papstthum, sofern es seine heilbringende Aufgabe in eine weltbeherrschende verkehrte, in seinen vom 19. März bis 8. April in der „Allg. Ztg." veröffentlichten Artikeln „Das Papstthum und der Staat" zu Leibe. Sie waren zunächst durch Hergenröthers „Anti-Janus" hervorgerufen worden, welcher die Papstgeschichte rein zu waschen und unterschiedliche gravirende Behauptungen des „Janus" zu widerlegen oder doch mindestens abzuschwächen versuchte. Joh. Huber, der sich nunmehr offen als Mitverfasser des „Janus" bekannte, beschränkt sich in seiner Gegenantwort auf eine Erörterung jener Materien, „welche mehr kirchenpolitischer Natur sind und das Verhältniß des Papstthums zum Staat und zur weltlichen Kultur betreffen". Indem er die Großartigkeit der mittelalterlichen Papstidee anerkennt, kann er doch nicht verschweigen, daß sie in der Hand schwacher und leidenschaftlicher Sterblicher nicht bloß allzeit viel zu wünschen übrig ließ, sondern nicht selten ihre Träger in die schlüpfrigsten Bahnen hineinleitete. „Friedensidee der christlichen Völkerrepublik, wie Friedrich Schlegel jene theokratische Ordnung benennt, wonach der Statthalter Christi in Rom ein oberstes Tribunal zur Schlichtung aller Differenzen zwischen den Gliedern derselben bildet, und der römische Kaiser ihm den Arm seiner weltlichen Gewalt zur nachdrucksamen Ausführung seiner Entscheidungen leiht, ist eine erhabene Vorstellung, die aber kaum von Menschen ausgeführt werden dürfte und, wie die Geschichte zeigt, gerade durch die menschlichen Leidenschaften der Päpste selbst am schreiendsten verletzt wurde." Der Kampf der Päpste um die Weltherrschaft hatte eine allgemeine Korruption in Staat und Kirche zur Folge; denn die Päpste selbst — wie ein Gregor VII. — handelten nicht immer nach christlichen Grundsätzen, sobald es sich um ihre Machterweiterung handelte. „Für den Verfall des christlichen Lebens, dessen Kultur doch die erste Aufgabe der Kirche bleibt, werden wir nicht entschädigt durch den neuen Aufschwung von Kunst und Wissenschaft im 13. Jahrhundert, nicht durch die imposante Machtentfaltung des Papstthums in den Kreuzzügen und durch die weltbeherrschende Politik Innocenz' III." Namentlich wir Deutsche schulden dem Papstthum schlechten Dank, dessen Politik von jeher ein in sich feindlich getrenntes Deutschland erheischte und förderte. Der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen war nur der Anfang jener Versündigungen an der deutschen Einheit, welche im dreißigjährigen Kriege kulminirten und durch den heutigen Ultramontanismus noch fortbestehen. Ein Innocenz III. scheute sich nicht, Englands Magna Charta, diese „ehrwürdige Ahnfrau und Stammmutter" der heutigen europäischen Verfassungen, zu anathematisiren und wider die Albigenser einen Kreuzzug zu organisiren. Pius V. ließ fast täglich in Rom Menschen hängen und viertheilen und forderte gleiche Energie wider die Ketzer von Seite der französischen Könige. Eine Menge von Päpsten hat die Inquisition gehegt und in ihrer Grausamkeit gesteigert; ja noch in unsern Tagen plädiren die Machthaber in Rom auf Zwangsmaßregeln gegen die Gewissen. Innocenz VIII. erließ eine folgenschwere Hexenbulle, die nur erschreckender Aberglaube diktiren konnte. Ein Bonifaz VIII. verirrte sich bis zu den Ideen der Bulle „Unam Sanctam"; Paul IV. eiferte dem Kaiser Nero nach, wenn er erklärte, daß er eher Feuer an die Ecken der Welt legen würde, als das Recht auf Absetzung von Kaisern und Königen in Verfall gerathen zu lassen; Pius V. publicirte die Abendmahlsbulle mit neuen Zusätzen — zum Zeugniß dafür, daß die überspannten Herrschaftsansprüche und der verfolgungssüchtige Fanatismus des Papstthums unsterblich ist. Gregor XIII. kannte die Anschläge der Bartholomäusnacht und freute sich darüber, während Innocenz X. das westphälische Friedensinstrument verdammte, Pius VII. die österreichische Verfassung als ein wahrhaft ruchloses Gesetz bezeichnete und unter Klemens XI. — um die Freiheiten der Kirche zu schützen! — wegen ein paar Pfennige Marktsteuer ganz Sicilien in Aufruhr versetzt wurde. Daß Pius IX. mit Berücksichtigung der veränderten Zeitlage solchen Vorgängern als würdiger Nachfolger zur Seite steht, dafür zeugt genügend der Geist seines Syllabus. „Ich stimme — meint J. Huber zum Schlusse — Hergenröther vollständig darin bei, daß die moderne Weltanschauung in ihrer Totalität nicht Maßstab und Prüfstein des Christlichen sein könne; aber ich halte auch fest, daß das Papalsystem des Mittelalters ebenso wenig als Norm desselben zu gelten habe, und daß man uns darum dasselbe wider die klaren Zeugnisse des Evangeliums, wonach die Kirche kein weltlich-politisches Reich ist und die religiöse Unduldsamkeit und peinliche Verfolgung um der Ueberzeugung willen verpönt wird, nicht als Lehre Christi ausbieten und aufdrängen dürfe."

Am 24. April errang die Hofpartei des Koncils einen glänzenden Sieg. Der erste Theil des Schema's de fide, gegen den in den General-

kongregationen viele ſchöne Reden von Stapel gelaſſen worden, wurde trotz ſeiner anachroniſtiſchen Conclusio in der öffentlichen Sitzung ſchließlich mit Unanimität dekretirt. Was Wunder! daß dieſer Sieg die Machthaber Roms bewog, ihr „Schooßkind“, die Lehre von der perſönlichen Unfehlbarkeit des Papſtes, in ſofortige Vorlage zu nehmen. Ueber den Proteſt der Minorität, daß dies wider die ſelbſt gegebene Geſchäftsordnung verſtoße, ging man einfach zur neuen Tagesordnung über; den Verſuch der Minderheit durch viele, nach der wirklichen Lage der Dinge abſolut unnütze Reden noch vor dem Ende der Debatte die Vertagung des Koncils zu erzielen, ſchlug das eine Mal die Majorität durch ihre gewaltſame Unterbrechung der allgemeinen Debatte, das andere Mal Pius IX. ſelber durch ſeine Verweigerung der Koncilsvertagung nieder, obwohl bereits über Rom unerträgliche Hitze und tödtliche Fieber hereingebrochen waren. Bis in den Juli hinein verzögerte ſich die Endabſtimmung; bis in den Juli hinein rang die Minorität um ihr Recht, um das Recht ihrer Exiſtenz. Sie rang hoffnungslos, denn ſie hatte nicht den zehnten Theil Energie, wie ihn für ihre egoiſtiſchen Zwecke die Hofpartei beſaß. Die Hofpartei kannte ihre Gegner; ſie war ſtets von der Ueberzeugung getragen, daß es die Opponenten auf dem Koncil zu keinem Schisma kommen laſſen würden. Und in der That haben im letzten Momente die Biſchöfe der Minorität die von ihnen durch Reden und Schriften ſo laut und ſo beſtimmt anerkannte Wahrheit — wenigſtens an der Stelle, die ihnen in ihrer Würde als Richter des Glaubens auf dem Koncil zukam — ruhmlos im Stich gelaſſen. Die, welche noch am 13. Juli in der Kongregation dem Infallibilitätsdekret 88 Non placet und 61 Placet juxta modum entgegenſetzten, verließen in der Zahl von 115 am Tage vor der feierlichen Sitzung den ihnen von Gott anvertrauten, mit ſchwerer Rechenſchaft belaſteten Poſten. Sie hatten den Muth nicht — ſo oder ſo — öffentlich vor der tief intereſſirten katholiſchen Welt der religiöſen Wahrheit, die uns doch zu einem Martyrium entflammen ſoll, Zeugniß abzulegen. Sie beſchloſſen, ganz ihres bisherigen unſichern Hinundhertaſtens würdig, die konciliare Thätigkeit mit — einem Proteſte, der an innerer Gehaltloſigkeit faſt Unglaubliches einſchließt. Die Sätze ſtehen zu einander in einem Widerſpruche wie Ja und Nein, und ſo darf dreiſt behauptet werden, daß der ganze Verlauf des Vatikaniſchen Koncils dieſem Schriftſtück kaum ein andres an die Seite geſetzt hat, welches ſo ſehr die ganze chriſtliche Welt — die jeſuitiſche wie die antijeſuitiſche — zu einem mitleidigen Achſelzucken reizt. „Ew. Heiligkeit — heißt es in dem Proteſte vom 17. Juli — iſt bekannt, daß 88 Väter, gedrungen von ihrem Gewiſſen und aus Liebe zu der heiligen Kirche, ihre Stimme (über das Schema der erſten dogmatiſchen Konſtitution von der Kirche Chriſti) mit Non placet abgaben, 62 andere mit Placet juxta modum ſtimmten und endlich ungefähr 70 von der Kongregation abweſend waren und ſich der Abſtimmung enthielten ..... Indem wir durch dieſe Eingabe unſere Vota beſtätigen, beſchließen wir zugleich, uns von der öffentlichen Sitzung, welche am 18. d. M. gehalten werden ſoll, fernzuhalten. Die kindliche Pietät und Verehrung, von welchen jüngſt unſere Abgeordneten zu Füßen Ew. Heiligkeit geführt wurden, geſtatten uns nicht in einer Sache, welche die Perſon Ew. Heiligkeit ſo nahe angeht, öffentlich und im Angeſichte des Vaters Non placet zu ſagen. Und dennoch könnten wir in der feierlichen Sitzung nur die in der Generalkongregation abgegebenen Vota wiederholen. Wir kehren daher ohne Aufſchub zu unſern Heerden zurück ..... Unterdeſſen empfehlen wir die Kirche Gottes und Ew. Heiligkeit, der wir unveränderte Treue und Gehorſam geloben, von ganzem Herzen der Gnade und dem Schutze Unſers Herrn Jeſus Chriſtus, und verbleiben Ew. Heiligkeit ergebenſte und gehorſamſte Söhne.“ Was beſagt dies Schriftſtück? Wir Männer der Oppoſition — beſagt es — verwerfen, gedrungen von unſerm Gewiſſen und aus Liebe zu der heiligen Kirche, das Dekret, welches der Perſon des Papſtes die Infallibilität verleiht; aber die kindliche Pietät und Verehrung zu Dir, heiliger Vater, ſteht für uns doch noch über unſerm Gewiſſen, unſerer Liebe zur heiligen Kirche und der Pflicht, welche uns als Glaubensrichtern auf dem Koncile obliegt. Darum mag öffentlich, wer da will, der Wahrheit Zeugniß geben; wir haben den Muth nicht, Dir öffentlich und ins Angeſicht das Non placet entgegenzuhalten. Wir werden vielmehr, auch wenn Du das, was unſerm Gewiſſen ſchnurſtracks entgegen iſt, auf die durch kirchliche Tradition nie und nimmer gebilligte Weiſe der Chriſtenheit als Glaubensſatz proklamirſt, Dir unveränderte Treue und Gehorſam bewähren. Uns ſteht der Gehorſam zu Dir höher als die Zeugenſchaft der Wahrheit. Wir opponiren wohl, aber wir fügen uns unter

jeder Bedingung. An uns hat Niemand einen Halt außer Du allein — nicht einmal die von uns so hoch gehaltne heilige Kirche, die ja von nun an ganz in Dir aufgegangen sein wird.

Es ist zweifellos: die Unterzeichner des Protestes haben keine andere Wahl, als sich schließlich doch nach einer Seite hin zu desavouiren. Sie können unmöglich dem vom Gewissen diktirten Non placet und dem durch dies Veto abgewiesenen „unfehlbaren" Papste zugleich treu bleiben. So hat freilich der Protest den Opponenten das Dilemma nur gesetzt, es jedem Einzelnen und seiner Ueberzeugung sowie seinem Gewissen überlassend, sich für das Eine oder Andre zu entscheiden — und wir zweifeln nicht, daß dieser bei den energischen und energielosen Naturen verschieden ausfallen wird. Aber — wer mit dem oppositionellen Non placet im Herzen hintendrein sich unterwirft, was sollen wir von der Selbstkraft und Ueberzeugungstreue eines solchen Fahnenflüchtigen halten? Wer im entscheidenden Momente seinen Posten verläßt, wird derselbe fernerhin den Muth aufbringen, die Opposition, selbst um den Preis eines Schisma's, fortzusetzen? Und doch darf um des Sieges der Wahrheit willen der Kampf nicht schweigen — selbst auf die Gefahr des Abfalls von dem gegenwärtigen Regiment in Rom. Denn nicht der, welcher das unchristliche Infallibilitätsdogma verwirft, ist Häretiker, sondern alle die sind es, welche dies Dogma geschaffen haben, oder annehmen. Rom und sein Anhang sind abgefallen vom bisherigen Glauben, sind religiöse Revolutionäre geworden. Wenn nicht der Glaube an die Unfehlbarkeit der Kirche erschüttert sein soll, darf nicht das mit so seltsam geschaffener Unanimität proklamirte Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes innerhalb der Kirche selber unangestritten bleiben. Was achtzehn Jahrhunderte lang nicht möglich war, das wird doch das so aufgeklärt sein wollende 19. Jahrhundert nicht ruhig über sich ergehen lassen, daß nämlich ein Dogma, sobald man es für nicht religiöse Pläne nöthig hält, Geschichte und Logik zugleich besiegt. Doch! daß die Bäume hier auf Erden nicht in den Himmel wachsen, dafür ist gesorgt. Sagt ja die Schrift schon: Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden! Als Pius IX. bei einer ominösen Dunkelheit unter Donner und Blitz am 18. Juli seine eigne Unfehlbarkeit, und zwar in einer nach Antrag der Spanier verschärften Form, wonach alle päpstlichen Dekrete ex sese, non autem ex consensu ecclesiae ihre Infallibilität besitzen, verkündigte und den Unglauben bezüglich dieser seiner „Gottähnlichkeit" mit dem Anathem belegte, war die Introduktion eines lang vorbereiteten, nunmehr unaufhaltbaren Drama's innerhalb der katholischen Kirche zu Ende gebracht — das Ende des Anfangs, wie der Verfasser der „Römischen Briefe" sagt. Hinter uns liegt eine bisher unerhörte kirchliche Revolution von oben herab — durch Papst und Koncil. Fanatische Unduldsamkeit hat die muthlose Ueberlegung zur Sklavin erniedrigt. Kann das das Ziel der Weltgeschichte sein? Gewiß nicht; denn nicht die rohe Gewalt, sondern allein den Sieg des Geistes bezielt der Weltentwicklungsprozeß; darum muß der einstweilen gefallene Vorhang wieder emporgehen. Die durch die Introduktion vorbereitete Handlung selbst wird Gestalt annehmen, es wird der Kampf wider den unerträglich werdenden geistigen Druck, wider die Verhöhnung der Vernunft beginnen; mit der unerbittlichen Logik wird der gesunde Menschenverstand, mit den Thatsachen der Geschichte wird die Wissenschaft, das religiöse sittliche Gefühl für die Hinfälligkeit jeglichen menschlichen Denkens und Handelns und endlich die geringschätzig hintangesetzte staatliche Vertretung für die eigne Unabhängigkeit und Verantwortung vor Gott wider Koncil, Kurie und Papst in die Schranken treten. Der erste Akt wurde hauptsächlich in Rom ab- und insbesondere zu Ende gespielt; der Schauplatz des zweiten Aktes wird außerhalb Rom von verschiedenen Seiten an verschiedenen Orten wohl meist von Unten nach Oben sich wehrend in Scene gehen. Es ist unglaublich, daß Geister, wie Döllinger, Maret, Dupanloup, Stroßmayer ꝛc. sich vergewaltigen, in Glaubenssachen, wo es sich um die Seligkeit handelt, sich majorisiren lassen.

Sei dem aber, wie ihm wolle; eine Einleitung in die Aktion des zweiten Aktes ist bereits während des Abspielens der Introduktion durch das Erscheinen der „Stimmen aus der katholischen Kirche über die Kirchenfragen der Gegenwart" geschehen. Diese „Stimmen" sind ein Broschürencyklus, der bei R. Oldenbourg in München erscheint und von welchem bereits neun Hefte erschienen sind. Mit vereinten Kräften nach einem gleichen Ziel zu streben, wo die Zersplitterung nur schweren Schaden bringen muß, — das ist der Angelpunkt des Unternehmens. Gemeinsam soll ohne Furcht und Zagen an der so nothwendigen Reinigung der Kirche gearbeitet werden, und namentlich soll dann die gemeinsame wissenschaftliche Arbeit zur unausgesetzten lauten Mahnerin werden, wenn etwa — wie

bereits geschehen — das Koncil diese Reinigung aus naheliegenden Gründen nicht zu bewerkstelligen vermöchte und die jesuitische Schullehre über den 1800jährigen Glauben der Kirche siegen sollte. Tritt dies größte Unglück für die Kirche ein, — heißt es im Prospekt — „so wollen wir, wenngleich tief gebeugt, dennoch unsere Hoffnung nicht sinken lassen, sondern fest daran halten, daß der Herr seine Kirche nie und nimmer verlassen werde, und daß folglich auf eine momentane, durch ungesetzliche Mittel herbeigeführte Trübung des kirchlichen Bewußtseins eine endliche Klärung desselben folgen müsse“..... Diese „Stimmen“ sollen „dem gebildeten Laien in ruhiger maßvoller Weise die Mittel zur Belehrung über die weltbewegenden Fragen der Gegenwart zuführen, für die spätere Geschichte aber sollen sie ein Denkmal bilden für die, welche in sturmvoller Zeit muthig und unverzagt das Banner der Wahrheit hochgestellt haben“. Aus dem Broschürencyklus sei an Schriften erwähnt: Döllingers „Gutachten“; J. Hubers „Papstthum und Staat“, sowie „Die Freiheiten der französischen Kirche“; „Ist der Papst persönlich unfehlbar?“ von Cl. Schmitz; „Das große kirchliche Gebrechen der Zeit“ von H. St. A. v. Liano; „Wie es auf dem Koncil zugeht“; „Das Koncil im Vatikan“. Der Kreis zählt außer den Genannten Namen wie Reinkens (Ueber päpstliche Unfehlbarkeit), Fr. v. Hoffmann, Lutterbeck, Michelis u. a. m. Mag es den Jesuiten und ihrem gefälligen Pio nono gelungen sein, die oppositionelle Phalanx der Bischöfe zu sprengen und die Theile über den katholischen Erdkreis zu zerstreuen; diejenige Opposition, welche tiefer gründet als in der Furcht vor dem Verlust der in sich selbst ruhenden Episkopalgewalt, welche ihre Kraft aus der Geschichte und Logik, sowie aus dem Geist der Zeiten, aus dem Bedürfniß der Menschen, aus den unabweisbaren Forderungen der modernen Staatsverhältnisse schöpft, *muß* mächtig wuchern; denn sie ist nicht vom Wurm eines an Unterlassungssünden reichen vergangenen Lebens angefressen.

Ueber die kirchenpolitischen Begebenheiten seit der Unfehlbarkeitsproklamation vom 18. Juli d. J. und sonach über den Verlauf des nunmehr in Scene tretenden zweiten Aktes kann bis zur Stunde noch keine eingehende historische Erörterung geboten werden. Abgesehen von den ruhmreichen Thaten der deutschen Kriegsheere in Frankreich und von den bedeutungsvollen Bestrebungen für die Realisirung der deutschen Einigung, welche vor allem in Deutschland selber alle Gedanken und alle Thatkraft fast gänzlich absorbiren, — ist überhaupt das, was bis jetzt von Staaten oder katholischen Gläubigen wider die neuesten römischen Uebergriffe geschehen ist, an und für sich geradezu bedeutungslos, wenn es nicht in einem energischen Nachhalt und in einem nationalen Nachhall sich bewähren wird. Was die Welt von Protesten, die man *schreibt*, um auch etwas zu *thun*, zu halten hat, das hat der Verlauf und Erfolg der konciliarischen Opposition mehr als genügend bewiesen; und was die christliche Welt von solchen „Protestanten“ zu hoffen hat, davon lieferten neuerdings im Monat August zu Fulda versammelte deutsche Bischöfe (17 an der Zahl) den zutreffendsten Beweis. Ihr Hirtenbrief, der eine höchst ernste Sache höchst oberflächlich behandelt, besagt laut, daß seine Unterzeichner weder die Kraft, noch die Macht zu einer durchgreifenden kirchlichen Reformation haben. Das mit der kirchlichen Centralisation zusammenhängende episkopale Vasallenthum ist in ihnen, innerlich wie äußerlich, offenbar. Die Väter der Koncilien sind nach ihnen nicht darum die glaubhaften Vertreter der Kirche selbst, weil sie das Wort Gottes in einem langen Leben erforscht und verkündet haben und deshalb glaubhafte Zeugen seines Inhaltes sind, sondern darum, weil sie der mechanische Mund des heiligen Geistes sind. Mag auf den Kirchenversammlungen vorgegangen sein, was da will: die ewige und allein aus sich unfehlbare Wahrheit wirkt auf diesen Versammlungen in übernatürlicher Weise mit und bewahrt sie vor Irrthum. Wir fürchten sehr, daß die Wirkung der kirchlichen Centralisation sich nicht bloß auf die Masse der Bischöfe erstreckt, sondern auch auf die Masse der Kleriker und Laien. Wenn etwas —, so hat die durchgreifende Betonung eines unbedingten Gehorsams auf dem religiösen Gebiete nicht bloß eine sklavische Unterthänigkeit, sondern noch mehr fast einen erschrecklichen Indifferentismus groß gezogen. Rom spekulirt in seinem Interesse auf beide. Und diejenigen, welche für die altchristlichen Ideen wider den religiösen Materialismus, der in der Vergötterung des Papstthums zweifelsohne liegt, ankämpfen und ankämpfen müssen, werden früh genug erfahren, daß die Masse ihre antirömischen Ideen, obwohl in ihnen die religiöse Versöhnung der Zukunft wurzelt, weniger rasch begreift, als sie den Geist begriffen hat, der alle deutschen Heere am Rheine in Eintracht zusammen und in Eintracht von Sieg zu Sieg geführt. Vorerst wenigstens ist noch nicht abzusehen, wie weit die

Konkordatskündigung von Seite Oesterreichs der liberalen katholischen Bewegung zu gute kommen wird. Ob der Protest, welcher von katholischen Theologen in Nürnberg verfaßt und unterzeichnet worden, oder der, welcher von katholischen Professoren der Münchener Universität ausgegangen, oder derjenige der sich „Altkatholiken" Nennenden — oder ob alle mehr sein werden als das Werk eines guten Willens: das muß abgewartet werden. Jedenfalls kann der Kampf nur dann überhaupt Sieg hoffen lassen, wenn den Männern der Opposition so viel Energie und Verständniß für die Sachlage einwohnt, daß sie an die Seite Michelis' treten und, indem sie den Papst und seinen Anhang verdammungswürdiger Häresie beschuldigen, das Kind beim rechten Namen rufen. Wenn die durch den Romanismus vergewaltigte katholische Kirche aus den von Papst, Kurie und Jesuiten fabricirten konciliarischen Klammern wieder befreit werden soll, muß das Rathen und Thaten sich in nicht geringerer Kraft und Macht des deutschen Geistes bemächtigen, als sie derzeitig bereits der Napoleonismus erfahren hat. Nur dieser Geist ist unüberwindlich; nur in ihm wird das, was noch während der Kriegsstürme für ruhigere Tage angebahnt worden ist, seine Lebenskraft auch gegen den ehernen Handschlag Roms sich bewähren. Und das ist ja unser Aller Hoffnung, daß dieser Geist nicht bloß vorübergehend, so lang der Kampf für deutsche Ehre und deutsche Erde dauert, auferwacht ist, sondern fortlebt und nach dem heiligen Kampf fürs Vaterland in der Friedenszeit noch mächtiger wird, als er je gewesen. Kommt aber dieser freie Geist und ein unerschütterliches Selbstbewußtsein über uns, dann ist auch die Fülle der Zeit gekommen, welcher der Mann nicht fehlen wird, der die Reformation der Kirche in Angriff nehmen wird — auch um den Preis eines Schisma's. —

Dr. Eberhard Zirngiebl.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. II. Im Mittelalter. II. Der Sturz des Kaiserthums bezeichnet einen maßgebenden Wendepunkt in dem Verhältnisse beider Reiche zu einander, beziehungsweise in der Haltung, die Frankreich fortan Deutschland gegenüber einnimmt. Um es kurz zu sagen, Frankreich geht zur Offensive gegen Deutschland über, deren Zweck die Erweiterung seiner Grenzen auf Kosten des deutschen Reiches ist. Mit einer nur kurzen Unterbrechung und mit allen Mitteln verfolgt es fortan dieses Ziel und ruht nicht, bis dasselbe erreicht ist. Und nicht bloß die romanischen Bezirke unserer Westgrenze sind es, auf welche es dabei abgesehen ist — was sich ja begreifen ließe —, sondern das ruhelose Verlangen richtet sich schnell genug auch auf die deutschredenden Grenzlande am Ober- und am Niederrhein. Der Grund jenes Zusammentreffens der französischen Offensive mit dem Sturze unseres Kaiserthums liegt offen genug vor. Das französische Reich und Königthum waren im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte erstarkt, hatten sich gekräftigt und befestigt in der Richtung einer einheitlichen Gestaltung und Entwickelung, das Nationalgefühl war im Steigen, die Kraft der Nation im selbstbewußten Wachsen und Streben nach Ausdehnung begriffen; die großen Barone hatten zwar noch immer etwas zu bedeuten und waren allerdings noch keineswegs völlig in ihrer Macht gebrochen, aber es war mit Sicherheit vorauszusagen, daß sie heute oder morgen das Spiel vollends verlieren würden. In Deutschland ist der Gang der Dinge bekanntlich ein entgegengesetzter gewesen; die centrifugalen Triebe hatten gesiegt. Das Königthum ging aus der erschütternden Katastrophe des staufischen Hauses vollständig abgeschwächt und wie entwaffnet hervor. Der Grundsatz des Wahlreiches im weitesten Sinne war durchgedrungen, und von einer Kontinuität in der Behandlung der Interessen des Reiches, von einer kräftigen äußeren Politik, ja von einer Wahrung der nationalen Ehre konnte fortan kaum mehr die Rede sein. Der eitle Kaisertitel, der uns geblieben war, hat uns vor den demüthigendsten Erfahrungen nicht schützen können. Das Nationalgefühl war nicht so stark, daß es dieser gefahrvollen Wendung hätte die Spitze abbrechen können. Die Kraft der Nation an sich war freilich noch groß genug und brauchte keinen Vergleich zu scheuen, aber es fehlte ihr die Organisation, die ihr gestattet hätte, von ihren Kräften den rechten Gebrauch zu machen. Indeß, sie hatte ihre Wahl getroffen, und, wie schlimm sie dabei fahren mochte, sie durfte Niemanden als sich selbst darüber anklagen.

Es lag auf der Hand, gegenüber einer Nation in der Verfassung und Stimmung, wie jetzt die französische war, mußte Deutschland in Zukunft den Kürzeren ziehen. Das war nun freilich ein Unglück, nicht bloß für uns, sondern für das gesammte Abendland, und ohne Zweifel insbesondere für Frankreich selbst. Indem es so mit seinen aggressiven Neigungen nicht den ausreichenden Widerstand fand, gab es denselben

und den äußeren Erfolgen allzu ſehr nach, gewöhnte ſich, Macht und Recht zu identificiren, bis es ihr unmöglich wurde, ein fremdes Recht überhaupt anzuerkennen. Dieſer Wechſel der Dinge trat in der Zeit K. Rudolfs I. (von Habsburg) bereits deutlich hervor. In den beiden angedeuteten Richtungen, gegen Wälſch-Burgund und gegen Reichsflandern und das Hennegau ſind die Abſichten König Philipps III. (des Kühnen) und Philipps IV. (des Schönen) gerichtet. König Rudolf hat allerdings denſelben Widerſtand geleiſtet. Im Zuſammenhange damit ſteht ſeine Annäherung an England, die in einem Bündniß engſter Art ihren Ausdruck finden ſollte. In der That hatten Deutſchland und England in Frankreich jetzt den gemeinſamen Feind zu bekämpfen. Die franzöſiſche Politik hatte ihre Hände bereits erfolgreich nach der Grafſchaft Burgund (Freigrafſchaft) ausgeſtreckt, Rudolf iſt aber mit mannhafter Energie dazwiſchengetreten und hat ſo jene Abſichten vereitelt. Sein Bündniß mit England ſollte dadurch gefeit werden, daß er ſeinen Sohn Hartmann, dem eine engliſche Prinzeſſin zur Gemahlin beſtimmt war, zum König von Arelat-Burgund erheben wollte: ein Plan, der zunächſt durch den plötzlichen Tod Hartmanns vereitelt wurde. Dagegen war es Rudolf ſelbſt, der die Provence und die Grafſchaft Forcalquier einem Prinzen des franzöſiſchen Königshauſes, dem König Karl von Sicilien, und die Dauphiné einem franzöſiſchen Großen, dem Herzog Robert von Burgund (Bourgogne) als Reichslehen übertrug und ſo wenigſtens noch den Schein, aber nicht mehr als dieſes, der deutſchen Oberhoheit rettete. In einem andern Falle wurde es recht deutlich, wie viel das Reich durch die Niederlage des Kaiſerthums an Anſehen verloren hatte. Der päpſtliche und der franzöſiſche Hof arbeiteten hier, wie fortan ſo häufig, einander in einer für uns recht beſchämenden Weiſe in die Hände. Die Inſel Sicilien war in Folge der ſogenannten ſiciliſchen Veſper für das in Neapel herrſchende Haus Anjou verloren gegangen, ſollte aber, wie der Papſt als Oberlehnsherr es wollte, mit Gewalt und durch Unterſtützung des Königs von Frankreich wieder erobert werden. Und um dieſem die zu einem Kriegszug nöthigen Mittel zu verſchaffen, wies er ihm u. a. die Zehnten der deutſchen Kirchenprovinzen von Lüttich, Verdun, Metz und Baſel an. Das war ein Eingriff in die Rechte und Intereſſen des deutſchen Reichs, wie er empfindlicher gar nicht gedacht werden konnte, und erſchien wie erfunden zu Gunſten bekannter franzöſiſcher Abſichten. König Rudolf ſäumte nicht, auf das Entſchiedenſte gegen jene Maßregel des Papſtes zu proteſtiren; aber umſonſt, der päpſtliche Hof nahm ſie nicht zurück und der König ſah ſich nicht in der Lage, ſeiner Verwahrung den Nachdruck zu geben, der da allein zum Ziel führen konnte.

Unter König Adolf von Naſſau ſetzte ſich dieſes Verhältniß fort. Ein König wie Philipp der Schöne ſpannte ſeine herausfordernde Politik und ihre Uebergriffe ſchon bis beinahe zum Unerträglichen — im Südweſten und im Nordweſten des Reichs. Man könnte auch nicht ſagen, daß Adolf das Schimpfliche dieſer Haltung nicht gefühlt habe: er erneuerte zu dem Zwecke, ihr zu begegnen, das Bündniß mit England und erklärte an Frankreich den Reichskrieg, obwohl der römiſche Hof im Intereſſe König Philipps Alles aufbot, ihn davon zurückzuhalten. Jedoch unſer Adolf war nicht der Mann, eine ſolche Kombination auszunützen; er ließ ſich zugleich von dem Zwecke dieſes Bündniſſes durch andere Abſichten, wie z. B. die Gründung einer Hausmacht im Innern von Deutſchland, abziehen, und überdies unterließ es König Philipp nicht, ihm im Reiche ſelbſt einen gefährlichen Gegner auf den Nacken zu hetzen — nämlich den Herzog Albrecht von Oeſterreich, der es ihm nicht vergeſſen konnte, daß er ihm bei der Königswahl vorgezogen worden war: in dem Kampfe mit dieſem ſeinem Gegner iſt Adolf, wie bekannt, umgekommen, und der Habsburger iſt ihm auf dem deutſchen Thron nachgefolgt.

Nun gewann es den Anſchein, als ſollte, wie zur Zeit der Staufen, zwiſchen beiden Reichen ein friedliches Einvernehmen hergeſtellt werden. König Philipp war allerdings geneigt, in dem Bündniß mit Albrecht zu verharren, theils weil er ſich davon Unterſtützung in ſeinem Streite mit Bonifaz VIII. verſprach, und theils weil er von ihm eine gewiſſe Nachſicht in ſeinen uns bekannten Abſichten erwartete. Und wenigſtens meinte Albrecht, die bezüglichen Rechte des Reichs, zumal in Burgund, auf gütlichem Wege ſichern zu können. Freilich hielt das Philipp nicht ab, gerade jetzt ſeinen ſeit länger vorbereiteten Schlag auf die Selbſtändigkeit Flanderns, von dem unmittelbar auch Deutſchland getroffen wurde, auszuführen. Indeß jenes Bündniß Philipps und Albrechts hatte keine lange Dauer, ihre Intereſſen waren wahrlich auch zu verſchieden. Und ſowie dieſe Entzweiung eingetreten war, ſetzte ſich Philipp mit der Oppoſition in Deutſchland, an deren Spitze jetzt

König Wenzel von Böhmen ſtand, in Verbindung. Ebenſo traten der Erzbiſchof von Köln und der Biſchof von Verdun zu ihm in ausgeſprochene und höchſt zweideutige Beziehungen. König Albrecht trat ſeinem früheren Verbündeten gegenüber nun allerdings entſchiedener auf. Er legte, wie ſchon ſein Vater das umſonſt gethan hatte, Verwahrung ein gegen die Forterhebung des Zehnten in den genannten vier deutſchen Kirchenprovinzen zu Gunſten des Königs von Frankreich; er proteſtirte gegen die fortgeſetzten Eingriffe in das Reich Arelat-Burgund; er konnte aber die Schritte nicht verhindern, die die Beſitznahme Lyons durch die Krone Frankreich vorbereiteten. Er konnte es, nach allen Seiten hin im Dienſte des Reichs und ſeines Hauſes in Anſpruch genommen, nicht verhüten, daß das Papſtthum in der Perſon Papſt Klemens' V. durch die berechnete Zurückhaltung deſſelben in Avignon in eine gänzliche Abhängigkeit von Frankreich gerieth, die doch insbeſondere gegen Deutſchland ausgenützt zu werden von Haus aus beſtimmt erſcheinen mußte.

Wie das gemeint war, zeigte ſich ſofort. Durch die Ermordung Kaiſer Albrechts wurde im Jahre 1308 der deutſche Thron erledigt und nun hielt König Philipp bereits die Zeit für gekommen, ſeinen Abſichten gegen Deutſchland eine konkretere Geſtalt zu geben. Er trat als Thronbewerber für ſeinen Bruder Karl von Valois auf, Beweis genug, wie gering er von der deutſchen Nation oder doch von ihren Fürſten dachte. Der Papſt, ganz in ſeiner Gewalt, konnte nicht umhin, allen ſeinen Einfluß zu Gunſten des franzöſiſchen Bewerbers aufzubieten: auch ein deutſcher Kurfürſt, der von Köln, war gewonnen. Jedoch ſo weit waren die Dinge denn doch noch nicht gekommen, daß jene Abſicht Philipps ſich erfüllt hätte. So weit iſt es ja überhaupt nie gekommen, und doch hat im Verlaufe ſeiner Operationen gegen uns Frankreich ſo große Erfolge erlangt, daß es mit Sicherheit ſchwer zu ſagen iſt, ob es mit Erreichung auch jenes Zieles viel größere hätte erreichen können, wenn ſeine Abſichten hierbei insbeſondere nicht bloß auf unſere Beraubung, ſondern auch und vor Allem auf unſere Lähmung gerichtet waren. Anlangend den gegenwärtigen Fall, ſo hat freilich neben dem Ehr- und Nationalgefühl, das zum Behufe einer ſolchen Ablehnung zwar noch lebendig genug war, vielleicht auch die Beſorgniß, die Furcht vor den notoriſchen, abſolutiſtiſchen Gewohnheiten des franzöſiſchen Herrſcherhauſes Einiges beigetragen. Wenn demnach auch die Hoffnungen und Prahlereien Philipp des Schönen, daß die Krone Karl des Großen jetzt wieder an Frankreich zurückgelange, ſich nicht bewahrheiteten, ſo wurde ihm doch die Genugthuung, in der Perſon des Grafen Heinrich von Lützelburg einen Mann mit eben jener Krone geſchmückt zu ſehen, der eine wälſche Erziehung genoſſen und gegen eine Jahresrente ſeit mehreren Jahren ſich als ſeinen Vaſallen bekannt hatte. Nun weiß man ja, daß König Heinrich VII. von dem ihm zugefallenen Amte hoch genug dachte, aber es iſt nicht minder bekannt, daß ſeine Gedanken und Entſchlüſſe ſich ſofort auf Italien und die Kaiſerkrone richteten. Er hat doch Deutſchland, wo es für einen rechten König ſo Vieles zu thun gab, allzu ſchnell den Rücken gewendet und dann in Italien ein frühes Ende gefunden. Das Verhältniß zu Frankreich anlangend, ſo war ein ſo kluger und verſchlagener Fürſt wie König Philipp dem wahrhaft ritterlichen und hochgeſinnten, aber in ſeinen Idealen lebenden Lützelburger in jeder Beziehung überlegen. Ohne Zweifel war ihm die Erhebung dieſes Mannes erwünſchter als die jedes andern deutſchen Großen geweſen. Er hat auch gleich anfangs ihm gegenüber in Bezug auf die brennende Frage zwiſchen den beiden Reichen — die Grenzfrage — den Ton des Friedens und des Entgegenkommens angeſchlagen, der im Grunde nicht ernſthaft gemeint war, aber kräftigere Maßregeln von deutſcher Seite zurückhalten ſollte. An Abmachungen in dieſer Richtung hat es nicht gefehlt. Dagegen der Entſchluß König Heinrichs, Italien wieder zu unterwerfen und die Kaiſerkrone zu holen, hat Philipp gewiß mit ſehr gemiſchten Empfindungen aufgenommen. Die Mißgunſt auf Deutſchland wegen dem Einfluß auf Italien, der in der Theorie noch immer rechtmäßig begründet galt, war ja auch ein leitendes Motiv der franzöſiſchen Politik. Aus dieſem Grunde hatte die Krone des Reiches beider Sicilien in den Händen des Hauſes Anjou für dieſelbe ſo hohen Werth. Aus dieſem Grunde, um jenen Einfluß nicht wieder aufleben zu laſſen, hatte König Philipp für ſeinen Bruder die deutſche Krone ganz beſonders gewünſcht. Aus dieſem Grunde arbeitete er, trotz des wiederholt beſtätigten Friedenszuſtandes, den Erfolgen Heinrichs in Italien mit allen Künſten der Intrigue und Liſt entgegen. Bekanntlich wollte dieſer die deutſche Herrſchaft in Italien wieder herſtellen. Auf dieſem Wege ſtieß er mit König Robert von Neapel zuſammen, der von dem Gelingen dieſes Planes zu fürchten hatte. Aber dieſer

Robert wußte zu einer Zeit, in der er Heinrich gegenüber noch immer Frieden und Freundſchaft heuchelte, ihm mit einer Frechheit ohne Gleichen überall Schwierigkeiten zu bereiten und Gegner zu erwecken; ja er zwang ihn durch ſeine Truppen, den Zugang zur ewigen Stadt, dem Ziele ſeiner heißen Sehnſucht, ſich mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen. Ueberall hinter Robert ſtand König Philipp, der die Schlingen des Netzes in der Hand hielt, in dem ſich Heinrich verfangen ſollte. Und als Heinrich gegen den König von Neapel, der als Herr der Provence ſein Lehnsmann war, auf dieſes Verhältniß geſtützt vorgehen wollte, beſtimmte Philipp den Papſt, deſſen Vaſall Robert als König von Neapel war, dagegen zu proteſtiren. K. Heinrich ließ ſich nun allerdings in ſeinem Entſchluſſe nicht mehr irren, aber ſeine Tage waren gezählt; er ſtarb, wie man weiß, plötzlich dahin, zu einer Zeit, als er ſeines Erfolges ſicherer ſein durfte als je. In Neapel und Paris triumphirte man: die drohende Gefahr war damit beſeitigt. König Philipp hatte inzwiſchen ſeine übrigen Pläne nicht ruhen laſſen. Während Heinrich jenſeits der Alpen dem Schatten des gefallenen Kaiſerthumes nachjagte, hatte jener gewaltſamer Weiſe Beſitz von Lyon ergriffen, das ſeitdem bei Frankreich geblieben iſt. Es muß bei dieſer Gelegenheit hervorgehoben werden, daß der Charakter der franzöſiſchen Politik all die Züge der Rechtloſigkeit, der Gewaltthätigkeit, der Intrigue, der Heuchelei, der Gewiſſenloſigkeit, der Prahlerei und der eitlen Phraſe, die man ſpäter mit ſo viel Abſcheu betrachtet, bereits jetzt in hohem Grade entwickelt an ſich trägt. Und es iſt nicht zu verkennen, daß Philipp der Schöne es iſt, der zu dieſer Entwickelung zweifelhaften Werthes ein Weſentliches beigetragen hat und der als ein muſtergültiger Vertreter derſelben erſcheint. Im Beſitze von Lyon, lag Philipp doppelt viel daran, daß im Reiche Arelat-Burgund ſich nicht etwa eine Gewalt konſtituire, die im Stande wäre, ſeine weiteren Anſchläge in dieſer Richtung zu vereiteln oder doch zu erſchweren. König Heinrich ſcheint einmal einen Gedanken der Art gehegt zu haben: da wurde aber von Seite des franzöſiſchen Hofes raſch wieder die Autorität des Papſtes aufgeboten, um dagegen ein Veto einzulegen. Schlimm genug für den päpſtlichen Stuhl, daß er in ſolcher Art als Hebel der franzöſiſchen Politik gegen das deutſche Reich ſich mißbrauchen ließ: freilich es ſollte noch ſchlimmer kommen, und nur eine geſpaltene und gelähmte Nation, wie die deutſche war, beſaß Langmuth genug, in ſo frivoler Weiſe und unter der Mitwirkung einer ſich für heilig und unantaſtbar gebenden Autorität mit ſich ſpielen zu laſſen. Fürwahr, wenn es keinen Papſt gab, die Franzoſen hätten ihn zu ihren Gunſten erfinden müſſen!

Die Haltung Frankreichs gegen Deutſchland in der Epoche König Ludwig des Bayern liefert hierzu den deutlichſten Beleg. Wir laſſen es uns genügen, an einige der ſchreiendſten Thatſachen zu erinnern. Es war eine Doppelwahl geſchehen: Herzog Ludwig von Bayern auf der einen und Friedrich von Oeſterreich auf der andern Seite. Nach dem Reichsſtaatsrecht war der Wittelsbacher der von der Mehrheit gewählte, rechtmäßige König; die habsburgiſche Partei verweigerte ihm jedoch die Anerkennung und nahm den Charakter der Rechtmäßigkeit für Friedrich den Schönen in Anſpruch. Man wird uns zu bemerken erlauben, daß das Benehmen der Habsburger — Friedrich ſelbſt ausgenommen — bei dieſen Vorgängen nicht ſcharf genug verurtheilt werden kann. Sie haben nicht das Intereſſe des Reiches, ſondern nur ihren dynaſtiſchen Vortheil befragt und ſind dieſem zu Liebe ohne Bedenken zum offenbaren Verrath am Reiche geſchritten. Daß die franzöſiſche Politik dieſe Verwickelung im deutſchen Reiche mit aufmerkſamer Theilnahme verfolgte und ſich beeilte, ſie auszubeuten, läßt ſich denken, und wieder war es der Papſt, der ihr die Hälfte der Arbeit abnahm. Johann XXII. wollte vor Allem die Einmiſchung König Ludwigs in die italieniſchen Verhältniſſe nicht zugeben, die rechtlich nicht wohl anzufechten war, und in dieſer Frage fiel, wie wir wiſſen, das Intereſſe des Hofes von Paris mit dem von Avignon zuſammen. König Karl IV. von Frankreich glaubte jedoch, nachdem nicht ohne ſein Zuthun der Bruch zwiſchen dem Papſte und König Ludwig eingetreten war, bei dieſer Gelegenheit ſicher zu dem Ziele zu gelangen, nach welchem ſein Vater bereits, wenn auch ohne Erfolg, die Hand ausgeſtreckt hatte — nämlich die deutſche Krone, und zwar für ſich ſelber zu gewinnen. Der Zuſtimmung und Unterſtützung des päpſtlichen Hofes war er ſicher, und auf eine franzöſiſch geſinnte Partei in Deutſchland ſelbſt, zu der in vollem Ernſt Herzog Leopold von Oeſterreich gehörte, hoffte er rechnen zu dürfen. Herzog Leopold ließ ſich von ſeinem Haſſe gegen den Wittelsbacher ſo weit fortreißen, daß er gegen das ihm gemachte Verſprechen hoher Geldſummen und der Ueberlaſſung der Vierwaldſtädte und einer guten Anzahl von

Reichsstädten am Oberrhein mit all seiner Kraft für die französischen Wünsche einzutreten gelobte. König Karl IV. hat sogar die Frechheit gehabt, die deutschen Kurfürsten zu einer neuen Königswahl nach Bar sur Aube einzuladen, was freilich erfolglos geblieben ist.

Bald darauf traten Ereignisse ein, die eine Pause in diesen französischen Manipulationen veranlaßten, darunter nicht das unbedeutendste der Tod König Karls IV., mit welchem die gerade Linie der Capetinger ausstarb, und dem in der Person Philipps IV. die Valois nachfolgten. Dieser Wechsel hat indeß an den Zielen der französischen Politik nichts geändert. Es ist bekannt, mit wie geringem Glück und nicht größerer Folgerichtigkeit Ludwig der Bayer bei allem guten Willen und dem richtigen Instinkt seiner Lage die Sache der Nation verfochten hat. Nachdem er auf seinem Römerzuge bis zum Aeußersten geschritten war, schreckte er doch wieder vor den Konsequenzen zurück, und war er zuletzt bereit, um jeden Preis die Aussöhnung mit dem Papste zu suchen. Auf diesem Wege kam es zu einem Intermezzo, das zwar keine praktischen Folgen hatte, aber für alle Parteien zu bezeichnend ist, als daß es hier übergangen werden dürfte. K. Ludwig gerieth nämlich unter Zuthun König Johanns von Böhmen und des hinter diesem stehenden Königs von Frankreich auf den Gedanken, die Krone niederzulegen, um jene Aussöhnung möglich zu machen. Die Frage war nur noch, zu wessen Gunsten jene Verzichtleistung geschehen sollte. Die Zumuthung, zu Gunsten Frankreichs abzudanken, getraute man sich doch nicht ihm zu machen, — daher sollte der Herzog Heinrich von Niederbayern vorgeschoben werden, und dieser hinwiederum versprach dem französischen Könige als Entgelt für seine Mitwirkung an diesem heillosen Handel ewigen Frieden und stetes Bündniß des deutschen Reiches mit Frankreich, und verhieß ihm das ganze Wälsch-Burgund sammt der Provence und überdies im Nordwesten den Bezirk von Cambray, mit dem bezeichnenden Zusatze, daß, wenn er erst wirklicher römischer König geworden, ihn der Krönungseid, kraft welchem er nichts vom Reiche veräußern dürfe und Veräußertes wieder beizubringen geloben müsse, ihn von dieser Cession nicht entbinden solle. Selbstverständlich ist diese vorläufige Abmachung von dem Könige von Frankreich diktirt worden; sie enthält die nächsten Wünsche der französischen Politik in Bezug der „Grenzberichtigung" beider Reiche; nicht minder gewiß ist aber, daß dieser Vertragsentwurf einem offenbaren Verrath an Deutschland gleichkommt und zeigt, welcher Verirrungen deutsche Fürsten auch in jener Zeit fähig waren. Diese geheime Abmachung ist nun allerdings nicht verwirklicht worden; ja sie hat, als sie ruchbar wurde, einen solchen Sturm im Reiche erregt, daß K. Ludwig sie sofort preisgab und abläugnete. Das mußte sich der französische Hof gefallen lassen, im Uebrigen blieb er der einmal eingeschlagenen Richtung gegen Deutschland getreu. Als König Ludwig schwach genug war, um den Preis der demüthigendsten Bedingungen den Frieden mit Papst Benedikt XII., dem Nachfolger Johanns XXII., zu suchen, trat König Philipp zweimal in der rohesten und gewaltthätigsten Weise dazwischen, um jene Aussöhnung zu verhindern: sie hätte ja dem deutschen Reiche und seinen zerrütteten Zuständen zu gute kommen müssen.

Nun endlich ermannte sich der König Ludwig allerdings. Er näherte sich, was schon längst hätte geschehen sollen, England, dessen König Eduard III. nach dem Tode Karls IV. bekanntermaßen Ansprüche auf die französische Krone erhoben hatte. König Eduard hatte in der richtigen Erkenntniß, daß er in diesem Kampfe seine Bundesgenossen vor Allem im deutschen Reiche zu suchen habe, bereits mit einzelnen deutschen Fürsten Verträge geschlossen, und errichtete nun mit K. Ludwig ein förmliches Bündniß wider den gemeinsamen Feind. Das langmüthige deutsche Nationalgefühl erwachte und es schien, als sollte gegen Avignon und Paris zugleich ein empfindlicher Schlag geführt werden. Der König von England kam in Koblenz mit Ludwig persönlich zusammen, die Beschwerden gegen König Philipp wurden feierlich verkündigt, der Reichskrieg gegen ihn beschlossen und König Eduard zum Reichsstatthalter in den Niederlanden ernannt. Indeß all die Hoffnungen, die sich an diese Maßregeln geknüpft hatten, zerflossen in Nichts: der Reichskrieg gegen Frankreich unterblieb. K. Ludwig war der Situation eben nicht gewachsen und ließ aus nicht gerade rühmlichen Beweggründen die Hand, die er zum Schlage erhoben hatte, wieder sinken. König Philipp und mit ihm der Papst kannten ihren Mann und seine schwache Stelle. Das Ende war, daß der Kaiser sich dem Könige von Frankreich in die Arme warf und denselben gegen die Zusage, ihn mit dem Papste auszusöhnen, in dem französischen Besitze der usurpirten Reichsgüter nicht anzufechten versprach. Damit löste sich von selbst das englische Bündniß: König

Philipp war aber treulos genug, den Papst im Geheimen der Art einzuschüchtern, daß die in Aussicht gestellte Aussöhnung nicht zu Stande kam.

So lange K. Ludwig lebte und trotz einer wiederholt versuchten nationalen Erhebung in Deutschland hat die französische Politik es verstanden, dem Kaiser fortgesetzte Schwierigkeiten zu erwecken und den gewünschten Frieden mit dem päpstlichen Hofe zu verhindern. Die Aufstellung eines Gegenkönigs in der Person des Lützelburgers Karl von Mähren ist nicht ohne Zuthun König Philipps bewerkstelligt worden. Ein Glück war es in der That für das Haus Valois und für Frankreich, daß in der Zeit der englischen Kriege die luxemburgische Dynastie in Deutschland herrschte, die sich entschieden von französischen Sympathien leiten ließ und weit entfernt war, die Verlegenheiten Frankreichs auszunützen und die vorausgegangenen Usurpationen an der Westgrenze des deutschen Reichs rückgängig zu machen. Die Lützelburger waren aber himmelweit von solchen Absichten entfernt. Karl IV. hat sogar die Dauphiné an die französische Krone gelangen lassen. Freilich hat in dieser Epoche die herkömmliche Offensive gegen Deutschland geruht, und man mochte glauben, daß sie nicht leicht wieder beginnen würde. Eine Stadt wie Metz war jetzt unbedingt sicher vor der Lüsternheit des Nachbars. Hier ist im Jahr 1356 auf einem glänzenden Reichstage jenes neue Grundgesetz der goldnen Bulle verkündigt worden, in dessen Normen sich das deutsche Reich drei Jahrhunderte lang bewegt hat. Wer hätte sich damals träumen lassen, daß nach zweihundert Jahren eben diese Stadt, das Hauptbollwerk gegen Westen, in den Händen Frankreichs sein und bleiben würde? Oder wer hat sich damals wohl gesagt, daß nach kaum einem Jahrhundert die französische Politik zur Offensive kräftiger als je zurückkehren und bereits einen ersten Stoß auf das Elsaß versuchen würde?

Jenes neue Reichsgrundgesetz hat Deutschland die nöthige Organisation seiner Kräfte keineswegs gegeben; es hat wohl oder übel die chronisch gewordene Lähmung in ein System gebracht; die französische Nation dagegen ging aus jenen Kriegen gestählt und gekräftigt, das französische Königthum gestärkt und mächtiger als je hervor. Es ließ sich voraussehn, daß sie beide unter diesen Umständen auf ihre alten Ziele und Neigungen zurückkommen würden, denn ihre innere Natur war dieselbe geblieben. — —

Prof. Wegele.

Nekrolog.

Bezold, Friedrich von, königl. bayerischer Geheimerath, gewesener Ministerialrath im Ministerium des Aeußern, † am 22. September in München, 88 Jahre alt.

Dörlenbach, J. G., Kommerzienrath, Präsident der Handels- und Gewerbekammer in Calw, stellvertretendes ständisches Mitglied des Staatsgerichtshofes, Abgeordneter von Calw in der Zeit von 1830—55, † zu Calw am 8. September, 75 Jahre alt.

Meyer, Theodor, gewesener hannoverscher Staatsminister, geboren 1797 in Lüneburg, † daselbst am 12. September.

Rex, Alexander Kaspar, Graf von, auf Zehista bei Pirna, ein Wohlthäter seiner Gegend, Johanniterritter, nahm als solcher an dem Kriege von 1866, sowie an dem jetzigen Theil, kehrte krank aus Frankreich zurück und † am 26. September auf Schloß Zehista, 43 Jahre alt.

Stengel, Franz von, großherzoglich badischer Geheimerath, ein Mann von gediegenem Wissen und ungewöhnlicher Thätigkeit, geboren 1803, war 1848 Staatsrath und Präsident des Justizministeriums, später bis 1860 Minister des Innern, zuletzt Präsident der Oberrechnungskammer, † in Karlsruhe am 22. September.

Neue Bücher.

Deutschlands Zukunft und das deutsche Reich. Von G. Graf zu Münster. Berlin, Janke.

Friedrich des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, Briefe. Von A. Kluckhohn. 2. Bd. Braunschweig, Schwetschke.

Palmerston, Lord, von Th. Bernhardt. Berlin, Lüderitz.

Rußland unter Alexander II., von J. Golowin. Leipzig, Frohberg.

Thugut und sein politisches System, von A. v. Vivenot. Wien, Gerold.

Ungarn. Beiträge zur Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, von J. G. Meynbt. Leipzig, Fleischer.

Literatur.

Englische Dichter. II. Rossetti und Swinburne*). Diese beiden Dichter haben in jüngster Zeit Beweise eigenartigsten Schaffens abgelegt und die Aufmerksamkeit des gebildeten Leserkreises in einem Grade erregt, daß sich ein tiefgreifender

*) Unsere Aufgabe, in erster Linie die bedeutsamen Erscheinungen der Gegenwart ins Auge zu fassen, ist der Grund, die Namen obiger Dichter an die Spitze dieses Artikels zu setzen; die (V. Bd., S. 599) in Aussicht gestellte Charakteristik Brownings wird sich demnächst anschließen.

Einfluß ihres Strebens auf die englische Literatur, ja auf die Geisteskultur überhaupt in weiterem Sinne voraussagen läßt. Dabei kann man in ihren Bestrebungen trotz der wesentlichsten Verschiedenheiten im Einzelnen eine gewisse Gemeinsamkeit der Grundstimmung deutlich erkennen, eine Gemeinsamkeit, die vor allem auch in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst zur Erscheinung kommt. Rossetti gilt für einen der bedeutendsten mitlebenden englischen Maler, und auch auf Swinburne's Darstellungsweise sind die poetischen Intentionen dieses Künstlers und seiner Schule nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben. Diese Schule, welcher die geschätztesten englischen Maler, wie Millais, Holman Hunt und Madox Brown angehören, führt den Namen „vorraphaelische" (Prerafaelite), indem sie sich im Gegensatze zu der ausartenden Formenweichheit der späteren Cinquecentisten vorwiegend an die älteren vorzüglich florentinischen Meister anlehnt. Die genannte Anlehnung, wenn man von einer solchen überhaupt reden darf, besteht übrigens im Wesentlichen nur einerseits in dem gesteigerten poetischen Ausdruck der Gesichter, andrerseits in der sorgfältig zierlichen Ausführung des umgebenden Details; jene, um mit Heine zu reden, „gottvolle Schiefheit" und „heilige Unbeholfenheit", wie sie das Merkmal ähnlicher heimischen Kunstbestrebungen bilden, sind hier durchaus nicht zu bemerken. Besonders ist jede geistliche Tendenz den Prerafaeliten völlig fremd geblieben, wie denn z. B. die Vorwürfe zu den vorzüglichsten Gemälden Madox Browns Shakespeare'schen Dramen und dem Don Juan Byrons entnommen sind. Nach dieser kurzen Abschweifung auf verwandtes Kunstgebiet, die in vorliegendem Falle zum eingehenden Verständniß des Folgenden nothwendig erschien, kehre ich zu meiner literarischen Betrachtung zurück.

Dante Gabriel Rossetti, den wir, obwohl er auf dichterischem Gebiete der jüngere, dennoch hier zuerst betrachten müssen, war bis vor ganz kurzer Zeit dem lesenden Publikum nur durch eine vorzügliche Uebertragung älterer italienischen Dichtungen, darunter besonders der „Vita nuova" von Dante Allighieri bekannt geworden. Zu dieser Aufgabe, deren Schwierigkeit einer Sprache wie der englischen gegenüber doppelt groß zu nennen, war Rossetti sowohl durch seine Abstammung (sein Vater war der bekannte neapolitanische Dante-Gelehrte, seine Mutter ebenfalls italienischer Nationalität, doch wie er selbst in London geboren), als auch durch innigste Vertrautheit mit seinem großen florentinischen Namensverwandten, dem er wiederholt durch Wort und Bild gehuldigt, in hervorragender Weise befähigt. Demgemäß dürfen wir in der That die „Early Italian Poets" als ein Meisterwerk der nachbildenden Dichtkunst bezeichnen, obwohl allerdings in den klanglosen Formen der britischen Mundart der Wohllaut italischer Rhythmen nicht zu erreichen war. Dieser in dem Wesen der Sprache selbst begründete Mangel wird jedoch durch geschickteste Behandlung derselben möglichst aufgewogen und vorzüglich die „Vita nuova" muß auch dem mit dem Original Vertrauten in so fremdartigem Gewande wohlthuendsten Eindruck hinterlassen.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen des genannten Werkes wurde die Veröffentlichung einer Gedichtsammlung des Uebersetzers als nahe bevorstehend angekündigt. Aber es sollte sich in diesem Falle das Horazische „nonum prematur in annum" in des Wortes wörtlichster Bedeutung erfüllen, denn erst vor einigen Wochen, genau neun Jahre nach den „Italian Poets" sind endlich die langerwarteten Originalgedichte Rossetti's ans Licht der Oeffentlichkeit getreten. Die gedachte Verzögerung war jedoch der Aufnahme des Werkes seitens des englischen Publikums, wie es scheint, sehr günstig, denn es ereignete sich der gewiß in der Literaturgeschichte seltene Fall, daß von dem Erstlingswerke eines Autors, und zwar in poetischer Gewandung, vier Auflagen in wenigen Wochen verkauft wurden, abgesehen von dem gleichzeitig erschienenen amerikanischen Nachdruck. Der Grund dieses durchschlagenden Erfolges ist gewiß zum Theile dem, wie schon erwähnt, großen Rufe des Verfassers auf dem Gebiete bildender Kunst, zuerst und vor allem aber dem von der gesammten englischen Presse anerkannten hohen Werthe dieses poetischen Erstlings zuzuschreiben, dessen Geistes- und Formenentfaltung auch wir jetzt genauerer Prüfung unterziehen wollen.

Rossetti's Gedichte gehören, wie der Verfasser in einer vorgeschickten Anmerkung selbst angibt, sehr verschiedenen Perioden seines Schaffens an. Manche derselben sind vor mehr als zwanzig Jahren, manche erst in der jüngsten Vergangenheit entstanden. Dennoch ließe sich nur sehr schwierig eine Eintheilung des Werkes nach dem Gesichtspunkte größerer oder geringerer Reife und Formvollendung durchführen. Eine Sonderung der Zeit nach würde überdies um so geringeren Erfolg versprechen, als unter den mannichfaltigen Formen der Darstellung in

fast allen Gedichten dasselbe Grundthema durchklingt, ein tiefinniges Erfassen der geheimsten Bezüge zwischen Weib und Mann, jener Drang nach dem „Ewigweiblichen", welches unwiderstehlich an- und hinanzieht. Das dunkle Walten dieser Macht, das ungelöste Räthsel der Liebe „der schönen Sphinx" gibt den Werken Rossetti's des Malers wie des Dichters ihren eigenthümlichen Reiz. Wer je Gelegenheit hatte, die tiefernsten und doch so unendlich anziehenden Frauengestalten in der Werkstatt dieses Künstlers zu betrachten, muß bei dem Lesen seiner Gedichte von der einheitlichen Auffassung derselben Grundidee auf beiden Gebieten des Kunstschaffens mächtig berührt werden. Den Einfluß malerischen Gestaltens in Farben und Formen auf die Gliederung des poetischen Stoffes möchten wir als ferneres unterscheidendes Merkmal Rossetti'scher Dichtung ansehen. Als drittes kann endlich die unverkennbare Einwirkung italienischer Abstammung und Literatur, vorzüglich Dante's, auf den durch Erziehung und Gesinnung übrigens durchaus englischen Poeten gelten. Diese allgemeinen Bemerkungen, welche bei einem so eigenartigen und dem deutschen Publikum mehr oder weniger unbekannten Dichter wohl wünschenswerth erscheinen mußten, mögen bei eingehender Betrachtung seines Werkes als leitende Gesichtspunkte dienen.

Ein nicht unbedeutender Theil der vorliegenden Gedichte gehört einem unvollendeten größeren Werke an, welches der Dichter das „Haus des Lebens" genannt hat, und in welchem er, wie es scheint, in einer Reihe von Sonetten und Gesängen den Kern seines eigenen, sowie überhaupt des menschlichen Lebens und Strebens poetisch zu gestalten bedacht war. Die gegebenen Bruchstücke des „House of life" erinnern in ihrer pathetischen Diktion und geheimnißvollen Symbolisirung des Gedankens unwillkürlich an die „Vita nuova" und würden an manchen Stellen einer planmäßigen Argumentirung fähig, zuweilen bedürftig sein, wie sie der Sänger Beatrice's den Ergüssen jugendlicher Leidenschaft hinzugefügt hat. Des Lebens bedeutungsvollster Gehalt ist für den Dichter die Liebe, mit der Liebe beginnt das „Haus des Lebens". Wie es die Poeten der verschiedenen Völkerzeiten und Geschlechter von Sappho bis George Sand, von Ovid bis Heine gethan, so ist auch Rossetti bestrebt, der „grande passion" die seinem Genie am nächsten verwandte Seite abzugewinnen. Es ist dies nicht die jugendlich frisch hervorströmende Leidenschaft, wie sie den Liebesfrühling deutscher Lyrik bezeichnet. Jener liedartigen Bildung, wie sie sich bei uns in innigster Anlehnung an den Volksgesang entfaltete, ist Rossetti fast völlig fremd geblieben, eine Erscheinung, welche sich übrigens auch bei Tennyson, Browning und allen unter dem Einflusse Shelley's stehenden Dichtern (und welcher moderne englische Lyriker hätte sich diesem Einflusse entziehen können) in gleicher Weise beobachten läßt. Die unserem Dichter eigenthümliche Art ist jenes Versenken in die geheimnißvollsten Tiefen des Gegenstandes, welcher jedoch die Wärme eigenen Empfindens durchaus nicht fehlt, und die nur zuweilen in mystisches Grübeln auszuarten Gefahr läuft. Die Form, deren er sich mit Vorliebe und Meisterschaft bedient, ist das Sonett, welches in der bedeutungsvollen Gliederung seiner vierzehn Zeilen schon eine gewisse Symbolik der Struktur zeigt und außerdem durch seine strenggezogenen Grenzen der gemessenen, nicht selten bis zur Unschönheit zusammengepreßten Kürze Rossetti'scher Diktion entgegenkommt.

Von den Sonetten des „House of life" möchten wir vorzüglich die „Love Letter" und „Love's Redemption" überschriebenen als trefflichste unter manchen trefflichen hervorheben; in letzterem wird die heiligste Vereinigung der Liebenden unter dem Gleichniß des Abendmahles geheimnißvoll gefeiert. Unter den „Songs" wirkt besonders der fünfte durch die Wiederholung der melancholischen Anfangszeile „A little while a little love" überaus ergreifend und kommt wohl unserem Begriffe „Lied" am nächsten. Von der erwähnten Gruppe, in welcher wir den Einfluß Dante's zu erkennen glauben, mag der Uebergang zu einem längeren zusammenhängenden Gedichte natürlich erscheinen, welches den Titel „Dante at Verona" führt und verschiedene Scenen aus dem Leben des großen Florentiners in der Verbannung am Hofe Can Grande della Scala's schildert. Die durch ihren Umfang ziemlich bedeutende Arbeit ist in allen andern Rücksichten entschieden als die schwächste des ganzen Werkes anzusehen. Die anekdotenhaften Ueberlieferungen von den unzarten Scherzen des italienischen Großen und den nicht viel feineren Antworten seines Gastes, wie sie dem mit der betreffenden Literatur Vertrauten nur zu geläufig sind, nehmen sich in dem Gewande englischer Verse nicht gerade zu ihrem Vortheil aus, und auch die berühmte Stelle des Paradiso:

„come sa di sale
Lo pane altrui e com' è duro callo
Lo scendere e l' salir per l'altrui scale"

ist doch schon zu oft benutzt und variirt worden, um noch einmal als Thema zu einer Paraphrase in sechszig und einigen Stanzen zu dienen.

Für den minder bedeutenden Gehalt des letzterwähnten Werkes entschädigt reichlich ein anderes Gedicht, dessen Schauplatz ebenfalls unter italienischem Himmel liegt und dessen leidenschaftgetränktes Kolorit die ganze Glut dieses Himmels wiederstrahlt.

Es ist „A last confession", die letzte Beichte eines jungen lombardischen Bauern, der die eigene Geliebte seiner eifersüchtigen Wuth geopfert hat. Die Zeit der Handlung ist das Revolutionsjahr 1848, und Rossetti hat es verstanden, die politische Erregtheit seines Helden mit dem Groll verschmähter Liebe zu einer Steigerung der Leidenschaft zu verbinden, wie sie an Intensität des Gefühls und Macht des Ausdrucks ihres gleichen sucht. Und dabei ist der Charakter des Volksthümlichen, und zwar italienisch Volksthümlichen völlig treu gewahrt, was auch insbesondere von einem eingefügten Liede in italienischer Sprache gilt.

Wenn in den bisher besprochenen Schöpfungen der Geist Dante's und seiner Nation sich dokumentirte, so möchten wir in der jetzt zu erwähnenden Gruppe den Einfluß Rossetti's des Malers auf Rossetti den Dichter als unverkennbar hervorheben. Es gehören hierher, abgesehen von den „Sonnets for Pictures" in der Art August Wilhelm von Schlegels, vorzüglich zwei längere Gedichte, „The Blessed Damozel" und „Eden Bower". Das „selige Mägdelein", wie es aus des Himmels goldner Pforte lehnt,

„Ihre Augen tiefer als der Grund
Der Abendflut der klaren.
Drei Lilien trug sie in der Hand,
Sieben Stern' in ihren Haaren",

sie erscheint in der That in ihrer stillen Reine wie aus einem Bilde der vorraphaelischen Schule hervorgetreten, und auch in „Eden Bower" könnte Lilith, „Adams erste Frau", mit deren gefährlichen langen Haaren uns Mephisto bekannt gemacht, vortrefflich zu einem Gemälde Cimabue's oder Giotto's sitzen. In letzterem Gedichte hat sich Rossetti des Refrains bedient, dem er mehrfach bedeutende Wirkung verdankt, wie z. B. in dem an den altenglischen Balladenstyl erinnernden schauerlich schönen Nachtstück „Sister Helen". Derselbe Styl ist u. a. in den Gedichten „Stratton Water" und „The staff and scrip" mit minderem Glücke angewandt. Wir kommen zum Schlusse auf ein Kind der Rossetti'schen Muse, welches bei allen Beurtheilern seines Werkes wie beim Publikum das größte Aufsehen, und zwar im verschiedensten Sinne erregt hat. Von einer Seite behauptete man, daß die Anwesenheit dieser Frauengestalt unter ihren ernsteren Schwestern die Gedichte ihres Schöpfers für den Drawingroom jeder Dame unmöglich mache; minder prüde Kritiker hoben im Gegentheil den hohen sittlichen Ernst gerade in der Behandlung zweideutigen Stoffes lobend hervor. Daß für den Dichter die Schönheit und nicht die Moralität seiner Schöpfung höchste Rücksicht sei, ist nur sehr wenigen Engländern verständlich zu machen. Mit der letzteren, nämlich der Moralität, ist es allerdings bei der Heldin des fraglichen Gedichtes sehr mangelhaft bestellt.

„Lazy laughing languid Jenny
Fond of a kiss and fond of a guinea",

wie sie dem Leser vorgestellt wird, ist sie nicht mehr und nicht weniger als eine jener Priesterinnen der paphischen Göttin, welche allnächtlich die glänzenden Parkettböden der Argyll Rooms und späterhin den Haymarket, Leicester Square (Freiligrath pflegte ihn sehr treffend Laster-Square zu nennen) und die angrenzenden Quartiere des westlichen London bevölkern.

Der Dichter ist seiner Schönen in ihre Wohnung gefolgt und Jenny von dem betäubenden Tanzlärm ermüdet auf seinen Knieen in Schlaf gesunken. Ihr Haar, von jenem entzückend unbestimmbaren Blond, wie es der Schöpfer vor allen Nationen nur den Töchtern Albions gewährte, rollt in aufgelöster Fülle zum Boden hinab. Eine sehr malerische, aber für den decenten britischen Leser allerdings etwas bedenklich zu nennende Situation, die fast an Aehnliches in Alfred de Mussets „Rolla" gemahnen möchte. Und doch welcher durchgreifende, man darf sagen nationale Unterschied in der Auffassung beider Dichter. Der Franzose, mit der drohenden Gewißheit des Todes vor Augen, schwelgt im Taumel der letzten Liebesnacht und stirbt beim Morgengrauen, den Kuß der Geliebten auf den Lippen; der Engländer vergißt des Genusses über der Menge zuströmender Gedanken; im Anblicke des träumenden Mädchens treibt er Philosophie, sie wird ihm zum Symbol des gefallenen Menschenthums, und er unterläßt es, die Schlummernde zu wecken, um nicht die Kette seiner Ideen unterbrechen zu müssen. Aber diese Gedanken, diese Philosophie ist nicht die des grübelnden Moralisten; wärmstes Mitgefühl für das unglück-

liche tiefgesunkene Geschöpf in seinen Armen hat die Hand des Dichters geführt. Die Grausamkeit der Gesellschaft, welche die Opfer ihrer eignen Lust mit unverwischlicher Schande brandmarkt, füllt seine Seele mit bitterstem Unmuth. Und wo liegt die Grenze — fragt der Dichter — zwischen gut und böse, zwischen Schuld und Unschuld? In einer glänzend durchgeführten Parallele weist er nach, wie genau dieselben Wünsche und Thorheiten, welche der Fluch Jenny's geworden, unter glücklicheren Verhältnissen eine Frau zur Zierde und zum Liebling ihres Kreises machen können.

„Of the same lump (as it is said)
For honour and dishonour made
Two sister vessels."

Die uralt ungelöste Pilatusfrage nach Wahrheit, das grauenhafte Sphinxgesicht der Menschheit starrt uns aus den Zügen des schönen schlafenden Mädchens entgegen.

Ich möchte nicht mit der banalen Redensart schließen, daß ein Gedicht wie „Jenny" allein seinen Autor den ersten Geistern seiner Nation gesellt habe. Ich glaube nicht, daß ein Gedicht hierzu überhaupt im Stande sei, da das Genie sich nicht minder in der Fülle wie im Gehalt der Schöpfungen dokumentirt; aber man kann sagen, daß Herz und Geist, welche „Jenny" fühlten und bildeten, der höchsten Aufgaben im Gebiete der Dichtung sich kühn unterfangen mögen.

Wir kommen nun zu dem zweiten lyrischen Dichter dieses Kreises, denn als einen vorzüglich lyrischen Dichter müssen wir Algernon Charles Swinburne auffassen, obwohl die Anfänge seiner literarischen Wirksamkeit in dramatischer Form erschienen. Im Jahre 1860 noch in sehr jugendlichem Alter, veröffentlichte Swinburne zwei Tragödien, betitelt „The Queen Mother" und „Rosamund", die Heldin des ersteren Stückes, Katharina von Medicis, inmitten der Schrecknisse der Bartholomäusnacht, die des letzteren Heinrichs II. von England unglückliche Geliebte. Sprachliche Gewandtheit und außergewöhnliche Reife der Anschauung ließen das bedeutende Talent des jungen Autors ahnen, fanden aber beim Publikum durchaus nicht die verdiente Aufmunterung und Anerkennung. Auch wurde es schon in diesen Erstlingsversuchen deutlich, daß Swinburne's Begabung mehr nach der lyrisch-pathetischen, als nach der dramatisch-bewegten Seite hinneige. Diese Wahrnehmung bestätigte sich durch die beiden nächstfolgenden, fünf Jahre später veröffentlichten Tragödien „Chastelard" und „Atalanta in Calydon". Es ist mir nicht möglich, hier auf die Einzelnheiten der genannten Stücke näher einzugehen. Eine erschöpfende Besprechung würde Mittheilungen über das moderne englische Drama seit Shelley voraussetzen, welche die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten müßten und die ich mir bei späterer Gelegenheit zu geben vorbehalte. Einige kurze Bemerkungen mögen genügen.

In „Chastelard" wird der Gesammteindruck trotz großer Schönheiten im Einzelnen, wie besonders in der Diktion, durch den mit allzu kühnen Strichen ge- oder verzeichneten Charakter der Heldin (Maria Stuart) wesentlich beeinträchtigt, eine Erscheinung, die nur zu sehr an ähnliche Ausschreitungen Victor Hugo's erinnert, welchem das Stück auch als dem „Chief of living Poets" und „Greatest Man of France" in emphatischer Weise zugeeignet ist. In überraschendem Kontraste zu diesen romantischen Extravaganzen steht „Atalanta", welche ganz von der ernsten Würde antiker Tragik erfüllt ist. Die Scene, wo Althäa nach heftigstem Widerstreit der Leidenschaften zuletzt der Stimme der höheren Pflicht gehorcht und den Manen der gefallenen Brüder das Leben des Mörders, ihres eignen geliebten Sohnes opfert, ist von höchstem dramatischen Eindruck, und die eingefügten Chöre möchten an pathetischem Schwunge in der modernen Literatur kaum anderswo als in der „Braut von Messina" übertroffen werden.

Dem großen innern Werthe des Stückes entsprechend war auch der äußere Erfolg ein glänzender. Während man im „Chastelard" die Ausschreitungen überreizter Phantasie bei so entschiedenem Talente bedauert hatte, erkannte die Kritik einstimmig in dem Dichter der „Atalanta" einen aufgehenden Stern erster Größe an. Besonders sah man weiteren Proben des bewiesenen lyrischen Talentes mit Spannung entgegen. Diese ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Schon im folgenden Jahre (1866) veröffentlichte Swinburne eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Poems and Ballads". Das Schicksal dieses Buches und seine Wandlungen in der Gunst des Publikums sind außergewöhnlich und zugleich für die englischen Zustände charakteristisch, so daß sie einiger kurzen Worte der Schilderung wohl werth erscheinen mögen. Der erste Eindruck desselben auf die öffentliche Meinung war, so weit man nach den Aeußerungen der Presse urtheilen darf, der des Abscheus und Entsetzens; die wüthendsten Anklagen auf Gotteslängnung, politische wie moralische Zügel-

losigkeit und ähnliche Verbrechen wurden mit einer Einstimmigkeit und Gewalt erhoben, daß, wie es hieß, der Lord Chancellor, welcher in höchster Instanz über britische Moral, so weit sie durch unzulängliche Gewandung der Tänzerinnen und ähnliche Excentricitäten bedroht ist, zu wachen hat, auch in diesem Falle einzuschreiten gedachte. Durch all diesen Lärm stutzig gemacht, erklärte zuletzt der eigne Verleger Swinburne's in einem Anfall nachträglicher Tugend, daß er zu der Verbreitung eines so skandalösen Buches nicht die Hand bieten wolle, und verweigerte den ferneren Verkauf der Ausgabe. Glücklicherweise fand sich bald ein anderer Buchhändler, der die übrigen Exemplare des trotz alledem reißend abgehenden Werkes übernahm, zu dessen Gunsten sich nun auch bald ein bedeutender Umschwung in der öffentlichen Meinung wahrnehmen ließ. Gewichtige Stimmen traten zur Vertheidigung Swinburne's auf und hoben insbesondere die großen poetischen Schönheiten der „Poems and Ballads" hervor, welche selbst die eifrigsten Gegner nicht läugnen konnten. Von besonders guter Wirkung in diesem Sinne war eine unparteiisch gehaltene und vortrefflich geschriebene Broschüre, welche William Rossetti, ein besonders durch die Herausgabe von Shelley's Werken vortheilhaft bekannt gewordener Schriftsteller, über die brennende Frage veröffentlichte. Auf den besondern Wunsch seines neuen Verlegers griff auch der Dichter selbst noch einmal zur Feder, um sich in seiner eignen Weise zu vertheidigen. Diese Vertheidigung war allerdings von der sonst an Gerichtshöfen üblichen Art nicht unwesentlich verschieden, denn der Angeklagte geht alsbald in die Offensive über und greift Kläger und Richter, d. h. in diesem Falle mehr oder weniger die gesammte englische Kritik mit einem an Byron erinnernden souveränen Hohne an. Die nationalen Laster religiöser und moralischer Scheinheiligkeit werden mit rücksichtsloser Schärfe bloßgelegt, und die ganze Summe seiner Verachtung hat der Dichter in die französisch ausgedrückte Pointe zusammengefaßt: „Ma corruption rougirait de leur pudeur". Im Uebrigen vindicirt sich Swinburne mit unzweifelhaftem Recht die Freiheit des Poeten, ganz den Eingebungen seines Genius zu folgen, eine Freiheit, die von den Schranken der Sittlichkeit nur insofern beengt wird, als sie mit den Linien der Schönheit zusammenfallen. Wenn wir diesem Grundsatze in vollem Maße beizustimmen geneigt sind, so läßt sich doch auf der anderen Seite nicht verkennen, daß der Dichter auf dem von ihm selbst geschaffenen Rechtsboden durchaus nicht unanfechtbar dasteht. Es herrscht in manchen der „Poems and Ballads" ein Ton der übermäßig gesteigerten, fast möchte man sagen transscendentalen Sinnlichkeit, welcher weit mehr gegen die Regeln der Aesthetik als der Ethik verstößt. Es ist dies dieselbe Maßlosigkeit der ungezügelten Phantasie, welche an andern Stellen, wie z. B. in „Les Najades" und „The Leper", das physisch Abschreckende mit Vorliebe aufsucht, eine Maßlosigkeit die sich auch in der äußeren Form zuweilen nicht verkennen läßt. Der Eindruck mancher Gedichte wird durch zu große Länge entschieden beeinträchtigt, und wenn Madame de Staëls berühmter Ausspruch „Les Allemands ne savent pas finir" richtig ist, so dürfen wir in dieser Beziehung Swinburne entschieden als deutschen Landsmann anerkennen, zu welcher Wahlverwandtschaft ihn übrigens auch umfassende literarische Kenntniß und philosophische Tiefe mehr als irgend einen andern englischen Dichter berechtigen. Swinburne's Mängel sind Folgen der Kraft und Ueberfülle. Wo er die „Beschränkung", jenes wichtigste Vorbedingniß der Meisterschaft, geübt hat, da trägt sein Schaffen den Stempel der Vollendung. Gedichte, wie das „Rondel", „Itylus" und vor allen „A Ballad of Burdens" mit dem trostlosen Refrain „This is the end of every man's desire", stehen an hoher Schönheit in Empfindung und Ausdruck den herrlichsten Schöpfungen der englischen Muse nicht nach. Zu erwähnen bleibt noch der sichtbare Einfluß des Dichters und Malers Rossetti, wie er in manchen Stellen der „Poems and Ballads" hervortritt.

Jene geheimnißvollen Gestalten in „A Ballad of Life" und „A Ballad of Death" bewegen sich ganz in jenem Chiaro-oscuro der Farbenmischung, wie es der vorraphaelischen Schule eigen.

Ich habe bei der Besprechung der „Poems and Ballads" absichtlich jedes Eingehen auf Details vermieden, um baldmöglichst zu einem andern Werke des Dichters übergehen zu können, welches, wie ich glaube, alle früheren an Bedeutung weit überragt und in dem Schaffen des Autors, ja man kann sagen, in der gesammten englischen Literatur als epochemachend zu bezeichnen ist. Es sind dies die „Songs before Sunrise", eine Sammlung vorwiegend politischer und religiöser Zeitgedichte*).

*) Die Veröffentlichung der „Songs before Sunrise" steht erst in einigen Wochen bevor, doch hatte der Dichter die Güte mir die fertigen Probebogen mit der Erlaubniß der Einsicht und Besprechung zur Verfügung zu stellen.

Um den Standpunkt des Dichters gegenüber diesen großen Fragen am kürzesten und klarsten festzustellen, genüge die Bemerkung, daß das Buch Joseph Mazzini zugeeignet ist. Die Ideen über die völlige Um- und Neugestaltung aller gesellschaftlichen und staatlichen Beziehungen, welche der Name des großen Agitators repräsentirt, sind die bewegenden Grundgedanken der „Songs before Sunrise"; unter diesem Sonnenaufgang selbst ist nichts Anderes zu verstehen als der Beginn jener Umwälzung, die europäische Revolution. Freiheit ist Swinburne's Ruf und Losung, Freiheit für die Völker aller Zonen, und zwar Freiheit um jeden Preis, auch um den Preis der Verwüstung und des edelsten Herzblutes. Mit hochgeschwungenem Schwerte soll sie ziehen durch alle Lande „To destroy the sins of the earth with divine devastation", denn:

„It is better that war spare but one or two,
Than that many live and liberty be slain".

Es ist die alte Losung der Männer von 1793, jenes Fraternité ou la mort, welches, mit der ganzen Schärfe einer philosophischen Idee durchgeführt, die erhabenste und zugleich entsetzlichste Seite jener großen Bewegung bildet. Die Verbreitung dieser Freiheitsidee ist auch bei Swinburne nicht durch die Schranken der eignen Nationalität eingeengt. Wo sich eine Spur entfesselnden Strebens zeigt, sei es in Kreta, Frankreich oder Italien, da begleitet sie der Dichter mit anfeuerndem Aufruf, mit sorgender Hoffnung. In Italien und Frankreich sieht er dabei den heiligsten Hort und die Pflanzstätte der bessern Zukunft, mit bitterstem Hasse verfolgt er in beiden Ländern die Unterdrücker dieser „mater dolorosa" der Freiheit: Papst und Kaiser. Besonders gegen die Herrschaft der Napoleoniden sind die schärfsten Pfeile seines Hasses gerichtet, ein Haß, welcher nur zuweilen zu einem Grade persönlicher Invektive ausartet, die auch bei voller Ueberzeugung von der Verwerflichkeit jenes Systems in hohem Grade bedauerlich erscheinen müssen. In einem Cyklus von Sonetten, welche auf den Titel „geharnischte" nur zu begründeten Anspruch haben, wird der Kaiser, „The Saviour of Society", wie der Dichter ihn in sarkastischem Hohne bezeichnet, mit einer Flut von Schimpfreden überschüttet, die an die schlimmsten Kraftstellen der „Lanterne" erinnert. Wie Rochefort nimmt auch Swinburne sich die wenig beneidenswerthe Freiheit, seine Angriffe auf die Frauen der kaiserlichen Familie, besonders auf die reine Hortense auszudehnen, eine Verletzung der guten Sitte, vor welcher ihn schon das gewöhnlichste Anstandsgefühl des Gentleman hätte bewahren sollen und die bei dem feinfühlenden Dichter doppelt beklagenswerth ist.

Gegen derartige Ausschreitungen hebt sich in erfreulicher Weise der edle Schwung in Gedanken und Worten ab, der überall da hervortritt, wo der Dichter einer großen Idee gegenübertritt. Es steht ihm hier eine Erhabenheit der Diktion, eine Kraft der Rhythmen zu Gebote, welche in der englischen Literatur kaum je erreicht, gewiß nie übertroffen ist. Als hervorragend in dieser Beziehung möchte ich besonders auf ein Gedicht hinweisen, welches zugleich dem bereits erwähnten Grundgedanken von der Verbrüderung der Völker in der Freiheit zum Ausdruck dient und so füglich als das Glaubensbekenntniß des Dichters bezeichnet werden kann. Es ist dieses die „Litany of Nations", ein begeisterter Anruf aller Nationen an den Genius des fortschreitenden Gestaltens, der Freiheit in der Natur. Die Klage um die Sünden der Väter, wie sie in fortzeugender Missethat sich an den nachgebornen Enkeln rächen, der ängstliche Schrei des nachtbefangenen Geschlechtes nach dem langersehnten Grauen des Lichtes sind von überwältigender Schönheit. Dabei ist das Verhältniß der einzelnen Nationen zu den großen Fragen der Zeit mit glücklichstem Erkennen aufgefaßt und wiedergegeben. Die Strophen Frankreichs und Italiens heben sich durch schwungvollstes Pathos hervor, Deutschland drückt sich auch hier in der etwas unbestimmten farblosen Weise aus, welche nur zu oft in der Wirklichkeit die Bestrebungen der Heimat zu kennzeichnen pflegte; am bemerkenswerthesten aber ist die Art, in welcher der Dichter die Gestaltung der Verhältnisse in seinem eigenen Vaterlande ansieht. Wir kommen hier zu einer Seite der Swinburne'schen Poesie, welche die Bedeutung desselben für die nationale Entwicklung Englands in hohem Grade steigert. Bei der Schilderung von Swinburne's politischem Radikalismus hat sich der deutsche Leser vielleicht gesagt, daß ähnliche Gesinnungen in freilich weit geringerer Formvollendung seit Herwegh und Hoffmann von Fallersleben auch in unsrer Dichtung laut geworden, aber die britische Insel ist von den Stürmen der kontinentalen Revolutionen unberührt geblieben. Die Bildung freiheitlicher Institutionen ist in England lediglich eine Folge nationaler Ueberlieferung. Wäre König Johann den widerspänstigen Baronen oder Karl Stuart dem Hause der Gemeinen gegenüber siegreich geblieben, der echte Nationalbrite würde ebenso sehr für

eine strengmonarchische Regierungsform sich begeistern, wie er jetzt für die Magna Charta oder Habeas Corpus in seiner nüchternen Weise schwärmt. Jener Anerkennung des angebornen Freiheitsrechtes, wie sie seit Rousseau die ideale Basis aller modernen Fortschrittsbestrebungen in Frankreich und Deutschland bildet, ist die ungeheure Mehrheit des englischen Volkes bis in die jüngste Vergangenheit fremd geblieben. Seit Shelley ist Swinburne der erste englische Dichter, welcher für die Solidarität aller Völker in ihrem Fortschritte für das Freiheitsrecht des Individuums, nicht als Briten oder Franzosen, sondern als Menschen begeistert Zeugniß abgelegt. Möge seine Stimme den weitesten Nachhall im Herzen seines Volkes finden!

Es erübrigt, noch einige Worte über die religiös-philosophische Anschauung unseres Dichters hinzuzufügen, welche mit den entwickelten politischen Ideen sich in vollkommenstem Einklang verbindet. Auch hier hat Swinburne durch die vielleicht noch empfindlicheren Vorurtheile seiner Zeit- und Landesgenossen sich in der Freiheit seiner Aeußerung durchaus nicht beschränken lassen; auch hier beruht seine Ueberzeugung auf der Grundlage tiefeignen philosophischen Denkens. Es läßt sich erwarten, daß seiner reineren poetischen Anschauung die anthropomorphische Idee von der Gottheit, wie sie das Christenthum dem Nationalkultus der Juden entlehnt, in keiner Weise genügen konnte. In der Anbetung eines oder mehrerer außernatürlichen Wesen sieht er ein Abweichen von dem Pfade des ursprünglichen Naturbewußtseins, eine freiwillige Selbstknechtung des Geistes, eine willkürliche Schöpfung des menschlichen Denkens, welche in eben diesem geläuterten Denken ihr nothwendiges Ende erreichen wird. „Thought made him (God) and breaks him.“ Die Gottheit ist für ihn jenes unbegrenzte Streben nach freier Bildung und Gestaltung, wie es alles Sein durchdringt und sich im Menschen, um mit Schopenhauer zu reden, als „Genius der Gattung“ im Individuum offenbart.

„The pure spirit of man, that men call God.“

Auch der äußeren Entwicklung des mosaischen Gottesgedankens, der christlichen Kirche, kann Swinburne die Berechtigung im modernen Bewußtsein der Völker nicht zuerkennen. In einem Cyklus von drei Gedichten, den „Christmas Antiphones“, spricht er es aus, wie das Christenthum zur Lösung der wichtigsten Frage der Neuzeit, der socialen Frage, absolut unfähig sei, wie es ungetreu den Traditionen seines Stifters zu einer Religion der Besitzenden entartet sei. Das erste dieser Gedichte ist betitelt „In Church“ und schildert mit glücklich getroffener religiöser Färbung die zufriedene Frömmigkeit der Glücklichen. Aber schon läßt sich „Outside church“, die grollende Klage der Armen und Elenden, vernehmen:

„What for us hath done
Man beneath the sun
What for us hath God?“

Das dritte Gedicht endlich, „Bejond Church“, enthält die Lösung der brennenden Frage. Was kein übermenschlicher Gott leisten konnte und wollte, die Linderung der erdrückenden Noth, das soll das Mitgefühl des veredelten Menschen dem leidenden Bruder in freiwilligem Opfer gewähren.

„Man shall do for you
Men tho sons of men
What no God would do.“

Mit diesen versöhnenden Worten echter Humanität wollen wir von einem Dichter scheiden, dessen hohe poetische Begabung und eigenartige Fülle der Gedanken auch seine Gegner zur Bewunderung zwingen mußten, während selbst die Ausschreitungen seines Uebereifers in der schwerzubewegenden Theilnahmlosigkeit des britischen Naturells eine mildernde Erklärung finden.

Franz Hüffer.

Nekrolog.

Herzogin **Amalie von Sachsen**, ältere Schwester des Königs Johann, geboren am 10. August 1794, † den 18. September in Schloß Pillnitz. Sie war seit 1829 unter dem Pseudonym Amalie Heiter mit großem Erfolge als dramatische Dichterin thätig. Ihre Werke erschienen gesammelt unter dem Titel „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne“ in 6 Bänden. Auch als Tondichterin versucht sich die Prinzessin in mehren Kirchenstücken und Opern.

Neue Bücher.

Frommannsche Haus, das, und seine Freunde 1792—1837. Von F. J. Frommann. Jena, Frommann.

Gothische Sprache im Dienste des Christenthums, die. K. Weinhold. Halle, Waisenhaus.

Kunst.

Nekrolog.

Hauser, Franz, ehemals Direktor des Münchener Konservatoriums, sehr beliebter Opernsänger (Baritonist) und in der Kunstwelt hochgeachtet, † im September zu Freiburg im Br.

Lange, Friedrich, Professor der Architektur in Marburg, † daselbst in der ersten Hälfte des September, 60 Jahre alt. Er war in weiteren Kreisen bekannt durch die von ihm geleitete Restaurirung der St. Elisabethkirche.

Swoboda, Karl, Historienmaler in Wien, † daselbst in der Nacht zum 12. September im 47. Lebensjahre.

Neue Bücher.

König, Gustav. Sein Leben und seine Kunst. Von A. Ebrard. Erlangen, Deichert.

Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters, von Fr. Bock. 1. Serie. Neuß, Schwann.

Geographie.

Die argentinische Republik. Unter allen spanischen Republiken erfreut sich die Argentina, an deren Spitze der erfahrene und ehrliche Don Domingo Sarmiento steht, des vorzüglichsten Gedeihens. Die reichen Hülfsmittel des Landes werden mehr und mehr erschlossen, Ackerbau und Handel entwickeln sich in reichem Maße und für den öffentlichen Unterricht wird eifrig gearbeitet. Nachdem nun auch der Krieg, zu welchem die Republik durch Paraguay gezwungen wurde, beendet, geht die Argentina der schönsten Zukunft entgegen. Hierfür sprechen die Thatsachen, welche die letzte Botschaft des Präsidenten dem Kongresse vorführt.

Die Eisenbahnen der Provinz Buenos-Ayres, die argentinische Centralbahn, die vermessenen Uruguay- und Rio-Quarto-Bahnen und die Strecke der vermessenen Tucumanbahn bilden ein ansehnliches Bahnnetz. Es sind im Betriebe 458 Miles, 60 im Bau, 210 unter Kontrakt, 400 in Vorarbeit. Die Länge der arbeitenden Telegraphendrähte beträgt 836 Miles, mehr als 1000 Miles sind in Ausführung begriffen, und die argentinischen Drähte sollen demnächst mit jenen Brasiliens, also künftig mit Europa in Verbindung gebracht werden. Es sind manche Brücken und drei eiserne Hafendämme gebaut worden.

Besondere Sorgfalt wendet die Regierung dem Straßenbau zu. Von großer Bedeutung erscheint es, daß es gelungen ist, mit einem Zuge beladener Wagen über die Cordilleren nach Chile zu fahren, während die Waaren bisher nur auf Maulthieren transportirt werden konnten. Indalecio Castro hatte 6 Jahre lang für dies Unternehmen Studien im Gebirge gemacht und Vorbereitungen getroffen; nun gelang es, in 45 Tagen von Copiapo aus das Hochgebirge zu überschreiten. Alsbald tauchte die Idee einer Cordillerenbahn auf, eine Kommission hat die Anden untersucht, und Professor Rosetti von der Universität Buenos-Ayres kommt in seinem Bericht zu dem Schluß, daß der Planchon-Paß, etwa unter 36° südl. Br. mit 11,600' Höhe, am besten sich für die Anlage einer Bahn eigne.

Die östlichen Abhänge des Hochgebirges und die verschiedenen Gebirgszüge in den nördlichen Provinzen: Cordova, San Luis, Mendoza, San Juan, Rioja und Catamarca sind reich an Metallen, deren Ausbeutung bislang vernachlässigt wurde, weil Kapital und Fachkenntniß fehlten. Nun aber haben mehre europäische Gesellschaften den Betrieb in die Hand genommen, die Regierung hat genaue Berichte über die Minen veröffentlicht, und sie wird demnächst durch sachkundige Männer Untersuchungen über die geognostischen Verhältnisse, über den Mineralreichthum und die Ackerbauverhältnisse vornehmen lassen. Nach den wichtigsten Grubenbezirken sind Straßenbauten in Angriff genommen und theilweise schon vollendet worden, um die Versendung der Minenprodukte und das Hinschaffen von Maschinen zu erleichtern. Auch sind Anzeichen vorhanden, daß die Steinkohlenlager ergiebig sein werden.

Im Jahr 1869 langten etwa 40,000 Einwanderer an und alle fanden sofort lohnende Beschäftigung. Die verschiedenen Kolonien in

Entre Rios, Santa Fé, Cordova und Buenos-Ayres sind in einem durchaus blühenden Zustande, und der Präsident betont die Nothwendigkeit, die Einwanderer in jeder Weise zu begünstigen. Die erste Volkszählung, welche überhaupt in Argentinien vorgenommen wurde (September 1869), ergab die Ziffer von 1,736,700 Seelen.

In Bezug auf die Wollproduktion nimmt Argentinien die erste Stelle ein. 1869 wurden von Buenos-Ayres 140 Millionen Pfund Wolle ausgeführt gegen 134 Mill. Pfd. im Vorjahr. Außerdem wurden 100 Mill. Pfd. Talg und 45 Mill. Pfd. Schaffelle exportirt. Auch die andern Zweige der Viehzucht weisen einen Fortschritt auf, und die Erzeugnisse des Ackerbaus sind derart gestiegen, daß sie schon in der nächsten Zeit zu den argentinischen Stapelartikeln im Welthandel gehören werden. Schon widmen sich 6 Provinzen dem Getreidebau, und der Boden ist so fruchtbar, daß ein Landwirth, der 11 Fanegas Weizen ausgesäet hatte, davon einen Ernteertrag von 800 Fanegas erzielte.

Die Finanzen befinden sich in der besten Ordnung. Die Einnahmen der Republik, welche 1869 schon 12,676,800 Silberdollars betrugen, werden 1870 voraussichtlich auf 16 Mill. steigen. Die auswärtige Schuld stellt sich auf 2,435,700 Pfd. Sterling. Der Präsident betont die Nothwendigkeit einer bessern und schnellern Handhabung der Kriminaljustiz, welche von den Provinzen ressortirt, und wendet sich dann zum öffentlichen Unterricht, um bei diesem am längsten zu verweilen. „Es ist die rühmliche Aufgabe unseres Jahrhunderts, die ganze Masse der Bevölkerung eines Landes eines möglichst hohen Grades von Unterricht theilhaftig zu machen, damit jeder, der es will, sich auf ehrenhaftem Wege Zutritt verschaffen könne zu dem Nießbrauch an den gesellschaftlichen Vortheilen und der Theilnahme der Regierung Aller über Alle. Das ist eine Bedingung, ohne welche eine wirkliche Republik nicht bestehen kann, und die Bezeichnung Demokratie wird da zum Spotte, wo die Regierung, welche auf derselben zu beruhen hat, es hintenansetzt und versäumt, den Bürger zu einem moralischen und intelligenten Menschen heranzubilden." Das Verlangen nach Schulen ist in der Argentina allgemein, und viele derselben sind in Distrikten gegründet worden, welche bisher keine Unterrichtsanstalten hatten. In Rioja ist auch eine höhere Mädchenschule gegründet worden, und in dieser Provinz, welche bisher so viel durch innere Unruhen gelitten hat, bekommen jetzt etwa 2300 Kinder Unterricht. Nach den Angaben besuchen 89,976 Kinder die Schule. In San Juan kommt 1 Schulkind auf 10 Einwohner, in Buenos-Ayres, Santa Fé, Corrientes, Entre Rios, San Luis und Cordova 1 auf 17; in Catamarca, Jujuy und Rioja 1 auf 23, in Salta, Mendoza, Santiago und Tucuman 1 auf 27. „Was wird die Zukunft von Republiken wie der unsrigen sein, wo die Bevölkerung ganzer Distrikte in geistiger Beziehung unter den freigelassenen Sklaven der nordamerikanischen Südstaaten steht, wenn wir nicht in kräftiger Weise die Unwissenheit beseitigen?"

Die Centralregierung hat den Provinzen das Jahrgeld von 100,000 Silberpiastern ausgezahlt, welche der Kongreß für Erziehungszwecke bewilligt. Die Provinz San Juan gründet eben jetzt auch zwei höhere Lehranstalten; für das Lehrerseminar in der Stadt Parana sind die Professoren eingetroffen. Neuerdings wird darauf gesehen, daß beim Unterricht eine praktische Tendenz verfolgt werde. Je nach den wirthschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Provinzen wird der eine oder der andere Zweig bevorzugt; so hat man z. B. in Catamarca und San Juan Lehrstühle für Mineralogie errichtet; in Buenos-Ayres wird Stenographie gelehrt; in den meisten Provinzen sind Abendschulen und Volksbibliotheken vorhanden. An der vormaligen Jesuitenuniversität zu Cordova sind durchgreifende Neuerungen eingeführt. In den alten Klostermauern werden demnächst sieben oder acht deutsche Professoren auftreten, um die in jenen Hörsälen bisher unbekannten Naturwissenschaften, insbesondere auch Physik zu lehren.

Im Fortgange der Botschaft wird hervorgehoben, daß ein ausgedehntes Gebiet, welches bis zum vorigen Jahr durch die Indianerhorden unsicher gemacht wurde, der Herrschaft der Gesetze unterworfen worden sei. Die Wilden sind empfindlich gezüchtigt worden; zwei große Straßen, welche seit lange unsicher und deshalb verlassen waren, laufen jetzt innerhalb der Grenzlinien, und auf beiden, jener im Gran Chaco und der in den südlichen Pampas, wird ein reger Handelsverkehr getrieben. Die Sicherstellung der Grenze wird Mühe kosten, soll und muß aber geschehen. Man hat Kantonirungen für die Grenzsoldaten und sie bilden den Kern für größere Ansiedelungen; es sind Kasernen für die Truppen gebaut worden und man hat mit dem Ackerbau begonnen. Mit den Ranquelas-Indianern ist ein Vertrag abgeschlossen worden, durch welchen

die Kaziken ein Interesse an friedlichem Verkehr gewonnen haben.

Es ist nothwendig, das Strombett des La Plata zu verbessern. Hier ist kein Hafen vorhanden, welcher den Schiffen beim Einladen und beim Löschen Bequemlichkeit böte. Der Hafen von Buenos-Ayres wird gereinigt; an vielen Stellen sind die fahrbaren und sicheren Kanäle durch Tonnen bezeichnet worden und die Feuerbaken zeigen dem Schiffer seinen Weg. Die Regierung wird Alles thun, um die Schifffahrt auf den Strömen sicher zu machen.

Am Schlusse fordert der Präsident die Senatoren und Deputirten auf, einmüthig auf der Bahn des Fortschritts zu verharren. „Lassen Sie uns, alle Meinungsverschiedenheiten der Parteien bei Seite setzend, das Gemeinwohl fördern. Lassen Sie uns zum Abschluß bringen die gesetzlose Periode, und zeigen wir, daß es unter uns keine einander feindlichen Gewalten gibt, sondern nur Freunde der Verfassung und des Fortschritts."

Die Bewohner der Andamanen. Einem Berichte des Arztes Day über die Bewohner dieser Inselgruppe entnehmen wir der „G. Bombay Gazette" nach einer Uebersetzung in den „Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft" Folgendes: Die Bewohner der Andamanen sind von kleiner Statur. Einst waren sie als Kannibalen gefürchtet, und noch jetzt traut man ihnen in Fällen nicht, wo der Schiffbruch jemanden in ihre Nähe bringt. Solche Verunglückte sind das Opfer ihrer Pfeile und Speere oder werden zu Sklaven gemacht. Sie haben keinen Gefallen an Leuten, welche Kopf- und Barthaare tragen, und gehen geschorenen Hauptes einher. Das Haar wird halbmonatlich mit Glasscherben entfernt. Sie halten sich für sehr wohlgestalten und ihr größter Schimpf ist die Bemerkung: deine Nase oder dein Mund ist häßlich. Sie gleichen den Affen oder Kindern, welche sich mit Spielzeug belustigen. Schenkt man ihnen einen Kleiderstoff, so winden sie denselben sofort um den Kopf oder versuchen Andern in der Tracht nachzuahmen; erst wenn das Geschenk schmutzig geworden ist, wird es auf die gewöhnliche Art getragen. Trägheit ist eine hervorragende Eigenschaft. Gibt man ihnen Tabak oder Cigarren, so machen sie sich's in einem Sessel bequem und lassen von ihren Dienern Feuer bringen; es selbst zu holen halten sie für zu mühsam. Sie schneiden große Zweige ab, um die Früchte zu erhalten, die sie mit einem Bambusstab leicht hätten abschlagen können. In der Wildniß sind sie sehr ungestüm und schießen oder greifen zum Messer bei dem geringsten Anlaß. Doch achten sie die Ermahnungen der Alten, welche den Sturm sogleich beschwichtigen. Sie heulen und weinen, wenn ihnen ein Verlust zustößt, doch bald ist das Auge trocken und der kleinste Vorfall macht sie lachen. Das Bemalen und Verzieren des Körpers ist Aufgabe der Weiber. Man wendet hierzu einen eisenhaltigen Stoff mit fettiger Einreibung an. Dieser Farbenschmuck bildet die ganze Bekleidung der Männer, die außerdem allenfalls noch Bänder um die Hüften oder den Hals oder unterhalb des Knies tragen. Die Weiber winden in die Hüftenbänder noch rothe Tuchstücke, während an der Vorderseite einige frisch gesammelte Blätter und hinten Anhängsel von Faserstoff angebracht werden. Eine Schnur mit Gebeinen der Ahnen oder ein Sack auf dem Rücken mit dem Schädel irgend eines Anverwandten oder auch ein breites Tragband über die Schultern zur Unterbringung eines Kindes vollendet die Toilette.

Das Aufschreien ist ein Zeichen der Versöhnung mit dem Feinde oder der Freude über das Wiedersehen eines Freundes. Auf das Schreien folgt der Tanz. Die Weiber klatschen mit den Händen und begleiten das Fußstampfen der Männer mit ihrem Gesang. Die Scene endet mit dem Eintreten beider Parteien in den Tanz. Auch bei andern Gelegenheiten gibt es Tanzvergnügungen. Wenn ein Stamm den Bereich eines andern besucht, ohne hierzu eingeladen zu sein, wird dem Häuptling durch einen Tanz bis in die Nacht hinein die Huldigung dargebracht, worauf er die Ankömmlinge gastlich aufnimmt. Die Kinder erhalten ihre Namen einige Monate vor der Geburt mit Benutzung irgend eines Lieblingsnamens, und da deren Anzahl kaum über 20 ausmacht, wird ihm der Unterscheidung wegen ein charakteristischer Vorname beigefügt. —

Außer der Chinarinde kennen sie kein Arzneimittel. Wenn ihnen ein solches durch Fremde geboten wird, so muß der Geber es kosten, ehe sie es nehmen. Ein Leichnam ist Gegenstand großer Furcht, ebenso ein Begräbnißplatz. Als Jacko, der Häuptling des nördlichen Stammes, starb, wurde sein Tod einige Tage lang von dem Volke öffentlich betrauert. Zwei Stunden nach dem Verscheiden hüllten ihn die älteren Leute in Blätter und umwanden ihn mit Gebinden. Er wurde in das nur 4' tiefe Grab

in halbsitzender Stellung mit ostwärts gerichtetem Gesicht beigesetzt. Dann nahm jedermann durch sanftes Anblasen des Hauptes und der Stirne von ihm Abschied und endlich wurde das Grab leichthin gefüllt und mit einigen Steinen beschwert. Auf dem Grabe verbrannte man Reiser und an hervorragenden Punkten wurden Blumenguirlanden aufgestellt. Ein Becher mit Wasser wurde oberhalb des Grabes angebracht, damit die Seele des Verstorbenen zur Nachtzeit keinen Durst leide. Mehrere Monate lang besuchten die Angehörigen das Grab und sie nahmen die Gebeine des Verstorbenen in dem Maße mit sich, wie das anhaftende Fleisch geschwunden war. Zuletzt blieb der Schädel übrig, den zuerst der Hauptleidtragende sich an den Hals hing, und der dann von Einem zum Andern wanderte. Des Nachts wagen sich diese Leute kaum ins Freie, aus Furcht, Geister anzutreffen. Müssen sie dennoch hinaus und glauben sie nun einen Geist zu sehen, so schreien sie laut auf, schießen einen Pfeil ab oder verlangen, man möge ein Gewehr abfeuern. Wenn man darauf anspielt, daß sie Menschenfresser seien, so verlachen sie diese Idee und behaupten, daß das Menschenfleisch unfehlbar tödtliche Folgen für sie habe.

Sie verzehren nichts im rohen Zustande, auch nicht Früchte.. Das Fleisch braten sie in der Asche oder auf irdenen Unterlagen. Sie haben keine regelmäßigen Mahlzeiten. Sie streifen herum, wo sie Speise zu finden hoffen oder wohin sie die Laune führt. Sie kennen kein Gebot als das des Häuptlings oder ihrer Laune und hassen jeglichen Zwang. Sie haben keine Bedürfnisse und beachten als Luxus etwa nur Tabak oder Grog. Zucker schätzen sie nicht, aber Honig; ehedem verzehrten sie allerlei, Würmer, Raupen, Wurzeln, Nüsse ꝛc., jetzt gehört der Tintenfisch zu ihren Hauptgerichten, nicht aber rohe Austern.

Hohen Werth legen sie auf den Baumkahn, der 20 Personen faßt. Sie höhlen ihn mit einer Art Krummeisen, wobei die Arbeiter abwechseln und von den andern gespeist werden. Das Fahrzeug ist sehr gebrechlich und dauert kaum ein Jahr, weil sie es durch fortwährendes Aushöhlen immer dünner machen. Es ist mit Ballast versehen und dient besonders zum Erbeuten von Meerrochen und Schildkröten. Eine Bambusstange mit einem leicht lösbaren Speer und einer daran befestigten Schnur sind die Jagdwerkzeuge. Der Bambus wird nach dem Fisch geschleudert, der Speer dringt in denselben ein und trennt sich dann von dem Bambus, während die Beute durch die Schnur festgehalten wird. Das Auge des Fischers wendet sich mit Habichtsschärfe nach allen Seiten. Der Speer trifft sein Ziel mit tödtlicher Wirkung. Ist der Fisch zu groß, so tauchen einige Gefährten unter, die Beute mit Messer und Spießen verfolgend, während andere die Leine um sie schlingen. Da die Eingebornen sehr geschickte Steinschleuderer sind, so tödten sie kleinere Fische auch auf diese Art.

Neue Bücher.

Aegypten, Reisebriefe aus, von L. Mühlbach. Jena, Costenoble.

Böhmen. Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen. Von R. Andree. Leipzig, Hinrichs.

Geographisches Jahrbuch, von E. Behm. 3. Bd., 1870. Gotha, J. Perthes.

Germanen, der deutsche Name, und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer. Von Watterich. Paderborn, Schöningh.

Himalaya. Reisen in Indien und Hochasien, von H. von Schlagintweit-Sakünlünski. 2. Bd., 1. Jena, Costenoble.

Nordamerikanische Indianer, Märchen und Sagen derselben, von L. Knorr. Jena, Costenoble.

Meteorologie.

Die neuesten Fortschritte der Meteorologie. Im V. Bande der „Ergänzungsblätter", S. 175 ff., habe ich eine kurze Uebersicht der neuesten und wichtigsten Arbeiten auf dem Gebiete der Meteorologie gegeben. Der gegenwärtige Artikel ist nun dazu bestimmt, jene kurze Darstellung durch Besprechung der hauptsächlichsten meteorologischen Arbeiten zu vervollständigen und bis zur Gegenwart weiter zu führen.

Zuerst muß hier der fortgesetzten Untersuchungen von Alexander Buchan über den mittleren Luftdruck und die vorherrschende Windrichtung an der Erdoberfläche gedacht werden, einer überaus wichtigen Arbeit, auf die schon in dem früheren Berichte (Ergänzbl. Bd. V, S. 176) hingedeutet wurde. Nicht allein die große Ausdehnung, sondern vor Allem auch die Sorg-

falt der Zusammenstellung ist es, welche den Karten, in denen Buchan die Vertheilung des Luftdrucks auf der Erdoberfläche für die einzelnen Monate und das Jahr zur Anschauung bringt, einen so hohen Werth verleihen. Die Ungleichmäßigkeit des Luftdrucks an den einzelnen Punkten der Erdoberfläche bedingt natürlich Bewegungen in der Atmosphäre, welche die Richtung der vorherrschenden Winde bestimmen. Sehr naturgemäß schließt daher Buchan seinen Untersuchungen über den Druck der Luft eine zweite Abhandlung über die vorherrschenden Windrichtungen an den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche an. Man kann aus den beigefügten kartographischen Darstellungen mit Leichtigkeit den Einfluß erkennen, welchen die Gebiete höhern und niedern Luftdrucks auf die vorherrschende Windrichtung ihrer Umgebung ausüben. Betrachtet man z. B. die Region niedrigen Luftdrucks, welche während der Wintermonate im nordatlantischen Ocean und in den angrenzenden Gebieten existirt, so findet man, daß auf der amerikanischen Seite des atlantischen Oceans von 40° nördl. Br. östlich von den Felsengebirgen bis zur Baffinsbai Westnordwest-, Nordwest- und Nordnordwestwinde wehen, während auf der europäischen Seite im westlichen Theile von Centraleuropa Südwest, in Dänemark Südsüdwest, bei Bergen in Norwegen südliche, bei Christiansund und Hammerfest südsüdöstliche Winde vorherrschen. Anderseits finden wir in Australien, wo der Luftdruck während der dortigen Wintermonate von der Küste gegen das Innere hin zunimmt, daß die Luft an allen Seiten aus der Region des höheren Druckes hinausströmt. Die Regionen des höhern und niedrigern Luftdrucks müssen als die eigentlichen Windpole der Erdoberfläche betrachtet werden; von den erstern strömt die Luft hinaus, zu den andern strömt sie hin. — Ein Blick auf die Karten zeigt, daß die Lage der Isobaren (Linien gleichen mittlern Druckes der Luft) wesentlich durch die Vertheilung von Wasser und Land auf der Erdoberfläche bedingt wird; sie ihrerseits bedingt aber wiederum die vorherrschende Windrichtung, und von dieser hängt in erster Linie das ab, was man als Klima eines Landes bezeichnet. Betrachtet man z. B. die Windkarte für den Monat Juli, so findet man, daß Westeuropa und der östliche Theil von Nordamerika ihr angenehmes sommerliches Klima dem Vorwalten der Südwestwinde verdanken, die aus der Region höheren Luftdruckes im atlantischen Ocean zwischen Afrika und Nordamerika herstammen. Denkt man sich, daß die Lage der Kontinente eine andere würde, daß z. B. Festland an die Stelle des Meeres träte, welches jetzt Afrika von Nordamerika scheidet, so würde dies eine totale Aenderung in der vorherrschenden Windrichtung nach sich ziehen. Indem nämlich dann die Region hohen Luftdrucks über dem atlantischen Ocean verschwinden und die Regionen niedrigeren Druckes in Asien, Afrika und Nordamerika einen ununterbrochenen Gürtel bilden würden, müßte gleichzeitig die Richtung der vorherrschenden Winde über Nordamerika und Westeuropa eine sehr nördliche werden und damit würden die Sommer großer Strecken dieser beiden Erdtheile so wesentlich sich verschlechtern, daß der Anbau von Cerealien vielleicht kaum mehr möglich sein würde. Etwas ganz Analoges würde erfolgen, wenn ein Festland sich erhöbe westwärts von einer Linie von Spitzbergen über das nördliche Skandinavien, die Faröer nach Neufundland, und der Ocean einen Theil von Nordafrika und die Tiefebenen von Europa und Sibirien überfluthete. Während gegenwärtig in Folge des niedrigen mittlern Luftdrucks im Winter über dem nordatlantischen Ocean in dieser Zeit Großbritannien meist Südwestwinde hat und selbst bei stürmischem Wetter der Wind nicht leicht über Nordwest hinausgeht, würde unter den angenommenen neuen Verhältnissen in England der mittlere Luftdruck von Süd gegen Nordwest hin beträchtlich zunehmen und daher nördliche und östliche Winde im Winter die vorherrschenden werden. Der Golfstrom würde bei der neuen Vertheilung des Landes an England vorbei durch die Ostsee in das weiße Meer strömen, aber sein Dampfgehalt würde bei der niedrigen mittleren Temperatur nicht mehr in Gestalt von Regen, sondern von Schnee niedergeschlagen werden. Diesen Schnee zu schmelzen, würde die Sommerwärme schwerlich ausreichen, derselbe würde sich daher von Jahr zu Jahr immer mehr ansammeln, so daß der Golfstrom, statt das Klima wie gegenwärtig zu verbessern, dasselbe nur immer mehr und mehr verschlechtern würde.

Von dieser Betrachtung der thermischen Verhältnisse ganzer Kontinente wenden wir uns zurück zu den Untersuchungen der Temperaturverhältnisse beschränkter Lokalitäten und begegnen hier einer Anzahl von Beobachtern, die damit beschäftigt sind, den Einfluß der Waldungen auf die Lufttemperatur zu studiren. Unter diesen hat schon vor einiger Zeit Rivoli in Posen Beobachtungen veröffentlicht, aus denen sich

ergibt, daß die Wälder wie das Meer wirken, indem sie die Temperaturextreme zu erniedrigen streben. Man erkennt dies deutlich aus der nachstehenden Zusammenstellung von 146 Beobachtungen aus der Zeit der Ruhe der Vegetation. Die Kolumne a enthält den Wärmeüberschuß des Waldes, b die Temperatur der Winde in der benachbarten Station Bromberg.

Windrichtung.	a	b
Nord	+0,16° R.	−0,3° R.
Nordost	+0,26	−2,6
Ost	+0,28	−3,3
Südost	+0,20	−1,2
Süd	−0,04	+1,0
Südwest	−0,20	+1,3
West	+0,16	+1,0
Nordwest	+0,07	+1,0

Die Untersuchungen von Becquerel, Berger u. A. haben wesentlich zu denselben Resultaten geführt wie jene von Rivoli. Eine waldreiche Gegend hat kühlere Sommer und mildere Winter als waldarme Landstriche. Die Schwankungen der Wärme zwischen dem täglichen Maximum und Minimum sind im Walde beträchtlich geringer als auf freiem Felde. Der Wald modificirt in beträchtlichem Grade die nächtliche Strahlung des Bodens wie der von ihm geschützten Blätter. In Folge dessen zeigen die über Waldboden ruhenden Luftschichten eine höhere Temperatur als die über dem entblößten oder bloß mit Gras und Kraut bedeckten Boden ruhenden.

Eine merkwürdige Thatsache, auf welche schon früher einzelne Beobachter vorübergehend aufmerksam geworden waren, die aber erst von Harrison mit Konsequenz weiter verfolgt wurde, ist die Zunahme der Sonnenstrahlung, wenn die Sonne durch dünnes Gewölk scheint. Schon Forbes war hierauf aufmerksam geworden, denn er bemerkt in seiner Reise in die savoyischen Alpen: „Wolkiges Wetter steigert, wenn die Sonne nicht gar zu sehr verdunkelt wird, offenbar die Wirkung der Sonnenstrahlen". Schon im Jahre 1867 fand Harrison aus Beobachtungen mit einem Herschelschen Aktinometer, daß im Mittel für Greenwich das Maximum der Wirkung der Sonnenstrahlung eintritt einige Wochen nach dem Sommersolstitium und einige Stunden nach Mittag, zu einer Zeit, wo die Atmosphäre in bedeutendem Maße mit Wasserdampf beladen ist. Den Einfluß des sichtbaren Dampfes auf die Insolation hat Harrison später in einer Reihe von direkten Beobachtungen erkannt. Das Thermometer stieg meist mit großer Schnelligkeit, sobald die Sonne hinter weißes Gewölk (meist kleine Cumulusmassen) trat. So stieg z. B. das Thermometer am 12. Mai 1868 Morgens 10h 40m um 4° F., als sich die Sonne, welche am blauen Himmel glänzte, einer leichten Wolke sehr näherte; nach einer halben Minute stieg es abermals um 3° F., als die Sonne durch das Wölkchen hindurchschien. Um die Entfernung zu finden, bis auf welche die Wirkung kleiner Wolken und Nebel die Sonnenstrahlung steigerte, operirte Harrison mit einer Reihe von runden Schirmen, die verschiedene Durchmesser besaßen. Es fand sich, daß mit zunehmender Größe der Schirme die Unterschiede zwischen dem im Schatten hängenden und dem direkt der Sonne exponirten Schirme geringer wurden. Eine direkte Wärmewirkung des zerstreut vom Himmel reflektirten Lichtes ergab sich nicht. In gewisser Beziehung zu den zuletzt genannten stehen die Untersuchungen, welche Desains und Branly über die Sonnenstrahlung angestellt haben. Vom 8. bis zum 15. September vergangenen Jahres führten diese Forscher ihre Untersuchungen über den Einfluß der Höhe auf die Intensität und Zusammensetzung der Sonnenwärme durch gleichzeitige Beobachtungen zu Luzern und auf dem Gipfel des Rigi aus. Es ergab sich, daß die Sonnenstrahlen auf ihrem Wege vom Gipfel des Rigi (1450 Meter über dem See) bis zum Niveau von Luzern einen Verlust von 17,1 % erlitten, daß aber die Durchgängigkeit der Strahlen in der Tiefe bedeutender war als in der Höhe. Ebenso fand sich, daß die Sonnenwärme am Morgen immer leichter durch Wasser und Alaun hindurchging als um Mittag. Diese Thatsachen finden ihre Erklärung durch die Untersuchungen von Soret und Desains, aus denen sich ergibt, daß die Sonnenstrahlen in um so größerer Menge durch Wasser hindurchgehen, je mehr von ihren durch Wasser absorbirten Strahlen in Folge früherer Absorptionen bereits entfernt sind.

Zu sehr interessanten und unerwarteten Resultaten bezüglich des Zusammenhangs zwischen den Angaben des Thermometers und der wahren Lufttemperatur gelangt Rühlmann durch Diskussion seiner gemeinschaftlich mit Albrecht unternommenen Barometerbeobachtungen an zwei benachbarten, aber in Bezug auf ihre Seehöhe möglichst verschiedenen Punkten (der Valtenberg in Sachsen und Neunkirchen), sowie der sechsjährigen Thermometer- und Barometerbeobachtungen in Genf und auf dem St. Bernhard. Diese

Untersuchungen Rühlmanns ergeben, daß die barometrisch berechneten Höhen ihr Maximum gegen 1 Uhr Nachmittags erreichen, während das Minimum eine bis zwei Stunden vor Sonnenaufgang eintritt. Faßt man in ähnlicher Weise noch die monatlichen Barometerbeobachtungen zusammen und leitet aus ihnen die entsprechenden Höhen ab, so ergibt sich, daß sich auch hier eine deutliche Periode ausspricht. Der Winter entspricht der Nacht, der Sommer dem Tage, d. h. die mit den im Winter angestellten Barometerbeobachtungen berechneten Höhen sind kleiner, die aus den Sommerbeobachtungen abgeleiteten dagegen größer als die wahre Höhe, wie sie auf trigonometrischem Wege gefunden wird. Beispielsweise ergeben sich aus den monatlichen Barometerbeobachtungen für den Höhenunterschied zwischen dem St. Bernhard und Genf folgende mittlere Abweichungen von dem wahren Werthe, der 2070 Meter beträgt.

Januar	— 14,0 Meter	Juli	+ 9,0 Meter
Februar	— 8,8 „	August	+ 5,0 „
März	— 0,8 „	September	— 2,0 „
April	+ 0,9 „	Oktober	— 10,2 „
Mai	+ 2,4 „	November	— 9,7 „
Juni	+ 8,5 „	December	— 13,3 „

Die aus den Jahresbeobachtungen folgende Höhe unterscheidet sich von dem wahren Werthe nur wenig, und das Gleiche gilt auch von dem Mittel aus den Beobachtungen in den Monaten März und April. Die Ursache der Abweichungen der einzelnen Bestimmungen aus den Barometerbeobachtungen ist hauptsächlich in den Schwankungen der Temperatur zu suchen. Führt man nun die wirklich beobachteten Temperaturschwankungen in die Berechnung ein, so müßten die barometrisch bestimmten mit den direkt gemessenen Höhen übereinstimmen. Dies ist indeß nicht der Fall, vielmehr fand Rühlmann bei seinen desfallsigen Rechnungen, daß die Temperatur der Luft sich lange nicht in dem Maße ändere, wie dies von den Thermometern angegeben wird. Sehr natürlich entstand hierdurch die Frage, welche Temperatur denn eigentlich der Luftschicht beizulegen ist, um die barometrisch gemessene mit der trigonometrisch bestimmten Höhe in Uebereinstimmung zu bringen. Die hierzu erforderlichen Rechnungen hat Rühlmann ausgeführt und findet aus den sechsjährigen Beobachtungen zu Genf und auf dem St. Bernhard, daß die wirklichen Schwankungen der Lufttemperatur beträchtlich geringer sind, als das Thermometer anzeigt, und ferner, daß die Extreme im Vergleich zu den Thermometerangaben wesentlich verzögert erscheinen. Im Allgemeinen kommt Rühlmann zu dem Schlusse, daß die Thermometer uns im Ganzen keineswegs die Lufttemperatur anzeigen, sondern daß ihre Angaben wesentlich durch die Umgebung, in welcher sie hängen, bedingt erscheinen. In der That erwärmt sich der Erdboden in Folge seines relativ bedeutenden Absorptions- und Emissionsvermögens bei Tage bedeutend und schnell, kühlt sich dafür aber auch bei Nacht durch Ausstrahlung gegen den kalten Weltraum rasch ab. Die Luft hingegen besitzt nur ein ungemein geringes Absorptions- und Emissionsvermögen und wird deshalb sowohl als auch wegen ihrer großen Beweglichkeit weder in Folge der direkten Durchstrahlung, noch der kurze Zeit dauernden Erwärmung durch Leitung ihre Temperatur bedeutend ändern. Daher nimmt denn auch die Luftmasse zwischen dem St. Bernhard und Genf nur wenig an der kurz dauernden täglichen, beträchtlicher hingegen an der jährlichen Periode des Wärmewechsels Theil.

Eine merkwürdige und interessante Beziehung der Cirrusstreifen oder Polarbanden zu den Stürmen, welche vom atlantischen Oceane meist in der Richtung von Südwest auf die europäischen Küsten zueilen, hat Prestel aufgefunden, als er den Zustand des Luftmeeres über Europa zur Zeit, wo solche Cirrusstreifen sich zeigen, untersuchte. Der Emdener Meteorologe fand, daß in allen Fällen, wo sich ausgeprägte Polarbanden und zugleich die Konvergenzpunkte derselben im Horizonte zeigten, ein Sturmfeld, wenn auch noch in weiter Entfernung, vorhanden ist. Die Polarstreifen kommen dann auf der äußersten Grenze des Sturmfeldes vor und haben hier eine Richtung tangential zu der Linie, welche das Sturmfeld begrenzt. Während das Wetter in den untern Regionen des Luftmeeres noch ruhig und schön ist, zeigen die Polarbanden schon die Luftströmung in den höheren Schichten der Atmosphäre an. Das allmählige Fortrücken der Konvergenzpunkte der von Süd nach Nord gerichteten Streifen, weiter nach West im Horizonte herum, ist nach Prestel die Folge des Fortschreitens der Mitte des Sturmfeldes. Wenn letztere nach West hin über dem atlantischen Ocean liegt, so haben die Polarbanden beim ersten Appuls des Sturmfeldes die Richtung von Süd nach Nord. Bewegt sich das Centrum des Sturmfeldes und dieses selbst in nordöstlicher Richtung fort, so ändert sich, diesem entsprechend, auch die scheinbare Lage der Richtung der Polarbanden im Horizonte; und da letztere

rechtwinkelig auf einer nach der Mitte des Sturmfeldes gezogenen Linie steht, so gibt sie dem Beobachter die Richtung an, in welcher die in vielen Fällen 200 bis 250 deutsche Meilen entfernte Mitte eines solchen Sturmfeldes, sowie letzteres selbst fortschreitet. Geht das Sturmfeld nicht seitlich an dem Beobachter vorüber, sondern nähert sich ihm das Centrum mehr oder minder direkt, so verfließen bis zur Ankunft des Sturmes stets noch 24 bis 36 Stunden.

Die Untersuchung des Einflusses, welchen der Mond auf die meteorologischen Faktoren ausübt, behält auch in der Gegenwart noch immer ihre alte Anziehungskraft. Trotzdem man bis jetzt etwas Positives und Allgemeingültiges in dieser Hinsicht noch keineswegs gefunden hat, trifft man doch stets wieder auf neue Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf den Barometer- und Thermometerstand, auf Sonne, Regen u. dergl. Neuerdings hat sich Giovanni Celoria mit dem Einflusse der Mondphasen auf die Barometerstände beschäftigt und ist dabei zu folgenden Resultaten gelangt.

Der Einfluß der Mondphasen auf die Barometerhöhen ergibt sich aus einzelnen Beobachtungsreihen so klar und deutlich, daß man den Ausdruck eines bestimmten Gesetzes zu erkennen glaubt. Vergleicht man indeß die Resultate aus verschiedenen Beobachtungsreihen mit einander, so widersprechen sich dieselben größtentheils und sind absolut unvereinbar. Es ist durchaus unmöglich, a priori aus Schlüssen zu bestimmen, in welcher Weise der Mond die eine oder andere oder welche Wirkung überhaupt er hervorbringt. Alles zusammengefaßt kommt Celoria zu dem Schlusse, daß durchaus kein Gesetz existire, welches in unveränderlicher Weise die Barometerhöhen mit der synodischen Umlaufszeit des Mondes in Verbindung bringe. Das stimmt durchaus mit den früheren Untersuchungen von Liagre überein, wonach der Mondeinfluß auf den Luftdruck für verschiedene Orte äußerst verschieden und durch lokale Ursachen modificirt sei, der Art, daß beispielsweise eine Mondsphase, welche ein Barometerminimum in Brüssel erzeugt, ein Maximum in Paris hervorbringt und umgekehrt.

Das stetig wachsende Interesse, welches gegenwärtig auch das größere Publikum an meteorologischen Beobachtungen und dem Fortschreiten der Meteorologie nimmt, beweisen die zahlreichen und häufig ganz ausgezeichneten meteorologischen Beobachtungen, welche in den verschiedenen Theilen der Erde meist von Freunden der Wissenschaft angestellt und veröffentlicht werden. Daß hierbei auch bisweilen excentrische Bestrebungen mit unterlaufen, ist allerdings nicht zu verwundern, aber im Ganzen sind solche doch sehr vereinzelt, und die Theilnahme des großen Publikums an den Fortschritten der Meteorologie entspringt aus ganz anderen Beweggründen als ehedem, wo man in der Witterungskunde nur eine degenerirte Seitenlinie der Astronomie sehen zu müssen glaubte und sich über den Meteorologen lustig machte, der Tag und Nacht beobachte und dennoch nicht die Witterung für 24 Stunden mit Sicherheit vorherbestimmen könne. Klein.

Neue Bücher.

Luftelektricität, Nebel und Höhenrauch, von F. Dellmann. Kreuznach, Voigtländer.

Meteorologische Beobachtungen auf der Leipziger Universitäts-Sternwarte in den Jahren 1868 und 1869, von C. Bruhns. Leipzig, Hinrichs.

Sturmwarner und Wetteranzeiger, von M. A. F. Prestel. Hannover, Hahn.

Wärmeerscheinungen durch fünftägige Mittel. Darstellung derselben. 3. Thl. Die Abweichungen von 1873–6. Von H. W. Dove. Berlin, Dümmler.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. IV. Durch die jüngst vollbrachte Organisation des gesammten Sanitätsdienstes im Heere ist derselbe nun auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, deren Werth sich gewiß bald, wenn auch nur annähernd, durch die statistischen Zahlen der verminderten Militärmortalität und Invalidität ausdrücken läßt. Wir verdanken diesen Fortschritt ohne allen Zweifel dem Zusammentreffen mehrer günstigen Umstände. Vor Allem war es der Einfluß der größeren Sicherheit, mit welcher in neuer Zeit die ärztliche Wissenschaft und Kunst an der Hand der exakten Beobachtung wie überhaupt so namentlich auch auf dem Gebiete des Feldsanitätsdienstes aufzutreten im Stande war. Die bedeutenden wissenschaftlichen und

praktischen Erwerbungen, mit welchen sich die Hygieine und die Chirurgie nach und nach bereichert hatten, eroberten sich schnell eine so allgemeine Anerkennung, daß sich die Militärbehörden und Regierungen den von dieser Seite gestellten Forderungen nicht länger verschließen konnten.

So sehr nun zwar die Regierungen diesen Anforderungen Rechnung zu tragen suchten, so befindet sich doch auch der Sanitätsdienst seinen schönen Aufgaben gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Die militärischen Zwecke einer Armee gewähren der Gesundheitspflege oft genug einen nur beschränkten Spielraum. Selbst schwache Leute dürfen vor einer wichtigen Aktion die Reihen des Heeres nicht eher verlassen, als bis die Entscheidung herbeigeführt ist. Dennoch gilt es, die Forderungen der Hygieine mit den militärischen Verhältnissen zu vereinigen. Dies mag auf der einen Seite mitunter recht schwierig sein, doch kommt auch auf der anderen Seite die militärische Disciplin den Anordnungen der Gesundheitspflege in der strengen Durchführung einer geregelten Lebensweise des einzelnen Soldaten gar sehr zu Hülfe. Daher kann auch die Gesundheitspflege gewissermaßen in der Armee kräftiger wirken als in der Civilbevölkerung.

In die Verpflichtung, die Gesundheitspflege im Heere aufrecht zu erhalten, theilen sich zwei Organe: Aerzte und Offiziere. Das Zusammenwirken dieser beiden Organe erscheint im englischen Heere am zweckmäßigsten geregelt. Welchen Grad der Verantwortlichkeit man bei der Sorge für den Gesundheitsdienst jedem dieser beiden Theile zuerkennen soll, wird in der Regel hinsichtlich des einzuschlagenden Verfahrens durch den Grundsatz bestimmt: „daß ohne Beeinträchtigung der Autorität der kommandirenden Offiziere die von den Mitgliedern des Sanitätscorps gemachten Vorschläge nur auf besondere Motive ignorirt werden können". Dem auf diesen Grundsatz gestützten Verfahren, welches in England seit 1859 in Kraft ist, schreibt man das günstige Resultat zu, daß die Sterblichkeit der englischen Armee seit dieser Zeit von 17,8 auf 1000 bis 8,9 auf 1000 gesunken ist.

Im Hinblick auf diese Betheiligung sowohl der Aerzte, als auch der Offiziere an der Aufrechterhaltung der Gesundheitspflege im Heere ist jetzt die Frage leicht zu beantworten: Was muß vor Allem geschehen, um der Armee ein ihren Bedürfnissen und zugleich dem jetzigen Zeitgeiste, sowie den immer fortschreitenden Anforderungen der Wissenschaft entsprechendes Sanitätswesen zu verschaffen? Es geschieht dies einestheils durch die Errichtung von Anstalten, Hochschulen oder Akademien, in welchen sich nach Beendigung der Studien auf den Universitäten der junge Militärarzt die für seinen Beruf in verschiedenen Fächern dringend nöthigen Specialkenntnisse verschaffen kann. In solchen Lehranstalten muß ihm Gelegenheit geboten werden, sich noch in dreifacher Hinsicht, in wissenschaftlicher, administrativer und militärischer, gehörig auszubilden. Anderntheils muß auch jeder Offizier die Interessen und Aufgaben der Militärhygieine kennen und würdigen lernen, denn er soll den Militärarzt in allen die Gesundheitspflege des Heeres betreffenden Anordnungen unterstützen. Ganz richtig sagte der berühmte französische Chirurg Baudens: „Wenn die Schüler von Saint Cyr nur ein Dutzend Stunden dem Anhören von einem Dutzend Vorlesungen über Gesundheit widmen würden, so würden sie in die Armee gewisse wissenschaftliche Grundsätze bringen, die für den Soldaten vom größten Vortheil sein müßten; und die Gefahren epidemischer Krankheiten, welchen unsere Armeen beständig unterworfen sind, würden oft vermieden werden". Ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man bei uns in Deutschland begonnen hat, die Militärhygieine als nothwendigen Theil der Ausbildung eines Offiziers zu betrachten, ist jedenfalls die Thatsache, daß seit 1868 dieser Gegenstand in den Studienplan der Kriegs-Akademie in Berlin aufgenommen wurde. Dennoch bleibt noch Vieles zu thun übrig, um den Militärs die hohe Wichtigkeit dieser Disciplin in ihrer ganzen Tragweite klar zu machen. Die Engländer und Amerikaner sind in dieser Beziehung schon weiter vorgeschritten; namentlich hat Dr. Parkes in England die Militärhygieine beim Heere mit Erfolg populär zu machen gesucht*).

Als höchst untergeordnet betrachtete man früher die Frage, wie viele Opfer die Krank-

*) Parkes, Professor der Kriegshygieine, schrieb „Manuel of practical Hygiene", ein treffliches Buch; Dr. Hammond gab die zahlreichen Publikationen der „United States Sanitary Commission" heraus. Rossignol veröffentlichte eine „Hygiène militaire". Von deutschen Arbeiten nennen wir unter Anderem: Schaible, „Gesundheitsdienst im Krieg und Frieden. Ein Vademecum für Offiziere" (Wien 1868); Kirchner, „Lehrbuch der Militärhygieine" (Erlangen 1869); W. Roth, „Militärärztliche Studien" und dessen in der militärischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag: „Die Aufgaben des Armee-Gesundheitsdienstes" (Vierteljschr. f. öffentl. Gesundheitspflege, 1869, Bd. 1).

heiten in den Heeren fordern, wie viel mehr Menschenleben durch sie hinweggerafft werden, als durch das mörderische Feuer der Schlachten. Erst in unserem Jahrhundert fing man an, sich Kenntniß über diese Angelegenheit durch statistische Zahlen zu verschaffen. Zur allgemeinen Ueberraschung ergaben diese Zahlen Resultate, die man zuvor kaum für möglich gehalten hatte. Während den Wunden der Schlachten vielleicht nur der 10. Mann im Heere erlag, kam es bisweilen vor, daß die epidemischen Krankheiten von 10 Mann kaum einen Waffenfähigen übrig ließen; die übrigen 9 gingen ins Lazareth und erlagen zum großen Theil den Seuchen. Es gibt aber auch Thatsachen, welche beweisen, daß man die Mortalitäts-Verhältnisse der im Felde befindlichen Heere durch vorsichtige Anordnungen und richtig geleitete Gesundheitspflege auf ein sehr geringes Maß herabdrücken kann. Warnende Beispiele der Folgen eines mangelhaften Gesundheitsdienstes für Heere ist der Feldzug der Engländer in den Niederlanden 1809, wo die Armee binnen 4—5 Monaten von 40,000 auf 4000 Mann sank; der Feldzug der Russen gegen die Türkei 1828—29; der Feldzug der Engländer und Franzosen in der Krim ꝛc. Dagegen verdankte im Bürgerkriege von Nordamerika das Heer der Vereinigten Staaten den energischen Bemühungen der Sanitätskommision den großen Erfolg, daß die Sterblichkeit der Mannschaft weit geringer war als in europäischen Heeren, und die Engländer zeigten im abyssinischen Feldzug, was ein gut geleiteter Gesundheitsdienst selbst unter höchst ungünstigen Verhältnissen zu leisten vermag.

Der Gesundheitsdienst der Armee ist schon an der Frage über die Dienstauglichkeit bei der Rekrutenstellung wesentlich betheiligt. Für die Beurtheilung der Dienstauglichkeit können Alter, Größe, Brustumfang, Gewicht und Kraft des Körpers einzeln an und für sich einen zuverlässigen Maßstab nicht abgeben; erst die sachverständige Würdigung dieser Faktoren in ihrer Gesammtheit wird vor Mißgriffen schützen. Ist die Größe viel unter dem Durchschnitt, so muß die Entwickelung als im Allgemeinen schlecht gelten; deshalb geht man nur ausnahmsweise unter ein Minimum von 5′ oder 5′ 2″ herab. Allein erst mit Hülfe der neuen exakten diagnostischen Hülfsmittel, wie durch die Auskultation und Perkussion, wurde es möglich, ein sicheres Urtheil über die Dienstauglichkeit zu fällen.

Neben dem praktischen Dienst des Soldaten gehen jetzt in unseren Heeren Leibesübungen einher, deren Einführung man der ärztlichen Erkenntniß verdankt, daß man durch dieselben die Dienstauglichkeit zu steigern vermag. Die im preußischen Heer seit 1842 eingeführte Gymnastik umfaßt gegenwärtig nach der Instruktion von 1860 ein System von Frei- und Gewehrübungen, Rüstübungen und Bajonnetfechten, das in seiner Durchführung wohl geeignet scheint, die Mannschaft im Allgemeinen kräftiger, leistungs- und widerstandsfähiger zu machen.

Unter den Bedingungen, welche der Gesundheitsdienst einer Armee ins Auge zu fassen hat, steht die Beschaffung einer reinen, gesunden Luft im Vordergrunde. Als die für jeden Mann ausreichende Luftmenge in Kasernen bezeichnen die verschiedenen Vorschriften der einzelnen Staaten Folgendes: Frankreich 384—448, Preußen 420—495 und England 549 Kubikfuß; letzteres Maß ist das geeignetste. Da sich ferner in Kasernen, Lazarethen ꝛc. fort und fort die Luft mit mannichfachen schädlichen, besonders fauligen oder gährungsfähigen Substanzen mischt, auch die nöthige Sauerstoffmenge bei der Athmung der zusammenwohnenden Menschen durch Kohlensäure ersetzt wird, so muß durch Ventilation, durch Einlaßöffnungen und Auslaßschornsteine für rechten Zu- und Abfluß der Luft (Ventilation) gesorgt werden. In neuer Zeit wurde mit Glück in Kasernen und Lazarethen die Dachfirst-Ventilation eingeführt, auch für den Winter die Heizungsvorrichtungen, sowie die Gasbeleuchtung zur Lufterneuerung benutzt. Für Kasernenbau ist jetzt das englische Block-System (an Stelle des bisherigen Korridor-Systems) und für Lazarethe das amerikanische Baracken-System als musterhaft anerkannt.

Von gleich hoher Bedeutung scheint namentlich auf Märschen die Wasserversorgung einer Armee zu sein. Noch mehr als die Menge des Wassers interessirt den Gesundheitsdienst die Beschaffenheit desselben; denn Ruhr und Durchfälle scheinen besonders durch die Qualität des Trinkwassers zu entstehen. Während zur Anschaffung von Wasser in wasserarmen Gegenden die sogenannten amerikanischen Rammbrunnen dienen, welche die Engländer beim abyssinischen Feldzuge benutzten, haben die Kohlenfilter zur Reinigung des Wassers auf Märschen und in Lagern großen Werth.

Die Frage, wie die Abfallstoffe aus großen Lazarethen, aus stehenden Lagern, Kasernen ꝛc. am besten entfernt werden, ist eine noch offene. Durch bloße Anwendung der Desinfektions-

mittel, selbst wenn diese, wie die Karbolsäure, die Süvernsche Mischung (Kalk, Theer und Chlormagnesium), das Eisenvitriol, das übermangansaure Natron ꝛc., den Abfallstoffen wirklich ihren gefährlichen Charakter nehmen, läßt sich bei großen Ansammlungen dieser faulenden, Luft und Boden verpestenden Massen gar nichts leisten. Für stehende Lager muß man darauf sehen, daß, um jede Anhäufung derselben zu vermeiden, die Anlage sehr ausgedehnt sei, daß die Zelte nicht zu dicht belegt werden und daß man die Zelte zeitweise umsetzt. Die Bodenverderbniß durch Eindringen und Versickern flüssiger Abfallstoffe wird am sichersten durch ein Abfuhrsystem der Tonnen verhütet. Das Verfahren, die Abfallstoffe durch Ueberschütten mit Asche und trockener Erde minder gefährlich zu machen, hat sich in englischen und österreichischen Lagern bewährt, und die Engländer fanden das Verbrennen derselben bei ihrem abyssinischen Feldzuge sehr empfehlenswerth.

Die gesundheitsgemäße Verpflegung der Armee wurde in neuer Zeit durch einige wichtige Erfindungen gefördert: die Darstellung konservirter und komprimirter Nahrungsmittel, des Liebigschen Fleischextrakts, die Bereitung eines in Amerika fabricirten koncentrirten Milchkaffees, von dem ein Theelöffel in einem großen Glas Wasser ein höchst schmackhaftes Getränk liefert, das Präparat eines Kaffeeextrakts, die komprimirten Gemüse, wie sie Chollet in Paris, Borden in Newyork und Hogarth in Aberdeen massenhaft herstellen, ferner der von der sächsischen Armee benutzte sogenannte „Fleischgries" und die in Berlin zubereiteten „Erbswürste" — das Alles sind mehr oder weniger zweckentsprechende Gegenstände, die namentlich dort zu benutzen sind, wo die Verpflegung der Armee mit ihrem regelmäßigen Etat sich für große Entfernungen und langwierige Märsche vorbereiten muß. Ebenso hat die Gesundheitspflege der Armee für eine normale Lazarethkost zu sorgen. In jeder Beziehung können wir die jetzt in der preußischen Armee vorgeschriebene Lazarethkost allen anderen vorziehen.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner für den Gesundheitsdienst die Bekleidung des Soldaten, und zwar deren Schnitt und Stoff insofern, als bei unzweckmäßiger Wahl derselben leicht Krankheiten herbeigeführt werden. Durch ihren Schnitt dürfen die Kleidungsstücke weder den Blutumlauf noch die Athmung hemmen; feste, steife Halsbinden, drückende Kopfbedeckung, enge Gürtel ꝛc. können sogar die Schlagfertigkeit eines Heeres vermindern und müssen namentlich in heißer Jahreszeit höchst bedenklich wirken. In unseren deutschen Heeren ist leider die Benutzung wasserdichter Stoffe, welche nach den Erfahrungen der Amerikaner, Engländer und Franzosen den Aufenthalt im Bivouak besonders erträglich machen, noch gar nicht genug gewürdigt. Dagegen wird jetzt seit dem schleswigschen Feldzug der Gebrauch der Flanellhemden für den Winter in allen Heeren für nöthig erachtet.

Die Art des Tornistertragens ist in den verschiedenen Ländern Europa's ziemlich abweichend und wurde in gesundheitlicher Hinsicht viel besprochen. Die französischen Tornister übertragen, wie die preußischen, durch Paraderiemen einen Theil der Last auf die Hüften, schließen sich aber nicht so passend wie die letzteren der Form des Rückens an. Am ungünstigsten war noch bis vor Kurzem der englische Tornister eingerichtet; nicht nach dem Rücken geformt und nur mit einem Trageriemen versehen bewirkte er, daß durch den Druck auf die zum Arm führenden Blutgefäße ein großer Theil aller Invaliden des englischen Heeres an Herzkrankheiten litten. An Stelle dieser Tornister trat nunmehr im englischen Heer ein wasserdichter Sack, der auf dem hinteren Theile der Lendengegend aufliegt und in sehr günstiger Weise getragen wird. Noch sei erwähnt, daß die englische Armee für jeden Mann den verschiedenen Klimaten entsprechend drei verschiedene Arten Anzüge besitzt.

Eine erhöhte Berücksichtigung für unsere Armeen sollte der Reinlichkeit durch Badevorrichtungen geschenkt werden. Namentlich fehlen dieselben in Kasernen. In dieser Beziehung stehen wir Deutschen über dem Franzosen, dessen geringe Beachtung der Reinlichkeit in der Armee fast als Nationalfehler betrachtet werden darf, doch werden wir wieder bedeutend vom Engländer übertroffen; denn in englischen Kasernen ist eine Wanne auf je 100 Mann vorschriftsmäßig. Die Gesundheitspflege hat ein besonderes Interesse an dieser Angelegenheit, da bekanntlich Bäder einestheils die Haut abhärten, anderntheils vor solchen Ausschlägen schützen, die durch Unreinlichkeit bedingt werden und, wenn sie im Heere auftreten, schwer auszurotten sind.

Werfen wir nun schließlich einen Blick auf diejenigen Krankheiten, welchen man vorzugsweise in den Heeren begegnet, und deren Verhütung die besondere Aufgabe der Militärhygieine

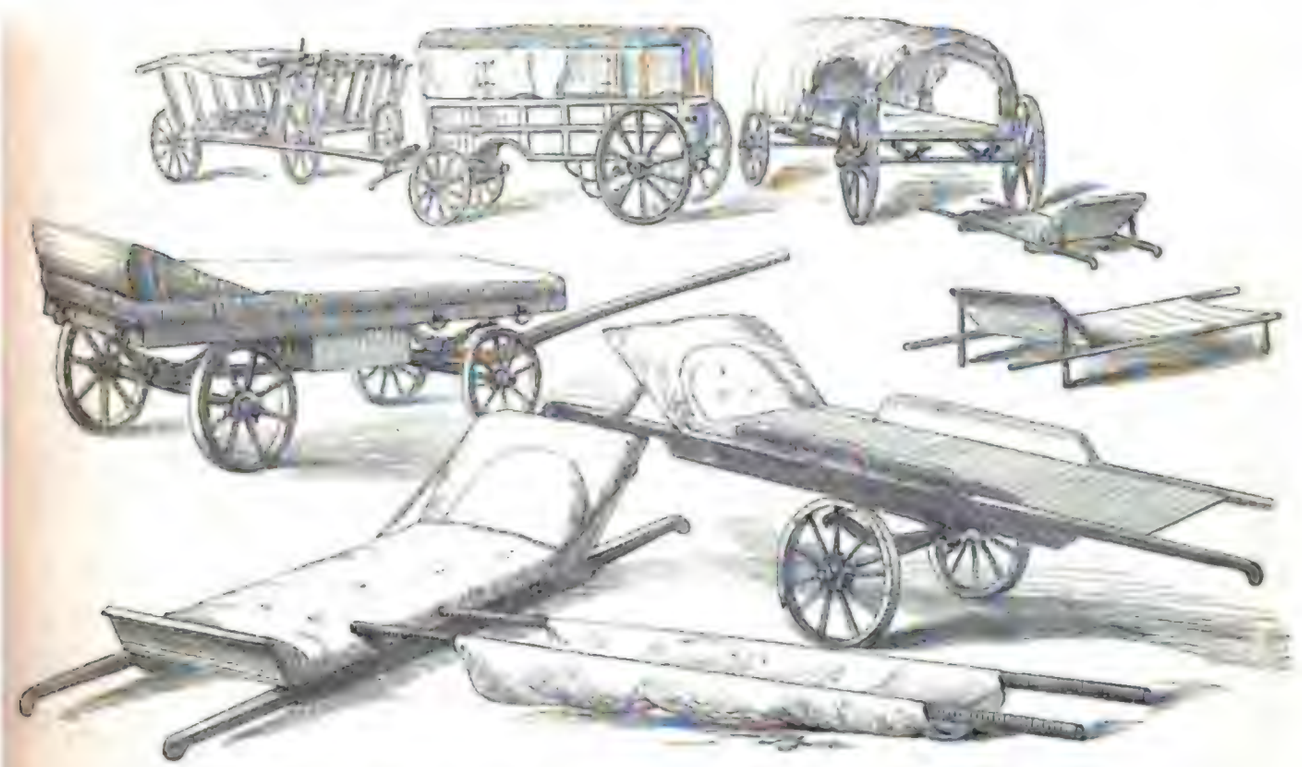
ist, so tritt unter den chronischen Leiden beim Soldaten verhältnißmäßig häufig die Lungenschwindsucht auf; 14% aller Verstorbenen sind ihr in der preußischen Armee während des Friedens zum Opfer gefallen, eine sehr große Zahl wurde durch sie dienstuntauglich. Insbesondere scheinen die stabilen Quartiere und die Wohnungsverhältnisse in den Kasernen der Entstehung dieser Krankheit im Heere förderlich zu sein, denn sowohl in England, als auch in Preußen wurden die Gardetruppen viel häufiger von dieser Brustaffektion heimgesucht als die übrigen Truppentheile, die minder stabile Quartiere haben. Weit mehr noch werden einige epidemische Krankheiten für die im Felde befindlichen Heere gefährlich.

Zu dem fürchterlichen Gefolge, welches den Krieg mit all seinen Schrecken begleitet, gehört vorzugsweise der Kriegstyphus, jene dem Hungertyphus verwandte Krankheitsform, zu deren Verhütung und Beseitigung die freiwillige Beihülfe einer ganzen Nation das Meiste zu thun im Stande ist. Aus der Geschichte des Kriegstyphus lernen wir, welchen Einfluß der Mangel als ursächliche Bedingung äußert. In den belagerten Festungen wie in den Zelten der Belagerer breitet sich die Krankheit meist in dem Verhältnisse aus, wie die Ernährung unzureichend ist. Auf die mangelhafte Ernährung als eine der ersten Ursachen zum Ausbruch des Typhus weist Jacquot mit Recht hin, indem er sich auf die Erfahrungen des Krimfeldzugs beruft, denn in den ersten Zeiten desselben waren die Verluste der englischen Armee ungleich beträchtlicher als die der französischen, während sich später das Verhältniß geradezu umkehrte, als die Engländer mit höchster Anstrengung ihre Verwaltung verbessert hatten. Und wie man gelernt hat, den Typhus und seine Verbreitung in Kasernen und Lazarethen mehr und mehr durch gute Verpflegung und Unterbringung der Truppen, durch Lüftung, durch Fortschaffung und Desinfektion des Unraths zu verhüten, so fand man nun auch eine Behandlungsmethode, bei deren Anwendung die Sterblichkeit der Typhuskranken bedeutend vermindert wird. Es ist dies die Kaltwasserbehandlung, durch welche man die Fieberhitze und hiermit die Gefährlichkeit des Krankheitsprozesses mit Sicherheit zu mäßigen im Stande ist. Professor Bartels zu Kiel empfiehlt in seinen „Rathschlägen" (Kiel 1870) diese Methode namentlich den Feldärzten.

Eine andere Krankheit, welche die Heere ungemein gefährdet, sobald sie mit dem specifischen Ansteckungsstoffe derselben inficirt werden, ist die Cholera. Einst schleppten russische Truppenzüge diesen orientalischen Gast mit sich nach Polen; so kamen zu anderer Zeit auch die Heere der verschiedensten Staaten in die für sie höchst nachtheilige Berührung mit der Krankheit und führten dieselbe in ihren Reihen auf den Märschen mit sich fort. (Die preußische Armee verlor 1866 im böhmischen Feldzuge außer den 4450 an Wunden Verstorbenen 6427 Mann durch Krankheiten, davon waren 90% an Cholera verstorben.) Man nimmt nun an, daß einzelne Truppencorps binnen 3 Wochen, während deren die Krankheit unter ihnen herrscht, „durchseucht" werden, und daß sie von da an vor neuer Ansteckung geschützt sind. Leider haben sich Verkehrungen vor Verbreitung der Cholera im Heere durch Desinfektion nicht bewährt. — Gegen die ebenfalls ansteckende ägyptische Augenentzündung und ihre Verbreitung schützt vorzüglich nach Stromeyers Beobachtung methodische Ventilation der Schlafzimmer in den Kasernen. — Dagegen gelang es, die Pocken in den Heeren durch die officiell eingeführte Revaccination auf ein sehr geringes Maß herabzudrücken. — Schließlich erwähnen wir als wichtiges Objekt des Gesundheitsdienstes im Heere den sogenannten Sonnenstich oder Hitzschlag, dessen Verhütung in vielen Fällen gewiß möglich ist, indem man bei den in heißen Tagen angestellten Märschen mäßiges Marschtempo, häufige Ruhepausen, größere Zwischenräume zwischen den Marschirenden, leichte Kleidung und häufigen Wassergenuß anordnet.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten in der Kriegsheilkunde ist die des Transportes Verwundeter und Erkrankter. Das moderne Transportsystem in europäischen Heeren ist fort und fort so sehr in der Ausbildung begriffen und die erforderlichen Transportmittel müssen je nach den Verhältnissen des Bodens, der Entfernungen, der Himmelsstriche ꝛc. so mannichfache sein, daß dieses Thema gleichsam die Aufgabe eines besonderen Studiums geworden ist. Auch auf diesem Gebiete leuchten uns die Amerikaner, unter Anderen die erfindungsreichen Männer Coolidge, Rosecrans, Evans, Rucker, Harris in mancher Beziehung voran, und auch die Engländer kultivirten die hierher gehörenden Hülfsmittel; so gab im Auftrage der englischen Regierung T. Longmore das Buch heraus „A treatise on the transport of sick and wounded troops" (London 1869), in welchem alle Transportmittel, wie Hängematten, Bahren, Dhoolies (indische),

schwingende Tragen, von Menschen gezogene Räderbahren, den Thieren aufzulegende Traggestelle, von Thieren gezogene Karren und Wägen, der Transport auf Eisenbahnen ꝛc., je nach ihren besonderen Leistungen besprochen werden. Doch auch wir Deutsche haben dies Studium nicht vernachlässigt; dies beweisen beispielsweise E. Gurlts treffliche „Abbildungen zur Krankenpflege im Kriege" (Berlin 1868), und wir dürfen wohl behaupten, daß die besten Köpfe unter unseren Chirurgen sich unausgesetzt mit der Verbesserung der Verwundeten-Transportmittel beschäftigten. Wir besitzen aber in Deutschland Etablissements, welche es sich zur besonderen Aufgabe gemacht haben, die Fortschritte der Mechanik zur Pflege Kranker aufs Sorgfältigste zu benutzen und höchst zweckmäßige Transportmittel herzustellen, um zu ermöglichen, daß jeder schwer Erkrankte ohne alle Belästigung von Ort zu Ort geschafft werden kann. Die Fabrik von Friedrich Fischer Nachfolger in Heidelberg, sowie die aus dieser Fabrik hervorgegangene Werkstätte Lipowsky's daselbst stellten unter Anderem Tragbahren in verschiedenen Systemen her, die für Ebenen, Gebirge und Treppen verwendbar sind; sie liefern Bahren, die zum Theil gleichzeitig als Feldbetten und elastische Unterlagen beim Transport von Kranken auf Wägen jeder Art dienen, theils als Tragvorrichtung, theils als Räderbahren benutzt werden können; sie konstruirten Traglörbe für den Transport mittels Pferd und Maulthier, zusammenlegbare Tragstühle, Krankenheber ꝛc. — kurz eine Menge von Mechanismen, die namentlich für den Sanitätsdienst der Armee zu benutzen sind. Ein nicht minder hervorragender Specialist auf diesem Felde ist Neuß in Berlin, welcher auf Veranlassung der Johanniter namentlich solche Ambulance-, Sanitäts- oder Krankentransportwägen konstruirte, welche den Anforderungen am meisten entsprechen; diese Wägen können leicht auf jedem Terrain von zwei Pferden fortgezogen und umgedreht werden und sind mit so ausgezeichneten Federn versehen, daß der Verwundete nicht von der Erschütterung leidet. Um die Konstruktion von Eisenbahnwägen für Verwundeten-Transport haben sich nicht bloß die Amerikaner Harris und Evans, sondern auch die Direktoren der großen Fabrik für Eisenbahnbedarf zu Berlin nicht geringe Verdienste erworben.



Transportmittel für verwundete und erkrankte Krieger.

Ein omnibusähnlicher Krankenwagen für Leichtverwundete. — Zwei Bauernwägen zur Aufnahme Schwerblessirter hergerichtet. — Eine vierrädrige Krankenkarre. — Eine zweirädrige Räderbahre. — Mehre Krankentragen in verschiedenen Formen.

In der Wundenbehandlung verdanken wir der letzten Zeit Fortschritte, welche nur durch gewisse, der Entwickelung dieses Zweiges der Chirurgie höchst günstige Verhältnisse möglich

waren. Zwar hatten schon bedeutende Wundärzte, wie der berühmte Larrey u. A., auf diesem Gebiete Großes geleistet, indem sie ihr Verfahren auf die genauste Beobachtung des Verlaufs der Heilung stützten. Allein zu einer größeren Ausbildung gelangte dieser Zweig der Heilkunde erst dann, als sich eine immer größere Zahl tüchtiger Aerzte dieser Specialität annahm. Jetzt fehlt auf den Verbandplätzen des Schlachtfeldes und in den Kriegslazarethen kaum Einer der hervorragenden Chirurgen. Sie eilen sofort beim Ausbruche des Krieges mit ihren Schülern zur Mithülfe herbei. Da bietet sich denn ihrem urtheilsgeschärften Blicke ein so massenhaftes Beobachtungsmaterial dar, daß gar bald die Früchte ihrer eingehenden Studien in reicher Ernte zum Wohl der Menschheit schon für die nächsten Feldzüge eingeheimst und das Wissen und Können der Gesammtheit der Aerzte in außerordentlich rascher Weise bereichert werden.

Dazu kommt, daß die Erfahrungen der Neuzeit auf dem speciellen Gebiete der Schußwunden für die Behandlung derselben sehr feste Grundlagen gewinnen ließen. Mit der Vervollkommnung der Schußwaffen tritt die blanke Waffe, dieses Attribut des Mittelalters und des Faustrechts, immer mehr in den Hintergrund. Man berechnet, daß auf tausend Schußverletzungen etwa vier Hieb- oder Stichwunden kommen. Aufs Genauste konnten nun die Schußwunden mit allen ihren Differenzen, die von der Verschiedenheit der Gewehre und der Projektile abhängig sind, in ihren eigenthümlichen Verhältnissen und Heilungsresultaten als das hauptsächlichste Beobachtungsobjekt des Militärarztes erforscht werden.

So wuchs denn unter den sorgsamen und geschickten Händen der Wundärzte ein ganz neuer Zweig ihrer Kunst hervor, dessen Werth namentlich in der Kriegschirurgie zur Geltung kommt. Schon in den fünfziger Jahren entwickelte sich aus den auf eine reiche Ausbeute gestützten Erfahrungen eines Stromeyer, Esmarch, Langenbeck, Wilms, Bardeleben, Pitha, Billroth, Neudörfer, Löffler, Simon, H. Fischer, Pirogoff, Baudens, Legouest u. A. die sogenannte konservative Chirurgie, welche es sich zur Aufgabe macht, die durch Krankheit oder Verwundung gefährdeten Theile des menschlichen Körpers zu erhalten. Die Deutschen stehen hier den Franzosen und anderen Nationen nicht nach, sie gingen ihnen vielmehr voran. Namentlich müssen in solchen Zeiten wie den unsrigen, wo die Kriegsfurie unzählige Menschen durch Verstümmelungen unglücklich macht, dergleichen Bestrebungen, die namentlich noch innerhalb des letztvergangenen Jahrzehnts große Fortschritte machten, mit dem wärmsten Danke entgegengenommen werden. Um die Bedeutung dieser neuen Errungenschaften einigermaßen zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick auf das Verhalten des Arztes hinsichtlich seiner operativen Thätigkeit bei Verwundeten zu werfen. Insbesondere der Militärarzt hat es im Drange der Schlachten und des Krieges mit so eigenthümlichen Verhältnissen zu thun, daß er im Interesse seiner Patienten ganz besondere Vorkehrungen und Behandlungsmethoden in Anwendung bringen muß.

Hat der Arzt den Verletzten, nachdem derselbe vom Verbandplatze zunächst in das Lazareth transportirt worden, in diesem letzteren aufs Genauste untersucht, falls nicht schon das vom Verbandplatze mitgebrachte Diagnosetäfelchen genügende Auskunft gibt, so wird er sich immer die ernste Frage vorlegen, wie er sich in denjenigen Fällen verhalten muß, in welchen der Blessirte ohne Aufopferung des Gliedes wahrscheinlich nicht mit dem Leben davon kommt: Hier muß er sich meist entschließen, sofort, d. h. in den ersten 24 Stunden das zerschmetterte Glied zu entfernen. Man schreitet also zu der sogenannten primären oder frühzeitig vorgenommenen Abnahme des Gliedes. Denn es hat sich herausgestellt, daß diejenigen Verwundeten, an welchen recht bald nach der Verletzung die Operation, sei es Amputation, sei es Exartikulation, vorgenommen wird, in der Regel gerettet werden, während dieselben Operationen um so lebensgefährlicher sind, je mehr sie zu einer späteren Zeit ausgeführt werden, in welcher sich in ihrem Gefolge schon ein entzündlicher Zustand entwickelt hat. In dem Falle, daß man bei solchen Verwundeten die Operation überhaupt nicht vornehmen wollte, so würde man sie in äußerste Gefahr bringen, jenen schlimmen Krankheiten zu erliegen, die sich meist dem entzündlichen Stadium der schwersten Verletzungen zugesellen, der Eitervergiftung (Pyämie), dem Brand, den Blutungen und dem Wundstarrkrampf. Und wenn diese Unglücklichen dann auch die Gefahren dieser Periode überstanden, so kommt eine zweite Periode, in welcher die erschöpfende Eiterung mit ihren Folgen die operativen Eingriffe unvermeidlich erscheinen läßt. Hier sind die sekundären Amputationen oder Exartikulationen am Platze. Sie verlaufen bisweilen noch ebenso gut wie

die primären, denn diejenigen Verwundeten, welche diesen Zeitpunkt erreichten, sind einestheils die kräftigsten und widerstandsfähigsten Individuen, anderntheils ist dann der Kranke in diesem Zeitraum schon einigermaßen an die Hospitalluft gewöhnt, deren Einfluß sich auf alle frischen, namentlich zur Entzündung neigenden Wunden in so gefährlicher Weise äußert.

Man hat sich unter den Wundärzten lange darüber gestritten, ob die primären oder die sekundären Amputationen bessere Resultate geben. Allein man bezog sich dabei auf eine Statistik, die sehr trügliche Resultate liefern kann; erst die Erfahrungen eines Stromeyer und seiner Schüler brachten in diesem Punkte Grundsätze zur Anerkennung, welche den gegebenen Verhältnissen vor Allem Rechnung tragen, und die doch auch wiederum den Werth der primären Amputationen in das rechte Licht stellten.

Etwas ganz Anderes ist es, daß man jetzt überhaupt die Häufigkeit der Amputation immer mehr zu beschränken sucht, um dem Verletzten das Glied zu erhalten, und hier kommen wir in das Terrain der konservativen Chirurgie, von deren Tendenz wir oben sprachen. Man ist im Stande jetzt Glieder zu erhalten, die früher ohne Gnade dem Amputationsmesser verfallen wären; eines der Hauptmittel, durch welche dies möglich wurde, ist die Resektion der zerschmetterten Gelenke. Man entfernt nämlich — und zwar auch hier mit dem Grundsatze je früher, je besser — mittels Messer und Säge eben nur die Gelenktheile, deren Zertrümmerung überhaupt äußerst lebensgefährlich ist, und hat dann sehr oft die Freude, daß der Blessirte nicht bloß seinen Arm oder sein Bein behält, sondern daß er es auch noch ferner zu gebrauchen im Stande ist. In ähnlicher Weise führten sich in die Chirurgie noch andere Behandlungsmethoden ein, deren Absicht immer nur auf möglichste Schonung und Erhaltung der Körpertheile gerichtet ist.

Ferner ist über die Bedeutung der Verbände, über ihre Aufgaben und ihren Nutzen immer mehr Licht verbreitet durch die Erkenntniß der Wahrheit: „Der Heilungsprozeß in der Wunde geht auch ohne Zuthun des Arztes vor sich; die Aufgabe des Chirurgen besteht allein darin, die Schädlichkeiten fern zu halten, welche die Heilung verhindern und verzögern können". So ist denn die nächste Bestimmung eines jeden Verbandes gegen die schädlichen Einflüsse gerichtet, welche den Verlauf des Heilungsprozesses stören können. Im Allgemeinen soll der Verband die Wunden nur decken und schützen, ohne sie luftdicht zu verschließen und ohne daß es lange Zeit braucht, ihn zu erneuern. Daher sind denn bei einfachen Verwundungen auch die einfachsten Verbände und Verbandmittel nunmehr in Gebrauch. Gute und reine Charpie, auch Watte, die vorbereitet ist, über ein mit Oel getränktes oder mit einfacher Ceratsalbe bestrichenes Leinwandläppchen gelegt, dann mit einer Leinwandkompresse bedeckt und hierauf mit einigen Bindentouren am Gliede befestigt, sind die regelmäßigen Hülfsmittel. Ein Zusammenziehen der Wunden mit Heftpflaster oder mittels Anlegung von Nähten ist nur in seltneren Fällen, namentlich nicht bei Schußwunden am Platze. Denn die Schußwunde muß sich durch Eiterung reinigen von den absterbenden Trümmern des Schußkanals. Nicht selten mischt man aber jetzt den auf die Wunde gelegten Salben solche Stoffe zu, welche eine desinficirende und der fauligen Zersetzung der Wundabsonderung vorbeugende Wirkung äußern, wie Karbolsäure. Die neuerliche Einführung solcher Mittel ist auch für die Kriegschirurgie ein nicht zu unterschätzender Fortschritt.

Da es nun aber vor Allem hinsichtlich der Verbände darauf ankommt, als eine der wichtigsten Bedingungen zur Heilung dem verletzten Gliede Ruhe und gleichmäßige Lage und Stellung zu verschaffen, weil jede Bewegung den Heilungsprozeß stört, so bezeichnen wir als eine für die Kriegschirurgie höchst wichtige Erfindung, durch deren Benutzung im Felde vielen Verwundeten eine wesentliche Hülfe dargeboten werden kann, die der sogenannten immobilen Verbände. Im Jahre 1852 wurde die wundärztliche Kunst durch A. Mathysen zu Haarlem mit dem Gypsverband bereichert. Bei Zerschmetterungen und Brüchen der Knochen handelt es sich nämlich darum, das Glied so zu verbinden, daß es nicht nur nicht aus der ihm gegebenen zweckmäßigen Lage rücken kann, sondern daß sich auch die Verbandstücke dem Gliede überall ohne Druck anschmiegen. Zwar hatte schon zuvor der Arzt Seutin zu diesem Zweck den sogenannten Kleisterverband angegeben, der sich ungemein nützlich erwies. Da aber der Kleister weit langsamer starr wird als der Gyps, so waren die Vorzüge des letzteren für den Felddienst um so höher in Anschlag zu bringen, als es sich hier darum handelt, nicht bloß äußerst schnell mit dem passenden Verbande fertig zu werden, sondern auch durch denselben einen festen und dauernden Schutz für das verletzte

Glied auf weiten Transporten herzustellen. Hierbei werden Streifen von Baumwollenstoff, alter Leinwand, Flanell auf beiden Seiten mit gutem Gypspulver gesättigt, und dann das mit gewöhnlichen Binden oder Watte umhüllte Glied mit diesen, mittels eines feuchten Schwammes angefeuchteten Gypsrollbinden umwickelt; in kurzer Zeit ist das Ganze trocken und fest. Uebrigens kann man den Verband auch so einrichten, daß er willkürlich abnehmbar ist, oder daß eine etwa vorhandene Wunde frei bleibt. Nunmehr stimmen alle Wundärzte darin überein, daß dieser Verband beim Transport Verwundeter, die auf dem Schlachtfelde Knochenbrüche erlitten, der zweckmäßigste ist, daß kein Verband einfacher, billiger und für die Praxis in Kriegshospitälern passender ist als der Gypsverband. Gewiß ein Lob, das die Sache als eine höchst wichtige erscheinen lassen muß.

Die sinnreichsten Lagerungsapparate, die nun auch in der Kriegschirurgie eingeführt wurden, sind in großer Anzahl in Gebrauch. Da gibt es Beinladen, Lagerungskissen, doppelt- und einfach-geneigte Ebenen, Drahtbügel, Schwebeapparate, Drahthosen ꝛc, welche das Glied in der rechten Lage und Stellung halten.

Dann gilt es bei der ferneren Behandlung, die Ursachen der Entzündung in den verwundeten Theilen fern zu halten und zu beseitigen. Man hat in dieser Beziehung statt der Blutentziehung jetzt zumeist die Kälte angewendet. Mit Eis gefüllte Kautschukbeutel, auch Arm- und Bein-Badewannen zur dauernden Eintauchung des verletzten Gliedes, sowie Instrumente zur fortwährenden Berieselung der Theile mit kaltem Wasser (Irrigateure) wirken sämmtlich durch kräftige Wärmeentziehung entzündungswidrig und kamen erst in neuer Zeit mehr und mehr in Gebrauch. Ferner fanden Wunddouchen, d. h. höchst einfache Instrumente zur Reinhaltung der Wunden und zur Beseitigung der Absonderung erst seit wenigen Jahren ausgedehnte Anwendung, indem sie Badeschwamm und Wundspritze entbehrlich machten.

Als wesentliche Hülfsmittel der Kriegschirurgie traten jüngst die schmerzlindernden Mittel in den Vordergrund. Nicht nur die Anwendung des Chloroforms bei Operationen, sondern auch die der höchst wohlthätigen Morphium-Injektionen unter die Haut mittels feiner Spritzchen bei langdauerndem, schmerzhaftem Leiden bieten den unglücklichen Blessirten den besten Trost dar und gestatten sehr oft allein die Aussicht auf Rettung, wo die peinlichste Erschütterung der Nerven die Kräfte aufzureiben droht.

Ferner setzten schöne und genaue, namentlich von Stromeyer und seinen Schülern angestellte Beobachtungen über den Verlauf der Wunden innerer Theile die Chirurgen erst nunmehr in Stand, die Behandlung derselben sicherer zu leiten. Früher suchte man auf alle Weise sobald als möglich die eingedrungenen Kugeln und andere Fremdkörper aus Kopf, Brust und Unterleib zu entfernen. Nun hat man zwar zur Beseitigung solcher Körper in neuer Zeit so manche praktische Instrumente ersonnen, allein man hat auch gefunden, daß die oft vergeblichen Versuche, die im Körper sitzenden Kugeln mittels Sonden aufzufinden und sie dann auszuziehen, nur dazu angethan sind, die Wunde mehr und mehr zu reizen und hierdurch zu schaden. Vielmehr sah man, daß die fremden Körper oft ohne alle Gefahr einheilen, wenn man sie ruhig liegen läßt. So wurde denn auch das Gebiet jener großen und schlimmern Operationen, wie das der Trepanation, aufs Aeußerste eingeschränkt.

Dabei versah man sich vor Allem mit solchen Mitteln, durch welche beim Heilungsprozeß die Kräfte und die Ernährung des Kranken gefördert werden; man bestrebt sich, durch möglichst gute Kost, durch koncentrirte Nahrungsstoffe, durch Darreichung von Fleischextrakt, Wein, Bier ꝛc. den Verlust zu ersetzen, welchen große Blutungen und reichliche Eiterungen immer im Gefolge haben. Für die äußersten Nothfälle greift man jetzt zu einer Operation, die schon manchem völlig Erschöpften das Leben rettete, zur Transfusion. Die Manipulationen und die Instrumente, die zur Ausführung des Einspritzens von Blut in die Adern des Patienten dienen, wurden namentlich während der letzten Jahre wesentlich verbessert. Für die Kriegspraxis entbehrt das Verfahren freilich noch der Sicherheit und Einfachheit, welche namentlich der Verbandplatz erfordert.

Schließlich suchten die Wundärzte die schwierige Aufgabe, verlorne Glieder durch künstliche Gliedmaßen zu ersetzen, durch immer größere Vervollkommnung der hierzu dienenden Mechanismen mit Geschick und vielem Erfolg zu erfüllen. Wir erfahren aus Amerika von einigen derartigen Kunstwerken ganz Erstaunliches. Doch ist ja auch die Menge Derjenigen, die solcher Hülfsmittel nach großen Kriegen bedürfen, eine ganz bedeutende. Die amerikanische Regierung hat zu Gunsten verkrüppelter Krieger in 23

Werkstätten nicht weniger als 2134 künstliche Arme, 44 Hände, 3784 Beine und 9 Füße anfertigen lassen mit einem Kostenaufwande von 357,628 Dollars. Jetzt befolgt man bei Herstellung dieser Apparate, in deren sinnreicher Anfertigung Wundärzte und Instrumentmacher mit einander Hand in Hand gehen, das Princip, durch möglichst einfache und leicht zu handhabende Vorrichtungen die Benutzung des künstlichen Gliedes derjenigen des natürlichen möglichst ähnlich zu machen, und in der That leistet man in dieser Beziehung auch bei uns in Deutschland recht Treffliches.

Dr. Ploß.

Neue Bücher.

Arzneimittellehre, Handbuch derselben, von H. Nothnagel. Berlin, Hirschwald.

Gefäßlehre, von Quain (Lehrbuch der Anatomie. 3. Lfg.), deutsch von C. E. E. Hoffmann. Erlangen, Besold.

Gräfe, Albr. v., Biographie von A. Göschen. Berlin, G. Reimer.

Harnröhre-Strikturen, von B. Stilling. 1. Abth. Cassel, Kay.

Orthopädische Chirurgie, Handbuch derselben, von K. Bauer. Uebersetzt von B. L. Scharlau. Berlin, Hirschwald.

Schlund-Diphtherie, von A. Wertheimber. München, Finsterlin.

Botanik.

Zuckerrohr in Italien. In der Nähe von Brindisi (Unteritalien) hat man jüngst die erste Ernte an Zuckerrohr eingebracht. Die Halme hatten eine Höhe von 1 Meter mit 10—12 Knoten, besaßen am Gipfel eine Dicke von 2 Centimetern und waren sehr saftreich und so süß wie das ägyptische Zuckerrohr.

Saure Kirschen. Ueber einige Bestandtheile der Früchte von Cerasus acida *Borckh.* hat Rochleder (Sitzungsberichte der Wiener Akademie) neue Untersuchungen veröffentlicht. Er fand in dem ausgepreßten Saft Aepfelsäure, die offenbar aus der Citronensäure entstanden ist, welche in der Rinde und namentlich in bedeutender Menge in den Blättern enthalten ist. Zwischen Aepfelsäure und Citronensäure läßt sich ein einfacher Zusammenhang denken:

$$\underbrace{C_6H_8O_7}_{\text{Citronensäure}} + OH_2 = \underbrace{C_4H_6O_5}_{\text{Aepfelsäure}} + \underbrace{C_2H_4O_3}_{\text{Oxyessigsäure.}}$$

Nimmt man nun an, daß die Citronensäure nach diesem Schema zersetzt werde, so ist zu vermuthen, daß die Oxyessigsäure im Stoffwechsel sehr bald in Essigsäure verwandelt werden wird, und ein Essigsäurederivat findet sich in der That neben Aepfelsäure in den Früchten. Diese Acetylverbindung ist der rothe Farbstoff derselben. Stellt man denselben rein dar, so kann man beobachten, daß er sich unter dem Einfluß von Schwefel- oder Salzsäure in ein Kohlehydrat und ein zweites Produkt spaltet, welches die größte Aehnlichkeit mit dem rothen Spaltungsprodukt des Kastaniengerbstoffs zeigt und durch Aetzkali in Essigsäure und Protocatechusäure zerfällt. Aus allen Beobachtungen geht mit Sicherheit hervor, daß der rothe Farbstoff der Früchte ein Produkt der Umwandlung des Gerbstoffs ist, der sich in den unreifen Früchten findet und den zusammenziehenden Geschmack derselben verursacht. Das Chlorophyll hat keinen Antheil an der Bildung des rothen Farbstoffs, und die Annahme besonderer Chromogene in den unreifen Früchten ist überflüssig. Wie bei den Kirschen scheint es sich auch bei andern Früchten zu verhalten, und der Farbstoff der Früchte von Sambucus nigra dürfte mit dem der Kirschen identisch sein.

Die Bambusgewächse. Die Familie der Gräser erreicht ihre höchste Entfaltung in den Bambusgewächsen, deren Arten durch ihre Benutzung zu zahlreichen technischen und selbst zu musikalischen Zwecken auch praktische Bedeutung erlangt haben. Eine genauere Kenntniß dieser Riesengräser wurde zuerst durch Ruprecht vermittelt, welcher in seiner 1839 erschienenen Monographie 67 Species beschrieb. Seitdem haben Reisende diesen Kreis sehr erweitert, und Munro zählt in seiner neuesten Monographie (Transactions of the Linnean Soc. 1868—69) über 170 Arten auf, wobei er noch mehrere der Ruprechtschen zusammengezogen hat. — Die genaue Erforschung der Species wird sehr erschwert durch die Schwierigkeit, die Blüthen von manchen Arten zu beobachten. Von großem Interesse ist, was der Verfasser über das Blühen der ächten Bambusa arundinacea beibringt. Sleemann beobachtete 1836, wie die großen Bambusen,

welche 25 Jahre lang das Thal Deyrah-Dhoon geziert hatten, alle auf einmal Samen trugen und dann abstarben. Es ist in jenem Thal eine weit verbreitete Meinung, daß ein Mann, welcher 2 Samenjahre der Bambusen erlebte, 60 Jahre alt sein müsse. Einen ähnlichen Fall erzählt Wallich vom Jahre 1824, und auch anderweitig wird dergleichen mitgetheilt. Dagegen berichtet auch Anderson aus der Gegend von Kalkutta, daß die Bambusrohre reichlich geblüht hätten, ohne daß allgemeines Absterben gefolgt sei. Nur die blühenden Triebe starben und wurden durch andere vom Rhizom entspringende ersetzt. Aehnliches wird von Bambusa gigantea bei Kalkutta berichtet, die in ihrem 30. Lebensjahre blühte. Der Blüthe folgt eine kolossale Produktion von Früchten, wodurch die Bambusaceen große Bedeutung als Brodfrüchte erlangen.

Bezüglich der geographischen Verbreitung hebt Munro hervor, daß nur eine vielnamige Species, Bambusa vulgaris (Thouarsii, surinamensis, Sieberi) in beiden Hemisphären gefunden wird. Wo sie ihre wirkliche Heimat hat, ist dem Verfasser unbekannt. Von der Abtheilung Triglossae sind zusammen etwa 50 Species auf die westliche Erdhälfte beschränkt; einige Chusquea-Arten gehen bis 10,000 und 12,000′ Seehöhe hinauf. Chusquea aristata ist in der östlichen Andenkette zwischen 13,000 und 15,000′ verbreitet und bildet in letzterer Höhe undurchdringliche Dickichte von weiter Ausdehnung, welche bis zur Grenze des ewigen Schnees reichen. Im Himalaya steigen einige Arten der Gattung Arundinaria bis 11,000′. Arundinaria und Phyllostachys gehören der östlichen Hemisphäre an, ebenso die Gattungen der Sektion Baccifera, Arundinaria beiden. Von den ächten Bambusen ist Guadua auf Amerika beschränkt, die übrigen Genera (mit Ausnahme der Bambusa vulgaris) sind der alten Welt eigen. In Europa fehlen die Bambusaceen ganz, Amerika nördlich von Mexiko hat nur eine spontane Art (Arundinaria macrosperma) aufzuweisen, aus Afrika sind erst wenige dort einheimische Formen bekannt.

Ueberraschend ist jedem Beschauer die riesige Entwicklung dieser Gräser, Bambusa Brandisii erreicht eine Höhe von 120′ und einen Stammumfang von 27″, ja bei einigen andern indischen Arten steigt der Stammumfang auf 3′.

Nekrolog.

Bill, Johann Georg, Professor der Botanik an der technischen Hochschule und Direktor des botanischen Gartens in Graz, † am 30. August daselbst. Als früherer Assistent Endlichers wirkte er mit bei der Redaktion der „Genera plantarum"; später publicirte er ein Lehrbuch der Botanik.

Wirtgen, Philipp Wilhelm, Lehrer der höheren evangelischen Stadtschule in Koblenz, Herausgeber mehrer botanischen Werke, Stifter und Sektionsdirektor des naturhistorischen Vereins für die Rheinlande und Westphalen, besonders verdient um das Studium schwieriger einheimischen Genera, wie Rubus, Mentha, Verbascum, † am 7. September in Koblenz in seinem 64. Lebensjahre.

Neue Bücher.

Alkoholgährungspilze, botanische Untersuchungen über dieselben, von M. Rees. Leipzig, Felix.

Pflanzentheile, natürliche wagerechte Richtung derselben, von A. B. Frank. Leipzig, Weißbach.

Volkswirthschaft.

Deutschlands Fähigkeit zu verlängertem Kriege. Der verstorbene französische Schriftsteller Prevost-Paradol, einer der besten politischen Köpfe des neueren Frankreich, der sich auf der Reise zu dem ihm übertragenen Gesandtschaftsposten beim Präsidenten der Vereinigten Staaten in Newyork das Leben nahm, man meint aus Schrecken über die plötzliche Entfaltung der Kriegsabsichten des Kaisers, an die er nicht geglaubt hatte, hielt doch an sich den Krieg mit Deutschland oder Preußen für unvermeidlich und den Sieg Frankreichs für gewiß. Aber er stützte dieses patriotische Vertrauen weder auf das Genie der französischen Feldherren noch auf die Ueberlegenheit der französischen Armee, sondern lediglich auf den Umstand, daß Frankreich reicher sei. Ist dies wirklich der Fall? Man wird es wohl anerkennen müssen. Aber folgt daraus, was der scharfsinnige Franzose daraus ableitete? Der Augenschein widerspricht seinem Schlusse. Der Umstand, daß die Bank von Frankreich beim Ausbruch des Krieges fast das Dreifache an Baarvorrath wie die Preußische Bank besaß, oder daß noch nach den ersten Niederlagen Mac Mahons und Frossards ein französisches Anlehen von zweihundert Millionen Thalern überzeichnet wurde, während der Norddeutsche Bund von hundert aufgelegten Millionen nicht volle siebenzig

genommen sah, oder daß nach M. Blocks Berechnung das durchschnittliche Einkommen in Deutschland nur Dreiviertel desjenigen in Frankreich ausmacht, — alle diese Thatsachen und Annahmen haben nicht verhindert, daß das französische Heer theils vernichtet, theils eingeschlossen und Paris von einem mächtigen deutschen Heere umzingelt wurde, und werden aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso wenig verhindern, daß Frankreich sich am Ende zu einem Frieden genöthigt sieht, welcher einen Theil seines Ueberschusses an Nationalreichthum in der Gestalt von Goldmünzen und vielleicht von Panzerschiffen auf Deutschlands Seite bringen wird.

Nackt hingestellt, hat Prevost-Paradols Axiom überhaupt keinen Grund. Holland ist viel reicher als Bayern, aber wir möchten ihm nicht rathen sich mit Bayern in einen Krieg einzulassen, selbst wenn das übrige Deutschland ruhiger Zuschauer zu bleiben verspräche und die beiderseitigen Streitkräfte ungehindert aneinander kommen könnten. Zwischen Preußen und England vollends ist ein Vergleich des Nationalvermögens kaum möglich, und doch sähe es, falls ein preußisches Heer nur landen könnte, um England ohne Zweifel übel aus, und all sein unermeßliches Kapital würde wenig verschlagen gegen die überlegene Kriegstüchtigkeit des so viel ärmeren Gegners. Daß aber zwischen Deutschland und England die See fließt, zwischen Bayern und Holland anderes Gebiet mitteninne liegt, hat natürlich mit den beiderseitigen Vermögensverhältnissen nichts zu thun. Jener Satz ist nur von relativer, nicht von absoluter Richtigkeit und Bedeutung. Wenn die Gegner einander militärisch einigermaßen gewachsen sind, und namentlich wenn ihr Ringen sich unentschieden hinauszieht, dann allerdings tritt des alten Montecuculi Spruch, daß die drei zum Kriegführen nothwendigen Dinge Geld, Geld und wieder Geld seien, in seine Rechte. Daher bedeutete Frankreichs größerer Reichthum und stärkerer Staatskredit während der bisher verflossenen ersten Wochen des Krieges wenig oder nichts. Daher könnte trotzdem Prevost-Paradols Voraussicht noch zu Ehren kommen, wenn der Krieg nun vor dem belagerten Paris zum Stillstand gelangen und der Friedensschluß auf sich warten lassen sollte. Dies ist die gegenwärtig wohl aufzuwerfende Frage, die im Folgenden nach ihren verschiedenen Seiten hin erörtert werden soll.

Von Vergleichen zwischen Deutschland und Frankreich sehen wir dabei im allgemeinen besser ab. Unser feindliches Nachbarland ist durch seine Niederlagen, durch die Ueberziehung eines erheblichen Theils seines Gebiets mit Krieg, durch die volkswirthschaftliche Zerrüttung und die politische Auflösung, welche der Invasion auf dem Fuße gefolgt sind, in eine so außerordentliche Lage gerathen, daß sich die Folgen für seinen Wohlstand noch gar nicht übersehen lassen. Eine ungewöhnlich schlechte Ernte vollendet, was örtliche Verwüstungen, Stillstand aller Geschäfte und tödliche Lähmung des Kredits etwa noch nicht gethan haben. Das Land wird im besten denkbaren Fall, nämlich wenn der Friede baldigst wiederkehrt, es sich den Zuckungen der Revolution rasch entwindet und jeden Gedanken an neue militärische Abenteuer aufgibt, Jahrzehnte gebrauchen, um sich von den zerstörenden Wirkungen dieses einen kurzen Vierteljahrs nur so leidlich zu erholen. Die Geschichte kennt kein Beispiel, in welchem der Sturz von einer gleichen Höhe wirthschaftlichen Gedeihens in eine gleiche Tiefe mit solcher überwältigenden Plötzlichkeit erfolgt wäre.

Begnügen wir uns, ein einziges Symptom des erfolgten Umschwungs anzuführen. Nicht wenig thut sich noch in dem ersten Septemberheft der „Revue des Deux Mondes“ der französische Nationalökonom P. Leroy-Beaulieu für sein Land darauf zu Gute, daß dessen Staatskredit so viel besser sei als derjenige Preußens. Als er schrieb, bestand die Thatsache mehr oder weniger noch; als man es in Deutschland lesen konnte, war sie bereits umgestürzt und in ihr Gegentheil verwandelt. Und dies ist nicht etwa einer jener heftigen Oscillationen des Kurses zuzuschreiben, die im Kriege gewöhnlich sind, sondern bezeichnet aller Wahrscheinlichkeit nach einen fortan dauernden Zustand. Die preußische fünfprocentige Schuld, welche sich vor dem Kriege eben über Pari hielt, hat gegenwärtig Pari bis auf eine Kleinigkeit von 1 oder 2 % wieder erreicht. Die französische dreiprocentige Rente dagegen, in Friedenszeiten zwischen 70 und 75 % schwebend, hält sich jetzt um 50 % herum. Das heißt, Preußen leiht für 5 % Geld und Frankreich muß 6 % anlegen. Das Verhältniß vor dem Kriege war grade umgekehrt: Frankreich konnte ungefähr für 4 % so viel Geld haben wie es wollte, und Preußen nur für 5 %. Preußens Staatskredit hat sich behauptet, derjenige Frankreichs ist von 4 auf 6 % gesunken.

Es hat deshalb auch geringe Gefahr, wie uns in der „Revue des Deux Mondes“ an dem Tage, da Napoleon III. und seine 100,000

Franzosen sich in Sedan kriegsgefangen ergaben, prophezeit wurde: daß der Organismus des deutschen Heeres und dessen Verpflegung binnen wenigen Wochen den in Deutschland herrschenden Mangel an Geld empfinden würden. In Deutschland herrscht gar kein Mangel an Geld. Der Disconto, zu welchem unsere Banken Wechsel nehmen, hat seinen Friedensstand von 3 und 4 % schon lange wieder erreicht. Staats- und Industriepapiere stehen wenig mehr unter dem Kurse, von welchem Frankreichs Kriegserklärung sie vorübergehend herunterschleuderte. Geldfülle ist der gegenwärtige Zustand aller unserer Börsen. Wenn heute der Norddeutsche Bund oder einer der süddeutschen Staaten genöthigt wäre von seinem Kredit Gebrauch zu machen, so würde er nicht bloß fünfprocentige Verschreibungen zu einem viel höheren Kurse loswerden können, als zu den 88 %, welche der Norddeutsche Bund Anfangs August, oder zu den 92 %, welche Bayern noch Mitte August empfing, sondern es würde voraussichtlich auch ein Leichtes sein, dieselbe Summe wie die schon erhobene — gegen 80 Millionen Thaler — noch einmal gezeichnet zu erhalten. Brauchte man aber mehr, oder wollte man das Kapital der Nation aus Gründen politischer und ökonomischer Vorsorge schonen, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach zu keinem höheren Preise in London irgend eine beliebige Summe gegen Schuldverschreibungen des Norddeutschen Bundes zu haben. Der britische Kapitalist schmachtet förmlich danach, zu einem solchen Liebesdienst eingeladen zu werden; das beweisen die übereinstimmenden Ermuthigungen solcher Organe wie „Economist" und „Financier". Eine Sicherheit, wie das heutige Deutschland sie darbietet, wird ihm außerhalb seiner heimatlichen Insel nicht geboten. Es wird bald gradezu Pflicht unserer Finanzverwaltung werden, zu sehen, ob es durch Heranziehung britischen Kapitals nicht im Stande sein wird, den deutschen Nationalkredit auf dieselbe Höhe zu heben, welche der französische vor dem Kriege einnahm; denn daß 5 % verhältnißmäßig zu viel für ein Gemeinwesen von dem sicheren Bestande des unsrigen ist und sich nur aus der Beschränkung des Absatzes unserer Staatspapiere auf den heimischen Markt erklärt, unterliegt keinem Zweifel. Schon deswegen muß die Münzreform unmittelbar nach dem Kriege allen Ernstes in Angriff genommen werden, da die Engländer allerdings wünschen werden, mit der Einführung von Thalern, Silbergroschen und Pfennigen in ihren Kurszetteln und Notizbüchern verschont zu bleiben. Haben wir erst ein dem ihrigen gleiches oder bequem in das ihrige übertragbares Goldmünzsystem, so wird ihr Kapitalreichthum für unsere Staatszwecke bald fast ebenso unbeschränkt zur Verfügung stehen wie für die Staatszwecke Großbritanniens selbst.

Es ist indessen überhaupt nicht wahrscheinlich, daß unsere öffentlichen Kassen bereits erschöpft sind. Nachdem Preußen erst vor vier Jahren einen großen Krieg durchgemacht hat, ließ sich in Berlin mit leidlicher Genauigkeit übersehen, was man an baarem Gelde von Monat zu Monat gebrauchen werde. Zunächst war der preußische Staatsschatz da; dann kamen die einander folgenden Einzahlungen auf die Bundesanleihe, von der zwar statt 100 nur gegen 70 Millionen Thaler gezeichnet worden sind, ein bedeutender Theil aber, statt successive bis zum 28. December, auf der Stelle voll eingezahlt wurde. Außerdem hatte man dann noch zwei ergiebige Hülfsmittel, kleinere Posten Bundesanleihe zu dem inzwischen gestiegenen und noch stetig steigenden Kurse an der Börse zu verkaufen, bis die 100 Millionen voll, und dreiprocentige Schatzanweisungen auf kurze Frist auszugeben, diese bis zu dem Betrage von 20 Millionen. Damit wird sicher ausgereicht werden, wenn der Krieg sich nicht über das laufende Jahr hinausschleppt. Vorher braucht man sich also über weitere Anspannungen des Nationalkredits im Inlande oder Auslande nicht einmal Gedanken zu machen. Auch die süddeutschen Staaten befinden sich im erwünschtesten finanziellen Wohlsein. Bayern weiß kaum, worauf es stolzer sein soll: auf die Thaten seiner tapferen Söhne bei Wörth und Sedan, oder auf den unerhörten Erfolg seiner Fünfzehnmillionen-Gulden-Anleihe, die allein in Berlin mehr als doppelt gezeichnet wurde. Württemberg und Baden scheinen sogar das Kunststück fertig zu bringen, auf jede Benutzung ihres Kredits einstweilen zu verzichten. Dies alles, wird man uns selbst in Paris und Moskau einräumen müssen, sieht nicht sehr nach herannahender finanzieller Erschöpfung der deutschen Staaten aus.

Die wirklichen unmittelbaren Staatsausgaben für den Krieg werden muthmaßlich auf unserer Seite überall hinter dem Anschlag zurückbleiben. Seit Anfang August steht die große Masse unserer Truppen auf französischem Boden; das bedeutet aber nicht bloß Quartier oder Bivouak, sondern auch einen sehr beträchtlichen Theil der Verpflegung. Man übersieht nicht genau, wie viel der täglichen Kost von den nach-

fahrenden Proviantwagen und wie viel aus den Vorräthen des durchzogenen Landes entnommen wird, aber der erstere Betrag ist sicher nur ein Bruchtheil des letzteren, mindestens wenn man die Aufbringung des Werthes ins Auge faßt, da oft statt der Naturalien Geldrequisitionen vorgenommen werden. Seit Ende August, wo sich die Ungefährlichkeit der feindlichen Panzerflotte in Bezug auf Landungen zur Genüge herausgestellt hatte, ist auch die Küstenbewachung größtentheils nach Frankreich abgegangen, so daß gegenwärtig nur noch Reste von Truppenkörpern hier und da deutschen Quartierwirthen auf der Tasche liegen. Zum Ersatz müssen wir freilich nicht bloß die heimgekehrten Verwundeten erhalten, sondern auch eine größere Menge Gefangene, als jemals ein tüchtiges Kriegsheer an das andere abgegeben hat. Aber das sind natürlich nur Auslagen, die der Friedensvertrag ersetzen wird. Auch für den Besuch, welchen auf diese Art französische Krieger in deutschen Städten abstatten, wird Frankreich — das nach Herrn Guizots berühmtem Ausspruch „immer reich genug ist seinen Ruhm zu bezahlen" — so gut sein die Reise- und Aufenthaltskosten zu tragen.

In der Verwundetenpflege aber begegnet sich schon die freiwillige Hülfe mit der Thätigkeit des Staats. Der Staat liefert das Nothdürftige, das Heer der überall aufgetauchten Vereine thut das Nützliche und Angenehme hinzu. Ja diese freie Wirksamkeit, nicht zufrieden mit der Sorge für verwundete und erkrankte Krieger, hat grade mit der Verlängerung des Feldzugs angefangen, auch die gesunden in ihr Bereich zu ziehen. Sie gibt sich einer höchst wichtigen Art von Gesundheitspflege im Felde hin, indem sie durch warmes Unterzeug, Bivouakdecken, starke Getränke und kräftigende Nahrungsmittel (auch Tabak und Cigarren nicht zu vergessen, die Beförderer heiterer, zuversichtlicher Stimmung) einer Unzahl von Erkrankungen vorbeugt, welche sonst entstehen würden, und die das officielle Verpflegungswesen nicht verhüten kann, wenn es mit seinen Mitteln für das Nothwendige ausreichen will. Schon die immer wachsende Ausdehnung dieser Gaben würde, wenn es erforderlich wäre, beweisen, daß die Nation im allgemeinen weit davon entfernt ist, sich erschöpft zu fühlen. Die Sammlungen der Hülfsvereine gehen noch fortwährend ihren Gang, neue Aufrufe für bestimmte, bisher mehr außer Acht gebliebene Zwecke kommen hinzu, und die öffentliche Freigebigkeit scheint förmlich unter den Ansprüchen, die man an sie erhebt, zu wachsen. Die Lösung so mancher kostspieligen Aufgabe durch freie Sammlungen freiwilliger Vereine hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche sie der Erhaltung des Nationalwohlstandes mitten in einem anspannenden Kriege zu Statten kommt. Sie tritt offenbar, wenn nicht ganz, so doch zum guten Theil an die Stelle der zwangsmäßigen Steuererhebung. Müßten ihre Leistungen aus Staatsmitteln bestritten werden, so würden sich die Anforderungen des Staats an die allgemeine Steuerkraft entsprechend erhöhen. Nun sind aber alle Steuersysteme der Welt so beschaffen, daß sie die ärmeren mitzahlenden Klassen bei weitem härter treffen als die wohlhabenden Klassen. Die progressive Einkommensteuer mag ein Traum und ein Unrecht sein, aber daß ihre Idee früher oder später überall auftaucht und um sich greift, legt deutlich dar, wie progressiv in entgegengesetzter Richtung die bestehenden Steuern wirken und empfunden werden, zur Mehrbelastung der niederen Schichten. Auf die bestehenden Steuern neue schwere Ausgaben wälzen, heißt immer zahlreichere noch sich selbst erhaltende Familien der Gefahr eines nicht zu ertragenden Druckes, eigentlicher Noth, und dem noch schlimmeren Verfall in Erhaltungsunfähigkeit, in das was man schlechtweg Armuth zu nennen pflegt, aussetzen. Wie viel vorzüglicher ist es deswegen, wenn eine öffentliche Ausgabe ohne Schaden der freiwilligen Zahlung, der Selbstbesteuerung überlassen werden kann! Es kann sein, daß in diesem Falle ein Rothschild sich mit einer verhältnißmäßigen Bagatelle abfindet oder die Taschen auch ganz zuhält, während weichempfindende gebildete Menschen sich vielleicht über ihre Kräfte anstrengen. Aber gewiß ist doch, daß Niemand wider Willen geben muß, oder mehr als er geben möchte. Die so erhobenen Beiträge drücken also Niemanden auf eine tiefere wirthschaftliche Stufe herab; ihre Erhebung mindert nicht das wirthschaftliche Vermögen der Nation. Im Gegentheil, wenn die Ansprüche verhältnißmäßig groß und unter den „fröhlichen Gebern" Manche sind, die recht tief in eine vielleicht nicht sehr volle Tasche gegriffen haben, so liegt es nahe, daß sie die Lücke durch verdoppelte Energie zu ersetzen suchen, wozu es im Falle der Zwangssteuer erst des leidigen Uebergangspunktes wirklich empfundener Noth zu bedürfen pflegt, — daß folglich die producirende Kraft der Gesammtheit gewinnt, was ihre einzelnen Werthe etwa einbüßen.

Im Lager unserer Feinde schmeichelt man

sich zwar damit, daß grade die producirende Thätigkeit der Nation durch die Art der Zusammensetzung unseres Heeres allzu sehr gelähmt werde, als daß wir den Krieg lange aushalten könnten. Hören wir nur, wie Herr Leroy-Beaulieu in dem schon erwähnten Artikel der „Revue des Deux Mondes" vom 1. September unsere traurige Lage schildert: „Alle diese Familien ohne Haupt, diese unermeßliche Zahl von Wittwen und Waisen, diese Werkstätten denen seit sechs Wochen schon die Leiter sowohl wie die Gehülfen fehlen, diese Stockung (suspension) des ganzen Lebens der Nation seit den ersten Tagen des Konfliktes — das Alles macht eine schreckliche Krisis aus, von welchem ein Volk auch dann, wenn es bis zu Ende siegreich bleibt" (was der patriotische Verfasser natürlich keinen Augenblick voraussetzt), „Mühe haben wird sich zu erholen".

Es gibt kein Stück von Deutschland und kaum irgend einen größeren Ort, auf welchen die Züge dieses trostlosen Bildes anwendbar wären oder bald anwendbar zu werden drohten. Von „Wittwen" und „Waisen" spricht wohl auch der französische Gelehrte nur in dem figürlichen Sinne, daß er darunter die heimgebliebenen Familien verheiratheter Offiziere und Soldaten versteht; oder meint er im Ernste, daß die Zahl der wirklichen Wittwen und Waisen, welche dieser Krieg uns hinterlassen wird, eine beunruhigende Höhe erreichen könnte? Im Auslande scheint man freilich überhaupt aus dem Umstand, daß ein deutsches Heer in Kriegsstärke auch unter seinen gemeinen Soldaten manchen verheiratheten Mann zählt, geneigt maßlose Folgerungen zu ziehen. Die Regel ist es denn doch noch lange nicht, daß jeder Todesfall in den Reihen unserer Krieger einer Familie ihr Haupt raubt. Voran stehen zunächst immer Linie und Reserve, bei denen die ledigen jungen Männer weit überwiegen. Die Landwehr, in der allerdings das umgekehrte Verhältniß besteht, kann, Dank der preußischen Armeereform von 1860, getrennt verwendet werden, und ist dies Mal ganz vornehmlich bisher zur Küstenbewachung verwendet worden, welche sie keinen wirklichen Kriegsgefahren ausgesetzt hat. Seitdem auch sie Division für Division nach Frankreich hereingezogen wird, um den letzten verzweifelten Widerstand des Feindes zu brechen, liegen die blutigsten Arbeiten des Feldzugs aller Wahrscheinlichkeit nach im allgemeinen bereits hinter dem deutschen Heer. Es handelt sich wesentlich und für die große Masse der Truppen also nur noch um die Ertragung der Strapazen des Krieges. Aber diese, früher fast allemal mörderischer als die feindlichen Waffen, haben im Durchschnitt eine sehr leidliche Gestalt angenommen, nachdem die praktische Kranken- und Gesundheitspflege zur Seele der modernen Medicin geworden ist, und Eisenbahnen und Telegraphen erlauben, die nöthigen Erhaltungs- und Erholungsmittel rasch in der wünschenswerthen Menge überall hinzuschaffen. Daß wir nach solchen Schlachten, wie denen um Metz und Sedan herum, noch nicht von Hospitalbrand und Lazarethfieber hören, daß von Epidemien überhaupt eigentlich nur erst die Ruhr in nicht sehr arger Form, Typhus dagegen kaum und Cholera noch gar nicht aufgetreten ist, sind Neuerungen in der Geschichte der Kriege, die mindestens ebenso bedeutungsvoll erscheinen als der Gebrauch der Chassepots und der Mitrailleusen, und glücklicher Weise von lebenerhaltender, nicht lebenzerstörender Bedeutung. Man darf daher von diesem Gesichtspunkt aus der Verlängerung des Krieges ohne allzu lebhafte Sorge entgegensehen. Die meisten unserer Opfer an edlem Blute kennen wir schon. Die Tage werden allerdings nachgrade merklich kürzer, die Nächte kälter, aber der Winter ist doch noch lange nicht unmittelbar vor der Thüre, zumal in den Breitegraden von Paris und Metz; und damit unsere Krieger sich gesund durch den Herbst schlagen, sind ja jetzt Hunderte von Sendungen täglich unterwegs, um sie innerlich und äußerlich warm zu halten. Manche zartere Natur wird zwar wohl einen Stoß empfangen, aber Andere werden sich auch durch das an sich so gesunde, nervenstärkende Leben im Freien kräftigen und vielleicht dauernd der schon eingerissenen städtischen Verweichlichung entraffen. Dies ist aber grade, was unsere Männerwelt durch die Bank noch brauchen kann. Sie macht sich vielfach zu wenig Bewegung im Freien; es gibt in Deutschland nicht genug populäre Sports für Knaben, Männer, und das ganze Volk; trotz Turnens und Exercirens behauptet das geistige Leben noch immer ein gewisses ungesundes Uebergewicht, steht die freie heitere Uebung der Körperkraft zu sehr zurück. Wenn ein verlängerter Herbstfeldzug die Folge haben sollte, der jungen männlichen Generation mehr Geschmack an tüchtiger regelmäßig wiederkehrender Leibesbewegung draußen in Gottes freier Natur einzuflößen, so wird die Nation im ganzen dadurch für die Opfer ihrer erhöhten Anstrengungen und Entbehrungen reichlich schadlosgehalten werden.

Inzwischen erweist sich das neubelebte Bewußtsein innigster nationaler Solidarität auch darin, daß man sich der Wittwen und Waisen ernstlich annimmt, sowohl der größeren Zahl derer die es nur für die Dauer des Krieges sind, als der geringeren Zahl derer welchen der Krieg den Gatten, Vater und Ernährer wirklich kostet. Hinsichtlich der ersteren liegt in Preußen den Kreisen eine begrenzte Unterstützungspflicht gesetzlich ob. Aber in Preußen wie außerhalb Preußens hat man sich mit dieser nothdürftigen Hülfe nicht begnügt, sondern durch Aufbringung freiwilliger Gaben die erforderlichen Veranstaltungen getroffen, um jede Annäherung der Noth von diesen Familien abzuwehren und ihnen auch einen etwa gesammelten Sparpfennig thunlichst unberührt zu erhalten. Nirgendwoher ist denn auch zur öffentlichen Kunde gekommen, daß eine Landwehrmannsfamilie Hunger leiden oder sich selbst nur empfindlich einschränken müßte, weil ihr Ernährer im Felde steht. Daran kann keine denkbare Verlängerung des Krieges etwas ändern, denn die Last wird ohne jeden Druck getragen. Wohl aber wird allerdings in diesem Falle noch sorgfältiger als im Anfang darauf zu achten sein, daß die Unterstützungen nicht ohne gehörige Prüfung des Bedürfnisses und in einem verschwenderischen Maßstab erfolgen, damit nicht eine Erbschaft erschlafften wirthschaftlichen und haushälterischen Sinnes bei den Unterstützten in die Friedenszeit mit übergehe. Das ist um so wichtiger, als verlängerter Kriegsdienst kaum umhin könnte, die Gewöhnung an friedliche Berufsthätigkeit in manchen minder ernsten Naturen fühlbar zu schwächen.

Wie man für die Hinterbliebenen gefallener Krieger und wie für die arbeitsunfähig gewordenen Krieger und deren Familien sorgen wird, das hat natürlich noch viel weniger Einfluß auf die Fähigkeit der Nation, den Krieg noch länger auszuhalten. Umgekehrt aber zeugt es gewiß für das Vollgefühl solcher Fähigkeit, wenn schon vor jeder verbürgten Aussicht auf Friedensschluß zu den sonstigen nothwendigen Lasten und freiwilligen Opfern für Kriegszwecke auch diese dauernd nachbleibende Aufgabe ins Auge gefaßt wird. Der Aufruf des Kronprinzen von Preußen zur Ausdehnung der Victoria-Invalidenstiftung auf das ganze deutsche Heer von 1870 mag so nicht ausgelegt werden dürfen, weil ihn mehr des Feldherrn zärtliche Sympathie für seine verstümmelten dürftigen Kameraden, als ein Gefühl dessen was das Volk in der Heimat für dieselben thun kann und will, eingegeben haben wird. Aber jedenfalls so auszulegen ist der Entschluß der Kapitalsteuer-Zahlenden von Pforzheim, zwei auf Tausend ihres Vermögens zu diesem Zwecke herzugeben, obgleich Pforzheim eine Stadt der Luxus-Industrie ist, deren Fabriken durch den Krieg eher und nachhaltiger als alle anderen zum Stillestehen verurtheilt werden, — und der damit verwandte Aufruf Karlsruhe's am Geburtstage des patriotischen Großherzogs an die übrigen Städte Badens, nicht länger zu warten, um mit der Zusammenbringung eines ausgiebigen Invalidenfonds den Anfang zu machen. Dies sind nicht mißzuverstehende Symptome einer Stimmung in der Nation, daß kein Opfer des uns die Einheit bringenden Krieges jemals darben soll, welche nicht denkbar wäre ohne das Bewußtsein der vollständigen Befähigung, dafür zu sorgen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Bundesgewalten eine angemessene Summe aus den französischen Strafgeldern zum Stock für die nationale Invalidenstiftung bestimmen werden. Alles aber von ihnen zu erwarten, namentlich auch jene Rücksicht auf die Verschiedenheit individueller Lagen, ohne welche der höhere Zweck der Stiftung nicht zu erreichen wäre, ist bei der strengen Sparsamkeit und Gleichmäßigkeit, mit welcher die Staatsmittel verwendet werden müssen, unmöglich; und wir dürfen uns daher freuen, daß aus der Mitte des wohlhabenden Bürgerthums heraus bereits in der angegebenen Weise der Entschluß kundgethan worden ist, den Fonds durch freigebige Beisteuern auf die nothwendige Höhe zu bringen.

Die Störung der nationalen Erwerbsthätigkeit durch den Krieg wäre unerheblich, wenn sie weiter keine Ursache hätte als die Einberufung einiger Hunderttausende von Geschäftsmännern, Landwirthen, Handwerkern und Arbeitern zu den Fahnen. So leicht wird „das ganze Leben" eines Volks von 37 Millionen nicht „suspendirt". In die Lücken treten zeitweilig oder dauernd Andere ein, die ihre Thätigkeit zu dem Ende steigern oder auf ergiebigere Felder verlegen; auch Frauenhülfe ist vielfältig dazu bereit, dem seit einigen Jahren erwachten Drängen des weiblichen Geschlechts nach ausgedehnterer Arbeitssphäre gemäß, und so behilft man sich im ganzen leicht genug einige Wochen oder Monate. Hat die Abwesenheit der Einberufenen aber erst einige Zeit gedauert, so ordnet sich alles um, wie wenn sie niemals dagewesen wären. Im Gesellschaftskörper vollzieht sich dann, was beim

Menschenleibe Naturheilung genannt wird. Diesen Prozeß befördert, was sonst die Störung erweitert und erschwert: der unheilvolle Einfluß des Krieges auf eine Reihe von Industrien. Dadurch werden Köpfe und Arme verfügbar, welche die Lücken ausfüllen helfen, die der Marschbefehl in die große Erwerbs-Organisation der Nation gerissen hat.

Der lähmende Einfluß des Krieges trifft zunächst natürlich alle Luxus-Industrien, so weit sie für das Inland arbeiten. Die plötzliche Nöthigung zu bisher ungewohnten Ausgaben, mehr aber noch die Sorge für allerhand inskünftige vielleicht eintretende Anforderungen bestimmt die Menschen sich einzuschränken, was zunächst immer das Ueberflüssige trifft, das was bloß angenehm und daseinverschönernd ist, aber nicht im engeren Sinne nützlich oder gar nothwendig. Es ist folglich ein Vortheil für Deutschland, daß seine großen fabrikmäßig betriebenen Industrien ganz überwiegend für den nothwendigen Bedarf der mittleren und niederen Bevölkerungsschichten arbeiten, nicht für ihren entbehrlichen Bedarf, oder für den exklusiven der höheren Stände. Man stelle sich nur die Wirkung erst des Krieges überhaupt, dann der französischen Niederlagen, dann ihrer eigenen unmittelbaren Einschließung und Belagerung auf eine Stadt wie Paris vor, deren eigentlicher täglicher Beruf die Versorgung der Welt mit den verschiedensten Luxusartikeln ist, — so hat man das trübe Gegenbild zu unserer Gottlob helleren Lage. In zweiter Linie erscheint insbesondere das Baugewerbe betroffen, das in einer Menge deutscher Groß- und Mittelstädte neuerdings einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Die Ungewißheit, ob nach dem immerhin opfervollen Kriege die Nachfrage nach Häusern und Wohnungen ihre frühere Stärke wieder erreichen wird, und die theils erschwerte, theils vertheuerte Kapitalienaufnahme zu spekulativen Zwecken nöthigen die geschäftige Klasse der Bauunternehmer, ihrer Regsamkeit engere Schranken zu setzen. Da ist es denn ein Glück, daß ihre Arbeiter, Maurer, Zimmerer und Tischler, der Masse nach, nicht wie Spinner und Weber und andere Stubenhocker für grobe Arbeiten im Freien untauglich sind, folglich so viel leichter anderweit Beschäftigung finden oder von Gemeinde und Staats wegen beschäftigt werden können. Die allgemeinen Aussichten Deutschlands sind durchaus danach, daß öffentliche Verwaltungen sich nicht zu scheuen brauchen, zu Zwecken der wirthschaftlichen Erhaltung tiefere Griffe in ihre Kassen und Kapitalfonds zu thun. Die größeren Städte haben dies schon bethätigt, indem sie den nothleidenden südwestlichen Grenzstrichen mit reichen Bewilligungen unter die Arme griffen. Aber auch öffentliche Bauten und Anlagen aller Art sollten, wenn einmal beschlossen oder beschließbar, nur da unterlassen oder eingestellt werden, wo Mangel an Baarmitteln gradezu dazu zwingt. Wo jedoch könnte das der Fall sein, wenn gegen gute Wechsel überall zu 3 und 4% Geld zu haben ist? Die Einstellung vieler Eisenbahnbauten insbesondere, die ohne den Krieg ungestört vor sich gehen würden, ist vom allgemeinen Standpunkt zu bedauern. In den Winter sollte man nirgends eine namhafte Zahl von Arbeitern ohne passende und lohnende Beschäftigung hineingehen lassen. Das nationale Gemeingefühl muß sich auch nach dieser Seite hin bewähren.

Der schwerste Schlag hat indessen nicht die eigentliche Industrie, sondern den Seehandel in allen seinen Verzweigungen betroffen. Hamburg, wo überseeischer Handel, Rhederei und Schiffbau sich am stärksten in ganz Deutschland konzentriren, ist auch zugleich die einzige Stadt neben ein paar kleinen Grenzorten, wo man sich ernstliche Sorge um die Arbeiterbevölkerung macht und besondere Anstalten für ihre Erhaltung in wirthschaftlicher Unabhängigkeit getroffen hat. Der Krieg der Franzosen gegen die deutschen Handelsschiffe und dann von der zweiten Hälfte August an die Blokade der deutschen Häfen schnitten den Seeverkehr auf einmal ab. Docks und Packhäuser leerten sich, ohne sich wieder zu füllen; die unterwegs befindlichen Schiffe mußten, wenn sie nicht ungewarnt oder vom Feinde überholt zu Prisen gemacht wurden, im nächsten besten Hafen einlaufen und auf Kosten des Rheders müßig liegen bleiben; das fest angelegte Kapital des Rheders wie des Kaufmanns hörte auf Zinsen abzuwerfen; ihre Arbeiter fanden keine Beschäftigung und folglich größtentheils auch keinen Lohn mehr. Zum Glück war die Dauer des völligen Stillstands kurz. Das Kapern zwar begann bald nach dem Kriegsausbruch, aber die Blokade, bei der weniger zu holen war, trat erst einen vollen Monat nachher ein und ließ so dem Handel Zeit, sich auf Umwege durch die neutralen Nachbarländer einzurichten. Waaren also, die man in Deutschland oder im Ausland so nothwendig brauchte, daß diese Mehrkosten nicht gescheut wurden, oder deren Werth hoch genug war, um eine kleine Vertheuerung des Transports bequem zu ertragen, gingen auf

diesen Seitenpfaden fortwährend ein und aus. Dann aber zeigte sich auch sehr rasch, daß die Blokirung einer langen Küste mit Panzerflotten praktisch unausführbar sei; die Blokade wurde nur zum Theil überhaupt effektiv und nach etwa vierwöchiger Dauer ganz wieder aufgehoben, als man die Mannschaft der Flotte für die Forts von Paris brauchte. Damit tritt denn wenigstens ein Theil des im Seehandel arbeitenden deutschen Kapitals wieder in zinsabwerfende Thätigkeit; der andere Theil würde es nur, wenn die republikanische Regierung ihre moralisch-politische Ueberlegenheit über das Kaiserthum durch Verzicht auf officielle Kaperei hätte an den Tag legen wollen. Aber wenn dadurch auch die deutschen Schiffe großentheils noch abgehalten werden, ihre ununterbrochene Fahrt wieder aufzunehmen, so läßt sich das schon noch eine Weile ertragen. Für die genommenen Fahrzeuge werden die Eigenthümer beim Friedensschluß ohnehin auf Feindeskosten unfehlbar entschädigt werden, vielleicht auch für die mitunter sehr beträchtlichen Kosten ihres Stilliegens in fremden Häfen. Die Wiedereröffnung des Verkehrs auf neutralen Schiffen und auf solchen deutschen, welche es wagen wollen den französischen Kreuzern zu trotzen, würde rascher vor sich gehen, wenn nicht im Fahrwasser der Hafeneingänge und Strommündungen Torpedos und andere Hindernisse zahlreich versenkt wären, deren Herausholung entweder noch nicht riskirt wird, oder nicht in ganz kurzer Frist zu bewerkstelligen ist. Im allgemeinen läßt sich jedoch behaupten, daß auch der noch übrige Rest von Störung des Seehandels keineswegs derart ist, daß er unsere Kraft zur Fortsetzung des Krieges irgendwie merklich beeinträchtigte.

Befragt man die Landwirthschaft, so erhält man eine ähnliche Antwort. Subhastationen von Gütern sind so wenig in beunruhigender Zunahme seit dem Ausbruch des Krieges wie kaufmännische oder industrielle Bankerotte. Die Ernte wird im ganzen das Mittelmaß schwerlich übersteigen, da die Ausfälle im Westen von Deutschland die Ueberschüsse des Ostens voraussichtlich mindestens aufwiegen; aber der reichere Westen vermag sich eher zu helfen als der ärmere Osten, und selbst in den von Truppenmärschen heimgesuchten Grenzstrichen scheint Saatkorn weniger umfänglich zu mangeln, als Herr Elsner von Gronow in seinen verdienstvollen wiederholten Aufrufen zur Hülfe annahm. Der Mangel an Händen zur Einbringung, den man befürchten konnte, hat sich nicht sehr arg herausgestellt. Auch für die Herbstbestellung der Felder wird es daher nicht übermäßig an Arbeitskräften fehlen, wenn die Soldaten dann noch nicht entlassen sein sollten. Die Rinderpest ist an verschiedenen Punkten gleichzeitig aufgetreten: bei Berlin und Stralsund, Dresden, Saarbrücken und Kaiserslautern; man scheint zu spät an die Untersuchung der zur Verpflegung des Heeres bezogenen Rinder aus Oesterreich-Ungarn gedacht zu haben. Aber da man von jeher in Preußen, und Dank dem preußischen Beispiel seit 1866 auch in den übrigen deutschen Staaten diese furchtbare Seuche sofort der sicher helfenden heroischen Kur des Erschlagens und Verscharrens nicht allein des befallenen, sondern auch alles verdächtigen Viehes unterwirft, so ist nicht zu besorgen, daß sie entfernt ähnliche Dimensionen annehmen werde wie vor drei Jahren in England oder gar in den Niederlanden. Den Mehrverbrauch gemästeten Viehes im Lande oder bei den kämpfenden Truppen wird die durch die Blokade zeitweilig verringerte Ausfuhr nach England einigermaßen ausgleichen, so daß der „eiserne Bestand" wenigstens nicht groß leiden wird. Pferde wird der Krieg, wie allemal, viel kosten. Indessen sind bei Sedan ja auch Tausende in unsern Besitz übergegangen. Der Wiederverkauf nach dem Friedensschluß wird, zweckmäßig über ganz Deutschland vertheilt, immer noch manches Tausend gesund und kräftig gebliebener Thiere dem Ackerbau und sonstigen Verwendungen zurückgeben, so daß auch hier wohl keine nachhaltige, empfindliche Lücke bleiben wird.

Was uns auch jeder Tag der Verlängerung des Krieges kosten möge an direkten und indirekten materiellen Opfern: es ist an sich ohne eigentlichen Druck zu ertragen, und es wiegt federleicht gegen das was wider einen verfrühten Abschluß spricht, möchte derselbe uns nun von außen aufgenöthigt oder aufgeredet worden sein — eine glücklicher Weise ganz verschwundene Möglichkeit — oder aus eignen inneren Anwandlungen von Schwäche hervorgehen. Wir haben, Dank dem wundervollen Gange des Feldzugs, der Standhaftigkeit im Unglück nicht bedurft, mit welcher wir vor der ersten großen Entscheidung unsere Herzen ausrüsteten; lassen wir uns nun nicht verwöhnt durch den unerhörten Glanz dieser Siege und schlaff im Glücke erfinden. Davor braucht uns ja nicht bange zu sein, daß die staatsmännische Mäßigung, welche im August 1866 die Nikolsburger Präliminarien diktirte, im deutschen Hauptquartier zu Schloß Ferrières diesmal fehlen, oder gegen etwa vor-

handene strategische Einseitigkeiten nicht aufkommen werde. Aber was die öffentliche Meinung der Nation nach mehrwöchiger gründlicher Erörterung als die unerläßlichen Bedingungen des Friedens bezeichnet, die Regierungen übereinstimmend acceptirt haben, das muß durchgesetzt werden um jeden Preis. Sind in Frankreich noch keine öffentlichen Gewalten, welche darauf eingehen wollen oder im Stande sind sie bindend zu übernehmen, so ist das eben ein Zeichen, daß ungeachtet allen Blutes und aller Thränen noch immer nicht genug geschehen ist, diesem traurig entarteten Volke den Ruhmes- und Herrschsuchtsteufel auszutreiben. Wir dürfen dann auch vor dieser letzten Zumuthung, die weniger an unsere Kraft als an unsere Ausdauer und männliche Geduld gemacht wird, nicht zurücktreten, keineswegs in dem frommen Wahne, zu einem Straf- und Besserungsgericht Gottes das berufene Werkzeug zu sein, sondern um das uns einmal abgenöthigte Werk in unserm eigenen Interesse nicht halb zu thun und nicht über ein Kleines mit unendlich viel größeren Opfern von vorne wieder aufnehmen zu müssen. Jetzt liegen die außerordentlichen Anstrengungen und Leiden des Uebergangs vom Frieden zum Kriege einmal hinter uns; es ist verhältnißmäßig wenig, was eine Woche oder ein Monat Kriegszustand mehr von uns verlangt. Das ganze große Getriebe der Nationalwirthschaft bewegt sich mit vereinzelten Ausnahmen, da wir den Feind weder im Lande noch auch mehr an unseren Küsten haben, wie mitten in stiller Friedenszeit; was noch stockt oder ächzt, gleicht sich vermöge der selbstthätigen Genesungskraft im Innern täglich mehr aus; und keine überhaupt annehmbare Verlängerungsfrist dürfte uns um die Erhaltung des Nationalwohlstandes eine irgend ernsthafte Sorge einflößen.

25. September. A. Lammers.

Neue Bücher.

Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und berechtigten Forderungen, von W. Th. Thornton, aus dem Englischen von H. Schramm. Leipzig, Klinckhardt.

Arbeiterverhältnisse und Erwerbsgenossenschaften in England und Nordamerika, von J. L. Tellkampf. Halle, Waisenhaus.

Preußische Statistik XVII. Die Bewegung der Bevölkerung in den Jahren 1865—1867. Berlin, Verlag des Statistischen Bureaus.

Seeversicherungsrecht, Geschichte des europäischen, von C. F. Reatz. 1. Thl. Leipzig, Findel.

Kriegswesen.

Die Bedeutung der Festungen. Die Grenzen Frankreichs sind in erster, zweiter und dritter Linie mit Festungen reichlich versehen, sogar Paris, der Mittelpunkt des ganzen Landes in jeder Hinsicht, ist in den letzten Jahrzehnten zu einer großen Festung gemacht worden, und dabei sehen wir doch, daß die deutsche Armee in raschem Anlauf über die äußerste Linie hinweggeht wie die Meeresfluth über die Klippen, daß die große Festung Straßburg isolirt und cernirt wird gleich den kleinen Plätzen, ohne dem Vordringen irgend welchen Aufenthalt zu bereiten, und daß dann diejenige starke Festung, welche bei ihrer begünstigten Lage in der That einen Damm der Invasion gegenüber hätte abgeben müssen, Metz, die Ursache des Ruins der Hauptarmee wird. Wir sehen zu gleicher Zeit die Festungen der dritten Linie, Verdun, Toul, Vitry, zur Bedeutungslosigkeit herabsinken und Sedan für den Rest der Vertheidigungsarmee das werden, was Metz für das Gros war.

Was haben Frankreich in diesem großen Kriege seine Festungen geholfen, welche doch mit ganz ungeheuren Kosten erbaut und in Stand erhalten worden sind? Im Großen haben sie bis jetzt mehr geschadet als genützt. Wahrscheinlich wäre die Hauptarmee nicht umzingelt worden, wenn die Mosellinie ohne Metz und Thionville bestanden hätte. Wahrscheinlich hätte Bazaine die aufeinanderfolgenden Positionen der Mosel, der Maas ꝛc. auf einem langsamen Rückzuge nach Westen benutzt, um Verstärkungen heranzuziehen, wenn nicht Metz sich ihm selbst als uneinnehmbarer Platz und dem Angreifer als Merkstein präsentirt hätte.

Diese Thatsache schließt jedoch nicht die Möglichkeit aus, daß Metz und Straßburg bei einer andern Benutzung vortreffliche Stützpunkte der Defensive hätten werden können; sie schließt

nicht den Beweis aus, daß beide große Festungen stets eine Drohung für die Sicherheit Deutschlands waren und daß sie bei besserer Führung des französischen Heeres sehr gefährliche Aggressivmittel hätten werden müssen.

Um sich ein Urtheil über die Bedeutung der Festungen im Allgemeinen zu bilden, bedarf es der Betrachtung der wichtigsten Festungs-Operationen, welche die letzte Periode der Kriegsgeschichte überhaupt bietet.

Epochemachend sind für die neuere Kriegskunst die französischen Revolutionskriege. Mit ihnen beginnt das Princip, die geworbenen Heere durch Volksheere zu ersetzen, ein Princip, welches Preußen in der allein richtigen Weise auffaßte und bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit durchführte.

Von jenen Kriegen an beginnt ein bemerkenswerther Wechsel auch hinsichtlich der Bedeutung der Festungen. Denn während die Heere plötzlich an Zahl bedeutend wachsen, verringert sich der Werth der Festungen mit jedem Kriege mehr. Nur einzelne Fälle finden sich seit den Jahren 1792 und 1793, daß eine Festung Ziel und Mittelpunkt der Operationen bildet, während in jenen beiden Jahren noch der Grundsatz für den Feldherrn galt, niemals eine Festung im Rücken zu lassen.

Die Alliirten, welche damals die französische Nordgrenze angriffen, belagerten mit der größten Gewissenhaftigkeit alle die zahlreichen großen und kleinen Plätze, Fontoy, Longwy, Thionville, Sedan, Verdun, Lille, Condé, Valenciennes, Quesnoy, Dünkirchen, Cambrai, Maubeuge, Landrecy und andere, welche ihnen im Wege zu liegen schienen, und die Franzosen machten es ebenso. Im Jahre 1794 beginnen die Heere der Franzosen in Folge der Massenaufgebote zu wachsen, ihre Pläne werden großartiger, die Festungen spielen eine untergeordnete Rolle, die Belagerungen derselben begleiten nur die Operationen, welche hauptsächlich darauf ausgehen, die feindliche Heeresmasse zu treffen und zu vernichten.

Denselben Charakter tragen die Feldzüge der nächsten Jahre, in welchen Carnot die Seele der französischen Kriegführung war, und der General Bonaparte als Oberbefehlshaber der Armee von Italien die Blicke der Welt auf sich zu ziehen begann.

Mantua ist seit der neuen Epoche das erste Beispiel großartiger Operationen, welche sich um eine Festung drehen, und als solches zu näherer Betrachtung geeignet.

Im Jahre 1796 bei Annäherung der Franzosen von 14,000 Oesterreichern besetzt, war die Stadt durch ihre Lage ganz unangreifbar. Von drei Seiten mit Seen umgeben und auf der vierten mit Sümpfen und überschwemmtem Terrain, nur durch wenige schmale lange Dämme mit den Außenforts jenseits der Seen verbunden, durfte diese Festung jedes Angriffs spotten. Als General Bonaparte sie Anfang Juni einschloß, waren Verona und Peschiera sowohl als die bedeutendsten offenen Städte der Lombardei in seiner Gewalt; Mantua war der letzte Fuß, welchen die Oesterreicher noch in Italien stehen hatten.

Bonaparte hatte drei Monate vorher das Kommando über die Armee von Italien übernommen, welche bis dahin das Stiefkind der französischen Republik gewesen war. Durch die größten Eigenmächtigkeiten war es ihm zunächst gelungen, die Armee mit Kriegsmaterial zu versehen, dann hatte er in kurzer Zeit durch den Schrecken seiner Waffen die Staaten Sardinien, Parma, Neapel, Toskana, Modena und den Papst zu Waffenstillständen oder Uebereinkünften gezwungen. Um jedoch eine größere Offensiv-Aktion gegen Oesterreich in die Erblande hinein zu unternehmen, war seine Armee zu schwach und die Haltung der genannten Staaten nicht sicher genug. Mantua im Rücken lassen hieß dem österreichischen Einflusse in Italien eine mächtige Handhabe bieten. Eine neue Koalition in seinem Rücken hätte ihm bei etwaigem Vorrücken verderblich werden können.

So schien es am gerathensten, auch die letzte Stütze Oesterreichs zu beseitigen; und die Erwartung, bei etwaigen Entsatzversuchen Vortheile zu erringen, mochte den General vollends bestimmen, sich bei Mantua aufzuhalten.

Von Seiten Oesterreichs lagen dieselben Gründe vor, Alles aufzubieten, um die Festung zu entsetzen.

Den ersten Entsatzversuch unternahm General Wurmser von Tyrol aus mit 50,000 Mann. Bonaparte hebt bei seiner Annäherung die Belagerung auf, zieht ihm entgegen, schlägt ihn und zwingt ihn, Mitte August nach Trient zurückzukehren. Dann beginnt er die Einschließung von neuem. Im September versucht Wurmser zum zweiten Male Mantua zu entsetzen, nicht stärker an Zahl als das erste Mal. Durch sehr geschickte Manöver zwingt ihn Bonaparte, nachdem er ihn am Gardasee geschlagen, in die Festung selbst hineinzuziehen, so daß er jetzt den General Wurmser in Mantua belagert.

Um so mehr strengt Oesterreich sich an, die Festung zu entsetzen.

Am 31. Oktober dringen Alvinczy und Davidovich mit 45,000 Mann zu diesem Zwecke durch Friaul und Tyrol hervor. Bonaparte siegt bei Arcole in dreitägigen Kämpfen, den 15., 16. und 17. November, über Alvinczy und vier Tage später über Davidovich. Ein Beobachtungscorps, welches er vor Mantua zurückgelassen, verhindert einen etwaigen Ausfall Wurmsers.

Die Einschließung Mantua's dauert fort.

Am 16. December erscheint Alvinczy noch einmal, mit 80,000 Mann aus Tyrol vordringend.

Auch dieser Entsatzversuch endet mit einer Niederlage des österreichischen Generals trotz eines Ausfalls, welchen Wurmser versuchte, und in Folge davon kapitulirt der Letztere in Mantua am 2. Februar 1797.

Die Festung war acht Monate lang belagert worden, erstürmt ward sie nicht, sie kapitulirte, weil keine Aussicht auf Entsatz vorhanden war. Zu ihrem Entsatz waren nach einander vier Heere ausgesandt und zum größeren Theil ruinirt worden, welche vereinigt im Stande gewesen wären, die Franzosen aus Italien ganz zu verdrängen.

Bonaparte erhielt jetzt bedeutende Verstärkungen und marschirte in Folge dessen direkt auf Wien los.

An diesem Zuge würde ihn Mantua als Festung auch vorher nicht gehindert haben, er hatte es nicht belagert, weil es etwa seinen Weg hemmte, sondern aus den weiter oben angeführten, zum größeren Theil politischen Gründen. So war Mantua also in einer Ausnahmestellung und kann unter den Beispielen von Festungen, welche zur Vertheidigung eines Landes gedient haben, nur bedingungsweise in Betracht kommen. Dieser isolirte Posten ward die Veranlassung zu den Verlusten von Heeren, welche bei Vertheidigung der carnischen Alpen weit nützlicher gewesen wären, wenn Bonaparte überhaupt gewagt hätte, so weit vorzudringen.

Erst auf dem syrischen Zuge Bonaparte's im Jahre 1799 begegnen wir dann zunächst wieder einer hartnäckigen Belagerung. Die Festung Acre an der Küste Palästina's ward von dem berühmten Feldherrn vom 16. März bis 19. Mai vergeblich auf das heftigste beschossen und bestürmt. Die Türken waren noch hartnäckiger als Bonaparte, und er mußte die Belagerung aufgeben. Doch ist dieses Beispiel sowohl der Kleinheit der aufgewandten Mittel — die Expedition nach Syrien war nur 13,000 Mann stark — als auch des abenteuerlichen Charakters dieses ganzen ägyptischen Feldzuges wegen für europäische Verhältnisse nicht maßgebend.

Die Belagerung Genua's im Jahre 1800, welche sechs Wochen dauerte und mit der Kapitulation Masséna's endigte, ist dann nur ein Beispiel dafür, daß eine Festung ohne sonderlichen Einfluß auf die Operationen blieb. Die Franzosen hatten ganz Oberitalien nach Bonaparte's Entfernung verloren, büßten, wie erwähnt, auch Genua, ihren letzten Stützpunkt, ein, und zehn Tage später gewannen sie durch die überraschende Ankunft Bonaparte's und die darauf folgende Schlacht bei Marengo Alles wieder.

Im Jahre 1805 spielt die Festung Ulm im Beginn des Feldzugs Napoleons gegen die österreichisch-russischen Heere eine Rolle dadurch, daß sie dem Lande, welches sie schützen soll, verhängnißvoll wird.

Der österreichische General Mack hatte die Aufgabe, sich dem Vordringen Napoleons so lange entgegenzustemmen, bis der russische General Kutusow herangekommen sei und es möglich werde, dem französischen Heere, welches 160,000 Mann stark war, eine genügende Heeresmasse gegenüberzustellen.

General Mack stützte sich zur Erfüllung dieser Aufgabe auf die Festung Ulm, welche ihm die Operation auf beiden Donauufern ermöglichte.

Napoleon aber passirte mit einem Theile seines Heeres die Donau unterhalb Ulm, keilte eine beträchtliche Masse zwischen die Oesterreicher und die bereits heranrückenden Russen, benutzte sehr geschickt den Fehler, welchen Mack dadurch beging, daß er zu spät von Ulm aufzubrechen beschloß, und nahm das österreichische Heer in Ulm gefangen. (Vergl. S. 375.)

So ist diese erste Hälfte des Feldzugs von 1805 ein schlagendes Beispiel dafür, daß eine günstig gelegene Festung durch das Ungeschick des Feldherrn, welcher noch in den Traditionen eines überwundenen Standpunktes der Kriegskunst steckt, anstatt dem Lande zu nützen, die Veranlassung zu einer Niederlage wird.

Der Feldzug 1806 und 1807 ist in Bezug auf Festungen der direkte Gegensatz zu den Jahren 1792 und 1793.

Mit einer einzigen großen Schlacht, bei Jena, entscheidet sich 1806 Preußens Schicksal. Die

zahlreichen preußischen Festungen kapituliren, ohne Napoleons Vordringen nach Nordosten aufzuhalten; nur Graudenz und Kolberg leisten Widerstand auch bis nach Besiegung der Preußen und Russen jenseit der Weichsel. Die patriotische Hartnäckigkeit dieser Festungen ist aber nur von moralischem Werth für Preußen; in den strategischen Operationen spielen sie keine Rolle.

In dem schweren Kriege von 1809 wird Oesterreich vollständig niedergeworfen und nach allen Richtungen hin von französischen Heeren durchzogen, ohne daß von Belagerung und Eroberung einer Festung auch nur die Rede wäre.

In den spanischen Kriegen von 1808 — 1814 fand die viel genannte Belagerung von Saragossa statt. Zweimal im Jahre 1808 angegriffen, widerstand diese offene Stadt, deren Festigkeit in ihrer Lage zwischen den Flüssen Ebro und Huerva besteht, der ersten Belagerung siegreich und erlag der zweiten im Anfange des Jahres 1809. Aber die Berühmtheit dieser Belagerung ist hauptsächlich dem in Liedern gefeierten „Mädchen von Saragossa" zuzuschreiben, und nicht anders als die Vertheidigung Kolbergs für Preußen kann die Vertheidigung Saragossa's für Spanien wohl ein Denkmal des Heldenmuthes seiner Bürger sein, aber ein Beispiel der Bedeutung einer Festung für die Sicherstellung des Landes bietet sie nicht. In Spanien waren die französischen Heere schon bis zum Süden vorgedrungen, als um die patriotische Stadt gekämpft ward, welche im Nordosten des Landes liegt. Die wirklichen Festungen Figueras, Barcelona, Pamplona und San Sebastian kamen ohne Kampf in feindliche Gewalt.

Im Gegensatz hierzu waren die Festungen Ciudad Rodrigo, Almeida und Badajoz in dem Kriege, welchen Wellington gegen die französischen Marschälle auf der iberischen Halbinsel führte, von großer Bedeutung. Sie sind ein Beleg für die Wichtigkeit der Festungen, wo es sich um das Gewinnen von Terrain handelt, wo die Gestaltung des Landes und der Charakter seiner Bewohner Einzeloperationen mit Guerrillakrieg verbunden gestatten oder nothwendig machen, wo der Feind, welchen man nicht mit großen Schlägen zu vernichten hoffen darf, allmählig aufgerieben und verdrängt werden soll.

Der große russische Krieg im Jahre 1812 hat kein Beispiel einer Belagerung aufzuweisen.

Die Kriege der Jahre 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich zeigen nur die Vertheidigung Danzigs und der befestigten Stadt Dresden von Seiten der Franzosen im Jahre 1813. Deren Kommandanten, Rapp und St. Cyr, schlossen Kapitulationen ab, als Napoleons Schicksal sich in offenen Feldschlachten entschieden hatte.

Das Ende der Napoleonischen Kriegsperiode ist durch Belagerungen ebenderselben Festungen bezeichnet, welche in den Kriegen 1792 und 1793 Hauptsache waren. Aber im Jahre 1815 werden sie belagert und genommen, nachdem der eigentliche Krieg zu Ende ist und Napoleon bereits abgedankt hat. Der Prinz August von Preußen bemächtigte sich in den Monaten Juli, August und September der Festungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy, Givet, Sedan, Mezières und Montmédy; der Prinz von Hessen-Homburg brachte mit der preußischen Garnison von Luxemburg die Festung Longwy zur Kapitulation. Die Mainzer Garnison schloß Landau ein und beobachtete Bitsch. Die Russen schlossen Thionville, Saarlouis und Soissons ein und beobachteten Metz; doch trafen sie einfach mit den Kommandanten dieser Plätze das Uebereinkommen, sich gegenseitig ruhig zu verhalten, bis zur definitiven Ordnung der politischen Verhältnisse. In ähnlicher Weise benahmen sich die Oesterreicher gegenüber den Festungen Straßburg, Besançon, Neu-Breisach, Fort Mortier und Hüningen. Von diesen ward nur der letzte Platz wirklich belagert.

Preußen hatte bei seinem Verfahren hauptsächlich den Zweck, auf dem bevorstehenden Friedensabschluß seine begründeten Ansprüche durch wirklichen Besitz wichtiger Länderstrecken unterstützen zu können. Von strategischen Vortheilen, welche alle diese Belagerungen und Einschließungen hätten bringen können, konnte jedenfalls nach der Abdankung Napoleons und dem damit ausgesprochenen Ende des Krieges für keine der streitenden Mächte die Rede sein.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Napoleonische Kriegsperiode die Festungen überhaupt in Mißkredit gebracht hatte; verschwindend klein ist der Antheil, welchen sie an den großartigen Kriegen dieser Periode nahmen. Nachdem aber die extreme Ansicht, Festungen seien überhaupt unnütz, sich gemildert hatte, machte sich die Theorie geltend, nicht kleine Festungen in großer Menge und in Kordonlinien ausgedehnt seien praktisch, sondern wenige, aber große Festungen; und besonders solle man große Städte befestigen. Die starken

Besatzungen dieser großen Plätze würden, so war die Meinung, den Feind hindern, sie zu ignoriren und im Rücken zu lassen. Auch Hauptstädte sollten nach dieser Theorie befestigt werden, damit nicht durch leichte Einnahme derselben der Krieg entschieden werden könne, wie es so oft auf diese Weise unter Napoleon geschehen war. Paris ist aber bis heute das einzige Beispiel, daß diese Theorie in die Praxis übergegangen ist.

Indessen lieferte schon der russisch-türkische Krieg in den Jahren 1828 und 1829, der erste Krieg nach 1815, neue lehrreiche Momente zur Beurtheilung der Festungsfrage und zeigte durch den Augenschein die große Wichtigkeit, welche unter Umständen auch eine Kordonlinie von festen Plätzen haben kann, ohne daß sie sehr groß zu sein brauchen.

Der genannte Krieg drehte sich fast lediglich um Festungen und ist besonders deshalb interessant, weil die Kriegführung des Angreifers, der Russen, in beiden Jahren durchaus verschieden war, und, dem jedesmaligen Hauptzweck des Feldzugs entsprechend, die Festungen ganz verschieden behandelt wurden.

Der Krieg war ein Eroberungskrieg von Seiten Rußlands gegen die Türkei und ward auf dem Schwarzen Meere und in den Ländern östlich und westlich desselben zugleich geführt.

Im Jahre 1828 führte Rußland den Krieg methodisch, seine Streitkräfte waren verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend, und Zweck des Feldzugs war, Terrain und wichtige Plätze an der Donau und am Schwarzen Meere sowie in den kaukasischen Grenzländern zu gewinnen.

Deutlich ist hier der Unterschied zwischen einem Kriege zu erkennen, welcher des Friedens wegen, und dem Kriege, welcher der Eroberung wegen geführt wird.

Schritt vor Schritt rücken die russischen Heere in Europa und in Asien vor. Im erstern Welttheil ward von Mai bis Mitte Oktober um Braila, Isaktscha, Tultscha, Hirsova, Kustendsche, Silistria, Schumla und Varna gekämpft, und alle diese kleinen und größeren Plätze wurden ausgezeichnet von den Türken vertheidigt. Das Resultat für die Russen war hier lediglich der Besitz von Varna, alle übrigen bereits gewonnenen Punkte räumten sie im Oktober, um Winterquartiere auf dem linken Donauufer zu beziehen.

In Asien war die Einnahme von Kars und Achalzich der Gewinn des Feldzugs.

Im Jahre 1829 aber waren die Verhältnisse anders. Die übrigen Mächte erkannten die der Türkei drohende Gefahr und wurden besorgt. Ein methodischer Krieg hätte vielleicht die Oesterreicher oder die Franzosen auf den Kriegsschauplatz gelockt.

Rußland hielt es für klüger, in möglichst kurzer Zeit einen Erfolg zu erringen, welcher imponirte, um dann einen vortheilhaften Friedensschluß herbeizuführen.

Man brachte deshalb das Heer in Europa auf 160,000 Mann, und der General Diebitsch ging nun, nachdem er durch die Eroberung Silistria's sich an der Donau festgesetzt hatte, ohne sich weiter mit Belagerungen aufzuhalten, direkt auf Konstantinopel los, über das Balkangebirge.

Die Türken hatten ihr Heer bei Schumla koncentrirt und erwarteten dieselbe Kriegführung wie im vorigen Jahre. Ueberrascht durch Diebitsch' Kühnheit, entschloß sich Reschid Pascha, dem Feinde, als dieser bereits über den Balkan war, zu folgen. Dies bewog Diebitsch zur Umkehr; er schlug den Pascha bei Selimno und setzte dann wieder seinen Marsch nach Süden fort. Da sein Heer jedoch auf 20,000 Mann zusammengeschmolzen war, machte er in Adrianopel Halt und freute sich, auf die Friedensvorschläge der Großmächte eingehen zu können.

Der Krieg dieser beiden Jahre beweist den großen Nutzen der Festungen unter gewissen Verhältnissen und bietet zwei frappante Beispiele. Er zeigt, daß Festungen alsdann von größtem Werthe zur Vertheidigung des Landes sind, wenn sie so liegen, daß der Angreifer gezwungen ist, sie alle oder doch zum Theile zu nehmen. Das war in diesem Kriege der Fall und war es in derselben Weise auch im Kriege 1853 und 1854, wo gleichfalls Rußland erobernd über die Türkei herfiel.

Der Weg nach Konstantinopel führt über die Donau und das Balkangebirge, zwei bedeutende Hindernisse. Die Donau mit unzähligen Nebenarmen, durch Seen und Moräste dem Schwarzen Meere sich zuwälzend, ist an den wenigen Stellen, wo sie in der Nähe ihrer Mündungen zu passiren ist, mit Festungen besetzt, und diese müssen genommen werden, um den Uebergang sowohl auf dem Vormarsch als auf dem Rückmarsch zu sichern. Wollte der Angreifer diese Festungen umgehen und weiter oberhalb den Strom passiren, so würde der Umweg so bedeutend werden, daß andere große Nachtheile für ihn entständen.

Aber nicht allein der Stromübergänge wegen muß der Angreifer sich hier zum mindesten

einer Festung versichern, sondern auch des Balkanübergangs wegen darf er kein bedeutendes feindliches Corps in den Festungen hinter sich lassen, er müßte denn so überlegene Streitkräfte haben, daß er jene cerniren und doch noch vorrücken könnte. Eine Schlappe jenseit des Balkan müßte ihn in die Gefahr bringen, auf dem Rückzuge im Gebirge aufgehalten und vernichtet zu werden.

General Diebitsch versäumte denn auch nicht, sich wenigstens Silistria's zu versichern, ehe er den 60 Meilen langen Weg von der Donau nach Konstantinopel antrat, und das Wagestück, die übrigen Festungen und das befestigte Lager bei Schumla zu ignoriren, hätte ihn trotzdem zu Grunde gerichtet, wenn es nicht eben die Türkei gewesen wäre, gegen welche er kriegte.

Hätten die Türken aber ihre Festungen nicht gehabt, so würden sie die Russen, welchen sie im offenen Felde nicht zu widerstehen vermochten, gewiß schon 1828 in Konstantinopel gesehen haben.

Gleich wie die Türken durch die Donaufestungen, ward Oesterreich durch das Festungsviereck in Italien geschützt. Im Jahre 1848 wurden Peschiera, Mantua und Verona, vorzüglich befestigt und einander unterstützend, die Rettung des Radetzky'schen Heeres und damit des italienischen Besitzes für das Kaiserreich.

Von dem Aufstande der Lombardei, dem Abfall Venedigs und der eigenen italienischen Regimenter auf der einen Seite, und auf der andern durch das piemontesische Heer unter Karl Albert bedroht, zog sich Radetzky nach Verona hinein und ließ Mantua und Peschiera zunächst von den Besatzungen vertheidigen. Es gelang ihm, Karl Albert, als dieser sich Verona näherte, bei S. Lucia zu schlagen, er eroberte von hier aus die abtrünnigen Städte Vicenza, Padua und Treviso wieder, überfiel die Piemontesen, als sie Mantua belagerten, und schlug sie bei Custozza zurück. Zwar war Peschiera verloren gegangen, aber es hatte doch viel genützt, weil Karl Albert sich im Beginn des Feldzugs mit Belagerung dieser Festung aufgehalten hatte. Als Gesammtresultat ergibt sich, daß die Festungen wegen ihrer begünstigten Lage und ihrer klugen Benutzung von Seiten Radetzky's sowohl in der Defensive als in der Offensive bedeutenden Antheil an Oesterreichs Siege hatten. Daß im Kriege 1859 gegen Italien und Frankreich dieselben Festungen ganz außerhalb der Operationen blieben, war die Schuld der fehlerhaften Führung; sie hätten den Sieg für Oesterreich entscheiden können, wie sie im Jahre 1866 eine siegreiche Schlacht wiederum bei Custozza herbeiführten.

Im Kriege Oesterreichs gegen Ungarn 1849 zeigten Ofen, Temesvar und vorzüglich das sehr günstig gelegene Komorn den großen Vortheil fester Plätze für ein Heer, welches sich vertheidigt. Doch muß man die Kämpfe um diese Festungen mit der Erwägung betrachten, daß dieser Krieg den eigenthümlichen Charakter der Niederwerfung eines Aufstandes hatte, daß von allen Seiten Oesterreicher und Russen in Ungarn eingedrungen waren und diese Festungen wohl Stützpunkte einer kräftigen Gegenwehr auf getrennten Punkten, aber auch eben nur isolirte feste Punkte waren, ähnlich den Festungen in Spanien in den Jahren 1808 bis 1812. Komorn kapitulirte zuletzt, als Ungarns Widerstand gebrochen war, spielte also keine entscheidende Rolle.

Im Jahre 1849 entschied die dänische Festung Fridericia den Feldzug der Dänen gegen Deutschland zu Gunsten Dänemarks. Aber Niemand wird daran zweifeln, daß sowohl die Festung als die Dänen an diesem Resultat das geringere Verdienst hatten. Das Benehmen der Truppen des deutschen Bundes war so sehr geeignet, den Dänen eine Koncentration in Fridericia und einen Ueberfall der Schleswig-Holsteiner zu ermöglichen, daß man der Festigkeit der Festung keinen Antheil an den Ereignissen einräumen kann. Im Jahre 1864 war dieselbe Festung Nebensache; sie ward von den Dänen nach kurzer Beschießung seitens der Preußen und Oesterreicher und während der darauf folgenden Einschließung auf der Landseite verlassen, ohne daß ein Grund hiezu aufzufinden wäre.

Der große Kampf der Westmächte, der Türkei und Piemonts gegen Rußland drehte sich in seinem zweiten, dem Hauptabschnitt, fast lediglich um Sebastopol. Trotzdem kann man aus diesem Kriege nicht sowohl Belege für die Wichtigkeit der Festungen, als für die Bedeutung befestigter Häfen ziehen. Sebastopol war ein Kriegshafenplatz, welcher zum Schutze der Flotte im Schwarzen Meere, nicht zur Vertheidigung des Landes diente. Die Alliirten griffen die Festung zum Theil in der Absicht an, die Flotte zu vernichten, zum Theil aber nur, weil sie keine andere verwundbare Stelle an Rußlands Grenze aufzufinden vermochten. Ein Vordringen nach Zerstörung der Festung konnte nicht in ihrem Plane liegen. Daß nun der Krieg zu solcher Größe anschwoll, daß er zu einer Verschwendung von Menschenleben und Geld führte, deren

das Objekt nicht werth war, ist in der fehlerhaften, planlosen Führung auf beiden Seiten begründet.

Die Eroberung von Kars seitens der Russen während des Jahres 1855 ist eher als Beispiel aufzuführen. Der Besitz dieser Festung sicherte Rußlands Uebergewicht auf dem asiatischen Kriegsschauplatz.

Die Vertheidigung von Gaëta im Jahre 1860 war ein Kampf um den letzten Stützpunkt, welchen der Besiegte in seinem vollständig unterworfenen Reiche besaß, eine hoffnungslose Gegenwehr bis auf den letzten Augenblick.

Nach den Erfahrungen der letzten achtzig Jahre, die so reich an großen und blutigen Kriegen waren, sind also da, wo ein wohlüberlegter und energischer Angriff stattfand, sehr selten die Festungen des angegriffenen Landes im Stande gewesen, die Defensive in der Weise zu kräftigen, wie es im Verhältniß zu den aufgewandten enormen Kosten erforderlich gewesen wäre. Die in Festungen verbauten Summen würden, auf die Verbesserung der Heereseinrichtungen verwandt, wohl immer ein größeres Resultat erzielt haben. Nur dort sind Festungen von wesentlichem Nutzen gewesen, wo sie in begünstigter Lage ein Bollwerk bildeten, welches zu umgehen der Angreifer nicht im Stande war, und wo sie in ihrem Zusammenhange Defiléen bildeten, in welchen dem Defensiven der Vortheil blieb.

Solche Bedeutung hatte das Festungsviereck für Oesterreich gegen Italien und haben die Donaufestungen für die Türkei gegen Rußland. Bei einer zweckmäßigen Vertheidigung sind solche Festungslinien von unberechenbar hohem Werth, sie können die Widerstandsfähigkeit eines Heeres verdoppeln und verdreifachen.

Deutschland hat eine solche Festungslinie zu seinem Schutze nicht. Die Grenze gegen Frankreich, wie sie seit Jahrhunderten gewesen ist, gestattete immer den Einbruch der französischen Heere, und diese wußten stets den Kriegsschauplatz auf deutschen Boden zu verlegen. Freilich sind durch die großen und starken Festungen Mainz, Koblenz und Köln die Hauptwege vom Rhein nach dem Innern versperrt, aber von Hüningen bis Rastatt bietet Deutschland eine offene Seite, und die Länder auf dem linken Ufer sind nicht durch feste Plätze gedeckt. Der Krieg von 1870 ist der erste seit der räuberischen Wegnahme Lothringens und des Elsasses, in welchem es den deutschen Heeren gelungen ist, gleich von Beginn der Feindseligkeiten an den Nachtheil der militärischen Lage durch überlegene Führung auszugleichen und ihn sogar in Vortheil zu verwandeln. Die treue Brust seiner Söhne ist Deutschlands starke Burg gewesen. Aber die unbeschützte Lage so großer Landstriche auf dem linken Rheinufer bleibt immer ein Nachtheil gegenüber dem Feinde, welcher in Straßburg und Metz gleichsam Ausfallsthore gegen Deutschland besitzt.

Ein Schutz auf dieser stets gefährdeten Grenze ist nur dadurch herzustellen, daß diese großen und starken Festungen zu Hauptbollwerken und vornehmsten Plätzen einer Sicherstellung in den wiedereroberten Provinzen umgeschaffen werden, einer Sicherstellung, welche im Süden Belfort als Thor des offenen Rheinthales und im Westen die Maaslinie mit Sedan, Stenay und Verdun böte.

Diese Plätze, mit starken Garnisonen besetzt, würden so drohend für Frankreich dastehen, daß es auch in seiner Wiedererstarkung nach den jetzigen Niederlagen an einen Angriff nicht denken dürfte. Denn nicht allein würden sie das feindliche französische Heer, welches vermeiden wollte, direkt gegen die Festungen zu marschiren, auf den Weg zwischen Straßburg und Metz in der Richtung auf die bayerische Pfalz verweisen und somit die Rückzugslinie desselben von zwei Seiten bedrohen, sondern es würde auch bei solchem Operiren des Feindes die Gefahr eines Vorbrechens von Sedan und Stenay aus gegen Paris nahe liegen.

Schon Wilhelm von Humboldt, als zweiter Bevollmächtigter Preußens in den Friedensverhandlungen von 1815, erklärte als die folgerichtigste Methode, um die Nachbarn Frankreichs sicher zu stellen, eine Grenzbestimmung, welche diejenigen festen Plätze Frankreichs, deren es sich als Angriffspunkte bedient habe, zu Vertheidigungsmitteln eben jener Nachbarn mache.

A. Niemann.

Die Benutzung des Sieges. „Du verstehst zu siegen", sagte vor zweitausend Jahren zu Hannibal, dem karthagischen Feldherrn, sein Reiterführer Maharbal, „aber Deinen Sieg zu benutzen verstehst Du nicht." Es war nach der Schlacht bei Cannä, der furchtbarsten Niederlage, welche die Römer je erlitten. Rom zitterte, schon erscholl der Schreckensruf: „Hannibal vor den Thoren!" womit noch lange die römischen

Mütter ihre schreienden Kinder stille machten — aber Hannibal griff Rom nicht an, sondern zog von Apulien, wo er jenen Sieg gewonnen, Rom umgehend, nach der Westküste Italiens, wo er seine Truppen in Winterquartiere verlegte. Darum war eben der zürnende Reiterführer in jene Worte ausgebrochen. Wohl mag ihm der Feldherr seine Gründe gesagt haben, die ihn bestimmt, den Angriff auf Rom zu unterlassen, die Geschichte hat sie aber nicht verzeichnet, denn über die punischen Kriege ist keine karthagische Quelle vorhanden, sie sind nur von Römern beschrieben.

Maharbals Vorwurf hat im Laufe der Zeiten gar manchem Feldherrn gemacht werden können, er klingt auch in die neuern Kriege hinüber. Und doch ist es nicht der bloße Sieg auf dem Schlachtfelde, der Gewinn einer Position, der Rückzug des Feindes, der einer Schlacht entscheidende Bedeutung gibt, sondern „der wirkliche Erfolg eines Sieges", wie mit Recht gesagt worden ist, „liegt erst hinter dem letzten Kanonenschusse, der auf der Wahlstatt gefallen ist". Dann erst in der energischen Verfolgung werden die Trophäen des Sieges, wenn deren auch schon während des letzten Kampfes der Entscheidung viele in unsere Händen gefallen sind, im reichsten Maße eingesammelt: Gefangene vorzüglich, auch Geschütze, Kriegsmaterial aller Art, Trains mit werthvollen Dingen, Bagage, im Glücksfall auch eine Kriegskasse. Aber mit dieser unmittelbaren Verfolgung noch nicht genug, die weiter gehende muß dem geschlagenen Feinde keine Rast gönnen, ihm nicht Zeit geben, seine aufgelösten Truppen wieder zu sammeln, zu ordnen und in schlagfertigen Stand zu setzen. Die Benutzung des Sieges in einer offenen, sogenannt rangirten Schlacht muß bis zur Vernichtung, wenigstens bis zur Zertrümmerung der feindlichen Streitmacht gesteigert werden, dann erst wird eine Schlacht zur Entscheidungsschlacht für den ganzen Krieg und der Gegner muß den Widerstand aufgeben, weil er ihn nicht länger fortsetzen kann, er muß sich den Friedensbedingungen des Siegers unterwerfen.

Das ist nun freilich das Ideal einer Siegesbenutzung, welches in der Wirklichkeit selten erreicht wird: Hemmungen aller Art treten ein, nicht bloß taktischer oder strategischer Natur, sondern auch politische Rücksichten, die leidige Einmischung fremder Mächte. Es gibt in der Kriegsgeschichte nur wenige Beispiele einer vollkommenen Benutzung des Sieges.

Um sie zu charakterisiren, versetzen wir uns zuerst auf das Schlachtfeld, wenn die Krisis eintritt, die Wagschale des Sieges sich auf eine Seite zu neigen beginnt. Dieser Moment ist oft schwer zu erkennen, dazu gehört ein geübter und scharfer Feldherrnblick, eine geistige Beherrschung der Situation. Zeichen der Krisis beim Feinde sind, wenn an einzelnen Brennpunkten des Kampfes sein Feuer schwächer wird, wenn er hier und da Terrain verliert und Angriffsbewegungen, die er mit einzelnen Abtheilungen unternimmt, schwankend geschehen oder ganz in das Stocken gerathen, wenn unsere Truppen an einigen wichtigen Stellen entschiedene Vortheile erringen, dann wird es Zeit sein, die bisher intakt, d. h. außer Gefecht gehaltenen Reserven zum letzten vernichtenden Schlage in die Schlacht zu werfen. Es ist gesagt worden: „Derjenige, welcher die letzten Reserven in der Hand behält, wird siegen". Uebervorsichtige Feldherren, dieses Ausspruchs eingedenk, lassen sich dadurch bestimmen, mit dem Gebrauch ihrer Reserven allzu lange zu zaudern und den rechten Moment, den sie noch immer nicht gekommen glauben, zu versäumen. Sie berauben sich dadurch, wenn sie auch siegen, der schönsten Erstlingsfrucht ihres Sieges. Wohl sind Hauptschlachten gewonnen worden, auch ohne daß die Reserve ins Feuer gekommen ist, wie Napoleon bei Borodinò siegte, ohne seine Garde zur Entscheidung benutzt zu haben. Aber war der Sieg so entscheidend, wie er hätte werden können? Die Kavallerie, vier große Corps, hatte der Kaiser mit in die Schlachtlinie gestellt, wo sie stundenlang dem Feuer ausgesetzt hielt und die ungeheuersten Verluste erlitt: aus welchen Gründen er das gethan, ist vielfach von einsichtsvollen Reitergeneralen, wie Roth von Schreckenstein, erwogen, aber nicht aufgeklärt worden, wie auch das Räthsel ungelöst geblieben ist, warum Napoleon nicht zuletzt durch seine Garden die Schlacht, in der ihm endlich die Russen Stand gehalten, zu einer Vernichtungsschlacht gemacht hat.

Die Kavallerie war zu einer nachdrücklichen Verfolgung nicht geeignet, dazu waren auch die Russen trotz ihrer großen Verluste nicht erschüttert genug. Kutusow meldete sogar nach Petersburg, daß er gesiegt habe, und erst der Verlust von Moskau widerlegte später die Lüge. Der Meister der Kriegskunst, welcher eigentlich der Erste gewesen, der den Gebrauch der Reserven und die Benutzung des Sieges verstanden hat, ist bei Borodinò nicht auf der Höhe seines Feldherrngenies gewesen.

Schlachten kann man also gewinnen auch ohne die Reserven, aber den Sieg benutzen nicht.

Die Truppen, welche die Schlacht durchgekämpft und zuletzt entschieden haben, sind in einem so durch Verluste geschwächten und auch erschöpften Zustande, daß sie wohl von Siegesfreudigkeit hingerissen die unmittelbare Verfolgung des fliehenden Feindes mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte noch eine Weile fortsetzen, aber sie müssen bald davon ablassen, weil sie nicht weiter können. Auch ist bei lange anhaltenden Schlachten, wie bei Königgrätz, die taktische Ordnung zuletzt vielfach gelöst, die Truppentheile sind theilweise durch einander geschoben, namentlich haben sich bei dem stundenlangen Gefecht in Wäldern und um Dörfer, das meist in Kompagniekolonnen und zerstreuter Fechtart geführt wird, die Mannschaften verschiedener Abtheilungen gemischt. Zu einer planvollen energischen Verfolgung auf längere Dauer sind diese Truppen, ohne vorher wieder geordnet zu sein, nicht geeignet. Dazu müssen frische geschonte Kräfte aus der Reserve eintreten. Ist diese nun, wie es die jetzigen Gefechtsverhältnisse fordern, weit zurückgehalten, bis sie gebraucht wird, und hat man sie nicht wenigstens im Momente der Entscheidung, wenn man sie dazu nicht verwenden wollte, näher herangezogen, so kommt sie zur wirksamen Verfolgung zu spät. Der Feind, der im Bewußtsein der Niederlage sich mit Anspannung aller Kräfte zu retten sucht, hat schon einen zu weiten Vorsprung gewonnen, und wenn auch eine schnelle Kavallerie seine letzten Abtheilungen, die Arrièregarde, welche seinen Rückzug deckt, noch einholen und ihr noch einige Verluste zufügen kann, im Ganzen und Großen wird sie ihm, besonders wenn er wieder günstige Terrainabschnitte gewinnt und eine noch gefechtsfähige Artillerie hat, den Gnadenstoß, der ihn zertrümmert, nicht geben können. Dazu gehört, daß die Verfolgung ohne allen Zeitverlust geschieht, und nicht von Kavallerie und reitender Artillerie allein, sondern auch mit Unterstützung nachrückender Infanterie. Diese Truppen müssen aus der noch frischen Reserve gegeben werden, die nun zur Avantgarde des ganzen siegreich im Vorrücken begriffenen Heeres wird.

Zuerst sitzt die Kavallerie, die sich wegen ihrer Schnelligkeit und des Schreckens, den sie unter demoralisirten Flüchtlingen verbreitet, dem Feinde mit der blanken Waffe im Nacken. Man mag von der Allgewalt der modernen Feuerwaffen noch so fest überzeugt sein, die Standhaftigkeit der Truppen bewundern, die im stundenlangen Feuergefecht aushalten, oder den hohen Muth, der im Angriff sich unter dem verheerendsten Feuer nicht aufhalten läßt, wie unsere deutschen Truppen im französischen Kriege 1870, so wird das Gefühl der persönlichen Gefahr immer größer sein, wenn man den Feind, den man im Feuergefecht nur in der Entfernung, zuweilen hinter Deckungen oder in Schützengräben gar nicht sieht, nun leibhaftig in nächster Nähe erblickt und jeder Einzelne seinen Mann findet, mit dem er Brust an Brust zu kämpfen hat. Daher noch heut der unbestrittene moralische Eindruck, den das plötzliche Erscheinen der Kavallerie, ihr stürmischer Angriff mit ausgelegter Hiebwaffe oder gefällter Lanze macht. Ist nun gar die Truppe, welcher der Angriff gilt, schon aufgelöst, ihres moralischen Elements verlustig gegangen, so begreift man, wie ein panischer Schrecken sich ihrer bemächtigt und die Fliehenden, da sie den Pferden doch nicht entrinnen können, die Gewehre wegwerfen und sich schaarenweise zu Gefangenen ergeben. In der Schlacht von Kesselsdorf sprengte der General von Jasmund unter die Flüchtigen, „reprochirte ihnen", wie er in seinem Berichte sagt, „ihre Lächete, sich von wenigen Husaren wie die Schafe abschlachten zu lassen", stieß „einem Kerl, der gar nicht stehen wollte, die Fuchtel (den Degen) bis an das Stichblatt in den Leib" — vergebens! Bei der Verfolgung, also nach der Schlacht, hält die Kavallerie erst ihre reiche Ernte. Die Thatsache, daß unter dem entnervenden Gefühl der Niederlage meist aller Widerstand unter einer demoralisirten, wenn auch im Verhältniß zu ihren Verfolgern noch so starken Schaar aufhört, ist eine jener psychischen Erscheinungen, die sich zu allen Zeiten wiederholt haben. Daraus erklärt sich auch in den Schlachten des Alterthums jener oft staunenswerthe Unterschied zwischen Siegern und Besiegten. Auf der Wahlstatt war der Verlust da, wo ebenbürtige Gegner mit ziemlich gleicher Bewaffnung einander gegenübertraten, auf beiden Seiten meist ziemlich gleich. Die Griechen kämpften in ihrer Phalanx möglichst geschlossen mit dem Speer, und erst wenn die feindliche Ordnung gebrochen war und sie in den Feind eindrangen, griffen sie zum Schwert, weil der lange Speer im engen Handgemenge nicht mehr zu brauchen war; bei den Römern, die auf der Höhe ihrer Kriegskunst unter Cäsar gar keine Speere mehr führten, war nur der Schwertkampf üblich, den sie jedoch im Anlauf gegen den Feind durch eine schwere Wurfwaffe, das Pilum, auf kurze Entfernung geschleudert, vorbereiteten. Jedenfalls war es immer der Kampf Mann gegen Mann, der in den

Schlachten wüthete: die Fernwaffen des leichten Fußvolks, Bogen, Schleudern, Wurfspieße, wurden nur als Vorspiel und mit geringer Wirkung gebraucht. So mußten die Schlachten sehr blutig werden, und der Theil, welcher besiegt dem Feinde den Rücken kehrte, konnte sich von ihm, mit dem er handgemein gewesen, schwer losmachen, auf der Flucht wurden dann noch Tausende erschlagen. Gnade kannte der Sieger nicht, wer besiegt war, hatte das Leben verwirkt, Gefangene wurden selten gemacht. Als Cäsar die pompejanischen Kohorten, die sich nach der verlorenen Schlacht bei Pharsalus gerettet hatten, aus einer festen Stellung in die andere verfolgt und endlich durch Abschneiden des Wassers zur Ergebung genöthigt hatte, erregte es Staunen, daß er ihnen das Leben schenkte. Es war eine Benutzung des Sieges ganz gegen alle herkömmliche Kriegsmanier, aber der sieghafte Imperator gewann durch seine Milde mehr, als er durch Vernichtung der in seine Hand gefallenen Krieger gewonnen haben würde: er fesselte sie mit unlöslichen Banden an sich.

Heut werden die Besiegten, welche um Pardon bitten und ihre Waffen niederlegen, geschont und zu Gefangenen gemacht. Die Franzosen haben aber zuweilen diese Schonung treulos vergolten, und wenn der Sturm der Kavallerie, der sie sich ergeben, zu weiterer Verfolgung über sie hinweggebraust war, ihre zur Erde geworfenen Gewehre wieder ergriffen und hinterdrein gefeuert. So 1813 in der Schlacht bei Möckern, so 1870 in der bei Mars-la-Tour oder Vionville, wie sie auch genannt wird. Dann freilich gilt kein Erbarmen mehr, Alles wird niedergehauen. Bei Möckern unternahmen die Strafe für die Treulosigkeit die lithauischen Dragoner unter ihrem Führer, dem „tollen" Platen, hier bei Metz die Ziethenschen Husaren, welche selbst große Verluste erlitten hatten. Solche Fälle gehören aber zu den Ausnahmen. Die Kavallerie bringt auf der Verfolgung Massen von Gefangenen ein.

Allein reicht aber die Reiterei, welche meist in aufgelöster Ordnung verfolgt, nicht aus, um den Widerstand geschlossener Abtheilungen, die sich noch finden, oder schnell bilden, zu brechen. Deshalb wird sie von reitender Artillerie unterstützt, welche ihr in allen Gangarten mit gleicher Schnelligkeit folgen kann. Während die Kavallerie auf der Rückzugsstraße des Feindes demselben — wie der Ausdruck lautet — auf den Fersen oder in den Hufeisen liegt, um niederzumachen oder gefangen zu nehmen, was sie kann, biegt die Artillerie seitwärts aus, gewinnt im Galopp eine Feuerstellung in der Flanke des fliehenden oder doch im eiligen Rückzuge befindlichen Feindes und überschüttet ihn mit Granaten und Shrapnels.

Aber beide Truppengattungen, wie vortheilhaft auch ihre Verbindung ist, die höchste Gewalt der blanken Waffe mit der höchsten Feuerwirkung, finden doch auch ihre Grenze der Verfolgung, wo sie von derselben abstehen müssen: entweder da, wo der Athem ihrer Pferde erschöpft ist, oder wo der Feind ein Terrain gewinnt, in welchem Kavallerie und Artillerie nicht mehr kämpfen können: einen Wald, ein günstig gelegenes Dorf, durchschnittenes Terrain, Höhenzüge ꝛc. Dies macht, wie vorher schon gesagt, die Mitwirkung von Infanterie nöthig. Diese kann freilich den beiden berittenen Truppengattungen nicht auf dem Fuße folgen, aber sie rückt stetig, abwechselnd im gewöhnlichen schnellen und im Laufschritt nach; leichte Infanterie, welche doch zur Verfolgung genommen wird, kann darin Unglaubliches leisten. Hat nun die feindliche Nachhut ein Terrain besetzt, in welchem Kavallerie und Artillerie ihr direkt nichts mehr anhaben können, so nimmt die nachgerückte Infanterie, welche auch Fußartillerie mit sich bringen wird, das Gefecht auf, wirft den Gegner aus der Stellung, die er ohnehin nicht lange festhalten darf, um nicht ganz von seiner fortmarschirenden Hauptmasse abzukommen, und überläßt, wo irgend wieder freies Terrain ist, den andern Waffen die weitere Ausbeutung des errungenen Erfolges.

Das ist die unmittelbare Verfolgung. Eine vollständige Benutzung des Sieges muß aber weiter gehen, um die geschlagene feindliche Armee ganz aufzulösen und für fernere Operationen unfähig zu machen.

Nicht bloß die Avantgarde muß den zuerst dem Feinde nachgeschickten Truppen folgen, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, sondern auch das ganze siegreiche Heer darf nicht auf seinen Lorbeern ruhen. Es kommt darauf an, wenn irgend möglich, den Feind von den Sammelpunkten, von den Waffenplätzen in seinem Rücken, von seiner Operationsbasis und deren Hülfsquellen, wo er wieder einen Halt findet und erstarken kann, abzuschneiden und diese Hülfsquellen, so weit das erreichbar, zur eigenen Benutzung zu gewinnen. Dann erst darf der Feldherr hoffen, den Gegner vollständig zu vernichten, was freilich nicht wörtlich zu nehmen ist, denn Armeen von einer Stärke, wie sie

gegenwärtig im Felde erscheinen, sind nicht zu vernichten, wohl aber kann ihre Widerstandsfähigkeit vollkommen gebrochen und vernichtet werden, dann ist es eben der Gegner auch als solcher.

Eine große Aufgabe für die Feldherrnkunst, welche hier gestellt ist; sie kann aber erreicht werden, wenn der leitende Stratege sie von Anfang an in seine Berechnung gezogen und seinen Kriegsplan darauf angelegt hat. Freilich erfordert sie geschickte Generäle, welche die getrennten Corps zum Zusammenwirken im Geiste des Operationsplanes gut zu führen verstehen; von den Truppen fordert sie die größten Anstrengungen, Gewaltmärsche, wo keine Eisenbahnen benutzt werden können, und mancherlei Entbehrungen, die nicht ausbleiben. Aber der Lohn dafür ist auch herrlich. Der Krieg wird rasch entschieden, es sind nicht immer wieder neue blutige Schlachten nöthig, ein Schlag mit guter Benutzung des Sieges ist genügend.

Nicht immer war dieser Gedanke maßgebend. Es gab sogar eine Zeit, in welcher der lächerliche Grundsatz aufgestellt wurde: einem geschlagenen Feinde müsse man goldene Brücken bauen. Das war die Zeit der Ueberfeinerung und Verkünstelung in der Kriegführung, wo sich die Feldherren in ausgeklügelten Heeresbewegungen gegenseitig zu überbieten, Vortheile abzugewinnen, aus sogenannten unangreifbaren Stellungen — unangreifbar für die damalige Taktik! — wegzumanövriren suchten und schon die aberwitzige Maxime geäußert wurde: die Schlacht sei nur der Nothbehelf eines Stümpers in der Kriegskunst! Es waren solche Kriegsweise besonders die Nachäffer Turenne's, den die Franzosen den Großen nennen, wir aber den Mordbrenner der Pfalz, die er zuerst auf Befehl seines Königs verwüstete, was später die Melac, Montclar und Genossen in noch scheußlicherer Weise fortsetzten. Der Kurfürst von der Pfalz, zu schwach sein Land gegen Frankreichs Mordbrenner- und Räuberbanden zu schützen, forderte deren Anführer, den „ritterlichen" Turenne, zum Zweikampfe, welche Ehre dieser jedoch ablehnte. Turenne, den man sonst zu den besten Feldherren zählt, war auch nicht frei von der Vorliebe für künstliche Manöver, welche den Krieg erfolglos in die Länge ziehen, er hatte jedoch immer großartige Ziele dabei; seine Schüler und Nachahmer dagegen hatten, wie es gewöhnlich der Fall, den Meister falsch verstanden, nur die Form, nicht den Geist erfaßt. Bei solcher Kriegführung konnte von großen Erfolgen und deren Benutzung nicht die Rede sein.

War es hier ein Irrweg, auf welchen die Feldherren gerathen waren, so hatte es noch früher in den Söldnerkriegen Italiens eine Zeit gegeben, in welchen die Schlacht und somit die Benutzung des Sieges aus den schnödesten Beweggründen vermieden wurde. Die Söldnerführer — Condottieri genannt — waren kontraktlich für eine gewisse Zeit in Kriegsdienst genommen, sie hatten dafür eine gewisse Macht aufzubringen und den Krieg für ihre Brodherren, meist die unter einander verfeindeten Städte, zu führen. Beendigten sie den Krieg mit raschen zerschmetternden Schlägen, so war ihr Geschäft aus, ihr Erwerb vorüber, sie fanden es daher in ihrem Interesse, dem Feinde so wenig Herzeleid als möglich anzuthun und dadurch den Krieg, von welchem sie lebten, möglichst zu verlängern. Der Krieg wurde dadurch zum unblutigen Spiel. Schlachten wurden zwar dem Namen nach geliefert, aber die großen, prächtigen Reitergeschwader ritten nur gegen einander auf, tummelten sich hin und her, suchten sich gegenseitig zu überflügeln und dadurch zum Rückzuge zu bewegen, hieben aber nicht auf einander ein — das taktische Vorbild zu den strategischen Meisterstücken eines Turenne und Montecucoli. — Es gab Schlachten, in denen nicht ein einziger Mann fiel.

Im 18. Jahrhundert, selbst zu Friedrichs des Großen Zeit, der seine Schlachtpläne doch immer auf eine Vernichtung des Gegners anlegte, war eine Benutzung des Sieges in diesem Sinne aus andern Gründen nicht möglich. Die Taktik jener Zeit kannte die Reserve in der Schlacht nur dem Namen nach, ihren Gebrauch zu jenem wichtigen Zweck gar nicht. Man nannte nämlich ein drittes Treffen, das in der Schlachtordnung gebildet wurde (meist aus Reiterei, welche im ersten und zweiten keinen Platz mehr gefunden hatte), wohl Reserve, aber dasselbe wurde nicht zu großen Entscheidungen aufgespart, sondern oft gleich im Anfange mit in die Schlacht gezogen, wie durch Ziethen bei Prag und Leuthen. Wenn dann die Schlacht gewonnen war, so fehlte es an Truppen zur Verfolgung und der Sieg konnte nicht ausreichend benutzt werden. Den großen König verhinderte daran auch die Schwäche seiner Streitkräfte im Verhältniß zu denen des Feindes, und daß er gezwungen war, wenn er einen besiegt hatte, sich schnell wieder, um nicht von den andern bei ihrer Uebermacht erdrückt zu werden, gegen

einen neuen zu wenden, oft nach einem entfernten Kriegsschauplatze. Er erkannte wohl die Mängel der Taktik seiner Zeit, es lag aber nicht in seiner Macht, sie zu ändern; um so bewundernswerther ist sein Genie, daß er trotz derselben solche Siege zu erringen und seinen siebenjährigen Krieg, in welchem es sich um die Existenz des preußischen Staats handelte, glorreich zu Ende führen konnte.

Wir haben es schon ausgesprochen, daß Napoleon I. ein Meister in der Benutzung des Sieges gewesen ist, müssen jedoch hinzusetzen: so lange er auf der Höhe seines Ruhmes stand, im Feldzuge von 1796, in den Kriegen von 1805, 1806 und 1809. In Rußland nach der Schlacht von Borodino schon nicht mehr, in Deutschland 1813 nach dem Siege bei Dresden noch weniger, am wenigsten nach dem Siege bei Ligny 1815 über seinen gefährlichsten Feind, Blücher. Hätte er diesen Sieg im Geiste seiner alten Kriegführung benutzt, so würde Blücher nicht bei Waterloo zur Rettung Wellingtons erschienen sein und der Kaiser nicht die Niederlage erlitten haben, welche seine wieder aufgerichtete Macht mit einem Schlage vernichtete. Ohne die meisterhafte Benutzung des Sieges von Waterloo, ohne die Verfolgung bis zum letzten Hauch von Menschen und Pferden, welche Gneisenau leitete, ein unerreichtes Vorbild für alle Zeiten, wäre aber vielleicht der Sturz Napoleons nicht die unmittelbare Folge gewesen — wer kann die Wechselfälle berechnen, die noch zu seinen Gunsten, wenn auch nur das Unglück aufhaltend und mildernd, hätten eintreten können!

Die Kriege nach 1815 bieten kein Interesse für unsern Stoff, bis wieder in unsern Tagen eine neue Aera für die Kriegskunst anbrach. Es haben sich zwar auch Stimmen erhoben, welche die Benutzung des Sieges von Königgrätz 1866 einer scharfen Kritik unterworfen haben, und der Schein einer gewissen Berechtigung ist ihrem Urtheil nicht abzusprechen. Wenn die Verfolgung, zu welcher an dem langen Tage im Hochsommer noch mehrere Stunden zu Gebot standen, von der Kavallerie, die noch viele ganz intakt gebliebene Schwadronen hatte, mit der Energie von Waterloo aufgenommen worden wäre, so hätte die geschlagene Armee in ihrer gänzlichen Auflösung mit der Elbe im Rücken wohl kaum der furchtbarsten Katastrophe entgehen können. Indessen muß die Kritik, wenn sie gerecht sein will, in ihrem Urtheil überhaupt vorsichtig sein, da ihr selbst über Kriegsbegebenheiten vergangener Zeit noch viele Aufschlüsse über die Beweggründe und Triebfedern manches Entschlusses, den wahren Zusammenhang der Thatsachen und mächtige Einflüsse, welche dabei gewirkt, fehlen, wie viel mehr ist das der Fall in den Kriegen der Gegenwart, trotz aller officiellen Berichte und Darstellungen.

Vom Kriege von 1870 fehlen zum größten Theil auch noch diese officiellen Aktenstücke. So viel sich aber nach den Thatsachen urtheilen läßt, ist die Benutzung der deutschen Siege eine vortreffliche gewesen, sonst hätte es nicht gelingen können, im Laufe eines einzigen Monats die auf ihren alten Kriegsruhm so stolze, unleugbar treffliche und tapfere, in ganz Europa als eine der ersten angesehene Armee in rasch sich folgenden Schlägen bis zur Waffenstreckung, selten erhört in der Kriegsgeschichte, niederzuwerfen. Vorzüglich muß der großartige Gebrauch der Kavallerie zur Verfolgung und zur Ueberschwemmung weiter Landstriche hervorgehoben werden. Interessant wird es sein, das Nähere über die Operationen dieses deutschen Nationalkrieges zu erfahren, vor der Hand müssen wir uns aber noch bescheiden.

K. G. v. Berneck.

Die Geschütze der französischen Marine. Während das französische Landheer durchaus mit Vorderladungsgeschützen versehen ist und man erst ganz vor Kurzem angefangen hat, einige Batterien aus Hinterladungskanonen zusammenzustellen, wurden schon seit Neujahr 1869 die schweren Schiffsgeschütze zur Hinterladung eingerichtet. Alle Kanonen der Marine sind aus Gußeisen (bis auf eine Anzahl gußstählerner zu 19 Centimeter) und die Hinterladungskanonen dabei mit Stahlreifen versehen, welche in glühendem Zustande um das Rohr gelegt werden (System Parrot).

Auf der Panzerflotte werden folgende Arten von Geschützen geführt.

1) Vorderlader: 55pfündige, 11zöllige, 15zöllige und 8zöllige glatte, 8zöllige gezogene Kanonen.

2) Hinterlader: Kanonen von 14, 16, 19, 24 und 27 Centimeter Kaliber.

Glatte Vorderlader sind nur noch auf dem „Rochambeau" und dem „Onondaga"; sie wurden von den Amerikanern mit übernommen. Von den 11zölligen glatten Kanonen führt der „Rochambeau" 16, der „Onondaga" 2, und von den 15zölligen glatten Kanonen führen die beiden genannten Schiffe je 2.

Mit den 14-, 16- und 19-Centimetergeschützen sind nur noch die ungepanzerten Schiffe bewaffnet. Auf den Panzerschiffen ist das Batteriegeschütz die 24-Centimeterkanone; außerdem als Thurmgeschütz die zu 27 Cent. Die kleineren Geschütze sind auf den Panzerbatterien und Booten.

Wir geben jetzt eine genauere Beschreibung der vier größten Gattungen der Hinterladungsgeschütze.

1) Die Kanone von 16 Centimeter Kaliber. Ihre Länge beträgt 3,385 M., ihr Durchmesser am Kammerende 0,634, ihr Kaliber 0,1647 M. und ihr Gewicht 5000 Kilogramm. Die Seele hat 3 parabolische Züge, deren Neigung am Boden 0°, an der Mündung 6° beträgt. Es gehören zweierlei Arten von Munition zu dem Geschütz. Die erste besteht aus einer Pulverladung von 5 Kilogramm und einer gußeisernen Spitzgranate von 31,5 Kilogramm. Die Schußweite beträgt bei 2° Elevation 950 M., bei 10° Elevation 3500 M. und bei 35° Elevation 2750 M. Auf diesem letzteren Abstand hat sie eine durchschnittliche Seitenabweichung von 16 und eine Längenabweichung von 44 M. Mit einer Pulverladung von 7,50 Kilogramm und einem massiven, gußstählernen cylindro-ogivalen Geschoß von 45 Kilogramm beträgt die Schußweite bei 4° Elevation 1700 M. und im Uebrigen ist die Schußweite und Treffsicherheit ungefähr dieselbe wie bei Anwendung der erstgenannten Munition. Auf einem Abstande von 300 M. durchschlägt das Geschoß dieser Kanone eine 5zöllige Panzerscheibe.

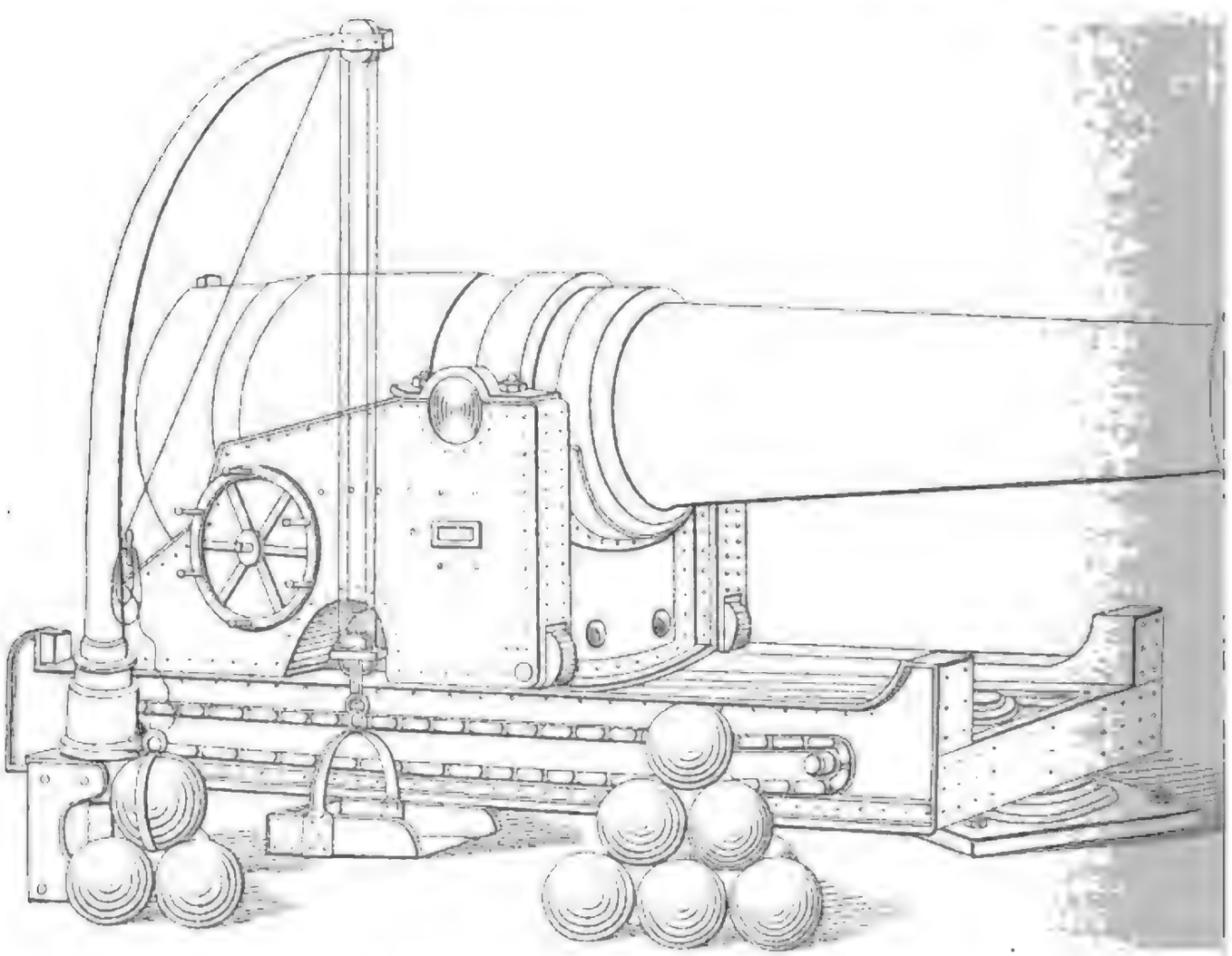


Fig. 1. Hinterladungsgeschütz der französischen Marine.

2) Die Kanone von 19 Centimeter Kaliber. Ihre Länge beträgt 3,80 M., ihr Durchmesser am Kammerende 0,772 M., ihr Seelendurchmesser 0,194 M., ihr Gewicht 8000 Kilogr. Die Seele ist mit 5 parabolischen Zügen von derselben Neigung wie bei der 16-Centimeterkanone versehen.

Die Kanone schießt mit einer Pulverladung von 8 Kilogr. eine gußeiserne Spitzgranate von 52 Kilogr. und mit einer Pulverladung von 12,5 Kilogr. ein massives gußstählernes cylindrisches oder cylindro-ogivales Geschoß von 75 Kilogr.

Bei Anwendung der erstgenannten Munition beträgt die Schußweite bei 2° Elevation 900 M., bei 10° Elevation 3300 M. und bei 35° Elevation 7000 M. Auf diesem letzteren Abstande beträgt die durchschnittliche Seitenabweichung 14 M. und die Längenabweichung 42 M. Bei Anwendung des Vollgeschosses ist auf den kürzeren Abständen die Schußweite und Treffsicherheit ungefähr dieselbe wie bei Anwendung der anderen Munition. Auf 300 M. Abstand vermag das cylindrische und auf 800 M. Abstand das cylindro-ogivale Geschoß eine 5zöllige Panzerscheibe zu durchbohren.

3) Die Kanone von 24 Centimeter Kaliber. Ihre Länge beträgt 4,50 M., ihr Durchmesser am Kammerende 0,980 M., ihr Seelendurchmesser 0,240 M., ihr Gewicht 14,000 Kilogr. Die Seele hat 5 parabolische Züge.

Bei einer Pulverladung von 16 Kilogr. und mit einer gußeisernen Spitzgranate von 100 Kilogr. beträgt die Schußweite mit 2° Elevation 1000 M., mit 10° Elevation 3600 M., mit 35° Elevation 7800 M.

Ferner schießt die Kanone mit einer Pulverladung von 20 Kilogr. ein gußstählernes cylindrisches oder cylindro-ogivales Vollgeschoß von 144 Kilogr. Mit dem cylindrischen Geschoß wird bei 3° Elevation eine Schußweite von 1020 M., mit dem cylindro-ogivalen Geschoß bei dieser Elevation eine Schußweite von 1120 M. erreicht.

Auf einem Abstande von 2000 M. durchbohren die Geschosse dieser Kanone einen 5zölligen Panzer und auf einem Abstande von 1000 M. durchschlagen sie den stärksten Schiffspanzer, der bis jetzt existirt hat. Ein cylindrisches Geschoß, das einen 5zölligen Panzer mit einer 25zölligen Holzbekleidung durchschlägt, reißt ein Eisengewicht von 140—150 Kilogr. und an Holzsplittern ungefähr einen Kubikmeter los.

4) Die Kanone von 27 Centimeter Kaliber. Ihre Länge beträgt 4,66 M., ihr Durchmesser am Kammerende 1,133 M., ihr Seelendurchmesser 0,275 M. und ihr Gewicht 22,800 Kilogramm.

Die Kanone schießt mit einer Pulverladung von 24 Kilogr. eine Spitzgranate von 144 Kilogr. und mit einer Pulverladung von 30 Kilogr. ein massives gußstählernes cylindrisches oder cylindro-ogivales Geschoß von 216 Kilogr.

Der Verschlußmechanismus der Hinterladungskanonen ist von Treuille de Beaulieu nach amerikanischem Muster konstruirt. Er besteht aus einem Gußstahlcylinder (s. Fig. 2), der dem betreffenden Geschützkolben entspricht. In diesen Cylinder sind Schraubengewinde eingeschnitten, welche, um ein schnelleres Aufschrauben zu ermöglichen, der Schraubenspindelperipherie nach in sechs gleiche Theile getheilt sind. Von diesen Theilen sind 3 wiederum abgefeilt, so daß immer ein glattes und ein mit Schraubenflügeln versehenes Stück mit einander abwechselt. Die im Rohr befindliche Schraubenmutter ist in ähnlicher Weise eingerichtet und die Verschlußschraube wird nun mittelst einer Handhabe so in das Rohr eingeführt, daß ihre Flügel dabei mit den glatten Flächen der Schraubenmutter in Berührung kommen, worauf der Verschlußschraube mittelst einer Kurbel eine solche Drehung um ihre Achse gegeben wird, daß sämmtliche Schraubentheile beider Verschlußstücke ineinander greifen und so das Rohr fest verschließen. Der Kopf des Schraubencylinders ist mit einem frei um eine Achse beweglichen Stahlring versehen, der eine durchlochte Scheibe aus weichem und zähem Stahl trägt, welche sich beim Schusse an die

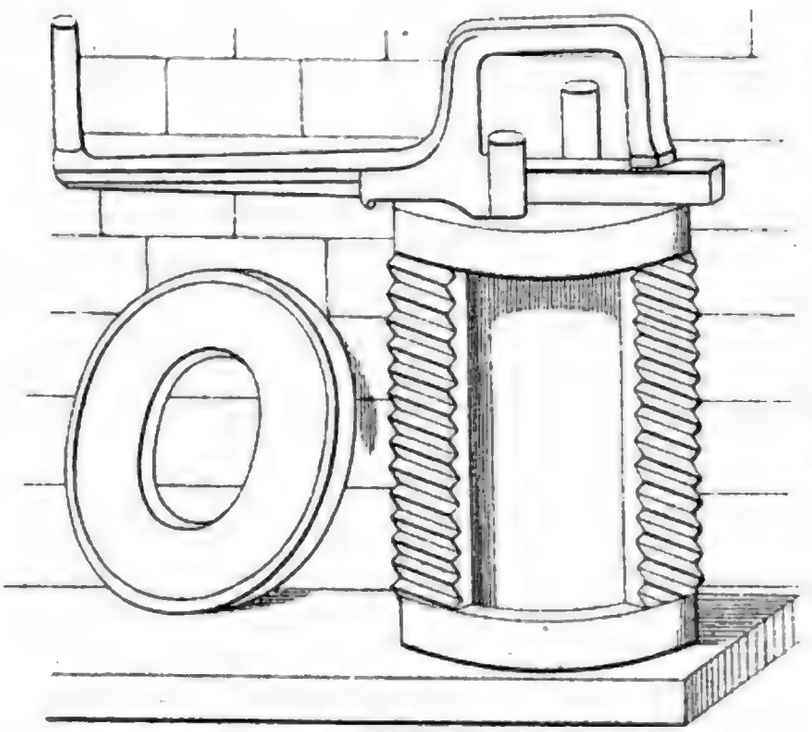


Fig. 2. Schraubenschlußcylinder des französischen Marinegeschützes.

Rohrwände preßt und die Entweichung der Gase nach hinten verhindert. Um einer ungenügenden Schließung der Verschlußschraube vorzubeugen, ist die Vorrichtung getroffen, daß der Schuß nicht abgefeuert werden kann, ohne daß die Umdrehung der Verschlußschraube vollständig stattgefunden hat. Bevor man diese Vorsicht angewendet hatte, kamen einige sehr erhebliche Unglücksfälle vor, indem die Verschlußschraube zurückgeschleudert ward. So geschah es vor mehreren Jahren am Bord des „Montebello" und noch 1868 am Bord der „Valeureuse".

Zu dem 24-Centimetergeschütz gehört eine Lafette eigenthümlicher Konstruktion. Dieselbe ist von Eisen und ruht auf einem eisernen Rahmen. Dieser ist an der Schiffswand mit einem starken Bolzen befestigt und ruht hinten und vorn auf Rollen, welche sich auf Scheiben von Bronze bewegen. Die hinteren Rollen haben Ansätze, unter denen Hebel angebracht werden können, wenn geringe Drehungen nach den Seiten erforderlich sind.

Die Lafette selbst besteht aus zwei Wänden, welche auf den Kanten des Rahmens ruhen. Ein Zwischenstück, welches die Wände vorn verbindet, enthält Springfedern, an welche das Anhalttau angebracht ist, um die auf dieses ausgeübte Spannung zu vermindern.

Zur Vermittelung der Höhenrichtung ist in jeder Lafettenwand unter dem Zapfenlager eine Kette angebracht, welche sich mittelst einer Kurbel durch eine Schraube ohne Ende um ein Rad bewegt. Wenn diese Vorrichtung den Dienst versagen sollte, kann die Richtung durch Keile bewerkstelligt werden, welche man unter dem Hinterende der Lafette anbringt.

Lafette und Rahmen wiegen zusammen 6500 Kilogr. und das Totalgewicht der 24-Centimeterkanone beträgt also 20,500 Kilogr., oder über 20 Tonnen.

Zur Bedienung des Geschützes sind 20 Mann erforderlich, wenn das Schiff in Bewegung ist, auf der Rhede genügen 14 Mann.

Nekrolog.

Gersdorff, Hermann Konstantin von, preußischer Generallieutenant, erlag seinen bei Sedan erhaltenen Wunden zu Schloß Vigne-aux-bois am 13. September. Er war geboren 1809, nahm 1842 und 1843 an dem russischen Feldzug im Kaukasus Theil, wurde 1848 zur Organisation der schleswig-holsteinischen Truppen kommandirt und betheiligte sich an mehren Gefechten. Als Oberst und Kommandeur der 11. Infanteriebrigade kämpfte er 1864 wieder in Schleswig-Holstein und 1866 in Böhmen. Zum Generallieutenant und Kommandeur der 22. Division befördert, befehligte er 1870, nach Verwundung des Generals von Bose, stellvertretend das 11. Armeecorps.

Marguerite, französischer General, † zu Beauraing in Belgien an den bei Sedan erhaltenen Wunden.

Raoult, französischer General, ist in der Schlacht bei Wörth nicht getödtet, sondern nur schwer verwundet worden und seinen Wunden erst am 3. September im Lazareth zu Reichshofen bei Wörth erlegen. (Vergl. S. 382.)

Technologie.

Nekrolog.

Braithwate, John, englischer Civilingenieur, einer der ersten, welche sich mit Eisenbahnbauten beschäftigten und nicht nur bei englischen, sondern auch bei vielen Linien des Festlandes betheiligt war, † im Alter von 73 Jahren.

Ericson, Nils, ausgezeichneter Ingenieur, Bruder des berühmten John Ericson, † am 8. September in Stockholm im Alter von 68 Jahren. Der Umbau des Trollhättakanals, die Anlage des Schleußengebäudes und des Docks in Stockholm, die Kanalverbindung zwischen dem Vinnensee Saimen und der finnischen Bucht sind seine bedeutendsten Werke. Er war Direktor der schwedischen Eisenbahnen und wurde 1854 geadelt.

Neue Bücher.

Brücken- und Hochbau-Konstruktionen, Grundzüge der konstruktiven Anordnung und statistischen Verwendung derselben. Von F. Heinzerling. Leipzig, Felix.

Buchdruckerkunst und die verwandten Geschäftszweige, von A. Waldow. In Lfgn. Leipzig, Waldow.

Eisenhohöfen. Ueber die Entwicklung und Verwendung der Wärme in den Eisenhohöfen von verschiedenen Dimensionen. Von J. L. Bell, übersetzt von B. Tunner. Leipzig, Felix.

Jahrbuch der Erfindungen, von H. Hirzel und H. Gretschel. 6. Jahrg. Leipzig, Quandt und Händel.

Waarenkunde, allgemeine, von Henkel. In Lfgn. Erlangen, Enke.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Geſchichte.

Der Decembermann und ſeine Mitſchuldigen. Der Napoleonismus iſt der Geſchichte verfallen. Wenige Monate, ja wenige Wochen, das ſchimmernde und flimmernde Gebäude ſchien feſt zu ſtehen. Es iſt gefallen, und man errichte ihm zum Denkmal eine umgeſtürzte Säule mit der Inſchrift: 2. December.

Heute hat die Geſchichte das Recht ihr Verdikt zu geben; ſie mag urtheilen nicht bloß über den Napoleonismus als Legende, ſondern über ihn als Thatſache; die aus ſeinem Lager hervorgegangenen blinden Verehrer des fait accompli haben nun auch ein fait accompli vor ſich — ſeinen Sturz.

Und wollte man verſuchen die geſtürzte Herrſchaft nochmals der franzöſiſchen Nation zu oktroyiren, die freilich nur ſich ſelber anklagen mag, wenn ſie die demagogiſche Diktatur 20 Jahre getragen —, ſie würde von der Lebenskraft der Nation abfallen wie ein ſchlecht amputirtes Glied. Ein Regiment, über welches ein Gottesgericht ergangen wie das, deſſen Zeuge wir in den letzten Monaten waren; ein Regiment, das dem Lande bei ſeinem Sturze Nichts hinterläßt als die Erinnerung an eine zwanzigjährige Periode der moraliſchen Erniedrigung, der Korruption und des Schwindels, und daneben die in furchtbarer Reife ſtehende Saat blutigen Elendes, — ein ſolches Regiment wird nie mehr Boden gewinnen. Der Napoleonismus bleibt heute das, was er zum Heile der Welt beſſer ſchon 1848 geblieben wäre, eine hiſtoriſche Thatſache. C'en est fait.

Der Geſchichtſchreiber ſteht vor einem Abgeſchloſſenen, einem Abgethanen, bis auf ſeine letzten Früchte Ausgereiften; er mag urtheilen.

Es iſt etwas Fremdartiges, etwas Myſteriöſes um den Napoleonismus. Mit der Macht des Fatalismus in die Welt hineingetreten, durch eine Art von fataliſtiſchem Glauben an ſein Geſchick und ſeine Beſtimmung getragen, ſtellte er ſich in ſeinem erſten großen Acteur den an ſein Glücksrad gefeſſelten und beiläufig von ihm zerſchmetterten Völkern abſichtlich wie eine Schickſalsmacht dar. Er ſtieg auf wie ein Fatum und ſtürzte wie ein Phantom. Nicht als ob die Glieder der Familie den Glauben des gefallenen Schlachtenkaiſers an die Wiederherſtellung ſeiner Dynaſtie getheilt oder feſtgehalten hätten! Die improviſirten Eintagskönige hatten ſich in den Verluſt ihrer Kronen gefunden, und von den berühmten oder berüchtigten Frauen der Napoleoniden hielt eine einzige feſt an der Hoffnung auf eine neue Herrlichkeit ihres Hauſes. Es iſt diejenige, die man im Gegenſatze zu den klaſſiſch heidniſchen Italienerinnen des Napoleoniſchen Geſchlechtes die romantiſche, die Fee des Bonapartismus genannt hat. Es iſt Hortenſe Beauharnais, die Mutter deſſen, der ſich Napoleon III. heißen ſollte. Sie goß ihrem jungen Sohne jenen romanhaften Glauben ins Herz, der ihn zunächſt die komiſch auslaufenden Spektakelſtücke von Straßburg und Boulogne aufführen machte, der ihn aber auch auf den Thron hob. Es iſt der Glaube, in deſſen Zuverſicht der Präſident der Republik anno 49 bei Einweihung der Eiſenbahn von Chartres ausrief: „Es gibt Exiſtenzen, welche die Inſtrumente der Dekrete der Vorſehung ſind. So lang ich nicht meine Miſſion erfüllt habe, laufe ich keine Gefahr".

Die Miſſion iſt erfüllt! Aus dem blutigen Verrath an der Republik hervorgegangen, hat die zwanzigjährige Herrſchaft des ungeheuren Aktien- und Börſenſchwindels, der überſtürzten Spekulation und der moraliſchen Verderbniß bei ihrem Falle die in Elend und Grauen aufgehende Saat eines ebenſo leichtfertigen und übermüthigen als ſchlecht vorbereiteten Krieges zurückgelaſſen. Die Miſſion iſt erfüllt!

Der Bonapartismus als die zu Gunſten des Volkes ausgeübte Diktatur lebte in den

Köpfen und Herzen des unwissenden Volkes fort, welches keine Ahnung davon hatte, daß sein als Idol verehrter Schlachtenkaiser Nichts für das Volk gethan, daß er Furcht hatte vor dem Volke, wenn es keine Uniformen trug. Die Gesammtheit der bürgerlichen und politischen Institutionen des Reiches aber war den höheren Bürgerklassen eben recht als Schutz für ihre Interessen und Besitzthümer. Die blinde Furcht vor dem Gespenste der rothen Republik ist der erste und Hauptfaktor, welcher das Aufsteigen des zweiten Kaiserreichs möglich machte. — Sehr wohl kam diesen Neigungen und Tendenzen des sogenannten „parti de l'ordre" die Geistesweisenheit des dritten Napoleon entgegen, die man französischerseits ungefähr folgendermaßen abgeschätzt hat: Der Kaiser stellt das mittlere Durchschnittsmaß der intellektuellen Kräfte seiner Zeit dar, das ist gewiß einer der plausibelsten Gründe seines Erfolgs. Als naiver Erbe einer Legende hat er durch seine Individualität die Sympathien nicht gestört, welche die Franzosen immer einem feierlich anerkannten Gemeinplatz entgegentragen. Thöricht aber, dreimal thöricht die Republikaner, welche sich durch die unsichern und unklaren Versprechungen der Prätendenten ködern ließen; welche die wohlklingenden Worte von Freiheit, Ruhm, Recht des Volkes, Grundsätze der Revolution ꝛc. für baare Münze nahmen; welche es sich selbst als Verpflichtungen für die Sache der Republik auslegten, wenn der Gefangene von Ham versicherte: „Wenn das Land mich eines Tages ruft, so werde ich gehorchen; um meinen plebejischen Namen werde ich alle Diejenigen vereinigen, die Freiheit und Ruhm wollen; ich werde dem Volke helfen, seine Rechte wieder zu erlangen, ich werde ihm helfen, die Regierungsform zu finden, die dem Princip der Revolution entspricht". Wer heute nach Ablauf der Dinge mit kühlem Blut jene Napoleonischen Artikel und Schriften liest, jene „Idées napoléoniennes", die durch die vertrauensvolle Hülfe romantischer Freiheitsschwärmer so viel zur Wiederaufrichtung des Thrones mitgewirkt haben, der wird kaum Einen entschieden haftenden und energisch faßbaren republikanischen Grundgedanken darin finden. Von tiefer greifender Charakteristik war für die folgende Regierungszeit das dumpfe Schweigen, welches die Eidleistung des neuen Präsidenten vor der Kammer der Abgeordneten empfing; keine Beifallsbezeugung, selbst da nicht, als der Präsident feierlich hinzufügte: „Ich rufe Gott zum Zeugen an für den Schwur, der soeben geleistet worden ist!" — ein Gefühl unerklärbaren Zweifels schien Mund und Hand der Abgeordneten zu verschließen. Der 2. December hat die Zweifel erklärt.

Die Dinge gingen rasch auf abschüssiger Bahn der Inauguration des Kaiserreichs zu. Ein Paar Jahre nach dem ersten officiellen Auftauchen des Namens Ludwig Napoleon Bonaparte, und das Kaiserreich war fertig; Frankreich mochte nur darauf warten, daß es proklamirt werde. Es war im Jahr 1851, als der aus den Provinzen rücklehrende Prinzpräsident mit der Inschrift auf einem Triumphbogen des Konkordienplatzes empfangen ward: Napoleon III., dem Retter der modernen Civilisation! Noch bündiger zeichneten die Situation die zwei Worte am Transparent eines Friseurs in der Rue Montmartre: Ave, Caesar! Der neue Cäsar aber leitete seine Herrschaft mit der Jahr um Jahr mehr zum komischen Stichwort gewordenen Phrase ein: „Denjenigen, welche vielleicht bedauern, daß kein größeres Maß von Freiheit gewährt ist, antworte ich: Die Freiheit hat nie ein dauerhaftes politisches Gebäude begründen helfen; sie krönt es, wenn die Zeit es konsolidirt hat". Unsre Generation sollte nicht die Konsolidirung und nicht die Krönung des Gebäudes erleben, bloß seinen Sturz! —

Wie war der Staatsstreich möglich geworden? Durch die Schuld aller Parteien und aller Klassen; durch die Unentschiedenheit, das Zögern und Zaudern. Im Kampfe der legislativen mit der exekutiven Gewalt standen die Chancen gleich; der Sieg mußte Dem zufallen, der den ersten kecken oder gewandten Schlag führte. Aber unter allen den Generälen und Politikern der schwatzenden und berathenden Majorität war nicht Ein Mann der That zu finden. Die Staatsmänner redeten und meinten zu handeln, kamen aber nie dazu; jenes Geschlecht kam selbst im letzten entscheidenden Augenblick nicht aus der Betrachtung und der Kritik heraus. Die Legitimisten vermeinten durch andächtige Reden die Monarchie wieder ins Leben zu rufen; die Republikaner hielten es gethan mit fleißiger Repetition und Kommentirung ihres Glaubensbekenntnisses, und beide Parteien rissen sich herunter. Die Race war reif einen Herrn über sich zu bekommen, und er kam; das Feld blieb frei für einige Individuen, die wußten was sie wollten und vor Nichts zurückscheuten, auch nicht vor dem Verbrechen; es war an den Männern von weitem Gewissen und engem Herzen!

Unmöglich, die Zahl der Opfer des Staatsstreiches zu kennen! Die Werkzeuge der Gewalt

haben ſich nicht befliſſen der Welt darüber Rechenſchaft zu geben. Wenn der „Moniteur“ die Zahl von 380 im Straßenkampfe gefallenen Perſonen angab, wie verträgt ſich damit die Erklärung vom Aufſeher des Kirchhofs Montmartre, er habe am 5. Dec. mehr als 350 Leichen erhalten mit dem Auftrag, ſie ſofort begraben zu laſſen, ohne daß ſie zuvor rekognoscirt würden? Der General Magnan ſpricht in ſeinem Rapport von ungefähr 100 durch die Soldaten füſilirten Individuen. Die Wahrheit bleibt das Geheimniß der Generäle, die ſich um dieſe „Campagne de Paris“ verdient gemacht! Zweiunddreißig Departements wurden in Belagerungszuſtand erklärt; die Verhaftungen erreichten die Zahl von nahezu 100,000. Es wird uns aus einem Departement (du Var) berichtet, daß hernach die Hände fehlten, um die Feldarbeiten zu beſorgen. Die Zahl der Transportirten wird die Geſchichte erſt dann einmal erfahren, wenn die Archive des Marineminiſteriums vor ihr offen liegen werden. Es iſt nur ein einzelner Akt des Dramas, daß 3417 Familienväter nach Algerien abgeführt wurden. Stieg man doch dem friſchen Bündniß mit dem Klerus zu lieb hinab bis zu Verfolgungen im Namen der Religion! So begannen der Retter der Civiliſation und ſeine Werkzeuge. Wir werden ein zweites Mal dieſe Scenen ſich wiederholen ſehen, geſtützt durch das Sicherheitsgeſetz nach dem Attentat Orſini's, ein Geſetz, welches Alles übertraf, was der minutiöſeſte Konſervatismus nur wünſchen mochte. Streckte es doch ſeine Drohungen herab bis auf die Reden und Geſpräche, die man am häuslichen Herde hielt! Und erklärte doch Herr Baroche am Schluß der Diskuſſion nackt und frei, daß das Geſetz jene Politik der Vergeltung und des Konſervatismus vollſtändig machen ſolle, welche der 2. December begonnen. Das Kaiſerreich weiſe jene Konceſſionen zurück, jene übertriebene Achtung vor den Skrupeln der Rechtsmänner, aus denen doch nur die Revolutionen von 1830 und 1848 hervorgegangen ſeien; es brauche eine Waffe gegen die Reſte der inſurrektionellen Körperſchaften des Jahres 1848. Wer jene Verfolgungsſcenen gegen die Republikaner mit der ſpringenden franzöſiſchen Lebendigkeit und Gefühlswärme will geſchildert wiſſen, der leſe einige Seiten des Werkes von Ténot und Dubart: „Les suspects en 1858“. Und mit der Freiheit ward der Geiſt der Aſſociation unterdrückt. Die Polizei warf die Schilde mit dem Zeichen der Verbrüderung auf die Straßen, die Geranten ins Gefängniß. 299 Geſellſchaften beſtanden im Augenblicke des Staatsſtreiches; 15 überlebten ihn. Ganz natürlich! Dem Despotismus iſt jede Verbündung nie anders als unter dem Bilde der Zuſammenrottung erſchienen.

Und was war denn das für eine Geſellſchaft, der Frankreich mit allen ſeinen Intereſſen für zwei Jahrzehnte als Beute überliefert werden ſollte? Was war's für eine Bande um den wie eine ſchlechte Improviſation aufgeſtandenen Thron her? Taxile Delord im zweiten Bande ſeiner Geſchichte dieſes Regimentes hat die Leute und ihren Einfluß auf die franzöſiſche Geſellſchaft ſehr einfach gezeichnet: Eine durch Gewalt mit der Schnelligkeit einer Dekorationsänderung aufgeſtandene Herrſchaft gruppirt um ſich her nur ſolche Perſonen, die verſchuldet ſind und ſich für die erſte beſte Sache erklären, welche ihnen eine Chance bietet aus ihren Verlegenheiten herauszukommen. Ein ſolches Regiment abſorbirt die gerade disponiblen Intriganten, die Ausſchüſſe der vorhergegangenen Regierungen. Das Regiment des 2. December hätte ſich gerne jener Mitſchuldigen entledigt, die mit dem ganzen Gewicht ihrer Begehrlichkeiten und Forderungen auf ihm laſteten. Der Einfluß ſelbſt, den dieſe Leute auf den von ihnen aufgerichteten Thron hatten oder nur zu haben vorgaben, wurde von ihnen als eine Art Wucherartikel ausgenutzt. Das waren die Leute, von denen das ſchwindelhafte Aktienſpiel ausging, die Börſen- und Induſtriekönige, deren trügliche Unternehmungen ihnen ſelbſt, ihren Agenten und Unteragenten Hunderte von Millionen eintrugen, während ſie den wahren Wohlſtand des Landes um Milliarden ſchwächten. Sie waren es, von denen ein unerſättlicher Gelddurſt in die ganze hohe Geſellſchaft Frankreichs hineingetragen wurde. Seit der Wiederaufrichtung des Reiches überließ ſich das Land der Spekulation und der Agiotage mit einer Hitze, die bis gegen das Jahr 1860 hinauf zu einem wahren Fieber anſtieg. Die von den koloſſalen Anleihen der Regierung auf den Platz von Paris geworfenen Summen; dazu die Anleihen der Departements und Gemeinden, um die nach dem gigantiſchen Vorſpiele von Seine-Babel auf allen Punkten des Reiches angegriffenen Luxusbauten durchzuführen; endlich diejenigen der großen Eiſenbahngeſellſchaften, um ihre Schienenwege zu vollenden, die ganze fieberhafte Bewegung — welche Beute für die Agioteurs! Und ſie haben ſie ausgenutzt! Die öffentlichen Fonds, den plötzlichſten Schwankungen ausgeſetzt, ruinirten das Publikum, die leichtbethörte Maſſe, und bereicherten die kecken Spe-

kulanten, welche Alles bis auf die geringsten Friedens- und Kriegsgerüchte herab auszubeuten verstanden. Es war eine unter sich verkettete Geschäftswelt, an ihrer Spitze ein Paar Dutzende von Großkönigen der Ausbeutung mit Grafen- und Senatorentiteln, welche alle Mittel der Intrigue und Korruption erschöpfte, um Konzessionen und Privilegien zu erlangen, die sich in Aktien umsetzen und an der Börse escomptiren ließen. Hurrah, und drauf die wilde Jagd nach Gold und Titeln!

Wer es darauf anlegen wollte, leicht möchte der einst den ganzen Geist der Zeit des zweiten Kaiserreichs in seiner Essenz aus Herrn Haußmanns Chiffren für die Pariser Bauten herauskonstruiren. Es war anno 1868, als es galt die fatal heikle, die faule, die heillose Affaire des Crédit foncier mit ungeheuren Zahlen zuzudecken. Da trat Herr Haußmann auf, der seinen Kasernenbauten ähnlich sehende Koloß, und erklärte den zum Staunen geneigten Naturen, daß er außer den für die gewöhnlichen Bedürfnisse bestimmten Ausgaben für das Paris seiner Schöpfung 1,865,770,086 Francs 9 Centimes ausgeworfen habe! Vergessen wir ja die 9 Centimes nicht, sie sind für Haußmannsche Rechnungen zu bezeichnend! Die Zahlen reden um so vernehmlicher, als einst bei Anlaß einer wirklich nothwendigen Straßenkorrektion der Musterpräfekt häuslicher Wirthschaft kurz und nett erklärte: Eine Straßenkorrektion? Ist sie Bedürfniß? Wenn Ja, so kann ich nicht dafür garantiren, wann sie ausgebaut werde, denn ich mache nur das Nutzlose! Ein gewiß sehr wider seinen Willen ausgezeichnet treffendes Witzwort. Die gute Stadt Paris stelle die Riesenbüste ihres Präfekten neben das 80 Millionen kostende Theater und setze die Worte darunter: Il ne fit que l'inutile! Als 1858 der gesetzgebende Körper an diese Pariser Bauten 60 Millionen Staatssubvention beschloß, erhob sich derselbe Körper zu einem Supplementarkredit von 300,000 Francs für Ausbesserung der Primarlehrergehalte, die oft 5 bis 6 Monate nicht ausbezahlt wurden. Wo ist Gavarni, um die beiden Zahlen zu illustriren? Aber wenigstens gewann die Moral dabei? Ja! Durch die Riesenbauten haben der Luxus und das Elend hart mit und neben einander zugenommen; sie stehen sich drohend Angesicht gegen Angesicht gegenüber. Die häuslichen Neigungen und Gewohnheiten sind verderbt worden, und es ist die Schuld dieses Regimentes, wenn man für die neuen Häuser auch neue Sitten und Unsitten brauchte. Aber die Kunst und der Geschmack? Sie sind im Sinken; Nichts, auch gar Nichts ist künstlerisch an diesen Ausgeburten modern bürgerlichen Ungeschmacks, an diesen schwerfälligen, glänzenden, lastenden Steinkolossen, die sich ohne Unterbrechung und Abwechslung unabsehbar hinstrecken, das Einförmigste und Ermüdendste, was denkbar ist.

Das Kaiserreich, das sich mit der riesengroßen Lüge einführte: l'empire c'est la paix! wollte die kommerciellen und industriellen Interessen ködern; es war die hohe Bourgeoisie, welche in dem Despotismus eine Schutzwache suchte gegen die Stürme der Freiheit; sie verlangte von der neuen Regierung keinen Ruhm, sondern Frieden; das Geschäft sollte blühen. Der Kaiser versprach es und hielt es — wie seinen Eid gegen die Republik. Der Geist der Gesellschaft aber sank Jahr um Jahr tiefer. Einen Cancan aufführen und die Beine der Theatertänzerinnen belorgnettiren, das wurden die Hauptbeschäftigungen der reichen und eleganten Jugend dieser Zeit und dieses Paris. Was von der alten intellektuellen Rührigkeit übrig blieb, resumirte sich in einer Art von banaler Neugier, welche Alles streifte und Nichts ergründete, Alles durcheinanderwarf und Nichts würdigte, welche den Staatsmann und den Komödianten, die vornehme Weltdame und das zweideutige Geschöpf mit der gleichen Elle maß und nur an den Elendigkeiten der chronique scandaleuse sich erbaute; es war die Gesellschaft der blühenden demi-monde. An den berühmten Männern sind es bloß die Fehler und Laster, welche interessiren; ihr Talent ist vergessen. Eine Gesellschaft ohne Meinung und Glauben ist immer der Bigotterie und Heuchelei ergeben: so nahm denn auch die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs die Devotion zum Aushängeschild. Wehe Dem, der nicht die Praktiken der Kirche mitmachte!

Eine Gesellschaft wie diese hat keinen Halt in sich und die öffentlichen Zustände keine Festigkeit. Auch fühlte man sich nie sicher, weder auf dem Throne noch im Volke. Im Frieden fürchtete man den Krieg, und die Jahre der Ruhe nahm man als ein Uebergangsstadium, mit dem es von heut auf morgen vorbei sein kann. Der Staatsstreich hatte Frankreich in einen Zustand kränkelnder Schläfrigkeit geworfen, welche zuwartete, ob der nächste Tag Krieg oder Frieden bringen werde. War's ja ein Einziger, der für die „große Nation, die an der Spitze der Civilisation marschirt", Vorsehung spielen zu wollen

keck genug war und ihr von ihren eigenen Geſchicken eben eröffnete, ſo viel ihm gefiel oder für ſich und ſeine Zwecke paſſend ſchien. Aber auch das kaiſerliche Regiment ſelber fühlte ſich ſchwach durch ſeine Schwankungen und Zögerungen, durch den wohlverdienten Mangel an Vertrauen und Glauben, auf den es bei jedem Schritt ſtieß, ſelbſt durch die unſichere Allianz mit dem Klerus, der es mit immer dringlicheren und weiter greifenden Forderungen drängte, durch den Widerſtand der Parteien, die zwar für den Moment in der Schwäche des Schreckens ſich ſelber abgedankt hatten, bald aber wieder ſich zur Oppoſition ermannten. Es war ein verhängnißvolles Symptom für das Kaiſerreich, daß die Jugend ſich mehr und mehr entſchieden von ihm abwandte; der Haß gegen das aus dem 2. December hervorgegangene Regiment ſtieg von den niederen Schulen bis zu den Lyceen hinauf. Am längſten hielten die hohen Staatskörper in ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit aus, bis auch ſie ſich ſtemmten, bis aus der Oppoſition der 5 nach und nach eine oppoſitionelle Macht anſchwoll, mit der man wohl oder übel paktiren mußte. Nach wenigen Jahren ſchon fand der neue Thron die Hülfsmittel ſeiner Regierungskunſt erſchöpft, er fühlte ſich von ſeiner Schwäche und Iſolirung erſchreckt und ſuchte nach Mächten umher, die ſeine Exiſtenz verlängern könnten. Herr der Adminiſtration, des Budget, der Armee, des Klerus, des legislativen Körpers und des Senats, oberſter Richter über die Preſſe und nach dem Attentat Orſini's gar mit einem Geſetze bewaffnet, das ihm erlaubte, mit Willkür ſeine Feinde nach Cayenne oder Lambeſſa zu transportiren, — was hätte dieſem Thron fehlen ſollen, um ſich feſt und für lange ſicher zu halten? Und gleichwohl! War's die Stimme des böſen Gewiſſens, die dieſer Geſellſchaft mitten in ihrer Machtfülle unheimliche Geſchichten von einer kommenden Vergeltung zuraunte? Sie fühlte ſich einen Tag um den andern wankender, bedrohter, von der Ohnmacht erſchreckt, durch die eigene Kraft ſich lebend zu halten. Sie fand ſich von einem Mal aufs andere der Nothwendigkeit zugeworfen, Etwas zu thun, um das erwartende Frankreich aus jenem geheimnißvollen Schweigen und der drohenden Ruhe aufzurütteln, welche die Folge und zugleich der Schrecken des Despotismus ſind. Und noch ſchlimmer; dieſes Etwas, welches über die inneren Widerſprüche und Verlegenheiten, über die Kämpfe und Drohungen hinaushelfen ſollte, war jedesmal der Krieg; ohnmächtig, zu ſchaffen, griff das Reich des „Friedens" zum Zerſtören. Wie der Krimfeldzug die Nation den Decemberverrath, ſo ſollte der italieniſche Krieg ſie die Freiheit vergeſſen machen; und faſt möchte man meinen, daß der letzte ſo leichtſinnig und übermüthig als ſchlecht vorbereitet unternommene Krieg wieder einer drohenden Unzufriedenheit im Innern hätte begegnen ſollen, und wäre dieſe auch bloß aus vermeinten oder wirklichen Demüthigungen nach Außen hervorgewachſen. — Es bezeichnete bereits ein ſich einleitendes Niederſinken für das ſo ſtraff nach dem Grundſatz: keine Konceſſionen! eingeleitete Kaiſerreich, daß es in ſeinem zweiten Jahrzehnt denn doch von einer Konceſſion zur andern hingedrängt ward. Herrn Rouher widerfuhr als Strafe, was er als eine Art Belohnung entgegenzunehmen ſich die Miene gab, daß er die Reformen, gegen welche er ſo viele Jahre die Beredſamkeit und den Widerſtand des Herrn Staatsminiſters ins Feld geführt, ſchließlich ſelbſt in die Konſtitution aufnehmen mußte. Der Mann, welcher mit der größten Heftigkeit der Freiheit die Thüre verſchloſſen, indem er ihr ſagte: Niemals! muß ſelbſt dieſe Thüre den Reformen aufmachen und ihnen ſagen: Immer, immerzu! Eine Situation, die ſich fruchtbar mit der abſteigenden Metternichſchen Staatsherrſchaft in den dreißiger und vierziger Jahren zuſammenſtellen ließe. Wann werden die Völker daraus lernen, was ſie ſollten und ſo leicht könnten?

Eine Scheinexiſtenz, gemacht um die Welt zu blenden und die ganze unwiſſende Maſſe zu bethören, das war der ganze Kaiſerbau von ſeinem Fundamente bis zur Spitze hinauf! Schein, Trug und blindes Schauſtück, jenes als Beweis der Freiheit ausposaunte „suffrage universel", bei dem doch alle Mächte und Inſtitutionen des Kaiſerreichs bis in die Kaſernen herunter in Bewegung geſetzt wurden, um ihm die Stimmen zuzutreiben; neben dem ferner das Syſtem der officiellen Kandidaturen fungirte, welches ſelbſt dem ergebenſten Anhänger der Regierung nicht geſtattete, als Kandidat die Stimmen ſeiner Wähler an ſich zu ziehen, wofern nicht eben dieſe Regierung ſich entſchloſſen und ſich dafür ausgeſprochen, ſeine Kandidatur zu billigen und zu unterſtützen. Schein und Trug jene ungeheuren Geldinſtitute, die den Wohlſtand des Landes zu fördern vorgaben, während ſie im Intereſſe ihrer Direktoren und Verwaltungsräthe ſein Mark ausſogen; jener Crédit foncier, von dem der Grund und Boden Frankreichs nicht einen Franc Nutzen gezogen, während die

Gelder wieder an Luxusbauten verſchwendet wurden; jener Crédit mobilier, Vater und Haupt aller modernſten Schwindelgeſchäfte; jene monopoliſirten Verkehrsgeſellſchaften, wie die ſechs mächtigen der Eiſenbahnen, in deren Intereſſe die ſchlechteſten wie die beſten Faktoren des Kaiſerreichs arbeiten mußten; waren ja bekanntlich die Freihändler, welche die famoſen Handelsverträge mit England durchſetzten, eigentlich nichts als egoiſtiſche Monopoliſten, welche die Tarife herabgeſetzt haben wollten, um auf dem wohlfeileren engliſchen Eiſen für die zu vollendenden Linien ungeheure Summen zu gewinnen!

So die Spekulanten des Kaiſerreichs, die alle ſeine Lebenskraft aufzehrten! Und was waren denn ſeine ſogenannten Staatsmänner? Es kehrte hier die alte Situation wieder, an der die Routine in ſo manchem Staatskörper ſchon lange litt und noch leidet und worüber die Einſichtigen aller Länder jeweilen die ſchwerſten Klagen erheben: Das Kaiſerreich hatte nicht Einen Staatsmann zu ſeiner Leitung; es hatte nur Geſchäftsleute, deshalb liefen ſeine Geſchäfte ſo ſchlecht. „Staatsmänner, die im Allgemeinen Leute von Ideen ſind, waren unnütz für ein Regiment, das nur von einer fixen Idee lebte und bloß Auskunftsmittel bedurfte. Ein Praktiker ohne Ideal von der Sorte, die man die Männer des geſunden Menſchenverſtandes heißt, und welche ſich um die öffentliche Achtung ebenſo wenig kümmern als um das Urtheil der Nachwelt, aber ſtets bereit ſind, ein oratoriſches Schauſpiel aufzuführen, leicht an Principien, ſchwer an Argumenten, das iſt's gerade, was zu der Rolle paßt, die das Napoleoniſche Kaiſerreich ſeinen Miniſtern auferlegte.“ Das trifft vor allen Andern aufs Haar wieder jenen Rhetor Rouher, von deſſen Ausfällen Edmund About eines Tages urtheilte, ſie ſeien une foudre de banalités. Oder wie ſein Amtsnachfolger in der Miniſterrolle, Herr Ollivier, erſt von Rouher düpirt, hernach denſelben ſich zum Opfer machend, mit einem von der Leidenſchaft geſchärften Auge herausfand: „Wie bei Gerichtsreden ſetzt er voraus, daß alsbald nach gewonnenem Prozeß keine Spur mehr von dem zurückbleibt, was plaidirt wurde; auch machen ihn keine ungenauen Behauptungen, keine gewagten Verſprechen ſtutzig; er hält Alles für gut, was angethan iſt, ihm einen Erfolg des Augenblicks zu ſichern“. — Aber was war denn Herr Ollivier ſelbſt, der Todtengräber des Kaiſerreichs? Ein Staatsmann? Keineswegs, trotz ſeines Unterſchiedes gegenüber den Vorgängern. Nach den vielen unlauteren Spekulanten kam der lächerlich hochmüthige, aber ehrenhafte Pedant, den die Verehrung des hochachtbaren eigenen Ich zu den traurigſten Illuſionen verleitet hat; er iſt das leibhafte Beiſpiel eines Politikers, wie ſie als Pedanten der Autorität die verderblichſten und ſelbſt ganz unehrenhafte Dinge begehen können, ohne in ihrer Vorſtellung aufzuhören Ehrenmänner zu ſein. Es liegt in dieſem ſarglegenden Miniſterium des einſtürzenden Kaiſerreichs eine Art kurzſichtig ſchulmeiſterlich pedantiſcher Ehrenhaftigkeit, die aber nicht weiter geht als bis zu einer gewiſſen perſönlichen Unintereſſirtheit und einer ungeſchickten, gewiſſermaßen platoniſch gefärbten Vorliebe für gemäßigt formale Halbfreiheit. Ja, der Mann und ſein Miniſterium vertraten das Genie der Mittelmäßigkeit. Es iſt wieder eine Rache der Geſchichte, daß gerade ein ſo beſchaffenes Kabinet jene Herrſchaft der Korruption und der kecken Gewaltſchläge, die ſonſt während ihres Lebens auch nicht die leiſeſte Spur von ängſtlicher Rückſicht auf Recht, Geſetz und Ehre entfaltet hatte, ſtürzen mußte. Ein franzöſiſcher Zeichner ſagt zu dieſer Perſönlichkeit Folgendes: Beredt, erfinderiſch und für ſolche, die ihn bloß kennen lernen wollen, verführeriſch, trägt er weder irgend eine unkluge Begeiſterung in ſich noch eine Art Heroismus, der ihn kompromittiren könnte, noch Geiſt, der ihn an etwas Anderes denken ließe als an eine gut gelungene Nachahmung. Sobald Herr Ollivier leſen, reden und ſchreiben konnte, entſchied er ſich für die Partei des Widerſtandes. Sich nicht fortreißen laſſen, ſich kühl und gemäßigt halten, in dem lauwarmen Bad einer mäßigen, bequemen Gemüthsbewegung ſchwimmen und ſich gegen alle unbeſonnenen Ueberraſchungen des Herzens und des Patriotismus gut verwahrt halten, das war die einzige beſtändige Präokkupation des Herrn Ollivier. Sein Traum war das Ideal der Mittelmäßigkeit, und er täuſchte ihn nicht. Da er einſt als Unterpräfekt einen Municipalrath zuſammenzuſetzen hatte, machte es der junge Emile gerade wie letzthin mit ſeinem Miniſterium: die Miſchung aus ein Bischen Republikanern, einigen Legitimiſten und nicht übel Orleaniſten ſollte aushelfen. — Nun, dieſes Miſchmaſch ſollte den Fall der Kaiſerherrlichkeit erleben, ja ſelbſt ihn heraufbeſchwören.

Nicht viel beſſer als um die Staatsleitung ſtand es trotz der tönenden Marſchallsnamen um die Kriegskunſt des zweiten Kaiſerreichs. Die großen Kriege, die es geführt, haben zur Genüge bewieſen, daß zwar die gewohnte fran-

zöſiſche Tapferkeit nicht abgenommen hat, wohl aber ganz bedeutend die wiſſenſchaftliche Kenntniß des Krieges und die taktiſche Führung. Wenn es Siege gewonnen, ſo könnte man dieſelben Soldatenſtreiche nennen, und jedenfalls wurden ſie nur durch die rückſichtsloſe Hinopferung der Soldaten erfochten. Wohl hatten die Marſchälle und Generäle Recht, wenn ſie ſich nicht ſelten über ihre gegenſeitige Unfähigkeit zankten. War es wohl dieſe Einſicht, war es das Bewußtſein, daß es dem oberſten Haupte ſowohl als den meiſten ſeiner zu Titularhelden erhobenen militäriſchen Werkzeuge am wahren Talente zum Kriegführen gebreche, was im italieniſchen Feldzug den Kaiſer bewog am Tage nach einer gewonnenen Schlacht den Krieg abzubrechen und mitten im Siegeszug den Frieden zu ſuchen? — Wer ſich das ſprechendſte Bild von dieſen Truppenführern machen will, der nehme aus ihnen den populärſt gewordenen, den Liebling der Gamins von Paris, den einzigen, dem man die Flecken franzöſiſchen Bürgerblutes, die an ſeinem Marſchallsſtabe kleben, vergeſſen und verziehen hat, weil er ſich außerhalb dieſer Partie von Tragik gar drollig ausnimmt; es iſt der Marſchall Canrobert. Toll im Angeſichte der Gefahr, iſt er im gewöhnlichen Zuſtande ſo mittelmäßig, eine Miſchung aus Ruhm, Windmacherei und Gewöhnlichkeit, aus ritterlicher Zier und leerer Paradereiterei, ein Exemplar, dem allenfalls Murat als Gegenbild dienen könnte. Er iſt der unbeſtimmteſte und wenigſt ausgereifte Charakter, den die Militärkunſt in die Politik hineingeworfen. Im Ganzen iſt eine Generation an der Reihe, der Frankreich ſo viele bewundernswerthe Soldaten und ſo wenige rechte Generäle verdankt. Ihre Ohnmacht wird am klarſten, wenn man die italieniſche Campagne des Neffen mit eben der italieniſchen des militäriſch genialen Oheims von 1796 zuſammenhält. Während dieſer in wenigeren Wochen, als jetzt ſeit Eröffnung des Feldzuges mit Zaudern vergingen, Schlag um Schlag gethan und ſeinem Heere die Ebenen von Piemont und der Lombardei geöffnet hatte, wurde der am 29. April eröffnete Feldzug des Jahres 1859 von franzöſiſcher Seite nicht weniger als von öſterreichiſcher mit unbegreiflicher Langſamkeit angegriffen; Unentſchiedenheit herrſchte in den Bewegungen der kriegführenden Mächte; Plane und Schlachtordren wechſelten jeden Augenblick. 23 Tage der Unthätigkeit verſtrichen zwiſchen zwei Armeen, die ſich faſt berührten. War es wohl mit der Einfluß des Despotismus, der die Wirkſamkeit der mit ſo ungeheuren Koſten unterhaltenen Armee, einer das Mark des Landes ausſaugenden Soldateska lähmte? Was hat ſie, die gehegt und gepflegt wurde wie keiner der nutzbaren Faktoren des Landes, was hat ſie genützt, wenn nicht, daß ſie ihm den Despotismus aufladen und 20 Jahre ihn auf dem Nacken der Nation laſten machen half? Was hat ſie dem Lande im entſcheidenden Augenblicke gerettet und erhalten? Haben nicht die letzten Wochen auf negativem Wege wieder beſtätigt, was einſt ein tüchtiger franzöſiſcher Heerführer, der Herzog von Aumale, im würdigenden Hinblick auf die ſchweizeriſche Miliz ſchön und gut ſagte: „Die Freiheit verdoppelt die Macht militäriſcher Inſtitutionen; ſie regelt und mäßigt ihren Gebrauch; ſie hat Nichts von ihnen zu fürchten, ſo lange die Völker ihre eignen Rechte nicht abdanken; ihre Garantie liegt in der Macht der öffentlichen Meinung, nicht in der Schwäche der Miliz“.

Es iſt ein ſchlimmes Zeichen für eine Herrſchaft, wenn ſie die geiſtigen Mächte der Zeit gegen ſich hat. So geſchah es dem Kaiſerreich. Es hatte ſie alle wider ſich, nur die Eine ausgenommen, mit der es einen Pakt geſchloſſen, damit ſie ihm helfe zur Daniederhaltung aller widerſtrebenden Kräfte; es iſt der Klerus, dem es zum Danke die Herrſchaft über die Geiſter auslieferte. Alle andern geiſtigen Faktoren waren ihm von Anfang an beharrlich zuwider, wohl fühlend, daß es mit ihnen unter dieſem Panier des rohen Materialismus nur rückwärts gehen könne. Die Salons, die Akademie und Univerſität, der Unterricht und ſeine Vertreter, ſie Alle fügten ſich nur widerwillig, nur ſo weit, als ſie mußten; die Preſſe nur ſo weit, als ſie geknebelt und gemaßregelt war. Das Bündniß mit dem Klerus aber, eben beiden Mächten recht, ſollte doch im Verlaufe mehr und mehr ſeine Gefahren herauskehren. Nie iſt der Bund mit einer rückwärts verlangenden Kleriſei ungeſtraft eingegangen worden, und nie haben ſich zwei Elemente, deren Jedes mehr und mehr für ſich die volle Herrſchaft über die Geſellſchaft will, auf die Länge vertragen, ohne ſich zu reiben. Für den Moment freilich ſollte die Intereſſenallianz beiden Theilen fruchten. Die Mitra hat ihren Bund mit dem Schwerte fruchtbar gemacht, wie gewohnt; ſie unterjochte ſich die Geiſter. Schon 1852 beſtanden 1836 religiöſe Etabliſſements, darunter 659 Frauenkongregationen. 1300 religiöſe Männergenoſſenſchaften widmeten ſich dem Primarunterricht und hatten 1749 Schulen unter ſich. Seit dem Geſetz vom 15. März

1850 hatten die Kongregationen auch wieder auf den sekundären Unterricht übergegriffen; die Jesuiten leiteten 16 freie Etablissements, unterstützt durch die Subskriptionen und freiwilligen Spenden der Gläubigen; 600,000 Francs konnte der père Blacas allein dem Kollegium Sainte-Marie in Toulouse übergeben. Und unterdessen hungerten Tausende von armseligen weltlichen Primarlehrern mit 200 Francs Gehalt, und Hunderte von Gemeinden blieben so gut wie ohne allen Unterricht, und die Karten über den Bildungszustand zeigten beharrlich Departements von erschreckender Schwärze. Zahl und Bild sprechen! Fünf Kongregationen für die Bekehrung der Heiden mit dem Hauptsitz in Lyon ziehen ein Einkommen von 3½ Millionen an sich. Zahlreiche Laienassociationen kommen den geistlichen zu Hülfe. Es galt ferner die Unterdrückung der Civilehe, das ausschließlich geistliche Recht zur Ernennung der Bischöfe, den Rückzug der organischen Statute des Konkordates, die strenge Weihe der Sonntagsfeier ꝛc. Um diesen und die weiteren Preise hing sich die ganze geistliche Kompagnie gleich beim Beginn der diktatorialen Macht an ihren Glückswagen. Erklärte ja der „Univers", das katholische Hauptblatt, mit dem ausgenützten Klopffechter Veuillot an der Spitze, dem Lobredner und Apostaten aller Parteien, dumm und plump: „Der weltliche Arm der Gensdarmerie ist bei Weitem der beste Vertheidiger der Gewissensfreiheit". Machte sich doch dasselbe Blatt eine perfide Freude daraus, den Anhängern der konstitutionellen Monarchie und der Republik, die für das Land mehr Freiheit verlangten, höhnisch zuzurufen: Was uns betrifft, wir sind frei genug! Und hatte es sich nicht erdreistet, die Verweigerung der Sprach- und Schreibfreiheit auf Diejenigen ausdehnen zu wollen, die nicht zur Beichte gehen! Wer hätte dieses Blatt und seine ganze Sippe bedauern sollen, an dem Tage, wo die Regierung auf dasselbe seine eignen Worte anwandte: „Wenn ich Euch brauche, gebe ich Euch Freiheit, weil das mein Interesse ist; wenn ich Euch nicht mehr brauche, nehme ich sie Euch, sobald es mir nützlich scheint!" Für den Anfang diente das Bündniß, und schwerlich wäre das Kaiserreich aufgekommen ohne die Gewalt der Geistlichkeit über die furchtbar unwissende Landbevölkerung. Doch mehr und mehr ward die gegenseitige Lage schwierig; je mehr man ihm gewährte, desto mehr forderte der Klerus, und als hernach der weltliche Arm dieser Begehrlichkeit Schranken zu setzen versuchte, da erinnerte sich die Geistlichkeit der früher so leichthin preisgegebenen Legitimität und ward oppositionell. Was war aber die erste schwere Frucht des Bündnisses gewesen? Jene unheilvolle, gegen die Vernunft der Zeit laufende Besetzung von Rom, die frucht- und nutzlos Millionen um Millionen verschlungen und die französische Macht in eine Sackgasse hineingeworfen hat, aus der sie nicht wieder herauskommen sollte, bis sie selbst am Zusammenbrechen war.

Die Freiheit schafft eine öffentliche Meinung und ihren Ausdruck; ohne Freiheit gibt es keine solche. Das Kaiserreich unterhielt den nach Nahrung verlangenden Geist der Nation mit Lärm und Geschrei und mit dem Geschwätz des Tages. Die Chronik begann an den Thüren zu horchen, in den Vorzimmern herumzustöbern und die Boudoirs der leichten Weiber zu ihrem Tummelplatze zu wählen. Courtisanen wurden das Hauptobjekt der öffentlichen Aufmerksamkeit selbst für den honetten Bürgerstand. Auf frivoles Geschwätz und müßige Verläumdung angewiesen, von den großen Tagesfragen durchaus ferngehalten, brachten die Presse und die Gesellschaft ihre Zeit damit hin, die Skandalgeschichten vom Hof und aus der Stadt hervorzusuchen und auszumalen. Die Warnungen, die Verurtheilungen, Suspension und vollständige Unterdrückung der Journale waren an der Tagesordnung; verdorben und ergeben oder bedroht und gebunden, so war das Loos der Presse. Kaution und Stempel wurden erhöht, die persönliche Unterschrift der Artikel gefordert. Schon in den Jahren 1852 und 1853 wurden im Zeitraum von 14 Monaten 91 Verwarnungen ertheilt und 3 Suspensionen verhängt. Es gibt ein ausgezeichnet treffendes französisches Wort, welches das Gebahren der kaiserlichen Polizei als Zuchtmeisterin der Presse kennzeichnet; es ist der Ausdruck fatilité. Es regnet Verwarnungen aus allen möglichen Gründen. Bald ist's eine strenge Kritik des Dekretes vom 29. März 1852 über den Zucker; bald ein Artikel, in welchem Napoleon I. als Missionär der Revolution bezeichnet, oder ein anderer, in dem sein Sturz mit demjenigen Karls X. oder Ludwig Philipps zusammengehalten wird; ein Blatt zweifelt an der Wahrheit einer Note des „Moniteur" und wird verwarnt; ein anderes erkühnt sich, von „Irrthümern des römischen Katholicismus" zu reden, und erhält ebenfalls eine Weisung, denn die Polizei ist sehr orthodox. Der Minister der Polizei mischt sich in alle Diskussionen und gibt den Journalen Lektionen nicht bloß in der Philo-

sophie der Geschichte, sondern selbst über guten Geschmack und Höflichkeit. Da wird ein Provinzialblatt verwarnt, „welches eine ebenso ungerechte als böswillige Würdigung einer municipalen Maßregel enthält und die Gränzen einer geziemenden und mäßigen Kritik überschreitet"; ein anderes „wegen seiner Beharrlichkeit in herber Polemik gegen die Personen"; zwei zugleich, „weil sie in ihren polemischen Artikeln die Gränzen des guten Geschmacks überschritten haben". Das Theaterfeuilleton ist mehr als einmal avertirt worden, es möge sich sehr in Acht nehmen, welche Meinungen es über die Pirouetten der Damen vom Balletcorps der Oper ausspreche. Ganz besonders aber mochten sich die Journale hüten die Agioteurs anzugreifen; beim geringsten feindlichen Wort stürzten sich die großen Finanzausbeuter des Augenblicks ins Ministerium und brachten ihre Klagen vor und — die Mahnung war fertig. Ungestraft durfte man sich nicht einmal über die Düngstoffe eine unabhängige Meinung erlauben.

Was blieb der erniedrigten Presse übrig als sich zu beugen unter ein Joch, gegen das sie Nichts vermochte! Weisungen und den mehr oder minder brutalen Tadel anzunehmen, oft von jenen abgestandenen Journalisten selbst, welche das konstitutionelle Königthum und die Republik nicht hatten brauchen wollen, während das Kaiserreich sie auffischte, um dieselbe Presse zu schulmeistern, an der sie nie hatten ankommen können. Die ehrbaren Journalisten, welche diese Periode durchgemacht, werden aus der traurigen Zeit eine trübe Erinnerung davontragen, halb der Demüthigung, halb des Zweifels und der Furcht; sie werden sich kaum mehr erholen. Von diesem Gefühl hat freilich derjenige nie Etwas empfunden, den wir doch am besten zum charakteristischen Repräsentanten einer Presse wählen, wie sie der kaiserlichen Zeit paßte, der journalistische Charlatan und Spekulant Emile de Girardin. Es verschlägt gar Nichts, ob Herr Girardin für oder gegen das Kaiserreich sich eingelassen, gar Nichts, daß er sich schließlich bemüßigt fand, gegen dasselbe seine „Liberté", die doch ein Träger des ärgsten Chauvinismus ward, ins Feld zu führen; Herr Girardin war bekanntlich sein Leben lang auf der Jagd nach einem Ministerportefeuille, das ihm doch beständig entwischte, und um diesen Preis war er jeden Augenblick bereit noch Etwas mehr als seine Liberté zu verkaufen. Nach Strichen französischer Zeichner möchte sich diese Persönlichkeit etwa folgendermaßen abheben: Herr Girardin ist weder Denker noch Schriftsteller, weder Künstler noch Philosoph, weder Diplomat noch Dramatiker. Er ist einfach ein Mäkler in Ideen, Styl, Kunst, Philosophie und Diplomatie, ein Mensch, der Alles anrührt, ohne doch eine Spur eignen Wesens daran zurückzulassen. Er hat nur das Originelle an sich, daß er keine Ader von originellem Talent in sich trägt. Wenn man absolut eine Art Genie an ihm finden wollte, so wäre es dasjenige der produktiven Ohnmacht. Nach 35 Jahren hat er, abgesehen allerdings von äußeren Glücksgütern, Nichts gewonnen, Nichts erreicht und — noch schlimmer! — Nichts vollbracht, und die letzte Formel, die er wie eine Art Herausforderung in die Arena des öffentlichen Kampfes hineingeworfen, ist die Versicherung von der Nutzlosigkeit der Presse, d. h. nach seiner Erklärung das Nichts der Arbeit, der er sich immer gewidmet. Girardin nimmt den Lärm, auch wenn er mit einer Portion Skandal gemischt ist, für Ruhm, den Erfolg für Moral, stöbert an und in Allem herum, disputirt mit der vollen französischen Theaterbegeisterung und zieht genug Vortheil aus der Schwäche aller Coterien, so daß die Gimpel jeder Meinung ihn Denjenigen abgeneigt und überlegen halten mögen, die sie gerade hassen und verfolgen. Das größte Glück in seinem Leben war das Duell mit Armand Carrel; die tragische Geschichte, in der er es einmal mit einem Ehrenmanne zu thun hatte, gab ihm ein Relief, das er sonst schwerlich jemals gewonnen hätte. Aber dasselbe Ereigniß war anderseits sein Fatalismus; es legte ihm eine Zwangsstellung auf, die sein niemals fruchtbares Wirken noch vollends unfruchtbar machte. Von da an gab es für ihn keine Versöhnung mehr mit der Demokratie, denn zwischen beiden lag das Blut des edlen Kämpfers der Demokratie. Er mochte die Freiheit verlangen, ohne ein Bündniß eingehen zu können mit Denen, die sie vorbereiteten, und umgekehrt sich stützend auf Die, welche sie nicht wollten. Die ganze politische, literarische, finanzielle und industrielle Persönlichkeit dieses Mannes muß alle Diejenigen, welche das Leben nicht wie ein bloßes Spiel zum Belachen ansehen wollen, gegen sich aufbringen; die ganze provocirende Persönlichkeit, so wechselvoll in ihren Kundgebungen, ist doch nur Eine an Geckenhaftigkeit.

Wir haben die großen Männer des Kaiserreichs gemustert; werfen wir abschließend einen Blick auf seine großen Thaten.

Es hat zu drei Dingen von Bedeutung mitgewirkt: Krimfeldzug, italienischer Krieg, Handels-

vertrag. Aber es hat sie alle nur halb durchgeführt und in der Mitte abgebrochen.

Es hat Rußland nur gedemüthigt, ohne es niederzuwerfen oder ihm Polen zu entreißen. Es hat den Freihandel erklärt, aber ohne ihm eine einzige der Freiheiten zu geben, die ihn befruchten. In Italien hat es auf Einen Schlag Halt gemacht und Andern die Ehre und den Gewinn der Expedition überlassen.

Das Kaiserreich ist es, welches die Einheit der Deutschen und den Undank der Italiener hervorgerufen. Wenn Europa mehr Staatsmänner besäße, als es hat, so wären die Enttäuschungen und Mißgeschicke für das Land noch größer, als sie bis auf die letzte Katastrophe geworden. Cavour und Bismarck waren Beide stark genug, um die Politik des Reiches gründlich aus Rand und Band zu bringen. Der Name Mexiko macht die Spötter unter den Diplomaten lachen und erweckt in ernsten Gemüthern Grauen. Die Rheingränze mochte man wohl und nahm sie allenfalls in der Phantasie weg. Selten hat ein Regiment so viele Dinge angefangen und so wenige vollendet; nie hat Eines so oft in die Trompete geblasen, ohne Grund und ohne Widerhall, und wäre die Mäßigung nicht, welche die öffentlichen Sitten in die Gesetze hineintragen, das Land wäre in den Fesseln, die der neue Imperialismus ihm angelegt, erstickt.

Er ist ein fast triviales Wort geworden, der doch so solenne Ausspruch Schillers: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; trivial fast wie die großen Umstürze, die unserm Jahrhundert zu erleben bestimmt war. Als der große Dichter und philosophische Geschichtskenner seinen berühmten Ausspruch that, konnte ihn auch der dichterische Genius, dem man doch mit Recht eine prophetische Sehergabe zuschreibt, nicht ahnen lassen, wie furchtbar seine Wahrheit an den nächsten Generationen sich bestätigen werde.

Das Revolutionszeitalter, die Periode der großen Stürze und erdbebenartigen Erschütterungen! Die Scepter zerbrochen, die Throne umgeworfen, Länder und Provinzen um- und übergewälzt, das Glück von Millionen Familien vom heutigen auf den morgenden Tag aus den Fugen gerissen, die Rechnungen der Weisesten wie die eitlen Wünsche der Thoren zu Schanden gemacht: es ist ein grandioses, ein sinnbetäubendes Schauspiel; fast möchte man meinen, es sei Etwas von der erdumwälzenden Gewalt der vorsündflutlichen Revolutionen in die Geschichte der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hineingefahren.

Es ist die jüngste und frischeste dieser Revolutionen, die den zum zweiten Mal aufgerichteten französischen Kaiserthron zum zweiten Mal zu Boden geworfen, wo er liegen bleiben soll. Zu Boden geworfen, und diesmal ohne die Glorie des mysteriös anziehenden Unglückes von St. Helena; es gibt keinen geheimnißvollen Schimmer wie damals, mit dem er sich wieder aufrichten könnte. Klar ist sein zweiter Sturz und — so ordinär, wie seine zweite Existenz es war. Es ist mit ihm vorbei, für immer. Das ist die Strafe für den Uebermuth und den Leichtsinn, der dem Idol einer alten politischen Phantasie und dem Machttraum des reinen Egoismus unzählige Opfer an Menschenglück und Menschenleben gebracht hat.

Die Geschichte ist eine gewaltige Rächerin. Bald schleicht sie langsam, unhörbar, aber sicher der Spur eines staats- und völkerrechtlichen Frevels nach und läßt Enkel und Urenkel büßen für die Vergehen ihrer Vorfahren; bald stürzt sie sich wie mit Sturmesflügeln auf den Thäter selbst und reißt ihn herab, und stünde er auf weltbeherrschender Höhe. Die Geschichte ist gerecht, sie allein auf Erden.

Der Napoleonismus, den man mit dem großen Völkerbedrücker auf dem einsamen Felseneiland von St. Helena begraben halten durfte, hat sich vor unserer Generation mit der irrationellen Macht einer Legende wiederaufgerichtet; er ist vor derselben Generation gefallen wie ein Wahn, eine wesenlose Phantasie, ein Schemen, und Nichts bleibt von dem Regimente der Gewalt und der Korruption als die Flüche, die von Cayenne und Lambessa hinübertönen an die blutgefärbten Ufer des Rheins.

J. J. Honegger.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. III. Epoche der Reformation und des dreißigjährigen Krieges. 1. In der Epoche der englischen Kriege hatte, wie das nicht wohl anders sein konnte, die angreifende Haltung Frankreichs gegen Deutschland geruht. Es hatte alle seine Kräfte zusammennehmen müssen, um gegenüber den Ansprüchen der englischen Krone und den außerordentlichen Erfolgen der englischen Waffen das eigene selbständige Dasein zu retten. Aus diesem Kampfe ging Frankreich aber wie wiedergeboren, sein Königthum erhöht und gefestigt hervor. Und so wird es uns nach allem Vorausgegangenen nicht verwundern, wenn mit der glücklichen Beendigung jener Kriege die alten expansiven und erobernden Neigungen der französischen Politik

sofort wieder erwachen. Dieselben waren ehedem fast ausschließlich auf die romanischen Gebiete des deutschen Reiches gerichtet gewesen. Und so gewiß jene Uebergriffe und Anmaßungen Rechtsverletzungen und Ausflüsse der gewaltthätigen Natur der französischen Nation gewesen waren, mit ebenso vielem Rechte ließ sich jenes Thun aus dem Gesetze der geschichtlichen Entwickelung, aus dem Principe der Nationalität, die alles von Haus aus Zusammengehörige auch staatlich vereinigen will, wenn nicht rechtfertigen, so doch erklären. Ist es doch bekannt, daß Frankreich das erste Muster eines Nationalstaates aufgestellt hat. An dieser Linie ist es aber nicht stehen geblieben, sondern eben jetzt, und zwar noch vor dem förmlichen Ende jenes nationalen Kampfes, tritt es plötzlich mit einem bewaffneten Anfalle auf die lotharingischen Bisthümer und das Elsaß, auf Metz, Straßburg und Basel, ja auf Breisach und Freiburg hervor. Mit einem Worte, nach Beseitigung der äußeren Gefahr kehren die alten eroberungslustigen Triebe mit verstärkter Gewalt wieder, und es wird unter der Gunst der Umstände der Versuch gemacht, jene altherkömmliche Theorie, daß von Rechts wegen der Rhein die Grenze beider Reiche bilden müsse, zum Theil wenigstens in die Wirklichkeit zu übersetzen. Jene Theorie hatte man französischerseits niemals fallen lassen; sie hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, ihre Ausführung war verschoben, aber niemals aufgehoben. Jetzt schien sich eine Gelegenheit anzubieten, wie man sie nicht besser wünschen konnte, jenen Lieblingsgedanken der französischen Politik zu verwirklichen; und die Hast, mit welcher man sie ergriff, bewies, wie vollständig die Geister darauf vorbereitet waren. Das Beschämendste an diesem Hergange aber ist, daß diese Gelegenheit von deutscher Seite selbst geboten wurde, ja daß es das Oberhaupt des Reiches, Kaiser Friderich III. selbst war, der den Feind auf den deutschen Boden rief. Im deutschen Reiche hatte der Verfall der Reichsgewalt inzwischen seinen unaufhaltsamen Verlauf genommen. Die unbedingte Mangelhaftigkeit seiner politischen und kriegerischen Organisation hatte sich gegenüber der Offensive der Hussiten in der demüthigendsten Weise geoffenbart. Der Ruf nach einer Reform der Reichsverfassung war laut und dringlich erschollen, bezügliche Vorschläge und wohlgemeinte Versuche waren gemacht worden, — im Uebrigen aber Alles beim Alten, die Lähmung der nationalen Kräfte unverändert dieselbe geblieben. Und nun war in der Person Friderichs ein Fürst auf den deutschen Thron gestiegen, der von der Schwierigkeit seiner Aufgabe durchaus keine Vorstellung und ebenso wenig die entsprechenden Fähigkeiten mitbrachte, dessen Hausinteressen überdies mit den wahren Interessen des Reichs keineswegs überall zusammenfielen. Was Deutschland lähmte, war indeß nicht bloß der Sieg der centrifugalen Kräfte, es war zugleich der ausgesprochene Gegensatz der verschiedenen Stände, — des Adels einerseits und der Städte und Bauernschaften andrerseis, — der in einer höheren monarchischen Einheit nicht wie anderwärts die wohlthätige Lösung fand.

Kaiser Friderich, nicht in seiner Eigenschaft als Oberhaupt des Reiches, sondern seines Hauses, trug sich gleich in der ersten Zeit seiner Herrschaft mit dem Gedanken, den alten Streit der Habsburger mit den Eidgenossen wieder aufzunehmen und die erlittenen Verluste ungeschehen zu machen. Es standen ihm bei diesem Verlangen die Sympathien des Adels in den Gegenden des Oberrheins zur Seite, dem die Freiheit jener Bauern und Städte ein Dorn im Auge war. Gleichwohl fühlte sich Friderich in der Erinnerung an vorausgegangene Niederlagen zu schwach, mit seinen eigenen Kräften seine Ansprüche durchzufechten. Und so gerieth er auf den unwürdigen und unseligen Einfall, den König Karl VII. von Frankreich, der eben einen Waffenstillstand mit den Engländern geschlossen hatte, und dessen kostspielige und landesverderbliche Söldnerschaaren somit entbehrlich waren, um ein Hülfscorps anzugehen. Dieses Ansinnen wurde vom französischen Hofe in der entgegenkommendsten Weise aufgenommen. König Karl beschloß, den ihm unbequemen Dauphin — den späteren Ludwig XI. — an die Spitze des Corps zu stellen, das zugleich um Vieles stärker sein sollte, als der Kaiser je gewünscht hatte; denn nur die Entsendung einer großen Zahl konnte einerseits Frankreich die ersehnte Erleichterung bringen und andrerseits bedeutende Erfolge sichern, und auf solche war es jetzt am französischen Hofe in allem Ernste und aber zugleich in einer ganz andern, in der oben angedeuteten Richtung abgesehen. Metz, Toul, Verdun und das Elsaß waren die schwach verhehlten Ziele der Expedition, die unter dem Namen des Armagnaken- oder Armegeckenkrieges berüchtigt geworden ist. (Der Graf Armagnac, einer der Führer jener Söldnerschaaren, hatte jenen Namen geliefert, dem später der deutsche Volkswitz diese andere Form gegeben hat.) An 40—50,000 Mann setzten sich zu diesem Behufe im Jahre 1444

in Bewegung. Der kaiserliche Hof hatte den betreffenden Vertrag so leichtsinnig abgeschlossen, und der französische hegte vor dem deutschen Reich so geringe Scheu, daß er es wagte, etwa das Fünffache der Truppenzahl, die Friderich für seine Zwecke erwartete, herbeizuführen. Dem Anfalle auf das Reich gingen überall den Umständen angepaßte, gleißnerische Erklärungen voraus, die indeß Frankreichs wahre Absichten nur schlecht verhüllten. Man ließ doch auch durchblicken, daß man nicht bloß dem Kaiser gegen die Frechheit der Schweizer zu Hülfe kommen wolle, sondern daß Frankreich seine seit vielen Jahren entfremdete Grenze, d. h. den Rheinstrom herstellen wolle. Und schon wurden die geplanten Bewegungen ausgeführt. König Karl VII. leitete von Nancy aus die Belagerung der drei lotharingischen Städte, der Dauphin brach, von den „Herren" jener Gegenden mit Freude begrüßt, im Elsaß ein. Zuerst fiel Mümpelgard, die feste Burg der Grafen von Würtemberg, die schon früher die Ungnade des französischen Hofes auf sich gezogen hatten. Dann wendete sich Ludwig durch den Sundgau, an Basel vorüber, gegen die Eidgenossen, und so kam es zu dem berühmten Zusammenstoße der Franzosen mit den Schweizern bei St. Jakob, in dem die letzteren zwar der Uebermacht unterlagen, aber doch erst nach einem so heldenmüthigen Kampfe, daß der Dauphin es aufgab, den Kampf gegen sie fortzusetzen, und es dem französischen Interesse gegenüber entsprechender fand, ein so tapferes Volk lieber zum Freund als zum Gegner zu haben. Und in der That datirt von dieser Zeit eine enge Verbindung Frankreichs mit den Eidgenossen, deren wichtige Folgen nicht lange ausgeblieben sind.

Indem aber der Dauphin beschloß, den Krieg gegen die Eidgenossen nicht fortzusetzen, hätte er zugleich sein Mandat als erloschen betrachten und den deutschen Boden sofort wieder räumen müssen. Jedoch war er sehr weit entfernt, dies zu thun: im Gegentheile, die Absichten der französischen Politik brechen jetzt über alle Zweifel hinaus deutlich durch. Ludwig führte sein Heer nun, statt nach Frankreich, in das Elsaß zurück, breitete sich mit roher Gewaltthätigkeit, die auf keinen Widerstand stieß, bis gegen Hagenau hin aus und suchte sich mit List und Gewalt Eingang in die Städte zu verschaffen. Vor Allem war es auf das feste Straßburg abgesehen, das jedoch, fest am Reiche wie an seiner Freiheit haltend, alle noch so schmeichlerisch gehaltenen Lockungen standhaft von sich wies. Um so schlimmer erging es dem offnen Lande, das unter den zuchtlosen Banden — den „Schindern" (écorchours), wie sie auch genannt werden — fürchterlich litt. Auch auf Basel — in dessen Mauern noch das Konzil tagte — waren die Absichten der Franzosen gerichtet. Der Dauphin schickte zuletzt geradezu einen Boten nach dieser Stadt, mit der Aufforderung, sie solle ihm als ihrem gnädigen Herrn huldigen und schwören, da ja laut urkundlicher Zeugnisse der König von Frankreich von alter Zeit her ihr Schirmherr gewesen sei; alsdann wolle er ihr Gnaden erweisen und große Freiheiten ertheilen. Begreiflicher Weise befremdete eine solche Zumuthung die Baseler, und ihre Antwort lautete entschieden genug: „Von einem Schutzverhältniß der Art wüßten sie ganz und gar nichts; sie seien eine freie Stadt und dem heiligen römischen Reich, sowie dem Bischof gehörig, und würden sich auch unter keinen Umständen aus diesem Verhältniß drängen lassen". Die französischen Gesandten nahmen diese immerhin bescheidene Antwort sehr übel auf und drohten mit Zwangsmaßregeln, die indeß nicht angewendet worden sind.

Man fragt wohl, was that das Reich, was that sein Kaiser bei diesen unerhörten und unerträglichen Vorgängen? Friderich hielt eben einen Reichstag zu Nürnberg ab, als die sichere Kunde von dem Einbruche des Dauphin kam, als die Klagen der arg heimgesuchten Landschaft, die Boten der bedrohten Städte wie Basel und Straßburg anlangten. Aber es dauerte lange, ehe nur ein Beschluß, wie ihn die unläugbaren Thatsachen erforderten, zu Stande kam. Die ganze Nichtigkeit der Reichsverfassung enthüllte sich wiederum in beschämender Deutlichkeit. Der Kaiser hatte begreiflicher Weise ein böses Gewissen, so erbittert er über das Thun der Franzosen jetzt auch sein mochte. Die Kurfürsten kamen säumig herbei; mehrere von ihnen, wie die von Köln und Trier, standen in den zweideutigsten Beziehungen zur Krone Frankreich. Die Gesandten des Dauphin, die dann erschienen, schoben die Schuld auf den Kaiser und versuchten mit höchst dreisten Worten ihre Okkupationen im Elsaß mit den ihnen zukommenden und zugesicherten Winterquartieren zu rechtfertigen. Diese Sprache war nun nicht darnach angethan, die überall in Deutschland und auch im Bereiche des Reichstages erwachte und wachsende Erbitterung über das Vorgehen der Franzosen zu beschwichtigen; der Kaiser, wie er sich auch drückte und wand, wurde zuletzt mit fortgerissen, und

so kam der Beschluß zu Stande, der den Reichskrieg zum Zwecke der Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden dekretirte und den Kurfürsten von der Pfalz zum Reichsfeldhauptmann ernannte.

Jedoch bis zur Ausführung dieses Beschlusses war noch ein weiter Weg. Der Kaiser hatte gleich darauf Nürnberg verlassen und war in seine Hauslande zurückgeeilt, wohin ihn andere Sorgen riefen, die meisten Kurfürsten thaten dasselbe, und der Reichsfeldhauptmann blieb an den guten und schon damals oft zweifelhaften Willen der Reichsstände angewiesen. Inzwischen breitete sich der Dauphin immer weiter aus und besetzte das ganze Elsaß mit Ausnahme der Reichsstädte; die Drangsale des schutzlosen Landes steigerten sich, und bereits streckte er seinen Arm auch nach Freiburg und Breisach aus. Von Seiten des Reichs erschien keine Rettung; es wurde zwar viel unterhandelt, aber nach wie vor nicht gehandelt. Im Verlaufe des Winters griff das zum Aeußersten getriebene Volk allerdings mehrfach zur Selbsthülfe und der kleine Krieg erhob sich aller Orten. Die französisch gesinnten Kurfürsten von Köln und Trier hatten die gütliche Vermittelung übernommen, aber das nächste und wie beabsichtigte Ergebniß war nur, daß der Eifer des Reichsfeldhauptmanns dadurch gelähmt wurde. Dann wurde der Abzug der ruchlosen Gäste zwar vereinbart, jedoch wider den Vertrag mehrmals aufgeschoben. Die Stadt Straßburg brannte in mehr als gerechter Ungeduld über die unwürdige Verschleppung der Vereinbarung und drohte sich an die Eidgenossen anzuschließen, wenn das Reich sie und die eigene Sache der Art im Stiche lasse; indeß auch jetzt wußte der klägliche Kaiser weiter nichts zu thun, als einen jämmerlichen Mahnbrief an den französischen König zu richten. Und eine neue Tagfahrt der Vermittelung wurde zu Trier abgehalten, in Folge welcher die „Armengecken" im Frühjahr 1445 endlich wirklich abzogen und den wider alles Recht besetzten Boden räumten. Aber bis zum letzten Augenblicke haben die Schändlichkeiten der ruchlosen Söldnerhaufen — die zum guten Theile aus Engländern und Schotten bestanden — fortgedauert. Von einer Genugthuung der verletzten Ehre des Reiches und der Nation war keine Rede. Und nicht der Kaiser und nicht das Reich als solche haben jenes Ergebniß der Räumung erzielt, sondern auf Umwegen und durch den Muth einzelner Städte und Landherren ist sie vorzugsweise herbeigeführt worden. Der zu Tage tretende nachhaltige Entschluß sich selbst zu helfen und die Standhaftigkeit einer Stadt wie Straßburg haben den französischen Hof gelehrt, daß diese Provinz für das Glück, das er ihr bringen wollte, noch nicht reif sei. So hat sich Karl VII. auch bewegen lassen, auf die beanspruchte Schutzherrschaft über Metz, Toul und Verdun zu verzichten. Metz zumal hatte sich so kräftig vertheidigt, daß die französische Raublust sich vor der Hand noch bescheiden mußte. Das deutsche Reich aber hatte immerhin eine bittere Demüthigung erlitten, seine Wehrlosigkeit war in beängstigender Weise vor aller Welt enthüllt, und es konnte von diesem einen Beispiele entnehmen, was es von der habsburgischen Führung zu erwarten hatte. Was war aber von einer Verfassung zu halten, die solche Vorgänge möglich machte? Und was stand diesem Reiche noch bevor, wenn diese Verfassung nicht gründlich umgebildet wurde! Den Franzosen wenigstens blieb diese Erfahrung nicht verloren, und sie verstanden es, die Spuren, die sie jetzt eingezeichnet, wieder zu finden.

Der nächste Konflikt Deutschlands mit Frankreich ist an die burgundische Verwickelung geknüpft; er ist erst mittelbarer, wird aber zuletzt unmittelbarer Natur. Für jeden Fall fällt die Darstellung desselben in den Kreis unserer Aufgabe.

Es ist eine Nebenlinie des Hauses Valois, mit der wir es hiebei zunächst zu thun haben. Philipp der Kühne, der jüngste Sohn des Königs Johann von Frankreich, ist der Begründer des burgundischen Hauses. Er hatte im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund — die Bourgogne mit Langres, Dijon ꝛc. — als eröffnetes französisches Reichslehen erhalten. Durch eine wohlberechnete Hauspolitik gelangte er in den Besitz von Flandern, Artois, Nevers, Rethel, Salins, Mecheln und, was besonders wichtig war, der Freigrafschaft Burgund, die, wie wir wissen, deutsches Reichslehen war. Dadurch war bereits ein Doppelverhältniß eigenster Art geschaffen, das alle erdenkbaren Verwickelungen in seinem Schooße trug. Der dritte in der Reihe der burgundischen Herzoge, Philipp der Gute, hat dann die Macht seines Hauses um mehr als das Doppelte vermehrt. Er erwarb auf verschiedenen Wegen Namur, Brabant, Limburg, die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland, Westfriesland und endlich Lützelburg. Man sieht, das war eine ganz außerordentliche Macht; sie reichte von der Nordsee bis zu den Alpen und war nur durch das dazwischenliegende Herzogthum (Ober-) Lotharingen getrennt, das aber auf die Dauer

schwerlich widerstehen konnte. (Niederlotharingen war bereits vollständig zerbröckelt.) Und diese Macht erhielt durch den Reichthum der zu ihr gehörenden Länder eine gesteigerte Bedeutung. Gerade die niederländischen Provinzen waren durch Handel und Industrie fast das reichste Land von Europa und gewährten ihren Herren so große Hülfsmittel, wie kaum ein anderer Fürst sich ihrer rühmen konnte. Die Folge war, daß die Herzoge von Burgund nicht versäumten, eine dieser ihrer Macht entsprechende Stellung unter den Fürsten Europa's einzunehmen. Sie hielten sich Königen gleich, obschon ihre Länder theils bei der Krone Frankreich, theils beim deutschen Reiche zu Lehen gingen. Zu Frankreich gehörte das Herzogthum Burgund, Nevers, Rethel, Artois und der eine Theil von Flandern; zu Deutschland die Freigrafschaft Burgund, das Herzogthum Brabant und Limburg, die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland, Westfriesland und der andere Theil von Flandern (Reichsflandern). Die Herzoge waren nun aber weit entfernt, das Vasallenverhältniß nach dieser oder jener Seite hin aufrichtig anzuerkennen. Das Lehensverhältniß zur französischen Krone bestritten sie zwar nicht geradezu, stellten sich aber an die Spitze der feudalen Opposition und erweckten den Königen Schwierigkeiten höchst gefährlicher Natur. Zu dem deutschen Reiche, auf dessen Kosten sie doch insbesondere gewachsen waren, wollten sie gar kein abhängiges Verhältniß gelten lassen. Herzog Philipp der Gute, der Vater Karl des Kühnen, weigerte sich geradezu, für die niederländischen Besitzungen, die er noch dazu zum Theil mit Gewalt genommen hatte, dem Kaiser Sigmund zu huldigen. Der Kaiser hätte ihn gern mit den Waffen in der Hand zur Pflicht zurückgeführt, aber er fand nirgends im Reiche Unterstützung, um den angekündigten Krieg auch wirklich führen zu können.

Es war schon jetzt klar, daß auf diesem Wege eine große Gefahr für Deutschland lag. Bereits Herzog Philipp dachte daran, seine Besitzungen zu einem Königreiche erheben zu lassen. Zu diesem Zwecke trat er mit Kaiser Friderich III. in Verbindung: dieser sollte das zu schaffende souveräne Königreich Burgund noch mit (Ober-) Lotharingen, Bar (das übrigens von der Krone Frankreich zu Lehen ging), Jülich, Kleve, Berg u. s. f. als lehenspflichtigen Gebieten erhöhen, also Altlotharingen, wie es aus dem Vertrage von Verdun hervorgegangen war, sollte unter einem neuen Namen und in voller Unabhängigkeit wiederhergestellt werden, das deutsche Reich auf einen Theil seiner schönsten Gebiete für immer verzichten und als Gegengabe die Ehre annehmen, daß eine Prinzessin des habsburgischen Hauses dem burgundischen Erbherzog vermählt werde. Dieser Plan ist nun allerdings beim Entwurfe stehen geblieben: die Gegengabe für das Reich war doch gar zu gering: aber auch so bleibt er merkwürdig genug als Zeugniß dessen, was man schon damals dem deutschen Reiche bieten zu dürfen glaubte.

Philipps Sohn und Nachfolger, Karl der Kühne, ist aber auf den Gedanken seines Vaters zurückgegangen und war fest entschlossen, ihn um jeden Preis und im weitesten Umfange zu verwirklichen. Zu diesem Zwecke ging er vor Allem darauf aus, das ganze Gebiet Altlotharingens in seine Gewalt zu bekommen. Irgend welche Rücksichten auf das deutsche Reich, dessen Interessen ihm bei diesem Beginnen doch überall in den Weg traten, glaubte er nicht nehmen zu müssen. Er kannte seinen Mann: ein Kaiser wie Friderich III. konnte ihm allerdings unmöglich imponiren, und überdies und für alle Fälle war er der Meinung, in seinem einzigen Kinde, seiner Erbtochter Marie, ein Zaubermittel zu besitzen, mit dem der etwa erwachende Unmuth des Kaisers leicht zu beschwichtigen sei. So warf er sich in der gewaltthätigsten Weise zum Schutzherrn des Bisthums Lüttich auf, nachdem er an der gegen ihren Bischof aufgestandenen Stadt ein furchtbares Beispiel statuirt hatte. So brachte er die Grafschaften Geldern und Zütphen an sich. Vom Herzog Sigmund von Tyrol ließ er sich die sogenannten vorderösterreichischen Lande verpfänden: nämlich die Grafschaft Pfirt, den Sundgau, die Landgrafschaft Oberelsaß, die Waldstädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg, Waldshut. Die Pfandsumme war so hoch, daß kaum daran zu denken war, daß der verschwenderische Habsburger je wieder im Stande sein würde, das Pfand einzulösen. Karl war auch entschlossen, diese Landschaften nicht wieder herauszugeben, und setzte dort einen Statthalter ein, der sie mit eiserner Ruthe an die neue Herrschaft gewöhnen sollte. Dann dachte er an die Königskrone, die seiner Macht die Weihe der Unabhängigkeit verleihen und zugleich die Erweiterung bringen sollte, wie sie bereits sein Vater geplant hatte. Der Gegenpreis, den er dem deutschen Kaiser bot, war seine Erbtochter Marie für den Erzherzog Maximilian, eine Versuchung fürwahr, welcher ein Fürst wie Friderich, sollte man meinen, nicht widerstehen konnte. Aber die Kurfürsten, deren

Zuſtimmung der Herzog verlangte und die auf die Dauer nicht wohl zu umgehen war, widerſtrebten aus naheliegenden Gründen, und ſo zerſchlug ſich die Unterhandlung. Und nun, über dieſe Enttäuſchung hoch erbittert, ließ der ſtolze Herzog die letzte Rückſicht auf das Reich fallen. Er legte den oberrheiniſchen Pfandſchaften ein unerträgliches Joch auf und überzog das Erzſtift Köln, wo in Folge eines Wahlſtreites eine Partei ſeine Hülfe angerufen hatte, mit einem gewaltigen Heere. Nun endlich riß auch die deutſche Langmuth: man verſah ſich von ſeinem maßloſen Ehrgeiz das Schlimmſte, und es wurde der Reichskrieg gegen den gewaltthätigen Friedensbrecher erklärt. Alles erhob ſich gegen ihn, weil ſich Alles vor ihm fürchtete. Die verpfändeten und ſo hart gedrückten vorderöſterreichiſchen Lande ſtanden auf und ſchüttelten das laſtende Joch ab. Die Eidgenoſſen und der Herzog von Lotharingen, den Karl ſtets bedroht hatte, waren ihm, der eigenen Selbſterhaltung zu Liebe, zu Hülfe gekommen. Ein deutſches Reichsheer ſtand ihm am Niederrhein gegenüber, er ſchien verloren zu ſein. Jedoch es kam anders. In Folge geheimer Unterhandlungen gab der Kaiſer dem bedrängten Burgunder den Frieden, den dieſer mit der Verlobung ſeiner Erbtochter mit Maximilian von Oeſterreich bezahlte. Das deutſche Reich, deſſen wohlverſtandenes Intereſſe die Fortſetzung des Krieges verlangte, ging leer aus, dagegen das Haus Habsburg gewann. Der Kaiſer ſcheint in jenem Frieden dem Herzog im Stillen auch die Eidgenoſſen und den Herzog von Lotharingen preisgegeben zu haben. Rache dürſtend wendete ſich Karl ſofort gegen Beide: jedoch, wie bekannt, hat er im Kampfe mit ihnen in drei furchtbaren Schlachten ſein Ende gefunden.

Nun entſtand aber die Frage, wer in die burgundiſche Erbſchaft eintreten ſolle? Und mit dieſer Frage tritt das Verhältniß Frankreichs zu Deutſchland wieder in unmittelbare Aktion. Bei der Natur dieſer Erbſchaft und ihrer Beſtandtheile war das deutſche Intereſſe ganz beſonders dabei betheiligt, und inſofern fiel es mit dem Vortheile des habsburgiſchen Hauſes zuſammen, das in Folge der nun vollzogenen Vermählung Maximilians mit der Tochter Karl des Kühnen auf deſſen geſammte Beſitzungen ein Recht prätendirte. Die franzöſiſche Politik hatte aber ſchon längſt ihre Rechnung gemacht. Ihr Vertreter war König Ludwig XI., der berühmte Vollender der franzöſiſchen Staatseinheit. Er hatte in Karl dem Kühnen den gefährlichſten Gegner ſeiner Beſtrebungen erkannt, und er in der That iſt es auch, der das Meiſte zu ſeinem Sturze beigetragen hat, ohne ſich in einen unmittelbaren Kampf mit ihm einzulaſſen. König Ludwig war nun feſt entſchloſſen, ſeine Hand nicht bloß auf das Herzogthum Burgund, ſondern auch auf die Freigrafſchaft, auf Artois und einen Theil von Flandern zu legen. Er hat ſich auch wirklich dieſer Länder gewaltſam bemächtigt, denn nicht für das Haus Habsburg oder, was ſich dieſes Mal bis auf einen gewiſſen Grad deckte, das deutſche Reich wollte er die Virtuoſität ſeiner Intrigue Jahre lang entwickelt haben. Es kam darüber zum förmlichen Kriege zwiſchen ihm und Maximilian, deſſen Vermählung mit Marie von Burgund Ludwig allerdings vergeblich zu vereiteln verſucht hat. Dieſer Krieg, durch Waffenſtillſtände und einen Friedensſchluß unterbrochen, pflanzte ſich in die Zeit Karls VIII., des Nachfolgers König Ludwigs, hinüber und endete damit, daß die Freigrafſchaft Burgund, ſowie Flandern und Artois Maximilian endgültig verblieben. So waren die niederländiſchen Provinzen aus der burgundiſchen Erbſchaft für Deutſchland oder doch wenigſtens vor Frankreich errettet und ihnen zugleich eine ſchützende Grenzlinie geſichert. Nicht mehr als billig war es, daß das Herzogthum Burgund an die franzöſiſche Krone zurückgekehrt iſt; die Habsburger haben ſich zwar auch ſpäter noch ihrer Anſprüche auf daſſelbe erinnert, ein deutſches Intereſſe war aber nicht daran geknüpft. Unter König Ludwig XI. ging zugleich die Provence unmittelbar an die Krone Frankreich über: auch ſie, der Theorie nach immer noch ein deutſches Reichslehen, wie Arelat und die Dauphiné; wie die Dinge lagen, war es jedoch kaum mehr ein fühlbarer Verluſt zu nennen, daß dieſe Gebiete thatſächlich bereits für das deutſche Reich als verloren betrachtet und behandelt wurden. Hätten wir nur Alles das, was nicht bloß nach dem hiſtoriſchen Recht, ſondern nach ſeinem nationalen Weſen zu uns gehörte, zu ſchützen und zu behalten vermocht!

In der nächſten Zeit kleidete ſich das Verhältniß zwiſchen Deutſchland und Frankreich zum größeren Theile in den rivaliſirenden Wettſtreit der Valois und Bourbons mit den Habsburgern ein. Das Haus Habsburg nahm durch die burgundiſche Erbſchaft und durch ſeine vorbereitete Machterweiterung im Oſten Europa's in der Zeit Kaiſer Max' I. allerdings eine gewaltige Stellung ein. Hätte es verſtanden, dieſelbe mit den Intereſſen des deutſchen Reiches zu iden-

tificiren, so würde es Frankreich schwer geworden sein, aus der jüngst erlittenen Niederlage — denn das war der Austrag des burgundischen Handels für dasselbe gewesen — so schnell wieder herauszutreten. Der französische Eroberungstrieb ruhte nicht. Jetzt warf er sich auf Italien und suchte auf Kosten der Autorität des deutschen Reiches in Mailand und Neapel Fuß zu fassen. Die französischen Publicisten griffen auf die nie erstorbenen Ueberlieferungen der Ansprüche Frankreichs auf das linke Rheinufer zurück. Auch in Deutschland wurde diese Frage verhandelt. Wimpheling und Murner — Beide aus der deutschen Literaturgeschichte bekannt, der erste einer unserer verdientesten und patriotisch gesinntesten Humanisten — stritten sich über die Frage, ob das Elsaß jemals zu Gallien gehört habe. Wimpheling wollte mit der Verneinung dieser Frage den Prätensionen Frankreichs entgegentreten, wie sie namentlich im Jahre 1444 erhoben worden waren; er war auch ängstlich über die Gesinnung des Straßburger Rathes, in dessen Reihen er Hinneigung zu Frankreich, Erkaltung für Deutschland zu erblicken glaubte Daß die Ausdehnung des alten Galliens für die Grenzverhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich in keiner Weise maßgebend sein könnte, diese Erwägung, die der Patriotismus und die geschichtliche Betrachtung voranstellen mußten, machte Wimpheling nicht. Der Streit, der indeß principiell auf einem Mißverständniß und einer falschen Fragestellung beruhte, hat übrigens damals Aufsehen gemacht und selbst Kaiser Max' I. Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er hielt die Ansicht Murners, daß das Elsaß schon zur Zeit des Kaisers Augustus zu Gallien gehört habe — die, so wenig sie auch entscheiden konnte, in der That begründeter war — für höchst gefährlich und veranlaßte bei seinem Aufenthalte zu Straßburg (1501) den Rath, die bezügliche Schrift zu konfisciren. Schade nur, daß die betreffenden Ansprüche und Absichten der französischen Politik nicht ebenfalls durch Konfiskationen sich zurückweisen ließen, und schlimm genug, wenn eintretenden Falles das Reichsoberhaupt keine schneidigeren Waffen dagegen in das Feld zu führen vermochte!

2. Für die Stellung Frankreichs zu Deutschland ist der Tod Kaiser Maximilians von besonderer Wichtigkeit geworden, und dieses selbst ist damals am Scheidewege gestanden. Man weiß, um was es sich gehandelt hat: um die neue Kaiserwahl. Es zeigte sich bald, daß, was das einzig Wünschenswerthe und Zweckmäßige gewesen wäre, die Erhebung eines eingeborenen und wirklich deutschen Fürsten nicht möglich sei, und so blieben nur zwei Bewerber übrig, König Karl von Spanien, Maximilians Enkelsohn, und König Franz I. von Frankreich. Es ist kein Zweifel, daß dieser bittern Alternative gegenüber das Interesse der deutschen Nation auf Seiten Karls stand; aber nicht minder gewiß ist, daß eine Zeit lang die Aussichten Franz' I. sehr günstig standen. Es war freilich deutlich genug, was Deutschland in diesem Falle zu erwarten hatte, aber es gab damals eine antiösterreichische, oder, wenn man will, eine französische Partei im Reiche, und König Franz ließ es nun an Anstrengungen und Kostenaufwand nicht fehlen, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Auf mehrere Kurfürsten glaubte er rechnen zu dürfen: die rheinischen fürchteten überdies seine Rache wenn sie sich ihm widersetzen würden. Selbst einen Mann wie Franz von Sickingen meinte er gewinnen zu können. Bezeichnend ist auch die durch die Wahlagitation veranlaßte Korrespondenz des Königs Franz mit dem Rathe von Straßburg. Die Parteigänger Kaiser Karls hatten demnach u. a. verbreitet, der französische König habe sich besonders tief mit den Gegnern der Reichsstädte eingelassen und ihnen Mittel zum Kampfe geliefert. Um dieses Gerücht zu widerlegen, wendete sich Franz an den Rath von Straßburg mit der Versicherung, daß ihm etwas der Art niemals in den Sinn gekommen sei, und berief sich — wie zur Bestätigung seiner Worte — zugleich auf die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen Frankreich von jeher zu dem Reiche gestanden habe; ja er fügte die Versicherung hinzu, wenn unter den gegebenen Umständen ein Krieg nothwendig sei, so würde er viel lieber zu Gunsten der Städte und des Reiches, als für sonst Jemanden die Waffen ergreifen! Straßburg hat er überhaupt nicht mehr aus den Augen gelassen und in seinen Kämpfen mit Kaiser Karl V. mit den einschmeichelndsten Wendungen die Stadt gegen den Kaiser zu verstimmen versucht.

In den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I. wurden nun allerdings nicht blos deutsche Interessen angegriffen und verfochten; jedoch war die Lage der Dinge einmal so geartet, daß der Kaiser überhaupt nicht und nirgends angegriffen werden konnte, ohne daß das Reich, ohne daß Deutschland in Mitleidenheit gezogen wurde. Mailand und Genua waren deutsche Reichskammerländer, und wie erschüttert auch die Grundlage dieser Herrschaft sein mochte,

es war eine Beleidigung in das Angeſicht der Nation, wenn der König von Frankreich ſie nicht bloß mit Waffengewalt an ſich riß, ſondern ſich zugleich weigerte, dem Kaiſer dafür auch nur zu huldigen. In dieſem Zuſammenhange hat ſich Karl V. daran erinnert, daß die Provence und die Dauphiné von Rechts wegen gleichfalls nach wie vor deutſche Reichslehen ſeien und daß der Erzbiſchof von Trier nicht zufällig und noch immer den Titel eines Kanzlers von Arelat führe. Die Spaltung, die die reformatoriſche Bewegung in die Mitte unſerer Nation trug und deren Zerriſſenheit vollendete, iſt bekanntlich von Frankreich ſyſtematiſch und in der umfaſſendſten Weiſe ausgebeutet worden. Ein arger Widerſpruch war es freilich, daß, während die Proteſtanten in Frankreich im Intereſſe der Staatseinheit aufs grauſamſte und unmenſchlichſte verfolgt und beſtraft wurden, der König von Frankreich in das engſte Verhältniß zu der proteſtantiſchen Oppoſition in Deutſchland trat, um dem Kaiſer Schwierigkeiten zu erwecken. Und nicht minder war es ein arger Widerſpruch, wenn das Oberhaupt von Frankreich, das ſich nach der herkömmlichen heuchleriſchen Höflichkeit den „älteſten Sohn der Kirche“ und den „allerchriſtlichſten König“ amtlich nennen ließ, gegen den Kaiſer und das Reich den Türken hetzte und mit ihm Bündniſſe gegen jenen einging. Dieſe Wendung in der überlieferten völkerrechtlichen Praxis des chriſtlichen Abendlandes, ſie mochte noch ſo unvermeidlich ſein, als man vorgegeben hat, ſie floß doch aus derſelben unreinen Quelle, aus der in neueſter Zeit die Verwendung von barbariſchen Turkos und Kabylen in europäiſchen Kriegen gefloſſen iſt. Und ſo war es am Ende kein Widerſpruch mehr, wenn der ritterliche Franz ein- oder gar zweimal einen Frieden feierlich beſchwor mit dem ausgeſprochenen Vorſatze, die Bedingungen deſſelben nicht zu halten. Uebrigens hat, wie man weiß, das Kriegsglück nicht immer auf Seiten des ritterlichen Königs geſtanden; die Heere Karls V. ſind einmal ziemlich bis in die Nähe von Paris vorgedrungen. An den Grenzen der Niederlande iſt mit wechſelndem Erfolge gekämpft worden. Im Jahre 1542 haben die Franzoſen Luxemburg genommen, mußten es aber bald wieder an die Anſtrengungen Kaiſer Karls verlieren. Im Frieden von Crespy hat dann König Franz auf die franzöſiſche Lehenshoheit über Flandern und Artois verzichtet. Die niederländiſchen Provinzen in ihrem ganzen Umfange waren von Karl V. ſchon erheblich früher organiſirt und ihr Verhältniß zum deutſchen Reich, dem ſie als „burgundiſcher Kreis“ angehörten, geregelt worden. Leider jedoch war dieſe Regelung der Art, daß ihre allmählige Entfremdung und Loslöſung von dem Reiche durch ſie eingeleitet wurde. Ihren Anſprüchen auf Mailand haben die Franzoſen allerdings zuletzt entſagen müſſen, aber indem es für das Haus Habsburg wieder gewonnen war, ging es für das deutſche Reich gleichwohl der That nach verloren.

König Heinrich II., Nachfolger König Franz' I., ſetzte die Politik ſeines Vaters gegen Deutſchland und mit beſonderem Erfolge fort. Ihm iſt jener Streich gelungen, der in unſere Weſtgrenze die erſte ſchwer empfundene und bis zur Stunde nicht wieder gut gemachte Lücke geriſſen hat: Metz, Toul und Verdun ſind bekanntlich ſammt den betreffenden Gebieten von ihm verloren gegangen. Nun iſt keine Frage, die Hauptſchuld an dieſem beklagenswerthen Vorgange trifft die Deutſchen, oder die deutſchen Fürſten, Moritz von Sachſen ꝛc., nicht allein; die Hälfte davon trifft den Kaiſer und ſeine Politik in der großen Frage der Epoche, d. h. der Kirchenreform. Der Kaiſer hat dieſer Frage gegenüber von vorne herein nicht die rechte Stellung gefunden, und gerade hieran zeigte es ſich, was es heißen wollte, daß Deutſchland im größten Momente ſeiner Geſchichte kein Oberhaupt hatte, das aus der Mitte der Nation hervorgegangen war. Die Kirchenreformation war nothwendig, war unvermeidlich geworden, und Diejenigen, die berufen geweſen wären, durch eigene Umkehr den Bruch zu verhindern, haben ihn wie abſichtlich an ſich herankommen laſſen. Der Kaiſer hat zwar nie in Abrede geſtellt, daß eine Kirchenreform unbedingt nöthig ſei, aber zu mehr als halben Maßregeln hat er ſich nie erhoben, und endlich gab ihm ſein Amt, zumal nachdem die Dinge ſo weit gediehen waren, kein Recht, der deutſchen Nation eine feſte Norm des Glaubens aufzudringen und ihr die Linie vorzuſchreiben, vor der die Kirchenreform Halt zu machen habe. Indem er dieſes aber that und die proteſtantiſche Partei, die ſich ſeinen Zumuthungen widerſetzte, mit dem Schwerte niederwarf, trieb er ſie zur Verzweiflung, d. h. zu dem Entſchluſſe, die Unterſtützung Frankreichs in der beabſichtigten Erhebung gegen den Kaiſer durch Preisgebung der drei lotharingiſchen Bisthümer von Metz, Toul und Verdun, und überdies Cambray zu erkaufen. Nun waren zweideutige Verbindungen deutſcher Fürſten mit dem Ausland, und im Beſondern mit Frankreich, nichts Neues; ſchon

im 12. Jahrhundert, wie wir gehört haben, kamen solche vor und wiederholten sich seitdem bei verschiedenen Gelegenheiten; und seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts hatte sich der Verkehr deutscher Fürsten und der Herren vom Adel und der Ritterschaft in bedenklichem und unvaterländischem Grade gesteigert — in diesen Kreisen ließ die nationale Gesinnung doch sehr viel zu wünschen übrig —: jedoch ein solches Zugeständniß an den stets Ränke spinnenden und Böses sinnenden Nachbarstaat war unbedingt neu und unerhört. Es war ein schimpflicher Verrath, an dem durch die Erwägung leider nichts geändert wird, daß der Kaiser, das Oberhaupt des Reiches, durch sein gewaltthätiges Beginnen in Sachen der Religion die protestantischen Fürsten dazu getrieben hat; ein Verrath, der aber durch den Umstand eine Steigerung erfuhr, daß dem französischen König, versteht sich auf sein Verlangen, zugleich versprochen wurde, daß er bei der nächsten Wahl, wenn er es wünsche, selbst zur Würde eines Oberhauptes im Reich erhoben werden solle. Indem die Fürsten (am 5. Oktober 1551) jenen Vertrag mit König Heinrich II. von Frankreich schlossen, meinten sie freilich nicht, damit die genannten Gebiete dem deutschen Reiche dauernd zu entfremden; König Heinrich sollte, wie es lautete, sie ja nur temporär und als Reichsvikar besetzen und innehaben, und die Rechte des Reiches waren in dem Vertrage ausdrücklich vorbehalten. Indeß hätten die Herren bei ruhiger Erwägung sich wohl sagen können, was das Ende der unseligen Abmachung sein würde.

Wenn nun die Schuld an dem Verluste dieser durch ihre Lage doppelt wichtigen Reichslande der deutschen Fürstenopposition in erster und dem Kaiser in zweiter Linie unverkennbar zukommt, so bleibt das Verfahren, das Frankreich in diesem Falle vorgeschlagen hat, darum nicht weniger treulos, rechtlos und empörend. Es braucht wohl nicht ausdrücklich angeführt zu werden, daß König Heinrich II. jene Bedingung als Preis der von ihm gewünschten Hülfe selbst gestellt hat: der Lieblingsgedanke der französischen Politik, den man Jahrhunderte lang im Herzen und auf der Zunge getragen hatte, er war jetzt seiner Verwirklichung nahe. Die Parole, die der französische König ausgab, indem er zur Ausführung schritt, ist bekannt: „die Errettung der deutschen Freiheit" war es, für die er angeblich das Schwert zog. Man muß das Manifest des Königs an die deutsche Nation, mit dem er den Krieg als „vindex libertatis germanicae" eröffnete und das noch dazu in deutscher Sprache abgefaßt ist, lesen, um sich von der schamlosen und übermüthigen Heuchelei dieser Sprache einen vollständigen Begriff zu machen. In Deutschland erschrak man bei dieser Ankündigung, und nicht am wenigsten auf der Seite, der Hülfe gebracht werden sollte. Ein Mann wie Melanchthon warnte den Kurfürsten Moritz mit den eindringlichsten Worten, — jedoch es war zu spät. Im März 1552 brach der französische König in Lotharingen ein. Und wohin seine Gedanken zielten, enthüllte sich sofort. Auf das ganze Lotharingen hatte er es bereits abgesehen, auch auf das Herzogthum, das noch immer ein deutsches Fürstenthum war. Wirklich bemächtigte er sich, wenn auch vorläufig nur vorübergehend, unter den elendesten Vorwänden desselben, führte den minderjährigen Herzog nach Paris und legte in die Hauptstadt Nanzig eine französische Besatzung. Was die Besetzung der drei Bisthümer anlangt, so sahen sich Toul und Verdun, schutzlos wie sie waren, nicht in der Lage, Widerstand zu leisten; sie unterwarfen sich der Uebermacht. Weniger leicht drohte es mit Metz, der freien Stadt des deutschen Reichs, zu werden. Sie war mehr als gewöhnlich fest, mit Gewalt ihr nicht beizukommen, zur Unterwerfung nicht geneigt. So wurden denn, um gleichwohl zum Ziele zu kommen, alle die Künste der Doppelzüngigkeit, der List, der Täuschung, der Lüge, der Bestechung, die bereits seit längerer Zeit die französische Politik zur Virtuosität entwickelt hatte, der Reihe nach und mit Erfolg in Bewegung gesetzt. Nicht unerhebliche Dienste leistete hierbei der Kardinalbischof von Metz, als solcher Fürst des deutschen Reichs, bereit, die Stadt gegen schnöden Judaslohn an den Bedränger zu verrathen. Diese Mittel führten zum Ziele: Metz wurde überlistet, der Zutritt für das französische Heer erschlichen und mit Gewalt und Frevelthaten behauptet. An die Stelle der beiden Kaisersäulen mit dem Reichsadler trat ein Triumphbogen für den einziehenden „Vikar und Protektor" des deutschen Reichs. Metz war von nun an eine französische Stadt und ihre Selbständigkeit und Freiheit vernichtet. So hatte der französische König jenen unseligen Vertrag mit der deutschen Opposition ausgelegt: verblendete Thoren, die ein Anderes erwartet hatten.

Nach diesem Erfolge meinte König Heinrich II., sofort weiter gehen und am liebsten das ganze linke Rheinufer befreien zu sollen. Die Theorie der „natürlichen Grenzen" spukte, wie wir wissen, ja nicht erst seit gestern in den

Köpfen der Franzosen. Auf das Elsaß und dessen Kapitale Straßburg war es wenigstens zunächst abgesehen. An „glorreichen Spuren der Väter" fehlte es ja nicht: der Dauphin Ludwig hatte sie vor hundert Jahren eingezeichnet. So brach Heinrich denn wirklich mit einem Heere dahin auf, in der Absicht, Straßburg wie Metz zu überlisten und zu überrumpeln. Selbstverständlich auch dieses im Namen der „deutschen Freiheit". Indeß hatten die Straßburger von dem Schicksale von Metz doch etwas gelernt; auch war im Elsaß überhaupt die Stimmung entschieden gegen Frankreich. — Die Thore der Stadt blieben trotz aller aufgebotenen Künste dem Versucher verschlossen. Und als dann die Nachricht kam, daß Moritz von Sachsen im Begriff sei, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, findet es der König für am gerathensten, sein Heer nach Frankreich zurückzuführen und die weiteren Pläne zu vertagen. Die Franzosen mußten sich für dieses Mal mit der Genugthuung begnügen, „ihre Rosse im Rhein getränkt zu haben". Desgleichen hatten die Unterhandlungen, die Heinrich vom Elsaß aus mit einer Anzahl westdeutscher Fürsten angesponnen hatte, um sie in eine Art von Bündniß unter seinem Schutze zu vereinigen, eine verdiente Abweisung erfahren. Und so ist nicht zu verkennen, daß die Vergewaltigung der lotharingischen Bisthümer zunächst die Gemüther in Deutschland gegen Frankreich gestimmt und umgestimmt hat. Der geführte Schlag war ja auch zu empfindlich, der Verlust zu peinlich. So kam es, daß, als ein französischer Gesandter sich zu den Friedensverhandlungen in Passau drängte, er zurückgewiesen wurde. Und es entsprach dann wiederum so ganz dem Charakter der französischen Politik, daß sie keine Anstrengungen scheute, das Zustandekommen des Augsburger Religionsfriedens zu verhindern. In Deutschland war es nun nicht die Meinung, jenen Raub für immer verloren zu geben. Cambray, auf das sich die Abmachungen König Heinrichs mit den Fürsten ebenfalls erstreckt hatten, hat er ohnedem nicht nehmen können, und schon zwei Jahre nach der geschehenen Wegnahme erhob sich Kaiser Karl mit einem stattlichen Heere, um die geraubten Städte wieder zurückzuerobern. Indeß, wie man weiß, an den Wällen von Metz scheiterten alle Anstrengungen des Herzogs von Alba: das kaiserliche Heer mußte zuletzt nach schweren Verlusten ohne Erfolg wieder abziehen. Und jetzt wurde Metz erst recht französisch. Das deutsche Reich ist zwar nichtsdestoweniger immer wieder auf seine Rechte zurückgekommen, aber leider nur mit Worten, statt, wie es hier allein frommen konnte, mit Thaten. Man fand sogar einen Trost darin, daß die drei Bisthümer de jure noch zum Reiche gehörten, wenn sie Frankreich auch de facto inne habe. Gewisse Beziehungen zum deutschen Reich haben sich in der That noch bis in das nächste Jahrhundert erhalten. Die Bischöfe der drei entfremdeten Städte suchten noch beim Kaiser die Belehnung mit dem weltlichen Gebiete nach, noch waren die Reichsadler in Metz angeschlagen; und der König von Frankreich begnügte sich noch mit dem Titel eines Protektors: aber der Sache nach war er der Herrscher, und man wußte die Gelegenheit herbeizuführen, auch jene letzte und schwache Erinnerung an die deutsche Herrschaft auszulöschen. Und was das Schlimmste war, der erste gelungene Raub erweckte das Verlangen nach Fortsetzung. Er war nur das erste Glied einer darauf folgenden langen Kette von Beraubungen und Vergewaltigungen, die das koncentrirte Frankreich über das gelähmte und gespaltene deutsche Reich in den kommenden Epochen verhängt hat. Es soll daher an dieser Stelle noch einmal hervorgehoben werden, es war keineswegs der Trieb, die durch nationale Verwandtschaft ihnen zugewandten Gebiete zu gewinnen, der die Franzosen zu diesem System der Beraubung bestimmte: in diesem Falle hätten wenigstens die deutschen Grenzlande jenseits des Rheins vor ihrer Lüsternheit sicher bleiben müssen: es war vielmehr eine Politik der Eroberung, die sich unter die zweifelhafte Maske eines falschen antiquarischen Axioms und der willkürlichen Theorie von den natürlichen Grenzen versteckte, eine Politik, die mit dem wachsenden Absolutismus im Innern gleichen Schritt hielt und von den rühmlichen Eigenschaften der französischen Nation nicht beschworen werden konnte und in den guten wie schlechten Gaben derselben ihre Wurzeln hatte.

In dem nächsten Menschenalter nach dem Tode König Heinrichs II., in der Epoche der Religionsstreitigkeiten und der absterbenden Valois, ist von den Einwirkungen Frankreichs auf Deutschland weniger zu melden, eben weil der innere Gang der Dinge in Frankreich keine Muße ließ, sich gegen außen zu wenden. Es ist das die Zeit der Pariser Bluthochzeit, die in Deutschland auch am kaiserlichen Hofe (Max' II.) mit lauter Mißbilligung aufgenommen worden ist, das Seitenstück zu den Septembermorden der Revolution, beide ein entsetzliches Verbrechen,

das eine im Namen des falsch verstandenen Gottes, das andere im Namen der falsch verstandenen Freiheit begangen, beide nur auf dem Lavaboden des alten Galliens möglich. An häufigen Beziehungen und regem Verkehr politischer Natur zwischen den beiden Reichen hat es indeß auch jetzt nicht gefehlt. Deutsche Fürsten, deutsche Heere vom Adel und der Ritterschaft gingen hin und her, und in den berührten Religionskämpfen stehen deutsche Söldner auf beiden Seiten. Doch begegnet man bei dieser Gelegenheit auch einmal der erfreulichen Thatsache, daß ein deutscher Fürst, der den Hugenotten ein Heer zuführte — der Pfalzgraf Johann Casimir war es —, als Preis seiner Hülfe für den Fall des Sieges die Zurückgabe der drei entfremdeten lotharingischen Bisthümer verlangte. Die Einmischungsversuche und Gelüste des französischen Hofes haben übrigens niemals völlig geruht: um ein Beispiel statt vieler anzuführen, verweise ich nur auf die Geschichte der Grumbachischen Händel, die gerade hinreichen, um die Hinneigung zu Frankreich, die in gewissen Kreisen des deutschen Reiches bestand, und die Geneigtheit Frankreichs, dieselbe zu unterhalten und nach Umständen sich derselben zu bedienen, auf das deutlichste beleuchten. Von den Konflikten der spanischen und französischen Politik in dieser Epoche ist im Besonderen ein deutsches Reichsland mehrfach betroffen worden, nämlich die Niederlande. In den Unabhängigkeitskampf derselben hat Frankreich wenigstens mittelbar fühlbar eingegriffen. Das deutsche Reich als solches wurde aber gleichwohl nur wenig davon berührt: jene Provinzen waren aus den Händen Karls V. ja an König Philipp von Spanien übergegangen und so in eine fremde Machtsphäre gerückt, der gegenüber der noch bestehende formale Zusammenhang allen Inhalt und aber auch alle Wirkung verlor. —— Prof. Wegele.

Nekrolog.

Amari, Professor, Mitglied der zweiten italienischen Kammer, bekannt durch philosophische und juridische Arbeiten, † am 21. September in Palermo.

Borowski, Bischof aus Sitomir, welcher wegen Widerstands gegen die Russificirung des katholischen Gottesdienstes nach Perm verbannt wurde, † daselbst Mitte August.

Brenken, Freiherr von und zu, zu Holthausen, preußischer Kammerherr, Landrath des Kreises Büren, Mitglied des Herrenhauses, längere Zeit im Reichstage Vertreter des Wahlkreises Paderborn-Büren-Wiedenbruck, † zu Paderborn zu Anfang der zweiten Oktoberwoche.

Cibrario, Ludwig, Graf, italienischer Staatsmann und Senator, ausgezeichneter Historiker, † in der Nacht zum 1. Oktober in Salo. Er war geboren 1802 in Turin, begleitete Karl Albert nach seiner Abdankung nach Portugal und war 1855 unter Cavour Minister.

Heinen, Franz, Direktor der Realschule in Düsseldorf, verdienter Pädagog, † daselbst am 7. Oktober.

Lee, Robert Edmund, General der Konföderirten im nordamerikanischen Kriege, † nach Nachricht aus Newyork am 12. Oktober. Er war geboren 1808 in Virginien, zeichnete sich 1815 — 48 in dem Kriege gegen Mexiko aus und wurde 1852 Militärdirektor der Akademie zu Westpoint. 1861 trat er in das Heer der Konföderirten und erhielt 1862 den Oberbefehl. Er entwickelte großes kriegerisches Talent, mußte aber 1865 vor Grant die Waffen strecken. Nach dem Kriege war er Präsident des Washington-Colleges zu Lexington. Vergl. „Snow, Lee and his generals", 1867.

Thorwald, Anton, Schützenhauptmann, 1809 Andreas Hofers Adjutant, mit diesem gefangen in Mantua, schwer erkrankt ins Spital gebracht, aus welchem er später entfloh, † 107 Jahre alt am 14. September zu Punzing. Seine Familie wurde mit dem Prädikat „von Scharfenegg" in den Adelsstand erhoben; er lehnte aber diese Ehre ab.

Twesten, Karl, gefeierter Volksvertreter, † am 14. Oktober in Berlin im 51. Lebensjahre. Er war Stadtgerichtsrath in Berlin, als er 1861 durch seine Broschüre „Was uns noch retten kann" und durch das an diese sich knüpfende Duell mit dem General Manteuffel bekannt und populär wurde. In das Abgeordnetenhaus gewählt, war er einer der bedeutendsten Mitglieder der Fortschrittspartei, bis er 1866 an der Bildung der nationalliberalen Partei sich betheiligte. Auch dem Reichstag gehörte Twesten an. Wegen seiner Reden im Abgeordnetenhause in Untersuchung verwickelt, schied er 1868 aus dem Staatsdienst, um eine Privatstellung zu übernehmen. Er schrieb: „Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft" (1863); „Machiavelli" (1868).

Vangerow, Karl Adolf von, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, † am 11. Oktober in Heidelberg. Er war geboren am 5. Juni 1808 zu Schiffelbach in Kurhessen, wurde 1838 Professor in Marburg und 1840 in Heidelberg, wo seine Vorlesungen über die Pandekten ganz besonders zur Frequenz der Universität beitrugen. Er schrieb ein sehr geschätztes Lehrbuch der Pandekten und die Monographie Latini Juniani.

Neue Bücher.

England, über parlamentarische Regierung in, von A. Todd. Deutsch von R. Aßmann. 2. Bd. Berlin, Springer.

Europäischer Geschichtskalender 1869, von H. Schultheß. Nördlingen, Beck.

Gaugöttinnen, drei, Walburg, Verena und Gertrud, als Kirchenheilige, von E. L. Rochholz. Leipzig, Fr. Fleischer.

Kulturgeschichte der neuern Zeit, von O. Henne-Am Rhyn. 1. Bd. Leipzig, O. Wigand.

Literatur.

Beiträge zur neuesten vergleichenden Sagenforschung auf indogermanischem Gebiet. I. In einem der früheren Jahrgänge dieser Blätter (Bd. III, S. 463 u. 590) ist die vergleichende Sprachforschung im Allgemeinen sowie das Resultat der Forschungen auf dem Gebiet des indogerma-

nischen Sprachstammes im Besonderen kurz skizzirt worden. Wohl selten oder nie hat eine Wissenschaft in so kurzer Zeit einen so ungeahnten glänzenden Aufschwung genommen und so überraschende Erfolge erzielt, als gerade dieser Zweig der Linguistik, und immer zahlreicher wird die Menge Derer, die auf dieses Gebiet ihre ganze Lebensthätigkeit concentriren. Aber nicht bloß die rein sprachlichen und kulturhistorischen Errungenschaften sind es, die von Tag zu Tag sich mehren; mit der genaueren Durchforschung speciell der Sprachen des Ostens werden auch für die vergleichende Literatur- und Sagengeschichte immer neue Funde gemacht, und diese verdienen es wohl vor Allem, auch dem fernerstehenden Laien von Zeit zu Zeit in verständlicher und fesselnder Form zugänglich gemacht zu werden. Bekanntlich hat Benfey in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der berühmten sanskritischen Märchensammlung „Pantschatantra" schlagend nachgewiesen, daß fast der ganze unermeßliche Schatz von Märchen und Erzählungen (mit etwaiger Ausnahme der meist aus dem Occident stammenden Thierfabeln), die sich in den Literaturen der indogermanischen Völker finden, auf indische, im Buddhismus wurzelnde Urformen zurückführen lassen, die sich theils durch Uebersetzungen ins Persische und Arabische allmählich über die ganzen islamischen Reiche und von diesen aus über Europa verbreitet haben, theils mit der buddhistischen Literatur nach Osten und Norden und durch das Medium der Mongolen ebenfalls in den Occident gedrungen sind. Ganz analoge Erscheinungen begegnen uns nun noch vielfach innerhalb dieser gewaltigen, anderthalb Welttheile umfassenden indogermanischen oder arischen Völkergruppe, deren gemeinsamen Urſitz einst das Hochland, westlich vom Gebirgszug des Belurtai bis hinab zum kaspischen Meere bildete, und die mit Ausnahme der Lappen, Finnen und Magyaren noch jetzt alle europäischen Stämme insgesammt und unter den asiatischen die der Juder, Perser, Armenier und eine Reihe kleinerer, mit diesen in Verbindung stehender oder aus ihnen heraus entwickelter umfaßt. Wir möchten heute die Aufmerksamkeit der Leser vor Allem auf einen Zweig derselben richten, der verhältnißmäßig bis jetzt nur wenig bearbeitet und von den eigentlichen Orientalisten sehr stiefmütterlich behandelt ist, das Neupersische und dessen poetische, speciell epische Literatur. Seit des unvergleichlichen Rückerts meisterhafter Nachbildung von „Rustem und Suhráb", dieser weiter unten noch genauer zu behandelnden Episode aus dem großen Heldengedichte des Firdûsi, sind in neuerer und neuester Zeit eigentlich nur zwei bedeutende Uebersetzer und Nachdichter für dieses Gebiet in Deutschland aufgetreten, Fr. A. von Schack und der jüngst verstorbene Professor Graf in Meißen. Und gerade dem Letzteren verdanken wir die erst zu Ende des vorigen Jahres in der Deutschen morgenländischen Zeitschrift veröffentlichte Analyse eines der bedeutendsten und interessantesten älteren persischen Epen, das hauptsächlich den Anstoß zu der vorliegenden vergleichenden literarhistorischen Skizze gegeben hat. Ju diesem nämlich, wie nicht minder in einer ganzen Reihe von größeren oder kleineren Episoden aus den Werken der beiden größten Epiker Persiens, Firdûsi und Nisâmi, finden sich hinsichtlich der Motive so überraschende Anklänge an Stoffe aus der griechischen, romanischen und vor Allem der germanischen Sagenwelt, daß eine kurze Zusammenstellung und Beleuchtung derselben — so weit es bei dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft möglich — für jeden Literaturforscher wie Literaturfreund von größtem Interesse und Werth sein muß.

Bekanntlich beziffert sich die Menge ächt tragischer, für die Dichtkunst verwendbarer Konflikte gar nicht sehr hoch, und in den Literaturen aller bedeutenden Völker aus den verschiedensten Zeitepochen sehen wir daher gleiche Motive in mehr oder minder ähnlicher poetischer Ausführung wiederkehren, ohne daß wir dadurch jedes Mal zu der Schlußfolgerung berechtigt wären, der frühere Bearbeiter dieses oder jenes Stoffes habe auf den späteren mit zwingender Nothwendigkeit eingewirkt, oder es sei derselbe Vorwurf von den verschiedenen Dichtern aus einer und derselben Urquelle geschöpft und nur der eigenen Individualität gemäß mit der einen oder anderen abweichenden Modifikation gestaltet. „Gewisse Urtypen der Poesie", bemerkt Schack in seiner Vorrede zu Firdûsi's Heldensagen sehr treffend, „wiederholen sich fort und fort in den Schöpfungen des Menschengeistes." Aber ganz etwas Anderes ist es denn doch hier in unserm Falle, wo diese zeitlich und örtlich weit von einander getrennten Bearbeitungen des gleichen Grundmotivs auch im Detail, sei es der äußeren Komposition, des Fortschrittes der Handlung, der Aufeinanderfolge der Scenen — sei es der Charakterzeichnung, der Seelenmalerei bei den einzelnen, handelnd eingeführten Personen, eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen, und wo sie zugleich unter Gliedern desselben Sprach-

stammes, unter Völkern also auftreten, die unzweifelhaft in grauer vorhistorischer Urzeit ein einziges großes Gesammtvolk gebildet haben.

Die Verwandtschaft epischer Sagenstoffe Persiens nun mit denen des Occidents tritt uns am auffälligsten gleich in dem größten und gewaltigsten Dichterwerke des ganzen Orients entgegen, in dem „Schâhnâme oder Königsbuche" des persischen Dichters Firdûsi, das durch Mannichfaltigkeit des Stoffes sowohl wie durch Großartigkeit der ganzen Anlage und der einzelnen Heldenthaten, Reckenfahrten und Abenteuer unserem Nibelungenliede nicht nur ebenbürtig zur Seite tritt, sondern dasselbe noch bedeutend überragt und hinter den Homerischen Gesängen höchstens an Durchsichtigkeit und Klarheit, an eigentlicher Plastik zurücksteht, während es vor denselben die erschütternde tragische Kraft und Gewalt voraus hat. Gleich den Nibelungen bringt das große national-historische Epos der Perser, das Firdûsi's Dichtergenius im Laufe des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mit schöpferischer Phantasie und dem Aufgebot seiner ganzen Gestaltungskraft und seines immensen Darstellungstalentes aus alten Volksliedern und Volkssagen in die Form eines künstlerisch harmonischen, einheitlichen Ganzen gegossen, das reiche volle Leben, Denken und Fühlen eines gesammten Volkes in seiner ältesten, von der Fackel der Geschichte fast gar nicht beleuchteten Heldenzeit zum vollendetsten Ausdruck; und den innersten Kern dieser 60,000 Doppelverse umfassenden Riesendichtung bilden keine erdichteten Thatsachen, sondern historische Begebenheiten, freilich nicht in der Weise, wie sie wirklich vor sich gegangen sind, sondern wie sie in der mündlichen Tradition sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch umgestaltet und umgeformt haben. Daneben hat wie alle großen Volksepen das persische auch die Eigenthümlichkeit, daß nicht um einen einzigen Helden, um eine einzige Begebenheit wie um ihren Mittelpunkt die Handlung sich dreht, sondern Personen an Personen, Ereignisse an Ereignisse sich organisch reihen, die einen stets durch die zwingende Nothwendigkeit des allwaltenden, unvermeidlichen Schicksals aus den anderen sich entwickelnd und fortgestaltend. Das ganze iranische Volk ist der Held dieses Epos, wie das deutsche im Nibelungenliede, und zusammengehalten wird die durch Jahrhunderte sich fortspinnende Handlung nur durch den einen Grundgedanken von dem unerbittlichen Kampfe des sonnigen Iran gegen das finstere, nebelverhüllte Turan, von dem ewigen Ringen des Lichtes mit der Finsterniß, des Guten mit dem Bösen, des Ormuzd mit dem Ahriman, wie die alte Parsenreligion es lehrt.

Im deutschen wie im persischen Epos geht es fort und fort durch Schuld und Sünde zur Rache, und durch die Rache hindurch wieder zur Schuld. Diese innige Verwandtschaft beider läßt sich nur aus der feststehenden Thatsache einer Urgemeinschaft der indogermanischen Völker, einer Urheimat derselben, wie die vergleichende Sprachwissenschaft sie so unleugbar nachgewiesen hat, erklären, und mit Recht sagt daher Schack in der oben erwähnten Vorrede: „Wie die Gestalten Firdûsi's aus den dämmernden Fernen der frühsten Vergangenheit zu uns herantreten, glauben wir bekannte Stimmen zu vernehmen, geliebte Züge zu erkennen, es ist, als sähen wir die großen Bilder unserer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die sonnige Fläche von Iran werfen, als hörten wir zwischen dem feierlichen Rauschen der morgenländischen Palme das Brausen der nordischen Wasserfälle, Klänge, die wie aus einer älteren, verlorenen Heimat kommend ein Echo in unserer Seele wecken".

Von diesen Klängen einer verlorenen Heimat nun, die theilweise freilich nur bloße, abgerissene Anklänge sind, theilweise aber auch zu vollstimmigen, mit unseren occidentalischen bis ins Kleinste hinein harmonirenden Akkorden und ganzen Tonsätzen anschwellen, mögen die folgenden Zeilen einige interessante Beispiele liefern. Gleich im Anfange des Schâhnâme von Firdûsi begegnet uns eine Episode, die man, wie auch Schack treffend bemerkt, als eine Art Faustsage der Urwelt ansehen könnte und die zugleich — wenigstens in einer Beziehung — Verwandtschaft mit dem Mythus vom Minotaurus zeigt, in dem man mit Recht ein Sinnbild für den einst auf Kreta herrschenden Molochkultus gefunden hat. Es ist das die Sage vom Tyrannen Sohak, der, ein arabischer Fürstensohn, sich in Folge seines Ehrgeizes und seiner unersättlichen Herrschbegierde dem bösen Geiste Iblis in die Arme wirft und von diesem alle Macht und Herrlichkeit der Welt zugesichert erhält. In der Gestalt eines schönen Jünglings tritt dieser als Koch in seine Dienste und sucht ihn durch Nähren mit Blut beherzt und kühn zu machen. Nach Ermordung seines Vaters vertreibt Sohak den iranischen König Dschemschid und herrscht über Iran zwei Jahrhunderte lang mit blutdürstiger Strenge, zum Schrecken der ganzen Menschheit. Aber der Fluch, den er durch sein Bündniß mit dem Teufel auf sich geladen, geht schon gleich

im Anfange seiner Herrscherlaufbahn dadurch furchtbar an ihm in Erfüllung, daß in Folge eines verderblichen Kusses des satanischen Iblis zwei schwarze Schlangen aus seinen Schultern hervorwachsen, die er nun sein ganzes Leben hindurch mit sich schleppen und gleich dem Minotaurus mit Menschenopfern sättigen muß, nur mit dem Unterschiede, daß diese täglich ihre schauerliche Kost verlangen, während jenes kretische Ungeheuer mit dem Menschenleibe und dem Stierhaupt doch nur alle neun Jahre den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen forderte. Und wie dieser blutige Zoll endlich den Theseus zur Befreiung Athens von der Gewalt des Königs Minos, d. h. der phönicischen Fremdherrschaft anstachelte, so ersteht auch in dem jungen Helden Feridûn, einem Sproß aus Dschemschids, des von Sohak vertriebenen und später gräßlich hingerichteten Königs, Stamme der Rächer des beleidigten und in den Staub getretenen Vaterlandes, ein persischer Theseus schüttelt er mit Hülfe des getreuen Volkes das Joch des Tyrannen ab, und der gefangene Sohak wird im Berge Demâwend an einen Felsen geschmiedet, wo er nach der Sage der Orientalen noch jetzt schmachtet.

Aber auch der edle Feridûn, der „sonnengleiche, gewaltige, weißlockige und cypressenwuchsgestaltige", dessen ganzes Thun edel und gerecht war, unter dessen weiser und gütiger Herrschaft eine Fülle von Segen sich über das ganze iranische Reich ergoß, bleibt nicht verschont von der Tücke des Schicksals, und zwei seiner eigenen Söhne sind es, die durch ihre aller Kindespflicht und Menschlichkeit Hohn sprechende Undankbarkeit das herbste Weh über ihn heraufbeschwören. Unwillkürlich werden wir bei dieser ergreifenden Erzählung an Shakespeare's „König Lear" erinnert, und wenn auch der Verlauf der Handlung nicht gerade eine besondere Uebereinstimmung mit der des genannten Dramas zeigt, so bekundet sich doch einerseits in manchen feinen Zügen der Charakteristik eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit diesem und andrerseits in der wahrhaft erschütternden Großartigkeit des Stoffes, der mit dem britischen das gemein hat, daß, wie Schack es vortrefflich charakterisirt, „in beiden das Dasein bis zu seinen untersten Schichten aufgewühlt und das Leben in seiner äußersten Zerrüttung, welche die Pole der sittlichen Welt zu verrücken droht, dargestellt wird". Dort wie hier erscheint das stärkste sittliche Band, das die Menschheit zusammenhält, das Familienband, die Pietät und Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern von frecher Willkür zerrissen, und wie im „Lear" die Töchter, so sind es hier die Söhne, die dem eigenen Vater, dem eigenen Bruder den Krieg auf Tod und Leben erklären. Der Ausgang freilich ist insofern ein anderer, als hier nur die Brüder, die schuldigen sowohl wie der schuldlose, zu Grunde gehn, der Vater aber, wenn auch gebrochenen Herzens, siegreich den Kampf besteht. Selm und Tûr, die beiden ältesten, herrschbegierigen und unersättlichen Söhne Feridûns, fühlen sich bei der Reichsvertheilung ihrem jüngeren Bruder Iredsch gegenüber beeinträchtigt und verlangen von ihrem Vater Verbannung desselben aus seinem Reiche, widrigenfalls sie gegen diesen wie gegen ihn selbst zum Schwerte zu greifen entschlossen sind. In edler Selbstaufopferung begibt sich Iredsch, um eine Versöhnung herbeizuführen, mit einem liebevollen Schreiben des Vaters zu diesen und erklärt sich bereit, freiwillig auf seinen Thron zu verzichten, wenn der Groll der Brüder dadurch beschwichtigt werde. Als Dank erntet er den Tod in der Blüthe seiner Jugend — die Schändlichen ermorden ihn, und damit hat die tragische Katastrophe begonnen. Als Feridûn das Haupt seines schmählich hingeopferten Lieblingssohnes erblickt, da bricht er gleich dem alten Lear in der berühmten Scene auf der Haide bei Sturm und Ungewitter in einen Rache- und Verwünschungsschrei gegen seine entarteten Kinder aus, fleht vom Himmel sengendes Feuer in ihre Herzen herab und Brand in ihre Eingeweide, daß selbst die wilden Thiere Mitleid fühlen, und richtet nur den einen glühenden Wunsch an den allwaltenden Gott, daß er ihm das Leben erhalten möge, bis aus dem Stamme des Iredsch ein Rächer erstehe. Und diese Bitte wird erhört; — Iredsch' Enkel vollzieht das Strafgericht an den Schuldigen, Feridûn sieht den Mord seines jüngsten Sohnes gesühnt, aber ach! mit dem Blut der beiden älteren, mit seinem eigenen, theuren Blut, und gramgebeugt und lebensmüde sinkt nun der Greis ins Grab mit den ergreifenden Worten:

„Mein Leben schwand, in Nacht versinkt mein Tag,
Weil Gram um jene Drei das Herz mir brach,
Um jene Söhne, die vor mir durch Mord
Und Rache hingesunken. So verdorrt
Die Jugend und so strömt sie hin ihr Blut,
Wenn sie nach Bösem strebt und Böses thut.
Nicht achteten die Söhne mein Gebot,
Umdunkelt hat darum ihr Sein der Tod." —

Auch ein Liebespaar, wie Romeo und Julia, fehlt dem großen persischen Heldengedichte nicht, und die Geschichte von Sâl und Rûdâbe ruft

manche Reminiscenzen an das hohe Lied der Liebe wach, das des großen Briten Genius in so unerreichbarer Vollendung geschaffen. Die ganze künstlerische Komposition des ersten Zusammentreffens der beiden Liebenden, die durch die glühenden Schilderungen Dritter für einander entbrannt sind, ihrer Wechselgespräche, ihres gegenseitigen Treueschwurs bei süßem Kosen und Liebesgeflüster — in der äußeren Form wie im inneren Gedankengange erinnert sie lebhaft an die unvergleichliche Gartenscene und die nächtliche Zusammenkunft in Juliens Schlafgemach, nur daß die Stimmung des Bildes durch die Gluth und Farbenpracht des Orients noch eine entzückendere, berauschendere geworden ist. Wie ächt mädchenhaft unschuldig und keusch erscheint die liebliche Rûdâbe — wie ächt männlich Sâl, der schöne, reizbegabte Jüngling, gezeichnet! Auf ihres Daches Gipfel harrt in verschwiegener Nacht die rosenwangige, dem vollmondüberstrahlten Cedernwipfel vergleichbare Schöne, und als er, der Ersehnte, sich genaht und mit ihr die ersten Liebesworte getauscht, da löst sie ihre nächtig-schwarzen Flechten und läßt sie zur Erde herab, um ihn an denselben zu sich herauf, an ihr leidenschaftlich klopfendes Herz zu ziehen. Er aber weist aus Zartgefühl und holder Scham dieses Ansinnen zurück und schwingt sich an einer ihm von Sklaven gereichten Fangschnur empor auf die Terrasse, wo ihn die Geliebte in glühender Umarmung empfängt und mit sich führt in ihr geschmücktes, ambra- und moschusdurchduftetes Prunkgemach. Selige Stunden verbringen sie dort, bis sich die Welt im Morgenlichte erhellt, und beide, die Wimpern feucht durch den Schmerz der Trennung, zur Sonne sprechen:

„Nur einen Augenblick noch, nur noch einen,
O Ruhm der Welt — noch brauchst du nicht zu scheinen!"

Welch treffendes Seitenstück zu Juliens Beschwörung: „Hinab, du flammenhufiges Gespann!" — wie innig verwandt den flehenden Worten Frithjofs in Tegnérs berühmtem Gedicht nach der Liebesnacht mit Ingeborg: „Spät komme heut mit deinem Schimmer — verschlaf dich, goldner Tagesstern!" — Dieselbe verzweiflungsvolle Sprache ferner, die Romeo dem frommen Pater Lorenzo gegenüber redet, prägt sich in Sâls Brief an seinen Vater aus, wenn er ihm den Fieberbrand seines Herzens, das Liebesweh seiner Brust in einsamer Nacht beim Schimmer der Sterne, das Meer von Qualen ausmalt, das in seiner Seele wogt, denn auch er und Rûdâbe sind ja Kinder feindlicher Eltern, auch in ihnen ist aus dem verzehrenden Haß der Väter die verzehrende Leidenschaft ihrer Liebe hervorgegangen. Rûdâbe stammt aus Sohaks verfluchtem Geschlechte, darum herrscht ewiger Grimm und Zwiespalt zwischen ihrem Vater Mihrâb und dem König von Iran, Sâls Oberherrn und Gebieter. Mihrâb übrigens ist seiner ganzen Charakteranlage nach innigst dem Polterer Capulet verwandt, und der Moment, wo er zuerst durch seine Gattin von der Liebe seiner Tochter zu Sâl erfährt, sie in aufwallendem Zorne tödten will und sich durch gar keine Vorstellungen und Vernunftgründe in seinem Schmähen und Schelten stören läßt, bis ihn endlich der Anblick des reizenden Mädchens selbst etwas milder und nachsichtiger stimmt, liefert ein hübsches Pendant zu der bekannten Scene zwischen Capulet, seinem Weibe und Julia, wie er der Letzteren den Paris als Gemahl aufzudrängen sucht. Wie aber die persische Liebesepisode von vornherein weniger ernst und tragisch angelegt ist, so ist auch ihr Abschluß naturgemäß ein anderer als im britischen Drama. Die feindlichen Gegensätze werden versöhnt und Sâl und Rûdâbe ein glückliches Paar. Beiläufig bemerkt, ist Shakespeare nicht der erste Dramatiker des Occidents, der diesen für das Abendland ursprünglich in einer italienischen Novelle vorliegenden Stoff auf die Bühne brachte. Schon der Italiener Groto benutzte ihn in seiner Tragödie „La Hadriana", und die genaueren Forschungen Kleins in seiner „Geschichte des Dramas" beweisen uns, daß gerade in der Brautnachtsscene bei beiden Dichtern die nämlichen poetischen Wendungen, fast mit denselben Worten, in höchst auffälliger Weise sich finden. Eine ähnliche, aber weit tragischere Liebe zwischen zwei Sprossen feindlicher Familien ist dann noch von einer großen Reihe persischer Dichter, am schönsten von Nisâmi, dem größten Romantiker Persiens, in dem Wüstendrama von „Leila und Medschnûn" besungen, dessen Stoff andrerseits wohl, in seinen Hauptzügen durch die Kreuzfahrer ins Abendland übertragen, die erste Anregung zu Arioists „Rasendem Roland" gegeben hat, wenn auch in diesem, seiner ganzen ritterlichen Denk- und Sinnesart angemessen, sich die Raserei ganz anders manifestirt als in dem vor übergroßer Liebesleidenschaft zum Wahnsinn getriebenen Beduinenhelden des morgenländischen Epos.

Aus der Verbindung von Sâl und Rûdâbe nun geht als Sproß der Hauptheros des ganzen Schâhnâme, Rustem hervor, der Starkleibige

genannt, der, wie alle sagenhaften Helden, Aeonen hindurch in ewiger Jugendkraft lebt, Jahrhunderte mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllt, ein Königsgeschlecht nach dem anderen kommen und vergehen sieht und jedem seiner angestammten Herrscher mit ächter Mannestreue zur Seite steht. Denn wie in unserem deutschen Nationalepos der unvergänglichen Treue der Stammesglieder gegen ihr Oberhaupt das schönste Denkmal gesetzt ist, so auch im persischen, und sein Held Rustem ist nun das getreue Seitenstück zu unserem Siegfried, ebenso wie zum griechischen Achill. Alle drei sind jugendlich reine Helden voll majestätischer Schönheit, die nach tausend ruhmvollen Kämpfen endlich in der Blüthe ihres Lebens dem Verrath, der Hinterlist zum Opfer fallen, von meuchlerischer Hand vernichtet werden, aber noch im Untergange an ihren Verderbern sich rächen, sei es, daß sie, wie Rustem, mit ersterbender Hand dem Feinde selbst den Tod bereiten, sei es, daß sich, wie bei Siegfried und Achill, über ihren Leichen ein verzweifelter Kampf entspinnt, der ganze Geschlechter in den Schlund des Verderbens mit sich reißt. Uralte, allen indogermanischen Stämmen eigene Mythen, die in die frühesten Naturzustände zurückdatiren, liegen jedenfalls diesen Stoffen und den Gestalten dieser Helden zum Grunde. Gleich Macduff wird der gewaltige Rustem aus dem Leib der Mutter geschnitten, zehn Ammen sind zum Säugen für ihn nöthig und schon mit acht Jahren ist er ein starker, unbezwinglicher Kämpfer. Wie unser deutscher Held nach der Erzählung Hagens im „Nibelungenliede" und der genaueren Detaillirung der Sage im „Hürnenen Siegfried" den Drachen tödtet, flammenspeiende Ungeheuer, Riesen und Zwerge erlegt und den Nibelungenschatz erringt, so kämpft der Knabe Rustem mit dem wüthenden Elephanten, stürmt das weiße Schloß auf dem Berge Sipend, an dem die Kraft aller seiner Vorfahren lahmt ist, besteht hintereinander sieben Abenteuer mit Drachen, Zauberinnen und Dämonen und rühmt mit Recht von sich:

„Was sind mir Löwe, Div und Elephant,
Was mir das blaue Meer, der Wüstensand?
Und wenn mich tausend Feinde auch bekriegen,
Ich werde sie wie einen Mann besiegen.
Kurzweil ist mir der Kampf der Krokodile,
Die Tigerjagd dient mir zum Scherz und Spiele."

Der nach allen diesen Heldenthaten unterliegt endlich doch dem hinterlistigen Anschlag seines bösen Bruders, der ihn, wie Hagen den Siegfried, aufs Jagdgefilde lockt und ihn dort in eine mit scharfen Pfählen, Pfeilen, Schwertern, Lanzen und spitzen Keilen angefüllte und geschickt verdeckte Grube hineinstürzen läßt. Zwar sinkt der Frevler durch einen Rachepfeil Rustems tödtlich getroffen nieder, aber der strahlende Held ist für immer dahin, nicht mehr erlabt er sich an Fest und Schmaus, zieht nicht mehr zu Kampf und Streit ins Feld, spendet nicht mehr Geld und Schätze seinen getreuen Mannen. Auch er, der mit Stolz einst von sich gesagt:

„Ich siegte viel, doch wurde nie besiegt",

ist vom unerbittlichen Schicksal dahingerafft und eine Beute des Todes geworden. — Ergänzt wird diese Gestalt des Lieblingshelden der persischen Sage für unseren speciellen Vergleich mit Siegfried noch durch drei andere, ebenfalls bedeutsame Recken, durch Rustems eigenen Sohn Suhrâb, der, kecken, hochstrebenden Sinnes und starkbrüstig, schon mit drei Jahren Waffen führt, mit fünf Herz und Muth eines Löwen hat und mit zehn alle an Kampftüchtigkeit übertrifft, — ferner durch Sijâwusch, der, gleich schön an Körper wie an Seele, durch den Adel einer höheren göttlichen Natur verklärt ist und alle Herzen unwiderstehlich an sich zieht, — und endlich durch Isfendiâr, den zweitgrößten Helden des persischen Epos, dessen begeistertem Drange ebenfalls kein Wagniß, kein Abenteuer zu schwer und gefährlich ist. Isfendiâr theilt mit Siegfried die Eigenthümlichkeit, daß er durch Zauber am ganzen Körper gefeit und nur an einer Stelle verwundbar ist, nämlich an den Augen, wie jener zwischen den Schultern. Auch Isfendiâr besteht sieben Abenteuer, und zwar auf dem Wege zur ehernen Festung, aus der er seine beiden vom turanischen König gefangenen Schwestern befreien will. Es ist das eine bedeutsame Reminiscenz an den Drachenstein im „Hürnenen Siegfried", in welchem die von einem Drachen geraubte Kriemhild schmachtet. Gefahrvoll wie der Weg zu diesem ist er es auch zu der erwähnten Festung, denn Wölfe und Drachen, Löwen und Zauberinnen halten ihn besetzt, bald stürzt der Pfad in tiefe Schluchten, bald steigt er wieder jäh vom Meere auf, und Geier und Greife machen ihn unsicher, Frost, Schnee und Stürme erfüllen ihn und setzen dem kühnen Wanderer unüberwindliche Hindernisse entgegen. Aber Isfendiâr überwindet sie alle, erschlägt die beiden grimmigen Wölfe mit Hörnern, gewaltigen Hämmern gleich, elephantengleichen Zähnen und riesigen Nacken, tödtet dann zwei wüthende Löwen, fährt auf einem Schwerterwagen gegen ein Drachenungethüm an, einen

Lindwurm, dem Blut aus den Augen quillt, Feuersbrunst aus dem Rachen schlägt und der Schlund gleich einer Bergeshöhle klafft, erlegt eine listige Zauberin, die ihm, wie einst auch Rustem, in schöner, jugendlicher Gestalt mit verführerischen Reizen erscheint, bezwingt den Vogelriesen und gelangt so endlich, nachdem er noch einen fürchterlichen Schneesturm siegreich bestanden und einen meergleichen Strom mit untiefen, morastigen Ufern glücklich passirt, zu der ehernen Burg. Hoch bis zu den Wolken erhebt sich ihr Bau, unersteiglich von unten, wo Felsgeklüfte und Ströme sie abschließen, mit vielen Getreidefeldern und Mühlen im Innern, so daß sie trotz der zahlreichen Menge ihrer erzumschienten Streiter hundert Jahre, ohne ausgehungert zu werden, einer Belagerung zu trotzen im Stande ist. Und doch dringt Isfendiâr, als Kaufmann verkleidet, in dieselbe hinein, tödtet den turanischen König, erhängt dessen Söhne und befreit seine Schwestern, die gleich unserer nordischen Gudrun — auch hier ist wieder ein wohl beachtenswerther Anklang an unsere Sagenwelt — lange Zeit von ihren Bedrückern zum niedersten Sklavendienst verdammt gewesen, baarfuß haben die Treppen auf- und ablaufen, wie Mägde Wassereimer schleppen und die gemeinste Arbeit verrichten müssen. So ergänzen sich denn die vier Helden des Schâhnâme, Rustem, Suhrâb, Sijâwusch und Isfendiâr gegenseitig und liefern ein ziemlich getreues Spiegelbild unseres deutschen Siegfried, des nordischen Sigurd. Auch die mit diesem in unserer Sage wie in der nordischen Mythe unlöslich verbundene Brunhild, die der Held von Niederland zweimal dem König Gunther erkämpfen muß, einmal im ritterlichen Streit und dann in der Hochzeitsnacht, da ihr Neuvermählter zu schwach ist, die unbändige Jungfrau zu bezwingen, — auch sie tritt uns den Hauptzügen nach in der persischen Sage entgegen. Wie nämlich um unser großes nationales Epos sich eine Reihe kleinerer aus demselben Sagenkreise reiht, wie „Otnit", „Hug- und Wolfdietrich", der „Rosengarten von Worms", „König Laurin" und andere mehr, so ist es auch mit dem Schâhnâme der Fall, und zwar zählt man dort vorzugsweise sieben, zum Theil mit Firdûsi's Gedicht an Länge wetteifernde Epopöen, die an einzelne Helden desselben anknüpfen und deren Familienschicksale, sei es auf Grund wirklicher alter Ueberlieferungen, die Firdûsi nicht benutzt hat, sei es mit rein poetischer Fiktion weiter ausspinnen. Eins von diesen ist das „Bânû-Guschâspnâme", das die Schicksale einer Tochter Rustems, der Bânû-Guschâsp, schildert. Gleich einer Amazone geht sie auf die Jagd, kämpft mit Löwen, befreit gefangene Prinzen und wird endlich von ihrem Vater an einen der persischen Großen aus Zwang verheirathet, damit der gegenseitigen Eifersucht der Ritter, die sich alle um ihre Hand bewerben, ein Ziel gesetzt werde. Aber in der Brautnacht kehrt sie noch einmal ihre unbezwingliche Kampflust heraus, überwältigt ihren Gatten und fesselt ihn mit ihrem Gürtel, ganz wie Brunhild den Gunther, und erst dem starken Arme Rustems, der sich ins Mittel legt und mit ihr ringt, gelingt es, sie zu bezwingen und dem machtlosen Gatten zu seinem ehelichen Rechte zu verhelfen. Fortan ist ihre Kraft gebrochen und „auch sie nicht stärker, denn ein andres Weib", wie es im Nibelungenliede bei dieser Gelegenheit heißt.

Eins der ältesten uns aufbewahrten Erzeugnisse deutscher Volkspoesie ist bekanntlich das „Hildebrandslied", dessen Kern der Zweikampf Hildebrands, des alten Waffenmeisters Dietrichs von Bern, der nach dreißig in der Fremde verbrachten Jahren endlich in seine Heimat zurückkehrt, mit seinem allgemach ebenfalls zum Helden herangereiften Sohne Hadubrand bildet. Hadubrand tritt mit seinen Mannen dem Vater, dessen Person ihm unbekannt ist und den er längst als todt beweint, feindlich entgegen, und trotzdem dieser seinen Sohn, den er wohl erkennt, vom Kampf zurückzuhalten sucht, ihm sogar seine ganze Lebensgeschichte erzählt, will jener ihm doch keinen Glauben schenken und schilt ihn einen alten Hunnen, der ihn zu bethören sucht, um ihn dann desto sicherer zu tödten. Und so entspinnt sich denn wirklich, da auch Hildebrands Kampflust durch dies Benehmen des Sohnes geweckt wird, ein erbitterter Streit zwischen ihnen, in welchem schließlich — wie eine spätere Umdichtung des Liedes durch den Volkssänger Kaspar von der Roen am Ende des 15. Jahrhunderts uns lehrt — der Vater den Sohn besiegt und dann mit ihm versöhnt zu der verlassenen Gattin und Mutter heimkehrt. Ganz denselben Stoff, nur mit viel größerer und erschütternderer Tragik, behandelt im Schâhnâme die Geschichte von Rustem und seinem schon oben genannten Sohne Suhrâb, die unser Rückert meisterhaft nachgebildet hat, und während das deutsche Gedicht gut und befriedigend abschließt, endet dieses persische, der ganzen tiefernsten Anlage gemäß, mit dem Tode

des Sohnes. Zu der tiefen Wehmuth, die jeden Leser bei dieser herrlichen, mit allem Aufwand dichterischer Kunst komponirten Episode ergreifen muß, passen nun sehr treffend die allgemeinen Einleitungsworte Firdûsi's, mit denen er diesen Abschnitt beginnt und die in der vortrefflichen Nachdichtung Schacks lauten:

„Der Hauch des Todes ist ein zehrend Feuer,
Er schont nicht jung, noch alt — nichts, was dir theuer!
Und trotzt die Jugend auf der Wangen Roth,
Ihr, wie dem Alter, droht derselbe Tod;
Jedwedem tönt allhier der Ruf: „brich auf!"
Stets spornt der Tod das Schicksalsroß zum Lauf.
So ward's durch ein gerechtes Loos verhängt,
Ein Thor, wer sich zu murren unterfängt!
Die Jugend und das Alter sind gleichviel,
Denn sie gelangen an dasselbe Ziel!" —

Die Hauptumrisse der Erzählung des großen persischen Dichters sind nun folgende. Auf der Suche nach einem verloren gegangenen Pferde kommt Rustem in ein fremdes, turanisches Land, schließt dort einen Herzensbund mit der Königstochter Tahmine, verläßt sie aber bald darauf wieder und kehrt nach Iran zurück. Als der aus dieser Verbindung entsprossene Sohn Suhrâb zu einem stattlichen Jüngling herangewachsen, treibt ihn die unbezwingliche Ruhmbegier, nach Iran zu ziehen, dort nach Vertreibung des Königs seinen Vater Rustem auf den Thron zu setzen, und dann kampfschnaubend nach Turan zurückzukehren, um auch dort den Herrscher zu stürzen und seine Mutter zur Königin zu erheben.

„Wo Rustem Vater ist und ich der Sohn,
Da bleibe keinem Fürsten sonst der Thron:
Denn wenn vereinigt Mond und Sonne funkeln,
So muß der Sterne Kronenschmuck erdunkeln!"

Mit stattlichem Heere rückt nun Suhrâb, der an leuchtet wie die tagende Sonne, starkbrüstig wie Löwen, und Bergen gleich an Wuchs ist, daß Alle neben ihm wie Zwerge erscheinen, vor dem, wenn er sein indisches Schwert erhebt, das Gebirge zu erzittern und die Erde zu erbeben beginnt, dessen Kampfruf den Donner überdröhnt und dessen Lanze mit ihrer tödtlichen Gewalt weit die Macht der Blitze überragt, zuerst gegen Irans Hauptstütze, das schon oben einmal erwähnte weiße Schloß, und nimmt dasselbe im Sturm ein. Der König von Iran schickt dem frechen Eindringling Rustem mit starker Heeresmacht entgegen, und beide, Vater und Sohn, treffen nun feindlich auf einander, ohne von ihrer Blutsverwandtschaft zu wissen. Denn mit wahrhaft tragischer Ironie hat der Dichter es verstanden, stets durch eine Schicksalsfügung oder auch durch eine Hinterlist der Mitbetheiligten die Erkennungsscene hinauszuschieben, bis es endlich zu spät ist. Zwar denkt Rustem gleich bei der ersten Schilderung von dem kühnen turanischen Recken an seinen Sohn, kann aber doch nicht glauben, daß der Knabe schon so stark und kampftüchtig sei; zwar vermuthet auch Suhrâb bei Rustems Anblick nach allen Zeichen seinen Vater in ihm, aber der gefangene Vogt des weißen Schlosses verheimlicht aus Furcht, der große Rustem könne durch diesen Fremdling überwältigt werden, ihm dessen Namen, und so kommt es, weil auch Rustem zu stolz oder zu ärgerlich ist, dem kecken Knaben, der ihn zum Zweikampf fordert und nach seinem Namen fragt, diesen zu nennen, zum ersten Waffengange zwischen beiden. Der Streit bleibt unentschieden, beide kehren in ihr Lager zurück, und wieder regt sich, noch mehr als zuvor, in Suhrâb die Ahnung, er habe seinem Vater gegenübergestanden. Aber ein Abgesandter des turanischen Königs, der durch alle möglichen Listen es verhindern soll, daß beide sich erkennen, damit entweder Rustem durch des Sohnes Hand falle und Iran so heldenlos werde, oder Suhrâb dem Vater erliege und dieser dann durch den Schmerz getödtet werde, redet dem Jüngling seine Vermuthung aus, und zum zweiten Male prallen die Helden aufeinander. Aufs Neue fragt Suhrâb den Rustem nach seinem Namen und bittet ihn vom Kampfe abzulassen, damit er nicht gezwungen sei, ihn, einen solchen Recken, zu tödten, aber zornerfüllt ob dieser Drohung steht der Vater ihm keine Rede, und als er nun gar von dem Knaben zu Boden geworfen wird, entbrennt die Kampflust so gewaltig in ihm, daß er erbittert ringt mit seinem Gegner und endlich sein Schwert siegreich in Suhrâbs, seines Sohnes Brust bohrt. Jammernd ruft dieser, während er zusammenbricht:

„Die Frucht der Mühen hab' ich nicht gesehn,
Ach! nicht des Vaters Angesicht gesehn!
Doch ob ein Fisch du schwämmest durch die Welle,
Ob durch den Himmel flöhst mit Sternenschnelle,
Ob du dich bärgst in nächt'ge Finsternisse,
Ob deine Hand herab die Sonne risse,
Doch trifft dich meines Vaters Rachesschwert,
Wenn er, daß mich dein Arm erschlug, erfährt.
Der Großen wird, der Krieger Einer schon
Dem Rustem melden, daß du seinen Sohn,
Indeß er seinen Vater aufgesucht,
Zur Erde hinwarfst leblos und verrucht."

Mit diesen Worten ist die unselige Binde von Rustems Augen gezogen, er erkennt in dem Erschlagenen den Sohn, wie dieser im Mörder den Vater, und die erschütternde Wehklage Rustems an Suhrâbs Leiche sowie die Jam-

merrufe Tahminens, der unglücklichen Gattin und Mutter, beschließen diese ächt tragische Episode des Schâhnâme, die zu dem Erhabensten zählt, was jemals die Weltliteratur hervorgebracht.

Dr. Hermann Ethé.

Nekrolog.

Larsow, F., Professor, erster Oberlehrer am Berliner Gymnasium zum grauen Kloster, bekannt als Orientalist, namentlich als Kenner und Forscher des Hebräischen, † in Berlin am 3. Oktober.

Merimée, Prosper, französischer Schriftsteller, geschätzter Historiker und Novellist, † in der ersten Hälfte des Oktober in Cannes. Er war geboren am 28. September 1803 in Paris, war erst Advokat, wurde 1834 Aufseher der historischen Denkmale Frankreichs und 1853 Senator. Er schrieb u. a.: „Histoire de Dom Pedro I" (1848, deutsch 1852), „Etudes sur l'histoire romaine" (2 Bde., Paris 1844), „Les faux Démetrius" (1854). Seine Novellen erschienen in mehren Sammlungen: „Mosaique" (1833), „Contes et nouvelles" (1846), „Nouvelles" (1852).

Kunst.

Zur musikalisch-biographischen Literatur. Die Söhne J. Seb. Bachs. Der Reihe literarischer Berichte, welche über biographische und sonstige Behandlung unserer großen Tonmeister ohne bestimmte Ordnung in diesen Blättern gegeben wurden, und deren letzter sich mit J. Seb. Bach beschäftigte*), fügen wir einige Notizen über die Söhne desselben bei, da sich auch ihnen neuerdings die Bemühung der Schriftsteller und Editoren mehrfach zugewendet hat.

Häufig ist die wichtige Stellung hervorgehoben worden, welche grade diesen Künstlern, wenn sie auch weder das Genie der größten Meister erreicht, noch Werke geschaffen haben, die in der Erinnerung der Nachwelt einen bleibenden Platz sich behauptet, in der Geschichte der musikalischen Kunst gebührt. Sie sind die Vermittler zweier Epochen: von der polyphonen Kunst, von dem strengen, in feste Formen gebannten Style ihres großen Vaters leiten sie über zu der Herrschaft der Melodie, dem homophonen Style der Haydn-Mozartschen Epoche, die, wenn auch an erhabener Würde jenen älteren Bestrebungen nicht gleichstehend, doch die Musik erst zu ihrer vollen Bedeutung bringen, sie zum freien, ungehemmten Ausdruck der ganzen menschlichen Empfindung machen konnte.

Diese Stellung in ihren einzelnen Fäden zu verfolgen, durch eingehende Erforschung des Entwicklungsgangs dieser und der ihnen gleichzeitigen Künstler, der Bildungsmomente, die sie außer der Schule des Vaters Bach in sich aufgenommen, des Einflusses, den sie wiederum direkt oder indirekt auf die Nachfolgenden geübt haben, ist jedenfalls eine der nothwendigsten und dankbarsten Aufgaben der Geschichte der Musik des vorigen Jahrhunderts, und wir heißen jeden Beitrag willkommen, der in dieser Absicht dargebracht wird. Ein solcher ist das vor zwei Jahren erschienene Buch: Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder, von K. H. Bitter (Berlin 1868). Indem der Verfasser mit diesem Werke sein vor längerer Zeit erschienenes Buch über J. Seb. Bach gleichsam ergänzte und dasselbe nach ähnlichen Grundsätzen behandelte, hatte er, wie er in der Vorrede bemerkt, mit dem Mangel an Quellen diesmal mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, die es wohl verschuldet haben mögen, daß der Gewinn an neuen Thatsachen und Gesichtspunkten den Erwartungen, mit denen man ein Buch über eine so wichtige Zeit zur Hand nimmt, nicht völlig entspricht. Es ist nur als ein Anfang der Forschung über diese Männer zu betrachten, der durch das dargebotene Material und die Beurtheilung einzelner Hauptwerke derselben immerhin ein dankenswerther genannt werden kann, aber das Verlangen, einheitlich durchgearbeitete und abgerundete Charakterbilder und eine aus den Werken zu gewinnende bestimmte Anschauung ihrer künstlerischen Individualität zu erlangen, nur gesteigert hat.

Den größten Theil des Werkes — den gesammten ersten Band und einen Theil des zweiten — nimmt der nach Stellung und Einfluß wichtigste unter den Söhnen Bachs, Karl Philipp Emanuel, ein. Eine kurze Selbstbiographie Bachs hatte ehemals Burney in seiner musikalischen Reise durch Deutschland mitgetheilt; Briefe desselben waren in der Sammlung von Musikerbriefen von Rohl, andere in der „Allgemeinen Musik. Zeitung" (1869) veröffentlicht; seine Werke hatte Gerber in seinem „Lexi-

*) S. „Ergänzbl." V. Bd., S. 621.

künstlerlexikon" verzeichnet, über seine künstlerische Wirksamkeit Rochlitz in dem Buche für Freunde der Tonkunst (Bd. 1) gesprochen; nach allem diesem hatten Hilgenfeldt in dem Leben Bachs, Fétis in seinem Lexikon, kurz über Philipp Emanuel gehandelt. Diese Quellen und Anderes in gleichzeitigen gedruckten Berichten lag auch dem Verfasser als Material vor, welches in urkundlicher Weise zu vermehren diesmal nur in beschränkter Weise gelungen. Danach war Philipp Emanuel Bach am 14. März 1714 zu Weimar geboren als der dritte Sohn Sebastian Bachs aus erster Ehe. In seinem 10. Jahre stehend kam er mit den Eltern nach Leipzig, wo er an der Thomasschule seine Schulstudien mit gutem Erfolg beendete und hierauf zuerst in Leipzig, dann in Frankfurt a. d. O. Jurisprudenz studirte, während er im Klavierspiel und in der musikalischen Theorie den Unterricht seines Vaters genoß; sein Talent für Musik zeigte sich sehr früh, und das Ansehen seines Vaters verschaffte ihm bei Zeiten Gelegenheit, die vorzüglichsten Künstler kennen zu lernen und zu hören. Daß er nur durch zufällige Wendung seines Geschicks die Musik als Hauptberuf beibehalten habe, wie bisher angenommen wurde, nimmt der Verfasser nicht an, er vielmehr die Universitätsstudien nur als der Sitte der Zeit gemäß auf tiefere Lebensbildung gerichtet ansehen möchte; er hat indeß für diese Frage nur Wahrscheinlichkeitsgründe beigebracht, die keineswegs unbedingt überzeugend sind. In Frankfurt, wo Emanuel Bach bis 1738 verweilte, dirigirte er auch öffentliche Aufführungen und gab Klavierunterricht. Schon von seinem 7. Jahre an wurden Kompositionen von ihm veröffentlicht, und das Verzeichniß seiner noch in Leipzig (also bis etwa 1735) und in Frankfurt komponirten Werke enthält eine ansehnliche Reihe von Klavierkompositionen mit und ohne Begleitung, sowie von Stücken für verschiedene Instrumente; doch scheint er denselben später einen großen Werth nicht beigemessen zu haben. Im Jahre 1738 verließ er Frankfurt und begab sich nach Berlin; hier im Begriff, eine Reise mit einem jungen Livländer zu machen, traf ihn der Ruf des preußischen Kronprinzen nach Ruppin, welcher vielleicht durch seine Kompositionen für Flöte auf ihn aufmerksam geworden war. Bei dem Regierungsantritte Friedrichs II. 1740 wurde Bach förmlich bei demselben angestellt, und erscheint in dem vom Verfasser aus dem Geheimen Staatsarchiv mitgetheilten Besoldungsetat unter den „neuen Kapellbedienten, so anno 1741 zugekommen" mit einem Gehalte von 300 Thalern. Er hatte in den Privatconcerten des Königs die Klavierbegleitung zu übernehmen, und seine Stellung bei dem Könige, der dem Flötenspiel mit Enthusiasmus oblag, war eine keineswegs leichte; sein künstlerisches Bewußtsein wurde durch manche Anforderungen auf die Probe gestellt, die im Laufe der Jahre verstimmend wirkten. Doch war neben dem Aufenthalte in der Umgebung des großen Königs das Wirken im Verein mit Männern wie Graun, Benda, Quantz u. a. bedeutungsvoll für ihn, wie er auch selbst Gelegenheit genug hatte, einen seiner künstlerischen Erziehung entsprechenden Einfluß auf den Geschmack auszuüben. Aus dem Geschmacke für den italienischen Opernstyl (Hasse und Graun) und für das Gesangmäßige in der Musik, der unter dem Einflusse des Königs am Hofe wirksam war, erklärt es Bitter, daß Bach, die Schranken der Schule seines Vaters durchbrechend, die Strenge des Styls mit dem sinnlichen Wohllaute zu verschmelzen gesucht. Da aber auch hier nur der Vermuthung und der Wahrscheinlichkeit die Hauptbegründung anheimfällt, und namentlich ein so wichtiger Punkt nicht hinlänglich durch musikalische Untersuchung und Vergleichung ins Licht gesetzt wird, so ist die Frage nach der Entstehung seines Styls und den vielen Fäden der Entwickelung desselben eine offene geblieben; daß Berlin nicht ohne Einfluß auf seine Produktion bleiben konnte, ist gewiß. — Wenige Reisen abgerechnet, scheint die Berliner Zeit Bachs ziemlich gleichmäßig verlaufen zu sein; 1744 verheirathete er sich; 1747 fällt der Besuch seines Vaters; 1756 erhielt er Fasch zum Gehülfen; mehrfache Berufungen, die er ablehnte, brachten Erhöhungen seiner Besoldung mit sich. Seine Kompositionen in Berlin waren sehr zahlreich; Bitter verzeichnet sie ausführlich nach den Gattungen und innerhalb derselben chronologisch, gibt die Umstände ihrer Entstehung und Bestimmung, wo sie zu konstatiren waren, an und bespricht einzelne derselben ausführlicher. Namentlich wird hier auf die charakteristische Eigenthümlichkeit seines Klavierstyls, den früheren gegenüber, hingewiesen, und die Vorzüge seiner Werke darzulegen versucht. Wenngleich hier manches Belehrende gesagt wird und eine pietätsvolle Verehrung zu dem Komponisten überall hervortritt, so ist doch als Mangel hervorzuheben, was auch bei der Biographie Seb. Bachs erinnert werden mußte, daß die Beurtheilung im Ganzen zu wenig vom musikalisch Technischen ausgeht, auch das historische Moment, d. h. das Verhältniß des Styls zu früheren und nach-

folgenden, in der Betrachtung zu wenig betont, sondern mehr den subjektiven Eindruck des Verfassers wiedergibt und die Stücke bezeichnet, welche schön, eindrucksvoll und auch heute noch wirksam sind, wodurch in mancher Beziehung Ueberschätzung, andererseits aber eine nicht scharfe Bezeichnung des grade Individuellen bewirkt wird. Bach war der Mittel und Formen seiner Kunst unbedingt Herr, hatte gebildeten Geschmack und richtiges Gefühl für das Wahre und Wirksame, und wußte recht wohl, daß eine Fortführung des polyphonen Styls seines Vaters nicht mehr an der Zeit sei; auch hatte er leichte und fließende Erfindung, wofür schon seine große Fruchtbarkeit Zeugniß ablegen könnte; doch fehlte ihm die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit und die hinreißende Kraft und Tiefe seines Vaters und wiederum seiner Nachfolger Haydn und Mozart, und das hängt mit dem Umstande zusammen, daß die Reflexion in seinem Schaffen einen so weitgreifenden Spielraum hatte. Ein Komponist, welcher seine Werke mit Vorreden und Einleitungen begleitet, welcher sie als Beispiele zu theoretischen Arbeiten gibt, welcher sich gar entschließt, sie ausführlich mit Worten zu kommentiren, wird immerhin auf seine Schüler und auch auf seine Zeit belehrend wirken, aber kaum darüber hinaus etwas aus der Tiefe Geschöpftes, bleibend Wirksames hinterlassen. Diese Verschmelzung der Reflexion mit dem Schaffen und der darin begründete Einfluß auf den Styl bei Bach hätte mehr in den Vordergrund treten müssen; es wäre dies keineswegs zum Nachtheil seines Ruhmes als Künstler ausgeschlagen, da seine Reflexion durchweg eine ächt künstlerische und richtige ist; der Preis, der ihm als schaffendem Künstler gezollt wird, wäre dadurch in geeigneter Weise begrenzt worden.

Außer vielen Sonaten und anderen Instrumentalsachen, die zum Theil durch die neuen Ausgaben von Baumgart, Bülow u. a. wieder allgemein zugänglich gemacht worden, gehören in diese Zeit von Gesangskompositionen ein Magnificat (1749), ein Meisterstück polyphoner Schreibart, eine Osterkantate (1756), einige weltliche Kantaten und eine Reihe weltlicher und geistlicher Lieder, unter welchen namentlich die nach Texten von Gellert (erschienen 1758) bekannt geworden sind; durch sie ist Bach, nach der Ansicht des Verfassers, Schöpfer des deutschen Liedes in seiner jetzigen Bedeutung geworden, wobei er namentlich das Streben, die Gesammtstimmung zum Ausdrucke zu bringen, wie es Bach in der Vorrede ausspricht, im Auge hat. Der Gegensatz, in welchen er die von Beethoven komponirten Gellertschen Lieder als dramatische Gebilde zu jenen Bachschen setzt (S. 152), wird kaum zugestanden werden können. Dann aber gehört in diese Zeit sein großes theoretisches Werk, der „Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen", dessen erster Theil, der die gesammte Technik des Klavierspiels und eingreifende Rathschläge über den Vortrag enthält, 1753 erschien, während der zweite, mehr ein theoretisches Lehrbuch (vom Akkompagniren und der freien Phantasie handelnd), 1763 herauskam. Mit Interesse sieht man, welche großen Anforderungen die damalige Zeit an den Klavierspieler stellte, eine wie tiefe Durchbildung sie von demselben verlangte, eine Durchbildung, wie sie die heutigen Virtuosen nur zum kleinsten Theile erkennen lassen. Das Buch übte großen Einfluß; namentlich widmete ihm Haydn eingehendes Studium.

Bachs Lage in Berlin war eine äußerlich günstige; doch wird ihm von Gleichzeitigen der Vorwurf der Gewinnsucht gemacht. Die nähern Umstände seiner Uebersiedelung nach Hamburg waren nicht genau festzustellen; eine Verstimmung zwischen ihm und dem Könige scheint bereits länger bestanden zu haben, die ihn veranlaßte, 1767 den Ruf als Musikdirektor an der Michaeliskirche und Kantor des Johanneums zu Hamburg, als Nachfolger Telemanns, anzunehmen. Ueber die Art der letzteren Stellung gibt der Verfasser nähere Mittheilungen; außer dem Unterrichte hatte er auch gelegentlich Kompositionen zu liefern. Als Lehrer, Klavierspieler und Komponist lebte er in großem Ansehen, wenngleich ihm die damaligen musikalischen Leistungen der Stadt nicht genügten; die Glanzperiode Hamburgs war damals vorüber. Er gab regelmäßig Koncerte, komponirte sehr eifrig, lebte in Verkehr mit geistig hervorragenden Männern Hamburgs, unter denen Klopstock zu nennen ist — man wünschte über diese Beziehungen sehr gern mehr zu hören —, und erhielt Besuche von Auswärtigen, von denen namentlich Burney sein häusliches Leben und sein freundliches, jovialisches Wesen anziehend schildert. Eine Anzahl interessanter Briefe Bachs aus dieser Periode veröffentlicht der Verfasser im Anhange nach den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Originalen. Sehr zahlreich sind die hier entstandenen Werke; eine große Zahl von Klavierkompositionen mit und ohne Begleitung, unter denen die verschiedenen in dieser Zeit geordneten Sammlungen der „Sonaten für Kenner und Liebhaber" zu erwähnen sind, die auch das Beste seiner früher

Zeit enthielten; Vieles ist ungedruckt geblieben, worüber der Verfasser zum Theil berichtet. Dann folgen Orchestersachen, darunter mehrere zum Theil auch neuerdings wieder aufgeführte Symphonien; endlich entwickelte er grade hier eine ausgebreitete Thätigkeit auf dem Gebiete der Kirchenmusik. Der Verfasser zählt die hieher gehörigen Arbeiten auf und charakterisirt sie zunächst im Allgemeinen; er findet, daß Bach auch in ihnen seine Richtung auf das Melodische, mit Verlassung des überlieferten Styls, zur Geltung gebracht, und im Ganzen nicht mit dem tiefen kirchlichen Ernst geschaffen habe. Man hätte wiederum gewünscht, daß der Verfasser die künstlerische Beurtheilung in den Vordergrund gestellt, und nicht, wie es leider auch in dem früheren Werke mehrfach der Fall ist, vorausgesetzte menschliche Anschauungen zur Erklärung des Styls zu Grunde gelegt hätte. Gewiß liegt der Grund, daß die meisten Kompositionen Bachs vergessen sind, in anderen Dingen, als darin, daß er das lyrische Element in die Kirchenmusik eingeführt, die Arie nach Analogie der Oper behandelt (S. 256) — warum soll das unkirchlich sein? was gibt den Maßstab zu einer solchen inneren Scheidung? ist vielleicht auch Sebastian Bachs Styl in den verschiedenen Gattungen ein verschiedener? und wenn der Verfasser dem Komponisten das Aufgeben des kontrapunktischen Styls in der Kirchenmusik zum Vorwurf macht, wo steht geschrieben, daß sich religiöse Empfindung nur so äußern kann? auf solchen Betrachtungen wird sich nie eine klare künstlerische Beurtheilung aufbauen lassen, wenn nicht die technisch-ästhetische Seite eingehend erforscht ist. Konzessionen an das Publikum mag Eman. Bach zeitweise gemacht haben, dies genügt aber nicht, eine nach Ansicht des Verfassers eine ganze bezügliche Thätigkeit durchdringende Richtung zu erklären, was nur auf einer genauen Erkenntniß der Natur seines Talentes geschehen kann. — Unter den kirchlichen Kompositionen ragt hervor das Heilig (1778); daneben sind zu nennen mehrere Passionen, Einführungsmusiken, Choräle, drei große Oratorien, denen sich dann noch verschiedene weltliche Kantaten (darunter Klopstocks Morgengesang am Schöpfungstage) anschließen. Nach einem thätigen Leben von den Zeitgenossen als der bedeutendste Klavierspieler und einer der ersten Komponisten und Theoretiker anerkannt, starb Emanuel Bach am 14. Sept. 1788.

Durch das Bittersche Buch ist der Blick von neuem auf diese wichtige Persönlichkeit hingewendet worden, wie dies in anderer Hinsicht durch neue Ausgaben einzelner seiner Werke geschehen ist; unter ihnen nennen wir die von Baumgart neu herausgegebenen Sonaten für Kenner und Liebhaber (Baumgart hat auch in der „Allg. Mus. Ztg." mehrere Artikel über die Art der harmonischen Ausfüllung derselben veröffentlicht), zwei bei Rieter-Biedermann edirte Sonaten für Klavier und Violine, eine neue Ausgabe der Gellertschen Lieder von Widmann, neue Drucke einiger Symphonien u. a.

Den übrigen Theil des zweiten Bandes nehmen die Biographien der drei übrigen Söhne Sebastian Bachs ein; dieselben sollten nur skizzirt werden, und der Verfasser stellt aus gedruckten und vereinzelten urkundlichen Quellen das Wichtigste über sie zusammen und fügt sein Urtheil über ihren künstlerischen Werth bei. Johann Christoph Friedrich Bach, „der Bückeburger", geboren 1732, studirte ebenfalls zuerst Jurisprudenz, dann Musik, und bekleidete bis an sein Lebensende die Stelle eines Koncertmeisters beim Grafen von Schaumburg-Lippe. Einige kurze, im Anhang mitgetheilte Aktenstücke beziehen sich auf dieses Verhältniß. Er war ein vorzüglicher Klavierspieler und komponirte Instrumental- und Vokalstücke verschiedenster Art; unter den letzteren waren zwei Kantaten, „Ino" (von Ramler) und „Die Amerikanerin" (von Gerstenberg) ihrer Zeit namhaft. Ein Sammelwerk von Klavierstücken, „Musikalische Nebenstunden", gab er 1786 heraus. Er folgte dem Style seines Bruders Emanuel, ohne demselben an Talent gleichzustehen. Für das Beste seiner Arbeiten hält der Verfasser die Melodien zu Münters geistlichen Liedern, aus denen er einige, freilich wenig bedeutende Proben mittheilt. Sein Sohn Wilhelm Bach, geboren 1759, war ebenfalls bedeutender Klavierspieler und trat auch als Komponist auf; anfangs in Minden lebend, wurde er durch Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, wo er 1845 in hohem Alter als letzter Nachkomme Sebastians gestorben ist.

Johann Christian Bach, „der Londoner", steht in der Geschichte der Musik nicht in der günstigsten Meinung, und dies hat auch der Verfasser, der überlieferten Ansicht folgend, in der stärksten Weise ausgedrückt (er habe dem ehrlichen Namen der Familie einen Makel aufgedrückt, sein Talent leichtsinnig vergeudet), wobei es denn um so mehr zu bedauern ist, daß sein Urtheil nicht auf eine gründliche und selbständige Erforschung des Talentes, der Entwicklung und der Werke dieses Mannes gebaut ist;

denn es ist zu fürchten, daß auch hier etwas die Subjektivität gewaltet und die individuelle Natur des Künstlers nicht richtig beurtheilt ist. Denn gefällig zu schreiben, der Mode nachzugeben, ist freilich nicht der höchste Beruf der Kunst, aber doch auch noch keine völlige Verleugnung derselben, da der Einfluß des Zeitgeschmacks und der Umgebung auf jeden seine Wirkung ausübt; und es war zu zeigen, daß das Talent dieses Bach so bedeutend war, um ihn zu befähigen, als Nachfolger Händels „den Manen des Vaters in großen Tonwerken sühnende Opfer zu bringen" (S. 143), und daß er wirklich mit Verleugnung künstlerischer Intention nur aufs Gefallen gezielt hatte, was die wenigen neuerdings wieder publicirten Stücke nicht völlig zu erweisen scheinen. — Johann Christian war 1735 zu Leipzig geboren; nach seines Vaters Tode (1749) nahm ihn sein Bruder Emanuel zu sich nach Berlin und erzog ihn dort. Die italienische Oper wirkte stark auf ihn; 1754 ging er selbst mit einer Sängerin nach Italien, wurde Kapellmeister an einer der Kirchen von Mailand und 1759, nach Händels Tode, Musikmeister der Königin von England, was er bis zu seinem Tode (1782) blieb. Hier lernte ihn auch der junge Mozart kennen, was der Verfasser aus O. Jahn wohl hätte anführen können. Sein Temperament führte ihn auf leichten Lebensgenuß hin; er hinterließ große Schulden. Er komponirte eine Reihe von Instrumentalstücken für Klavier und andere Instrumente, kleinere Gesangsachen und mehrere Opern, von denen „La clemenza di Scipione" noch 1805 aufgeführt wurde. Ueber die Art seiner Londoner Thätigkeit erzählt Bitter nichts, seine Werke nachzuweisen (was Cramer in seinem „Magazin" gethan hatte) erscheint ihm nicht erforderlich, und nachdem er eine längere Charakteristik über ihn von Rochlitz (aus der Allg. Mus. Ztg.) mitgetheilt, scheint es ihm unwesentlich, zu erforschen, „was etwa an Körnern edlen Goldes in seinen Arbeiten verstreut gefunden werden könnte", da er die Kunst nicht gefördert habe. So weiß man denn überhaupt nicht recht, warum er über ihn geschrieben und was er als Aufgabe des Biographen betrachtet; seine Darstellung hat die Kenntniß „nicht gefördert".

In gleicher Weise muß man bei Wilhelm Friedemann Bach, dem ältesten und talentvollsten Sohne Sebastians und seinem Lieblinge, bedauern, daß eine gewiß manchem gerechten Tadel anheimfallende, jedenfalls schwer aufzufassende Künstlerindividualität durch die Eilfertigkeit und Unvollständigkeit der Behandlung nicht ihr volles Recht erhalten hat. Freilich war auch hier wenig vorgearbeitet, und außer den von den Biographen Seb. Bachs (Forkel, Hilgenfeldt) und einzelnen gleichzeitigen Autoren (Marpurg, Reichardt) und Lexikographen (Gerber, Fétis, Ledebur) gegebenen Mittheilungen, die auch für den Verfasser die Hauptquellen waren, existirte über sein Leben und seine Kunst nichts Abschließendes. Friedemann Bach war 1710 in Weimar geboren, zeigte früh ungewöhnliches musikalisches Talent und erlangte schon als Knabe große Fertigkeit im Klavier- und Orgelspiel und im Kontrapunkt. In Leipzig, wo er seit 1722 lebte, besuchte er die Thomasschule und war im Violinspiel Schüler Grauns (damals in Merseburg). Dann hörte er auf der Leipziger Universität Vorlesungen über Philosophie, Rechtswissenschaft und Mathematik, und gab gleichzeitig Klavierunterricht, während Reisen in Gemeinschaft seines Vaters seinen Blick erweiterten. Alle Zeitgenossen nennen ihn den größten Orgelspieler. Seine ersten Kompositionen sind kleine Charakterstücke für Klavier, im Style Couperins; ihre Zeit weiß der Verfasser nicht anzugeben. Das Wesen des jungen Mannes schildert er als zerstreut und träumerisch; damit setzt er ein einseitiges Anklammern an die formelle Kunst des Vaters in Verbindung, welches durch die bekannten Kompositionen nicht ganz bestätigt wird. Im Jahr 1733 wurde er Organist an der Sophienkirche in Dresden — der Verfasser theilt die darauf bezüglichen Aktenstücke mit —, wo er außerdem Unterricht gab und Verschiedenes komponirte; es erschien eine Sonate für Klavier (als erste von 6 Sonaten), die das Publikum nicht ansprach. Wenn der Verfasser bei Anerkennung des tiefen Ernstes, der schönen Polyphonie in einzelnen Theilen doch meint, dergleichen schreibe der Komponist für sich, nicht für die Oeffentlichkeit (S. 165), so hat er das Vorurtheil, welches ihn bei diesem Manne beherrscht, offenbar nicht verbergen können, wie auch die Forderung, dem Geschmacke des Publikums mehr entgegenzukommen, gegenüber früher Gesagtem sich eigenthümlich ausnimmt. Er komponirte ferner die auch jetzt noch geschätzten, vom Verfasser sehr anerkannten 12 Polonaisen und ein Koncert. Im Jahr 1746 wurde er Organist an der Liebfrauenkirche in Halle (daher „der Halle'sche"); in dieser Stellung komponirte er Verschiedenes für die Kirche; der Verfasser will ein Talent zur Gesangskomposition bei ihm nicht erkennen, während er die kontrapunktische Kunst bei ihm

anerkennt, die oft in Künstelei ausarte. Die Analyse mehrer hieher gehörigen Arbeiten geschieht in der beim Verfasser schon bekannten Weise; Beschreibung des Inhalts, Mittheilung von Proben, aber ohne innere stylmäßige Kritik; dabei ganz unnöthige Breite in Mittheilung der Texte und Wiedergabe des Eindrucks.

In Halle verheirathete sich Friedemann 1751; von seinen Kindern überlebte ihn eine Tochter. Seine Stellung erschwerte er sich durch Eigensinn, Schroffheit, Nachlässigkeit und, wie es scheint, schon hier durch Trunksucht, und nach mancherlei Unannehmlichkeiten mit seinen Vorgesetzten nahm er 1764 seinen Abschied. Eine Anzahl interessanter Aktenstücke über diese Hallenser Zeit, neben verschiedenen andern, theilt der Verfasser im Anhange mit. Seitdem hat er ein unstätes Lebes geführt und sich an verschiedenen Orten durch Koncerte, Unterricht und Komposition zu ernähren gesucht; über manche Jahre seines folgenden Lebens fehlt genügende Aufklärung, so daß es bekanntlich sogar Romanschriftstellern geeignet schien, ihn zum Helden von seltsamen Abenteuern zu machen. Er lebte in Braunschweig, Göttingen und seit 1774 in Berlin, wo er 1784 in gänzlicher Verkommenheit starb. Seinen Ruhm als Virtuose und Komponist hatte er sich bewahrt, wurde als Lehrer noch gesucht und hätte ohne die früher genannten, in seinem Charakter begründeten üblen Eigenschaften sein Auskommen wohl noch finden können; dieselben waren auch die Ursache, daß er sich zum Niederschreiben von Kompositionen selten und ungern entschloß. Doch ist die Zahl der Instrumentalkompositionen theils für Klavier, theils für andere Instrumente eine immerhin nicht kleine; und bei vielen derselben kann der Verfasser Genialität, kunstvolle Arbeit, ausdrucksvolle Motive ihm nicht absprechen, während er ihn hinsichtlich der gesanglichen Schönheit hinter Philipp Emanuel zurückstehen läßt. Namentlich stellt er seine Klavierkoncerte sehr hoch, die er zum Theil den besten Klavierkompositionen des vorigen Jahrhunderts beizählt. Bei der Aufzählung der einzelnen Werke wäre es vom Biographen zu erwarten gewesen, daß er auch über die Ausgaben der wenigen, die durch den Stich bekannt gemacht wurden, Nachweisung gegeben hätte. So ist eine Sonate für zwei Klaviere (S. 241) noch neuerdings bei Rieter-Biedermann in Leipzig gedruckt, einzelne der kleineren Stücke in die neueren Sammlungen („Alte Meister" ꝛc.) aufgenommen. Trotz der vielen Vorwürfe, die sein Leben und Schaffen vom Verfasser, zum Theil gewiß mit Recht, erhält, läßt er ihm doch schließlich die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nie, wie dies von dem Londoner zu sagen sei, seinen Kunstprincipien untreu geworden sei.

Auch bei dieser wie bei den vorigen Darstellungen entläßt der Verfasser den Leser nicht ohne ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung darüber, daß die Unvollständigkeit und mangelnde Durcharbeitung des Stoffes von den besprochenen Meistern eine völlig klare und begründete Vorstellung, sowohl hinsichtlich ihrer Persönlichkeit wie ihrer künstlerischen Stellung nicht hat entstehen lassen. Das Verdienst des Buches liegt darin, auf die Wichtigkeit jener Männer von Neuem hingewiesen, zu ihrer Erkenntniß einiges Material beigebracht und einige Gesichtspunkte zu ihrer Beurtheilung gegeben zu haben; während dem eingehenden Forscher über jene Zeit die Arbeit durch das Buch keineswegs erspart ist, wird derselbe immer die im Buche gegebenen Mittheilungen dankbar zu verwerthen und die vom Verfasser ausgesprochenen Ansichten in gebührende Erwägung zu ziehen nicht unterlassen dürfen.

Der Anhang bietet auch über den nächsten Zweck hinaus biographisches Material durch Mittheilung einer Reihe von Briefen Kirnbergers aus den Jahren 1774 bis 1783.

Nekrolog.

Kallenbach, Hermann, Porträt- und Genremaler, bekannt durch zahlreiche Illustrationen für verschiedene Zeitschriften, † in der Nacht zum 4. Oktober in Berlin, 26 Jahre alt.

Saal, Georg, Hofmaler in Baden-Baden, durch seine Bilder nordischer Landschaften von Ruf, † daselbst am 3. Oktober, 52 Jahre alt.

Neue Bücher.

Griechische Kunst, zur Geschichte der Anfänge derselben. Von A. Conze. Wien, Gerold.

Musik. Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister. Von L. Nohl. München, Finsterlin.

Chemie.

Färbekraft einiger Anilinfarbstoffe. Es sind schon oft Experimente mitgetheilt worden, welche die überraschend große Theilbarkeit der Materie darthun sollten. Auch die Anilinfarbstoffe bieten Gelegenheit, dies zu zeigen. Eine Lösung von 1 Theil Rosanilinsalz auf ein Mill. Th. Wasser (1 Milligr. auf 1 Liter) ist nach Hofmann noch tief karmoisin, und ein mit verdünnter Essigsäure angefeuchteter Seidenbüschel wird von dieser Lösung augenblicklich schön roth gefärbt. Erhöht man den Wassergehalt bis auf 25 Millionen, so ist die rothe Farbe noch immer sehr deutlich und eingelegte Seide erscheint nach ¼ Stunde lichtroth gefärbt; wenn man aber auf 1 Th. Salz 100 Mill. Wasser nimmt, so hat man die Grenze der Sichtbarkeit der Farbe erreicht. Dünne Schichten dieser Flüssigkeit erscheinen in der That schon ganz farblos und man muß durch dickere Schichten hindurchsehen, oder die Oberfläche der Flüssigkeit halb im durchfallenden, halb im reflektirten Licht betrachten, um die Färbung noch deutlich wahrnehmen zu können. Hängt man nun in diese Flüssigkeit einen weißen Seidenfaden, so erscheint derselbe nach 24 Stunden ganz deutlich, und zwar ungleich tiefer gefärbt als die färbende Flüssigkeit. Angesichts dieser Erscheinung können wir nicht bezweifeln, daß sich im Schooße der scheinbar ruhenden Flüssigkeit Strömungen vollziehen, in Folge deren die gefärbten Wassermoleküle nach einander an dem ruhenden Faden vorübergeführt werden; und es deuten daher auch die hier verzeichneten Beobachtungen auf einen Bewegungszustand der Moleküle hin, zu dessen Annahme die Naturforscher auf den verschiedensten Bahnen gelangt sind.

Das Feinen des Goldes. Es ist bisher kein Beispiel bekannt, daß Gold in vollkommen reinem Zustande gefunden wurde. Alles in der Natur in gediegenem Zustande vorkommende Gold enthält mehr oder weniger Silber und neben diesem auch noch andre Metalle, wie Kupfer, Eisen, Blei, Antimon, Zinn, Iridium ꝛc., und die beim Feinen zu lösende Aufgabe besteht darin, diese Metalle von dem Golde zu trennen. Man verfährt dabei im Allgemeinen auf die Weise, daß man das rohe Metall mit mindestens seiner 2½fachen Gewichtsmenge Silber zusammenschmilzt und die Legirung mit Säuren behandelt. Die diesem Verfahren zu Grunde liegende Theorie ist folgende: wird die Legirung in ihrem ursprünglichen Zustande, nämlich das natürliche Gold mit Säuren zusammengebracht, so schützt der große Ueberschuß an Gold das Silber vor der Einwirkung der Säure vollständig, wird aber das Gold mit viel Silber zusammengeschmolzen, so daß dieses das Gold in der Legirung seiner Menge noch überwiegt, dann wirkt die Säure nicht allein auf das zugesetzte, sondern auch auf das ursprünglich vorhandene Silber und bringt es in Lösung. Zur Erreichung dieses Zweckes sind komplicirte und kostspielige Apparate sowie große Quantitäten theurer Säuren erforderlich und das Verfahren hat deshalb ganz besonders für die Kolonien seine großen Schwierigkeiten, welche z. B. in Sidney zur Folge hatten, daß beim Affiniren kaum ein Gewinn durch das ausgebrachte Silber erzielt wurde. Dies veranlaßte Miller, Probirer an der Münze zu Sidney, ein einfacheres Verfahren aufzusuchen, und in einem Vortrage vor der Royal Society of Victoria berichtet er nun über seine mit bestem Erfolge gekrönten Bemühungen. Einige interessante Notizen über die Beschaffenheit des australischen Goldes, welche er der Beschreibung seines Verfahrens voranschickt, beziehen sich besonders auf den Silbergehalt des Goldes verschiedener Fundorte. Stellt man nämlich die Analysen charakteristischer Goldstaub-Proben von Neusüdwales nach deren Fundorten zusammen, so zeigt sich das merkwürdige Ergebniß, daß der Feingehalt des Goldes sich verringert, mit andern Worten, daß das Gold mehr Silber und weniger Gold enthält, je weiter nach Norden wir vorschreiten. Das silberhaltigste Gold ist das von Boonoo-Boonoo mit 34% Silber. Dasselbe nähert sich in seiner Zusammensetzung dem in dem produktiven Themse-Distrikt auf Neuseeland sich findenden Golde, wohingegen das Gold von Nerigundah im Süden nur 1,5% Silber enthält und die übrigen 98,5% aus Gold mit einer Spur von Kupfer bestehen. — Der durchschnittliche Feingehalt des Goldes von Victoria

beträgt ungefähr 23 Karat, d. h. es enthält etwa 96 % Gold und 3½ % Silber, nebst ½ % unedler Metalle; gehen wir dagegen nördlich, so finden wir, daß die durchschnittliche Feinheit des Goldes von Neusüdwales nur 22 Karat 1⅞ Grains ist, daß dasselbe also 93½ % Gold und 6 % Silber enthält. Noch weiter nördlich, in der Provinz Queensland, beträgt der durchschnittliche Feingehalt des dort vorkommenden Goldes wenig über 21 Karat, d. h. es enthält 87¼ % Gold und 12 % Silber. Das Gold am Maryborough enthält 14 % Silber und 85 % Gold.

Es läßt sich noch nicht beurtheilen, wie weit diese eigenthümlichen Verhältnisse irgendwie mit der geologischen Beschaffenheit der betreffenden Distrikte in Verbindung stehen. Auch sind die angegebenen Werthe nur Durchschnittszahlen. Es ist nicht anzunehmen, daß mit jedem Breitengrade, welchen man nördlich geht, auch eine regelmäßige Abnahme des Feingehaltes stattfinde. Auch im Norden von Victoria gibt es Fundorte, wo Gold von großer Reinheit vorkommt, wie am Rocky River, wo das Gold 96 % enthält; aber diese Ausnahmen werden, wenn die Verhältnisse einmal genauer erforscht sind, nur zur Erklärung der offenbar allgemeinen Regel beitragen.

Der Punkt, auf welchen es hier vor Allem ankommt, ist die Thatsache, daß die vom Goldbergmanne gewonnene Legirung verhältnißmäßig um so mehr Silber enthält, je goldärmer sie ist. Den veröffentlichten officiellen Berichten zufolge sind an die Münze zu Sidney von der Zeit ihrer Gründung im Mai 1855 bis zum 31. December 1868 im Ganzen 6,820,198 Unzen Gold zum Verprägen eingeliefert worden. Der durchschnittliche Gehalt dieses Rohgoldes war ungefähr 943, d. h. es enthält 94⅓ % Gold, 5 % Silber und ⅔ % unedle Metalle. Rechnet man den unvermeidlichen Verlust beim Verschmelzen des Goldsandes zu 2 %, so bleiben nach dem Schmelzen 6,683,795 Unzen Barrengold und an Silber ergeben sich 334,190 Unzen. Gegenwärtig ist aber der mittlere Silbergehalt des nach Sidney kommenden Goldes viel größer, da jetzt namentlich in Queensland sehr viel silberreiches Gold gefunden wird; im Jahre 1868 betrug diese Silbermenge 36,000 Unzen (9150 Pfd. Sterl.). Man sieht also, von welcher Bedeutung das neue Verfahren Millers ist. Es gründet sich dasselbe auf die große Verwandtschaft des Chlors zu den Metallen und besteht einfach darin, dies Gas durch das geschmolzene Metall zu leiten. Alle Verunreinigungen des Goldes werden auf diese Weise als Chlorverbindungen abgeschieden, während das Gold allein metallisch zurückbleibt. Man schmilzt das unreine Metall in gewöhnlichen weißen Thontiegeln, welche der Sicherheit halber noch in Graphittiegeln stehen und etwa 6 — 700 Unzen fassen, gießt auf das flüssige Metall eine Schicht von geschmolzenem Borax und taucht nun eine Thonröhre bis auf den Boden des Tiegels, durch welche dann ein Chlorstrom geleitet wird. Es entwickeln sich dann alsbald dichte schwere Dämpfe, welche durch den Deckel des Tiegels entweichen und aus den flüchtigen Chlorverbindungen der unedlen Metalle bestehen. Alles Chlor wird absorbirt, so lange noch freies Silber verhanden ist; aber das entstandene Chlorsilber ist weniger flüchtig, als man vorausgesetzt hatte, und sammelt sich als flüssige Schicht über dem Golde, so daß es sich leicht abgießen läßt, wenn man den Tiegel herausnimmt und bis zum Erstarren des Goldes stehen läßt. Die Operation ist bei zehnprocentigem Golde in etwa 1½ Stunden beendet; das erhaltene Gold wird mit koncentrirter Kochsalzlösung von noch äußerlich anhaftendem Chlorsilber gereinigt und dann als reines Metall zu Zainen oder Barren vergossen.

Aethylidenchlorid, über dessen Benutzung als Anästhetikum wir bereits berichteten, scheint sich schnell in den Arzneischatz einzuführen und wird in immer größeren Mengen auf den Markt gebracht. Zur Darstellung desselben kann man Phosphorsuperchlorid auf Aldehyd wirken lassen, indem man letzteres allmählig zu dem in einer Retorte befindlichen und gut abgekühlten Superchlorid hinzusetzt. Der Prozeß verläuft nach der Gleichung

$$C_4H_4O_2 + PCl_5 = C_4H_4Cl_2 + PO_2Cl_3.$$

Aethylidenchlorid entsteht aber auch durch Einwirkung von Chlor auf Aethylchlorür, nämlich:

$$C_4H_5Cl + 2Cl = C_4H_4Cl_2 + HCl.$$

Das Aethylidenchlorid ist eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit von angenehm ätherartigem, an Chloroform erinnerndem Geruch und süßlichem aromatischen Geschmack; es löst sich in allen Verhältnissen in Alkohol, Aether und fetten Oelen, in Wasser ist es unlöslich. Sein specifisches Gewicht beträgt bei 17° C. 1,24, der Siedepunkt liegt bei 60° C. Angezündet brennt es mit stark rußender, grün gesäumter Flamme. In seinen äußern Eigenschaften, vornehmlich dem Geruch, hat es die größte Aehnlichkeit mit dem Aethylenchlorid und Elaylchlorür (unreines

Aethylenchlorid), unterscheidet sich aber von diesen beiden Körpern wesentlich durch niedrigeres specifisches Gewicht, niedrigeren Siedepunkt und sein Verhalten gegen alkoholische Kalilauge. Aethylidenchlorid wird von alkoholischem Kali kaum angegriffen, Aethylenchlorid hingegen unter Gasentwicklung (Vinylchlorür) und Abscheidung von Chlorkalium zersetzt. Auch zur Unterscheidung von Chloroform kann das alkoholische Kali angewandt werden. Vor dem mit Chlorkalk dargestellten Chloroform besitzt das Aethylidenchlorid den Vorzug, keine Verunreinigungen zu enthalten, die eine spontane Zersetzung erleiden. Ein wesentliches Kriterium seiner Reinheit ist übrigens, daß es sich, mit cirka seinem gleichen oder doppelten Volumen koncentrirter reiner Schwefelsäure durchschüttelt, weder erwärmt, noch färbt.

Der Farbstoff der Curcumawurzel war bisher nicht in reinem Zustande bekannt. Man erhält ihn nach Daube (Mitth. der D. chem. Gesellschaft), indem man die Wurzel durch einen starken Dampfstrom von dem ätherischen Oel befreit, mit heißem Wasser extrahirt, trocknet und dann mit kochendem Benzin extrahirt. Dieses letztere scheidet beim Erkalten krystallinische Krusten von rohem Curcumin aus. Zur Reinigung löst man dasselbe in kaltem Weingeist, filtrirt, fällt mit weingeistiger Bleizuckerlösung, tröpfelt Bleiessig zu (ohne indeß die saure Reaktion ganz zu beseitigen), wäscht den Niederschlag mit Weingeist, vertheilt ihn in Wasser, zersetzt ihn mit Schwefelwasserstoff und extrahirt das Schwefelblei mit siedendem Weingeist. Aus dieser Lösung erhält man dann gelbe prismatische Krystalle ($C_{10}H_{10}O_3$), die bei 165° schmelzen, in Weingeist, Aether und Benzin sich lösen, von Alkalien mit lebhaft braunrother Farbe aufgenommen, aus der Lösung durch Säuren wieder gefällt werden, mit Kalk- und Barytverbindungen rothbraune, mit Bleizucker feurig rothe Niederschläge geben. Die mit reinem Curcumin erzeugten Farbenreaktionen sind reiner und lebhafter als die der Curcumatinktur, und besonders interessant, da wir nur wenige charakteristische Reaktionen auf Borsäure kennen. Wir stellen in Folgendem die Veränderungen zusammen, welche Curcuminpapier einerseits durch Alkalien, andererseits durch Borsäure erfährt.

Veränderungen des Curcuminpapiers

durch Alkalien:

1) Braunrothe Färbung, beim Trocknen violett.
2) Durch verdünnte Säuren verschwindet die Farbänderung und das ursprüngliche Gelb erscheint wieder.
3) Verdünnte Alkalien wie bei 1.

durch Borsäure:

1) Orangerothe Färbung, nur beim Trocknen hervortretend.
2) Durch verdünnte Säure wird die Färbung nicht verändert; nie dunkler.
3) Verdünnte Alkalien verändern die orangerothe Färbung in Blau.

Nekrolog.

Matthiesen, Augustus, Professor der Chemie am Londoner St. Bartholomäushospital, † am 6. Oktober in London durch Selbstmord. Er war geboren am 2. Januar 1831 in London und hat sich durch mehre Untersuchungen über die Alkalien und die Elektricität bekannt gemacht.

Miller, William Allen, Professor der Chemie am Kings-College in London, † am 30. September in Liverpool. Er war geboren am 17. December 1817 in Ipswich, bekleidete seine Stellung seit 1845 und war seit 1851 auch Wardein bei der Münze. Er lieferte zahlreiche wichtige Untersuchungen und schrieb auch ein „Lehrbuch der Chemie" in 3 Bänden (1855—57).

Neue Bücher.

Analyse, qualitative. Handbuch der analytischen Chemie, von F. L. Sonnenschein. Berlin, Hirschwald.

Faraday und seine Entdeckungen, von J. Tyndall. Autor. deutsche Uebersetzung, herausgegeben durch H. Helmholtz. Braunschweig, Vieweg.

Naphthalin und seine Derivate, von M. Balló. Braunschweig, Vieweg.

Pharmakognosie und Pharmakologie, von A. v. Schwarzkopff. 1. Bd. Leipzig, Winter.

Astronomie.

Nekrolog.

Valckmann, Hermann, Naturforscher aus Ostpreußen, früher Assistent der Sternwarte zu Santiago de Chile, zuletzt bei der chilenischen Landesvermessungskommission angestellt, † am 5. August zu Santiago de Chile, 40 Jahre alt. Er lieferte in seiner neuen Heimat viele astronomische Ortsbestimmungen und trigonometrische Höhenmessungen.

Neue Bücher.

Begründung der Chemie durch Lavoisier, von J. Volhard. Leipzig, Barth.

Keplerschen Gesetze, die, von H. Müller. Braunschweig, Vieweg.

Spectralanalyse, von H. E. Roscoe. Deutsche Ausgabe von C. Schorlemmer. Braunschweig, Vieweg.

Physiologie und Medicin.

Die Wundheilung ist in neuerer Zeit von Thiersch durch eine Reihe interessanter Experimente genauer auf die dabei auftretenden feineren anatomischen Veränderungen untersucht worden. Von dem Gedanken ausgehend, daß, jede einzelne Zelle im unverletzten, auf seiner höchsten Entwicklung stehenden Körper einen Druck auf die benachbarte ausübt, der das Weiterentwickeln derselben hemmt, nimmt Thiersch an, daß nach Wegfall dieser Hemmnisse die Proliferationsfähigkeit der Zellen sofort wach werde und diese so lange vorhanden sei, bis durch hinreichende Neubildung von Gewebselementen das frühere Gleichgewicht und damit der ruhige Gang der normalen Ernährung wieder geschaffen werde. Mit anderen Worten: es tritt mit jeder Verletzung, also mit jeder Bloßlegung von Gewebselementen, eine Wiederholung ähnlicher Vorgänge ein, wie sie im Embryo der Vorläufer späterer Entwicklung ist. Je einfacher der Bau der verletzten Theile, desto vollkommener die Wiederherstellung, je komplicirter, desto weniger wird der Effekt der Heilung dem früheren Zustande entsprechen können. Da die Heilung der gefäßlosen Theile, wie der Hornhaut des Auges und des Knorpels, bereits in früherer Zeit genauer studirt wurde, soll hier nur über die der blutgefäßhaltigen berichtet werden. Um den Verlauf genau verfolgen zu können, brachte Thiersch Ratten und Meerschweinchen Schnittwunden der Zunge bei und untersuchte dieselben am ersten Tage stündlich, später täglich bis zur vollkommenen Heilung. Der erste Akt ist der der spontanen Blutstillung. Eine frische Schnittwunde läßt unmittelbar nach der Verletzung alle Elemente scharf gesondert erkennen, wir sehen also an der Zunge von außen nach innen erst den Epithelüberzug, darunter Muskelfasern, Fett, Drüsen, Oeffnungen blutender Gefäße, Nervenschnitte, dazwischen helle Massen, die dem überall vorhandenen Bindegewebe entsprechen. Letzteres verschwindet alsbald dem unbewaffneten Auge, da es sich mit Blut vollsaugt. — Das Versiegen der Blutung erfolgt theils der Art, daß die größeren Blutgefäße, die stets in einer lockeren Scheide liegen, sich zurückziehen, theilweise sich mit geronnenem Blute verstopfen, theilweise aber auch durch das inzwischen anschwellende Bindegewebe, welches sie umhüllt, komprimirt werden. Letzterer Umstand ist besonders dem Verschlusse der Haargefäße, die einer solchen lockeren Scheide entbehren, günstig. — (Bei großen Gefäßen, die durch ihre Weite und die Starrheit ihrer Wandungen größeren Widerstand leisten, muß der Verschluß künstlich durch Abbinden oder Torsion erreicht werden.) In kurzer Zeit trübt sich die Schnittfläche durch eine gallertige, aus gequollenem Bindegewebe bestehende Masse, es tritt eine Lossstoßung einzelner abgestorbenen Theile ein und ein mißfarbiges, übelriechendes Sekret wird abgesondert. Nach dieser „Reinigung", die besonders bei Quetsch- und Schußwunden längere Zeit dauert, wird die Absonderung dickflüssiger (Eiter) und es stellt sich die Fläche stark geröthet, mit einer weichen, feinwarzigen Wucherung (Granulationsgewebe) bedeckt dar, aus welcher durch endliches Aufhören dieser Neubildung, unter Erblassen sich die Narbe bildet, die sich vom Rande her mit Epithel überzieht. — Im Gegensatz hierzu hatte man die Heilung ohne Eiterbildung, welche in kürzerer Zeit beendet, kennen gelernt und nannte letztere die Reunio per primam intentionem, während man erstere Reunio per secundam intentionem nannte. Die Heilung per primam intentionem erfolgt, wenn sich zwei glatte Schnittflächen gegenseitig berühren und keine äußeren Schädlichkeiten die Heilung hindern; zwischen beiden verklebten Wundflächen findet man schon nach wenigen Stunden die oben besprochene gallertige Schicht, die man in früherer Zeit als „plastische Lymphe" deutete, die aber gequollenes Bindegewebe ist. (Als Beweis hierfür macht Thiersch geltend, daß man nie im Stande ist, mit der Nadel etwas von diesem Ueberzuge zu entfernen, ohne das Gewebe der Wundfläche zu zerreißen, und daß bei einer künstlichen Trennung des Verklebten stets zwei glatte Flächen sich zeigen, ohne daß die eine oder andere entblößt würde.) Sie schließt zahlreiche junge Zellen, manchmal auch Blutgerinnsel ein. Die Wundränder sind bluterfüllt, und Blutflüssigkeit durchfeuchtet die Elemente. Die Absonderung von flüssigem Sekret und mortificirten Theilen ist ziemlich

gering. Der nächste Schritt zur Heilung ist nun der, daß durch die eintretende Entzündung reichliche Zellen im Gewebe auftreten, und zwar zunächst in der Umgebung der Haargefäße. Diese wandeln sich durch Wucherung ihrer Kerne in Zellzapfen um, und gelungene künstliche Einspritzungen der Blutgefäße beweisen, daß sich alsbald zwischen den neugebildeten Zellen feine Gänge ohne besondere Wandungen ausbilden, in welche direkt aus den Kapillaren die Injektionsmasse eindringt. Es ist somit eine interimistische Blutbahn entstanden, die sich als ein intercelluläres Netz darstellt. Der gleiche Vorgang geht von der entgegengesetzten Wundfläche aus, und so kommt es, daß durch Berührung dieser Wege, von denen einzelne sich erweitern und zu wirklichen Gefäßen werden, die gestörte Blutcirkulation beider Seiten ausgeglichen wird. So auffallend es erscheinen mag, ein Sichöffnen der im normalen Körper vollkommen geschlossenen Blutbahn anzunehmen, so fallen doch die vergleichend anatomischen Untersuchungen und die der embryonalen Blutgefäßbildung zu Gunsten der Ansicht von Thiersch aus. (Beim Hecht ist z. B. in den Kiemen ein solches intercelluläres Gefäßnetz zu finden.) Kann das Blut einmal ungehindert von einer zur anderen Seite gelangen, so schwindet die Blutstauung, damit die übermäßige Ernährung, folglich auch die Zellneubildung: die Wunde erblaßt, schwillt ab, die einzelnen Zellen schrumpfen zu Bindegewebe ein, die Narbenbildung ist beendet. Je geringer die Menge der neugebildeten Zellen war, desto weniger bemerkbar wird die Narbe sein, vollkommen fehlt sie nur bei „unmittelbar vereinigten" Wunden, bei denen es gar nicht erst zur Zellneubildung kam.

Bei der Heilung mit Eiterung, wie sie stets bei größeren Substanzverlusten, bei weitgehenden Quetschungen, bei Schußwunden, bei starkem Klaffen der Ränder ꝛc. eintritt, gestalten sich die mikroskopischen Veränderungen im Wesentlichen nicht anders, als sie zwischen den Wundflächen ohne Eiterung heilender Wunden sich finden, nur ist die Dauer eine weit längere, da einestheils die Reinigung der Wunde, d. h. die Losstoßung der in weiterem Umfange mortificirten Partien, anderntheils die Neubildung neuer Elemente eine größere Leistung verlangen. Auch hier haben wir es mit einer Bindegewebs- und Gefäßneubildung zu thun, die sich aber als freiliegend für das unbewaffnete Auge wesentlich anders ausnimmt. Thiersch verfolgte den Verlauf an amputirten Rattenzungen. Er fand bereits drei Stunden nach der Verletzung unter der mißfarbigen Schicht sich abstoßender Theile dieselbe Veränderung der Gefäßstümpfe, dieselbe Neubildung von Zellen, dasselbe Kanalsystem für das Blutplasma, wie sie oben beschrieben wurden. Im neugebildeten Zellenlager finden sich in der obersten Schicht dichtgedrängte Zellen (Eiterkörper), in der tiefer liegenden größere, in festerer Grundsubstanz eingebettete Zellen (Granulationszellen). Zwischen letzteren verlaufen theils neugebildete Gefäße, theils das plasmatische Kanalsystem. Die oberflächliche Schicht muß als Eiter abgestoßen werden, die tiefere kann es, ist aber zur Gewebsneubildung bestimmt; je mehr also die tiefere Schicht die oberflächliche an Masse übertrifft, je geringer also die Eitermenge wird, desto näher der Vernarbung ist die Wunde. Es sei hier noch erwähnt, daß durch von außen auf die Wunde einwirkende Schädlichkeiten der Zerfall dieser zarten Gebilde sehr bedeutend werden kann, daß es also dann wegen der Nothwendigkeit, wieder neue Elemente anzubilden, zur Verzögerung der Heilung kommt. Diese Schädlichkeiten sucht man jetzt allgemein in den der Luft beigemischten Keimen niederer Organismen, und besonders Listers Vorgehen ist es zu verdanken, durch Anwendung seiner neuen Methode die normale Heilung sicherer herbeizuführen, indem die zur Wunde dringende Luft hinreichend desinficirt wird. Viele Wunden, die sonst nur unter langwieriger Eiterung zur Vernarbung gelangten, heilen jetzt unter dem schützenden Verbandmittel, welches wesentlich durch die Karbolsäure zerstörend auf die Sporen ꝛc. wirkt, ohne Eiterung, und konsequente Anwendung dieses Mittels hat die Gefahr der gefährlichsten Wundkrankheiten, der Pyämie und des Hospitalbrandes wesentlich vermindert. Vergl. über Listers Verfahren „Ergänzungsbl." Bd. IV, S. 170. Dr. Otto Barth.

Der elektrische Kugelsucher, ein neues chirurgisches Instrument nach einem englischen Modell des Dr. Witte von Schmidt in Berlin ausgeführt, wurde vor Kurzem zuerst bei uns angewandt. Das Instrument besteht aus zwei feinen, leicht biegsamen Metallstäbchen, welche unten knopfförmig enden. Jeder dieser Stäbe ist in seiner ganzen Länge bis an die Spitzen mit Seide umsponnen, also einer von dem andern vollständig isolirt, dann sind beide zusammen noch einmal übersponnen und lackirt.

so daß das Ganze einem Stäbchen gleicht, aus welchem ein metallener Sondenknopf hervorragt. Durch Leitungsdrähte steht die Sonde mit einem elektrischen Läutewerk in Verbindung. Berührt man nun mit jenem Knopf, welcher also die beiden Pole des elektrischen Apparates bildet, irgend einen metallischen Körper, so wird die bisher durch die zwischen den Stäben befindliche Isolirung unterbrochen gewesene elektrische Kette geschlossen, das Läutewerk wird ausgelöst und zeigt die stattfindende Berührung an. Bei der ersten Anwendung dieses Instruments gelang es dem Dr. Kemperdick, bei einem Verwundeten eine zwischen den Knochen des Hinterfußes eingedrungene Kugel, die man 6 Wochen lang vergeblich gesucht hatte, sofort zu entdecken und somit dem Patienten zur Radikalheilung zu verhelfen.

Listers Verbandpflaster. Der in gegenwärtigem Kriege fast allgemein angewandte Wundverband mit in eine Mischung von Karbolsäure und fettem Oel getauchter Charpie rührt von Lister in Edinburg her, nach dessen Angabe jetzt auch ein Verbandpflaster angefertigt wird, welches, indem es andauernd Karbolsäure aushaucht, die Erneuerung des Verbandes weniger häufig nothwendig macht. Durch diese Eigenschaft gewinnt das Pflaster ganz besonders beim Transport Verwundeter oder großer Anhäufung derselben bei Mangel an ärztlichem Personal an Werth. Es gehört zu diesem Pflaster zweierlei: 1) ein eigenthümlich präparirter Seidenstoff, der beim Gebrauch in eine 1—2procentige wässerige Lösung von Karbolsäure getaucht und dann direkt auf die Wunde gelegt wird, und 2) das eigentliche Pflaster, Leinewand, überzogen mit einer Harzmischung, welche 10% Karbolsäure enthält. Dieses Pflaster klebt und reizt nicht und läßt durch die Körperwärme seine Karbolsäure allmählig zur Verdampfung kommen; der zwischen Wunde und Pflaster gebrachte Taffet bringt immer nur geringe Mengen dampfförmiger Karbolsäure mit der Wunde in Berührung, verhindert also die ätzende Wirkung, welche ein Pflaster von so hohem Gehalt an Karbolsäure andernfalls auf die Wunde ausüben würde.

Die elektrolytische Durchleitung von Jod durch den Körper, welche Beer (s. Ergänzungsblätter Bd. V, S. 769) zur Resorption von Geschwülsten angewendet wissen will, ist bereits früher von Wilhelm in Pesth geprüft worden. Dieser experimentirte mit Fröschen und an sich selbst und fand bei jenen, daß die Jodfärbung des mit der + Elektrode verbundenen Wassers nur nach Entfernung der Oberhaut eintrat, während bei ihm letztere bloß hindernd entgegentrat. In Bezug auf die therapeutische Wirkung will Wilhelm die neue Methode nur angewendet haben, wenn sich bereits eine Galvanisation ungenügend zeigte, begrüßt sie, aber mit wenig Vertrauen. — Eulenburg zeigte, daß an enthäutetem todten Fleische das Jod sich an der positiven Elektrode nachweisen lasse, was ihm bei unverletzter lebender Haut nie gelang. Er schlägt deshalb vor, die + Elektrode in Form einer Nadel in die Haut zu stechen (sogenannte Akupunktur), und hat auf diese Weise günstige Erfolge gesehen. Bärwinkel (Schmidtsche Jahresbücher) modificirte dieses Verfahren in der Art, daß er die Jodkaliumlösung an der Stelle, wo die — Elektrode zu sitzen kommt, unter die Haut spritzte, erzielte aber bis jetzt noch nicht genügende Resultate. — Ulzmann fand, daß der elektrische Strom die Diffusion des Jodkaliums auch unter den günstigsten Bedingungen nicht wesentlich beschleunigt und daß ebenso die Quantität des diffundirten Jods durch ihn nicht gefördert werde. Jedenfalls ist die Zahl der bis jetzt gemachten Versuche noch zu gering, um ein abschließendes Urtheil zu fällen. Dr. O. Barth.

Neue Bücher.

Gehörorgan, Beiträge zur Histologie desselben, von Rüdinger. München, Lentner.

Gelenkkrankheiten, Klinik derselben, von C. Hueter. Leipzig, Vogel.

Hygieine, System derselben. Von E. Reich. 1. Bd. 2. Hälfte. Leipzig, Fr. Fleischer.

Zähne, Irregularität und Krankheiten der Zähne, von H. Sewill. Deutsch von A. Kühner. Berlin, Hirschwald.

Mineralogie und Geologie.

Coccolithen. Die eigenthümlichen Gebilde, welche zuerst bei der Untersuchung des Schlammes aus bedeutenden Meerestiefen aufgefunden und als charakteristisch für diese bezeichnet wurden (vergl. S. 100), haben, wie es scheint, eine viel größere Verbreitung und Bedeutung, als man zuerst ahnen konnte. Oskar Schmidt, welcher vor Kurzem von einer Tiefensondirungsexpedition im südlichen Theil des adriatischen Meeres zurückgekehrt ist, gibt über die Resultate seiner Untersuchungen einige vorläufige Mittheilungen im „Ausland". Er fand in Tiefen von 50—630 Faden, abgesehen von den Foraminiferen, das Thierleben fast erstorben und hält dies für eine Folge des Nichtvorhandenseins von großen Strömungen, denen ohne Zweifel die Tiefe des atlantischen Oceans die Mannichfaltigkeit ihrer Thier- und Protistenwelt verdanke. Nur hinsichtlich des Bathybius und der mit ihm auftretenden Coccolithen war das Resultat ein überraschendes, denn er fand sich in den Schlammproben aller Tiefen von 50 Faden an, und die ihn begleitenden Coccolithen bilden einen nicht unwesentlichen Bestandtheil auch jener neuesten Ablagerungen an der italienischen Küste, welche durch die langsame Hebung dem Meer entrückt werden.

Noch umfassender sind aber die Nachweisungen Gümbels (a. a. O.), welcher bei seinen Untersuchungen zu dem Schluß kommt: Coccolithen finden sich in allen Absätzen aller Meerestiefen. Im Gegensatz zu den Vorkommnissen in den Schlammablagerungen der Tiefsee entdeckte er ganz gleiche organische Körperchen in der schlammigkalkigen Unterlage einer Kalkalge, die an der Südküste Englands in geringer Tiefe gesammelt worden war, und es fanden sich sogar in dem Schlamm jene durchsichtigen feinkörnigen Flocken, welche nach Gestalt, Beschaffenheit und chemischer Reaktion mit dem Tiefseebathybius übereinstimmen. Gümbel untersuchte nun zahlreiche ähnliche Substrate, die aus geologischen und botanischen Sammlungen leicht zu erhalten sind, ferner auch Schlammtheile aus den Vertiefungen an Schalthieren und Korallen, und nur in sehr seltenen Fällen fehlten, namentlich bei sandiger Unterlage, neben den Coccolithen die Spuren der bathybiusartigen Flocken. Beispielsweise nennt Gümbel als Fundstätten dieser Bildungen Ostende, Cherbourg, Fiume, die Ostsee und das rothe Meer. Es ist übrigens nicht ohne Interesse zu bemerken, daß die Coccolithen der Küsten von jenen des Tiefseeschlamms häufig in ähnlicher Weise wie die Diatomeen beider Fundstellen sich dadurch unterscheiden, daß die Küstenbewohner meist mit einer grünen, körnigen, schlammartigen Substanz überzogen sind, wodurch ihre Durchsichtigkeit und Deutlichkeit eine geringere ist als bei jenen des Tiefseeschlamms. Es könnte dies darauf hinweisen, daß letztere als bereits abgestorbene zu betrachten seien.

Aber nicht bloß in den Meeresabsätzen der Gegenwart begegnen wir den Coccolithen, sondern sie finden sich in allen marinen Sedimenten aller geologischen Perioden. Gümbel hat systematisch Gesteinsproben aller Formationen, hauptsächlich weiche abfärbende Modifikationen der verschiedenen Kalkgesteine und aufschlämmbare Mergel, aber auch harte kieselreiche Abänderungen untersucht und in sehr vielen Proben Coccolithen zum Theil in solcher Menge nachgewiesen, daß sie, wenn nicht die Hauptmasse bilden, doch unzweifelhaft einen sehr wesentlichen Antheil an der Zusammensetzung des Kalks oder Mergels nehmen. Folgende Beispiele mögen zeigen, wie erstaunlich häufig und massenhaft das Vorkommen der Coccolithen überall ist. Die Mergel von Sassuolo und Mte. Gibbio (étage Astien und Messinien Mayers), der Crag von Antwerpen, der Badener Tegel bei Wien enthalten nur spärliche Coccolithen; dagegen bilden sie in dem Leitha- oder Nulliporenkalk des Wiener Beckens und Ungarns einen sehr wesentlichen Theil des zerreiblichen Kalks. Von ganz vorzüglicher Schönheit und in reichster Fülle finden sie sich in den Nummulithenschichten Norditaliens, seltener in dem sogenannten Granitmarmor der bayerischen Alpen. Auch der Pariser Grobkalk enthält sie, wiewohl in sehr veränderter Form. In der weißen Schreibkreide wurden sie zuerst 1836 von Ehrenberg entdeckt, aber unter der Bezeichnung Krystalloïde für Gebilde des anorganischen Reichs erklärt*). Sie kehren auch

*) Sorby erkannte ihre wahre Natur in der Schreibkreide, während Ehrenberg 1854 dieselben Gebilde aus verschiedenen Erdproben unter dem Namen Discoplea dem organischen Reiche zugetheilt hatte, ohne, wie es scheint, die Verwandtschaft mit seinen Krystalloïden zu erkennen.

in den übrigen Schichten der Procänformation, in den Plänern der Priesener Schichten, in der chloritischen Kreide (Cenoman) wieder. Neben den Coccolithen erscheinen aber in der Schreibkreide (Meudon) noch andere eigenthümliche organische Ueberreste, abgesehen von dem Kieselrückstand und andern häutigen Theilchen, sobald man den Kalk mittelst sehr verdünnter Essigsäure entfernt hat. Der gelblichweiße flockige Rückstand, welchen man so erhält, zeigt unter dem Mikroskop zum Theil ganz dieselbe Beschaffenheit wie Bathybius und färbt sich sogar mit dem Millonschen Reagens roth. Gümbel betrachtet diese Reaktion als Beweis von dem Vorhandensein eines Eiweißkörpers, der sich in der Kreide erhalten hat und die größte Aehnlichkeit mit Bathybius besitzt! Also Bathybiusartiges in der Tiefe des Meeres, an der Küste und in der Kreide.

Auch alle weicheren Jurakalke, namentlich Proben des tithonischen Stramberger Kalkes, der Diceraskalk von Kellheim, Mergellager im Solenhofener Plattenkalk, alle Schwammmergel der Stufe des Ammonites tenuilobatus von verschiedenen Fundorten, wie jene des Ammonites bimammatus von Streitberg und Birmersdorf, das Corallien von St. Michiel, im Dogger der Opalinusthon, im Lias der Radians und Numismalismergel ließen Coccolithen erkennen, obwohl vielfach theilweise korrodirt und am Rande ausgezackt. Im Keuper lieferten die schlämmbaren Mergel der Alpen gleichfalls diese Körper; aus dem Muschelkalk zeigte nur das Steinsalz von Wilhelmsglück schwache Spuren. In der Formation des Buntsandsteins, Zechsteins und des Kohlengebirgs mangelt bisher ein gleicher Nachweis. Dagegen zeigten sich Coccolithen wieder in dem weichen Mergel des Bergkalks von Regnitzlosau, in den Mergelzwischenlagen des silurischen Conodontensandsteins von Reval, in dem Trenton Limestone von Newyork und selbst im Hornstein eines Gesteins aus der Potsdamstufe der ältesten Silurablagerung.

Diese ausgezeichneten Forschungen lassen also, wie man sieht, eine bisher kaum geahnte Betheiligung jener kleinsten Organismen an der Entstehung und Zusammensetzung der sendimentären Kalksteinbildung aller frühern Perioden der Erdgeschichte erkennen.

Nekrolog.

Kleinpeter, Franz, Bergrath, bekannter Geologe, † am 1. Oktober in Brünn im 83. Lebensjahre.

Neue Bücher.

Buchs, Leop. von, gesammelte Schriften. 2. Bd. Berlin, Reimer.

Volkswirthschaft.

Die volkswirthschaftlichen Kräfte Rußlands. I. — Seit längerer Zeit richtet sich die ufmerksamkeit der weiter denkenden Politiker in steigertem Maße auf das Verhalten des ruschen Kolosses. Die Fremdartigkeit und der iatismus, welche von dieser Seite her die ropäische Civilisation oft unheimlich, mehr d mehr aber räthselhaft berührt haben, wern um so bedenklicher, je entschiedener die Lage s übrigen alt kultivirten und hoch entwickelten ropa ins Schwanken geräth. Die Epoche der waltigen Veränderungen und der bis jetzt ch nicht absehbaren Kriegsära, in die wir t der Bewährung der entscheidenden Kraft utschlands eingetreten sind, macht den Hinblick f das ungeheure Reich des Ostens noch weit chtiger als bisher. Wenn der alte Bau des her tonangebenden Theils von Europa einigermaßen aus den Fugen geht, so wird Rußland hiebei seinen Ueberlieferungen und Interessen zufolge freiwillig keine bloße Zuschauerrolle spielen. Ja es wird dies, wenn es auch wollte, nicht einmal können. Die Frage, ob sein bisheriger Fortschritt von Osten nach Westen und seine im Großen und Ganzen gestiegene Einmischung in die Angelegenheiten des kultivirteren Europa weiter um sich greifen und sich fortentwickeln soll, kann endgültig durch keinen bloßen Stillstand gelöst werden. Es wird sich wie überall darum handeln, ob es vorgehen oder zurückweichen muß. Gegen Skandinavien strebt es nach dem offenen Meer, und Finnland ist nur als eine erste Position zu betrachten gewesen. Den deutschen Provinzen gegenüber muß sich früher oder später die Frage nach den haltbaren Grenzen und nach der Demarkationslinie gegen den Asiatismus

ebenfalls entscheiden. Die nationalrussischen Bewegungen nebst den Russificirungen an der Ostsee sind nur als vorläufige Regungen zu betrachten, die auf einen viel umfassenderen Gegensatz hindeuten, an welchem die ganze nördliche Welt einschließlich Skandinaviens interessirt ist. Was die andern europäischen Grenzen anbetrifft, so kann die polnische Frage auf die Dauer nur den Sinn haben, ob Rußland ungestört fortfahren wird, die betreffenden großen Gebiete zu beherrschen. Was endlich Ungarn anbetrifft, welches vor ein paar Jahrzehnten durch Rußland niedergeworfen wurde, so ist es der natürliche Feind des letzteren und vertritt der Abstammung sowie den eingewurzelten Volksüberlieferungen nach vielleicht die ausgeprägteste Gegnerschaft, die sich in rein naturwüchsiger Weise gegen den russischen Einfluß auffinden läßt.

Geht man von den Grenzbetrachtungen zur Weltperspektive über, so hat Nordamerika die meisten Sympathien für sein kolossales Gegenstück gezeigt. In den Vereinigten Staaten hat man den Krimkrieg mit andern Gefühlen betrachtet als im westlichen Europa, und in den Vereinigten Staaten kann man auch diejenigen politischen und volkswirthschaftlichen Ansichten antreffen, welche einer zukünftigen Machtentwicklung Rußlands am günstigsten sind. In vielen Beziehungen hat man dort für die Riesendimensionen der russischen Verhältnisse und namentlich für die volkswirthschaftlich aufstrebenden Tendenzen ein mehr entgegenkommendes Verständniß als anderswo. Der Hauptgrund hiefür liegt aber weniger darin, daß man die Aufgabe der Entwicklung der Bodenkräfte eines riesigen Gebiets besser zu würdigen weiß, als vielmehr in der natürlichen Berührung der weltpolitischen Tendenzen. Ganz besonders ist hier der gemeinsame Antagonismus gegen Englands Kolonialmacht im Spiele. Während Rußland in Centralasien seine Interessen wahrnimmt und über seinen europäischen Perspektiven in keiner einzigen Beziehung vergißt, daß es nach der Kultur noch mehr als nach dem Gebiet ein asiatisches Staatsgebilde ist; während es ferner die eigentlich sogenannte orientalische Frage, d. h. zunächst die Interessen an der Türkei und an dem von der Beherrschung derselben abhängigen Handel nicht aus dem Auge verliert; — sorgt auch Nordamerika dafür, den Engländern in Indien und ihren sonstigen asiatischen Interessen von einer andern Seite zu begegnen, indem es sich zur Straße für die Verbindung der Weltmeere macht und so den Ring, der durch Asien geht, nach Europa hin über den atlantischen Ocean schließt. Obwohl die Entwicklung und Brauchbarkeit dieses Ringes noch stark im Rückstande ist, so ist doch für die weitere Zukunft das englische Intresse von zwei Seiten her bedroht. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß England in seinen Interessen bereits mehr ein asiatischer als europäischer Staat sei, und daß sich zum Theil hieraus seine wachsende Zurückhaltung von den europäischen Kämpfen erkläre. Ist diese von Engländern selbst abgegebene Rechenschaft auch nur zum Theil wahr, so erklärt sie doch selbst unter einiger Einschränkung noch immer die Anziehungskraft, welche zwischen Nordamerika und Rußland in Rücksicht auf die großen Dimensionen der Völkerwirthschaft besteht. Beide reichen einander gleichsam über den Kopf Englands hinweg, d. h. über Indien oder überhaupt Asien die Hand. Nebenbei bemerkt sind es auch die beiden einzigen Mächte, welche sich bis jetzt gegen die neue europäische Handelspolitik entschieden gestemmt und ihre Tarifautonomie im Gegensatz zu den eindringlicher bindenden Handelsverträgen des letzten Jahrzehnts aufrecht erhalten haben.

Man darf sich daher auch nicht wundern, die wirthschaftliche Zukunft Rußlands grade in der amerikanischen Union mit den größten Erwartungen betrachtet zu finden. Ganz abgesehen von den politischen Sympathien, die einerseits auf dem Vorhandensein eines gemeinschaftlichen Gegners und andererseits auf dem natürlichen Mangel an sonstigen Berührungen oder gar Interessenkreuzungen beruhen, versteht man sie im Rahmen der amerikanischen Union begreiflicherweise auf die Würdigung unentwickelter Hülfsquellen des Bodens und auf die Veranschlagung der Macht, welche aus dem selbständigen Fortschreiten der Industrie erwachsen muß. Man kennt mit diesen Aussichten aber auch die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich trotz der größten natürlichen Hülfsquellen der Entwicklung der Volkszahl und Volkskraft auf einem Riesenterritorium entgegenstellen. Hiernach ist man vermöge der eignen Erfahrungen geneigt, den früheren anscheinenden Stillstand der russischen Wirthschaftsentwicklung nicht als fernerhin maßgebend gelten zu lassen, sondern die ganz modernen technischen Faktoren, welche wie die Eisenbahnen vornehmlich erst im letzten Menschenalter zur entscheidenden Wirksamkeit gelangt sind, nach dem eignen Beispiel in Anschlag zu bringen. So groß der Kontrast zwischen Rußland und der Union in der innern politischen

gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Kultur auch ist, so besteht dennoch bei aller dieser Verschiedenheit eine sehr wichtige Aehnlichkeit. In beiden Reichen werden nämlich die allermodernsten Hülfsmittel der Technik unmittelbar auf fast unberührte Hülfsquellen der Natur übertragen, während in den hoch kultivirten Theilen des politisch maßgebenden Europa die modernen Faktoren bereits eine alte Wirthschafts- und Kulturschicht vorfinden. Es ist stets eine sehr interessante Erscheinung, wenn auf dem Boden der verhältnißmäßigen Unkultur unmittelbar die letzten Ergebnisse der Civilisationstechnik abgelagert und fruchtbar gemacht werden. Dies ist aber, wenn auch unter sehr verschiedenen Verhältnissen, jetzt ebenso in Rußland der Fall wie seit etwas längerer Zeit in Nordamerika. Die Naturschätze sind in beiden Machtsphären in den entscheidenden Hauptrichtungen praktisch unbegrenzt zu nennen, und die Frage ist einzig und allein nur die, was der Mensch zu ihrer Entwicklung vermögen werde. In Nordamerika, wo eine andere Race und andere geistige Kräfte, wo die europäischen und besonders die germanischen Ueberlieferungen fortarbeiten, ist die Beantwortung im Sinne eines beschleunigten Fortschritts nicht streitig. Für Rußland muß dagegen an eine Art Naturgesetz der Geschichte erinnert werden, vermöge dessen zwischen den Kulturleistungen und den Eigenschaften einer Race eine heilsame Beziehung besteht, welche die hervorragenden Völkerelemente einigermaßen gegen eine Ueberwältigung durch barbarische, mit modernen Machtmitteln operirende Existenzen so lange sichert, als sie nicht der Korruption anheimfallen. Der Hauptnerv dieses Gesetzes liegt in der volkswirthschaftlichen Unmöglichkeit großer Kraftentwicklung ohne vorgängige innere und sociale, ja man kann sagen geistige Kultur. Gibt es auch noch sehr wichtige andere Punkte, an denen dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so ist doch der volkswirthschaftliche Kraftgrad, welchen die roheren Verhältnisse nicht überschreiten lassen, der sicherste Schutz gegen ein allzu großes Mißverhältniß zwischen der Geltendmachung politischer Ansprüche und den wirklichen civilisatorischen Kulturleistungen. Nur die korrumpirten, aus innern Gründen im Verfall begriffenen Staaten haben eine ganz rohe, volkswirthschaftlich und social nicht nachhaltige und von keinen höheren Geisteselementen getragene Gewalt zu fürchten. Für eine in gesunder Entwicklung und Machtsteigerung begriffenen Nationen ist daher die Umschau nach der volkswirthschaftlichen Leistungsfähigkeit der in andern Beziehungen rückständigen, aber äußerlich kolossalen Nachbarexistenzen eine Angelegenheit ersten Ranges.

Die Ansichten, welche über die künftig entscheidende Machtstellung der verschiedenen Länder auf dem Boden Europa's bisher noch am meisten umliefen und Glauben fanden, hatten sich jenseit des atlantischen Oceans bei hervorragenden Denkern schon längst geändert, und es hatte sich die neue Auffassungsart sogar in der Annahme einer künftigen Welttrias zugespitzt. Die drei entscheidenden Machtelemente, die allein auf Staatsexistenz ersten Ranges Anspruch haben würden, sollten die amerikanische Union, Deutschland und Rußland werden. Die volkswirthschaftlichen Ueberlegungen und Anzeichen hatten bei dieser Beurtheilung schon vor Jahrzehnten eine Rolle gespielt. Der Umstand, daß Deutschland mit seinen Machtelementen im Steigen begriffen war, war schon im Anfang der fünfziger Jahre grade Denen am wenigsten entgangen, die bei ihrer Bemessungsart die gelegentliche Schmach irgend einer Wendung der laufenden Tagespolitik gar nicht in Anschlag brachten und sich nur an die wirthschaftlich und social reifenden Kräfte und an die Symptome der gesunden Volksentwicklung hielten. Haben sich diese Beurtheiler nun im Punkte Deutschlands nicht im Mindesten getäuscht und haben sie schon früh das germanische Europa, und zwar speciell die Hegemonie Deutschlands ins Auge gefaßt, so würde es voreilig sein, das Zubehör dieser Anschauungsweise ohne Weiteres zu verwerfen und die große Rolle, die man Rußland von dieser Seite her zutheilt, für eine leichtfertige Prophezeiung zu halten. Allerdings wird die Zeitdauer hiebei einen gewaltigen Unterschied machen; denn es fragt sich nicht allein, ob Rußlands Weltstellung sich im Sinne jener Trias gestalten und neben Deutschland das westmächtliche und nicht etwa bloß das romanische Europa verdunkeln werde; — es handelt sich nicht bloß um das Ob, sondern um das Wann, und in diesem Punkt scheint der Amerikanismus etwas zu früh zu Ungunsten Englands zu schließen. In den großen amerikanischen Journalen von nationaler Farbe bilden die Bloßstellungen der neuern politischen Ohnmacht Englands seit lange ein Thema, welches bei jeder Gelegenheit und selbstverständlich auch wieder im gegenwärtigen Augenblick mannichfaltig variirt wird. So wahr es nun aber auch sein mag, daß England im Allgemeinen im

Rückgang begriffen ist und sein Handelsreich mehr und mehr untergraben sieht, so ist es doch thatsächlich auf der See noch immer eine erste Macht. Auch ist es nichts Neues und Ueberraschendes, daß England in den Landaktionen entweder gar nicht oder nur im Anschluß an eine festländische Militärmacht zu handeln vermag, wofür bekanntlich der Krimkrieg noch das letzte Beispiel abgegeben hat. An sich würde also diese sekundäre Gestaltung der englischen Politik nicht überraschen können, zumal die asiatischen Interessen bei ihm immer mehr die europäischen überwogen haben. Dagegen ist allerdings seit ungefähr einem Jahrzehnt eine, im Vergleich mit dem Verlauf seiner früheren Geschichte ganz ungewöhnliche Schwäche Englands wahrzunehmen gewesen, die sich zum Theil aus der unnatürlichen Alliance mit seinem traditionellen Feinde Frankreich erklärt und in der innern Partei- und Regierungsgestaltung bis zum heutigen Augenblick ihr entsprechendes Gegenstück erhalten hat. Das Jahrzehnt von 1860—70 ist als eines der Unterordnung Englands unter die französischen Wünsche zu bezeichnen, und die allerneuesten Ereignisse haben die, Komik einer Weltmacht zu Tage gefördert, die nicht wissend, an welche der beiden Schalen der Wage sie sich hängen dürfe, ohne bei der andern Anstoß zu erregen, die Posse mit dem Doppelvertrag wegen Belgien aufgeführt hat. Wären nicht Handelsinteressen im Spiele gewesen, so würde selbst die kleine Dosis von Entschließung, die zu diesem bizarren Stück Politik erforderlich war, gefehlt haben. Allein Belgien ist eine Handelsetappe Englands auf dem Kontinent, und es wäre sehr bedenklich für das Britenreich, wenn in diesem kleinen Staatchen irgend eine große Aktion direkt oder indirekt ihre Wurzeln triebe. Einer Haltung wie der englischen gegenüber sieht sich natürlich Rußland im Lichte politischer Würde an, und man wird unwillkürlich zu der Frage gedrängt, woher diese Verschiedenheit zwischen dem wirthschaftlich unentwickeltsten und dem ökonomisch hochkultivirtesten Staate herrühre. Die Weite des Territoriums kann den Unterschied am allerwenigsten begründen, da England denselben durch die Kolonien mehr als aufwiegt und mit seinen Dependenzen in bequemerem Verkehr steht als Rußland mit seinen eignen entfernteren Provinzen. Die Zusammenfassung der Kraft ist für das Reich der Briten unvergleichlich leichter als für das der Russen; der natürliche Schutz der insularen Lage des Stammlandes hat seit jeher eine Rolle gespielt und eine Armee aufgewogen. Dagegen ist die eventuelle Kraft zum Angriff, ohne welche auch die Vertheidigung in überseeischen Positionen keinen Sinn hat, stets ziemlich gering gewesen und gegenwärtig aus Gründen der innern Klassenpolitik kaum in erheblichen Anschlag zu bringen. Die Neigungen der tonangebenden Klassen Englands sind so sehr an eine indirekte Ausbeutung der Welt durch den Handel und durch die Beeinflussung der Handelspolitik anderer Staaten gewöhnt und so sehr an ihre nächsten Privatvortheile gefesselt, daß sie zur direkten Wahrnehmung der Landesinteressen gegenwärtig in hohem Grade unfähig geworden zu sein scheinen. Letzteres steht nun im entschiedensten Kontrast zu dem Wesen der russischen Autokratie mit ihrem steigenden National- und Staatsgefühl und ihrer Unterordnung der wirthschaftlichen Partikularinteressen unter die dominirenden Zwecke des Reichs und Staats.

Bei Manchen erregt es noch heut ein Lächeln, wenn man von russischer Manufakturindustrie spricht, ohne zugleich eine gewisse Verachtung für diese vermeintlichen Zwergbestrebungen auszudrücken. Ueber die kürzlich arrangirte russische Industrieausstellung zu Petersburg ist in diesem Sinne von den eifersüchtigen Konkurrenten allzu einseitig abgesprochen worden. Es kommt der russischen Industrie gegenüber, von deren ernstlicher Entwicklung vor einer nachhaltigen russischen Kraftentfaltung nicht die Rede sein kann, darauf an, nicht die Wünsche der fremden Mitbewerbung auf dem russischen Markt, sondern ganz einfach die Thatsachen sprechen zu lassen. Eine Umschau nach den entscheidenden Anzeichen des volkswirthschaftlichen Zustandes Rußlands ist gegenwärtig durch ein umfassendes Werk über das „Czarenreich" sehr erleichtert. Die russische Statistik ist bekanntlich noch ziemlich unförmlich und unzuverlässig, so daß die gelegentlichen und gewöhnlich umlaufenden Angaben, die im besten Falle aus zerstreuten und unzusammenhängenden Quellen geschöpft sind, einen verhältnißmäßig noch geringern Grad von Zutrauen verdienen. Um so wichtiger ist es, ein aus Hunderten von Quellenwerken mit Ordnung, Umsicht und in vielen Beziehungen mit Urtheil zusammengestelltes Bild der russischen Volkswirthschaft vor sich zu haben, wie es mit dem jüngst erschienenen vierten Bande des fraglichen umfassenden Werks über das Czarenreich (J. H. Schnitzler, L'empire des Tsars, tome IV Les intérêts matériels, Paris 1869) geliefert

worden ist. Es ist dieser vierte, die materiellen Interessen, d. h. Ackerbau, Manufakturen und Handel darstellende Band keineswegs überwiegend ein trocknes Tabellenwerk, sondern eine systematische Besprechung der Thatsachen und Fragen, zu welcher die eingereihten Zahlen und Tafeln eine gut geordnete und ausgiebige Grundlage bilden. Die Geschichte der Handelspolitik sowie der volkswirthschaftlichen und socialen Einrichtungen wird in übersichtlicher und bis auf die letzten Maßregeln reichender Weise herbeigezogen, um die gegenwärtige Situation zu kennzeichnen. Die kommunistischen Bestandtheile und die eigenthümlichen körperschaftlichen Verhältnisse der russischen Agrarverfassung werden in Betracht gezogen, und übrigens ist das Werk von jedem einseitigen volkswirthschaftlichen Doktrinarismus frei genug, um die neuesten direkten Bestrebungen der Staatsgewalt zur Entwicklung der materiellen Interessen nicht zu unterschätzen. In der Schilderung des Industriezustandes geht es im Detail weit genug, um seiner Absicht zu entsprechen, zugleich ein orientirender Führer für die mit größeren Dimensionen rechnende Privatspekulation sein zu können. Es bemüht sich besonders um die Bezeichnung der Richtungen, in denen der Unternehmungsgeist die ergiebigsten Bethätigungen zu gewärtigen hat, und läßt sich häufig auf die einzelnen Gruppen der Etablissements, auf die einzelnen größeren Einrichtungen ein. Es ist ein lesbares Handbuch mit einem Grade von Wissenschaftlichkeit und zugleich praktischer Brauchbarkeit, wie man es auf dem Gebiet der noch sehr unverdaulichen russischen Volkswirthschaftsstatistik im Rahmen einer allgemeinen Schilderung des Czarenreichs bisher nur irgend erwarten konnte. Doch bleibe es nicht unerwähnt, daß der Verfasser, der seit 1839 korrespondirendes Mitglied der Petersburger Akademie ist, schon damals in seinem Diplom für die Verbreitung richtiger Begriffe über Rußland ausdrücklich belobt wurde und auch jetzt unter den Auspicien der kaiserlichen Regierung und der Akademie gearbeitet hat. Man wird daher die für Rußland ungünstigen Seiten der Sache nicht grade pointirt finden und dieselben nicht selten aus andern Quellen aufzusuchen haben. Trotzdem ist aber der Charakter der Darstellung lebendig und wissenschaftlich genug, um das Material für die verschiedensten Auffassungen unfehlbar in ziemlicher Gleichmäßigkeit zu liefern. Auf eine scharfe Kritik der Bodenlosigkeit, die den statistischen Feststellungen statistischer Thatsachen mit Recht nachgesagt wird, kann man natürlich nicht rechnen. Nichtsdestoweniger ist aber auch so, unter Anwendung volkswirthschaftlicher Kritik und selbst bei völligem Mißtrauen gegen Maximalzahlen, von den Zuständen ein besseres Bild zu gewinnen, als welches man sich aus den traditionellen Eindrücken und Vorurtheilen zu konstruiren pflegt.

Wir lassen die gewöhnlichen Gesammtwürdigungen, die nur mit den allgemeinsten und in ihrer Unbestimmtheit oft ganz bedeutungslosen Lineamenten der volkswirthschaftlichen Position Rußlands rechnen, zur Seite, um uns vorzugsweise mit der eigentlichen Industrie und speciell mit denjenigen Theilen derselben zu beschäftigen, welche über das Maß der Gesammtkraft und namentlich der nach Außen verwendbaren materiellen Mittel entscheidend sind. Wir erinnern zuvor nur daran, daß man oft mit Unrecht auf die Bevölkerungszahl von 75 Millionen ein zu großes Gewicht legt und ebenso oft im entgegengesetzten Sinne übersieht, daß die Zerstreuung dieser 75 Millionen Köpfe über mehr als einen halben Welttheil und die daraus folgende wirthschaftliche und sonstige Ohnmacht ihre Bedeutung zu verlieren anfängt, wenn man nur den uns näher liegenden Theil dieser Bevölkerungsmasse ins Auge faßt. Im letzteren Falle rechnet man nicht mit dem ganzen europäisch-asiatischen Reich, sondern nur mit denjenigen Theilen, welche die meisten Aussichten haben, sich mehr und mehr durch das neue System von Verkehrsmitteln zusammenzuschließen. Ferner würde es unangebracht sein, die vorläufige Eingeschränktheit der ökonomischen Macht Rußlands allein mit der Hinweisung abfertigen zu wollen, daß es auch in seinen entwickeltsten Theilen noch ganz überwiegend und wesentlich auf der Stufe des Ackerbaustaats befindlich ist. Die verhältnißmäßig sehr geringe Städteentwicklung und die Langsamkeit, mit welcher die wahrnehmbare Absonderung der Arbeitstheilung und der Industrie vor sich geht, erklären sich nämlich zu einem großen Theil aus dem Umstande, daß in den Gegenden mit rauhem Klima die nicht zu Ackerarbeiten verfügbare lange Zeit von 7—8 Monaten zur Ausbildung der rohesten technischen Fähigkeiten bei dem Ackerarbeiter selbst angeregt und so einen Betrieb von großem Umfang erzeugt hat, der nicht bloß auf die eignen Bedürfnisse gerichtet ist. Ganze Handwerkerdörfer sowie die vielfach verbreitete Sitte der Wanderungen auf Handwerker- oder Dienstarbeit (z. B. in den Associationen, welche man Artelh's nennt) deuten auf Zustände, die zwar im Vergleich mit

den Formen der Industrieabsonderung der höheren Kultur sehr unentwickelt sind, aber in Anschlag gebracht werden müssen, wenn man die relative Selbstgenügsamkeit vieler Partien des russischen Ackerbaus nicht verkennen will. Es ist daher einerseits die russische Gewerbsamkeit nicht so vorherrschend, wie in Mittel- und noch mehr Westeuropa, in den Städten oder in besondern Etablissements zu suchen, und es ist andererseits der russische Ackerarbeiter mit seinen Fähigkeiten keineswegs von eigentlich industrieller Verwendbarkeit in Fabriken so weit entfernt, als man häufig voraussetzt. Im Gegentheil ist er vielfach nach dieser Richtung hin in einem gewissen Sinne durch die Gewohnheit der getheilten Thätigkeit vorgebildet und bequemt sich der dargebotenen Gelegenheit zur Manufakturarbeit eher an, da er naturgesetzlich, d. h. vermöge der Einschränkung durch das Klima, viel Zeit zur Verfügung hat. Wo also nicht die Ausartungen des Trunkes, zu denen sich die Neigung ebenfalls klimatisch erklärt, als erhebliche Schwierigkeit mit zu großer Kraft entgegenwirken, da ist in der ländlichen Bevölkerung selbst ein verhältnißmäßig guter Anknüpfungspunkt für die Einführung gesonderten und umfassenden Industriebetriebs vorhanden. Bedenklich ist dagegen das viel besprochene, specifisch moskowitische Verhältniß in den socialen Arrangements, welches man neuerdings häufig als *russischen Kommunismus* bezeichnet und von der einen Seite als angestammten Vorzug sowie als Grundlage einer künftigen, die Kulturformen Europa's überragenden Entwicklung gepriesen, von der andern Seite aber als die historische Wirkung einer vor mehreren Jahrhunderten durchgeführten, auf Unterdrückung beruhenden Verschlechterung der Gesellschaftsverfassung verurtheilt hat. Wir können hier nicht in Erörterungen über die geschichtliche Abkunft eingehen, brauchen es aber auch nicht, da die gegenwärtige Sachlage, wie sie auch entstanden sein möge, an sich selbst in ihrer eignen Beschaffenheit entscheidend ist. Dieser Kommunismus ist eigentlich nur eine Gemeinschaft und Solidarität für Abgabenleistung und Steuerzahlung. Nicht die Landloose, die man ursprünglich alle Jahre, jetzt aber in den verschiedenen Provinzen verschiedentlich nach einer Reihe von Jahren neu, und zwar nach Maßgabe persönlicher Arbeitsfähigkeit und des Besitzes von Geräthschaften und Betriebsmitteln vertheilt, nicht diese Landantheile (*Tiaglos*), welche von der anscheinend höchst demokratisch organisirten und verfahrenden Bauerngemeinde ihren Gliedern mit übrigens diskretionärer Gewalt zugewiesen werden und das Erbrecht am Grund und Boden ersetzen, sind als positive Dotirungen die Hauptsache, sondern die daran geknüpften Lasten und Rentenleistungen bilden den Nerv der ganzen Institution. Die menschliche Persönlichkeit figurirt als Zubehör und Arbeitsmittel für ein Stück Land, aus welchem Renten, Abgaben und Staatssteuern mit Hülfe dieses menschlichen Instruments, unter grob solidarischer Verhaftung der ganzen Gemeinde herausgezogen werden müssen. Hienach erklärt es sich, daß sich die Leute oft wehren, zu viele Antheile auf sich zu nehmen, indem sie den Leistungen nicht gewachsen sind. Auf der andern Seite dürfen sie aber bei diesem Lastenkommunismus auch nicht zu sehr auf die Versorgung durch die Gemeinde rechnen, da man vorzugsweise diejenigen, welche aus Mangel an Geräthschaften oder Arbeitsamkeit nichts übernehmen können oder wollen, als Heeresbürger der russischen Militärdisciplin zur höheren civilisatorischen Entwicklung ihren für den Acker- und Steuerkommunismus unzulänglichen Eigenschaften überweist. Man sieht, wie dieser Kommunismus eine Art Polypendasein mit jener rohen Solidarität vorstellt, wie sie im Bereich des Asiatismus auch sonst nicht selten ist und stets das Kennzeichen der Unterdrückung der menschlichen Persönlichkeit bildet. Diese Solidarität bezieht sich in erster Linie nicht auf die Gegenseitigkeit der Versorgung, sondern auf die Unterwerfung unter eine in der rohesten Weise Abgaben oder, besser gesagt, Kontributionen heischende Gewalt, die früher vorherrschend in einem allgemeinen Sinne des Worts feudalistisch geartet war und mehr und mehr dem eigentlichen Staate Platz macht. Ein solches Polypendasein, in welchem der Mensch als Einzelner gar nicht zählt, sondern so zu sagen nur als Stück Fleisch am vielarmigen Gesammtthier und daher ganz ohne individuelle Unterscheidung verantwortlich gemacht wird, ist sicherlich der bedenklichste Zug im Bereich des russischen Volks- und Wirthschaftslebens und bürgt dafür, daß noch eine lange Zeit verstreichen müsse, ehe auf die höhere individuelle Kraftentwicklung gedacht werden kann. Aus diesem Grunde wird auch die im letzten Jahrzehnt betriebene Aufhebung der vor drei Jahrhunderten eingeführten Leibeigenschaft und das hiemit verbundene Werk von Bauernemancipation zunächst nicht ganz dieselben Wirkungen haben können, wie sie sich an die ähnlichen Maßregeln in Mitteleuropa geknüpft haben.

Faßt man hienach den günstigen und den ungünstigen Umstand, nämlich die industrielle Vorbereitung und das sociale Hinderniß der Selbständigkeit zusammen, so ergeben sich für die landwirthschaftliche Basis der russischen Volkswirthschaft ziemlich bescheidene Aussichten, indem erst das Stadium der individuellen Gesellschaftsentwicklung betreten werden muß, ehe an einen ernstlichen Wetteifer mit den Gebieten höherer Kultur zu denken ist. Das despotische Polypendasein der Massen, wie es dem Asiatismus und Patriarchalismus überall entspricht, ist zwar sehr geeignet, die Wirkung wandernder und sich gegen andere Stämme wälzender Menschenhaufen zu unterstützen, ist aber nicht im Stande, in seinem eignen Rahmen jene elementaren wirthschaftlichen Kräfte zu befassen, ohne welche eine nachhaltige Machtentfaltung vom eignen Boden aus in wirthschaftlicher und politischer Hinsicht verhältnißmäßig schwach bleiben muß.

Das russische Reich ist noch immer der regelmäßige Schauplatz örtlicher Hungersnöthe und Nothstände, denen die bis jetzt geschaffenen Verbindungen nicht zu begegnen vermögen. Dieser sehr natürliche Mangel an Zusammenhließung, welche den Ueberfluß der einen Gegend nicht für den augenblicklichen Zustand der andern verfügbar macht, wird durch Verkehrswege allein noch keineswegs in entscheidender Weise gehoben. Die gewaltigen Anstrengungen im Eisenbahnbau, welche aus militärischen und volkswirthschaftlichen Rücksichten innerhalb des letzten Jahrzehnts gemacht worden sind, verbergen noch lange nicht einen ihnen entsprechenden wirthschaftlichen Verkehr. Sie sollen die Vorbedingungen des letzteren zum Theil erst ins Leben rufen, und man hat daher auch hier nicht ohne Weiteres von den Verhältnissen in Deutschland und Westeuropa einen Schluß zu ziehen. Eine Gegend steht trotz der besten Verkehrsmittel noch nicht in gehörigem wirthschaftlichen Rapport noch lange nicht in organischem Zusammenhang mit andern Gebieten und Menschengruppen, wenn nicht zwischen beiden eine wirkliche Verschiedenartigkeit der Produktion und eine interprovinzielle Arbeitstheilung entwickelt ist. Provinzen mit noch ganz rohem Ackerbau mag man auch so viel mit Schienenwegen verbinden; es wird hiedurch an sich keine derselben in den Stand gesetzt, in erheblichem Maß von der andern zu kaufen; denn womit sollten sich die ganz gleichartig producirenden Kreise schließlich bezahlen? Sie haben nichts gegen einander auszutauschen und könnten höchstens in Zeiten der örtlichen Noth einander leihweise aushelfen, ohne daß sich hieraus ein auf die regelmäßige Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Leistungsfähigkeiten begründeter Verkehr zu entwickeln vermöchte. Ueberall in der Welt sieht man es, daß die vorherrschend auf rohen Ackerbau angewiesenen Provinzen der Staaten auch dann schwach bleiben, wenn man sie mit Schienenwegen durchschneidet, und es kann regelmäßig nur die innigste Verbindung mit naheliegenden Industriebezirken sein, was den Ackerbau aus seiner Unvollkommenheit befreit und eine Verkehrsverknüpfung schafft, die auf wirklicher Gegenseitigkeit beruht. Andernfalls bleiben die verbesserten Kommunikationen nur Wege und Mittel, die Distrikte des rohen Ackerbaus auszunutzen, ohne daß dieselben davon sonderlichen Vortheil hätten. Die Eisenbahnen nutzen also erst da erheblich, wo ihnen eine entsprechende Entwicklung der Produktion entgegenkommt, und wo das Netz bereits einigermaßen bis zu den Verbindungen zweiter Ordnung gelangt ist. Die Formirung der Hauptäste des Adersystems deutet wie im Organismus auf einen noch sehr embryonischen Zustand. Die großen Linien arbeiten zunächst für denjenigen Handel, welcher auch ohne sonderliche Manufakturindustrie besteht und am meisten dem Luxus und grundherrlichen Glanz dienstbar ist. Auch klagen die Schriftsteller grade rücksichtlich Rußlands über das ungeheure Mißverhältniß, welches zwischen der verschwenderischen Ueppigkeit und schaustellerischen Prachtliebe der wenigen Reichen und dem geringen Lebenscomfort der Massen besteht. Diese Erscheinung erinnert nicht etwa bloß an die orientalisch-despotische Art und Weise, sondern ist überhaupt überall mehr oder minder ein Begleiter des rohen Ackerbausystems, indem der Arbeitsertrag von Hunderten und Tausenden emancipirter oder nichtemancipirter Ackersklaven auf fernen Märkten gegen einen unverhältnißmäßig geringen Betrag von Luxusartikeln umgesetzt wird. Das Aleatorische dieses nicht bloß von den eignen, sondern auch von den fremden Ernten abhängigen ebenso unlukrativen als unzuverlässigen Geschäfts begünstigt bei dem Grundadel die bekannten verschwenderischen Sitten, die von so vielen Beobachtern und Historikern für die verschiedensten Länder konstatirt worden sind. Jene Erscheinung ist daher nicht in ihrem ganzen Umfang eine specifisch russische, obschon die orientalische Ueberlieferung noch das Ihrige zur Steigerung derselben beiträgt. Die bessere Wirthschaftlichkeit im Ackerbau findet sich erst in der innigeren Be-

rührung und in jenem Stadium ein, in welchem der Landbau selbst unwillkürlich genöthigt wird, mit industriellen Mitteln zu arbeiten und selbst allmählig den Charakter einer systematischen Industrie anzunehmen. Dieses Stadium hat aber kaum für die allerentwickeltsten und in dieser Eigenschaft nicht umfangreichen Gebietstheile Rußlands begonnen, und auch die Eisenbahnen werden, wie gesagt, in dieser Beziehung nicht sofort Wunder thun können, sondern erst im Verlaufe langer Zeiträume einen wirklichen volkswirthschaftlichen Kitt abgeben. Dr. Dühring.

Nekrolog.

Dietz, Rudolf, badischer Geheimerath, Rath im Ministerium des Handels, Mitglied und Vorsitzender der Rheinschifffahrtskommission, bedeutend für die Statistik. Verfasser eines trefflichen Werkes über die Gewerbe im Großherzogthum Baden, † am 3. Oktober zu Mundingen.

Neue Bücher.

Genossenschaftswesen in Deutschland, die Geschichte desselben. Von Schulze-Delitzsch. Berlin, Janke.

Wirthschaft des Menschengeschlechtes, die, auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen. von J. Fröbel. 1. Bd. Leipzig, O. Wigand.

Handel und Verkehr.

Die Münzfrage nach dem Kriege. Zu den schwebenden Fragen, deren Stand der deutsch-französische Krieg verändern wird, gehört auch die Münzfrage, sowohl was Deutschland allein, als was die Welt im allgemeinen anbetrifft. Beim Ausbruch des Krieges stand es so, daß nichts größere Aussicht auf Verwirklichung hatte, als der Vorschlag der Annahme des französischen Münzsystems für ganz Deutschland. Unter den öffentlichen Stimmen, welche sich über die Frage geäußert hatten — und ihrer waren seit zwei, drei Jahren sehr zahlreiche gewesen —, hatte dieser Vorschlag die Mehrheit; die Konservativen zur Rechten, welche die bestehende Silberwährung erhalten wissen und entweder mit dem Thaler den süddeutschen Gulden verdrängen oder beide durch die Mark (= 1/3 Thaler) ersetzen wollten, und die Radikalen zur Linken, welche die Einführung der Goldwährung auf ein ganz neues System, das der metrisch einfach bemessenen Goldkrone gründen wollten, machten nur Minderheiten aus. Zwar zweigte sich von den Freunden des französischen Systems dann noch eine dritte, kleinste Minderheit ab, die sich grade in das verliebt hatte, was alle Uebrigen als den einzigen großen Fehler des französischen Systems ansahen, nämlich die beibehaltene accessorische Silberwährung, also die Doppelwährung; aber durch diesen Dissens wurde die Thatsache weiter nicht beeinträchtigt, daß die große Mehrheit aller individuellen und korporativen Gutachten auf Adoption des Goldfranken- oder Goldguldensystems hinauslief, d. h. Uebergang zur Goldwährung mit dem Zwanzig- oder Fünfundzwanzigfrankenstück als Hauptmünze und dem einfachen Franken oder einem dritthalb Franken gleichkommenden „Goldgulden" als Theiler und Nenner. Der mehrjährigen Diskussion in der Literatur, in der Presse und auf öffentlichen Versammlungen war endlich auch ein erster Schritt zur praktischen Durchführung der Reform gefolgt, nachdem das Zollparlament dieselbe für eine gemeinsam deutsche Aufgabe erklärt hatte. Kommissäre des Norddeutschen Bundes und der drei süddeutschen Regierungen sollten in nächster Zeit zusammentreten, um zunächst Sachverständige zu vernehmen, welche die einzelnen Staaten schon bezeichnet hatten, und dann auf das gesammelte Material bestimmte ausführbare Vorschläge zu gründen. In der Presse tadelte man zwar, daß auf die erschöpfende öffentliche Debatte nochmals eine schwerlich zu neuen Ergebnissen führende Stoffsammlung und Gutachten-Einholung folgen solle, wünschte sich aber doch Glück, daß das Stadium des Handelns nun wenigstens beschritten sei. Das Resultat der kommissarischen Untersuchung und später der definitiven parlamentarischen Entscheidung konnte aller Wahrscheinlichkeit nach kaum ein anderes sein, als das der freien Erörterung in Schriften, Artikeln und Reden. Die Theilnahme Süddeutschlands zumal, das im Westen und Süden vom Franken-Gebiet umgeben ist, schien den auch im Norden allein schon sehr starken Anhängern des Goldfrankensystems das Uebergewicht verschaffen zu müssen. Die große übrigbleibende und mehr oder minder auch theoretisch noch ungelöste Schwierigkeit war nur, wie das dafür nöthige

Gold ins Land ziehen und das fortan überflüssige Silber los werden?

Der Krieg hat diese Lage gradezu auf den Kopf gestellt. Er verspricht die eben erwähnte materielle Schwierigkeit zu beseitigen, thürmt dafür aber einen Berg moralischer Hindernisse mitten in dem bereits eingeschlagenen Wege auf. Daß die Kriegskosten, welche Frankreich uns zu zahlen haben wird, insofern sie in gemünztem Golde bestehen, ausreichen werden uns mit hinlänglichen Vorräthen dieses Metalls zur Annahme der Goldwährung auszustatten, liegt so sehr auf der Hand, daß nicht Fachmänner, sondern Laien des Münzwesens zuerst darauf hingewiesen haben, z. B. Bürgermeister Grumbrecht in Harburg und Professor F. v. Holtzendorff in Berlin. Zurück bliebe nur die Ausscheidung des überschüssigen Silbers, von dem solche enorme Massen auf einmal an den Markt zu bringen den Preis drücken heißt; aber da es sich hier nur um ein paar Hunderttausende oder Millionen Gewinn oder Verlust, nicht um positive Unmöglichkeiten handelt, so genügt es zu wissen, daß wir nach einem siegreichen Kriege wohl in der Lage sein werden, eine derartige kleine Einbuße schlimmsten Falls zu verschmerzen. Das Gold für den Uebergang zur Goldwährung hätten wir also —, wenn auch noch nicht in der Tasche, so doch in sicherer Aussicht. Von selber verschwunden ist das einzige große Hinderniß, das bisher zwischen uns und einem zeitgemäßen Münzsystem stand.

Aber zu welchem Goldmünzsystem übergehen? — das ist die Frage, die nun plötzlich, könnte man sagen, eine wird, nachdem sie es bisher kaum mehr gewesen war. Die Voraussetzungen, von denen wir bisher gewohnt waren auszugehen, wenn wir uns für das Goldfranken- oder Goldguldensystem erklärten, haben sich durch den Krieg über Nacht gar wesentlich verändert. Werden wir nach einem solchen Ueberfall und Zusammenstoß noch in der Stimmung sein, das französische Münzsystem in Deutschland einzuführen? und verspricht, es zu thun, noch dieselben Vortheile wie bisher?

Eine abgeneigte Stimmung gegen den Franken und den Napoleonsd'or wäre natürlich genug, nachdem das Frankenvolk unter seinem Napoleon uns solche schwere Opfer edlen Bluts muthwillig auferlegt hat, brauchte aber doch nicht nothwendig den Ausschlag zu geben. Auch wenn nichts derartiges vorgefallen wäre, würden wir das französische System ja nicht mit Haut und Haar uns sklavisch angeeignet haben, sondern mit Auswahl dessen, was daran gut und stichhaltig, mit Verwerfung des Falschen, wie z. B. der Doppelwährung. Wir hätten es ferner offenbar nicht im mindesten gethan, um den Franzosen einen Gefallen zu thun oder dem französischen Nationalgenie eine Huldigung darzubringen. Das fragliche System ist obendrein schon seit Jahren nicht mehr rein französisch, sondern gehört Italien, Belgien und der Schweiz ebenso gut an, — diesen Ländern sogar, wenn man ihre wiederholten Proteste gegen den Fortbestand der Doppelwährung erwägt, in einem höheren Grade als Frankreich, so weit es sich um den wahrhaft guten Kern des Systems handelt. Nur weil dasselbe an sich brauchbar, unsern Bedürfnissen entsprechend, und weil die Annahme eines in Nachbarländern schon bestehenden Systems für den internationalen Verkehr von erheblichem Werthe, weil in dieser Richtung ferner am wahrscheinlichsten das erwünschte Ziel einstiger universeller Münz-Einigung gelegen, — deshalb hätten wir ohne den Krieg das jenseits des Rheines geltende Goldmünzsystem muthmaßlich angenommen, und deshalb könnten wir es an und für sich wohl auch nach dem Kriege noch annehmen, ungeachtet es Manchem von uns einigermaßen wider die Natur gehen möchte, da solche Stimmungen denn doch im Grunde nicht verdienen, über wirkliche, echte und dauernde Interessen den Sieg davonzutragen.

Es fragt sich also nur, ob diese Interessen nach dem Kriege noch denselben Weg weisen wie vorher. Verspricht die Annahme des Goldfrankensystems noch gleich hohe und umfassende Vortheile?

Selbst Herr de Parieu, der eifrige und höchst ehrenwerthe Vorkämpfer der Weltmünzeinigung auf dieser Grundlage, könnte diese Frage nicht bejahen. Der Krieg hat schon sehr bald nach seinem Ausbruch, lange vor der Katastrophe von Sedan und der Einschließung der Stadt Paris das Land aus der Metallgeld-Cirkulation in die Papiergeld-Cirkulation gestürzt; die Noten der Bank von Frankreich haben Zwangskurs erhalten und werden in kleineren Apoints als bisher ausgegeben, das baare Geld verkriecht sich oder flüchtet über die Grenze, die Banknoten werden bald durchweg nur noch mit einem Abzug vom Nennwerth angenommen werden, und es ist so gut wie gewiß, daß die Valutastörung den Krieg lange überleben wird. Dann tritt Frankreich zu Italien, Oesterreich, Rußland und den Vereinigten Staaten, in die Reihe der Länder, wo statt der größeren Münzen nur bedruckte

Zettel von Hand zu Hand gehen und den Tausch vermitteln. Unter den vier Staaten des lateinischen Münzvertrags vom 25. December 1865 sind es dann nur noch die beiden kleinen, Belgien und die Schweiz, wo Goldmünzen cirkuliren, — und auch in ihnen, Dank der egoistischen Münzpolitik der Bank von Frankreich, nur noch sehr sparsam, es sei denn daß sie selbst neue ausprägen oder fremde, wie z. B. englische Sovereigns und amerikanische Eagles, ins Land ziehen. Der Vortheil gleichen Münzsystems mit den Nachbaren, den die Adoption der Goldfrankenwährung uns früher dargeboten hätte, schrumpfte dadurch außerordentlich zusammen. Ziemlich ähnlich ist es mit der dadurch eröffneten Aussicht auf universelle Münzeinheit, wenn Frankreich durch papierene Valuta und allgemeine politische Depression der bisher behaupteten Initiative in Münzsachen beraubt wird.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Uebergang zur sogenannten lateinischen Währung würde gewisse vertragsmäßige Verabredungen mit den Staaten voraussetzen, die den lateinischen Münzbund von 1865 ausmachen: über die Feinheit der Ausprägung, die Grenzen der Abweichung vom gesetzlichen Gewicht, das Maß der auszugebenden Scheidemünze (das man gewöhnlich auf den Kopf der Bevölkerung bemißt) u. s. f. Ist es nicht einigermaßen unwahrscheinlich, daß gleich nach einem furchtbaren Kriege Deutschland und Frankreich zur Abschließung derartiger Vereinbarungen aufgelegt sein werden? werden sie sich nicht mindestens die nächsten Jahre hindurch beiderseitig auf das schlechthin nothwendige Maß von Verkehr beschränken wollen? Uns, denen es weniger schwer fallen dürfte wieder anzuknüpfen, lockt dazu im gegebenen Falle ein weit schwächerer Reiz, eben wegen der anzunehmenden nachhaltigen Zerrüttung des französischen Geldwesens.

Bisher mochte man die Schwierigkeit der Herbeiziehung des nöthigen Goldes zum Theil dadurch aus dem Wege zu schaffen hoffen, daß man auf das nächste große Geld-Reservoir, also auf den französischen Münzumlauf, einen hinlänglich starken Reiz ausübte, z. B. durch Annahme der Zwanzigfrankenstücke an allen öffentlichen Kassen zu einem nicht zu niedrigen Satze in Silber. Dafür war es denn natürlich eine Erleichterung, wenn man als definitives Münzsystem eben das französische adoptirte. In Zukunft ist das aber weder möglich noch nothwendig. Frankreich wird nach dem Kriege im Privatverkehr keine Goldmünzen mehr abzugeben haben, und wir sind nicht mehr auf seine Vorräthe angewiesen, weil wir eine genügende Summe beim Friedensschluß von Staat zu Staat empfangen werden. Ob wir diese unserem nationalen Münzumlauf in Natur einverleiben oder vorerst umschmelzen, ist ziemlich einerlei. Das Letztere kostet nicht mehr als die Prägungskosten, und wenn es die werth ist, darf uns die Ausgabe nicht reuen.

Es kann sie aber leicht werth sein, wofern wir aus der kostbaren Gelegenheit, welche sich hier vor uns eröffnet, etwas zu machen wissen. Nicht ihr Münzsystem als solches gilt es jetzt länger den Franzosen zu entlehnen, sondern die Ideen, auf denen dasselbe beruht, und die Initiative für deren allgemeine Durchführung. Frankreich hat diese Initiative in den Jahren 1865—67 mit ermuthigendem Erfolg ergriffen, dann aber wieder fallen lassen grade vermöge jener Pläne eines falschen und barbarischen Ehrgeizes, die jetzt an Deutschlands nationaler Einigkeit und Ueberlegenheit zu Schanden geworden sind. Umsonst trieb der intellektuelle Urheber des Münzvertrags von 1865 und Präsident der europäisch-amerikanischen Münzkonferenz von 1867, E. de Parieu, zur Verfolgung der betretenen edlen Bahn: die Machthaber setzten ihm einen stumpfen und stummen, aber zähen Widerstand entgegen, weil sie zum Behuf der neuen militärischen Abenteuer, welche sie im Sinne hatten, der Doppelwährung und der dadurch bewahrten Möglichkeit, Stürme auf die Bank von Frankreich eine Weile mit silbernen Fünffrankenthalern abzuschlagen, nicht entbehren konnten, und die Abschaffung der Doppelwährung französischerseits doch der erste Schritt sein mußte, um die auf Einheit und Ausgleichung gerichtete universelle Münzreform mit Erfolg zu betreiben. Mit den Niederlagen und Kalamitäten dieses Krieges hat Frankreich jede Fähigkeit verloren, den am Boden schleifenden Faden wieder aufzunehmen. An Deutschland ist es, sich desselben zu bemächtigen. Wir sind dazu in einer wundervollen Lage: unser eigenes zersplittertes und veraltetes Münzwesen drängt mit unwiderstehlicher Gewalt auf eine Radikalreform hin; die französische Kriegsentschädigung wird uns in den Stand setzen, ohne jeden Zeitverlust zu der allein noch zeitgemäßen Goldwährung überzugehen; kein sachlicher Zwang, keine nationale Voreingenommenheit treiben uns zu einer Wahl, die andern Nationen mißfallen muß, oder halten uns von irgend einer andern Wahl ab, welche geeignet ist die übrigen in Betracht kommenden Völker

zu sich herüberzuziehen, und unsere Weltstellung endlich nach dem großen uns aufgedrungenen Unternehmen, das wir im Begriff stehen ruhmvoll zu vollenden, ist der Art, daß kein Staat eher als wir Aussicht hat zum Ziele zu gelangen, wenn er irgend welche andere Staaten auffordert, sich mit ihm zur gemeinsamen Lösung einer großen einleuchtenden Kulturaufgabe zu verbinden.

Unter den fremden Staaten kommt in erster Linie England in Betracht, in zweiter die Vereinigten Staaten von Nordamerika — die andern beiden großen Staatsgestaltungen der germanischen Rasse. England ist außer Deutschland gegenwärtig die einzige Großmacht, deren Geldwesen auf solider Metallbasis und nicht auf entwerthetem Zwangspapiergelde beruht; es hat vor uns voraus die Goldwährung, und sein Sovereign wird in der ganzen Welt gern angenommen, wo überhaupt christliche Kultur eine Stätte gefunden hat. Trotzdem und ungeachtet der stolzen insularen Selbstgenügsamkeit der Briten hatten doch schon die von Frankreich ausgehenden Münzeinheits-Bestrebungen auf England hinlängliche Wirkung geäußert, daß es im vorigen Jahre einen Parlamentsausschuß niedersetzte, um die Thunlichkeit eines Anschlusses an das lateinische Münzsystem in Erwägung zu ziehen. Dies sollte, wie man annahm, in der Form geschehen, daß die Feinheit der englischen Goldmünzen von $^{11}/_{12}$ reinen Goldes auf $^{9}/_{10}$, die französische Feinheit, herabgesetzt, und der Sovereign so weit reducirt werde, daß er dem neu auszuprägenden Fünfundzwanzigfrankenstück genau gleich sei. Die Mehrheit des Ausschusses sprach sich nun zwar dagegen aus, einer noch ziemlich weitaussehenden Weltmünzeinheit zu Gefallen an dem bewährten britischen System zu rütteln. Aber es wog ihr Votum beinahe auf, daß bald nachher der Schatzkanzler Lowe, ein Staatsmann von großen Gaben und unzweifelhaft wachsender Macht, seine Stellung zu der Frage so bezeichnete, man könne allerdings den Sovereign auf den Werth des Fünfundzwanzigfrankenstücks reduciren, wofern Frankreich nur vorher seine unglückliche Doppelwährung abschaffen wolle. Hatte er schon eine Witterung, zu welchen geheimen Zwecken man in Paris so zähe an dieser Doppelwährung klebte? suchte er, indem er den Reiz zur Wiederaufnahme der Münzeinheitsbestrebungen für die französische Regierung erhöhte, ihren friedenstörenden Tendenzen entgegenzuwirken? Das von ihm empfohlene Mittel, um den höher ausgeprägten Sovereign auf das genaue Maß des Fünfundzwanzigfrankenstücks zu bringen, bestand in der Einführung eines Schlagschatzes als Preis der Prägung, den die königlich großbritannische Münze gegenwärtig nicht erhebt. Was der englische Finanzminister aber schon damals den Franzosen in Aussicht zu stellen für unbedenklich hielt, das werden die englischen Staatsmänner im allgemeinen und das Parlament vielleicht auch uns Deutschen nicht dauernd verweigern. Der englisch-deutsche Verkehr ist nicht ganz so beträchtlich wie der englisch-französische, aber immerhin doch groß genug, um das aus ihm fließende Motiv für übereinstimmendes oder leicht und bequem ausgleichbares Münzwesen ziemlich gleich wirksam zu machen. Dreierlei muß von Jahr zu Jahr die hierauf hindrängende Stimmung verstärken: der Waaren-Austausch, der Reisenden-Besuch und die Anlegung englischer Kapitalien in deutschen Papieren. Letztere, bisher unbedeutend, strebt seit unserm Siege über Frankreich mit einer gewissen ungestümen Zärtlichkeit nach neuen Gelegenheiten, denen Gleichheit des Münzsystems außerordentlich zu Statten kommen würde. Der Londoner Geldmarkt mit seiner Kapitalüberfüllung bedarf augenblicklich unserer mehr als wir seiner; er kann es kaum erwarten, daß eine neue deutsche Staatsanleihe drüben zur Zeichnung aufgelegt werde, wie die wiederholten Aufforderungen der City- und Lombardstreet-Organe beweisen. Das gewährt unsern Staatsmännern vielleicht die Handhabe, um Münzbesprechungen mit dem Inselreich einzuleiten.

Von den Großstaaten ohne Metallvaluta sind die Vereinigten Staaten wohl derjenige welcher am ehesten Aussicht hat, dieses unentbehrliche Fundament wirthschaftlichen Gedeihens wiederzuerlangen. Die Finanzpolitik zu Washington wird ja nicht ewig in Stümper- und Pfuscherhänden bleiben. Noch bevor indessen das Goldagio verschwunden ist, haben amerikanische Politiker eifrigen Antheil an den Versuchen Europa's genommen, das praktisch beste Münzsystem zu finden und allgemeine Annahme zu empfehlen. Einige von ihnen sind auf Herrn von Parieu's Seite getreten; Andere haben mit einzelnen deutschen Federn um die Wette ein ganz neues System empfohlen, das auf einem ohne Bruch auskommenden metrischen Gewicht feinen Goldes beruhen und thatsächlich die deutsche Goldkrone, diese todtgeborene Schöpfung des Wiener Münzvertrags von 1857, rehabilitiren würde. Die letzten Wochen haben ohne Frage ein wesentliches Hinderniß für eine derartige

Lösung, die durch ihre äußerliche theoretische Korrektheit besticht, bei Seite geschoben. Indessen da für jetzt wenigstens die Vereinigten Staaten noch nicht zur Metallvaluta zurückgekehrt sind, so könnte selbst ihre Zustimmung allein uns schwerlich zur Adoption dieser Idee bewegen. Der Kitzel, etwas unbedingt neues hinstellen und der übrigen Welt zur Aneignung aufdrängen zu wollen, darf diese Frage so wenig beherrschen, wie eine gehaltlose Schwärmerei für ganze Zahlen ohne Bruch. Es kommt darauf an, für welches Goldwährungssystem man in der kürzesten Frist eine möglichst große Summe von Millionen civilisirter und mit uns verkehrender Völker zusammenbringen kann; und wenn dies z. B. das Goldguldensystem sein sollte, das sich mit dem System des lateinischen Münzvertrags, mit der Frankenrechnung Belgiens und der Schweiz einfach ausgleicht, während England möglicher Weise bereit wäre, seine Sovereignsprägung danach zu modificiren, Oesterreich es principiell schon 1867 adoptirt hat, und Schweden sich anschickt dazu überzugehen, so dürfen abstrakte Liebhabereien oder grundlose nationale Präsumtionen davon sicherlich nicht abhalten.

Die Hauptsache ist und bleibt, daß Deutschland sich die Gunst des Augenblicks nicht entschlüpfen lasse, um seine eigne Münzreform mit der ihm unerwartet gewährten vollkommenen Freiheit des Handelns derart zu gestalten, daß sie die Münzsysteme einer möglichst großen Zahl gesitteter und handeltreibender Völker einander möglichst nähert, und das von den Franzosen aufgestellte, aber preisgegebene Ideal allgemeiner Münzeinheit so von einem neuen bewegenden Mittelpunkt aus verwirklicht werde.

21. September. A. Lammers.

Telegraphenstatistik. Nachstehende, von Sauer nach der dem Norddeutschen Reichstag vorgelegten Statistik berechnete Tabelle (Bremer Handelsblatt) gibt die Gesammtzahl sämmtlicher zur Ausgabe und Bestellung bei den Postämtern der bezeichneten Städte eingegangenen Briefe, sowie die Zahl der aufgegebenen Telegramme, ungerechnet die angekommenen oder übertragenen.

1868	Einwohner	Zahl der		Auf den Kopf	
		Briefe	Telegr.	Briefe	Telegr
Berlin . . .	702,437	18,004,176	620,776	26	0,85
Hamburg . .	261,691	7,316,100	249,510	28	0,93
Breslau . . .	171,926	4,573,494	136,521	26	0,80
Leipzig . . .	90,824	4,141,080	112,540	45	1,26
Frankfurt . .	83,507	4,524,696	218,869	54	2,6
Bremen . . .	74,574	1,993,230	81,743	27	1,09
Stettin . . .	65,719	1,640,840	105,291	25	1,70
Chemnitz . . .	58,573	1,310,958	40,334	22	0,69

Nachstehende Tabelle ferner gibt die Summe der Portoeinnahme und diejenige der Gebühren für beförderte Telegramme.

1868	Einwohner	Einnahme an		Auf den Kopf			
		Briefporto	Telegr.-Gebühr.	Briefporto		Telegr.-Gebühren	
		Thlr.	Thlr.	Thl.	Sgr.	Thl.	Sgr.
Berlin . .	702,437	1,178,727	349,917	1	20	—	14
Hamburg .	261,691	642,829	240,588	1	13	—	28
Breslau . .	171,926	285,901	52,285	1	19	—	9
Leipzig . .	90,824	331,062	52,364	3	19	—	17
Frankfurt .	83,507	335,935	160,891	4	—	1	27
Bremen . .	74,574	200,871	100,465	2	20	1	10
Stettin . .	65,719	145,388	64,008	1	20	—	29
Chemnitz .	58,573	97,917	17,978	2	6	—	9

Endlich erhellt aus der nachstehenden Tabelle der aus der Zahl der aufgegebenen Telegramme und der dafür erhobenen Gebühren berechnete Durchschnittspreis für je eine Depesche von den verschiedenen Haupthandelsplätzen:

Berlin . . .	16,9 Sgr.	Frankfurt . .	22,5 Sgr.
Hamburg . .	28,1 „	Bremen . . .	36,8 „
Breslau . . .	11,5 „	Stettin . . .	18,2 „
Leipzig . . .	13,9 „	Chemnitz . . .	13,3 „

Während Frankfurt, Stettin, Leipzig im Verhältniß zur Bevölkerung eine größere Anzahl Telegramme aufweisen, zahlen sie andererseits relativ niedrigere Sätze. Bremen, welches in Stückzahl und Einnahme nach dem Verhältniß der Bevölkerung nur den zweiten und dritten Rang einnimmt, zahlt dagegen verhältnißmäßig die höchsten Sätze, woraus erhellt, daß sein Telegraphenverkehr auf weitere Entfernungen denjenigen aller anderen Städte relativ überragt.

Neue Bücher.

Galiziens Verkehrs- und Handelsverhältnisse. Von A. Lipp. Prag, Hunger.

Preußen. Vergleichende Uebersicht des Ganges der Industrie, des Handels und Verkehrs im preußischen Staat. 1868. (Preußische Statistik 22.) Berlin, Statistisches Bureau.

Suez-Canal. Notizen zur Orientirung in den durch den Suez-Canal erschlossenen westasiatischen und ostafrikanischen Handelsgebieten, von Gödel-Lannoy. Triest, Literar. Anstalt.

Landwirthschaft.

Die Düngerfrage, welche vor wenigen Jahren noch die landwirthschaftliche Welt fast ausschließlich in Anspruch nahm und seit J. v. Liebigs Wirksamkeit auch in anderen Kreisen vielfach erörtert wurde, hat in der jüngsten Zeit, wenn schon noch nicht in allen für den Landwirth wichtigen Beziehungen, so doch in der Hauptsache ihre endgültige Erledigung gefunden. Man weiß jetzt zur Genüge, welcher Nahrungsmittel die Pflanze bedarf, welche Stoffe dem Boden entzogen werden und welche Materialien zum Wiederersatze außer dem für weitaus die meisten Fälle in der Summe seiner Wirkungen unersetzbaren Stalldünger vorzugsweise geeignet sind. Den Düngerfabriken bleibt nach wie vor die wichtige Aufgabe gestellt, derartige Materialien einmal in marktfähige, die Transportkosten lohnende Waare zu verwandeln, zum anderen sie assimilationsfähig, d. h. unter der Einwirkung von Boden und Klima in erwünschtem Sinne wirkungsfähig zu machen. Der Düngerhandel hat großartige Dimensionen angenommen, gibt Tausenden lohnende Beschäftigung, umspannt schon den ganzen Erdkreis, zählt mit seinen Fabrikaten und Naturprodukten schon nach Hunderttausenden von Zentnern und zeigt doch im Ganzen genommen erst den Anfang dessen, was einst sein wird.

Die Landwirthschaft hat die Aufgabe, auf gegebener Fläche das größtmögliche Quantum von Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu produziren und dadurch der zunehmenden Bevölkerung die Bedingungen zur Existenz zu liefern; die Düngerfabrikation und der Düngerhandel bilden hierzu eines der wichtigsten Hülfsmittel. Man kann im Großen und Ganzen annehmen, daß für intensiven Mittelbetrieb pro Hektare landwirthschaftlichen Areals ein Aufwand von 4 Thlr. pro Jahr für Kunst- oder Handelsdünger das Minimum dessen repräsentirt, was zur nachhaltigen Steigerung der Erträge neben dem in der Wirthschaft erzeugten Dünger aller Art zur Verwendung kommen sollte. Europa hat nach einer, für unsere Zeit sicher nicht mehr zutreffenden, Berechnung in Hlubeck: „Die Landwirthschaftslehre in ihrem ganzen Umfange", Wien 1853, Bd. III, S. 152, an 500 Millionen österreichischer Joch landwirthschaftlich benutztes Areal, oder in runder, den heutigen Verhältnissen besser entsprechender Summe etwa 300 Mill. Hektaren. Der Düngerhandel müßte also, wenn dereinst in ganz Europa ein halbwegs intensiver Landbau Platz greifen sollte, pro Jahr über 1200 Mill. Thlr. Werth produziren, respektive in Umlauf bringen. England allein verwendet gegenwärtig schon den 12. Theil davon, und in Deutschland wird in den Rheinprovinzen, und etwa noch in der Provinz Sachsen schon weit mehr wie nur 4 Thlr. pro Hektare zum Ankauf von Handelsdünger verwendet. Schon jetzt wird man den Gesammtumsatz in diesem Gebiete für ganz Europa auf weit über 200 Mill. Thlr.*) veranschlagen dürfen und wird nicht gerade viele Handelsartikel haben, welche an Bedeutung des jährlichen Umsatzes diesen übertreffen.

Noch zu Anfang des Jahrhunderts verwendete man außer dem Stalldünger und solchen Materialien, welche der Landwirth auf eigenem Grund und Boden oder doch in nächster Nähe als fertige Naturprodukte fand, kaum irgend ein anderes Dungmittel, wenn schon selbst bis in das 15. Jahrhundert und vielleicht noch frühere Zeit Versuche ragen, durch künstliche Mittel die Erträge zu steigern. Ein kurzer Rückblick auf dieselben ist gewiß von Interesse, für das Verständniß des hinter uns liegenden Streites aber unerläßlich; leider besitzen wir nur wenige sichere Nachrichten aus früherer Zeit; das Wesentlichere bringt Fraas in seinen Werken über Geschichte der Landwirthschaft; weitere Andeutungen finden sich in älteren landwirthschaftlichen Werken.

Als charakteristisch für die ganze Zeit bis zu J. v. Liebig muß es betrachtet werden, daß man immer glaubte, in nur einem einzigen Stoffe das Prinzip der Fruchtbarkeit der Felder auffinden zu können; in dem jüngsten Streite finden wir noch den Anklang daran; der Kampf für Humus und später Stickstoff, gegen welche man die Mineralstoffdüngung stellte, beweist zur Genüge, daß Diejenigen, welche sich zu deren Vertheidigern aufgeworfen hatten, die heute unbestrittene Wahrheit noch nicht voll erkannten, vielleicht zum Theil nicht erkennen wollten. Wir wissen jetzt, daß die Pflanze ebenso wie der Mensch oder irgend ein Thier einer Mehrheit

*) Die großen Summen, welche alljährlich für Kalk, Mergel und ähnlichen Dünger verwendet werden, sind bei obigen Berechnungen noch nicht inbegriffen.

von Nährstoffen zur gedeihlichen Entwicklung bedarf und bei nur einseitiger Ernährung über kurz oder lang zu Grunde gehen oder doch verkümmern muß.

Bernard Palissy von Chapelle-Biron soll zuerst in den löslichen Salzen des Mistes das eigentlich Wirksame erkannt und die Erschöpfung des Bodens dadurch erklärt haben, daß ihm alle diese Salze durch den Anbau entzogen würden. Von Bacon wissen wir, daß er das Kochsalz als Dungmittel empfahl, von Zeitgenossen und Nachfolgern, daß Salpeter, Asche u. dergl. nach ihrer Ansicht die wahre Fruchtbarkeit bedingen sollten; gleichzeitig fehlte es, gemäß den damals herrschenden Anschauungen (Zeitalter der Alchymie) nicht an Solchen, welche durch wunderbare Elixire oder Essenzen den erschöpften Feldern aufzuhelfen vermeinten. Van Helmont, Duhamel u. A. sahen auf Grund von im Wasser angestellten und gelungenen Vegetationsversuchen nur dieses als die eigentliche Nahrung der Pflanzen an, ohne nach damaligem Stande der Wissenschaften würdigen zu können, daß nicht reines Wasser, sondern solches mit gelösten Pflanzennährstoffen zu den Versuchen verwendet worden war. Jethro Tull, der Erfinder der Drillkultur, wurde umgekehrt durch seine Versuche zu der Ansicht gebracht, daß fein vertheilte Erde die eigentliche Nahrung der Pflanzen bilde, und im Zeitalter der Phlogistiker wußte man viel von fruchtbaren Dünsten, Oelen, Fetten und Seifen, Feuer u. dergl. als den das Pflanzenwachsthum bedingenden Faktoren zu berichten und zum ersten Male von Reizmitteln zu reden. Wollumpen, fettige Knochen, besonders Komposte, Schlamm u. dergl. wurden um diese Zeit als Dünger, besonders in England, schon vielfach verwendet; die Ausdrücke „fetter" und „magerer" Mist (Boden) entstammen vielleicht dieser Zeit.

Die erste Agrikulturchemie unter dem Titel „Agriculturae fundamenta" veröffentlichte der Schwede Wallerius, 1761. Die Pflanze wird hierin zuerst als eine besondere Art von Organismus behandelt, deren Nahrung vermöge ihrer Struktur nur flüssiger oder luftförmiger Natur sein könne; Luft, Boden und Wasser lieferten ihr die Nahrungsmittel; die künstliche Düngung sei von der natürlichen wohl zu unterscheiden; nur was Flüssigkeit oder luftförmig werden könne, eigne sich zur Pflanzenernährung. Diese und andere unseren Vorstellungen schon sehr nahe kommende Ansichten finden sich neben den Anklängen an die Oel- und Feuertheorie und anderen älteren Lehrsätzen in jenem merkwürdigen Werke. Die Praxis war in jener Zeit der Wissenschaft voraus; sie hatte schon zur Anlage einer Düngerfabrik geführt und die verschiedensten Materialien zur Steigerung der Erträge anwenden lernen, wenn schon noch Pfarrer Mayer mit seinem Dogma „Alles düngt Alles" nur erst wenig Anklang fand (1790) und die Einführung des Gypsens der Kleefelder zu Kontroversen führte, welche den vollen Beweis dafür liefern, daß noch Niemand Klarheit über das Wesen der Pflanzennahrung hatte. Rückert, Hermbstädt, Davy und Andere wissen auch von den Mineralstoffen zu reden, und vielleicht wäre deren Bedeutung schon zu Anfang des Jahrhunderts richtiger gedeutet worden, wenn nicht die Thaersche Schule mit der Humustheorie alle andern Dogmen zu verdrängen und dieser die alleinige Anerkennung zu sichern gewußt hätte. Ihre Lehrsätze paßten so sehr zu den Anschauungen der Praktiker, daß selbst in unseren Tagen trotz J. v. Liebig und all dem, was inzwischen geleistet wurde, doch noch immer mehr davon im praktischen Verfahren sich bemerkbar macht, als wir für die Zukunft beizubehalten rathen möchten.

Die Quintessenz der Lehrsätze der Thaerschen Schule gipfelt in dem Gedanken, daß der Humus „die alleinige Nahrung der Pflanzen" sei und daß die mineralischen Dungmittel, so weit man damals deren kannte (Asche, Kalk, Mergel ꝛc.), nur Reizmittel, nicht wirkliche Nahrungsmittel der Pflanzen seien; deren Wirkung sollte darin bestehen, daß sie eine größere Menge von Humus zur Auflösung, also zur Wirksamkeit brächten. Thaer vergleicht sie mit der von aufreizendem Gewürz, Salz u. dergl. im menschlichen Ernährungsprozesse. Vegetabilien, Stroh, Gründünger u. dergl. dachte man sich insofern als nutzbar, weil sie die Humusmenge vermehrten, und die thierischen Dungstoffe deshalb für wirksamer, weil in ihnen die Lebenskraft, von welcher in damaliger Zeit so viel die Rede war, noch thätig sein konnte. Mineralische Dungmittel hielt man nur dann den Pflanzen für nützlich, wenn sie und in dem Grade, als sie die Zersetzung des Humus beförderten, oder wenn sie organische Masse enthielten, wie das z. B. bei dem phosphorsauren Kalk in den Knochen der Fall war. Kurz, das Ganze der Düngerlehre drehte sich nur um den Humus, welchen Thaer so hoch schätzte, daß er nach dem auf- und absteigenden Gehalte an demselben den Werth der Bodenarten, respektive deren Preis bestimmen zu können glaubte.

Unter solchen Anschauungen mußte man folgerichtig in der Erhaltung des Humus die wichtigste Aufgabe für den Landwirth erblicken, und da man annahm, daß die Pflanzen in verschiedenem Grade den Humus bei ihrem Wachsthum verzehrten, — stark, wenig und gar nicht erschöpfende oder angreifende Pflanzen —, während einige darunter, Klee u. dergl. sogar die Masse desselben vermehren sollten — bereichernde Pflanzen —, so ließ sich leicht mit Hülfe spezieller Berechnungen über Erschöpfung und Ersatz, zusammengestellt in den von da ab mit großer Beharrlichkeit und Ausdauer bearbeiteten Schriften über die sogenannte Statik des Landbaus, eine Fruchtfolge unter gegebenen Verhältnissen so entwerfen, daß mittelst derselben die Felder nicht an Fruchtbarkeit verloren, aber auch so, daß man, wenn es im Interesse z. B. eines Pächters lag, mehr entnahm wie gab. Diesem wurden daher bestimmte Vorschriften in Bezug auf Feldbestellung und Betriebseinrichtungen gegeben; man suchte sich durch das Verbot des Verkaufs von Futter, Stroh und ähnlichen Materialien, durch das Gebot der Haltung einer gewissen Zahl von Vieh, respektive der Verwendung von bestimmten Quantitäten Stalldünger und durch die Vorschreibung von Regeln hinsichtlich der Fruchtfolge und Bodenbearbeitung gegen gewissenlose Beraubung zu schützen.

Die Brache spielte dabei eine große Rolle, weil ein Brachjahr ohne Ernte das Feld schonen sollte und die dabei stattfindende fleißige Bearbeitung dessen Tragfähigkeit erhöhte. Allerdings hätte man sich in voller Konsequenz sagen müssen, daß dadurch die Humusmasse verringert werden müsse; man glaubte aber in den untergeackerten Unkräutern und den Exkrementen der weidenden Thiere den Verlust hinreichend gedeckt zu haben. Das Niederlegen eines Feldes zur Weide, die sogenannte Dreeschbrache, mußte natürlich um so werthvoller erscheinen, als hier Exkremente und Pflanzenreste in viel höherem Grade sich sammelten. Thaer schätzte ein Brachjahr und jedes Jahr des zur Weide liegenden Feldes hinsichtlich der Erhöhung der Fruchtbarkeit gleich 10 Fudern Stalldüngers von normaler Beschaffenheit und 20 Centner Gewicht oder gleich 10 Graden Kraft.

Die späteren Bearbeiter der Statik behielten der Hauptsache nach diese Grundlagen bei; man suchte die düngenden Materialien nach Graden Kraft oder Reichthumsvermehrung zu taxiren und die verschiedenen Ernten in Graden der Erschöpfung auszudrücken; von Einigen wurden hierzu die kompliziertesten Berechnungen angestellt; in das Schema paßten jedoch nur die organischen Substanzen und die rein mineralischen Düngerarten blieben deshalb nach wie vor nur als Reizmittel gewürdigt. Im Gehalte an Kohlenstoff, welcher ja auch nebst Wasser die Hauptmasse der Ernteprodukte bildete, glaubte man den besten Maßstab zur Beurtheilung des Düngerwerthes der zu verwendenden Materialien zu besitzen. Mulder und Hlubeck sind die letzten Vertheidiger der alten Humusschule geblieben.

Die wunderbaren Wirkungen, welche man auf den Feldern mit Guano, Chilisalpeter, Ammoniaksalzen, Knochenmehlen und dergleichen Düngern erhielt, deren Gebrauch seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, besonders in England, immer mehr zunahm, mußten obige Ansichten natürlich wesentlich modifiziren. Von Humusbildung konnte bei dergleichen Substanzen keine Rede mehr sein, und Kohlenstoff hatten ja Chilisalpeter und Ammoniaksalze gar nicht. Man gelangte dadurch nach und nach zu der Ansicht, daß der Stickstoff, dessen Thaer noch gar nicht in seiner Düngerlehre gedachte, das eigentliche Prinzip der Fruchtbarkeit repräsentire, und so wenig man auch den Humus unterschätzen wollte, so gelangte man doch allmählig dahin, den Gehalt an Stickstoff als maßgebend für den Düngerwerth anzusehen. Die Mineralstoffe blieben aber auch jetzt noch so gut wie unberücksichtigt; noch im Jahre 1840 unterschrieb Wöhler das Ausschreiben einer von der Göttinger Akademie gestellten Preisaufgabe des Inhaltes, ob die Mineralstoffe in den Pflanzen wirkliche Nahrungsmittel derselben seien und wie sie in dieselben gelangten, trotzdem schon 1836 Sprengel in seiner „Chemie für Land- und Forstwirthe" nachgewiesen hatte, daß sie unentbehrliche Nahrungsmittel seien und aus dem Boden durch Wasser als Lösungsmittel gezogen würden. Thaer huldigte noch der Ansicht, daß sie nur zufällig in die Pflanze gelangten, zum Theil sogar in denselben erzeugt würden; ja er nahm selbst an, daß sie sich in der Pflanze umwandeln könnten, z. B. Kali in Kalk und umgekehrt.

Liebigs Lehren sind bekannt; man weiß, wie sie alle vorherigen Ansichten über Pflanzenernährung und Pflanzennährstoffe reformirten; wie heftig der Kampf mit den Anhängern der alten Humus- und denen der neueren Stickstoffschule entbrannte (Bousſingault, Stöckhardt, v. Walz, Wolff u. A.). Es soll hier nur die weitere Entwicklung dieses Kampfes gezeichnet, respektive

gezeigt werden, welche Differenzen noch geblieben sind und inwiefern man sich einigen konnte. Die bedeutsamsten Wendungen in diesem Kampfe datiren von der Zeit an, wo Reuning sein Schriftchen „J. v. Liebig und die Erfahrung" herausgegeben hatte und Knop, Sachs, Nobbe u. A. die Vegetationsversuche im Wasser glücklich durchführten. In jener Schrift wurde mit unwiderleglichen Zahlen nachgewiesen, daß diejenigen Landwirthe, welche zur Ergänzung des Stalldüngers Mineralstoffe — Phosphate — verwendeten, die Erträgnisse ihrer Felder stetig steigerten, daß diejenigen aber, welche vorzugsweise mit Stickstoff — Guano und dergl. — arbeiteten, zu Grunde oder doch wesentlich zurückgegangen waren. Die Stickstoffschule, schließlich nur noch von Wenigen in starrer Einseitigkeit vertheidigt, hat vollständig Fiasko gemacht und gehört nunmehr zu den vollständig überwundenen Standpunkten.

Am wesentlichsten zur Klärung der Ansichten haben ohne Zweifel die Kulturen in wäßrigen Lösungen beigetragen. Knop hatte als Dirigent der Versuchsstation in Möckern aus den daselbst angestellten Düngungsversuchen hinreichende Klarheit über die wesentlichsten Fragen gewonnen und zuerst den Gedanken gefaßt, die Ergebnisse derselben durch Vegetationsversuche in wäßrigen Lösungen, ohne Boden zu illustriren*). In einer Reihe von durch ihn und in Folge seiner Anregung von Anderen wiederholten Versuchen, bei welchen eine große Genauigkeit in der technischen Ausführung erforderlich war und zuvor vielfache Schwierigkeiten überwunden werden mußten, besonders auch hinsichtlich der Herstellung richtiger Mischungsverhältnisse, ist es schließlich gelungen, Zercalien und andere Pflanzen im Wasser zur vollendeten Körnerbildung zu bringen, wenn den Lösungen die sämmtlichen, für die Pflanzen nöthigen Nährstoffe in der richtigen Mischung zugesetzt wurden. „Es führt die ganze Kette der seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in dieser Richtung unternommenen Forschungen, nach Beseitigung alles dessen, was als unrichtig erkannt wurde, zu dem erstaunlich einfachen Resultat, daß die Landpflanzen alle ihre Bestandtheile aus neun Oxyden, nämlich: Säuren: Kohlensäure, Salpetersäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Basen: Kali, Kalk, Talkerde, Eisenoxyd zusammenzusetzen vermag. Diese Körper sind die allgemeinen Nahrungsmittel der höher organisirten Pflanzen. . . . . Der Sorge um die Kohlensäure sind wir von der Natur überhoben, sie spielt daher keine Rolle unter den Düngern; alle Materialien, welche direkt oder bei der Verwesung im Boden Ammoniak oder Salpetersäure bilden, können als stickstoffhaltiges Pflanzennahrungsmittel angesehen werden. Die Schwefelsäure nimmt die Pflanze am besten gebunden an Ammoniak, Kali, Kalk und Talkerde auf, die Phosphorsäure mit Kali, Kalk, Talkerde und Eisenoxyd, das Kali als salpetersaures, phosphorsaures und schwefelsaures (das kohlensaure ist schädlich, die Chlorsalze sind es zum Theil auch), den Kalk (die Talkerde) als salpetersaures, schwefelsaures und phosphorsaures (kohlensaures?) Salz, das Eisen in Form von Oxydsalzen. — Dem Natron, Jod, Chlor, Fluor, Lithium und Mangan hat man eine Bedeutung zugeschrieben, welche sie entschieden nicht haben. Einige Bestandtheile mögen irgend eine Funktion der Vegetation fördern (Kieselsäure bei den Gräsern z. B.) . . . . Im Ganzen stellt sich bei Betrachtung der Bodenerschöpfung heraus, daß sie meist bezüglich der drei Körper, Phosphorsäure, Salpetersäure und Kali*) eintritt, während an den übrigen Mineralsalzen auf unabsehbare Zeiten Vorrath im Boden vorhanden ist." (Knop, „Kreislauf des Stoffs oder Lehrbuch der Agrikulturchemie".)

Hiermit ist das Beste und Wesentlichste der heutigen Ansichten über die in Sachen der Düngerlehre und Bodenstatik einschlagenden Fragen gezeichnet, und handelt es sich nun noch darum, zu zeigen, inwiefern die Praxis sich damit zufrieden geben und Nutzen daraus ziehen kann, andererseits inwiefern noch heutigen Tages Zweifel dagegen erhoben werden. Streitfragen von vorzugsweise physiologischem Interesse, wie z. B. die über die Rolle, welche das Chlor für die Pflanzen spielt, hauptsächlich vertreten durch Nobbe, sollen hier als von untergeordneterem Werthe außer Acht bleiben.

Der Praktiker betont gegenüber den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über Leben und Ernährung der Pflanzen gern und sicher nicht mit Unrecht, daß es ihm auf seinen Feldern um Massenproduktion zu thun ist und daß er diese mit möglichst geringem Kostenaufwand sich sichern will; er verlangt von der Chemie, daß sie ihn die Mittel und Wege kennen lehre, mittelst welchen er unter seinen gegebenen Verhältnissen Massenproduktion und Rentabilität erreichen kann. Dieses Verlangen gab von jeher

*) Versuche in Torf (Zöller), Glaspulver und Quarzsand lagen schon vor.

*) Für sehr viele Bodenarten muß noch der Kalk dazugerechnet werden.

bei Erörterung der hier einschlagenden Fragen die Veranlassung zu mehr oder minder erregten Diskussionen, hat aber darum auch am meisten dazu beigetragen, die Untersuchungen immer wieder aufs Neue aufzunehmen.

Niemand kann heutigen Tages noch über die Nothwendigkeit der Mineralstoffe für die Pflanze in Zweifel sein; Jeder weiß, daß der Kohlenstoff der Atmosphäre entstammt und daß auch der Stickstoff, der wesentlichste Bestandtheil der Pflanze für die menschliche und thierische Ernährung, von der gleichen Quelle geliefert werden kann, wenn er schon nicht in direkter Form Pflanzennahrungsmittel ist. Man weiß ferner, daß die Pflanze aller genannten Nährstoffe zu gedeihlicher Entwicklung bedarf und daß für sie ein Unterschied in der Bedeutung der einzelnen Stoffe nicht besteht; sie sind alle für die Pflanze gleichwerthig, weil gleich nothwendig; für den einzelnen Landwirth aber sind sie insofern nicht gleichwerthig, als ihm einzelne derselben in überschüssiger Weise zu Gebote stehen, an anderen aber sehr bald die Erschöpfung sich geltend macht.

Er weiß, daß die Mineralstoffe dem Boden durch die Ernten entzogen werden, nicht aber alle in gleicher Menge; er wünscht zu wissen, für welche und in welchem Maße er Ersatz geben muß. Direkt kann auch heute noch die Wissenschaft ihm diesen Wunsch nicht erfüllen; man ist sich völlig klar darüber, daß Bodenanalysen für die Praxis so gut wie werthlos sind und daß der mit Umsicht angestellte Düngerversuch ein viel sichererer Rathgeber ist, wenn er für bestimmte Felder angestellt wird, ein sehr unzuverlässiger aber, wenn aus einem solchen Versuche für andere Lokalitäten Nutzanwendungen gezogen werden sollen. Hätte man schon früher diese Einsicht gewonnen, so wäre unendlich viel Streit uns erspart geblieben, wir hätten viel rascher über die Hauptfragen uns verständigen können, schon weit mehr brauchbares Material aus der Praxis erhalten und den Versuchsstationen dankbarere Aufgaben zur Lösung gestellt.

Unsere Bodenarten sind bekanntlich in ihrem Grundbestande sehr ungleich gemischt; zwei Bestandtheile derselben, welche in jedem zum Pflanzenwachsthum brauchbaren Boden in entsprechender Menge vertreten sein müssen, die Thonerde und die Kieselkörner oder der Sand, sind nicht Nahrungsmittel unserer Pflanzen; sie nützen denselben in ganz anderer Weise wie diejenigen Bestandtheile, von welchen sich die Pflanze ernährt, beide unter sich in vielfach entgegengesetzter Weise.

Der Sand ist das Lockerungsmittel im Boden, der Thon gewissermaßen das Bindemittel; jener das erwärmende Prinzip, dieser, Wasser und Wasserdunst mit Begierde auffangend und zurückhaltend, wirkt eher erkältend, abkühlend; jener verhält sich zu den zugeführten Nährstofflösungen wie ein Sieb, durchlassend, dieser absorbirt aus denselben die Nährstoffe zum Theil und hält sie zurück, wirkt also dem Auswaschen durch Regenwasser entgegen; die Sandkörner sind an sich absolut unfruchtbar, sie enthalten nur unlösliche Kieselsäure und an ihnen haften keine Nährstoffe; der Thon der Ackererden ist ein Gemenge von Thonerde mit Alkalien und Erden in Form von Doppelsilikaten; an der Thonerde haften die für den Landwirth wichtigeren Nährstoffe im gebundenen Zustande, sie zieht die Feuchtigkeit an und hält sie zurück, bindet das Ammoniak aus der Atmosphäre und vermittelt dessen Uebergang in die Pflanze. Ohne thonige Feinerde ist eine nachhaltige Fruchtbarkeit der Felder nicht denkbar, ohne sandigkiesiges Skelet, ohne Lockerungsmittel, ist der größte Nährstoffvorrath im Boden unwirksam, weil die belebende Luft nicht eindringen, die Wurzel sich nicht ausbreiten, der Same nicht keimen kann. Das Mischungsverhältniß zwischen Thon und Sand oder Bodenskelet (Streusand, Feinkies, Grobkies) bedingt zum großen Theile den Gebrauchswerth der Felder für den Landwirth; ungünstige Mischung nach der einen wie nach der anderen Richtung hin erschwert und vertheuert die Bestellung, verringert die Erträgnisse, zwingt zu bestimmten Kulturmethoden, vermindert in Summa die Reineinnahme, je nach Lage und Klima in mehr oder minderem Grade. Sand und Thon als solche sind hauptsächlich um der physikalischen Beziehungen willen bedeutungsvoll, nützlich und schädlich je nach Vorkommen und Mischungsverhältniß.

Im Humus, dessen Bedeutung wir jetzt würdigen gelernt haben, ist dem Landwirthe ein Korrektiv für die Bodenzustände gegeben; Thon und Sand haben nicht für jedes Bodenvorkommniß gleichen Werth, der Humus wirkt immer, wenn er nicht in Uebermaß vorhanden ist und nicht durch stockende Nässe oder absolute Trockenheit verdorben wird, nützlich.

Wir wissen jetzt, daß der Humus als solcher nicht Nahrungsmittel der Pflanzen sein kann; nur durch sein Zerfallen kann er als solches nutzen, nur durch seine Zersetzung Nährstoffe

bilden, wobei zu gleicher Zeit die Zersetzungsprodukte, besonders die Kohlensäure, wiederum die Umwandlung der vorhandenen Bodenbestandtheile in Pflanzennahrung beschleunigen. Vor Allem aber wirkt er in physikalischer Hinsicht günstig und wie schon erwähnt immer als Korrektiv der vorhandenen Bodenzustände. In noch höherem Grade wie der Thon zieht er Feuchtigkeit und Gase an und hält sie in gebundenem Zustande zurück; gleich wie der Sand dient er als Lockerungsmittel, während er wiederum dem losen Gerölle Zusammenhalt und Bindung gibt; er schützt gegen Erkältung des Bodens wie gegen Austrocknung und Sonnenbrand; er vermag gleichfalls Nährstoffe zu binden, hält sie aber nicht wie der Thon nur auf der Krume zurück, wo sie für tief gehende Wurzeln unerreichbar sind, sondern vermittelt vielmehr ihr Eindringen in die Tiefe, aber nicht wie der Sand und Kies, durch welchen sie einfach hindurchfließen, sondern nur allmählig im Maße des fortschreitenden Wachsthums. (Schluß folgt.)

Prof. Birnbaum.

Kriegswesen.

Militärische Beschreibung des Feldzugs 1870. I. Der strategische Aufmarsch. Die formelle Kriegserklärung Frankreichs an Preußen ward am 19. Juli, 1½ Uhr Mittags, dem Grafen Bismarck vom General Wimpffen übergeben. In der Genehmigung der Kreditforderungen für den Krieg in der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli und in den Erklärungen der französischen Regierung an diesem Tage war jedoch eine faktische Kriegserklärung enthalten, und demgemäß begannen auch mit diesem Augenblicke die Vorbereitungen des Norddeutschen Bundes auf den Krieg. Frankreich hatte, nach der Ansprache des Senats-Präsidenten Rouher an den Kaiser und nach anderen officiellen und sonstigen Kundgebungen zu schließen, schon seit dem Jahre 1866 auf den deutschen Krieg gerüstet und nun, diesen Zeitpunkt für den günstigsten haltend, auch specielle militärische Maßregeln getroffen, um in Mitte des Monats Juli bereits eine zahlreiche mobile Armee zur Verfügung zu haben.

Die bedeutendste dieser Maßregeln war die Ablösung der Armee im Lager von Châlons, der zufolge sich Mitte Juli die doppelte Anzahl von Truppen, etwa 80,000 Mann dort, also in verhältnißmäßiger Nähe der deutschen Grenze befand. Der Umstand, daß gerade in den östlichen Departements sich eine überwiegende Anzahl von Garnisonen befand und daß zudem der deutschen Grenze gegenüber die großen Festungen Metz und Straßburg und eine Menge kleiner festen Plätze liegen, erleichterte in hohem Grade die Koncentrirung einer Invasionsarmee für Deutschland auf gesicherter Operationsbasis.

Dem gegenüber besaß der Norddeutsche Bund, welchem zunächst der Angriff galt, weder die bedeutenden Grenzfestungen, noch die Anhäufung von Garnisonen in den bedrohten Provinzen, noch ein stehendes Lager. Die preußische Rheinprovinz bis zu den Festungen Köln, Koblenz und Mainz lag dem Feinde offen, ein großer Theil der Armee mußte aus den östlichen Provinzen einen weiten Weg bis zur bedrohten Grenze machen.

Hätte Frankreich, wie es gerechnet, nur den Norddeutschen Bund sich gegenüber gehabt, so würde vermuthlich die Okkupation des linksrheinischen Gebietes seitens der französischen Armee den Anfang des Krieges gebildet haben.

Die Haltung der süddeutschen Staaten gab zuerst dem Kriege eine für Frankreich ungünstige Wendung. Ueberrascht durch das Festhalten dieser Länder an der Allianz mit dem Bunde sah sich die französische Regierung zu einer Aenderung des Kriegsplans genöthigt, und auch abgesehen von politischen Gründen erklärt sich die Verzögerung der Aktion zum großen Theil aus der Veränderung der militärischen Lage.

Der Kriegsschauplatz erweiterte sich um die ganze lange Grenze von Saargemünd bis Hüningen und es mußte Bedacht auf einen Angriff von Baden oder der bayerischen Pfalz aus genommen werden, welcher das Vordringen der französischen Armee in Rheinpreußen paralysirt hätte.

So entstand ein Zaudern in dem Aufmarsch der französischen Heere, welches dieselben von der beabsichtigten Offensive allmählig in die Defensive brachte.

Denn auf deutscher Seite geschah die Mobilmachung der immensen Streitkräfte mit einer unvergleichlichen Schnelligkeit und Umsicht, welche die lange vorbereiteten französischen Rüstungen binnen 14 Tagen weit überholte.

Angesichts der französischen Pläne entstand für die deutsche Heerführung die Frage, ob es gerathener sei, mit immobilen Truppen zunächst eine französische Invasion an der Grenze aufzuhalten, oder ob man planmäßig mobil machen solle auf die Gefahr hin, die Grenzprovinzen preiszugeben.

Die Entscheidung fiel für das Letztere aus. Nur die der Grenze zunächst liegenden Garnisonen sollten einen Grenzkordon bilden, um den Feind zu täuschen, im Innern des Landes ward die Mobilisirung mit der Gründlichkeit betrieben, welche allein eine nachhaltige Kriegführung möglich macht.

Die brillante Führung und die Aufopferung der schwachen Detachements, welchen die Grenzsicherung zufiel, ermöglichte die Ausführung dieser kühnen Idee. Vom Augenblicke der Kriegserklärung an bis zur Erstürmung von Weißenburg, 17 Tage lang, hielten einzelne Regimenter das ganze französische Heer in Schach, indem sie den Glauben erregten, es befänden sich bereits bedeutende Corps an der Grenze, und dadurch die Vollendung sämmtlicher militärischen Vorbereitungen auch den Franzosen nöthig erscheinen ließen.

Der strategische Aufmarsch der französischen Armee unmittelbar nach der Kriegserklärung war folgender:

1. Corps, Kommandant Marschall Mac Mahon, Hauptquartier Straßburg. Demselben führten die Bahnlinien von Lyon, Epinal und Nanzig die Truppen zu.

Das 5. Corps, Kommandant General de Failly, bestehend aus 4 Infanterie-, 1 Kavalleriedivision, Hauptquartier Bitsch, schloß sich an den linken Flügel des 1. Corps an. Dasselbe hatte keine Bahnlinien für sich, sondern mußte sich rückwärts entweder auf die bereits genannten oder auf die von Metz und Diedenhofen basiren. Die Front war gegen die Bahn Kaiserslautern-Zweibrücken und gegen die Linie Landau-Rastatt gerichtet. Der linke Flügel schloß sich an das 2. Corps an, Kommandant General Frossard, Hauptquartier St. Avold. Dieses Städtchen liegt nördlich der Bahnlinie Metz-Saarbrücken, nur wenige Meilen von dem südlich von Saarlouis gelegenen preußischen Flecken Lauter und Karlsbrunn entfernt; es findet sich hier ein bedeutender Straßenknoten, welcher gestattet, von hier sowohl nach Saarbrücken als auch nach Saarlouis oder nach Bitsch und Straßburg hin zu operiren.

Das 3. Corps, Kommandant Marschall Bazaine, war auf Metz basirt und bedrohte auf den Heerstraßen über Boulay und Bouzonville die Festung Saarlouis.

Das 4. Corps, des Generals Ladmirault, den linken Flügel bildend, stützte sich auf Diedenhofen und konnte auf zwei Straßen nach dem Mosellande vorgehen. Die eine, nördlichere, führt über Sierk auf Saarburg und Trier, die andere geht, mit der von Metz sich vereinend, über Bouzonville nach Saarlouis.

In zweiter Linie standen die Corps von Canrobert bei Châlons, von Felix Douay bei Belfort und die kaiserliche Garde unter Bourbaki in und um Nanzig.

Die französische Armee war also auf eine Linie von 20 Meilen Länge ausgedehnt, bedrohte mit ihrem rechten Flügel in Straßburg Süddeutschland, mit ihrem linken Flügel in Diedenhofen und Sierk die preußische Saar, mit dem Centrum in Bitsch die bayerische Rheinpfalz, während die Garde und die Corps Canrobert und Douay die Reserve bildeten.

Diese erste Aufstellung erlitt in den letzten Tagen vor Beginn der Aktion dadurch eine Veränderung, daß die in der Rheinpfalz und dem südlichen Theil der preußischen Rheinprovinz sich koncentrirenden bedeutenden deutschen Streitkräfte bei Napoleon die Befürchtung der Durchbrechung dieser langen Linie hervorriefen. Der Marschall Mac Mahon erhielt den Befehl, sich der Hauptarmee mehr zu nähern und nach der Gegend von Bitsch zu marschiren. Es war dies bereits das Aufgeben aller frühern Offensivpläne nach Süddeutschland, nach dem Rhein, das Zurücktreten in die Defensive, daher denn auch jetzt die Franzosen mit großer Eile alle Stellungen verschanzten. Zur Deckung seines Flankenmarsches schob Mac Mahon die Division Abel Douay gegen die Lauter zur Besetzung von Weißenburg vor.

Die französische Ordre de bataille war im Augenblick des Zusammenstoßes mit den deutschen Armeen folgende:

Kaiserliche Garde. Kommandant: General Bourbaki. Generalstabschef: Dauvergne.

Erste Division: Deligny. Brigade Brincourt: 1. und 2. Voltigeurregiment, Jäger zu Fuß. — Brigade Garnier: 3. und 4. Voltigeurregiment.

Zweite Division: Picard. Brigade Jeanningros: Zuaven, 1 Grenadierregiment. — Brigade de Poitavin: 2. und 3. Grenadierregiment.

Kavallerie-Division: Desvaux. Brigade Halma de Frétay: Guiden, Jäger zu Pferde.

— Brigade de France: Lanciers, Dragoner. — Brigade du Preuil: Kürassiere, Carabiniers.

I. Armee-Corps. Kommandant: Marschall Mac Mahon. Generalstabschef: Colson.

Erste Division: Ducrot. Brigade Moreno: 18. und 95. Linienregiment, 13. Jägerbataillon. — Brigade de Portis de Houlbec: 45. und 74. Linienregiment.

Zweite Division: Abel Douay. Brigade Peltier de Montmarie: 50. und 78. Linienregiment, 16. Jägerbataillon. — Brigade Pellé: 1. Zuavenregiment, 1. Regiment algierischer Tirailleurs.

Dritte Division: Raoult. Brigade l'Hériller: 4. und 36. Linienregiment, 8. Jägerbataillon. — Brigade Lefebvre: 2. Zuavenregiment, 2. Regiment algierischer Tirailleurs.

Vierte Division: de Lartigue. Brigade Fraboulet de Kerleadec: 56. und 87. Linienregiment, 1. Jägerataillon. — Brigade Lacretelle: 3. Zuavenregiment, 3. Regiment algierischer Tirailleurs.

Kavallerie-Division: Duhesme. Brigade de Septeuil: 3. Husarenregiment, 11. Regiment Jäger zu Pferd. — Brigade Nansouty: 2. und 6. Lanciersregiment, 10. Dragonerregiment. — Brigade Michel: 8. und 9. Kürassierregiment.

II. Corps. Kommandant: General Frossard. Generalstabschef: Saget.

Erste Division: Bergé. Brigade Letellier-Valazé: 32. und 55. Linienregiment, 3. Jägerbataillon. Brigade Jollivet: 76. und 77. Linienregiment.

Zweite Division: Bataille. Brigade Ponget: 8. und 23. Linienregiment, 12. Jägerbataillon. — Brigade Fauvart-Bastoul: 60. und 67. Linienregiment.

Dritte Division: de Laveaucoupet. Brigade Doens: 2. und 64. Linienregiment, 10. Jägerbataillon. — Brigade Michelet: 24. und 40. Linienregiment.

Kavallerie-Division: Marmier. Brigade Valabrègue: 4. und 5. Regiment Jäger zu Pferd. — Brigade Bachelier: 7. und 12. Dragonerregiment.

III. Corps. Kommandant: Marschall Bazaine. Generalstabschef: Manèque.

Erste Division: Montaudon. Brigade Aymard: 51. und 62. Linienregiment, 18. Jägerbataillon. — Brigade Clinchant: 81. und 35. Linienregiment.

Zweite Division: Castagny. Brigade Cambriels: 19. und 41. Linienregiment, 15. Jägerbataillon. — Brigade Duplessis: 69. und 90. Linienregiment.

Dritte Division: Metman. Brigade de Petier: 7. und 29. Linienregiment, 7. Jägerbataillon. — Brigade Arnaudeau: 59. und 71. Linienregiment.

Vierte Division: Decaen. Brigade de Brauer: 44. und 60. Linienregiment, 11. Jägerbataillon. Brigade Sanglé de Ferriers: 80. und 85. Linienregiment.

Kavallerie-Division: de Clerambault. Brigade Bruchard: 2., 3. und 18. Regiment Jäger zu Pferd. — Brigade de Maubranches: 2. und 4. Dragonerregiment. — Brigade de Juniac: 5. und 8. Dragonerregiment.

IV. Corps. Kommandant: General de Ladmirault. Generalstabschef: Osmont.

Erste Division: de Cissey. Brigade Brayer: 1. und 6. Linienregiment, 20. Jägerbataillon. — Brigade de Golberg: 57. und 73. Linienregiment.

Zweite Division: Grenier. Brigade Bellecourt: 13. und 43. Linienregiment, 5. Jägerbataillon. — Brigade Pradier: 6. und 86. Linienregiment.

Dritte Division: de Lorencey. Brigade Pajol: 15. und 33. Linienregiment, 5. Jägerbataillon. Brigade Berger: 54. und 65. Linienregiment.

Kavallerie-Division: Legrand. Brigade de Montaigu: 2. und 7. Regiment Jäger zu Pferd. — Brigade de Gondrecourt: 3. und 11. Dragonerregiment.

V. Corps. Kommandant: General de Failly. Generalstabschef: Besson.

Erste Division: Goze. Brigade Grenier: 11. und 46. Linienregiment, 4. Jägerbataillon. — Brigade Nicolas: 61. und 86. Linienregiment.

Zweite Division: de Labadye d'Aydrein. Brigade Lepasset: 49. und 84. Linienregiment, 14. Jägerbataillon. — Brigade de Maussion: 88. und 97. Linienregiment.

Dritte Division: Guyot de Lespart. Brigade Abbatucci: 17. und 27. Linienregiment, 19. Jägerbataillon. Brigade de Fontanges: 49. und 68. Linienregiment.

Kavallerie-Division: Brahault. Brigade de Bernis: 5. Husarenregiment, 12. Regiment Jäger zu Pferd. — Brigade de la Mortière: 3. und 5. Lanciersregiment.

VI. Corps. Kommandant: Marschall Canrobert. Erste Division: Tixier. Brigade Picard: 4. und 10. Linienregiment, 9. Jägerbataillon. — Brigade Le Roy de Dais: 12. und 100.

Linienregiment. — Zweite Division: Bisson. Brigade Noël: 9. und 14. Linienregiment. — Brigade Maurice: 20. und 31. Linienregiment. — Dritte Division: Lafond de Villiers. Brigade Buquet de Saunay: 75. und 91. Linienregiment. — Brigade Colin: 93. und 94. Linienregiment. Vierte Division: Martimprey. Brigade de Marguenat: 25. und 26. Linienregiment. — Brigade de Chanabrielles: 28. und 70. Linienregiment.

Kavalleriedivision: de Salignac Fénelon. Brigade Tilliard: 1. Husarenregiment, 6. Regiment Jäger zu Pferd. — Brigade Savaresse: 1. und 7. Lanciersregiment. — Brigade de Réville: 5. und 6. Kürassierregiment.

VII. Corps. Kommandant: General Felix Douay. Erste Division: Conseil-Dumesnil. Brigade Nicolai: 3. und 21. Linienregiment, 17. Jägerbataillon. — Brigade Maire: 47. und 99. Linienregiment. Zweite Division: Liébert. Brigade Guiomar: 5. und 37. Linienregiment, 6. Jägerbataillon. — Brigade de la Bastide: 53. und 89. Linienregiment. Dritte Division: Dumont. Brigade Bordas: 2. und 79. Linienregiment. — Brigade Cassivol de Précharsant: 82. und 83. Linienregiment.

Kavalleriedivision: Ameil. Brigade Cameriel: 4. Husaren-, 4. und 8. Lanciersregiment. — Brigade Foly Ducolombier: 6. Husaren-, 6. Dragonerregiment.

Kavalleriereserve: 1. Division: 1., 2., 3., 4. Regiment Chasseurs d'Afrique. 2. Division: 1., 2., 3., 4. Kürassierregiment. 3. Division: 1. und 9. Dragoner-, 7. und 10. Kürassierregiment.

An Artillerie waren jeder Infanteriedivision 4 Batterien zugetheilt, und hatte jedes Corps außerdem noch eine Artilleriereserve von 2 Batterien für jede Division. Die meisten Corps hatten außerdem 4, 5 bis 6 Sappeurkompagnien getheilt erhalten und nach ihrer besondern Aufgabe auch Mineurkompagnien.

Nach der vorliegenden Ordre de bataille haben bei der Feldarmee keine Verwendung gefunden: 10 Linieninfanterie-Regimenter, 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 1 Fremdenregiment, 1 Husaren- und 4 Chasseurregimenter und 3 Regimenter Spahis. Diese Truppen standen in Algerien, an der spanischen Grenze und in Civita-vecchia.

Die Stärke dieser im Beginn des Krieges mobilen Feldarmee berechnet sich demnach folgendermaßen: Die Infanteriedivision war fast ausnahmslos 13 Bataillone, die Kavalleriedivisionen 4, 5, 6, auch 7 Regimenter stark. Das Bataillon zählte etwa 720 Mann, das Kavallerieregiment sollte 600 Pferde haben, zählte aber etwa 500 Pferde.

Demnach zählten: das Gardecorps mit 2 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 12 Batterien 17,280 Mann Infanterie, 3000 Pferde, 72 Geschütze.

I. Corps, 4 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 20 Batterien = 37,440 Mann Infanterie, 3500 Pferde und 120 Geschütze.

II. Corps. 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 28,080 Mann Infanterie, 2000 Pferde und 90 Geschütze.

III. Corps, 4 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 20 Batterien = 37,440 Mann Infanterie, 3500 Pferde und 120 Geschütze.

IV. Corps, 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 28,080 Mann Infanterie, 2000 Pferde und 90 Geschütze.

V. Corps, 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 28,080 Mann Infanterie, 2000 Pferde und 90 Geschütze.

VI. Corps, 4 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 20 Batterien = 37,440 Mann Infanterie, 3000 Pferde und 120 Geschütze.

VII. Corps, 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 27,360 Mann Infanterie, 2500 Pferde und 90 Geschütze.

Die Kavalleriereserve = 6000 Pferde.

Dies ergibt in Summa eine Stärke der Infanterie von 241,200 Mann, der Kavallerie von 27,500 Pferden und der Artillerie von 792 Geschützen.

Das Corps, welches zu einer Landung an der deutschen Küste, oder wahrscheinlich in Jütland zu einer Kooperation mit den Dänen bestimmt war, lassen wir hier unberücksichtigt, da seine Formation durch die raschen Siege der Deutschen gar nicht vollendet ward.

Auffallend ist bei der Zusammensetzung der Armee die geringe Anzahl der Kavallerie. Dieselbe stellt sich im Verhältniß zum Ganzen etwa wie 1 : 10. Das Verhältniß der Artillerie zum Ganzen ist normal; es kommen auf je 1000 Mann nahe an 3 Geschütze.

Im Gegensatze zu der überstürzenden Hast, mit welcher die französischen Truppen unmittelbar nach der Kriegserklärung an die Grenze geworfen wurden, um dann in ungewissem Zaudern und unsichern Operationen eine Reihe von Tagen zu verlieren, begann in Deutschland der strategische Aufmarsch der Armeen erst nach planmäßiger Vollendung der Mobilmachung und

ward die Beendigung desselben durch sofortigen energischen Vormarsch und siegreiches Zusammentreffen mit dem Feinde auf feindlichem Territorium bezeichnet.

Drei Armeen waren organisirt worden und koncentrirten sich in der letzten Woche des Juli auf der Operationsbasis Koblenz, Mainz, Germersheim, Landau.

Die erste Armee, unter Kommando des Generals von Steinmetz, Hauptquartier Koblenz, bildete den rechten Flügel. Die zweite Armee, unter Kommando des Prinzen Friedrich Karl, Hauptquartier Mainz, bildete das Centrum. Die dritte Armee, unter Kommando des Kronprinzen von Preußen, in und um Germersheim und Landau koncentrirt, bildete den linken Flügel.

Aus diesem Aufmarsch ergibt sich, daß die deutsche Heerführung bis zu dem Augenblicke, wo die eigene Schnelligkeit und Energie zusammen mit der Unentschlossenheit des Feindes die erwünschte Möglichkeit der Offensive ganz für die Deutschen herbeiführte, — daß bis zu dieser günstigen Lage der Dinge die deutsche Heerführung auf die Wahrscheinlichkeit des Angriffs seitens der Franzosen Bedacht nahm und sogar den Fall nicht außer Augen ließ, daß die französische Armee mit Verletzung der Neutralität Luxemburgs sich der vortheilhaft gelegenen Eisenbahn Metz-Diedenhofen-Luxemburg zu einer Invasion der Rheinprovinz mit bedienen konnte. Die Stellung des rechten Flügels in Koblenz ist eine Defensivstellung der luxemburgischen Grenze gegenüber.

Zugleich ergibt sich aus diesem Aufmarsch, wie sehr die Beschaffenheit der deutsch-französischen Grenze zum Nachtheil Deutschlands ist. Während die französische Armee in unmittelbarster Nähe der Grenze auf gesicherten Punkten koncentrirt werden konnte, mußte die deutsche Armee bedeutende Provinzen preisgeben, um eine gesicherte Operationsbasis zu besitzen. Zwischen der erwähnten Festungslinie und der Grenze fand sich eine solche nicht.

Die Stellung des linken deutschen Flügels ermöglichte außer dem überraschenden Angriff auf das Elsaß, welcher zur Ausführung kam, auch die Vertheidigung Badens, falls die französische Armee ihren Angriff auf Süddeutschland hätte richten wollen. Der feindliche Einmarsch in Baden wäre ein Flankenmarsch gegenüber der Armee des Kronprinzen gewesen. Es entfernte jedoch die Aufstellung der drei Armeen im Ganzen schon die Gefahr für Süddeutschland, weil durch dieselbe die Hauptmasse der Deutschen ihrem Operationsobjekt näher gebracht war, als die französische Armee dem ihrigen bei einer Invasion Süddeutschlands gewesen sein würde. Paris von der einen, Berlin von der andern Seite waren von vorn herein die Hauptziele der strategischen Operationen, und alle Bewegungen, welche andere Ziele gehabt hätten, konnten nur nebensächliche Bedeutung haben.

So vertheidigte die Aufstellung von Landau bis Koblenz durch ihre strategische Bedeutung zugleich Süddeutschland.

Die vereinigten drei deutschen Armeen waren in folgender Weise zusammengesetzt:

I. Armee, deren kommandirender General von Steinmetz und Generalstabschef Generalmajor von Sperling war, bestand aus dem 7. und 8. Armeecorps, zu welchen gegen Mitte August noch das 1. Armeecorps hinzukam. Das 7. Armeecorps, unter Kommando des Generals der Infanterie von Zastrow, Generalstabschef Oberstlieutenant von Unger, das 8. unter dem des Generallieutenants von Göben, Generalstabschef Oberst von Wietzendorf, das 1. unter General der Infanterie von Manteuffel, Generalstabschef Oberstlieutenant von der Burg.

II. Armee, deren kommandirender General Prinz Friedrich Karl von Preußen, Generalstabschef Oberst von Stiehle, bestand aus dem preußischen Gardecorps unter Kommando des Prinzen August von Würtemberg, Generalstabschef: Oberst von Danneberg; dem 3. Armeecorps unter Kommando des Generallieutenants von Alvensleben, Generalstabschef: Oberst von Voigts-Rhetz; dem 4. Armeecorps unter Kommando des Generals der Infanterie von Alvensleben, Generalstabschef: Oberstlieutenant von Thile; dem 10. Armeecorps unter Kommando des Generals der Infanterie von Voigts-Rhetz, Generalstabschef: Major von Caprivi; dem 12. (sächsischen) Armeecorps unter Kommando des Kronprinzen von Sachsen, Generalstabschef: Oberst von Carlowitz. Gegen Mitte August kam noch das 2. Armeecorps unter Generallieutenant von Fransecky, Generalstabschef: Oberst von Wichmann, hinzu.

III. Armee, deren kommandirender General der Kronprinz von Preußen, Generalstabschef Generallieutenant von Blumenthal, bestand aus dem 5. Armeecorps, Generallieutenant von Kirchbach, Generalstabschef: Oberstlieutenant von der Esch; dem 11. Armeecorps, Generallieutenant von Bose, Generalstabschef: Oberst Stein von Kaminski; dem 1. bayerischen Armeecorps, General von der Tann; dem 2. bayerischen Armee-

corps, General von Hartmann; dem würtembergischen Armeecorps, Generallieutenant von Baumbach; der badischen Armeedivision, General von Beyer, Generalstabschef: Oberstlieutenant von Leszinski.

Die norddeutschen Armeecorps zählten: das Gardecorps 9 Infanterieregimenter, 1 Gardejäger- und 1 Gardeschützenbataillon, 2 Regimenter Divisionskavallerie, 4 Batterien Divisionsartillerie, 1 Kavalleriedivision, aus 8 Regimentern bestehend, mit 3 reitenden Batterien, endlich an Corpsartillerie 1 Fußabtheilung. Dazu 1 Pionier-, 1 Trainbataillon und 9 Munitionskolonnen. Zusammen 29,000 Mann Infanterie, 4800 Pferde und 90 Geschütze.

Das 1., 2., 3., 4., 5., 6., 7., 10. und 11. Armeecorps waren ein jedes zusammengesetzt aus: 8 Infanterieregimentern, 1 Jägerbataillon, 2 Regimentern Kavallerie, 2 Abtheilungen Fußartillerie, dann 1 Abtheilung Fußartillerie und 2 reitenden Batterien als Corpsartillerie, 1 Pionier- und 1 Trainbataillon und 9 Munitionskolonnen. Zusammen für jedes Armeecorps: 25,000 Mann Infanterie, 1200 Pferde und 84 Geschütze.

Das 8. Armeecorps zählte 1 reitende Batterie mehr als die übrigen Corps, hatte also 90 Geschütze.

Das 9. Armeecorps bestand aus der 18. Infanteriedivision und der hessischen (25.) Division. Dasselbe zählte 8 Infanterieregimenter, 3 Jägerbataillone, 3 Kavallerieregimenter, 15 Batterien. Zusammen 23,000 Mann Infanterie, 1800 Pferde und 90 Geschütze.

Das 12. (sächsische) Armeecorps zählt 9 Infanterieregimenter, 2 Jägerbataillone, 2 Reiterregimenter und 2 Fußartillerie-Abtheilungen. Ferner an Kavallerie- und Artilleriereserve: 4 Regimenter Kavallerie, 2 reitende Batterien, 2 Fußartillerie-Abtheilungen. Außerdem 1 Pionier-, 1 Trainbataillon, 9 Munitionskolonnen. Zusammen 29,000 Mann Infanterie, 3600 Pferde und 96 Geschütze.

Als Kavalleriereserven, welche nach Bedürfniß den Armeen zugetheilt wurden, waren 6 Kavalleriedivisionen formirt worden. Die erste, unter Kommando des Generallieutenants v. Hartmann, bestand aus 24 Eskadrons und 1 reitenden Batterie; die zweite, Generallieutenant Graf Stolberg-Wernigerode, 24 Eskadrons, 1 reitenden Batterien; die dritte, Generalmajor Graf von der Gröben, 16 Eskadrons, 1 reitenden Batterie; die vierte, General der Kavallerie Prinz Albrecht von Preußen, 24 Eskadrons, 1 reitenden Batterien; die fünfte, Generallieutenant von Rheinbaben, 36 Eskadrons, 2 reitenden Batterien; die sechste, Generalmajor Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, 20 Eskadrons, 1 reitenden Batterie.

Diese Armee stand, mit Ausnahme der 1. Division des 1. Armeecorps, welche zum Küstenschutz zurückblieb, in den ersten Tagen des August am Rhein. Außerdem hatte der Norddeutsche Bund die 17. Division = 13,000 Mann Infanterie, 1800 Pferde und 36 Geschütze, sowie 4 Landwehrdivisionen, 3 zu 9600 Mann Infanterie, 1 zu 12,000 Mann Infanterie, jede zu 600 Pferden und 18 Geschützen zum Küstenschutze aufgestellt.

Die mobile Feldarmee des Norddeutschen Bundes betrug demnach, das Bataillon zu 1000 Mann und das Regiment zu 600 Pferden gerechnet, zusammen: 382,000 Mann Infanterie, 48,000 Pferde und 1284 Geschütze.

Rechnen wir das badische Corps zu 18,000 Mann Infanterie, 1800 Pferden und 54 Geschützen, das würtembergische Corps zu 19,000 Mann Infanterie, 1800 Pferden und 54 Geschützen, die beiden bayerischen Corps zusammen zu 58,000 Mann Infanterie, 6000 Pferden und 192 Geschützen, also die süddeutsche Feldarmee zusammen zu 95,000 Mann Infanterie, 9600 Pferden und 300 Geschützen, so ergibt sich ein Total der drei deutschen Armeen von 477,000 Mann Infanterie, 57,600 Pferden und 1584 Geschützen.

Hiervon kamen auf die I. Armee 75,000 Mann Infanterie, 3600 Pferde und 258 Geschütze; auf die II. Armee 158,000 Mann Infanterie, 13,200 Pferde und 516 Geschütze; auf die III. Armee 145,000 Mann Infanterie, 12,000 Pferde und 468 Geschütze. Die selbstständigen Kavalleriedivisionen sind in dieser Berechnung nicht mit begriffen.

Bis zu den letzten Tagen des Juli, in welchen die Koncentrirung dieser Armeen sich vollzog, waren die schwachen Detachements an der äußersten Grenze ganz ohne Reserven, mit dem Auftrage, dem Feinde als bedeutende Massen zu erscheinen. Dies gelang ihnen so gut durch kecke Angriffe, durch Märsche hierhin und dorthin, durch Verkleidungen selbst, welche den Feind auf immer neue Truppengattungen schließen machten, daß die französischen Zeitungen mit ihren Angaben der deutschen Streitkräfte in der Pfalz und preußischen Rheinprovinz bis auf mehr als 200,000 Mann stiegen, und daß auch die französischen Corps, vollständig getäuscht, keinen Angriff wagten. Ein aus drei Waffen gemischtes Corps Badenser, welches während

dieser ganzen Zeit beständig an der badischen Rheingrenze hin und her marschirte und an verschiedenen Punkten sich zeigte, hatte zu gleicher Zeit den Glauben einer starken Besetzung Süddeutschlands erweckt.

Von kleineren Gefechten mit den französischen Vorposten ereigneten sich, abgesehen von Neckereien, welche sich täglich wiederholten, am 19. Juli ein Rencontre zwischen französischen Chasseurs d'Afrique, welche bei Saarbrücken die Grenze überschritten hatten, und preußischen Ulanen. Am 21. Juli, ebenfalls bei Saarbrücken, auf französischem Boden, Scharmützel zwischen einer Abtheilung des hohenzollernschen Füsilierregiments Nr. 40 und französischen Truppen. Am 24. Juli versuchte der Feind, in der Stärke eines Bataillons, sich in Besitz der Brücke bei Wehrden zu setzen, ward jedoch durch ein aus Saarlouis entsandtes Bataillon und eine Abtheilung Ulanen zum Rückzuge gezwungen. An demselben Tage war ein Scharmützel bei Gersweiler bei Saarbrücken, nahm eine Kompagnie des 8. rheinischen Infanterieregiments Nr. 70 das Zollhaus in Schrecklingen und sprengten Ulanen vom 7. Regiment einen Viadukt der Verbindungsbahn Saargemünd-Hagenau. Am 26. Juli ward an der Brücke von Rheinheim, an der Blies, nordöstlich von Saargemünd, französische Infanterie von preußischen Ulanen und Pionieren nebst bayerischen Jägern zurückgeworfen und fand eine Rekognoscirung der Gegend um Hagenau durch den württembergischen Generalstabsoffizier Grafen Zeppelin mit drei badischen Offizieren Statt. Am 27. Juli griffen drei Kompagnien französischer Infanterie und 80 Mann Kavallerie bei Völklingen, westlich von Saarbrücken, an und wurden zurückgeschlagen. Am 29. Juli fanden Plänkeleien zwischen bayerischen Jägern und französischen Reitern bei Schweyen nächst Neuhornbach in der Pfalz Statt. Am 30. Juli griff eine französische Infanteriekolonne, welcher Artillerie beigegeben war, ohne Erfolg Saarbrücken an.

An diesem Tage waren jedoch die deutschen Armeen bereits im Vormarsch begriffen. Der Prinz Friedrich Karl verlegte sein Hauptquartier von Mainz westwärts, der Kronprinz von Preußen begab sich nach Speyer und General von Steinmetz dirigirte seine Kolonnen vom Rhein ab auf die Linie Trier-Saarlouis-Saarbrücken. Von diesem Augenblicke an war die Gefahr der französischen Invasion bereits beseitigt und die Ueberlegenheit der diesseitigen strategischen Stellung begann sich deutlich zu zeigen.

Die immer wachsenden Versuche französischerseits, hauptsächlich in der Gegend von Saarbrücken, sich einzelne Stellungsvortheile zu verschaffen, sowie eine Entfaltung der deutschen Streitkräfte zu veranlassen, trugen den Charakter der Unsicherheit und Zwecklosigkeit, bis endlich am 2. August durch den Angriff des ganzen Corps Frossard auf Saarbrücken bewiesen ward, daß überhaupt eine kombinirte energische Offensive nicht mehr im französischen Kriegsplan lag.

Dieser Angriff in Gegenwart des Kaisers und des kaiserlichen Prinzen hatte augenscheinlich nur den Zweck, dem ungeduldigen französischen Volke einen Sieg vorzuführen, mit welchem der kaiserliche Name verbunden wäre.

Denn nachdem das Bataillon des hohenzollernschen Füsilierregiments, welches allein Saarbrücken stundenlang hielt, zum Rückzuge aus der Stadt gezwungen und diese selbst vom Corps Frossard besetzt worden war, benutzte der Sieger diesen Vortheil nicht, sondern begnügte sich, seine Defensivstellung gegenüber der Saarlinie zu halten, bis ihm am 6. August durch die dann eingetroffenen preußischen Corps diese feste Stellung sammt den scheinbaren Vortheilen vom 2. entrissen ward.

Eine zwecklose Demonstration war gleichfalls das Vorgehen einer starken französischen Kolonne an demselben Tage bei Rheinheim östlich von Saargemünd. Die Kolonne zog sich nach heftigem Feuern auf deutsche Patrouillen wieder zurück.

So fand denn der energische, gewaltige Anmarsch der überlegenen deutschen Armeen einen Feind sich gegenüber, welcher, an Zahl geringer, noch über die eigenen Ziele unklar war.

A. Niemann.

Nekrolog.

Diepenbroick-Grüter, von, preußischer Generalmajor, Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade, † am 30. September zu Wiesbaden.

Lüdinghausen-Wolff, Baron von, preußischer Major, bekannt als Militärschriftsteller, ist am 29. September seinen Wunden in Wörth erlegen.

Theremin d'Hame, französischer General, zuletzt Kommandant in Laon, ist in Koblenz den Wunden erlegen, welche er bei der Katastrophe in Laon erhalten.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 1. November. Noch harrt Frankreich der Stunde, welche ihm die Möglichkeit bietet, mit der Heilung der furchtbaren, selbstgeschlagenen Wunden zu beginnen, seine inneren Kräfte zu beleben, sich im Geiste zu sammeln, Volk und Staat wieder aufzurichten. Noch windet es sich an der Hand seiner gegenwärtigen Machthaber, die weder zu siegen, noch dem Sieger die nöthigen Opfer zu bringen wissen, unter fortwährend sich steigernden, ebenso schmerzhaften als unmächtigen Krämpfen. Uns Deutschen mischt sich mit der Trauer über dieses klägliche Schauspiel die Freude an dem herrlichsten Siege, das anschwellende deutsche Hochgefühl; Alle aber, deren Blick auf Frankreich ruht, können dort eine für alle Völker und alle Fürsten im Lapidarstile geschriebene Mahnung lesen, die Mahnung, nicht leichtsinnig mit der Kriegsfurie zu spielen.

Um uns die fortschreitende innere Auflösung Frankreichs zu vergegenwärtigen, genügt die Erinnerung an die hervortretendsten Züge in seinem heutigen Bilde. Da tritt zuerst der Gegensatz zwischen der provisorischen Regierung in Paris und der Delegation derselben in Tours hervor. Die letztere hatte Wahlen zu einer Constituante ausgeschrieben. Die Centralregierung annullirt das Wahldekret; erst wenn der Feind vertrieben, wenn alle Departements wählen, die Pariser Abgeordneten insbesondere sich frei zur einzuberufenden Nationalversammlung begeben können, sollen die Wahlen zu derselben ausgeschrieben werden. Schwerlich liegt in diesen Gründen das wahre Motiv, aus welchem die Pariser Machthaber sich dem Zusammentritt einer Constituante noch widersetzen. Ihre Lage ist so peinlich, ihr Aufgabe so verzweifelt schwer, daß sie gewiß in der Nothlage Frankreichs einen Rechtfertigungsgrund sehen würden, sich über formelle Bedenken hinwegzusetzen. Auch eine außerhalb Paris tagende, auch eine nur von dem größeren Theile Frankreichs gewählte Constituante würde immer noch einen legitimeren Charakter haben als ihr eignes Regiment. Gewiß würden sie keinen Augenblick zögern, eine solche einzuberufen und mit ihr über das Schicksal Frankreichs zu bestimmen, wenn sie einigermaßen sicher sein könnten, in derselben eine Stütze für die improvisirte Republik und insbesondere für ihre eigne Politik zu finden. Aber von Tag zu Tag mögen sich ihnen mehr Gründe aufdrängen, daran zu zweifeln. Napoleon III. ist bisweilen ein Bauernkaiser genannt worden, und etwas Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Wahrheit, lag immerhin darin. Durch den unerhörten Schiffbruch der Napoleonischen Politik ist gewiß auch in der Landbevölkerung Frankreichs das Ansehen des Kaisers bis auf den tiefsten Grund erschüttert worden. Aber lieber geht sie doch noch mit ihm als mit den Herren Favre, Gambetta, Rochefort. Mit größerem Widerstreben würde sie deren Herrschaft befestigt, als Napoleon von Wilhelmshöhe in das Tuilerienschloß zurückkehren sehen. Mit tiefer Erbitterung erträgt sie die ihr in steigendem Maße auferlegten Lasten eines ziel- und aussichtslos gewordenen Krieges. So groß ist diese Erbitterung, daß sich in einigen Gegenden Frankreichs vielleicht eine förmliche Jacquerie anstiften ließe. Die Geistlichkeit insbesondere, welche fortwährend einen großen Einfluß auf die Landbevölkerung hat, und mit welcher Napoleon allezeit zu rechnen verstand, ist natürlich — mit wenigen Ausnahmen — einem Regimente abhold, welches, kaum zur Macht gelangt, sich beeilte, in Florenz wissen zu lassen: wenn man Rom nehmen wolle, so möge man sich wegen der mit Frankreich abgeschlossenen Septemberkonvention nicht beengt fühlen.

Aber auch die im Grunde republikanisch gesinnte Städtebevölkerung — wir reden hier zunächst von demjenigen Theile derselben, welcher

nicht zur socialistischen Umsturzpartei zählt und nicht zu dem System des Schreckens neigt — ist im Allgemeinen weit entfernt, den hochfliegenden Idealismus eines Favre zu theilen, in dem sich so recht eigentlich der Gegensatz des nüchternen Realpolitikers verkörpert. Wäre es anders, bestände zwischen Favre und dem ganzen gebildeten und wohlhabenden Frankreich eine wahre geistige Gemeinschaft, eine solche, die sich nicht bloß in der Phrase und in stürmischer Demonstration, sondern in einem der Größe der Gefahr entsprechenden Thatensinne ausprägt, so wären manche Erscheinungen, die seit Sedan und der Einschließung von Paris vorgekommen sind, doch unmöglich gewesen. Freilich das Kriegsglück zu wenden, den Fall von Paris zu verhindern, vermöchte nach menschlichem Ermessen auch ein solcher Sinn nicht, selbst dann nicht, wenn Metz sich noch länger gehalten hätte. Aber sicher hätte er den im mittleren und südlichen Frankreich noch vorhandenen kleinen Stämmen regulärer Truppen so viel Kräfte hinzugefügt und das Ganze mit einem Geiste belebt, daß wenigstens einige feindliche Divisionen nicht genügt hätten, um das, was Frankreich außerhalb Paris noch sammeln konnte, bei Orléans aufs Haupt zu schlagen. Hier vor Allem offenbart sich die im öffentlichen Geiste Frankreichs unter dem Einfluß des aufgehäuften Reichthums, des weit verbreiteten Wohllebens, der Korruption und freiheitsloser Sitten allmählig eingetretene Wandelung. Folgte das Bürgerthum Frankreichs der Politik der Regierung bisher nicht mit genügender Thatkraft, so werden derselben in der nächsten Zeit von dieser Seite noch ganz andere Schwierigkeiten entgegentreten. Da die letzte Anleihe nur theilweise gezeichnet worden ist, so braucht die provisorische Regierung dringend Geld. Sie wird in London unter schweren Bedingungen Geld zu erhalten suchen, daneben aber zu Zwangsanleihen und Kriegssteuern greifen. Um dadurch wirklich volle Kassen zu bekommen, denkt sie die Wohlhabenden für die weniger Bemittelten ganz oder theilweise zahlen zu lassen. Dies schmeckt schon etwas nach Socialrepublik und wird die opferbereite Hingebung des Bourgeois an diesen immer aussichtsloser gewordenen Kampf noch herabstimmen.

Wenn die provisorische Regierung mit diesem Plane und mit Aehnlichem eine Zahl ruhiger Bürger und blauer Republikaner sich entfremdet, so thut sie damit noch lange nicht genug, um die rothen Republikaner zu bestimmen, Angesichts der Gefahren des Vaterlandes ihren wilden Plänen zu entsagen. Wenn der Patriotismus zu lau ist, um das Vaterland zu retten, so soll — dies ist ihr Plan — der Schrecken vollbringen, was das Heer und was opferwilliger Bürgermuth nicht vermochte. Damit soll Frankreich zugleich zur Domäne ihrer social-politischen Pläne gemacht werden. Die Vorstadt Belleville ist das Hauptquartier der an dem Umsturz der provisorischen Regierung arbeitenden Radikalen, die Journale der Herren Blanqui, Felix-Pyat und Delescluze sind ihre Hauptmundstücke; mit ihnen hat Ledru-Rollin seine alte Agitatorenrolle wieder aufgenommen, und Flourens arbeitet an der Spitze von fünf Bataillonen Bellevillier Nationalgarde mit ihnen. Ihr Feldgeschrei ist „es lebe die Kommune". Dies bedeutet: Frankreich soll wie 1793 von einigen fanatisirten Klubs, welche die Philister und Aengsterlinge zum Schweigen bringen, regiert werden. Sie denken unter der Mitwirkung der Nationalgarde aus den radikalen Stadttheilen eine Kommunalverwaltung einzusetzen, welche ihren Geboten gehorcht, und welcher wiederum die provisorische Regierung — die gegenwärtige oder eine neu zu ernennende — als Vollziehungsausschuß zu gehorchen hat. Man kann allenfalls ahnen, wo diese Bewegung, wenn sie siegte, schließlich anlangen würde, wenn man ihr nächstes Ziel bedenkt. Dies besteht in der Einsetzung einer Kommunalvertretung mit einem von den Instruktionen der Wähler abhängigen Mandat, welche Versammlung sich verbindlich machen soll, für folgende Maßregeln zu stimmen: Klassificirung aller Lebensmittel in der Hauptstadt und deren unentgeltliche Vertheilung in Tagesrationen an alle Bürger; Verantwortlichmachung aller derer, die unter dem gefallenen Regiment durch rechtswidrige Schritte, Gewalt oder Betrug zur Herbeiführung der gegenwärtigen Lage beigetragen haben; Bestrafung aller Personen, welche Paris in der Stunde der Gefahr verlassen haben; Suspendirung aller handelsgerichtlichen und civilen Klagen bis drei Monate nach Friedensschluß; Suspendirung aller Mieth- und Zinsenzahlungen vom 1. Oktober bis zum Ende des Kriegs; Abschaffung der Polizeipräfektur, Unterordnung der Polizei unter die Municipalbehörden und schließlich Abschaffung aller Monopole und Privilegien.

Es begreift sich, daß Gambetta durch die Versicherung, Paris sei bewundernswürdig durch den Geist der Eintracht und der Hingebung, die Welt zu täuschen und im französischen Volke außerhalb Paris einen Rest von Vertrauen zu erhalten suchte. Nichtsdestoweniger haben die

gegenwärtigen Machthaber ſchon öfter, als im Einzelnen bekannt geworden iſt, den lauernden Aufruhr durch Waffengewalt zurückdrängen müſſen. Die Vorgänge am 6. und namentlich am 8. Oktober, wo Flourens mit einem Theile der Nationalgarden und großen Haufen Volkes vor dem Stadthauſe aufgezogen war, um in den Kampf für die rothe Republik einzutreten, hatten ſolche Verhältniſſe angenommen, daß ſie der Oeffentlichkeit nicht entzogen bleiben konnten. Sie ſind uns beſonders durch die Berichterſtatter der engliſchen Zeitungen ziemlich genau bekannt geworden. Man ſtand hart vor einer großen Straßenſchlacht. Das Auftreten der Regierung und was ſich um dieſelbe ſchaarte, beugte derſelben vor. Das Vive la république ihrer Anhänger übertönte das Vive la commune der Anarchiſten. Flourens erklärte, daß er das Kommando über die von ihm geführte Nationalgarde niederlege, und die proviſoriſche Regierung nahm dieſe Erklärung an. Aber die Geſammtlage war und blieb doch eine ſolche, daß das „Journal des Débats" ausrief: „Nur noch wenige ſolcher Siege, ſo iſt Alles verloren!" Nichts beweiſt beſſer, wie berechtigt dieſer Ausruf iſt, als daß Flourens trotz der Niederlegung ſeines Kommando's, trotz der Annahme dieſer Niederlegung durch die Regierung ſich eines Andern beſann und thatſächlich an der Spitze der von ihm befehligten Bataillone der Nationalgarde blieb und ſich durch dieſelben wieder wählen ließ.

Man kann ſich einen Begriff machen, mit welcher Sehnſucht die von der Außenwelt abgeſchnittene proviſoriſche Regierung, die mit den bunt zuſammengerafften Haufen bewaffneter Menſchen, etwas Linie, Mobilgarden, Nationalgarde den Belagerern widerſtehen, daneben auf einen Kampf mit den Rothen gefaßt ſein ſollte, auf die Hülfe von außen hofft, mit welchem Bangen ſie die für die Ernährung von 2 Millionen Menſchen beſtimmten Vorräthe dahinſchwinden ſieht. Die bange Ungeduld iſt in ſolchen Lagen immer die Mutter von Täuſchungen. Den fieberhaften aufopfernden Thätigkeitstrieb, welchen die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung in ſich fühlten, ſetzten ſie auch bei der Maſſe des Volkes in der Mitte und im Süden Frankreichs voraus. Sie meinten, wenn die Delegation in Tours, ſtatt die unpraktiſche Idee der Einberufung einer Conſtituante zu verfolgen, mit kühnen energiſchen Maßregeln den nationalen Aufſchwung beleben wollte, ſo müßten die von allen Seiten des noch nicht eroberten Frankreichs zuſammenſtrömenden Kämpfer ſich bereits als eine furchtbare, von Tag zu Tag mehr anſchwellende Lawine auf Paris zuwälzen. In dieſer Gemüthsſtimmung unternahmen denn die Herren Kératry und Gambetta die berühmte Luftſchifffahrt, die uns wie ein Märchen aus Tauſend und eine Nacht erſcheint. Jener nahm ſeinen Weg nach Madrid, um dort für ein thatkräftiges Einſchreiten zu Gunſten Frankreichs zu wirken, und kehrte bald um eine Hoffnung ärmer zurück. Der Andere nahm ſeinen Weg nach Tours. Mochte auch Gambetta, den wir nunmehr als Kriegsminiſter auftreten ſehen, den Plan zu einer zuſammenhängenden militäriſchen Organiſation und zu einem kühnen Feldzuge mit ſich gebracht haben, er mußte ſich ſehr bald überzeugen, daß auch er die Armee nicht aus der Erde ſtampfen konnte, ohne welche die beſten Pläne eben in der Luft ſtehen. Der zeitweiſe nach Tours übergeſiedelte „Siècle" hatte gut dem „jungen Diktator" Gambetta rathen, er ſolle das ganze Land unter Standrecht ſetzen, und ſolle ferner verfügen: als Vaterlandsverräther über die Klinge ſpringen ſoll jeder General, der vor dem Feinde flieht, oder ſich von einem weniger ſtarken Feinde ſchlagen läßt. Gambetta muß auch dieſe papierne Zauberformel nicht heilkräftig genug gefunden haben. So wenig er mit dem Flügelſchlag ſeiner Begeiſterung die Heere herbeiſchaffen kann, die nöthig ſind, um Paris — das letzte große Bollwerk Frankreichs nach dem nunmehrigen Falle von Metz — zu entſetzen, bevor es ausgehungert oder von der deutſchen Armee im Sturme genommen iſt, ſo wenig vermag er auch die Anarchie der Geiſter zu bannen, die ſich in unheimlicher Weiſe verbreitet. In Lyon liegt die „honette" und die rothe Republik in einem fortwährenden Streite; man ſchwankt herüber und hinüber, hilft ſich von einem Tage zu dem andern mit Kompromiſſen fort und läßt die rothe Fahne unbehindert wehen. Eine Zahl von Departements haben ſich angeſchickt, zu einer Liga des Südens zuſammenzutreten, die Vertheidigungsmaßregeln ſelbſtändig in die Hand zu nehmen und einen Staat im Staate zu bilden. Ein neueſter, unter Vorſitz von Esquiros gefaßter Beſchluß dieſer Liga ſoll Mieroſlawski berufen, um die Vertheidigung des Südens zu übernehmen. In Marſeille insbeſondere ſpielt dieſer Esquiros bereits die Rolle eines Diktators und liegt mit der Regierung von Tours in offener Fehde. Eine revolutionäre Maſſe forderte die Unterdrückung eines konſervativen Blattes, der „Gazette du Midi"; Esquiros folgte und gab der Preßfreiheit nach einigem Zögern dieſen Schlag

ins Gesicht. Er erließ auch eine Ausweisungsmaßregel gegen die Jesuiten, und nachdem Gambetta das Verbot der Zeitung und die Ausweisungsmaßregel aufgehoben hatte, reichte er seine Entlassung ein. Da aber die Klubs sein Bleiben im Amte verlangen, so bleibt er, hält seine Verfügungen wenigstens theilweise aufrecht, dehnt die Ausweisungsmaßregel gegen die Jesuiten auf alle betreffenden Klöster des Departements aus und stellt ihre Güter bis zum Zusammentritt einer konstituirenden Versammlung unter Sequester. Der Alhambra-Klub verlangt, daß demselben nunmehr auch formell die Diktatur übertragen werde. — Welch ein Chaos offenbart sich in alle dem, welch tiefer Fall dieses „schönen Frankreichs!"

Von Tours aus konnte Gambetta diese mit den Fortschritten des Siegers gleichen Schritt haltende innere Auflösung seines Vaterlandes überschauen. Dahin war auch Thiers von seiner europäischen Rundreise zurückgekehrt, ohne Aussicht auf Hülfe von außen zu bringen. Wenn aber auch die europäischen Mächte keine Miene machten, gegen Preußen, welches nach Favre's Behauptung das europäische Gleichgewicht bedroht, ihre Heere in Bewegung zu setzen, so waren doch Castelar und Garibaldi zur Hülfe Frankreichs herbeigeeilt! Sie erschienen Beide in Tours. Jener brachte von der andern Seite der Pyrenäen seine Sympathien für die neu erstandene französische Republik, seine Begeisterung und seine Beredsamkeit; dieser brachte von seiner fernen Insel seinen in hundert Abenteuern schartig gewordenen Degen. Und wirklich ward ihm der Oberbefehl über die irregulären Streitkräfte in den dem Kriegsschauplatz zunächst gelegenen Departements übertragen! Der alte Haudegen hatte bekanntlich über die nach dem italienischen Krieg von 1859 erfolgte Abtretung seiner Vaterstadt Nizza an Frankreich immer vor Wuth geschäumt. Er hatte es immer als ein Gebot der nationalen Ehre bezeichnet, diesen Flecken wegzuwaschen. Seitdem Frankreich in beispielloser Weise durch den Krieg niedergeworfen war, und der fortgesetzte Widerstand die größten Opfer erheischte, waren in Nizza die italienischen Sympathien wieder allgemeiner erwacht. Mit der Trennung von Frankreich und der Wiedervereinigung mit Italien wäre man den noch in Aussicht stehenden unerhörten Opfern aus dem Wege gegangen. Ein kühner Führer, der in diesem Augenblicke die Fahne der Wiedervereinigung dieser überwiegend italienischen Stadt mit Italien erhoben hätte, könnte gewiß sein, daß die Nizzarden dieser Fahne folgten und daß Frankreich im Augenblick außer Stande war, die Trennung mit Gewalt zu verhindern. Daß der König von Italien auf diesen verlockenden Ruf nicht hört, daß er in der gegenwärtigen Krisis seine Hand ebenso wenig nach dem italienischen Nizza und der Varlinie als nach dem abgetretenen Stammland seiner Dynastie ausstreckt, begreift sich. Der französische Gesandte Senard schrieb von Florenz aus an den Kommissär der Republik in Nizza: „die Regierung des Königs würde es als eine Schmach und Schande betrachten, das Unglück Frankreichs zur Rücknahme eines Zugeständnisses zu benutzen, welches bewilligt worden war mit Zustimmung der Einwohner, zu einer Zeit, da Frankreich, mächtig und siegreich, Italien zur Erlangung seiner Unabhängigkeit verholfen hatte". Diese Sprache mag im Ganzen der getreue Ausdruck der Gesinnungen Victor Emanuels und seines Hofes sein. Und wenn Ehrgefühl und Dankbarkeit nicht stark genug wären, um das officielle Italien abzuhalten, vertragsbrüchig das vor einem Jahrzehnt abgetretene Land jetzt wieder an sich zu bringen, so würde die Klugheit, der Blick auf eine Zeit, wo Frankreich wieder erstarkt sein kann, vielleicht davon abrathen. Denn es hieße eine bleibende Feindschaft Frankreichs heraufbeschwören. Wenn der Florentiner Hof nicht nach diesem Rückerwerb schielt, so hat er deshalb sich noch nicht resignirt, in tugendhafter Entsagung die gewaltige europäische Krisis des deutsch-französischen Krieges vorübergehen zu lassen, ohne für sich daraus zu gewinnen. Italien lebt seit längerer Zeit gewissermaßen in der Gewohnheit, daß ihm wie einem verzogenen Kinde des Glückes jede europäische Krisis große Dinge in den Schooß wirft. Dieser angenehmen Gewohnheit hat sich auch jetzt der Florentiner Hof nicht entzogen. Nachdem Rom genommen, ist die früher abgelehnte Kandidatur des Herzogs von Aosta wieder aufgenommen worden, dies Mal, wie es scheint, mit vollem Ernste sowohl in Madrid wie in Florenz. Es ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage, was der Erwerb von Rom und was eine dynastische Verbindung zwischen Spanien und Italien für das Schicksal Italiens schließlich bedeuten wird. Die Zukunft wird vielleicht manche Illusionen zerstören, aber auch manche noch kaum geahnte Folge zur Reife bringen. Heute ist es von besonderem Interesse, zu sehen, wie die Monarchisten der lateinischen Völker ihren inneren Zusammenhang gerade im Momente des höchsten deutschen Aufschwunges

pflegen, und zugleich die Republikaner dieſer Länder in ihrer Weiſe dem Gefühl der Solidarität des romaniſchen gegenüber dem germaniſchen Volksthum Ausdruck geben. Gambetta, Caſtelar und Garibaldi zu gleicher Zeit in Tours, war in dieſer Beziehung ein lebendiges Zeugniß. — In Zeiten wie die gegenwärtigen ſchießen immer auch merkwürdige Paradoxen auf. Ein ſolches Paradoxon wird es immer bleiben, daß Garibaldi ſeinen Nizzarden gerathen hat, keinen Verſuch der Trennung zu unternehmen. Für ihn als italieniſchen Patrioten beſtand keine der Rückſichten, welche Victor Emanuel beſtimmen, Nizza nicht zurückzufordern. Er hat nie etwas für dieſe Abtretung gethan, er hat ſie immer als eine Verſtümmelung Italiens bekämpft und Italiens fortdauerndes Recht auf Nizza proklamirt. Ereigniſſe, die Niemand ahnte, ſchaffen die unerwartete Möglichkeit, dieſe Gedanken zu verwirklichen. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit findet ſich für Garibaldi, große Worte durch die That einzulöſen und im Einklang mit ſich und ſeiner Vergangenheit zu bleiben. Nizza war zugleich ein dankbares Feld für den Abenteurer, der noch einmal ſeinen kranken Körper in das Kriegsgewühl werfen, noch einmal ſeine ſtille Inſel verlaſſen wollte; denn dort winkte ein erfolgreiches Abenteuer. Aber das Zauberwort Republik verwiſchte jeden andern Gedanken. Vergeſſen wurde, daß Nizza eine italieniſche Stadt ſei, vergeſſen jeder ihrer Vereinigung mit Italien geleiſtete Schwur, vergeſſen, daß Frankreichs Uebermuth Deutſchland dieſen Krieg aufgezwungen hatte, vergeſſen die Sympathie, welche eben noch Garibaldi und ſeine Anhänger den Deutſchen bei Beginn dieſes Krieges entgegengetragen hatten. Vergeſſen wurde, daß die franzöſiſchen Republikaner es geweſen waren, welche Garibaldi 1849 aus Rom gejagt hatten, nicht einmal eine Stunde ruhigen Nachdenkens blieb übrig, um zu erwägen, ob denn dieſe franzöſiſche Republik nur irgend eine Ausſicht auf Beſtand habe, ob das Frankreich, bei dem zu bleiben Garibaldi ſeinem geliebten Nizza rieth, nicht morgen wieder einem neu auftauchenden Prätendenten oder dem Schwerte eines Diktators gehorchen werde. Von zwei ſich bietenden Abenteuern ward kopflos und widerſpruchsvoll das ausſichtsloſeſte gewählt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es in traurigſter Weiſe endigen muß. Dafür würden ſchon die deutſchen Waffen ſorgen, ſelbſt wenn Frankreich begeiſtert dem italieniſchen Freiſchaarenführer folgen würde. Aber auch daran iſt nicht zu denken. Als der Biſchof Dupanloup hörte, daß die proviſoriſche Regierung Garibaldi den Oberbefehl über die irregulären Truppen anvertraut habe, entfuhr ihm der Ausruf: daß ſein Vaterland tief gefallen ſei, habe er ſchon gewußt, aber daß es ſo tief geſunken ſei, habe er nicht geglaubt. Dies iſt freilich die Sprache eines Hohenprieſters, der den Prieſterfeind haßt. Aber auch in andern Kreiſen ſtößt Garibaldi auf die entſchiedenſte Abneigung, ſo bei der Landbevölkerung und bei den meiſten Frankreich noch gebliebenen Offizieren. Die Art und Weiſe, in welcher Garibaldi von Gambetta an den kommandirenden General zu Beſançon adreſſirt wurde, verrieth ſchon die Sorge, ob nicht der franzöſiſche Offizier durch die Waffenbrüderſchaft mit dieſem neuen franzöſiſchen General Garibaldi ſich mehr beleidigt als erfreut fühlen werde; und ſchon jetzt rechtfertigt die Haltung des Generals Cambriels dieſe Sorge. Das Ueble, was Garibaldi bevorſteht, iſt weit weniger ein tragiſches Ende, als der Fluch der Lächerlichkeit, der nur allzu leicht noch über ſein weißes Haar kommen kann.

Während man der vollſtändigen Abwickelung des Krieges, namentlich dem Falle von Paris mit derſelben Gewißheit entgegenſieht, mit welcher man weiß, daß ein fallender Stein nicht in der Luft bleiben kann, ſondern zur Erde herabfallen muß, iſt die Frage: wer kann, wer wird den Frieden für Frankreich ſchließen, wen wird der Sieger zu einem endlichen Abſchluß berechtigt anſehen, noch immer mit einem dichten Schleier verhüllt. Vorläufig iſt wieder der Geſichtspunkt eines abzuſchließenden Waffenſtillſtandes in den Vordergrund getreten, dies Mal in Folge der Vermittelung der Neutralen, und zwar auf die von England ausgangene Initiative hin. Es wird erwartet, daß Thiers, welchem eben jetzt ein Geleitsbrief nach Paris gegeben worden iſt, ſich nach der Berathung mit der proviſoriſchen Regierung ins deutſche Hauptquartier nach Verſailles begeben wird. Gelangt man zu einem Waffenſtillſtand, ſo wird gewiß die Einberufung einer Conſtituante — deren Zuſammentritt ſchon während der letzten Wochen Graf Bismarck zu erleichtern bereit war — raſch folgen. Damit wäre wenigſtens die Möglichkeit gegeben, dem aus allen Fugen gekommenen Frankreich eine anerkannte Regierung zu ſchaffen oder zurückzugeben und den Weg zum Frieden zu finden. Alles hängt natürlich davon ab, mit welchen Inſtruktionen Thiers im Hauptquartier zu Verſailles ankommen wird. Hätte er im Weſentlichen nichts Anderes zu erklären und zu bieten als einen Monat

früher Jules Favre, ſo würde ſeine Wanderung von Tours über Paris nach Verſailles einfach lächerlich erſcheinen. Denn offenbar iſt es ſchon der äußerſte Grad von Mäßigung, wenn nach dem Fall von Metz die früher geſtellten Bedingungen eines Waffenſtillſtandes nicht erheblich erſchwert werden, wenn der Sieger jetzt noch die Verproviantirung von Paris gegen Beſetzung des Mont Valérien geſtattet. Wenn jetzt, nach der Kapitulation der Bazaine'ſchen Armee, die Machthaber Frankreichs den Krieg durch eine übel angebrachte Starrheit und Unnachgiebigkeit noch verlängern, ſo darf man wirklich kaum noch von einem auch in ſeiner Verirrung noch achtungswerthen Patriotismus ſprechen. Ihr Thun wird dann von Tag zu Tag mehr ein leichtſinniges und gewiſſenloſes Beginnen. Sie arbeiten dann nur noch an dem Verderben ihrer Mitbürger und ihres Landes um den Preis, ein Paar Wochen länger an dem Steuerruder des unhaltbar gewordenen Schiffes zu ſtehen. Gewiß wer an die Spitze eines großen Reiches tritt, ſei es auch nur auf revolutionärer und eigenmächtiger Grundlage, darf nicht weichmüthig ſein, am wenigſten in einer ſo furchtbaren Kriſis, wie ſie über Frankreich gekommen iſt. Seine Verantwortlichkeit gilt dem Vaterlande, ſeiner fernſten Zukunft, nicht bloß dem lebenden Geſchlechte, ſondern allen Geſchlechtern, die da kommen. Er hat, wo das Höchſte für das Vaterland auf dem Spiele ſteht, die Hoffnung hoch zu halten; er hat, ſo lange nur irgend eine Ausſicht auf ein gutes Ende winkt, die höchſten Opfer von Andern zu heiſchen, wie er ſie ſelbſt zu bringen bereit ſein ſoll. Er hat, um nicht von dieſem Wege abzuweichen, ſeine Bruſt mit einem dreifachen Erz zu umgeben gegen die Gefühle des Mitleids. Aber irgend eine mögliche Ausſicht auf Erfolg muß eben doch an den Gedanken des Ausharrens bis zuletzt vernünftiger Weiſe noch geknüpft werden können, wenn nicht der Heldenmuth für's Vaterland in ſtrafbaren Egoismus oder in das Spiel eines blinden Abenteurers übergehen ſoll. Wenn Alles verloren iſt, kann, wer es ſonſt will, ſich in die Luft ſprengen oder eine Kugel vor den Kopf ſchießen, aber Hunderttauſende ſeiner Mitbürger mit ins Verderben zu reißen, ſein Land zu verwüſten hat er dann nicht mehr das Recht. Selbſt der hohe Geiſt der Geſchichte, deren Blick über all das kleine und große Elend des Tages in die Gefilde der Zukunft ſchweift, erlaubt dies nicht. Wer aber, der ſeine Sinne nur noch halb beiſammen hat, kann bezweifeln, daß in dieſem Kriege für Frankreich Alles verloren iſt, nachdem auch das Bazaine'ſche Heer das Schwert geſtreckt hat. Frankreich liegt ohne Heer Deutſchland zu Füßen, einem Sieger, der an der Spitze von 700,000 Bajonnetten vorwärts gehen kann, und Paris ſteht bald an dem Punkte, wo Hunderttauſende dem Hungertode zur Beute werden können, weil alle Vorräthe aufgezehrt ſind, und andere Vorräthe für 2 Millionen Menſchen nicht ſchnell genug herbeigeſchafft werden können, wenn ſich erſt im letzten Augenblick die Thore öffnen. Graf Bismarck hat bekanntlich im Voraus davor gewarnt. — Der Fall von Metz, die Kapitulation des Bazaine'ſchen Heeres wurde ſeit Wochen vorhergeſehen. Daß dieſes Heer mit Einſchluß der Beſatzung noch ſo ſtark war, wie ſich nun herausgeſtellt hat (nebſt Kranken und Verwundeten gegen 170,000 Mann), hat doch überraſcht. Bisher hat unſres Wiſſens die Kriegswiſſenſchaft angenommen, daß ein Heer von ſolcher Stärke eine daſſelbe im größeren Kreiſe umzingelnde, wenn auch um die Hälfte oder noch mehr ſtärkere Armee immer durchbrechen und ſich durchſchlagen könne, wenn auch mit den größten Opfern an Geſchützen, Gepäck und Gefangenen. Die Kriegswiſſenſchaft wird ſpäter aufklären, warum dies vor Metz auch zu jener Zeit, da ſich die cernirende Armee noch nicht gehörig verſchanzt hatte, nicht möglich geweſen iſt. Die koloſſalen Verhältniſſe dieſer Kapitulation und die Schlacht von Sedan laſſen in der Erinnerung die größten Ereigniſſe der alten und neuen Zeit, die Hermannsſchlacht im Teutoburger Walde wie die Schlacht bei Waterloo halb verblaſſen. Aber man gedenkt vergleichend des großen Völkerkampfes auf den katalauniſchen Feldern, der Schlacht bei Pavia, die den König Franz in öſterreichiſche Gefangenſchaft führte, beſonders aber der Schlacht von Poitiers, welche im Mittelalter den König Johann von Frankreich in engliſche Gefangenſchaft und ganz Frankreich — faſt ſo ſehr wie heute unſre Siege — aus Rand und Band brachte.

Der Entſchluß, auch an der Abtretung von Metz im Frieden unbedingt feſtzuhalten, geht aus den von dem preußiſchen „Staatsanzeiger" gleich nach dem Fall dieſer Feſtung gegebenen Erklärungen unzweifelhaft hervor. Natürlich iſt der ſtrategiſche Geſichtspunkt für dieſen Entſchluß allein maßgebend. Er ſoll mit einer furchtbaren Feſtung zugleich eine von Haus aus durchaus franzöſiſche Stadt und ihre fran-

zöſiſche Umgebung an Deutſchland bringen, eine Stadt und Landſchaft, die freilich einſt ſchon zum Reiche gehörten. Auf der Abtretung dieſes Theiles von Frankreich zu beſtehen, ſtatt ſich mit der Schleifung von Metz zu genügen, iſt gerechtfertigt, wenn man darüber mit ſich im Reinen iſt, daß Frankreich, auch wenn ihm Metz bleibt, ſpäter unter allen Umſtänden wieder die Waffen ergreifen wird, um die heutige Niederlage zu rächen, um das Elſaß wiederzuholen und wo möglich noch mehr dazu. Der Entſchluß iſt gerechtfertigt, wenn man gewiß iſt, daß ſich Frankreich, auch wenn man ihm Metz läßt, doch nie in friedlichem Sinne ſich in die gegenwärtige Abrechnung und in ein dauerndes gutes Verhältniß zu uns finden wird, daß wir vielleicht mit ihm ſtets auf dem Kriegsfuß bleiben werden, der nur von längeren oder kürzeren Perioden eines mehr äußerlichen als inneren Friedens durchbrochen ſein wird. Würde man aber auf dieſe Vorausſetzungen nicht mit Sicherheit zu rechnen haben, dann hätte man eher die Schleifung als die Abtretung von Metz als conditio sine qua non des Friedensabſchluſſes im Auge zu behalten. Es bleibt immer vom deutſchen Standpunkt aus ein großer Unterſchied zwiſchen dem Rückerwerb von Straßburg, Elſaß, Deutſch-Lothringen und dem Rückerwerb eines namhaften Theiles von Franzöſiſch-Lothringen mit Metz. Mit Straßburg entriß man uns einſt eine wirklich deutſche Stadt, mit Metz und Franzöſiſch-Lothringen ein fremdartiges Gebiet, welches an das deutſche Reich, zufolge ſeines univerſal-monarchiſchen Charakters, in nicht viel andrer Weiſe als z. B. die Lombardei geknüpft war. Es iſt das Geringſte, daß die Abtretung von Metz den Friedensabſchluß mehr als alles Andere erſchweren wird. Das Wichtigere iſt, daß dieſe Abtretung die Wiederkehr eines normalen internationalen Verhältniſſes für eine unberechenbar lange Zukunft verhindern wird, auch wenn außerdem die Schickſale des deutſchen und des franzöſiſchen Volkes und die innere Entwickelung dieſer beiden Völker der geeignete Boden für eine ſolche friedliche geiſtige Strömung werden ſollten. Metz und das umgebende Gebiet in deutſchen Händen wird eine ſolche Strömung nicht leicht aufkommen laſſen. Metz bedeutet für Frankreich jetzt etwa das, was für uns Mainz bedeutet. Beſäßen wir bis jetzt ein vor Jahrhunderten erworbenes rein franzöſiſches Land, und wir müßten daſſelbe, aber nur dieſes, in Folge eines unglücklich gegen Frankreich geführten Krieges abtreten, die Folge würde mit nichten ſein, daß wir in Zukunft nur auf den Augenblick paßten, wo wir uns, um es wieder zu gewinnen, von Neuem in den Krieg mit Frankreich ſtürzen könnten. Wohl aber würden wir uns dazu getrieben fühlen, wenn wir Mainz verlören*). Dies würde für alle Zeit das Gefühl jedes deutſchen Mannes bleiben, und unſre — im Grunde doch friedfertige, von dem nationalen Paroxysmus Frankreichs weit entfernte — Nation würde dies mit fühlen, und würde dem gemäß handeln, es müßte denn ſein, daß unſer wachſendes Nationalgefühl noch einmal in einem verlotterten Partikularismus unterginge.

Dieſe Gefahr wenigſtens iſt durch den gegenwärtigen Krieg von dem politiſchen Horizonte unſres Volkes hinweggefegt, gleichviel ob der bevorſtehende diplomatiſche und parlamentariſche Abſchluß der deutſchen Frage den großen gemeinſamen Thaten im Felde einigermaßen ebenbürtig ſein, oder ob er in dürftiger Weiſe nachhinken wird. Die Nachwirkungen der Ereigniſſe dieſes Jahres in dem Geiſte unſerer Nation werden unauslöſchlich ſein. Dieſer Geiſt ringt nach dem ſich über der Geſammtnation wölbenden Nationalſtaate. Und was die Formgebung für dieſen Geiſt betrifft, ſo ſcheint wenigſtens ſo viel bereits feſt zu ſtehen, daß die Mainlinie fällt, daß wir überhaupt mindeſtens einen bedeutenden Schritt vorwärts thun werden nach dem gemeinſamen Ziele. Nicht ohne Intereſſe iſt der Vorgang der würtembergiſchen zweiten Kammer bei Bewilligung der geforderten außerordentlichen Militärbedürfniſſe am 22. Oktober. Die Parteien benutzten dieſe Gelegenheit, um ſich über ihre Abſichten rückſichtlich der bevorſtehenden Neugeſtaltung Deutſch-

*) Ein Blick auf die Eigenart des franzöſiſchen Volkes und ein Blick rückwärts auf ſeine und unſre Geſchichte rechtfertigt allerdings ſtarke Zweifel, ob eine Unterſcheidung wie die obige in Zukunft Eingang in den Kopf und in das Herz unſres weſtlichen Nachbarvolkes finden wird, trotz des Reſpektes, den dort der gegenwärtige Krieg vor der deutſchen Macht zurücklaſſen wird, und trotz des ſteigenden Einfluſſes der materiellen Intereſſen. Dies verkennen wir keinen Augenblick. Deshalb eben iſt die Frage wegen Metz eine ſo ernſte und ſchwere, für Die, welche die Verantwortung ihrer Löſung tragen. Nimmt man Metz nicht als deutſche Feſtung, ſondern begnügt ſich mit ſeiner Schleifung, ſo gibt man eine unvergleichliche militäriſche Poſition leichtſinnig aus der Hand, falls man auch in dieſem Falle einen zweiten ſpäteren Krieg mit Frankreich als die nothwendige unausbleibliche Folge des gegenwärtigen anſieht. Für den entgegengeſetzten Fall vergiftet man dadurch, daß man Metz und ſeine Umgebung von Frankreich abtrennt, die Zukunft und legt den Keim zu neuen Kriegen, rückſichtlich deren man die Alliance-Verhältniſſe im Voraus nicht kennt.

lands auszuſprechen, auf welche ſie in ſo weit einen unmittelbaren Einfluß haben, als dieſelbe eine Abänderung der Verfaſſung Würtembergs bedingt. Unter 93 Mitgliedern, welche die Kammer zählt, lehnten nur 3 die Geldforderung der Regierung ab. 15 Mitglieder der Volkspartei motivirten ihre Bewilligung dadurch, daß ſie ſich nicht bloß im Allgemeinen gegen die Verfaſſung des Nordbundes, ſondern überhaupt gegen die hervorragende Stellung Preußens, gegen den bleibenden Ausſchluß Oeſterreichs und daneben für größere Sicherung der Volksfreiheiten ausſprachen; 20 andere Mitglieder, die ehedem der alten großdeutſchen Partei angehörten, erklärten ſich, ohne Oeſterreichs zur Zeit zu gedenken, für die bundesſtaatliche Einigung mit dem Norden, für die Annahme der norddeutſchen Bundesverfaſſung, jedoch nur unter Vorausſetzung weſentlicher Aenderungen derſelben. Ginge die würtembergiſche Staatsregierung von der Vorausſetzung aus, daß die der Kammer zu machende Vorlage ſich mit dieſem zuletzt erwähnten Geſichtspunkt vereinigen laſſe, ſo hätte keine Veranlaſſung zu einer Kammerauflöſung für ſie beſtanden, da ſie weit mehr als die für eine Verfaſſungsänderung erforderlichen $^2/_3$ der Stimmen für ſich gehabt hätte. Daß ſie die Kammer aufgelöſt hat, unter Berufung darauf, daß dieſelbe vor den Epoche machenden Ereigniſſen des gegenwärtigen Krieges gewählt wurde, beweiſt wenigſtens, daß ſie die deutſche Frage nicht kleinlich auffaßt und zu weſentlichen Beſchränkungen der bisherigen Selbſtändigkeit Würtembergs entſchloſſen iſt. In Bayern haben ſich bis jetzt nahe an 1000 von allen Theilen des Landes (in geringſter Zahl aus Niederbayern, in ſtärkſter Zahl aus Oberbayern) eingegangene Adreſſen für bundesſtaatliche Vereinigung mit dem Norden ausgeſprochen. Die „patriotiſche“ Partei der Kammermitglieder hat ſich in zwei Fraktionen getheilt, wovon die eine den früheren Standpunkt noch nahebei feſthält, während die andere in ihrer Auffaſſung etwa mit der Mittelfraktion der würtembergiſchen Kammer zuſammentrifft. Die Regierung will ebenfalls den Anſchluß; bis wohin ſie aber in ihren Zugeſtändniſſen bis jetzt geht, iſt nicht genau bekannt. Dem Vernehmen nach wünſcht ſie außer Anderem beſonders ein eigenes bayeriſches Militärbudget in Zukunft erhalten zu können. Die Feſtſtellung der Modalitäten, unter welchen die ſüddeutſchen Staaten ſich mit den norddeutſchen zu einem politiſchen Ganzen unter Preußen vereinigen, und folgeweiſe die Feſtſtellung einiger den norddeutſchen Reichstag vorzuſchlagenden Abänderungen der norddeutſchen Bundesverfaſſung bilden den Hauptgegenſtand der mit den Miniſtern der ſüddeutſchen Staaten im deutſchen Hauptquartier eben jetzt gepflogenen Verhandlungen. Neben denſelben gehen Beſprechungen mit einigen ebenfalls ins Hauptquartier berufenen Parteiführern des norddeutſchen Reichstages her. Officiös wird berichtet, ſowohl in München wie in Berlin, daß die Verhandlungen befriedigend verlaufen. Erſt wenn man die Vorlagen kennt, die aus dieſen Berathungen einestheils für den norddeutſchen Reichstag, anderntheils für die ſüddeutſchen Landtage hervorgehen werden, wird die deutſche Nation urtheilen können, ob auch ſie ſich befriedigt fühlen darf. Ueber die allgemeinen Geſichtspunkte, welche bei dem Abſchluß leitend ſein ſollten, haben wir uns früher ausgeſprochen; wir kommen daher nicht darauf zurück.

Die Summe unſeres Nachdenkens liegt darin, daß durch einen unbefriedigenden Abſchluß nicht mehr die deutſche Einheit, wohl aber dasjenige Maß von föderativem Staatsleben, was außerdem vielleicht erhalten werden kann, für die Zukunft gefährdet wird. Der wirklich durchaus föderative Bundesſtaat, deſſen nothwendige Grundlinien wir hier nicht erörtern wollen, war gewiß ein großer weitangelegter Gedanken. In ſeinem letzten Ziele wäre aber auch er nicht bloß durch Feder und Tinte, durch Reden und Abſtimmungen zu erreichen geweſen. Er iſt, rein aufgefaßt, auf monarchiſcher Grundlage, für alle Zeit durch die Ereigniſſe unmöglich geworden. Die deutſche Zukunft kennt, abgeſehen von republikaniſchen Plänen, nur zwei Möglichkeiten. Entweder führt uns die Geſchichte zu dem Einheitsſtaat, der keine anderen Staaten neben ſich duldet, aber eine eigne und eigenartige Verwaltung in Gemeinde und Provinz auf breiter und freier Grundlage nicht auszuſchließen braucht, oder wir bewegen uns, wenn auch unter Modifikationen des Gegebenen und nunmehr zu Erweiternden, auf der gezogenen Tract fort. Dieſes Gemiſch von Einheits- und Föderativſtaat, dieſer föderativ durchwirkte Hegemonieſtaat, mit einheitlichem Zeddel und föderativem Einſchlag iſt eine ſo noch nicht da geweſene Staatsform. Aus dem Inhalt unſerer alten und neueſten Geſchichte wird ein ganz eigenthümlicher geſchichtlicher Organismus zuſammengewebt. Ihm wird die Aufgabe geſtellt, ſich zu erhalten und lebenskräftig in die Zukunft hinein zu wachſen. Wenn bei dem jetzigen Abſchluſſe dem

Ganzen nicht engherzig, ſondern mit freiem Geiſte gegeben wird, was das politiſche Geſammtleben der Nation erheiſcht, ſo kann ſich der Einheitstrieb der Nation mit dem in beſtimmte Gränzen gewieſenen Sinn für beſonderes Staatsleben vielleicht noch ins Gleichgewicht ſetzen. Die politiſche Arbeit der kommenden Zeit wird dann dieſem Verſuche gelten. Wird aber kurzſichtig gemarktet, ſo wird der Einheitstrieb ſich an den ihm vorgelegten Stangen nicht brechen. Er wird, durch unkluge Hinderniſſe gereizt, anſchwellen und gelegentlich die Schranken, die man ihm gezogen, ganz bei Seite werfen. Denn drei Dinge ſtehen feſt. Der Einheitstrieb unſerer Nation zieht ſich nach dieſem Kriege nicht auf ein beſcheidneres Maß zurück. Er wächſt; was lebhaft denkt und fühlt, die ganze heranwachſende Jugend geht immer mehr und mehr bei ihm zu Lehen. Sodann: die reale Macht, welche hinter ihm ſteht, hat große weltgeſchichtliche Verhältniſſe angenommen und kann den kleinen Widerſtand mit leichter Mühe zerbrechen. Endlich aber und vor Allem: dieſer kleine Widerſtand zerbricht nunmehr ohne äußeres Zuthun ſehr raſch ſich ſelbſt. Ein deutſcher Einzelſtaat, und wäre es auch der bayeriſche, der nicht die volle Theilnahme an dem politiſchen Geſammtleben der Nation erſchließt, bildet keinen genügenden Anziehungspunkt mehr für ſeine geiſtig aufſtrebenden Bürger, er muß politiſch verſumpfen und ſich allmählig auflöſen. — Der Grund der deutſchen Zukunft liegt noch etwas tiefer als in den Beſchlüſſen, welche jetzt in Verſailles gefaßt werden. Doch wer wollte deshalb ihre hohe Bedeutung verkennen. Iſt es aber nicht eine merkwürdige Fügung der Geſchichte, daß in Verſailles die Neugeſtaltung Deutſchlands gegründet werden ſoll, von deutſchen und dies Mal nur von deutſchen Fürſten, Staatsmännern und Parteimännern, in der Mitte des großen ſiegreichen deutſchen Heeres!

v. Wydenbrugk.

Das geſchichtliche Verhältniß zwiſchen Deutſchland und Frankreich. IV. Epoche des dreißigjährigen Krieges. 3. Das Emporkommen der Bourbons in Frankreich zunächſt in der Perſon König Heinrichs IV. hat an der einmal feſtgeſtellten Politik gegen Deutſchland keine Aenderung hervorgebracht. Man muß vielmehr ſagen, dieſelbe hat durch dieſen Wechſel eine Steigerung erlitten, und ſie hat in dem nun folgenden Jahrhunderte die höchſten, für uns demüthigendſten Erfolge errungen. Parallel mit den Siegen des Königthums nach innen laufen die Machtvergrößerungen nach außen, die auf einem Syſtem der Beraubung und der Vergewaltigung im großen Style beruhen und nur auf Grund der ins Unendliche gewachſenen Zerriſſenheit und Geſunkenheit des deutſchen Reiches durchzuführen waren.

König Heinrich IV. war freilich lange Zeit hindurch von Kämpfen anderer Art, mit den inneren Gegnern und mit Spanien in Anſpruch genommen. Aber das deutſche Reich hat er doch nie außer Augen gelaſſen. In ſeinen innern Bedrängniſſen hat er wohl Unterſtützungen von deutſchen Fürſten der proteſtantiſchen Seite geſucht und erhalten. Den Nutzen, den ihm der kirchliche Gegenſatz in Deutſchland ſchon für ſeine Stellung zum ſpaniſchen Hofe, den der Wiener Hof beherrſchte, bringen konnte, hat er vollſtändig in Berechnung gezogen. An Agitationen und Anſtrengungen, um jenen Gegenſatz ſeinerſeits zu erhalten und auszubeuten, hat er nichts verſäumt, und die Politik der deutſchen Habsburger hat das Ihrige gethan, Furcht und Mißtrauen unter den proteſtantiſchen Fürſten zu erwecken und ſie mit ihren Hoffnungen auf die Seite Frankreichs zu drängen. Es iſt bekannt, wie der jülich-kleve'ſche Erbgang den klaffenden Zwieſpalt im Reiche vergrößerte und nahe daran war, den längſt drohenden Kampf zum Ausbruch zu treiben. König Heinrich IV. war entſchloſſen, dieſe Gelegenheit zu ergreifen und die Feſtſetzung der Habsburger am Niederrhein zu verhindern, indem er mit ſeiner ganzen Macht für die erbberechtigten proteſtantiſchen Fürſten eintreten wollte. Seine Bemühungen ſind es bekanntlich vorzugsweiſe geweſen, die das Bündniß der proteſtantiſchen Union zu Stande gebracht haben. Es iſt kein Zweifel, daß ſich Heinrich mit weitgreifenden Veränderungen der europäiſchen Machtverhältniſſe trug, wenn auch jener angebliche Plan einer „europäiſchen Republik“ in der Wirklichkeit ihm mit Unrecht zugeſchrieben wird. Und nicht minder gewiß iſt es, daß er zugleich ſeine Abſichten auf die Kaiſerkrone gerichtet hat, und daß in den Verhandlungen mit den proteſtantiſchen Ständen davon die Rede geweſen iſt. Bei ſolchen Kombinationen hätte das wohlverſtandene Intereſſe Deutſchlands kaum etwas gewinnen können: aber zu bedauern und unläugbar bleibt es ſo wie ſo, daß das verkehrte und unbillige Beginnen des kaiſerlichen Hofes den Abſichten der franzöſiſchen Politik Thür und Thor öffnete, wie ſie es zur Zeit Kaiſer Karls V., wir erinnern nur daran, bereits gethan hatte.

Es kann demnach in der That nicht verwundern, so gewiß es zu beklagen war, daß unter diesen Umständen Heinrich IV. als „Beschützer der deutschen Freiheit" auftreten konnte, wie seiner Zeit es sein Vorfahr König Heinrich II. gethan hatte.

König Heinrich IV. hatte Frankreich die in Folge der religiösen Bewegungen und Kämpfe geschwächte Einheit zurückgegeben: auf diese That gestützt hatte er dann eine so gewaltige europäische Stellung einnehmen, so kühne Pläne fassen können. Seinem unerwarteten Tode folgte dann die Erneuerung der inneren Spaltungen und Faktionen, die mannichfaltige Bedrängniß über die Monarchie heraufführten. In diesen Jahren der Minderjährigkeit König Ludwigs XIII. trat die aggressive Politik nach außen unwillkürlich zurück, — das System der Einmischung selbst wurde aber festgehalten und in einzelnen Fällen, wie z. B. in den bekannten konfessionellen Zerwürfen der Reichsstadt Aachen, mit der beliebten Dreistigkeit ausgeübt. Entscheidend ist dann die Erhebung des Kardinals Richelieu geworden. Noch waren die inneren Gegner nicht besiegt, so kehrte er in gesteigerten Verhältnissen zu den alten Neigungen des französischen Königthums zurück. Gerade in dem inneren Streit sollten ihm die auswärtige Politik und der Krieg eine Waffe sein. Seine Absichten gingen zunächst gegen Spanien, aber bei dem engen Zusammenhang beider habsburgischen Linien mußten sie unfehlbar auch das Haus Oesterreich und weiterhin das deutsche Reich berühren, selbst wenn dieses nicht bald genug der Gegenstand des unmittelbaren Angriffes geworden wäre. Das nächste Beginnen Richelieu's war, daß er die spanische Machtstellung in Italien zu erschüttern versuchte; zu diesem Zwecke mischte er sich in den mantuanischen Erbfolgestreit ein, ließ sich aber dabei eine herausfordernde Verletzung der Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers zu Schulden kommen. Deutschland lag damals bereits tief in die Verwickelungen des dreißigjährigen Krieges verstrickt, an dem die kirchliche Engherzigkeit des Wiener Hofes eine nicht geringe Schuld trug. Wohl mochte der Kardinal meinen, daß er unter diesen Umständen um so leichter etwas wagen dürfe. Indeß Kaiser Ferdinand war zur Zeit am wenigsten genöthigt und gemeint, eine solche Beleidigung seiner Autorität gelassen hinzunehmen, und überdies standen die Spanier drängend hinter ihm. So war plötzlich ein schwerer Konflikt herbeigeführt. In Oberitalien und an der niederländisch-französischen Grenze entbrannte der Krieg, und zwar gerade zu der Zeit, da Gustav Adolf auf deutschem Boden gelandet war: die Restitutionspolitik des kaiserlichen Hofes hatte ihm die Pfade geebnet. Es verstand sich wie von selbst, daß bei den vereinten Anstrengungen der beiden Linien des Hauses Habsburg Richelieu um so entschlossener seine Augen nach dem neuen Bundesgenossen gegen den gemeinschaftlichen Feind richtete. Wie verhängnißvoll dieses Bündniß für Deutschland geworden ist, wer wüßte das nicht? Das Eigenthümliche und Bezeichnende für die französische Politik lag aber in dem Umstande, daß, indem sie sich mit Gustav Adolf verbündete, sie für die Erhaltung des Protestantismus in Deutschland eintrat, — dieselbe Macht, die in dem eigenen Reiche nach wie vor zu Gunsten der Alleinherrschaft der römischen Kirche vor keiner Unmenschlichkeit und Grausamkeit zurückschreckte. Eine Verbindung des französischen Hofes mit der protestantischen Opposition in Deutschland war, wie wir wissen, an sich nichts Neues, neu jedoch war die umfassende Kombination, in der jetzt diese Politik auftrat. Und charakteristisch zugleich, daß Richelieu das Bündniß mit Gustav Adolf einging, obwohl die Streitfrage wegen der mantuanischen Nachfolge unmittelbar zuvor in Regensburg friedlich beigelegt war. Lehrreich ist es aus dem Munde des berufenen Paters Joseph zu vernehmen, welches System man auf jener Seite gegenüber den religiösen Parteien Deutschlands sich vorgezeichnet hatte. Er bezeichnet es als die Aufgabe und als Gesetz der französischen Politik, zwischen den beiden Bekenntnissen vollkommene Neutralität zu beobachten und beide Parteien gegen den Kaiser zu unterstützen. Die Trennung der Liga vom Kaiser, die in dem Sturze Wallensteins ihren drastischen Ausdruck fand, bezeichnet der genannte Diplomat als den Triumph seiner Unterhandlungen — denn sonst würden sich die Protestanten dem Kaiser haben unterwerfen müssen. Wir gehören gewiß nicht zu Jenen, die eine solche Eventualität für irgendwie wünschenswerth halten möchten: aber wir bedauern, daß sie ihre Rettung Frankreich zu verdanken hatten. Getreu jenem System hat dann Richelieu im Jahre 1631 jenen geheimen Vertrag mit dem Kurfürsten Max von Bayern abgeschlossen, kraft welchem er diesem die Kurwürde verbürgte, die sein pfälzischer Vetter an ihn verloren hatte.

Welches das Ziel der französischen Politik bei diesem Thun war, liegt auf der Hand. Es sollte die schnelle Wiederherstellung des Friedens

verhütet, die Parteiung und damit die Ohnmacht des Reiches erhalten bleiben und verewigt, eine Rekonsolidirung desselben unmöglich gemacht werden. Aber nicht dieses allein: die Verhältnisse erschienen zugleich so günstig wie nie, auf die überlieferten Vergrößerungspläne Frankreichs zurückzukommen und sie endlich zu verwirklichen: Lotharingen, das Elsaß, die Rheinlande überhaupt, namentlich die Uebergänge über den Rhein faßte der scharfblickende Kardinal in das Auge. Zumal nach Gustav Adolfs Tode glaubte Richelieu in dieser Beziehung kühner vorgehn zu dürfen. Er selber hat allerdings nichts versäumt, daß das schwedisch-protestantische Bündniß damals erneuert wurde, er hat aber zugleich für das Interesse und den Einfluß Frankreichs mit nicht geringerem Eifer und Erfolg gesorgt. Ein guter Theil jener Absichten ist bekanntlich erreicht worden. Wie das Alles betrieben wurde und geschah, kann hier im Einzelnen nicht erzählt werden; es ist das auch schon oft genug geschehen. Die Andeutung genüge, daß die französische Politik dabei alle die Künste und Eigenschaften entwickelt hat, die wir bereits hervorgehoben haben und um die sie eine deutsche Natur, so schwer wir damals und später darunter gelitten haben, nicht zu beneiden braucht. Ferner genüge die Andeutung, daß von deutscher Seite her ihr die Arbeit nur allzu oft und erheblich erleichtert worden ist. Wie mancher deutsche Fürst hat damals unter irgend einer Form mit sich handeln lassen? Und was konnte Richelieu Erwünschteres begegnen, als wenn der Kurfürst von Trier, dem das Vaterland kaum in zweiter Linie stand, sich sammt seinem Gebiet Frankreich in die Arme warf, um sich so Schutz gegen die Schweden zu erkaufen. Mit welcher Meisterschaft hat die französische Politik die schwachen Stellen Deutschlands aber auch gekannt! Als das Zerwürfniß Wallensteins mit dem Kaiser noch im Dunkeln lag, war Richelieu längst darauf aus, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Die Eroberungspläne wurden nun schon mit aller Offenheit betrieben. Wir erinnern an die Vergewaltigung Lotharingens, die Richelieu und sein König mit besonderer Genugthuung vollführten. Die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Reiches erklärte der Kardinal geradezu für eine alte Usurpation, die Frankreich nur geduldet habe, so lange es nicht anders gekonnt habe; aber zwischen großen Fürsten gebe es keine Verjährung, jetzt habe Gott dem Könige von Frankreich den Weg eröffnet, den vollen Umfang seiner Rechte wiederherzustellen; die Nachwelt würde ihn tadeln, wenn er es nicht thäte. In gleicher Weise wurde jetzt den letzten Beziehungen der lotharingischen Bisthümer ein Ende gemacht. Ein Parlament — als höchster Gerichtshof — wurde in Metz installirt, und an die Stelle des Reichsadlers in den großen Gerichtssiegeln traten die Lilien, denn, hieß es, der König dürfe nicht dulden, daß in den Ländern seines Gehorsams ein fremdes Wappen als Siegel gebraucht werde. Kein Zweifel, daß Richelieu die Rheingrenze bereits ins Auge gefaßt hatte; er hat seinem König mehr als einmal davon geredet. Man weiß, daß Frankreich seit der Nördlinger Schlacht direkten und thätigen Antheil am Kriege in Deutschland nahm. Hierbei traten seine Absichten auf die Landschaften des Oberrheins nun rasch und mit voller Deutlichkeit zu Tage. Der Herzog Bernhard von Weimar, der das Elsaß erobert hatte, stand mit seinen Absichten allerdings der Erfüllung der französischen Wünsche im Wege, aber er trat im rechten Augenblick vom Schauplatze ab, und die anderweitigen Hindernisse wußte Richelieu leicht zu beseitigen. So kam auch Breisach in französische Hände und die Franzosen breiteten sich immer weiter im Elsaß aus, das festzuhalten sie für alle Fälle entschlossen waren. Der Tod Richelieu's und Ludwigs XII. änderte an diesen Verhältnissen nichts. Mazarin war ein ebenbürtiger Ersatzmann. Der Krieg gegen Spanien und in Deutschland wurde mit unverminderter Umsicht fortgesetzt Damals haben die Franzosen das zu Luxemburg gehörige Diedenhofen (Thionville) erobert, eine militärische Position, deren Wichtigkeit schon einst die Karolinger in den inneren Zerwürfnissen des fränkischen Reichs erkannt haben; Richelieu hatte vergebens darnach getrachtet, jetzt war es dauernd gewonnen. Die drei lotharingischen Bisthümer waren dadurch gegen Luxemburg erst gesichert. „Prima finium propagatio" hieß es auf der Medaille, die Mazarin zum Gedächtniß dieses Erfolges schlagen ließ.

Und in der That war diese Grenzerweiterung nur der Anfang zu weiter anderen und bedeutenderen. Wichtiger, möchte man sagen, waren die Friedensverhandlungen, die in dieser Zeit eröffnet worden sind, als die kriegerischen Operationen, die diesen bis zum letzten Augenblick zur Seite gehen. Wenn die Franzosen damals Philippsburg und selbst Mainz besetzten, so war die Glosse, mit der sie diesen Erfolg begleiteten, für ihre weitern Absichten allerdings lehrreich: „jetzt habe", triumphirten sie in prächtigen Worten, „der Rhein seinen alten Beherrscher wieder gefunden". In dieser Be-

ziehung hat die französische Publicistik in jenen Jahren ganz ungeheuerliche Doktrinen vorgetragen, wie namentlich in jener Schrift Jacques de Cassans, die man für eine wohlgelungene Satyre auf die französische Begehrlichkeit und Großsprecherei halten müßte, wäre ihr ernst gemeinter, fast officiöser Charakter nicht über alle Zweifel erhaben. Frankreich war nicht geradezu für die unbedingte Verlängerung des Krieges, aber für den Frieden doch nur unter der Voraussetzung, daß seine Entschädigungsforderungen für unerbetene Dienste genehmigt wurden. Als in Münster und Osnabrück die ersten Erörterungen mit den französischen Gesandten gepflogen wurden, bot der kaiserliche Gesandte die förmliche Ueberlassung der drei Bisthümer mit allen Souveränetätsrechten an — denn bisher war Frankreich ja nur thatsächlich der Besitzer, d. h. Usurpator derselben, — und er meinte mit diesem Anerbieten ein hohes Zugeständniß zu machen. Die Antwort, die er erhielt, enttäuschte ihn aber; jene Bisthümer, erklärten die Franzosen, würden sie sich nicht in Anrechnung bringen lassen; was sie verlangten, sei das österreichische Elsaß und Breisach, d. h. die Landgrafschaft von Ober- und Niederelsaß, sowie die Landvogtei über die dort gelegenen zehn Reichsstädte, unter denen sich nur Straßburg nicht befand. Diese Forderung galt nun allerdings, wie sie es in der That auch war, für unbillig und maßlos; man erschrak deutscherseits darüber und suchte ihr durch Anerbietungen anderer Art auszuweichen; jedoch Mazarin blieb unerschütterlich, er sagte sich, daß die verlangte Abtretung ihm auf die Länge nicht verweigert werden würde: er hatte die Karten geschickt genug gelegt. Ein Unglück war es, daß der Kurfürst von Bayern es sich schuldig sein zu müssen glaubte, die französischen Ansprüche kräftig zu unterstützen. Das katholische Interesse, wie er es auffaßte, und die Eifersucht auf die Erfolge der protestantischen Stände in Niederdeutschland, daneben die Sorge für die Sicherung seiner Kurwürde waren es, die ihn bestimmten, für die französischen Forderungen einzutreten. Daß den Franzosen mit dieser Abtretung eine für Deutschland höchst gefährliche Angriffsposition eingeräumt wurde, konnte zwar auch der Kurfürst nicht läugnen; er hätte darum gern gesehen, wenn dieselben sich mit der Freigrafschaft Burgund hätten abfinden lassen —: aber nachdem sie einmal unbeweglich und aus guten Gründen auf ihrem Ansinnen bestanden, ließ er dem zögernden Kaiser keine andere Wahl, als der Abtretung zuzustimmen. Die habsburgische (tyroler) Nebenlinie, die auf jenen Besitzungen im Elsaß abgetheilt war, sollte französischerseits mit — Geld entschädigt werden. Und so erfüllten sich die Geschicke, Frankreich stand am Ziele seiner Wünsche. Bereits am 17. September 1646 benachrichtigten die französischen Gesandten die Königin-Regentin, daß ihnen das obere und niedere Elsaß sammt dem Sundgau, ferner Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg zugestanden sei; sie priesen die Fürstin glücklich, daß unter ihrer Regentschaft die Grenzen von Frankreich weiter ausgedehnt worden seien, als je unter einem König. Und wer wollte in Abrede stellen, daß diese Genugthuung eine wohlbegründete war? Den Werth eines halben Königreiches, so wurde schon damals nicht mit Unrecht bemerkt, wogen die abgetretenen Landschaften auf. Es darf an dieser Stelle nicht unterlassen werden daran zu erinnern, daß es eine Zeit lang zweifelhaft war, ob diese Abtretung mit dem Rechte der Souveränetät geschehen, oder ob die Lehnsoberherrlichkeit des Reiches vorbehalten werden solle. Im letztern Falle wäre die Integrität des Reiches wenigstens formell gerettet worden. Am französischen Hofe entschied man sich nach einigem Schwanken für die volle Souveränetät, schon weil die Würde der Krone diese verlange. Die Vortheile, die der andere Fall geboten hätte war man sicher auch ohnedem zu erlangen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Legitimirung des an den drei lotharingischen Bisthümern begangenen Raubes noch überdies zugestanden wurde: um so schlimmer freilich für das Herzogthum Lotharingen, das so mehr als je der französischen Willkür preisgegeben wurde. Aber auch jene Abtretung der Landvogtei über die zehn Reichsstädte im Elsaß trug den Keim zukünftiger Gefahren in sich: es war denselben nämlich ihre Freiheit und Reichsunmittelbarkeit ausdrücklich vorbehalten. Was das Schicksal derselben sein würde, hätte sich leicht voraussehen lassen; nicht umsonst hat die französische Politik die „volle Souveränetät" über die abgetretenen Gebiete sich ausbedungen. Straßburg war von diesen Abtretungen in unbedingter Weise ausgenommen; aber wer die Natur der französischen Politik kannte, mußte sich sagen, daß sie vor der Perle des Elsasses, dem Schlüssel zum deutschen Reiche nicht entsagungsvoll stehen bleiben würde. Bekannt ist, daß Frankreich zugleich an einer andern berufenen Bestimmung des westphälischen Friedens bewußten und wesentlichen Antheil hatte, nämlich

an jenem Artikel, der den deutschen Fürsten u. a. das Recht Bündnisse abzuschließen wenn auch mit einiger Beschränkung einräumte. Man weiß, was dieses Zugeständniß zu bedeuten hatte und wie es später gerade von Frankreich ausgebeutet worden ist. Mit diesen und einigen verwandten Bestimmungen des Friedens war die Reichsgewalt in Deutschland vollends annullirt und hat das Princip der Territorialität des Landesfürstenthums den vollständigen Sieg errungen. Es war der Anfang vom Ende; von hier an schreitet das Reich ununterbrochen seiner Auflösung zu; jeder Schritt, den es thut, ist zugleich mit einer neuen Beraubung und Demüthigung verbunden. — Während der westphälische Frieden dem „großen deutschen Krieg" ein Ziel setzte, hat der französisch-spanische noch eine Reihe von Jahren fortgedauert und ist erst durch den sogenannten Pyrenäenfrieden (1557) beendigt worden, der gerade von unserem Gesichtspunkte aus eine Ergänzung des ersteren bildet. Das besetzte Lotharingen mußte dem zufolge seinem rechtmäßigen Herrn zwar zurückgegeben, dagegen durften die Festungswerke von Nancy, die die Franzosen ihrer ungewöhnlichen Stärke wegen geschleift hatten, nicht wieder hergestellt werden, damit Frankreich von Lotharingen aus nicht angegriffen werden könne. So sprengte dieses eine der Marken nach der andern, die ihm an seinen östlichen Grenzen gesetzt worden waren; die Freigrafschaft Burgund, die Karl V. an die spanische Krone cedirt hatte und die im Laufe des Krieges ebenfalls von den französischen Waffen erobert worden war, kehrte allerdings jetzt an ihren rechtmäßigen Herrn auf einige Zeit wieder zurück, dagegen behielt Frankreich ganz Artois mit Arras, die besten Kützenplätze Flanderns, das luxemburgische Thionville und vom Hennegau Landrecies und Avesnes: alles bei jedem Kriege gegen Deutschland Punkte von ungewöhnlicher Bedeutung.

So ging Frankreich aus diesem Kampfe ebenso vergrößert und verstärkt als Deutschland vermindert und geschwächt hervor. Zu der Minderung unserer Grenzen gesellte sich aber noch ein Anderes: nämlich die wirthschaftlichen und moralischen Verluste, die wir im weitesten Umfange erlitten hatten. Sie waren so enorm, daß auch sie die Grundlage weiterer Verluste und Schwächungen werden mußten. — —

Prof. Wegele.

Nekrolog.

Gagarin, Fürst, russischer Gouverneur von Saratow, † auf einer Reise Mitte Oktober in Kasan.

van der Heim van Duyvendyke, ehemaliger niederländischer Finanzminister, lange Zeit Gouverneur von Südholland, Mitglied der ersten Kammer, † laut Meldung aus dem Haag in der dritten Oktoberwoche, 80 Jahre alt.

Mattei, Mario, seit 1832 Kardinalbischof der römischen Kirche, Bischof von Ostia und Velletri, erster Dekan des heiligen Kollegiums, geboren zu Pergola am 6. September 1792, † in Rom am 7. Oktober.

Neue Bücher.

Deutsche Fahne und ihre Farben, zur Geschichte derselben, von R. Pallmann. Berlin, Klönne.

Frankreich, Geschichte des zweiten Kaiserreichs, von T. Delord. 2. Bd. Berlin, Berggold.

Häußers, L., gesammelte Schriften. 2. Bd. Zur Geschichts-Literatur. Berlin, Weidmann.

Rom, Geschichte der Stadt, im Mittelalter, von Fr. Gregorovius. 7. Bd. Stuttgart, Cotta.

Sixtus der Fünfte, von A. von Hübner. Deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel.

Literatur.

Charles Dickens (Boz). Es ist etwa fünf Monate her, seitdem im wohlbekannten Poetenwinkel der Westminsterabtei, wo aus den Gebeinen so vieler hochberühmten Größen des Wortes und Liedes der Staub aufwirbelt, die sterblichen Ueberreste eines Mannes ruhen, den die Manen seiner unsterblichen Vorgänger als Ebenbürtigen in ihre Reihen aufnehmen mußten. Und wenn die Gedächtnißrede des Bischofs von Manchester den am 9. Juni verstorbenen Charles Dickens (früher pseudonym Boz) den Apostel des Volkes nannte, so wird sich schwerlich berechtigte Einsprache erheben lassen gegen das Zutreffende dieser Bezeichnung.

Was man auch allgemein von dem Werthe der modernen Roman- und Novellenschriftstellerei halten möge, es ist dem Kritiker unter Strafe, eine kritische Sünde erster Klasse zu begehen, nicht erlaubt, den Namen von Dickens anders als unter den Ersten des Faches, noch mehr unter den ersten Belletristen des Jahrhunderts zu nennen. Ein auf 58 Jahre ange-

stiegenes Leben hat er im Dienste der Schriftstellerei wohl verwendet und jene sehr bedeutende Fruchtbarkeit entwickelt, welche überhaupt den modernen Vertretern dieses Faches in den drei Hauptliteraturen (deutsch, französisch und englisch) eigen zu sein pflegt, freilich zwar nicht immer im Interesse des künstlerischen Werthes oder geistigen Gehaltes. Schwerlich dürfte eine Stimme dagegen auftreten, wenn Boz allen Ernstes der Rang des ersten modernen Humoristen Englands zuerkannt wird. Wenn der an dem frühen und lebendigen Studium von Volk und Welt Londons, des chaotischen Spielplatzes aller menschlichen Neigungen und Triebwerke, gezogene Mann von ebenso viel Lebhaftigkeit und Beobachtungstalent als Witz und Laune, von einem meist harmlosen und wahrhaft bezaubernden Humor, der sich mit seinen kurz und scharf zugeschnittenen Skizzen aus dem so außerordentlich buntbewegten und scenenreichen Leben jener Welthauptstadt (Sketches of London, 2 Bde., 1836—37) bei der Leserwelt einführte und gleich ihr Liebling wurde, rasch zum Rang eines erstaunlich viel gelesenen und einflußreichen Volkszeichners von durch und durch volksthümlichem Gepräge aufstieg und sich in dieser Stellung unbeirrt erhielt; wenn geradezu behauptet werden darf, es seien seine realistischen Zeichnungen nach dem Leben für England die ersten Volksromane gewesen, wie jene Literatur sie vor ihm nicht besessen und wie sie in zahllosen Abdrücken, Nachdrucken und Uebersetzungen über ganz Europa hinliefen: so kam dem leichtflüssigen, beweglichen und immer bereiten Talent und Witz des Autors ein glückliches und gewichtig anzuschlagendes Hülfsmittel zu Diensten; mit einem Verständniß und einer Liebe, wie sie sich selten zusammenfinden, kamen zu den an sich so sprechenden Federzeichnungen des genialen Schilderers, schon den ersten, die nicht minder genialen Illustrationen des großen Karikaturen- und Illustrationenzeichners Cruikshank, des englischen Hogarth hinzu, später die gleichartigen von Phiz (H. K. Browne), um aus jenen höchst anziehende und ergötzende Lesebücher für alle Stände zu machen, und Pinsel und Feder ergänzten sich, Figuren zu schaffen, oft bizarr und drollig, oft absichtlich karikirt und doch auch da noch mit erstaunlicher Naturwahrheit aus dem wirklichen Volksleben genommen. So machte sich's, daß Boz gleich mit jenem ersten, noch entschiedener mit seinem zweiten Schriftwerk, den „Pickwick papers", 1837—38, einer seiner vorzüglichsten und häufigst berufenen Schöpfungen, zu einem ruhm- und tonangebenden Einfluß aufstieg, über den er eigentlich im Verlaufe schwerlich mehr hinauskommen konnte, wenn auch einzelne seiner größer angelegten Lebens- und Gesellschaftsbilder durch höhere Kunst und rundere Abgeschlossenheit der Anlage sich zweifellos über jene Erstlingsprodukte hinausheben.

Die Reihe der Werke von Boz ist sehr beträchtlich. Berechnen wir, daß mit dem letzten Vermächtniß seiner Feder, dem mitten in der Arbeit vom Tod unterbrochenen Roman „The Mystery of Edwin Drood"*) die Zahl seiner Bände überhaupt auf 128 angestiegen wäre, daß wir nicht weniger als 24 Werke von seiner Hand haben, so daß jedes Jahr der etwas mehr als 3 Jahrzehnte umfassenden reichen Schriftstellerlaufbahn ein neues, größer oder kleiner angelegtes Produkt entweder entstehen oder sich vollenden sah; wenn wir, was noch mehr sagen will, von Einem zum Andern die Beobachtungs- und Schilderungskunst, die Phantasie und Gestaltungsfrische zwanglos, natürlich, einfach und kräftig wieder frisch ansetzen und immer wieder gleich lebenskräftige Gestalten entwerfen sehen, so müssen wir wohl zunächst der unerschöpflichen Naturstärke eines genial und reich angelegten Talentes unsern Tribut zollen.

Daß unsere deutsche Weltliteratur natürlich rasch sich aller dieser Werke bemächtigt und sie übertragen hat, daß selbst diese von Verschiedenen gelieferten Uebersetzungen bei den früheren bereits zu vierter oder dritter Auflage gediehen sind, braucht als eine Thatsache, die nicht im Geringsten auffallen kann, bloß angemerkt zu werden. Wir erwähnen hier der deutschen illustrirten Taschenausgabe sämmtlicher Werke von Boz, Leipzig bei J. J. Weber, in sehr gefälligem Druck, 125 Bde. mit 585 Illustrationen.

Edwin Drood nun ist das ziemlich weit angelegte Vermächtniß des Dichters, weit angelegt nämlich für unseren Zeichner, der sich durchaus nicht in die ungeheuerlichen Kompositionen der Franzosen und Deutschen, zum Theil auch der Engländer seiner Zeit eingelassen hat. Wie in einer Vorahnung nahen Todes arbeitete der Dichter es rasch bis zur Hälfte aus und übergab es unverweilt dem Druck; aber der Tod war rascher als die Arbeitskraft des Dichters, das Werk ist als Fragment liegen geblieben und wird

*) The Mystery of Edwin Drood by Charles Dickens. With Illustrations. London 1870. 6 Lieferungen. Edwin Drood. Eine geheimnißvolle Geschichte. Deutsch von E. Lehmann. Mit Illustrationen von S. L. Fildes. Leipzig, J. J. Weber.

es bleiben. Die Leserwelt ist in England und Deutschland bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß die Nachricht, als solle Edwin Drood von einem Zweiten, und zwar von Wilkie Collins (dem Verfasser der „Frau in Weiß") vollendet werden, falsch war; die Verleger in London haben sich zu der pietätsvollen Rücksicht bekannt, daß das Fragment eben so bleiben solle, wie es ist. „Wir können keinem andern Schriftsteller gestatten, das Werk zu vollenden, welches Mr. Dickens hinterlassen hat." Gewiß ein höchst anerkennenswerther Entschluß! Den Kritiker freilich setzen solche Fragmente in die höchste Verlegenheit, da sie ein irgend abschließendes Urtheil geradezu unmöglich machen, um so weniger sichere Kombinationen gestattend, wenn die ursprüngliche Anlage eine gewisse Weite hat.

Zerlegen wir einmal den Roman in der vorliegenden fragmentarischen Beschaffenheit.

Er beginnt — nichts Neues bei Boz! — in höchst bizarrer Weise.

Es handelt sich, und das muß der Leser halb errathen, um die wild grotesken Visionen und halbwachen Beobachtungen eines Opiumrauchers, und wir befinden uns in einer höchst miserablen Kneipe oder Bude, wahrscheinlich zu London, nach ihren Insassen zu schließen einer Art Matrosenlokal; hier tritt uns als erste Person unserer Geschichte ein Unbekannter entgegen, der als vorübergehender Besucher an sich und den Andern die Wirkung der sonderbaren Erscheinungen als eine Art Experiment beobachtet, überwiegend aber unter der abstoßendsten Form und in der armselig ekelhaftesten Umgebung. Der Mann aber erweist sich nachher als eine der Hauptpersonen des geheimnißvollen Drama's; es ist Jasper, geistlicher Vorsänger in dem alten Städtchen Cloisterham, der Onkel des Titelhelden Edwin Drood; er ist eigentlich die mysteriöse Person in der Geschichte und jedenfalls, so viel sich aus der fragmentarischen Abwicklung schließen läßt, Hauptträger der Handlung. Von den im nächsten Kapitel eingeführten Personen ist außer Edwin für uns von Bedeutung einzig der ehrwürdige Unterdechant Sepmus Crisparkle, ein ächt christlicher Priester von seltener Reinheit, Demuth und Humanität des Sinnes, eine jener harmonischen und höchst anziehenden Gestalten, aus denen die Engländer sich längst gewöhnt haben ihr Ideal eines Landgeistlichen zusammenzusetzen; der Dechant dagegen und der Küster Mr. Tope nebst seiner Frau sind bloße Nebenfiguren. Edwin selbst, ein munterer, leichtlebiger Junge, der als Ingenieur nach Aegypten reisen will, ist nach beiderseitigem Einverständniß der Eltern verlobt mit der kleinen Rosa Knospe (die er Miezchen nennt), einer Pensionärin zu Cloisterham, die uns als ein äußerst liebliches, etwas neckisch verzogenes, aber mehr Geist und Gemüth, als sie gewöhnlich zu zeigen beliebt, auf dem Grund ihrer jugendlich reinen Seele tragendes Mädchen entgegentritt. Die beiden improvisirten Brautleute, wohl gerade weil man sie ungefragt zusammengebracht hat, können sich nicht recht in die ihnen auferlegte Lebensverbindung finden und entschließen sich endlich, das Zwangsband in ein rein geschwisterliches Freundschaftsverhältniß aufzulösen. — Hier findet sich denn auch gleich ein Muster jener meisterhaft bis auf die kleinsten physiognomischen Züge eindringenden Genrezeichnung, durch welche Boz über so viele andere Schilderer hinausragt; es ist das Gemälde des alten verschlafenen Städtchens Cloisterham, die kostbarste englische oder, wenn man will, niederländische Genrezeichnung, voll Humor und voll der feinsten Striche realen Lebens, ganz wie das Genre in der Malerei sie anbringt, das Beste, was die Engländer in dieser Kunst leisten; Boz ist gleich als ein Meister dieser Zeichnungsvirtuosität in die Literatur eingetreten und ist darin Meister geblieben. — Wir werden nun im Verlauf in die Pension der Fräulein Twinkleton, wo Rosa lebt, eingeführt und zugleich eingeweiht in alle die bekannten, halb ergötzlichen, halb widerwärtigen Einzelheiten des an stillen Intriguen und zur Schau getragenem Scheinwesen so reichen Lebens einer jungfräulichen Pensionsvorsteherin von ehrwürdigem Alter und ihres scheinlebigen Institutes; wir kennen Alle dieses Institutsleben, daß Gott erbarm! — Hierauf werden uns drei ganz verschiedenartige Originale vorgeführt: Da ist Mr. Sapsea, der Maire des Städtchens, in seiner Ausdrucksweise das studirte Konterfei Sr. Hochehrwürden, des Dechanten, mit Haut und Haar das Muster eines Esels als Typus der selbstgenügsamen und aufgeblasenen Dummheit. Da ist ferner Stein-Durdles, der grobe und meist besoffene Steinhauer und Grabsteinfabrikant des Städtchens, nebenbei ein verrannter Grübler nach alten Grabstätten der Kathedrale, in der er wie eine Katze herumklettert; neben hundert andern drolligen Eigenheiten hat er als drolligste die, daß er sich nach einer bestimmten Nachtstunde je für einen halben Penny aufs Mal von einem jungen Schlingel des Städtchens, „dem er so ein Ziel im Leben gegeben hat", mit

Steinwürfen heimzünden läßt. Da ist endlich Mr. Lukas Honeythunder, Hauptagent der philanthropischen Sekte in London, das wie ausgemeißelte, offenbar mit aller Liebe der spottenden Ironie gemalte Muster des sektenmäßigen Hochmuthes und des nacktesten, mürrisch widerwärtigen Egoismus in seiner abstoßendsten Form. Das ist wieder ein Hauptporträt, das diesen Herrn und seine ganze heillose Klasse, die eine der wenigst schönen, aber stärkst charakteristischen Seiten des englischen Lebens zeichnet, aufs Feinste trifft; launig genug, wie die Zeichnung folgendermaßen anhebt:

> Obgleich es nicht ganz buchstäblich zu nehmen war, wenn notorisch Ungläubige witzig von Herrn Honeythunder behaupteten, daß er seinen Nebenmenschen laut zurufe: „Verflucht seien Eure Seelen und Leiber, kommt her und werdet höherer Segnung theilhaftig!“ so war doch seine Philanthropie von jener explosiven Art, die es schwer machte, sie von leidenschaftlichen Feindseligkeiten zu unterscheiden.

Dieses Muster der Nächsten- und Menschenliebe überbringt nach Cloisterham in Neville und Helena Landleß ein von der Natur mit den besten Anlagen ausgestattetes, aber bis dahin von den Menschen arg mißhandeltes, in der Erziehung vernachlässigtes und vollständig menschenscheu gewordenes Geschwisterpaar, den Knaben Hrn. Crisparkle zur Erziehung, das Mädchen der Pension Twinkleton; beide gedeihen da, Neville unter des Geistlichen herzensguter und verständiger Leitung, Helena in der sofort emporgeschossenen innigen Freundschaft mit Rosa. Hr. Drood aber und der junge Landleß werden gleich beim ersten Zusammentreffen Feinde und haben eine heftige Scene mit einander, was auf den Verlauf der Geschichte bedeutend einwirkt. Hierauf wird uns das vierte Original vorgeführt in Hrn. Grewgious, dem Vormunde der Fräulein Rosa, einem Manne, der die Seelengüte, die Bescheidenheit, die Redlichkeit und Geschäftsgenauigkeit selbst ist, aber das Unglück hat keine Spur seines Geistes und Gemüths in der Erscheinung, dem Betragen und der Ausdrucksart darlegen zu können. Auch sein Porträt ist wieder ein Meisterwerk der Malerei von Dickens, und die Scene, wo der hölzerne Oheim, die personificirte auktionäre Rechentafel, sich seinem Mündel vorstellt und mittheilt nach dem Laufpaß von Notizen seines Taschenbuches, die er sich als Eselsleiter für das Gespräch hingezeichnet hat und nun bis auf die letzte Notiz „Abschied“ nach abgethaner Erklärung vorweg durchstreicht, ist von unübertrefflichem Humor. — Wir wohnen dem eigenthümlich stillen Hausleben des Junggesellen Mr. Grewgious bei; dabei wird uns als sein Angestellter in Bazzard ein mit Gott und der Welt unzufriedener unglücklicher Poet vorgestellt, dessen Dichterprodukte kein Mensch hören oder lesen will, und ferner wird uns ein Blick eröffnet ins Innere des seltsamen Herrn selber, und wir erfahren, daß dieser Vormund Rosa's, der das Kind wie seinen Augapfel hütet, einst eine tief verborgene Liebe zu dessen Mutter in sich trug. Dann folgt unter dem Titel „Eine Nacht mit Durdles“ eine geheimnißvolle nächtliche Wanderung von Jaspers und dem Steinmetz auf die Spitze der Kathedrale, deren Sinn und Bedeutung uns, so weit die Geschichte fortgeführt ist, nicht aufgeschlossen wird. Am Christtag Abend söhnen sich Edwin und Neville, beide übrigens in auffallend düsterer Stimmung, in Jaspers Hause aus; ein furchtbarer Sturm bricht los, die Beiden wandern noch an den Fluß, und am Morgen ist Edwin — verschwunden; seine Uhr und ein Stück Kleid werden im Wasser aufgefunden, weiter keine Spur. Der Verdacht eines an dem Vermißten begangenen Mordes fällt auf Neville, der in seinem Herzen eine stille Liebe zu Rosa, der Verlobten Edwins, trug und am Morgen nach dem Sturm, gerade über die Weihnachtstage, in der nach aller Welt Meinung diese zwei ihre Trauung hätten anordnen sollen, zu einer Wanderung für einige Zeit sich aufgemacht hat, offenbar um nicht die ihm peinliche Feierlichkeit mit ansehen zu müssen. Auf Jaspers Betrieb verfolgen ihn Abgesandte aus dem Städtchen und holen ihn ein; man inquirirt ihn, ohne auf irgend eine sichere Spur zu kommen, doch bleibt ein Flecken auf seinem Namen hängen, und der arme junge Mann wird wieder aus der Nähe seines treuen Lehrers, der einzigen Seele, die außer der innig ihm ergebenen Schwester bis jetzt im Leben ihm Liebe erwiesen, vertrieben. Nachdem wir ihn unter Mr. Honeythunders Auspicien, aber immer noch von den schützenden Blicken der beiden Ehrenmänner Crisparkle und Grewgious begleitet, in einem elenden Winkel studirend wiedergefunden, nachdem ferner unter den Namen Tartar und Datchery zwei neue und seltsame Personen ins Spiel geworfen worden, von deren Bedeutung für den Verlauf des Drama's wir vorläufig keinen rechten Begriff gewinnen können, wird uns am Ende des fünften Heftes ein Licht gegeben, das den verwickelten Knoten ganz

wesentlich lösen hilft; wir stehen offenbar an der Peripetie des Stückes. Auf einmal nämlich enthüllt sich in einer erschreckenden Beichte an Rosa das bisher in einem unheimlichen Halblicht gehaltene Wesen des Kantors Jasper: Der Mann, dessen Seelenleben uns wie ein finsteres Geheimniß entgegentrat, der sich in gewissen Momenten beherrscht und urplötzlich gepackt zeigte von einer unrationellen Macht, sei's vorübergehende Geistestrübung, sei's krampfartige Zuckung und konvulsivische Störung der Organe, der auf Rosa einen unerklärlich schreckenden und finster abstoßenden Eindruck machte, als fürchte sie von ihm etwas Ungeheures, dieser Mann erklärt sich selbst als regiert von einer wahrhaft dämonischen, an Wuth grenzenden Liebe zu eben dieser Rosa, der Verlobten seines Neffen, von einer Leidenschaft, die er aber selbstbeherrschend vor der Welt ins tiefste Geheimniß zu kleiden weiß; er erklärt ihr, daß er sie um jeden Preis, auch wider ihren Willen, besitzen, daß er jedes dritte Wesen, das sich zwischen ihn und sie zu stellen wage, unfehlbar vernichten will. Daher offenbar auch der bitter verfolgende Haß gegen Neville, in dem er angeblich den vermutheten Mörder seines überaus theuren Neffen anklagt, während der Instinkt der Leidenschaft in ihm einen neu aufsteigenden Rivalen herausgefunden hat. Und nun, was ist der Schluß, den wir ziehen müssen, den wir früher schon nach allerlei noch halbdunkeln Anzeichen ahnten? Daß wir es in Jasper mit dem Hauptträger der Handlung zu thun haben, mit einer grundverdorbenen Natur von diabolisch heftiger Leidenschaft, daß seine bis zur vernarrten Schwäche getriebene Liebe zum Neffen bloßer Schein war und er selber dessen Mörder ward, um ihm Rosa nicht lassen zu müssen. Der Schleier ist gelüftet, und was wir erwarten, das ist der Gang der Lösung und die besondern Enthüllungen, die er mit sich bringen muß. Jeder mag sich diesen Rest nun selber dabei konstruiren.

So viel über dieses letzte Werk als Fragment, in dem sich Boz nach allen seinen charakteristischen Grundzügen noch ebenso frisch und lebendig zeigt, wie je vorher. — Fassen wir nun diese Grundzüge selbst in ihrer Gesammtheit!

Es ist Nichts dagegen einzuwenden, wenn die englische Literaturgeschichte der Neuzeit bereits konstatirt hat, daß unter denjenigen Roman- und Novellenschriftstellern, die sich zum Ziele setzten, dieses Genre als lebendige Illustration für Fragen zu verwenden, welche die moderne Gesellschaft mit der größten Heftigkeit bewegen, nur zwei sind, deren Werke unter den markirtesten und hervorragendsten Erscheinungen der Literatur unserer Zeit eine ganz besondre Stelle einnehmen und gradezu eine neue Schule der englischen Novellistik begründet haben. Es ist Nichts dagegen zu sagen, wenn neben Dickens als zweiter William Makepeace Thackeray gesetzt wird, so ungleich auch in ihren Einzelzügen die beiden einander sein mögen. Dickens hat aber in seinen Gemälden aus dem Gesellschaftsleben mehr gethan, als Thackeray versuchte oder nur anstrebte. Sollten wir in ganz wenigen Perioden zusammenfassen, was die englische Kritik ihm zuzusprechen so ziemlich einstimmig geworden ist, so wären es etwa folgende Sätze: Seine Charakterzeichnung ist unnachahmlich kräftig und natürlich, die Geschichtsentwicklung in ihrem faktischen Ablauf immer interessant, und sie würde es noch mehr sein, wenn sie nicht zuweilen mit allzu vielen kleinlichen Einzelheiten sich belastet hätte. Seine Gewalt in der Aufregung des Gefühls reicht mit ganz gleichem Erfolge vom Grauen, das er oft zu sehr sucht und zu nackt aufträgt, um es absolut in uns aufzurütteln, bis zum schmelzenden Pathos, und von da bis zu einer nun schalkhaften, nun rührenden Breite des Humors, die er nicht selten bis ins Karikirte sich verziehen läßt. Es ist ihm nicht gegeben, sich in die höhere Welt der Ideale aufzuschwingen, und sein Tritt ist zu schwer für das besondere Feld romantisch-poetischer Meditation. Aber er wird kräftig und eindrucksvoll und erfinderisch mit dem Augenblicke, da sein Fuß auf den festen Grund des realen Lebens tritt; und nirgends ist er mehr in seinem Elemente, nirgends trägt er schärfere Beobachtung und wärmere Sympathien hinein als in Scenen, deren anscheinende Geringfügigkeit fast jede andere Feder ermüdet hätte, oder deren moralische Fäulniß sie vor Schrecken sich hätte abwenden machen.

Sollen wir diese allgemeinen Beobachtungen durch unsere persönlichen ergänzen, erweitern und individueller gestalten, so sei zur Abrundung des Bildes Folgendes beigebracht:

Boz hat einen ganz eigenartigen, von den übrigen Hauptvertretern des englischen Romans, in erster Linie also von W. Scott und Bulwer grundverschiedenen Charakter. Im Allgemeinen ist in ihm keine Spur von der groß angelegten Komposition jener beiden, von der strengen Durchführung eines besonders weiten und einheitlichen Planes, von Größe der Gestalten oder idealem Gehalt. Er trägt von Anfang bis zu Ende mehr

den Charakter des zufällig nach der Lebensbeobachtung Komponirten, des Genreartigen und Kleinen und daneben in den Einzelzügen des ausgesprochenst Realen. Was ihn lesen, was ihn vielen Kreisen ausnehmend beliebt macht, das ist ein sehr gewandtes Auge für alles mögliche Detail, für alle Zufälligkeiten und Schattirungen des Weltlebens; und sein zweiter, damit parallel laufender Grundzug ist der unerschöpfliche Humor, der die ganze spielende Auffassung der Lebensverhältnisse, die ihm zur Unterlage dienen, in immer frischen Strahlungen und mit keckem Scherz begleitet. Seine Scenen dramatisiren sich mit der leichtesten Gewandtheit, und ein guter Theil der bunt durch einander sich bewegenden Personen bleiben als Originale im Gedächtniß haften. In Bezug auf Wirklichkeit und Ideal spaltet sich seine Thätigkeit ganz entschieden, und je nach der Seite, die er dem Auge bietet, geht er auf der Linie vom puren Naturalismus zum Idealismus vor. Während die Detailzüge sammt und sonders mit der markirtesten Bestimmtheit der Beobachtung entnommen und absolut Kopien des Lebens sind, wird dagegen die Porträtirung im Ganzen durch das Gruppiren der Züge und ebenso wird der Gang seiner Geschichten so völlig zum rein erfundenen Phantasiebilde, daß er sich darin aufs Genaueste mit der französisch-romantischen Schule berührt, deren Schrecken er aus Londons Wirrsalen ebenso entschieden aufgreift und von einem ebenso tief dunklen Hintergrunde abhebt wie jene die Pariser, obgleich die Farben vermöge einer unauslöschlichen Zumischung natürlichen Humors hier weniger grell an die Oberfläche treten. Die Masse der in einander verwobenen Gestalten und Lebensscenen ist wahrhaft überraschend. Seine Fehler und Vorzüge sind übrigens weniger individuell, sondern liegen in einer ganzen Richtung des Novellenfaches, von der er freilich ein Hauptvertreter ist.

In den kleinen Erzählungen von ganz willkürlicher Erfindung ist Boz ein andrer und entschieden ansprechender als in den langen Romanen; in diesen ist ein sicherer Plan eigentlich kaum zu finden, und Geltung hat bloß die genreartige Scene, doch auch die stellt oft nur einen verrenkten Realismus dar. Seine Schriften haben meist den Anstrich, zu einem kapitelweis journalistischen Lesen zusammengeschrieben zu sein. Neben dem Verzerrten spielt das Abscheuliche eine große Rolle; so ist z. B. in „The life and adventures of Martin Chuzzlewitt, his relatives, friends and enemies“ das Verhältniß von Anthony und seinem Sohn Jones mit einer selbst im elendesten Leben wohl seltenen Rohheit durchgeführt. Er hat eine geläufige Gewandtheit, Ton und Sprache gewisser Stände nachzumachen; aber in dieser Nachahmung, wie in überwiegenden Partien seiner Erzählung, die oft einen unverhältnißmäßig spärlichen Inhalt haben, verfährt er mit der geschwätzigsten Breite, welche den Charakter einer gemüthlichen Plauderei annimmt. Ein starker Theil seines Erzählungsstoffes führt uns in die Schwindeleien und Betrügereien der beiden Welten ein und geht offenbar darauf aus, das Charakteristische aus diesem Gebiet einmal mit Bezug auf die jung emporgetriebene amerikanische Welt, dann mit Rücksicht auf die alten Kloaken europäischer Verderbniß, die Weltstädte, wie London, specifisch herauszuheben; immerhin geht daraus eine Reihe von Situationen hervor, die als Curiosa gelten können; es ist darin so zu sagen ein Realismus der phantastischen Willkür, wie sie sich bei ihm etwa auch im Wechsel der Personen und im Umspringen mit Zeit und Ort geltend macht.

Das Natürlichste und eigentlich Specifische an dem Talente von Boz ist die in den „Sketches“ repräsentirte Art, die ohne alle weitere Kombination eine ganze Reihe von unabhängigen Genrebildchen gibt, deren Charakteristisches ein durchaus freier Humor und eine viel geübte Beobachtung des Kleinen ist — überall porträtirbare Realität. Aber auch in größern Stücken („The posthumous papers of the Pickwick-Club“, „Nickleby“ ꝛc.) ist sehr wenig Komposition, dafür das durch willkürlichen und unbändigen Humor bestimmte Aneinanderreihen verschiedenartiger Abenteuer und Irrfahrten, Anekdoten und Bilder, die bunt durch einander gehen. Seine Farben, im selben Stück, sind schreiend verschieden, vom lachendsten Bunt bis zum finstersten Schwarz; bald überwiegt das Eine, bald das Andere. Die Personen, die Hauptspieler meist eine Art Abenteurer, sind gewöhnlich ganz markirt gezeichnet, oft zum Malen, gutentheils Originale, allerdings mehr nach des Verfassers launischer Phantasie als nach dem Leben. Nicht selten sind es Zerrbilder, so in der barocken, zerrissenen, überladenen Familiengeschichte des Martin Chuzzlewitt, zumal der alte Sonderling Martin und der spekulirende Heuchler Pecksniff, die am vollständigsten gezeichneten Gestalten; ihnen allen ist am Schluß die romanhafte Gerechtigkeit angehängt. Oder sie sind trotz der Versicherung des Autors doch wieder idealisirt; so im „Nickleby“ die Gebrüder Cheeryble und noch mehr ihre

Schützlinge mit ausgeprägt deutscher Gutmüthigkeit und einem Zuschnitte, der überhaupt nur in frühere Zeiten paßt. Von Werth sind seine sehr farbigen Schilderungen aus dem Volksleben, so die des Cricketspieles, der Parlamentswahl in einem Burgflecken, eines Fancydreßbankettes, einiger erbaulichen Gerichts- und Advokatenscenen, zumal einer köstlichen vor der Jury; das mit schlagender Lebenskraft erfaßte Bild der Yorkshirer Schule und ihres Vorstehers, der liebenswürdige Streit der sämmtlichen Chuzzlewitts um des feindlich gesinnten Erbonkels Gut, das sie gerne hätten, u. A. m. sind Dinge, die man von der Straße genommen nennen möchte.

Legen wir an zwei Beispielen seine leicht und einfach lieblichen Erfindungen freundlichen Charakters dar: „A christmas carol in prose“ und „The cricket on the hearth“, aus dem neuen Genre der Weihnachtsschriften seit 1843. Dort ziehen unter der Gestalt von Geistererscheinungen die verschiedenen Christtagabendfeiern in ihren ewig ansprechenden Bildern und Formen dem Geiste vorbei, und ihre eindringliche Lehre bekehrt einen verstockten, geizigen Sünder zum Menschenfreund. Es ist eine ganz rein gehaltene, weiter ausgeführte Variante etwa zu Jean Pauls „Traum eines Jünglings am Neujahrsabend“. Die Christtagfeiern selbst, Bilder aus dem Leben, sind innig sprechend, und es ist immer etwas Eigenes um ihren Geist; ihr auch in idealisirtem Kleide doch glücklicher Realismus, heimisch ergreifend, spricht hier tiefer zum Herzen als die zwar brillante Phantasie Jean Pauls. Das zweite Stück leidet zwar mehr als das ohnehin mit höherer Phantasie entworfene erste an den disparaten Elementen der verwirrenden und durch einander werfenden Laune; doch föhnt das durchaus Heimelige und Trauliche, das im Heimchengezirpe gleichsam den Schutzgeist des glücklichen Familienherdes singend einwirken läßt, mit den Unebenheiten aus, und in dem einen Bilde liegt anmuthende psychologische Wahrheit.

Nehmen wir als Muster der gelungenen unter seinen neuesten Werken die „Hard Times“, so begegnen wir einem wesentlichen Fortschritt. Composition und Inhalt haben gegen früher eine weit sicherere Konsistenz und Einheit angenommen, und hier erst läßt sich von Plan und ebenso von bestimmter Zeitanschauung reden. Die Erziehung zum Mechanismus und Materialismus, von den Männern der „Thatsache“ festgestellt, wenn auch in etwas bizarren Formen genommen, ist hier doch in ihren die Seele verderbenden und den Geist verrenkenden Konsequenzen das warnende Bild von der Grundkrankheit unserer Zeit. Die systematische Austrocknung jeder spontanen Seelenbewegung, eines der Momente unserer heutigen Weisheit, treibt da die Frucht ihres dürren Elendes. Die Blicke ins Arbeiterleben sind mit viel Gemüth aufgenommen, haben etwas ungemein Inniges, Anmuthendes und fesseln durch ihre psychologische Wahrheit. Der alte Stephan und Rahel, mit dem unabweisbaren Zauber des unabwendbaren Unglückes bekleidet, sind erhebende Lichtgestalten mitten aus den untersten Schichten heraus; bei ihrer Zeichnung hat eine wahrhaft feine Künstlerhand gewaltet, und sie heben sich von dem dunklen Grunde des Volkselendes und der Volksverderbniß mit fast verklärter Innigkeit ab. — Der Blick hat an Ernst und Tiefe sehr gewonnen, und die Seelenzustände sind mit dem vollen Verständnisse des Herzens dargelegt.

Aus sich und dem reichen Volksleben genährt, das er mit seltner Anschauungskraft erfaßte und mit nicht geringerer Frische und Schärfe schilderte, dabei von liebenswürdiger Gutmüthigkeit des Humors und vieler Herzenswärme, die ihr Talent gern der Unterhaltung und Belehrung zuwandte, hat Boz durch seine Volks-Romane und -Novellen einer ganz neuen Art einen hohen moralischen Einfluß auf alle Stände gewonnen.

Wer schließlich Boz mit dem zeitlich und räumlich ihm nächststehenden Bulwer zusammenhalten würde, der müßte auf die schlagendsten Differenzen kommen. Bei diesem philosophische Durcharbeitung des Stoffes, Größe der Reflexionen und der idealisirten Gestalten, Wahrheit und Hoheit des tief eindringenden psychologischen Blickes, Einheit und Großartigkeit der Kompositionen, die als volle und runde Ganze ihren Stoff erschöpfen, durchweg ein mehr reflektirter und durchstudirter Grundzug als der einer ursprünglich quellenden Eingebung und trotz der Freiheit und Feinheit der Beobachtung eine Betrachtungsweise, die ihn die einfache Wahrheit des realen Lebens nicht darzustellen fähig macht. Ganz anders Boz, reiner Realist, soweit es wenigstens Auffassung und Stoffaufnahme beschlägt, der mehr im Kleinen sich bewegende, eminent sichere Genrezeichner, der Töpffer des englischen Großstadtlebens. Im direkten Gegensatze zu Bulwer und durch und durch volksthümlich, was dieser nicht sein und nie werden konnte, gibt er sich der abstrakten

Reflexion und nie der idealisirenden Kombination hin; er malt und bildet, er schafft Gestalten und Farben, Fleisch und Blut, und seine Gedanken sind wandelnde Personen.

J. J. Honegger.

Beiträge zur neuesten vergleichenden Sagenforschung auf indogermanischem Gebiet. II. Eine der bekanntesten Sagenstoffe des griechischen Alterthums ist die Geschichte von Phädra und Hippolyt — vielfach hat sich die Dichtkunst, vornehmlich die dramatische, an diesem Motive versucht, und wenn auch die betreffenden Stücke des Euripides und Seneca keine weitere Verbreitung gefunden haben, Racine's Trauerspiel „Phädra" wenigstens ist durch unseren großen Schiller in so meisterhafter Weise den Deutschen zugeeignet, daß es längst auf der Bühne heimisch geworden und den an erschütternden Momenten reichen Stoff allgemein bekannt gemacht hat. Ganz der nämliche findet sich nun auch in der persischen Sage, und wieder ist es das Schâhnâme, in dem auch dieser poetisch gestaltet ist, und zwar in der Episode von Sijâwusch und Sûdâbe. Des Sijâwusch ist schon früher Erwähnung gethan, als eines mit allen Reizen leiblicher wie geistiger Schönheit ausgestatteten Jünglings, und wie Hippolyt fällt auch er dem furchtbaren Grimme verschmähter Liebe zum Opfer. Sûdâbe, des iranischen Königs Kai Kâwus zweite Gemahlin, von sinnlicher Leidenschaft verzehrt und gleich schnell zur glühenden Liebe wie zum glühenden Hasse bereit, hat heimlich ihr Auge auf ihren Stiefsohn Sijâwusch geworfen, dessen Bild sie nicht mehr aus ihrem Herzen zu reißen vermag, seitdem sie ihn einmal in seinen strahlenden Reizen erschaut. Gleich Phädra fühlt sie sich „durchschauert und durchflammt" von wilder Liebesraserei, und da er ihren Bitten, doch einmal das Frauengemach zu besuchen, den ganzen Stolz seiner Unschuld in den Worten entgegenstellt:

„Ein Lüstling bin ich nicht,
Laß ab, auf Trug und Listen sinn' ich nicht",

so weiß sie geschickt ihren Gemahl durch alle möglichen Vorwände dahin zu bringen, daß er selbst den Sohn auffordert, Sûdâbe's Wunsch zu erfüllen. Sijâwusch gehorcht diesem Wort des Königs, und als er eintritt in den Harem, erglänzt dieser in schönster Pracht, Moschusduft erfüllt ihn, Musik erklingt, Gesang erschallt, in den Bechern perlt feuriger Wein, und auf den Seidenpolstern des Throns von lauterem Golde, umgeben von den übrigen Frauen, ihren Töchtern und Dienerinnen, sitzt Sûdâbe im Juwelenschmuck, die Rubinenkrone auf dem Haupt, erstrahlend gleich dem Stern Sohail, mit duftigem wallenden Lockenhaar. Sie umarmt und küßt mit Gluth den Jüngling und kann sich gar nicht an seinem Anblick ersättigen. Beklommen und geängstigt durch diese Art der Liebkosung kehrt er bald wieder aus dem Frauengemache heim, aber aufs Neue weiß sie mit Hülfe des nichtsahnenden Königs ihn in ihren Kreis zu ziehen, und als er nun, der vergeblich dem Vater seinen Argwohn mitgetheilt und von diesem nur lächelnd mit der Erwiederung zurückgewiesen ist:

„Die Sorgen banne aus der Seele dir,
Denn Sûdâbe ist Mutter dir — es schlägt
Ihr Herz vor Liebe, die sie für dich hegt",

zum zweiten Male verlegen, bang und stumm den Harem betritt, fordert Sûdâbe ihn auf, unter den anwesenden Töchtern und Mädchen sich eine Gattin zu wählen. Dies Mittel erwirkt augenblicklich das, was zu erwirken ihre einzige Absicht war, nämlich daß alle Bewohnerinnen des Frauengemaches, schamerröthend und jede in froher Erwartung lebend, sich zurückziehen, und sie mit ihrem Stiefsohn allein zurückbleibt. Blitzschnell hebt sie den Schleier empor, und Sijâwusch in die Arme sinkend und ihre Lippen fest auf seine Wange pressend gesteht sie ihm, daß die von ihr vorgeschlagene Heirath nur zum Scheine vor sich gehen soll, daß sie selbst einzig und allein ihm ihr Herz geweiht habe und von ihm verlange, daß er ihr, der strahlenden Sonne, neben der die Uebrigen nur blassem Mondesschimmer glichen, den ersten Preis der Schönheit zolle. Mit glühenden Worten fleht sie um Gegenliebe:

„In Allem will ich mich dir willig zeigen,
So Leib als Seele geb' ich dir zu eigen,
Gewähren will ich, was du magst verlangen,
In deinem Liebesnetz bin ich gefangen!"

Sijâwusch, obgleich im Innersten empört, will sie doch nicht durch gänzliches Zurückstoßen allzusehr beleidigen, und erklärt sich, indem er den Hauptpunkt geschickt zu umgehen weiß, zur Heirath mit einer ihrer Töchter bereit. Als sie ihn aber zum dritten Male in ihr Gemach beruft, und noch einmal Worte heißer Liebe an ihn richtet, da wallt der Unmuth in ihm auf, und wie Hippolyt bei den Liebesworten der Phädra ausruft: „Vergissest du, daß Theseus dein Gemahl, daß er mein Vater?" so ruft auch Sijâwusch:

„Am Vater sollt' ich zum Verräther werden,
Ich sollt' ein schnöder Missethäter werden?
Du, Weib des Schâhs, du, Sonne seinem Thron,
Du lockst zu solchem Frevel seinen Sohn?"

und stößt sie mit Abscheu von sich zurück. Die Folge davon ist, daß nun von Ingrimm erfüllt die Verschmähte sich an ihm zu rächen sucht. Sie fürchtet seinen Stolz, und kurz entschlossen stellt sie wie Phädra in den Augen ihres Gemahls den Stiefsohn als den Versucher hin, der sie von Pflicht und Ehre habe abwendig machen wollen und liebeglühend Hand an sie zu legen gewagt. Zwar weiß sich Sijâwusch in überzeugender Weise von diesem bösen Verdachte zu reinigen, aber dennoch vermag der König nicht an Sûdâbe's Schuld zu glauben, er gedenkt der vielfachen Liebesbeweise, die sie ihm gegeben, und als sie endlich gar mit Hülfe von Zaubermitteln seinen Sinn zu bethören und ihn mehr und mehr auf ihre Seite zu locken weiß, da ist er vollends im Zweifel, wer hier Recht, wer Unrecht haben mag. Auch die Mobeds, die weisen Alten, vermögen keine endgültige Entscheidung herbeizuführen, und so wird schließlich ein Gottesurtheil zur Erforschung der Unschuld angestellt. Sijâwusch soll die Feuerprobe bestehen, und im vollen Vertrauen auf sein gutes Recht und des Himmels mächtigen Schutz erklärt er sich hierzu bereit mit den muthigen Worten:

„Ob auch ein ganzer Berg von Feuer loht,
Weit besser als die Schande ist der Tod!"

Er besteht die Probe glänzend, und Kai Kâwus, sein Vater, verurtheilt nun die treulose Sûdâbe zum Galgen, aber auf Sijâwusch' Bitten wird sie endlich doch noch begnadigt, und beide Betheiligte gehen also unversehrt aus diesem Konflikte hervor. Insofern scheint der Ausgang der persischen Sage bedeutend von dem der griechischen abzuweichen, und der persische Theseus ein etwas verständigerer und besonnener urtheilender Vater zu sein als der Heros des klassischen Alterthums. Aber es ist doch nur scheinbar, und der alte Spruch: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben" bewährt sich auch hier. Die orientalische Gestaltung der Sage zeichnet sich eben durch größere Fülle des Details aus, sie hat den Faden der Handlung weiter und länger ausgesponnen als jene, das Endergebniß ist trotzdem in beiden ziemlich dasselbe. Sûdâbe lockt durch alle möglichen Künste den schwachen König, der allgemach wieder in heißer Liebesleidenschaft für sie erglüht, mehr und mehr in ihre Netze und schürt seinen Argwohn gegen Sijâwusch, um diesen doch noch zu verderben. Und das gelingt ihr nur zu gut. Als auf einem Feldzuge gegen Turan Sijâwusch mit dem Feinde gegen Stellung von Geißeln einen Vertrag abschließt, verlangt der von Sûdâbe mit Mißtrauen erfüllte König, empört über seinen Sohn, von ihm die Auslieferung der Geißeln, um sie zu tödten. Sijâwusch entzweit sich mit dem Vater über diesen von ihm geforderten Wortbruch und flüchtet sich nach Turan, dessen König ihn gastfreundlich aufnimmt und ihm sogar seine Tochter zum Weibe gibt. Im reizenden Lustorte Gangdis, der Stadt

„mit hochgethürmten Schlössern,
Mit Rosenhainen, sprudelnden Gewässern,
Mit Gärten voll Cypressen und voll Cedern,
Mit Ruhebänken und mit warmen Bädern",

wo Hirsche und anderes Gewild sich in reicher Fülle tummeln, alle Hügel von Pfauen und buntfarbigen Fasanen wimmeln, wo der Sommer nie heiß und der Winter nie kalt ist, wo süß und klar alle Quellen strömen und Frühling herrscht das ganze Jahr hindurch — dort verbringt der jugendliche Held in seinen Schlössern mit den wolkennahen Kuppeldächern und den Prachtsälen bei Musik und Gesang wonneselige Tage. Aber heimlich schleicht das Unheil heran, ein Verräther weiß dem König von Turan den Verdacht einzuflößen, als stehe Sijâwusch im Einvernehmen mit dem Feinde, voll wilden Hasses schickt dieser eine Mörderrotte aus, und unter ihren Streichen fällt des unschuldigen Jünglings Haupt. Laut wehklagt nun Kai Kâwus, der Vater, daß er einst seinen Sohn aus seinen Reichen verjagt, wehklagt wie Theseus, als er den schrecklichen Erfolg seiner an Neptun gerichteten Bitte um Bestrafung Hippolyts vor Augen sah; Rustem aber, der starke Held, des Sijâwusch Freund und Waffenbruder, entbrennt in glühendem Rachegefühl, und die erste, die seinem Grimme zum Opfer fällt, ist Sûdâbe, die tückische Stiefmutter, denn sie hat unaufhörlich des Königs Abneigung gegen seinen Sohn genährt und ist so mittelbar die Haupturheberin von dessen Tode geworden. An den Haaren faßt er sie, reißt sie vom Throne herab, schleppt ihre Glieder im Staube dahin und trennt ihr endlich das Haupt vom Rumpf. Dann erst zieht er gegen Turan zu Felde und übt auch da die blutigste Wiedervergeltung.

Zu diesem Phädrastoffe bieten übrigens auch manche andere morgenländische Literaturen ein bedeutsames Pendant. Die ganz ähnliche biblische Geschichte von Joseph und der Gemahlin des Potiphar ward zuerst von Muhammed in der zwölften Sure des Koran weiter ausgeführt, und auf Grund dieser Erzählung bemächtigte sich dann vorzugsweise die

persische Poesie des interessanten Stoffes. Schon Firdûsi schrieb neben seinem „Schâhnâme" ein großes Epos: „Jussuf und Zuleicha", und nach ihm haben sich viele bedeutende Poeten daran versucht, mit größtem Glück aber Dschâmi, der letzte hervorragende Dichtergenius Persiens, dessen gleichnamiges Epos von Rosenzweig in Text und metrischer Uebersetzung herausgegeben ist. Auch in dem aus 1001 Nacht von Scheihzâde bearbeiteten türkischen Volksroman „Die vierzig Vezire" bildet eine solche Phädrageschichte, ebenfalls mit günstigem Ausgange für den unschuldigen Stiefsohn, die Einkleidung, so zu sagen den Rahmen des ganzen, eine Menge von kleineren Erzählungen umfassenden Werkes, das von Behrnauer trefflich verdeutscht ist.

Verlassen wir jetzt das „Schâhnâme" und wenden wir uns zu dem zweitgrößten Dichterheroen Persiens, dem schon mehrfach genannten Nisâmi, der im 12. Jahrhundert lebte und wirkte und in dem die romantische Epik ihren höchsten Gipfelpunkt erreichte. Auch er liefert uns, vornehmlich in einem seiner Werke, dem „Hest Peiker", eine interessante Parallele zu einem bekannten Stoff des Abendlandes. „Hest Peiker oder die sieben Schönheiten" ist ein umfangreiches episches Gedicht, das die Liebesverhältnisse des persischen Fürsten Behrâmgûr (so genannt, weil er ein leidenschaftlicher Jäger des Gûr oder Wildesels war) zu sieben schönen Prinzessinnen behandelt, die er alle zu gleicher Zeit geheirathet und denen er sieben mit verschiedenen Farben und Edelsteinen ausgeschmückte Prunkgemächer eines eigens dazu erbauten prachtvollen Palastes zur Wohnstatt angewiesen hatte. Jeden Tag der Woche pflegte er nun, in die Farbe des betreffenden Zimmers gekleidet, eine seiner Gemahlinnen zu besuchen und sich von ihr durch eine anmuthige Erzählung, die stets mit dem Lob der speciellen Farbe schloß, unterhalten zu lassen. Von diesen sieben Erzählungen, die also den Hauptbestandtheil des ganzen Werkes bilden, ist nun die hier einschlagende die vierte, die Behrâmgûr von der slavischen Prinzessin vernimmt und die zur Heldin eine russische Fürstentochter hat. Diese zuerst von Franz von Erdmann in Text und Uebersetzung herausgegebene Episode ist ein überraschendes Seitenstück zu der durch Schiller in so vorzüglicher Weise aus dem Italienischen übertragenen oder vielmehr nachgebildeten und veredelten Gozzi'schen Tragikomödie „Turandot", deren Stoff entschieden aus dem Orient entlehnt ist und mit unserem Nisâmi'schen Märchen wahrscheinlich eine und dieselbe gemeinsame Urquelle hat, wenn sich das jetzt auch nur noch in den gleichen Hauptmotiven, nicht mehr in der sehr von einander abweichenden Detailausführung erkennen läßt. In der Charakterzeichnung der Heldin ist die Aehnlichkeit der beiden Erzählungen am überraschendsten. Turandot wie die russische Fürstentochter sind beide Frauen von höchster Schönheit, von erhabenem Sinn und seltenem Geistesadel, die gütig gegen alle Welt nur ein Laster, unbezwinglichen Stolz, besitzen und jeden Mann hassen und verabscheuen, weil sie in ihm den übermüthigen Unterjocher des Weibes, den wilden Jäger schauen, dem jede Schönheit zur Beute fallen muß. Beide werfen sich gleichsam zur Rächerin ihres beleidigten Geschlechtes auf, indem sie dem stolzen Männervolke, das nach ihrer Meinung keinen andern Vorzug als rohe Kraft vor dem Weibe voraus hat, den Krieg erklären, bis sie endlich doch die Uebermacht seines Geistes anerkennen müssen, und selbst von der Liebe Macht bezwungen, mit ihren eigenen Waffen geschlagen, frei dem Zuge ihres Herzens folgen und dem erkorenen Gatten in die Arme sinken. „Ein Weib zwar an Gestalt, ein Mann an Weisheit reich", so charakterisirt Nisâmi im Allgemeinen die Tochter des russischen Herrschers und malt dann in den glühendsten Farben, mit den überschwänglichsten Bildern bis ins Kleinste hinein ihre unvergleichliche Schönheit, ihren cedergleichen, hohen und schlanken Wuchs, überhaupt alle ihre äußeren Reize wie nicht minder auch ihre trefflichen Geistesanlagen aus. In allen Fächern des Wissens ist sie bewandert, den Lauf der Gestirne, die geheimen Kräfte der Natur kennt sie und weiß sie zu gebrauchen, und Witz und Scharfsinn stehen ihr in reichstem Maße zu Gebot. Aber hart und stolz wendet sich ihr Herz von den Männern ab, nichts will sie von Liebe wissen, und da der Ruf ihrer Schönheit zahllose Werber aus allen Gegenden herbeilockt, so sinnt sie auf ein wirksames Mittel, um sich vor dem Ungestüm der verhaßten Freier zu retten und ihre unumschränkte Freiheit vor der Gefahr zu bewahren, einem Manne unterthan und damit für immer vernichtet zu werden. Sie begnügt sich aber nicht mit dem Aufgeben von spitzfindigen, unlöslichen Räthseln allein, wie Turandot, sie erfindet noch schwerere, unübersteigliche Hindernisse, die erst besiegt werden müssen, ehe der kühne Freiwerber überhaupt vor ihr Angesicht treten und auf die Fragen dieser Sphinx Rede und Antwort stehen darf. Und darin zeigt sich wieder die reichere, üppigere Phantasie der

Orientalen, die gerade auf diesem Gebiete des Phantastischen und Märchenhaften keine Grenze noch Schranke kennt. Mit Einwilligung ihres Vaters, der sich gleich Altoum in Gozzi-Schiller erst lange geweigert, dann aber doch schwach genug gewesen ist, dem Wunsch seiner geliebten Tochter zu willfahren, hat sich unsere russische Heldin auf einem abgelegenen Berge eine feste Burg erbaut, in der sie, von reichen Schätzen umgeben, wohnt, und den zu dieser Veste führenden steilen Pfad mit Talismanen aus Erz und Stein verwahrt, die, ausgenommen des Schlosses Wächter, Jeden, der sich unüberlegt in sie hineinstürzt, vernichten. Will nun trotzdem noch Jemand um ihre Hand werben, so muß er zuvor folgende vier Bedingungen erfüllen, deren Erlaß nebst ihrem eigenen Porträt am hohen Altan der Stadtpforte angeschlagen ist. Erstens muß er von gutem Ruf und makelloser Tugendreinheit sein, zweitens die Talismane siegreich aus dem Wege räumen, drittens, wenn er sie erlegt und in sichere Fesseln geschlagen, mit ihnen sich bei der Prinzessin melden und Stand und Namen nennen, und viertens endlich am Hof ihres Vaters in der Hauptstadt, wohin er in ihrem Gefolge zu reisen hat, verschiedene tief versteckte Räthselfragen lösen. Wer dies nicht erfüllt, fällt unrettbar als Opfer, und wie in Peking auf Turandots Befehl werden auch hier die Köpfe der Wagehälse zum warnenden Exempel mit ihrem blutigen Schopf am Stadtthor aufgehängt. Viele edle Jünglinge unternehmen nun, gereizt von der himmlischen Schönheit, das Wagestück, aber alle unterliegen, geben Haupt und Leben in dem grausamen Spiele dahin und ernten als Lohn für ihre Tollkühnheit und thörichte Verblendung nichts, als was bei Schiller mit den kurzen, treffenden Worten ausgedrückt ist:

„Der Khan besetzt die fürchterliche That,
Doch ungerührt frohlockt die stolze Schöne!"

Da endlich naht ein Prinz aus angesehenem Fürstenblut, von schöner Gestalt, edelmüthigem beherzten Sinn und hoher Geisteskraft dieser Gegend und wird beim Anblick ihres Bildes ebenfalls von glühender Liebe für die herzlose Schöne entflammt. Aber weniger vorschnell als Kalaf, der sich gleich lieberasend in das Wagniß hineinstürzt, kämpft dieser lange Zeit einen harten Kampf zwischen seiner Leidenschaft und der Furcht vor dem gräßlichen Ende, und sehr bezeichnend sagt Nisâmi von ihm:

„Er war im Herzen voll Verlangen Nacht und Tag,
Nicht Nacht war ihm die lange Nacht, der Tag nicht Tag!"

In seiner Rathlosigkeit geht er schließlich zu einem kundigen, in allen geheimen Künsten erfahrenen Greise, und als dieser ihn wohl instruirt hat, beginnt er seinen Kriegsplan zu entwerfen, schließt — ächt orientalisch — mit den Geistern einen Bund und macht sich nun mit dem festen Vorsatz:

„Entweder fall' des Haupts Tiare in den Staub,
Ja oder schmück' das Haupt mit neuem frischen Laub"

auf den gefahrvollen, verderbendrohenden Weg zu der Burg. Glücklich überwindet er die Talismane und dringt gewappnet bis an das Thor der Veste vor, wo er von der durch seine ungeahnten Erfolge überraschten Schönen den Bescheid erhält, zur Stadt zurückzukehren und dort noch zwei Tage zu harren, bis sie sich an ihren Vater gewendet und mit ihm Rücksprache genommen. Die Bürger aber geleiten den siegreichen Jüngling im Triumphzuge in die Mauern der Stadt heim und geloben feierlich, sich gegen den Schâh zu empören, wenn er diesen nicht zum Eidam erküre, ihn vom Throne zu stürzen und diesen tapferen Prinzen selbst zum Herrscher zu erwählen. Die russische Turandot setzt sich indessen mit ihrem Vater ins Einvernehmen, und obwohl sich in ihr bereits die Liebe zu dem schönen, mannhaften Jüngling regt, kann sie doch die Härte ihres Herzens noch nicht ganz überwinden und beschließt, es noch auf die letzte Probe mit den Räthseln ankommen zu lassen, um auch Beweise seines Scharfsinns zu erhalten. Diese Räthsel haben nun eine ganz eigenthümlich orientalische Fassung, und auch wohl nur ein Orientale mit dem spitzfindigsten Grüblergeist war von allen Sterblichen im Stande, sie zu lösen — jeder Andere würde selbst bei allem Aufwand von Geistesschärfe die richtige Antwort auf die von der Prinzessin gestellten geheimnißvollen Fragen gewiß niemals gefunden haben. Der Schâh richtet nämlich ein großes Gastmahl an, zu dem alle Edlen des Reiches und auch der prinzliche Freiwerber geladen werden, und als man tüchtig geschmaust, besteigt der Herrscher den Thronsitz, die Gäste reihen sich um ihn herum, und die verschleierte Schöne nimmt nun zunächst zwei Perlen aus ihrem Ohrgehäng und läßt sie dem Prinzen überreichen. Das ist die erste Räthselfrage. Er löst dieselbe glücklich dadurch, daß er den beiden Perlen drei andere zufügt und diese fünf seiner angebeteten Geliebten zurücksendet. Der Sinn der Frage war, wie die Prinzessin ihrem Vater später erklärt:

„Ich meinte durch der beiden Perlen glanzvoll Bild,
Daß mir das kurze Leben nur zwei Tage gilt",

und er beantwortet den seinen Sinn derselben sehr treffend dahin: „wenn es auch fünf Tage sind, es geht trotzdem im Nu vorüber", wobei man zum näheren Verständniß wissen muß, daß dem Perser das Bild von fünf Tagen für dies kurze, vergängliche Erdenleben ein ganz geläufiges und tausendmal von Dichtern angewandtes ist. Die Prinzessin schreitet zur Aufgabe des zweiten Räthsels, indem sie diese Perlen zusammen mit Zucker in eine Schachtel legt und wieder an den Prinzen befördert. Das heißt: dieses kurze Leben von fünf Tagen ist reich an Sinnenlust, und schließt also die Frage in sich ein, wie diese am besten aus demselben getilgt und durch edlere Gefühle ersetzt werden könne. Der Prinz mit rascher Geistesgegenwart gießt Milch auf diesen Zucker, wodurch derselbe geschmolzen wird, und deutet damit höchst sinnig einestheils die innige Verschmelzung zweier Liebenden an, nach dem Ausspruch des großen persischen Dichters Dschâmi:

„Paar Gleich mit Gleichem wohl, und Gleich mit Ungleich laß,
Weil Oel und Wasser dies, doch Milch und Zucker das",

anderntheils aber auch, daß ebenso, wie durch einen Tropfen klarer Milch der Zucker weggelöscht wird und verschwindet, auch die bloße gemeine Sinnenlust durch die völlige Seelen- und Leibesverbindung von zwei gleichgestimmten Liebenden vernichtet oder doch wenigstens veredelt und geläutert wird. Diese Proben überraschenden Scharfsinns beim Prinzen haben nun bereits den letzten Rest von Stolz und Härte aus dem Herzen des Mädchens verscheucht, nicht länger kämpft sie wie Turandot mit sich selbst und sucht dem Geliebten neue Qualen zu bereiten, sondern fest entschlossen, die Seine zu werden, gibt sie nun durch die Fassung der dritten Räthselfrage ihm schon genugsam ihre Liebe und ihre Einwilligung zur Ehe mit ihm zu erkennen, indem sie einen Ring vom Finger zieht und dem Prinzen überreicht. Er sieht darin mit Recht ein Liebesunterpfand, und gibt an sie eine Perle zurück, die sie schnell so deutet:

„Er sagte mir durch diesen Edelstein,
Er werd' ein Gatte mir gleich einer Perle sein."

Damit ist nun eigentlich das Räthselspiel zu Ende; was noch folgt, ist bloßer symbolisch-allegorischer Firlefanz im morgenländischen Geschmack, der aber dem Prinzen keine weiteren Nüsse zu knacken gibt. Die Schöne fügt nämlich der von ihm erhaltenen Perle noch einen kostbaren Hyacinth bei, löst des Busens Band, d. h. die Perlenschnur auf ihrem Busen, und

„Verleibt sodann dem Bande alle beide ein,
Denn beide sollten eins, nicht mehr, nicht minder sein."

Sie bekennt sich also dadurch als seine fortan von ihm unzertrennliche, mit ihm eins gewordene Gattin. Endlich nimmt sie noch eine andere Perle und läßt sie dem Prinzen überbringen, der seinerseits zu derselben einen himmelblauen Siegelring legt und ihr beides zurückstellen läßt. Sie steckt den Ring an den Finger, die Perle ins Ohr und ruft dann ihrem Vater freudestrahlend zu:

„Mein Glück erkenne du in diesem meinen Freund,
Der als der einz'ge mir für meine Wahl erscheint,
An dem ich den Gemahl gefunden, dessen Geist
In allen Gegenden der angestammte heißt.
Und wenn die Einsicht wohl sich unter Freunden gleicht,
Mein Wissen seinem Geist doch nicht das Wasser reicht." –

Auch dieses morgenländische Seitenstück zu einem im Abendlande geläufigen Stoff steht keinesfalls vereinzelt da. Unter den von Herrn von Haxthausen im ersten Bande von „Transkaukasia" mitgetheilten armenischen Märchen kehrt derselbe in ganz ähnlicher Weise wieder und wird auch da als ein seinem Ursprunge nach wahrscheinlich persischer aufgeführt; und in dem großen türkischen Volks- und Sittenroman von Sidi Batthâl, einem poetisch wie kulturhistorisch überaus interessanten Ueberreste altmorgenländischer Literatur (der demnächst in Text und Uebersetzung von dem Verfasser dieser Skizze veröffentlicht werden wird), findet sich ebenfalls eine ähnliche weibliche Heroine, Adana, die Tochter des Königs Hamiran, die nur dem Ritter ihre Hand reichen will, der sie im Einzelkampf besiegt, und endlich in dem Helden des Romans selbst ihren Meister findet. Auch die arabische Erzählung von der Heldentödterin (in des Verfassers „Morgenländischen Studien" in der Novelle „Kampf und Sieg" frei bearbeitet) bietet eine interessante Parallele dazu.

Noch manche andere interessante Parallelen mit unserer Sagenwelt ließen sich aus der persischen Poesie anführen, wir wollen uns aber damit begnügen, hier nur noch eine der bedeutsamsten eingehender zu besprechen, und mit dieser unsere Skizze beschließen. Es ist das ein Seitenstück zu Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde", das sich in dem schon Eingangs erwähnten und von dem trefflichen Orientalisten und Uebersetzer Professor Graf in Meißen jüngst durch eine auszugsweise metrische Nachbildung einem größeren Kreise zugänglich gemachten „Wis und Râmin" aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts findet. Beide Dichtungen, die persische wie die deutsche, zeichnen sich durch gleiche Formvollen-

dung, durch gleichen Schmelz der Darstellung und gleiche Meisterschaft in der Charakterzeichnung und Seelenmalerei aus, in beiden ist dasselbe Motiv mit der größten psychologischen Wahrheit und Tiefe poetisch und künstlerisch durchgeführt, die unbezwingliche, den ganzen Menschen überwältigende und alle Schranken der Sitte, der zu Recht bestehenden Moralgesetze durchbrechende Gewalt der Leidenschaft, das lodernde Feuer der sinnlichen Liebe mit allen ihren dem feineren Gefühl Hohn sprechenden Verirrungen und bedenklichen Situationen. Und nur insofern verletzt das persische Epos bei weitem mehr als das Lied Gottfrieds von Straßburg unsere innersten Empfindungen, weil der darin zum Austrag gebrachte Ehebruch wirklich für die beiden Betheiligten einen günstigen Ausgang nimmt, sie nicht in dem Widerstreit von heißer Liebesleidenschaft und strenger Sittenpflicht zu Grunde gehen, sondern am Ende gar noch triumphiren und über der Leiche des schmählich betrogenen Ehemannes sich zum gesetzlichen Bunde die Hände reichen. Der Anfang des persischen Gedichtes ist freilich ein ganz anderer als in unserem, aus einer britischen Quelle geflossenen Epos; aber so verschieden die Fäden auch sind, die am Anfange der beiden Erzählungen gesponnen werden, sie führen im weiteren Verlauf doch zu dem vollkommen gleichen Resultate, zu ehelicher Untreue der Heldin aus heißer Liebesgluth zu einem Dritten und zum fortwährenden schamlosen Betrug gegen den angetrauten Gemahl. Bei einem prachtvollen Fest erblickt der König Mobed, der in unserem Epos später die Rolle von Tristans Oheim Marke zu spielen hat, unter den perigleichen Schönen als schönste die Schahrû und begehrt ihre Liebe. Als sie ihm nun aber erklärt, daß ihre größte Schönheit längst dahin und daß sie einen Gemahl ihr eigen nenne, dem sie schon eine Reihe stattlicher Söhne geboren, da ersucht der König sie, ihm für den Fall, daß der Himmel ihr noch eine Tochter bescheere, diese zum Weibe zu geben, worüber ein förmlicher Vertrag zwischen beiden aufgesetzt wird. So ist der verderbliche Knoten geschürzt, und mit Recht begleitet der Dichter dieses Moment seiner Erzählung mit den sinnigen Versen:

„Sieh, wie viel Unglück sie heraufbeschworen,
Daß sie vermählten, die noch nicht geboren!
Des Dunkelfarb'gen hat gar viel die Welt,
Was dem Verstande schwer zu bill'gen fällt.
Was das Geschick von Knoten weiß zu schlingen,
Kann dem Verstand zu lösen nicht gelingen." —

Viele Jahre nachher gebiert nun Schahrû wirklich eine wunderbar schöne Tochter, Wis; und gerade als diese, zur Jungfrau herangewachsen, von der Mutter ihrem Bruder vermählt werden soll, kommt der Bezir des Königs Mobed, um die Erfüllung des alten, vertragsmäßig festgesetzten Versprechens zu begehren. Wis weist ihn mit den schnöden Worten zurück:

„Kann die Cypresse an die Brust ich drücken,
Wie sollte mich ein dürrer Baum beglücken?",

auch die Mutter will von dem alten Uebereinkommen nichts wissen, aber Mobed ruht nicht, zettelt Krieg gegen ihren Gemahl und den für Wis bestimmten Bräutigam an und sucht während dessen durch unermeßliche Schätze und Versprechungen aller Art Schahrû's Herz zu kirren und seinem Wunsche geneigt zu machen. Endlich gelingt ihm das auch, heimlich bei Nacht wird er von der Mutter ins Schloß gelassen, er ergreift Wis und führt sie als sein Weib fort nach Merv, seiner Residenz. Unterwegs aber erblickt Râmin sie, der jüngere Bruder des Königs, der Tristan des persischen Gedichtes, der, mit ihr von derselben Amme auferzogen, seit seiner Kindheit heimlich für sie geglüht, und nun aufs Neue in das heftigste Liebesentzücken geräth. Und während Wis in Merv traurig dasitzt, und die herbeigeeilte Amme gleich ihrer Kollegin in Romeo und Julia sie vergeblich mit ihrem Geschick auszusöhnen sucht, vergeblich ihr vorstellt, wie zwar eine Perle ihrer Hand entfallen, ihr dafür aber von Gott ein kostbarer Edelstein geschenkt sei, wie der Himmel ihr einen silbernen Apfel genommen, um ihr dafür eine goldene Apfelsine zu reichen, wird Râmin von seiner Leidenschaft fast verzehrt. Endlich knüpft er mit der Amme selbst Unterhandlungen an, und diese, so recht „auserlesen zu Kuppler- und Zigeunerwesen", thut Alles, um Râmins Reize vor Wis in das rechte Licht zu stellen und Liebe für ihn in ihrem Herzen zu erwecken. Mit Strenge weist diese zuerst solches Ansinnen zurück, aber die Listen und Ränke der Amme, ihre schmeichlerischen, berückenden Reden machen sie allmählich willfähriger, sie wird freundlicher für Râmin gestimmt, und als sie ihn einmal vom Gartensaal aus erblickt, da ist es um sie geschehn.

„Der Div der Liebe trat ihr wild entgegen,
Die blut'ge Kralle ihr an's Herz zu legen,
Er zog und riß, bis er dem Geist Verstand,
Dem Herzen Ruh', der Wange Farb' entwand."

Zwar bändigen Scham und Gottesfurcht noch eine Zeit lang ihre Triebe, wie es auch von Meister Gottfrieds Isolde heißt:

„Die Schöne stritt dawider
Und sträubte sich noch Schritt für Schritt.
Sie wehrt' und sperrte sich gar sehr
Und versenkte so nur mehr
Die Hände und die Füße
In die verfangende Süße
Des Mannes und der Minne.
Was auch Isolt gedachte
Und sich Gedanken machte,
So war nicht dies noch das daran
Als Minne nur und Tristan.
Und geschah das all verschwiegen.
Doch sehr im Streite liegen
Mußten Herz und Augen dort,
Trieb die Scham die Augen fort,
Die Minne fand das Herz bereit" —,

aber die Drohung der Amme, sie zu verlassen, wenn sie nicht Râmin erhöre, besiegt sie endlich ganz, sie duldet, daß Râmin zu ihr kommt, als der König einmal abwesend ist; in beiden entbrennt die alles verzehrende Flamme der heißesten Sinnengluth, und von nun an wird dem arglosen Mobed ein Betrug und ein täuschender Streich nach dem anderen gespielt, die der persische Dichter alle nicht minder gewandt und mit nicht geringerem Talent als unser Gottfried von Straßburg ausführlich beschreibt. Der Verlauf der Geschichte ist nebenbei in beiden Gedichten ziemlich derselbe, Wis weiß des Königs Argwohn, der nach und nach doch rege geworden, immer wieder zu beschwichtigen, und als er sich endlich nicht mehr übertölpeln lassen will, geht sie sogar darauf ein, in einem Gottesurtheil ihre Treue zu beweisen, gerade wie Isolde, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie diese durch eine listige Erfindung, die sich übrigens gerade so in indischen und mongolischen Märchen wiederfindet, wirklich den Meineid vermeidet und aus der Feuerprobe unversehrt hervorgeht, sondern schon in dem Augenblick, als der Holzstoß angezündet wird, mit Râmin das Weite sucht und fern in Rai, in der Wohnung eines seiner Freunde fünf Monate lang, wie Tristan mit Isolde in der berühmten Grotte, mit ihrem Geliebten selige Tage verlebt, „das Herz für die Lust geöffnet, die Thüre für die Welt geschlossen". Nichtsdestoweniger verzeiht der schwache König wieder der Ungetreuen und nimmt sie und Râmin aufs Neue zu Gnaden an — ja! sie weiß ihn sogar nochmals von ihrer ungetheilten Liebe zu ihm zu überzeugen, während sie ins Geheim natürlich ihren Verkehr mit dem Geliebten fortsetzt. Neue Scenen erfolgen, gleich Marke ist der König Mobed von ewigen Zweifeln geplagt, ob seine Gattin denn wirklich treulos oder nicht sei, und wie jener spricht auch er:

„Ist hier Schuld oder ist sie nicht?
Schuld, sprach er, meiner Treuen ja!
Schuld, sprach er, meiner Treuen nein!"

Endlich jedoch kommt es zu einem großen Eklat, in Folge dessen sich nun Râmin wirklich zu einer ernstlichen Trennung von Wis entschließt, in die ihm vom König großmüthig verliehene Statthalterschaft abreist und dort, gerade wie der wankelmüthige und die Veränderung liebende Tristan nach der Trennung von seiner ersten Isolde in die zweite Isolde Weißhand, so sich in eine strahlende Schöne Gûr verliebt und mit dieser vermählt. Er geht in seiner Treulosigkeit sogar so weit, die Liebe zu Wis auf ewig abzuschwören und ihr einen harten Absagebrief zu schreiben, der sie so tief kränkt, daß ihr, wie der Dichter sagt, „eine Hölle im Innern brannte, während sie außen heiter war wie das Paradies". Bald aber wird er dieser seiner neuen Gemahlin überdrüssig, die Sehnsucht nach Wis erfaßt ihn, auch diese theilt ihm brieflich ihr Verlangen nach ihm mit, und so vereinigen sich beide wieder, nachdem sie zuvor noch jeder den beleidigten Unversöhnlichen gespielt. Hier gehen nun die beiden Epen, das deutsche und das persische, auseinander. Tristans Herz bricht bekanntlich eher, als die von ihm herbeigerufene erste Isolde bei ihm anlangt, und sie stirbt dann vor Gram. Der persische Dichter gibt dem Ganzen einen guten, wenn auch nicht gerade auf unser beleidigtes Gefühl versöhnend wirkenden Abschluß. Râmin nämlich faßt den verzweifelten Entschluß, den lästigen König sich für immer vom Halse zu schaffen, bemächtigt sich seiner Schätze, bringt mit Hülfe derselben ein großes Heer zusammen und tritt nun offen seinem Bruder Mobed als Feind entgegen. Es kommt zum Kampf, und der König fällt auch wirklich, aber nicht durch brudermörderische Hand, sondern durch einen wüthenden Eber, der ihn zerreißt; Râmin besteigt den Thron, heirathet Wis und lebt mit ihr noch lange Jahre in sehr glücklicher und kinderreicher Ehe.

Dr. Hermann Ethé.

Nekrolog.

Mühlmann, Gustav Eduard, Oberlehrer an der Thomasschule in Leipzig, trefflicher Schulmann, bekannt durch schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiet der Philologie, † in Leipzig am 18. Oktober, 58 Jahre alt.

Müller, Professor, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen, Verfasser guter literarhistorischer Werke, längere Zeit Redakteur der „Zeitung für das Großherzogthum Posen", auch Stadtrath, † in Posen am 20. Oktober.

Saller, Karl Friedrich Jakob, Landamman, Nationalrath, Vorstand des Justizdepartements im Großen Rath, bekannt als Dichter, Verfasser der Schauspiele: „Die Nonne von Wyl", „Grafen von Toggenburg" ꝛc., geboren 1817 in Wyl, † Anfangs Oktober in St.-Gallen.

Scott, Dr., Professor der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität von Aberdeen, eine bekannte wissenschaftliche Größe Englands, † am 17. Oktober zu Leven Fifeshire.

Wolfram, Joseph Stephan, Professor der Philosophie an der Universität Warschau, früher Lehrer am Marienghmnasium in Posen, tüchtiger Gelehrter, † am 15. Oktober in Warschau, 45 Jahre alt.

Neue Bücher.

Hamann, J. G. Wegweiser zu dem Magus im Norden, von J. Disselhof. Elberfeld, Langewiesche.

Kriß und Heliand. Eine Studie von E. Behringer. Berlin, Ebeling.

Schneckenburger, M., Deutsche Lieder. Stuttgart, Mehler.

Kunst.

Balfe, Michael William, bekannter Musiker und Komponist, ist laut Telegramm aus London vom 21. Oktober in Romney Abbey, Hertfordshire, gestorben. Er war geboren am 15. Mai 1808 in Dublin, spielte schon mit 7 Jahren öffentlich ein Violinkoncert und erhielt 16 Jahre alt die Stelle als Dirigent des Orchesters im Drury-Lane-Theater. Im Jahr darauf ging er zu seiner Ausbildung nach Italien, trat 1827 als Bariton in Paris auf, widmete sich aber bald fast ausschließlich der Komposition und lieferte von 1829—62 zahlreiche Opern. Am bekanntesten ist sein „Bohemian Girl".

Bock, Cornelius, Professor der Kunst- und Literaturgeschichte an der Universität Freiburg, † daselbst am 18. Oktober.

Schulz, Franz, talentvoller Architekt, Professor am Josephs-Polytechnikum zu Pesth, bekannt durch seine Restaurirung des königlichen Schlosses Vajda-Hunyad, † am 22. Oktober in Pesth im 32. Lebensjahre.

Wizgall, Konrad, Landschaftsmaler in Wien, † daselbst am 18. Oktober, 113 Jahre alt.

Archäologie.

Julius Braun. „Die Namen fast aller Götter sind aus Aegypten nach Griechenland gekommen." Diesen wichtigen Satz stellt kein Geringerer auf als Herodot. Wie aber er diese kühne Behauptung nicht ohne Ueberlegung und Kritik ausgesprochen haben wird, so hat sie seit alten Zeiten die bedeutendsten Forscher des Alterthums vielfach beschäftigt und nicht nur auf die religionsgeschichtliche Seite, sondern auch auf andere Partieen der Alterthumswissenschaft einen bis in die Gegenwart reichenden Einfluß geübt*). Zwar bei den hervorragendsten selbständigen Geistern der Griechen, Thukydides, Plato, Aristoteles, fand Herodots Meinung keinen Anklang; auch Apollodor, Diodor von Sicilien und Plutarch stimmen ihm nicht bei, und Manetho, der große Aegyptologe, erhebt sogar ausdrücklichen Widerspruch gegen ihn und wirft ihm vor, über Aegypten Vieles erlogen zu haben. In der christlichen Zeit aber wurde theils das ganze Heidenthum vorzugsweise auf die Geschichte der Bibel zurückgeführt und für ein verunstaltetes Juden- oder Christenthum erklärt (vergl. von den späteren dieser Schriften die des J. Mirus 1720 und Sepp, Heidenthum und Christenthum, 1853), theils durch etymologische Forschungen die griechischen mythischen Namen auf semitischen Ursprung zurückgeführt (z. B. von S. Bochart, N. Comes u. A.). C. G. Heyne, der sich um die bessere Erfassung der Aufgabe der Philologie in Deutschland überhaupt große Verdienste erwarb, nennt zwar die sogenannten Kolonisten Kadmus, Danaus, Kekrops und Pelops die Missionäre des Orients, blieb aber, wie selbst sein Schwiegersohn Heeren meint, bei der Anwendung seiner Grundsätze auf die griechische Mythologie, wenigstens in der früheren Zeit, darin etwas zu beschränkt, daß er sie sich zu wenig in Verbindung mit der Mythologie anderer Völker dachte und den Einfluß von diesen darauf gering schätzte.

Epoche machte Fr. Creuzers Symbolik, worin der Zusammenhang der Mythologieen aller alten Völker besonders berücksichtigt wird. Er theilt die Mythen „in theologische und nichttheologische: die theologischen sind die ältesten. Was die griechische Menschheit von letzteren besaß, hatte sie fast alles aus dem Oriente". Als Ursitz der religiösen Kultur der alten Völker sieht Creuzer die baktrische Gegend an, für die

*) S. K. Meinardus, Studien über den Zusammenhang der ägyptischen und griechischen Religion. Bremen 1858.

Verpflanzung der religiösen Ideen aber nimmt er hauptsächlich Herodot zum Führer und bezeichnet als Vermittler zwischen Aegypten und Hellenen die argivische, die thrakische und samothrakische, die attische, die pelasgische Kolonie in Thesprotien und die dodonäische Priesterniederlassung, vielleicht auch die vertriebenen Hykſos. Außer Aegypten nennt er noch Libyen und noch mehr Phönikien als Stammländer griechischer Religion. Wenn nun aber so „Griechenland auf dem Wege war, ziemlich priesterlich und so zu sagen orientalisch zu werden, so konnte diese Art von Religion in griechischer Luft und auf griechischem Boden nicht gedeihen. Die Hellenen vertrieben die Pelasger, d. h. lehnten sich auf gegen fremdartige Priesterformen; nach dem Erlöschen der alten Geschlechter wurde Sitte und Verfassung, Denken und Dichten immer mehr abgewandt vom Tiefsinnigmorgenländischen, wurde verständlicher, heller, aber auch inhaltsleerer".

Gegen Creuzer erhoben sich sofort zwei große Gegner: G. Hermann und J. H. Voß, und bekämpften ihn; jener mit wissenschaftlichem Ernst wider die Willkür der Mythenvergleichung und die launenhafte Spekulation über Namen und Thatsachen, dieser aber mit der größten Leidenschaftlichkeit und höchst ungebührlichen Zornesergüssen nicht nur gegen den „schamlosen Geschichtsfälscher" Creuzer, sondern auch gegen alle „Pfaffen" des Alterthums, die Orphiker, orientalischen, ägyptischen und hellenischen Priester und den Vater der pfäffischen Geschichtsfälschung, Herodot. Auch C. A. Lobeck verfolgte in seinem Aglaophamus die Creuzersche Richtung mit manchen Sarkasmen, ist jedoch von der Vossischen Inhumanität und Rusticität weit entfernt und urtheilt viel unbefangener.

Mit Entschiedenheit und großem Einfluß auf seine Zeitgenossen und Nachfolger bis in unsere Tage trat insbesondere auch K. O. Müller dem mythologischen System Creuzers entgegen und machte das Princip der Autochthonie der griechischen Mythen mit einer noch nicht dagewesenen Konsequenz und Energie geltend. Ihm folgten u. And. F. G. Welcker und G. Grote. „Der griechische Glaube war ein ursprünglicher, ein spontanes Produkt vieler verschiedenen Stämme und Oertlichkeiten, das erste des griechischen Geistes, der vollständige Inbegriff des Vorraths der Erkenntniß jenes Zeitalters. Erst seit Psammetich begann Aegyptens Einfluß und wirkte in verschiedener Weise zur Gestaltung des seit Hesiod in den Vordergrund tretenden mystischen Elements mit, neben asiatischen Einflüssen." L. Preller aber erklärt: „daß ausländische Elemente (in die griechische Religion) eingedrungen sind, ist nicht zu verkennen; aber nirgends ist dieser Einfluß so groß gewesen, daß er die Eigenthümlichkeit der hellenischen Mythenbildung bedingt hätte".

Doch blieb auch Creuzer nicht ganz ohne Bundesgenossen: Gesenius, Ewald und Movers, welche den wichtigen Einfluß Phöniciens auf die hellenische Religion nachwiesen; vor allen aber L. Roß in einer Reihe von Schriften und Aufsätzen und E. Röth in seinem Hauptwerke: „Geschichte der abendländischen Philosophie", dessen erster Band schon durch seinen Titel: „Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unserer speculativen Ideen" die Tendenz des Ganzen verräth. Beide erklärten mit kühnem Muthe die vermeinte kritische Behandlung der Alterthumsforschung als unkritisch und die Ansichten ihrer Gegner über griechische Religion und Kunst als eine fanatische Ueberschätzung der Griechen.

Der bedeutendste Schüler Röths (und zugleich ein eifriger und dankbarer Anhänger von Movers und J. Grimm) ist jedenfalls Julius Braun, der nicht nur durch eine staunenswerthe Belesenheit und die umfassendste Kenntniß aller einschlägigen religionsgeschichtlichen Urkunden, sondern auch durch vielfache Autopsie der alten Kulturſitze sich auszeichnet, indem er Italien — dieses besuchte er 1865 nochmals —, Aegypten, Palästina, Kleinasien und Griechenland bereiste, um überall selbst genau zu untersuchen und zu prüfen. Geboren im Jahr 1825 zu Karlsruhe, studirte er nach den vollendeten Gymnasialkursen (1843) an der Universität Heidelberg Theologie, wurde aber zugleich von Röths Vorlesungen über die Geschichte der abendländischen Philosophie mächtig angezogen, so daß er sich den kunstgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Studien zuneigte. Nachdem er im Jahr 1848 die philologische Staatsprüfung bestanden, wollte er als akademischer Lehrer sich ganz den Alterthumsstudien widmen, zuvor aber noch den Quellen ägyptischer und asiatischer Weisheit mit eigenen Augen nachspüren. Der Entschluß ward auch muthig und rasch ausgeführt: er reiste über Rom durch Italien nach Aegypten, wo er die Wunder der alten und neuen Welt, die Pyramiden, Obelisks und Sphinxe genau untersuchte und mit prüfendem Blicke betrachtete. Nachdem er bis zu den Nilkatarakten bei Philä vorgedrungen, wandte er sich

nach dem heiligen Lande und Kleinasien; seine Sehnsucht, auch die welthistorischen Stätten von Babylon, Ninive und Persepolis zu besuchen, mußte er aus Mangel an Mitteln ungestillt lassen. Dafür aber widmete er jenen beiden hochwichtigen Ländern und insbesondere dem klassischen Boden der Ilias desto größere Aufmerksamkeit. „Ein Ritt zu den Gräbern des Achilleus, Ajas und Antilochos in der Ebene von Troja, über den Simois und Skamander bis zum dürren distelbewachsenen Hügel, der einst die heilige Ilios trug, brachte die Homerischen Fragen, vor allem die frei schaffende Persönlichkeit des Dichters gegenüber den unverantwortlichen Sünden germanischer Gelehrsamkeit zu klarem Bewußtsein. Auf dieser Höhe ist einst auch Homer gesessen und hat sich die Ilias zurecht gelegt in die Formen und Maße dieses Feldes. Aber außer den menschlichen Kräften, die im Staub dieser Ebene sich hin und wieder wälzen, läßt er andere aus den Wolken steigen, und darf für seine Götter sich nach weiteren Warten umsehen, den fernen Idagipfel landeinwärts und die blaue Kuppe von Samothrake draußen im Meer. Wir sagen nicht, daß der Plan einer Ilias in einer Stunde gefaßt wurde, sie hat sich ihm sicher erst nach langen Jahren zusammengebaut; aber der ganzen gewaltigen Ordnung liegt der eine feste Blick in dieses Feld zu Grunde." Das sind die Einleitungsworte zu einer so klaren und anziehenden Analyse der Ilias, daß er gleichsam ein vollendetes Gemälde des alten Völker- und Götterkampfes vor unsern Augen entrollt. Es muß diese meisterhaft durchgeführte Gliederung jenes dramatischen Epos den Lesern angelegentlichst empfohlen werden. Vergl. Braun, Kunstgeschichte, II, S. 206 ff. Sie und die gleich herrliche Analyse der Odyssee (ebendas. S. 368 ff.) sind es vornehmlich, die in Brauns öffentlichen Vorträgen vor einem gemischten Publikum wahrhaft begeisternd wirkten.

Nach einem Besuch in Konstantinopel ging auf den Pfaden der Odyssee, langsam von Insel zu Insel durch das ägäische Meer, die Fahrt nach Griechenland. „Korinth, Sparta, Pylos, Phigalia, Olympia und Pindar, Ithaka und die Odyssee, Delphi, der Helikon und Hesiod, Theben und Eleusis sind die Meilenzeiger seiner Studien." Nachdem er im Jahr 1852 f. noch eine Reise nach Paris und London zu den Kunstschätzen des Louvre und des britischen Museums unternommen, ging er an die wissenschaftliche Ausarbeitung seines längst gefaßten Planes, den Kulturzusammenhang aller alten Völker nachzuweisen. Zugleich hielt er akademische Vorlesungen zu Heidelberg, welche sich durch ihre eigenthümliche plastische Darstellung und die Lebendigkeit des Vortrags vorzüglich auszeichneten und die Zuhörer ungemein fesselten. Seit 1860 bekleidete er eine Professur in Tübingen, gab aber, da er sich hier nicht heimisch fühlte und seine Lehrthätigkeit beengt sah, dieselbe auf und siedelte nach München über, wo er, literarisch äußerst thätig, eine feste Stelle an der Akademie der Künste oder an der Hochschule zu erlangen hoffte. Aber bevor dieser wohlberechtigte Wunsch ganz in Erfüllung ging, endete eine schleichende Brustkrankheit sein Leben im Alter von 44 Jahren am 22. Juli 1869.

Als erstes Werk veröffentlichte Braun als Docent in Heidelberg die „Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur, Mannheim 1854", worin er bereits die Grundgedanken seiner Ansichten über den wesentlichen Einfluß Aegyptens auf die Religion Homers und Hesiods und über die asiatisch-ägyptischen Wirkungen auf die Architektur des sogenannten dorischen und jonischen Stils ꝛc. aussprach. Welches Aufsehen diese durch ihre Frische und die lebendige Sprache und durch den auf das Große und Ganze gerichteten Blick des Verfassers sich auszeichnende Schrift erregte, dürfte auch aus einer eingehenden Anzeige erhellen, die ihr der berühmte Fragmentist des Orients in der „A. A. Zeitung" widmete. (Fallmerayer, Gesammelte Werke, III.)

Was Braun in den Studien und Skizzen mit Grazie angedeutet und für ein größeres Publikum ohne gelehrte Nachweise geboten hatte, erhielt nun Ausführung in die Weite und Tiefe in der „Geschichte der Kunst", 1856 — 58, Wiesbaden, und der „Naturgeschichte der Sage", 1864 f., München. Jenes Werk, das die Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle*) Völker der alten Welt auf dem Boden der Ortskunde nachzuweisen sich zur Aufgabe setzt, ist eine vergleichende Archäologie. Doch nicht bloß das räumliche Verhältniß der Gegenstände zu einander wird darin klar gemacht, sondern es ist mit der topographischen Anordnung auch die Chronologie verbunden, allerdings nur im Ganzen und Großen, so daß dem, der nicht mit der Karte in der Hand zu studiren, sondern in einem Buch nur zu blättern oder an die altherkömmliche Eintheilung in Kapitel und

*) Der 3. Band, der Etrurien und Rom umfassen sollte, ist leider nicht erschienen, doch ein theilweiser Ersatz dafür gegeben in den „Historischen Landschaften", Stuttgart 1867.

Paragraphen gewohnt ist, die Dinge manchmal sehr chaotisch und unchronologisch vorkommen mögen. Braun legt gegenüber der bisherigen Kunstgeschichte, die er bloße Formengeschichte nennt, das größte Gewicht auf den Inhalt der Monumente und den innigen Zusammenhang der Kunst mit der Religion und Literatur. „Alle drei Entwickelungen müssen, wenn das Ganze Lebenskraft und Saft gewinnen und nach außen verständlich werden soll, zu gleicher Fülle anwachsen und sich eng umflechten. Aber alle diese drei Entwickelungen ruhen auf dem Boden der natürlichen und ökonomischen Verhältnisse. Wir müssen also die Länder kennen, müssen wissen, was sie einst, was sie jetzt und in aller Zwischenzeit zu nähren im Stande waren." Die Form dieser Kunstgeschichte besteht nicht in einer möglichst abstrakt und philosophisch gehaltenen Darstellung, sondern ist in eine ideale Reise gekleidet, durch welche der Leser unmittelbar zu den Denkmalen in anmuthiger Weise geführt wird. Während die gewöhnliche Auffassung in jedem Baustil den unverkennbaren Ausdruck eines Nationalcharakters finden will, stellt Braun den Satz auf: „Jede Nation kopirt von ihrem in der Kultur vorgeschrittenen Nachbar, so viel sie nur immer kopiren kann, und eine originale Kultur kann niemals aufkommen, wenn eine andere entwickelte bereits daneben liegt". Der sogenannte dorische Stil findet sich nach Braun in seiner ersten Ursprünglichkeit in den Felsengrotten nördlich vom Dorfe Beni Hassan, wo die Tempelsäulen den einfachen dorischen Schaft von 16 Kanten mit 16 flachen Hohlstreifen dazwischen aufweisen; derselbe verjüngt sich nach oben, ist gedeckt und überragt von einer viereckigen Platte, die den Fels zu tragen scheint, mit dem sie eins ist. Diese Platte ist nichts als der Rest des viereckigen Pfeilers, aus dem die Säule geschnitten wurde. Dagegen finden sich in den Grotten südlich von jenem Dorfe Säulen, welche augenscheinlich eine Nachahmung von Pflanzenformen, des Lotos, geben. Dieser als der schmuckreichere Stil hat bereits in Aegypten über den einfachen und schmucklosen den Sieg davongetragen, daher letzterer im neuen Reich sich nicht findet, aber dafür den Weg ins Ausland gefunden hat, nach Griechenland, wohl durch die Pelasger*), diese „Pioniere der Kultur", die Braun für eine aus Aegypten hinausgeschobene Welle semitischer Bevölkerung erklärt. Die meisten alten und ältesten Tempelsäulen Griechenlands zeigen das Sechzehneck, das in naturgemäßem Fortschritt aus dem achteckigen, wie dieser aus dem viereckigen Pfeiler gewonnen war, während der spätere griechische Stil das gefälligere Zwanzigeck wählt.

Der sogenannte jonische und korinthische Baustil dagegen gehört Niniveh und Phönikien, vielleicht bereits Babylon an, da er der gemeinsame Stil Asiens schon in unberechenbar alter Zeit ist, und die Jonier Kleinasiens eben nach dem griffen, was sie zunächst vor sich sahen, d. h. nach dem babylonisch-ninivitischen Stil. Damit stimmt auch Wiseman (Reden und Vorträge, übersetzt von Reusch, 1859): „Man möge in Layards erstem Werke die Beweise dafür nachsehen, daß alle Schönheiten der griechischen Ornamente und der Geschmack in der Benützung derselben bei der Anfertigung von Waffen, Gewändern und Geräthen bis in das Kleinste hinab in den assyrischen Skulpturen sich wiederfinden". Aber auch in den Bauwerken dieses Stils ist z. B. die Thüre mit ihrem Rahmen, der in drei leichten Stufen sich nach innen vertieft, und mit dem krönenden Hohlgesims darüber eine rein ägyptische Form; auch der Boden Babyloniens verräth in überaus zahlreichen Spuren (Pyramiden, Obelisken, Sphinxen, Skarabäen ꝛc.) das Hereinlagern ägyptischer Kultur.

Noch wichtiger und von Braun selbst für bedeutender gehalten ist die „Naturgeschichte der Sage", indem dieses Werk es unternimmt, einen Ordnungsplan aufzustellen für das ganze unermeßliche Chaos der menschlichen Ideenwelt in allen Sagen, Systemen, Religionen von Island bis Aethiopien, Indien und Mexiko hinüber. Es will zeigen, daß die menschliche Kultur nicht an zwei verschiedenen Plätzen, etwa in Aegypten und Innerasien (wie bisher üblich), oder gar an noch mehreren von vorn anfing, sondern daß der Menschheit geistiges Grundkapital am ältesten Kultursitz, in Aegypten, in allem Wesentlichen schon vorhanden war und von dort historisch weiter geschoben wurde nach Chaldäa, von da aber sowohl nach Indien als nach dem europäischen Norden, zu den Hebräern und Phönikern, wie nach Griechenland und Italien. In der That eine riesige Arbeit!

Jenes geistige Grundkapital der Menschheit aber, das von den Aegyptern auf alle andern Völker vererbte, besteht in einem System von kosmischen Begriffen und einem Bündel menschlicher Sagengeschichte. Inmitten einer weltumfangenden Urgottheit unterschied man einen innenweltlichen Schöpfergeist (Eros, Logos) und

*) D. i. Pelischtim, Philistäer: auch Kiepert hält sie für einen semitischen Volksstamm; sie waren eben Phöniker.

den Urfeuergott (Phtah), die Göttinnen Himmel und Erde, die Göttinnen Oberer Raum und Unterwelt, Sonnen- und Mondgott. An diese Götter, welche Theile der Welt sind, hat als zweites Element eine Gruppe sagengeschichtlicher Figuren sich angehängt. Es ist Agathodämon, der sterbliche Beherrscher des goldenen Alters, sein feindlicher Sohn oder Bruder Kronos und ihre Kinder, Osiris, Typhon ꝛc. Was man auch später von kosmischen Kräften auf diese sagengeschichtlichen Häupter herabzog (auf Agathodämon und Osiris alle wohlthätigen Schöpfungskräfte, in ihre Gemahlinnen Rhea und Isis die ganze weibliche Hälfte der Natur ꝛc.) — sie sind von Ursprung rein menschlich und nichts Anderes als ein vorhistorisches vergöttertes Königshaus mit all seinen menschlichen Schicksalen und Leiden, Schandthaten und Tugendproben. Beide Elemente, kosmische und sterbliche Götter, werden aneinander gereiht als Regenten der ägyptischen Urzeit in unmittelbarer Folge. Diese Reihe der ägyptischen Patriarchen oder Götterregenten ist es, die uns wieder begegnet, und zwar großentheils noch mit denselben Namen in der Urgeschichte eines jeden Kulturvolkes. Nur ist ein ägyptischer Patriarch auf fremdem Boden auseinander gegangen in so viel neue Figuren, als er daheim schon verschiedene Namen oder Auffassungen hatte; und ebenso ist es begreiflich, daß andere Figuren aus dem ägyptischen Namen des Nilgottes, andere aus seinem semitischen Namen sich entwickeln konnten.

Nach Braun sind es nur wenige Ideen, deren die Menschheit überhaupt fähig ist und die allerdings im ältesten Aegypten schon vorhanden waren. Aus der ägyptischen Ursage stammt der Sagenvorrath aller Völker und hat durch allmählige Verschiebung jene mannichfaltigen Formen, jene dankbaren Motive für Kunst und Dichtung gewonnen. Die ägyptische Theologie und Philosophie war ausgebildet, jenes Herabschmelzen der kosmischen Begriffe auf sagengeschichtliche Häupter war vollständig durchgedrungen, bevor der ägyptische Ideen- und Sagenkreis sich nach Babylon und von dort aus in die übrige Welt auf den Weg machte. Um aber diesen Weg verfolgen zu können, muß das ganze menschliche Kulturbereich umfaßt, müssen alle Merkmale des Weges beachtet werden.

„Grundgesetz der menschlichen Geistesnatur ist es, nie etwas neu zu erfinden, so lange man kopiren kann*). Auch die Aegypter sind nur darum original, weil sie nichts mehr vor sich hatten, was sie kopiren konnten. Aber sie sind es, denn in ihrem System steht jeder Begriff noch an seiner rechten Stelle, ist mit Nothwendigkeit erfordert, aber nur ein einziges Mal vorhanden, während die fremden Kosmogonieen denselben Begriff unter verschiedenen Namen wiederholen — zum deutlichen Beweise, daß sie nur die Trümmerstücke eines aus den Fugen gegangenen fremden Systems auffammeln." Indeß erklärt Braun diese ägyptische Originalität nicht für die höchste, sondern sie ist nur die der Kindheit, nicht die des Mannesalters. Diese tritt ein, wenn eine Persönlichkeit oder Nation alle vorhandenen Kulturelemente in sich aufgenommen und dann noch die Kraft besitzt, darüber hinauszugehen und frei zu schalten mit den überkommenen Elementen. So ist die hellenische Dichtung original geworden mit Homer, die bildende Kunst mit Phidias, die Philosophie mit Aristoteles, während alles, was in jedem dieser Gebiete den genannten Namen vorausgeht, ein mit dem Ausland gemeinsames Gut vorstellt.

Den Einwurf, es sei die Zeit zu einer solchen Mythenvergleichung und die Zurückführung aller Sagen auf ihren Grund und Ursprung noch nicht gekommen, und die Quellenverdächtigung weist Braun mit Entschiedenheit und guten Gründen zurück. Die Verdienste seines Lehrers Röth erkennt er dankbar an, gibt aber zu, daß dieser vielfach geirrt habe, erstens darin, daß er sich in Gegensatz zu der Champollionschen Schule setzte, weshalb die Mehrzahl seiner Hieroglyphenlesungen falsch sei; zweitens, daß er die Tendenz kosmische und sagengeschichtliche Elemente zu vermischen für späten Mißbrauch erklärte; drittens darin, daß er Figuren wie

*) In dieser schroffen Allgemeinheit aufgestellt, möchte der Satz auf lebhaften Widerspruch stoßen und hat auch in der That Braun zahlreiche Gegner erweckt. Soll eine Wahrheit darin liegen, daß nie etwas Neues erfunden würde, so lange man kopiren könne, so müßte dies Gesetz auch auf die Kunstgeschichte, Literatur ꝛc. anwendbar sein. Nun mag es zusammenfassenden Geistern wie Braun vergönnt sein nachzuweisen, daß z. B. romanischer, gothischer Stil, Renaissance und Rococo nichts als Fortentwicklung und Kopie ein und desselben Urstiles sei, doch liegt auf der Hand, daß damit die Erkenntniß des Neuen, was jeder einzelne dieser grundverschiedenen Stile enthält, völlig verwischt wird. Die Wahrheit möchte sein, daß gar keine Fortentwicklung ohne einen größeren oder kleineren Theil neuer Erfindung möglich ist. Gilt dies Gesetz aber vom Baustil, so wird es ebenfalls von der Literatur, von der Sage und Mythenbildung gelten müssen. Die neue Hinzuerfindung wird sich ebenso als „Grundgesetz der menschlichen Geistesnatur" herausstellen. Dies weiter nachzuweisen und zu begründen kann natürlich hier nicht der Ort sein.

A. der Red.

Herakles, Prometheus ꝛc. nicht auf das richtige Urbild zurückführte; endlich vorzüglich darin, daß er eine zweite Urquelle menschlicher Ideen und Sagen, die uranfängliche Selbständigkeit des arischen Vorstellungskreises annahm.

Die „Naturgeschichte der Sage“ ist jedenfalls Brauns Hauptwerk, welches ihn lange überleben und seinen Namen erhalten wird, wenn es auch vorerst noch viel zu wenig gekannt und gewürdigt ist. Allerdings ist sein etymologisches Verfahren manchmal ein zu gewagtes, ich möchte sagen, extravagantes, aber in den meisten Fällen wird man seiner Darlegung die Anerkennung nicht versagen dürfen. Man kann dieses Werk weder todt schweigen, noch durch Schmähungen zu Grunde richten. Braun selbst gibt zu, daß manche Bausteine seines Gebäudes durch bessere zu ersetzen sein werden durch die fortschreitende Forschung, doch habe das für's Große und Ganze nichts zu sagen. Indeß wird es vor allem darauf ankommen, noch näher zu erforschen, wann und unter welchen Verhältnissen die Aegypter im Nilland sich niedergelassen haben, welche Stellung unter den Völkern ihnen und ihrer Sprache zukommt; und Bunsens Satz: „Aegyptens Bildung, obwohl uralt, ist doch nicht die älteste, sie stammt vielmehr aus Asien“, bedarf einer neuen Erwägung. Wenn sich aber auch herausstellen sollte, daß Braun in der enthusiastischen Bewunderung Aegyptens zu weit ging und diesem Lande gegenüber die Originalität der andern Nationen nicht hoch genug anschlug, den Begriff der Imitation zu schroff auffaßte und auf die Ausbildung und Vollendung überlieferter Lebenskeime zu wenig Nachdruck legte; daß die babylonischen, persischen, phönikischen, hellenischen ꝛc. gemeinsamen Momente der Religion auf uraltem Zusammenleben dieser Völker mit den Aegyptern in Asien (etwa Iran) beruhen, so ist es doch das große Verdienst Brauns, mittelst seiner bewunderungswürdigen Fülle der Gelehrsamkeit diese Gemeinsamkeit, wenn auch vielleicht von einem falschen Standpunkt ausgehend, nachgewiesen zu haben; sein Grundsatz, daß es nur wenige ursprüngliche Ideen der Menschheit gebe*), bleibt auch dann aufrecht, und seine Ansicht von der Vermischung der kosmischen und sagengeschichtlichen Elemente ist jedenfalls richtiger, als die Zurückführung beinahe aller Mythen auf die Eos oder die Wolken u. dergl. Aus Natursymbolen und Symbölchen Götter, aus faden Allegorieen ganze Religionen entspringen zu lassen, ist absurd und psychologisch unmöglich. Wenn man überhaupt, gleichviel in welchen Mysterien, den Eingeweihten nur hohle Allegorieen geboten hätte oder das Sprüchlein, daß der Gott Osiris, Adonis ꝛc., d. h. die Natur im Winter stirbt, im Frühling wieder auflebt, würde nicht auch der Einfältigste dem Hierophanten ins Gesicht gelacht haben? Die vielfachen Beziehungen Griechenlands und dessen reger Verkehr in Kunst und Wissenschaft mit den Phönikern und Aegyptern, Völkern von anerkannt älterer und höchst bedeutender Kultur, sind seit den scharfsinnigen Untersuchungen von Movers u. a. nicht mehr abzuweisen und finden die Annahme davon bei den Alterthumsforschern endlich immer mehr Eingang.

Schon ein Jahr nach dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Naturgeschichte der Sage“ trat er die „Historischen Landschaften“ aus Licht, mit der Aufgabe, die erlesensten Theile der alten Historien landschaftlich illustrirt in Scene zu setzen. Es sind Schilderungen von Moses und dem Hebräerzug, von Pythagoras, Jerusalem, dem Alexanderzug, von Hannibal, Rom und Karl dem Großen, gleich meisterhaft in der großen Sorgfalt auf die Darstellung als genau in der Sicherung des historischen und mythischen Thatbestandes. Die in den beiden vorausgegangenen Werken niedergelegten Ansichten finden sich allenthalben auch hier wieder, nur werden einige kleinere Irrthümer daselbst auf Grund neuerer Forschungsresultate berichtigt.

In den letzten zwei Jahren seines Lebens beschäftigte sich Braun vorzüglich mit dem Studium des Islam und dessen Anhängern. Die Frucht dieser Beschäftigung sind die „Gemälde der mohammedanischen Welt“, Leipzig, Brockhaus, eigentlich ein opus postumum, da Braun nur die ersten Korrekturbogen noch erlebte, die Herausgabe des Ganzen aber von Professor Carriere besorgt und bevorwortet wurde. Auch hier schildert Braun die Natur als Grundlage der Kultur, den Boden, auf welchem die Geschichte sich bewegt, im Zusammenhang mit ihren Ereignissen und Ergebnissen; auch hier zeigt er, wie im Glauben und in der Sitte des Volks die Ueberlieferung des grauen Alterthums und der Sage ebenso fortwalten, als die Ruinen der verflossenen Jahrhunderte in unsere Zeit hineinragen. Wir begleiten den Islam von seiner Entstehung an bis zu seinen jüngsten, unsern Tagen angehörigen Sekten; es werden

*) Dieselbe Behauptung spricht Benfey aus in der Zeitschrift „Orient und Occident“, I, 372; vergl. auch dessen „Pantschatantra“, I.; Unger in der Encykl. v. Ersch Gruber, I. Bd. 84, 85 ꝛc.

die äußeren und inneren Gründe und Nachweise, die Mittel und der historische Gang der Verbreitung, die Vorzüge und Mängel des Islam klar dargelegt. Weisheitsspruch und Anekdote, Geschichtserzählung und Schilderung von Kunstdenkmalen sind zu einem anschaulichen Gesammtbild verwoben*).

Auch hier sucht Braun zu erweisen, daß die geistige Habe der Menschheit gering und es immer nur eine und dieselbe Geschichte sei, die in unwesentlicher Verschiebung und oft in derselben vermeintlichen Patriarchengeschichte unter verschiedenen Namen mehrmals über einander gegipfelt wiederkehrt. Die Kaaba ist ihm ein Symbol des Urzeitgottes und Schöpfergeistes der Babylonier, dessen Farbe in der babylonischen Symbolik schwarz war, und so blieb in Haran, woselbst der Name der Sabier an diesen Zeitgott, Sab oder Seb, welcher der gewohnteste Saturnsname bereits in Aegypten war, noch erinnert. Nebenform von Seb war Keb, und daher bedeutet Kaaba „Haus des Keb". — Vom Osirisfest ist in Aegypten nichts mehr bekannt, nur das Fest der beiden Ali-Söhne Hassan und Hussein, welches auch bei den Persern zur tiefsten Seelenerschütterung benützt wird, ist eine schwache Erinnerung daran, dagegen mehr die Art dieser Festfeier zu Delhi in Indien, die vielleicht eine letzte Ranke des verschütteten Wurzelgeflechts ist, das an so vielen anderen Enden noch zu Tage treibt. Eine lebendigere Mahnung aber an altägyptische Sitten sind die Gebräuche bei Todtenbestattungen und sogar eine Art von Todtengericht.

Die Seitenblicke auf europäische Verhältnisse und christliche Zustände laden ebenso zum Nachdenken ein, als die Darstellung der türkischen Staatswirthschaft belehrend ist. Braun trifft hier in seinen Urtheilen gar häufig mit dem bereits oben genannten Fragmentisten zusammen. — Wir zweifeln demnach nicht, daß auch dieses letzte Werk Brauns bald mehr gewürdigt werden und sich die Gunst des Publikums für lange Zeit erhalten werde. W. Groß.

*) Aus dieser plastischen Form scheint K. Thaler in seinem Nekrologe über Braun irrthümlich geschlossen zu haben, daß dieser auch die Trümmerstätten von Babylon und Ninive besucht habe.

Neue Bücher.

Vorgeschichtliche Forschungen in Deutschland. Von Fr. Adler. I. Bd. Berlin, Ernst und Korn.

Griechische Vasenbilder, von H. Heydemann. Berlin, Enslin.

Jahn, Otto. Die Entführung der Europa auf antiken Kunstwerken. Wien, Gerold.

Kärntens römische Alterthümer, von Jabornegg-Altenfels. Klagenfurt, Kleinmayr.

Neuelaas. Die Gruppe des Künstlers in Villa Ludovisi. Von R. Kekulé. Leipzig, Engelmann.

Mesa von Moab, die Inschriften des Königs. Von Th. Nöldeke. Kiel, Schwers.

— Die Siegessäule desselben, von K. Schlottmann. Halle, Waisenhaus.

Römergräber in Mecklenburg. Von G. C. F. Lisch. Schwerin, Stiller.

Stein- und Bronce-Alterthümer, die Bedeutung derselben für die Urgeschichte der Slaven, von J. E. Wocel. Prag, Tempsky.

Geographie.

Wirthschaftliche Verhältnisse auf Neuseeland. Nach dem Bericht des norddeutschen Bundeskonsulats zu Wellington ist der Fortschritt Neuseelands unverkennbar, Schafzucht und Ackerbau blühen immer mehr auf und in kurzer Zeit wird der Süden Neuseelands dazu beitragen, die europäischen Märkte mit Weizen und Mehl versorgen zu können. Im vergangenen Jahr wurden schon cirka 8000 Centner von Canterbury nach London mit einem nutzenlassenden Resultate verschifft und werden in diesem Jahre größere Quantitäten nach Europa versandt. Ein anderer Artikel der Ausfuhr wird wohl Butter werden. Dieselbe steht der holsteinischen und mecklenburgischen nicht nach und dürfte denselben auf den englischen Märkten starke Konkurrenz machen. Ein erster Posten von 150 Ctnr. ist bereits als Versuch nach London gesandt worden. Das Klima Neuseelands ist der Viehzucht außerordentlich günstig, das Vieh hat stets natürliche Weide im Ueberfluß und braucht nie unter Obdach gebracht zu werden. — Die Schafzüchter, welche bis vor cirka 4 Jahren außerordentlichen Nutzen erzielten, sind durch das Fallen der Wolle im Preise großentheils ruinirt und erholen sich nur sehr langsam. Schafe, die vor 4 Jahren noch 20 und 21 Schilling per Kopf werth waren, wurden im vergangenen Jahr zu 1 und 2 Sch. verkauft. Inzwischen hat man aber die Bailing down

Establishmento errichtet, und ca. 500,000 Schafe dürften im Laufe dieses Jahres verkocht werden. Die Fette und der Talg lassen den Eigenthümern doch einen Ertrag von 4—7 Sch. per Kopf für Merinoschafe und ca. 6, sogar 13 Sch. für englische Schafe je nach der Beschaffenheit der Thiere, so daß die Preise wohl nicht wieder auf den niedrigsten Stand fallen werden. Die Wollenausfuhr betrug

1868 28,875,163 Pfd. im Werth von 1,516,548 Pfd. Sterl.,
1869 27,771,636 Pfd. " " " 1,371,230 " "

Besonders hat der Ackerbau auf der südlichen Insel durch das Fallen der Wollpreise einen Aufschwung erhalten, so daß Neuseeland im vergangenen Jahr namentlich nach Melbourne bedeutende Quantitäten Weizen und Hafer verschiffen konnte. In der Provinz Wellington herrscht die Viehzucht vor, es wird wenig Getreide gebaut und der Bedarf muß von der südlichen Insel gedeckt werden.

In Rangitiki, ca. 100 engl. Meilen westlich von Wellington, an der Cooksstraße gelegen, befindet sich eine kleine deutsche Kolonie, aus 13 Familien bestehend, welche vor 10 Jahren aus Südaustralien einwanderten. Es geht ihnen allen sehr gut, sie haben ihre Besitzungen von 100—300 Ackern schuldenfrei, bauen namentlich Gerste, aber auch Weizen und Hafer und sind ein Muster für alle Engländer, namentlich in Nüchternheit und Fleiß.

Der neuseeländische Flachs (Phormium tenax) hat nun endlich auch bei den hohen Preisen des Manilahanfes auf dem londoner Markt Aufmerksamkeit erregt und so günstige Preise erhalten, daß man überall zur Verarbeitung desselben schreitet. Die Ausfuhren werden dies Jahr gewiß 1500 Tonnen erreichen. Die Pflanze wächst überall in großer Ueppigkeit und wurde bisher als nutzlos von den Ländereien abgetrennt. Nun hat man in Auckland und an einigen andern Plätzen angefangen es förmlich zu kultiviren und erwartet großen Nutzen davon. Ueberall werden Zubereitungsanstalten errichtet, die mit Dampf-, Wasser- oder Pferdekraft arbeiten, und wöchentlich werden neue Patente registrirt zur Verbesserung der noch unvollkommenen Maschinen. Das Phormium enthält sehr viel Gummi, welchen man bisher noch nicht genügend von der Faser trennen konnte. Die Faser selbst ist von außerordentlicher Stärke, bricht jedoch, sobald man einen Knoten macht. Behufs der Zubereitung läßt man jedes einzelne grüne Blatt, welches 5—7′ lang und 4—6″ breit ist, durch zwei geriffelte Walzen gehen, welche die grüne Decke wegnehmen, worauf es gewaschen und zum Bleichen auf den Rasen gelegt wird. Nach 8—10 Tagen befreit man dann die Faser durch eine Art Hechel von der Heede und dem noch verbliebenen Stroh und bringt die Faser auf den Markt. Es wird sich nun fragen, ob Europa diesen neuen Artikel in dem Maße anwenden kann, wie ihn Neuseeland producirt. Bis jetzt scheint das Phormium nur als Ersatz für Manilahanf verwandt zu werden; sollte davon auch anderweitiger Gebrauch gemacht werden können, so könnte daraus eine Quelle großen Reichthums für Neuseeland erwachsen. Jedenfalls wäre es wohl werth, deutsche Kapitalisten und Techniker auf diese Industrie aufmerksam zu machen.

Ein anderer Artikel, der bis jetzt nicht nutzbar gemacht werden konnte, ist der sogenannte Stahlsand, der an einzelnen Küsten Neuseelands meilenweit liegt. Der reichhaltigste wird zu Taranaki an der Westküste der nördlichen Insel nahe der Cooksstraße gefunden und enthält 71% Magneteisen, 8% Titaneisen und 21% Kieselsäure. Verhüttungsversuche im Kleinen schienen sehr günstige Resultate zu versprechen, aber im Großen wollte die Verarbeitung bis jetzt nicht gelingen. Bei der Vorzüglichkeit des aus diesem Sande zu gewinnenden Stahles dürfte die Sache indeß alle Aufmerksamkeit verdienen.

Die Goldminen in Otago und an der Westküste der südlichen Insel, sowie im Norden in Auckland werden mit gutem Erfolge ausgebeutet. Die Goldfelder an der Thames (Auckland) wurden für fabelhaft reich ausgegeben, doch ist dies mit einigen ganz wenigen Ausnahmen sehr übertrieben. Steinkohlen werden in Auckland und in der Provinz Nelson gefunden, aber meistens nur zu lokalen Zwecken und für Küstendampfer benutzt; sonst wird Neuseeland mit Kohlen von Newcastle in Neusüdwales versorgt.

Der Handel war 1869 im Allgemeinen außerordentlich flau, er leidet unter der starken Konkurrenz und dem langen Krieg mit den Maoris, der nun schon 10 Jahre dauert. Ein großes Uebel ist indessen auch das Insolventgesetz, welches so abgefaßt ist, daß es Jedem leicht gelingt, seine Kreditoren zu hintergehen. Mit Deutschland existiren nur sehr schwache Verbindungen, die Kolonisten, fast ausschließlich Briten, bedienen sich hauptsächlich der englischen Waaren. Frühere Bezüge von deutschem Hafer, Malz und Merinoschafen haben ganz aufgehört und nur einzelne Artikel, wie Spiel- und

Weißwaaren, Blechinstrumente, Zinn, Zucker, Pianos ꝛc., werden importirt.

Für unbemittelte deutsche Einwanderer ist die Nordinsel augenblicklich kein geeignetes Land, es gibt dort eine Menge Leute ohne Beschäftigung, namentlich unter den Handwerkern. Die Regierung ist übrigens beschäftigt, die Einwanderung von Großbritannien nach Neuseeland zu lenken, und ein darauf bezüglicher Plan sollte dem Parlament vorgelegt werden.

Nekrolog.

Hayward, George, bekannter Geograph, wurde Anfangs August auf dem Wege nach der Pamirsteppe von dem Gefolge des Häuptlings Meer Wale Khan von Yassim geplündert und ermordet.

Neue Bücher.

Fetischismus, der. Von F. Schultze. Leipzig, Wilfferodt.

Hadramaut. (Arabien.) Reise in Hadramaut Beled Beny Yssa und Beled el Hadschar. Von A. von Wrede. Herausgegeben von H. von Maltzan. Braunschweig, Vieweg.

Nomina geographica, von J. J. Egli. 3n Lfgn. Leipzig, Brandstetter.

Venezuela, von C. F. Appun. (Unter den Tropen. 1. Bd.) Jena, Costenoble.

Meteorologie.

Der Einfluß des Krieges auf die Witterung. Die Frage, ob der Krieg durch den Geschützdonner einen Einfluß auf die Witterung, speciell die Regenbildung ausübe, ist eine sehr wichtige. In der That würden sich an ihre bejahende Beantwortung die wichtigsten Folgerungen für den Ackerbau anknüpfen. In neuerer Zeit ist diese Frage hauptsächlich durch den großen amerikanischen, dann durch den preußisch-österreichischen und jüngst wieder durch den deutsch-französischen Krieg einer Diskussion unterzogen worden.

Im Jahre 1862 schrieb das „Wöchentliche Volksblatt" von Cincinnati: „Die Kanonaden des amerikanischen Bürgerkrieges am Potomac, am York River und James River, sowie die Kanonaden von Korinth und auf dem Mississippi sind stets von furchtbarem Regen mit Aufschwemmungen des Bodens begleitet gewesen. Jetzt erst wurde man aufmerksam, daß die künstliche Lufterschütterung daran Schuld haben könne. Würde diese Theorie gerade in dem jetzigen Kriege näher festgestellt, meteorologisch und physikalisch, so würde daraus ein unberechenbares Resultat für den Landbau gewonnen und eine neue Aera für denselben gegründet werden; denn man könnte den Himmel zwingen, seinen Segen über die verdürsteten Aecker auszuschütten".

Man wird gestehen, daß dieses eine Beispiel in keinem Falle ausreichen kann, um Folgerungen daraus abzuleiten, welche eine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können. Geht man die Annalen der Kriegsgeschichte durch, so findet man auch keineswegs eine Bestätigung der Theorie, nach welcher der Geschützdonner Regen erzeugend wirken soll. Zwar scheinen einzelne Beispiele dafür zu sprechen, z. B. der starke Regen bei der Beschießung von Pesth-Ofen im Mai 1849; aber man gehe z. B. die großen Schlachten des ersten Napoleon durch und man wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß hier keineswegs die obige Theorie gerechtfertigt erscheint.

Die starken Regengüsse gelegentlich des böhmischen Feldzugs im Jahre 1866 sind von gewisser Seite her dem Geschützdonner der in Böhmen gelieferten Schlachten zugeschrieben worden. Ich will hier die Ausführungen mittheilen, womit ich damals diese Behauptung abwies. Dieselben werden auch für das größere Publikum dieser Zeitschrift von Interesse sein.

„Durch eine Anzahl deutscher Zeitungen lief unlängst ein Aufsatz, in welchem behauptet wurde, daß der Geschützdonner in Böhmen die Ursache des trüben Julimonates gewesen sei. Dieser Aufsatz rührt ursprünglich aus einer französischen Zeitung, dem „Publicateur des Côtes-du-Nord" her, und es ist nicht unmöglich, daß gewisse Journalisten gerade deshalb geglaubt haben, er enthalte die Lösung einer wichtigen wissenschaftlichen Frage. Dies ist indeß keineswegs der Fall, vielmehr beweist der ganze Artikel abermals, welche ungeheure Seichtigkeit und Oberflächlichkeit in gewissen Kreisen unserer französischen Nachbarn herrscht. Besonders die Meteorologie ist sehr von den Franzosen vernachlässigt worden, und hätte man nicht von Deutschland aus mit allen Kräften gekämpft, so

stände es um diesen Theil der Wissenschaft sehr schlecht, denn die Franzosen haben längst zum allgemeinen Rückzuge geblasen. Der Verfasser fragt sich: „Woher rühren die auffallenden (?!) Störungen in dem Gleichgewichtszustande der Atmosphäre und vor allem die bedeutenden Regengüsse her?“ und antwortet dann ohne Weiteres selbstgefällig: „Offenbar von den ungeheuren zwischen den Preußen und Oesterreichern geschlagenen Schlachten“. Aber von welchen Schlachten rührte denn der unheimliche, kalte, regnerische Sommer des Jahres 820 her, wodurch Getreide und Gemüse verdarben, der Wein sauer und ohne Geschmack blieb und selbst die Aussaat im Herbst in Folge der Regengüsse und der dadurch hervorgerufenen Ueberschwemmungen unmöglich wurde? Woher stammte das unheilvolle Wetter im Sommer 1033, in welchem die ganze Aussaat zu Grunde ging und der Hunger die Menschen zur Raserei und zum Kannibalismus trieb? Woher rührten die Unwetter der Jahre 1151 und 1174, die mit dem 1. Juli begannen? Von welchen Schlachten war der wüste, regen- und eisreiche Sommer 1740 und jener 1756 (von welchem Jahre Messier sagt, daß die Jahreszeiten in Unordnung gerathen seien) veranlaßt?

Alle diese Fragen finden in ihrer Beantwortung sicherlich eine Verneinung bezüglich der Einwirkung des Kanonendonners auf bedeutende Regenbildung; vielmehr müssen hier ganz andere Umstände gewirkt haben. Sobald dies aber einmal feststeht, folgt daraus mit Evidenz, daß der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes durchaus unwissenschaftlich, unlogisch, ja leichtsinnig verfährt, wenn er ohne Weiteres erklärt, die Regengüsse des Monats Juni 1866 seien einzig Folge des Kanonendonners in Böhmen. Um auf dem Boden der Wissenschaft zu bleiben, hätte er vielmehr sagen müssen, sie können Ursache derselben sein, und hätte darauf hin detaillirt untersuchen müssen, ob dies der Fall gewesen ist oder nicht. Seine unmotivirte Behauptung ist zwar ächt französisch, aber nicht wissenschaftlich.

Der Verfasser behauptet, der Kanonendonner verdichte durch seine Vibrationen die in der Luft aufgelösten Wasserdämpfe; allein diese Behauptung ist vorerst nur eine Hypothese und widerspricht den Folgerungen aus dem Gesetze der Umwandlung der Kraft. Jede gehemmte Bewegung erzeugt nämlich Wärme, das Meer hat nach einem Sturm eine höhere Temperatur als vorher, die Vibrationen der Lufttheilchen müssen daher eine gewisse Wärme entwickeln. Je höher aber die Temperatur der Atmosphäre ist, um so mehr Wasserdampf kann sie aufnehmen, ohne den Sättigungspunkt zu erreichen, d. h. ohne Regen zu bilden. Das Glockengeläute hat sicherlich auf die Regenbildung keinen Einfluß, der Volksmeinung nach würde es vielmehr die Dünste lösen und das Gewölk verscheuchen.

„In Folge der Kondensation des Wasserdampfes“, heißt es ferner, „entsteht ein luftverdünnter Raum, den die umgebende Luft auszufüllen strebt; sie strömt daher mit großer Gewalt aus allen Punkten des Horizontes nach dem betreffenden Orte und bringt hierdurch einen Wind hervor, der um so heftiger ist, je bedeutender die Regenbildung und Luftverdünnung war. Mit diesen Luftströmungen werden aber auch zugleich die darin schwebenden und aus den Ausdünstungen der Meere und Flüsse entstandenen Wolken nach derselben Gegend hingetrieben und daselbst gleichfalls zu Regen verdichtet, so daß hiernach ein Schlachtfeld gleichsam wie eine Saugepumpe wirkt, welche die in der Luft enthaltenen Wasserdünste von allen Seiten herbeizieht, um sie sofort in Regen zu verwandeln.“ Diese Behauptungen sind zum größten Theil unrichtig; durch Kondensation des Wasserdampfes entstehen im Allgemeinen durchaus keine solchen Luftbewegungen, wie der Verfasser glaubt. Zu allen Jahreszeiten hat man Gelegenheit, bedeutende nasse Niederschläge zu bemerken, die bei ruhiger Atmosphäre Statt haben. Die Theorie gewissermaßen durch Saugen entstehender Stürme, die der französische Verfasser halb verblümt wieder vorbringt, ist längst von Dove auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden. Hätte der Verfasser die Lehre von den äquatorialen und polaren Luftströmungen genauer ins Auge gefaßt, so würde er wahrscheinlich nicht auf die Idee gekommen sein, in Böhmen eine Art Luftsaugepumpe zu etabliren und deren Wirkungen an den westfranzösischen Küsten beobachten zu wollen.

Die feuchten, kühlen und stürmischen Witterungsverhältnisse, deren Ursache unser französischer Meteorologe dem Kanonendonner in dem böhmischen Bergkessel zuschreibt, rühren vielmehr von ganz anderen, allgemein tellurischen Verhältnissen her. Zuerst ist zu bemerken, daß sie keineswegs mit dem Monat Juli, als die Hauptschlachten Statt fanden, begannen, auch nicht auf die erste Hälfte dieses Monats beschränkt blieben, sondern selbst den größten Theil des August und September hindurch anhielten. Der

gleicht man ferner die meteorologischen Berichte der verschiedenen mitteleuropäischen Stationen mit einander, so ergibt sich, daß die allgemeinen Witterungszustände allein durch den vorherrschenden Südweststrom hervorgerufen wurden, dessen charakterisirende Eigenschaften niedere Temperatur, niedriger Barometerstand, Bewölkung, Regen und Sturm sind. Wenn aber die Südweste, die Polarströme verdrängend, im Sommer über Europa wehen, Mißwachs und Theuerung in ihrem Gefolge führend, so müssen die nördlichen Ströme entweder ihren Weg über das europäisch-asiatische Rußland nehmen, oder, über Nordamerika heitern, warmen Sommer bringend, herabfließen. Man hat hierin indirekt ein entscheidendes Kriterium für das Vorwalten des herabkommenden Aequatorialstroms über Europa. Im vorliegenden Falle wird letzteres nun in der That bestätigt, denn Berichte aus der nordamerikanischen Union melden, daß daselbst eine sehr bedeutende Hitze herrschte. In Newyork war die Temperatur Mitte Juli eine solche, daß Menschen und Thiere zu Dutzenden todt in den Straßen zusammenfielen und die Hospitäler mit Sonnenstichkranken angefüllt waren. Das Thermometer stieg auf 48,2° C., womit denn Newyork ein Wärmemaximum aufzuweisen hat, wie es bis jetzt noch niemals unter gleichen und selbst viel geringeren Breiten der alten Welt beobachtet wurde." —

Die starken und anhaltenden Regengüsse im vergangenen Monate August sind wiederum den großen Schlachten in diesem Monate, und zwar diesmal hauptsächlich dem Pulverdampfe zugeschrieben worden. Folgende Betrachtungen scheinen aber den Einfluß des Pulverdampfes auf die Regenbildung nicht als besonders merklich zu ergeben.

Schon oben wurde bemerkt, daß historische Nachforschungen in den Annalen der neueren Kriegsgeschichte, so weit sich dies ausführen läßt, keinen Einfluß des Geschützdonners auf die Regenbildung hervortreten lassen. Dasselbe muß also auch bezüglich des Pulverdampfes gelten. Inzwischen sind der Beispiele, auf die man sich hier berufen kann, doch immer nur ziemlich wenige. Man kann daher die Untersuchung auf den Einfluß der bei der Verbrennung auftretenden Dämpfe für die Regenbildung ausdehnen. Man weiß, daß über gewaltigen Brandstätten schwere Rauchwolken sich bilden und nicht selten den ganzen Himmel überziehen; man hat auch gefunden, daß alsdann heftige Windstöße sich erheben und die Ruhe der Atmosphäre beträchtlich gestört wird. Aber die Fälle, in welchen bei vorher klarem Himmel bald nach dem Ausbruche heftiger Feuersbrünste starke Regenfälle eintreten, sind leider zu selten, als daß man auf einen besondern Einfluß der aufsteigenden Rauchwolken für die Regenbildung reflektiren möchte. Auch die ungeheuren Moorbrände, durch welche ganze Länder, ja große Theile von Europa mit Rauchwolken überzogen werden, tragen zur Regenbildung Nichts bei. Wie kann man aber nach alle dem dem Pulverdampfe, der in größeren Mengen bloß an einigen Tagen des August und nur an einzelnen Punkten des Elsasses und Lothringens aufstieg, die andauernden Regengüsse in einem großen Theile Europa's beimessen? Untersucht man die mittleren jährlichen Regenmengen der großen Fabrikstädte Englands mit ihren ewig dampfenden Schlöten, so findet man für diese keineswegs eine größere Regenmenge als für andere, weit weniger industrielle Städte Großbritanniens, ja sie stellt sich für diese letzteren eher noch bedeutender heraus.

Wir dürfen daher mit Bezug auf die Ausführungen in diesem Artikel behaupten, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft der Einfluß des Kanonendonners oder des Pulverdampfes auf die Regenbildung keineswegs mit Sicherheit nachzuweisen ist, und daß überhaupt alle Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, der Kanonendonner und der Pulverdampf übten einen irgend wahrnehmbaren Einfluß auf die Quantität des Regens, der innerhalb einer gewissen Zeit auf einer größeren Fläche Landes herabfällt.

Klein.

Volkswirthschaft.

Die volkswirthschaftlichen Kräfte Rußlands. II. Das russische Bahnnetz hat vorläufig noch in erster Linie eine militärische Bedeutung. Da wir nun aber auch die volkswirthschaftliche Kraftentwicklung aus einem verwandten Gesichtspunkt betrachten, so haben wir zunächst diejenigen Industrien ins Auge zu fassen, die sich mit dieser Schätzung der Nachhaltigkeit der wirth-

schaftlichen Gesammtkraft am nächsten berühren. Es sind, und zwar nicht zufälliger Weise, überall diejenigen Zweige, welche auch übrigens die modernen Haupthebel aller großen ökonomischen Erfolge bilden. Die Förderung von Eisen und Kohle ist in der neuesten Epoche der Völkerwirthschaft bekanntlich der erste, unumgängliche Hauptfaktor der sich in Riesendimensionen entwickelnden Kraftleistungen. Die große volkswirthschaftliche Maschine baut sich aus Metall und bewegt sich durch Verwandlung von Kohle in mechanische Kraft. Das Eisen selbst ist in seiner massenhaften Bearbeitung aber wiederum an die leichte Erreichbarkeit von Steinkohle gebunden. Für die modernen Staaten und Volkswirthschaften gilt daher nicht bloß der Satz, daß die Noth Eisen, sondern auch daß Eisen die Noth bricht. In wirthschaftlicher und anderer Beziehung kann man sagen, daß die Natur, wo sie „Eisen wachsen ließ", keine Knechte gewollt habe. Wir nehmen jedoch das den Deutschen zugerufene Dichterwort hier in einem etwas prosaischeren und mit lang abgemessenen Zeiträumen rechnenden Sinne. Es fehlt Rußland nicht an den beiden Kraftgebern, weder an Kohlen- noch an Erzlagern; aber die Menschenkraft hat noch viel zu thun, ehe sie diese Hülfsquellen der Natur in gehörigem Umfange verfügbar machen kann. Was bei dem raschen Tempo der nordamerikanischen Entwicklung schon die größten Schwierigkeiten macht, wird in dem unvergleichlich langsamer bewegten und weniger regsamen Rußland nicht durch das bloße Machtgebot einer autokratischen Regierung überwunden werden. Man braucht die Eisenproduktion und Eisenindustrie in allererster Linie für den Kriegsapparat einschließlich der Eisenbahnen; man braucht sie ferner in rein volkswirthschaftlicher Beziehung zur Lieferung der landwirthschaftlichen und industriellen Werkzeuge. Man braucht sie also, wie überall, als Fundament für eine maschinenmäßig umzuwandelnde Gesammtökonomie. So sehr man nun aber auch in diesem Sinne die Produktion von Staats wegen unterstützt und gefördert hat, so sind doch selbst neben einer zweckmäßigen Wirthschaftspolitik die bisher erzielten Ergebnisse noch keineswegs so groß, daß man auf eine in naher Aussicht stehende, beträchtliche Erweiterung der Industriedimensionen zu rechnen hätte.

Die Gewinnung von Steinkohlen hat in Rußland seit kaum 30 Jahren begonnen, und so reich die Kohlenfelder auch sind, so ist doch die Förderung eine verhältnißmäßig noch sehr geringfügige. Der Verbrauch von Holz in massenhaftem Umfang hat lange Zeit die Industrie genährt; aber trotz der Ausdehnung der russischen Wälder fängt man doch schon an, von den Grenzen dieser Konsumtionsart zu reden. Es wird also schließlich die Steinkohle sein, welche entscheidet. Die gegenwärtige Produktion wird auf 10 Mill. Pud (den Pud zu 16,38 Doppelpfund, also ungefähr ein drittel Centner) veranschlagt, so daß sich der Werth, den Pud mit 5 Kopeken (über anderthalb Sgr.) gerechnet, auf eine halbe Million Rubel stellt. Dieser äußerst geringfügige Betrag steht in umgekehrtem Verhältniß zu der großartigen Ausdehnung, dem Reichthum und der Güte der Kohlenbassins. Das bedeutendste derselben ist dasjenige des Donetz, welches durchschnittlich allein mehr als zwei Drittel der gesammten Kohlenförderung geliefert hat. Ihm folgt das Centralbassin von Moskau, welches nach den letzten Angaben cirka 1½ Mill. Pud lieferte. Die anderen Bassins wie das des Ural, die sibirischen ꝛc. verbleiben mit ihrer Förderung in den Hunderttausenden. Das ganze Detail ist überhaupt nur geeignet, den Mangel an Kraft zur Ausnutzung der reichen Naturschätze und der vorzüglichsten Anthracitlager darzulegen. Einige Statistiker Rußlands vergleichen die dortige Steinkohlenproduktion mit derjenigen des früheren Großherzogthums Nassau. Dies wäre also, abgesehen von dem bis jetzt noch ausgedehnten Holzverbrauch, die eigene Wärme und Kraftbasis.

Obwohl auch in Beziehung auf das Eisen die Natur es nicht im Mindesten hat fehlen lassen, so beläuft sich doch diese Industrie überhaupt nur etwa auf einen Werth von 50 Mill. Rubel. Die Verwendung von Eisen in Geräthschaften und bei Bauten ist noch sehr wenig entwickelt und namentlich der Volksverbrauch für diesen Artikel sehr mäßig. Aber auch diesem geringen Bedürfniß genügt die einheimische Produktion keineswegs; denn es beläuft sich die Metalleinfuhr jährlich cirka auf ein halbes Dutzend Millionen Rubel. Man veranschlagt 13 Mill. Pud Roheisen und daraus 9 Mill. Pud Stabeisen als die einheimische Erzeugung. Jene Roheisenmenge wird von Schnitzler im Werth auf 16 Mill. Rubel angegeben. Obwohl diese Zahlen aus der sorgfältigen Vergleichung verschiedener Angaben und Schätzungen hervorgegangen sind, so wird man doch wohl thun, ihnen keinen anderen Werth beizumessen, als denjenigen einer Orientirung, die sich über die unbestimmten Eindrücke, gelegentlichen Privatangaben und oft

fabelhaft willkürlichen Perspektiven erhebt. Wer da weiß, was selbst in den höchst entwickelten Kulturstaaten, ja sogar bei uns selbst eine eigentliche Industriestatistik, abgesehen von den Zollisten, zu bedeuten habe, und wie man dieselbe in Preußen und im Zollverein erst mit der neuen zehnjährigen Aufnahme in einigen Hauptpunkten, namentlich in Rücksicht auf die Menge der Erzeugnisse anzubahnen gedenkt, wird sich auch über die besten und zuverlässigsten Angaben über Rußland keiner allzu großen Illusion hingeben. Diese Bemerkung gilt in fast allen Richtungen, und man muß zufrieden sein, einigermaßen über den vagen Ausdruck hinauskommen, im Allgemeinen das Facit ziehen und die Richtungen angeben zu können, in denen die Elemente der Schwäche und Stärke, der Rückständigkeit und des Fortschritts liegen. Für Kohle und Eisen haben wir, selbst abgesehen von variirenden Zahlen und Schätzungen, die Situation unzweideutig festgestellt. Sie faßt sich sammt ihrer Ursache kurz in folgende Schlagwörter zusammen: reiche Naturhülfsquellen und wenig Ausbeute; ungünstige Lage der Fundstätten zu den bisherigen Mittelpunkten der eigentlichen Manufaktur; Verbindungsschwierigkeiten zwischen den ersteren und den letzteren und Unzulänglichkeit der bisherigen Schienenwege oder Wasserkommunikationen für das Bedürfniß der fraglichen Produktion.

Wenn Eisen und Kohle gleichsam die allgemeine Industrie oder den modernen technischen Kraftfaktor derselben repräsentiren, so ist die eigne Gewinnung der Bekleidungsmittel der verschiedensten Art derjenige Zweig der volkswirthschaftlichen Thätigkeit, welcher neben der Herstellung des Obdachs grade für die unmittelbare Konsumtion an erster Stelle in Frage kommen muß. Obwohl diese Betrachtungsart nicht die den Nationalökonomen und Statistikern geläufigste ist, so stimmt sie doch in einer besondern Richtung sogar mit der Entwicklung und den Interessen der Völkerindustrie des Jahrhunderts vollkommen zusammen. Ueberall sind es Spinnerei und Weberei, namentlich aber die Verarbeitung von Baumwolle gewesen, was der wirthschaftlichen Physiognomie der Staaten in den letzten drei Generationen einen eigenthümlichen Stempel aufgedrückt hat. Man erinnere sich, daß sich z. B. in Deutschland im letzten Menschenalter der entscheidende Theil des industriellen Fortschritts außer um das Eiseninteresse vornehmlich um die Gespinnstindustrie und speciell um die Garnzölle gedreht hat. Die Thatsache, daß Rußland ziemlich kühn in die moderne Baumwollenverarbeitung eingetreten ist und sich den für seinen einheimischen Bedarf angemessenen Antheil an diesem Weltindustriezweig erobert hat, ist um so weniger zu unterschätzen, als daneben der bedeutende Umfang der Wollenverarbeitung und der Leinenproduktion einhergeht. Im Hinblick auf die russische Baumwollenindustrie befinden wir uns ganz entschieden bei einem Kraftelement, welches auf die wachsende Stärke und das allmählige Reifen der russischen Oekonomie hindeutet.

Es bestehen jetzt 48 Baumwollenspinnereien mit 37,000 Arbeitern, einer Garnproduktion im Werth von 40,000,000 Rubel jährlich, bei einem Verbrauch von 96,000,000 Pfund Rohbaumwolle. Von letzterem Material werden $^9/_{10}$ von Amerika und $^1/_{10}$ von Centralasien bezogen. Von dem in Rußland konsumirten Garn und Zwirn sind 97% von einheimischer Arbeit und nur 3% von feinerer Qualität importirt. Mit der Baumwollenweberei befassen sich 586 Etablissements mit 60,400 Arbeitern und einer jährlichen Produktion im Werth von 30,000,000 Rubel. Hiezu kommen 133 Zeugdruckereien mit 24,776 Arbeitern und einer Produktion im Werth von $26^1/_2$ Mill. Rubel. Dies alles vertritt aber noch keineswegs den ganzen Umfang der Verarbeitung, da in den schlechteren Sorten Handspinnerei und Hausindustrie noch eine sehr bedeutende Rolle spielen, indem die zu den landwirthschaftlichen Arbeiten unbrauchbaren 7 Monate zu jener Beschäftigungsart Veranlassung geben. Auf diese Weise sollen etwa 350,000 Arbeiter in der Baumwollenbehandlung thätig sein und sich der Gesammtwerth dieser Baumwollenwaaren auf 82,000,000 Rubel jährlich stellen. Die Erzeugnisse der Fabriken von Polen und Finnland, die in dem Bisherigen noch nicht eingerechnet sind, und sich seit dem Tarif von 1850 vervierfacht haben, werden auf jährlich 86,000,000 Rubel angegeben. Die Einfuhr an Baumwollenwaaren betrug 1868 von Europa noch nicht 3 Mill. Rubel und bezog sich auf die feineren Qualitäten. Dieser ganze, den entschiedensten Fortschritt in Aussicht stellende Stand der Baumwollenindustrie ist um so kennzeichnender, als die letztere eigentlich erst seit 1824, d. h. seit der Einführung des Prohibitivsystems zu datiren ist. Schon Anfang der fünfziger Jahre betrug nach Tengoborski das fre[illegible] Baumwollengespinnst nur noch 7% des einheimischen. Schnitzler, der nach verschiedenen älteren Autoren für die Textilindustrie etwas niedrigere Angaben

als die oben angeführten hinstellt, beziffert die entsprechende Spindelzahl auf mindestens 1½ Mill., welche sich auf die Gouvernements der industriellen Region folgendermaßen vertheilen: Petersburg 650,000, Moskau 250,000, Wladimir 200,000, Twer 150,000 und in den übrigen Gouvernements zusammen 250,000.

Stellen wir der Baumwollenindustrie sogleich die Flachs- und Hanfproduktion gegenüber, welche neben dem Getreide den bedeutsamsten Zweig des russischen Ackerbaus vertritt und daher nicht bloß in rein industrieller Beziehung in Frage kommt. Doch ist dieser Produktionszweig für unsere Betrachtungsart insofern nicht von gleicher Wichtigkeit als die Baumwollenverarbeitung, da er sich weit leichter an die naturwüchsige Agrikultur anschließt und daher kein Maß dafür abgibt, wie weit Rußland in die moderne Völkerindustrie, von welcher der Weltmarkt beherrscht wird, eingetreten sei. Die fremde Konkurrenz ist hier nicht in solchen Weltdimensionen im Spiele, und Rußland selbst tritt mit großen Massen auf den fremden Märkten auf. Im Jahre 1868 exportirte es 130,000 Tonnen Flachs im Werth von 29,000,000 Rubel und 90,000 Tonnen Hanf im Werth von 8,000,000 Rubel. Nimmt man hiezu die Ausfuhr von Leinsamen mit 27,000,000 Rubel und die kleineren Posten für Tauwerk und dergl., so ergeben sich nahezu 70,000,000 Rubel. Als einheimisches Verarbeitungsmaterial verbleiben ein dem Export ziemlich gleicher Betrag Flachs und eine ebenfalls von der Ausfuhr nicht sehr abweichende Hanfmenge. Der größere Theil dieses Materials wird auf dem Lande von den Bauern bearbeitet. Jedoch ist man gegenwärtig bemüht, in die Hanfverarbeitung einen ganz neuen Maschinenbetrieb einzuführen. Im Uebrigen fehlt es auch nicht an eigentlich industrieller Behandlung. Einschließlich der nicht maschinenmäßig erzeugten Waaren wird der Werth der Flachs- und Hanffabrikate auf 144,000,000 Rubel angegeben und ist in raschem Zuwachs begriffen. Der amerikanische Krieg hat die Leinenindustrie sehr gefördert. Die nur auf die feineren Sorten bezügliche Leineneinfuhr, die 1868 noch 4,000,000 Rubel betrug, ist für 1869 auf die Hälfte gefallen. Bei der Würdigung der auf die Flachsproduktion und Leinenindustrie bezüglichen Thatsachen darf man die durch den amerikanischen Krieg in der Baumwollensphäre herbeigeführte nachhaltige Preisveränderung nicht vergessen und muß sich erinnern, daß die Vertretbarkeit der Baumwolle durch Leinen vorwiegend eine reine Preisangelegenheit ist.

In einer andern Richtung kann auch allenfalls noch die Wolle aus einem ähnlichen Gesichtspunkt betrachtet werden. Jedoch haben wir es hier wieder weit mehr als beim Leinen mit einer eigentlichen Völkerindustrie zu thun, in welcher der Kampf um die Märkte und um die einheimische Verarbeitung oder auch Erzeugung seit je her bei den civilisirten Nationen eine große Rolle gespielt hat. Die gesammte russische Wollenerzeugung beläuft sich auf cirka 130,000,000 Pfund, wovon 1868 nahezu 35,000,000 Pfund exportirt wurden. Daneben wurden an feiner Wolle 2½ Mill. Pfund und über 6 Mill. Pfund Garn eingeführt. Die Bearbeitung dieser einheimischen und importirten Wolle beschäftigt allein im eigentlichen Rußland 635 Fabriken mit 94,000 Arbeitern und einer Produktion im Werth von jährlich 50,000,000 Rubel. Hievon berechnet man als Werth des Arbeitszusatzes zu den Kosten des Rohprodukts eine Summe von 30,000,000 Rubel, die einen reinen industriellen Gewinn des Landes vorstellt. Einschließlich Polens und nach höheren Privatangaben soll sich der Betrag der gesammten fertig gestellten Wollenwaaren auf 80,000,000 Rubel belaufen. Vor noch nicht ganz zwei Jahrzehnten entsprachen dieser Ziffer kaum 23,000,000 Rubel, im Jahre 1861 aber schon 33,000,000 und 1864 cirka 40,000,000 Rubel. Dem Aufschwung der eignen Verarbeitung steht eine sinkende Einfuhr von Wollenzeugen gegenüber und vervollständigt das Bild des Fortschritts. Für die Zeit von 1826—30 betrug die Einfuhr der Zeuge jährlich 3,000,000 Rubel, für das Jahrzehnt 1830—40 jährlich cirka 900,000 Rubel. Im Jahre 1868 belief sie sich auf nur 271,000 Rubel. Allerdings ist der Import anderer Wollen seit 1858 von 3½ Mill. Rubel auf über 6 Mill. im Jahre 1868 gestiegen. Zugleich kommt aber auch die Ausfuhr von russischem Tuch nach Asien und besonders die Konkurrenz in Anschlag, welche dasselbe bereits in den gewöhnlicheren Sorten den englischen Tuchen vorzüglich in China macht.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, alle Industrien und etwa gar die verschiedenen Zweige des Ackerbaus durchzugehen, sondern nur diejenigen Punkte zu bezeichnen, in denen die gewissermaßen modernisirte Kraftentwicklung der russischen Nationalwirthschaft maßgebend hervortritt. Wir lassen daher Fette und Leder, bekanntlich zwei der bedeutendsten Ausfuhrposten,

zur Seite, um unserm bisherigen Gange gemäß eine Industrie vorzuführen, deren Ausbildung eine Schöpfung des Jahrhunderts ist und zugleich den rationellen Ackerbau gefördert hat.

Die Rübenzuckerindustrie ist im Laufe des Jahrhunderts in allen Hauptstaaten des europäischen Festlandes ins Leben gerufen worden und hat eine so bedeutende Zukunft, daß man jetzt auch in Nordamerika mit Versuchen zu ihrer Einführung beschäftigt ist und sogar in England, von wo aus man sie ursprünglich nach Kräften bekämpfte, jetzt hie und da den Gedanken nährt, sie auf britischem Boden in Angriff zu nehmen. Die festländischen Mächte haben das Verdienst, der Zuckerrübe gegen das Zuckerrohr zum Dasein verholfen zu haben. Bekanntlich ist Deutschland mit den Entdeckungen vorangegangen, während die erste energische Entwicklung von Staats wegen Frankreich und dem ersten Napoleon angehörte. Auch hat das Kontinentalsystem überhaupt das Seinige beigetragen. Jetzt steht Deutschland mit der Rübenzuckererzeugung obenan; Frankreich, Oesterreich und Rußland sind so zu sagen die übrigen Großstaaten des Rübenzuckers, und wenn auch im letzteren Lande nach dem Eingeständniß Tengoborski's dieser Produktionszweig noch im Vergleich mit Deutschland und Frankreich zurückgeblieben ist, so zeigen doch die neuesten Fortschritte eine unverkennbare Tendenz zu einem einstigen sehr bedeutenden Umfang. Besonders ist die Rückwirkung auf den Ackerbau grade in Rußland nicht gering, da durch das Alterniren mit der Zuckerrübe der Bodenerschöpfung erheblich vorgebeugt und außerdem der industrielle Sinn in die desselben sicherlich bedürftigen Kreise der dortigen Landwirthschaft eingeführt wird.

Die Entstehung der Rübenzuckerindustrie ist in Rußland eine ähnliche gewesen wie im übrigen festländischen Europa; sie hat zuerst Staatsunterstützung, und zwar auch in der Form von Darlehen (z. B. an den General Blankennagel 1802) erfordert. Ihre Keime sind an der Wende des Jahrhunderts zu suchen. Vor 1820 ist es aber zu entschiedeneren Anfängen nicht gekommen. Im weiteren Lauf der Entwicklung hat man sie durch das Zollsystem energisch unterstützt, bis der Schutzzoll sich 1841 auf 100 % stellte. Neuerdings hat die Industrie durch die Emancipation eine zeitweilige Störung erlitten, da die meisten Arbeiter Leibeigne waren. Von 79,000 Arbeitern vor der Emancipationseinleitung, die 1860 vorhanden waren, fanden sich 1864 nur noch 57,000. Seitdem hat jedoch die Industrie einen neuen Aufschwung genommen. Die Produktion von 1867—68 wurde auf 178,000,000 Pfund veranschlagt. Der Betrag einer gewöhnlichen Campagne kann jedoch nicht so hoch, sondern nur auf 120,000,000 Pfund im Werthe von etwa 15,000,000 Rubel angenommen werden. Die fremde Einfuhr von Zucker, Melasse und dergl. belief sich 1868 auf nur 3¼ Mill. Pfund im Werth von 452,000 Rubel. Die Hauptsitze der Produktion sind Kiew und Podolien. Dort ist der Preis demjenigen des noch nicht verzollten fremden Zuckers in Petersburg etwa gleich, bisweilen aber auch etwas niedriger, während der Rübenzucker, wenn er nach Moskau und Petersburg kommt, im Preise dem fremden Zucker einschließlich des Zolles von 3 Rubel für den Pud (nicht ganz 33 Pfund) die Wage hält. Was die Produktionsverhältnisse anbetrifft, so repräsentirt allein das Gouvernement Kiew ein Drittel des ganzen Betrags.

Die Rübenzuckerindustrie Rußlands ist ein großer Erfolg. Erwägt man aber die Gesammtmasse ihrer Produktion im Verhältniß zur Bevölkerung und deren Konsumtion, so ergibt sich im Resultat ein interessantes Gegenstück. Rechnet man nämlich auch noch den angegebenen geringen Betrag des fremden Zuckers hinzu, so entspricht dem Bevölkerungskopf überhaupt nur ein Verbrauch von jährlich einem Doppelpfund. Das ist äußerst wenig und erläutert sich dadurch, daß die Mehrzahl der russischen Bauern gar keinen Zucker konsumirt. In dem Schnitzlerschen Werk wird ausdrücklich hervorgehoben, daß Rußland in Rücksicht auf relativen Zuckerverbrauch den letzten Rang einnehme. Seine Konsumtion pro Kopf ist, mit unserer durchschnittlichen Civilisation, also noch gar nicht etwa mit dem englischen Zuckerverbrauch verglichen, im eigentlichen Sinne des Worts eine Zehntelkonsumtion. In der That haben wir hiemit den Gegensatz der künstlichen, von der Autokratie und dem Adel sowie überhaupt von der Staatsgewalt geförderten Produktion und der naturwüchsig von unten auf in aller ihrer rohen Dürftigkeit und Unkultur auftretenden Konsumtion vor uns. Aehnliches ließe sich über den Kaffee und sogar über den Thee sagen, der doch das Hauptgetränk bildet, wo nicht der klimatisch allmächtig scheinende Branntwein vor ihm das Feld behauptet. Die ungeheure Kluft zwischen den kunstmäßigen Produktionserfolgen und der armseligen Konsumtion der Massen zeigt, wie viele Brücken noch erst geschlagen werden müssen,

ehe die russische Oekonomie zu einer wahren Volkswirthschaft werden kann, und ehe Produktion und Konsumtion in ihrer natürlichen Gleichheit ein breites und festes Fundament erhalten.

So weit die Handels- und Wirthschaftspolitik einen Einfluß zu üben vermag, haben es seit cirka 50 Jahren die russischen Regierungen nicht an der energischen Anwendung desjenigen Systems fehlen lassen, welches ihnen seit 1822 wieder als das zweckgemäße gegolten hat. Nach der Beendigung der Kriegsära mit 1815 hatte der erste Alexander das Freihandelssystem versucht. Er hatte dies im Glauben an die ihm gehaltenen theoretischen Lektionen eines Storch gethan. Es trat jedoch in Folge der nun gemachten Erfahrungen eine sehr entschiedene Rückwirkung ein und ein Cancrin und ein Nesselrode wendeten sich entschieden dem Prohibitivsystem zu. Seit dem Ende jener freihändlerischen Episode hat nun die Entwicklung des russischen Systems darin bestanden, von der Prohibition zum bloßen Schutzsystem und zu immer rationelleren Formen des letzteren überzugehen. Eine Wendung von der Prohibition zum bloßen Schutz trat schon 1850 ein, indem man auf die erheblich erniedrigten Preise der Artikel, die nun durch den bloßen Zeitverlauf mit Zöllen überlastet waren, Rücksicht zu nehmen hatte. Zum Theil in Folge der Handelsstörungen durch die Blokaden des Krimkrieges kam es 1857 zu Tarifmodifikationen im Sinne der Herabsetzung, jedoch noch immer im Geiste des Hochschutzsystems. Ein Jahrzehnt später (1867—68) versammelte man zu Petersburg Delegirte der Manufakturen und des Handels, und es wurde im Sinne des Schutzsystems die nunmehr seit dem 1. Januar 1869 in Kraft getretene, umfassende Tarifrevision vorgenommen. Officiell und nicht officiell hatten sich namentlich England und Frankreich, aber auch Preußen bemüht, bei dieser Revision ihren Einfluß im freihändlerischen Sinne geltend zu machen. Russischerseits berief man sich bei der Erörterung in der Kommission und in den Journalen vornehmlich auch auf das Beispiel der amerikanischen Praxis und Theorie. Ein großer Theil der liberaleren Journale, durchgängig aber die nationalen slavophilen Organe traten energisch für den Schutzstandpunkt ein. Nebenbei sei bemerkt, daß die Argumentation nach dem amerikanischen Nationalökonomen Carey ebenfalls eine erhebliche Rolle spielte. Die Russen haben sein System schon zum zweiten Mal übersetzt und er gilt unter den dortigen nationalen Handelspolitikern als erste volkswirthschaftliche Autorität. In der That stimmen seine Anschauungen über Rußland sehr gut zu dessen ferner belegenen Hoffnungen, und wie er schon vor länger als zwanzig Jahren das entschiedene Aufsteigen Deutschlands im Vergleich zu Frankreich in volkswirthschaftlicher und politischer Beziehung prognosticiren hat, so dürfte er sich auch schwerlich irren, wenn er schon seit Jahrzehnten Rußland als diejenige Macht ansieht, welche einst neben Amerika und Deutschland die dritte Rolle spielen werde. Uebrigens will aber die russische Wirthschaftspolitik nicht im Sinne der gewöhnlichen Ideen über das Schutzsystem aufgefaßt sein. Sie arbeitet gar nicht allein mit dem Zollschutz, den sie übrigens in der letzten Revision, wenn auch nicht principiell verlassen, so doch durch eine Anzahl von Herabsetzungen schon sehr rationell zu gestalten versucht hat; — sie arbeitet nicht allein mit dieser Form des Schutzes, sondern auch mit positiven Förderungen, indem der Staat bei Bestellungen, Konzessionen und Kontrakten auch wirthschaftlich das Princip der einheimischen Verfertigung so viel als irgend möglich zur Anwendung bringt und in dieser Beziehung augenblickliche Preisopfer nicht immer für effektive Nachtheile ansieht. Man würde sehr irren, wenn man die russische Autokratie in ihrer Handels- und Wirthschaftspolitik mit demselben Maß wie die politisch und so zu sagen auch social mehr oder minder konstitutionellen Staaten Europa's messen wollte. Einerseits ist das rein vormundschaftliche Princip der Volkswirthschaftsförderung bei der verhältnißmäßigen Unkultur des russischen Volks das bis jetzt einzig denkbare und spielt etwa dieselbe Rolle wie in dem gebildeten Nordamerika der nationale Kampf gegen die englische Wirthschaftshegemonie, welcher das dortige System zu einem großen Theil erklärt. Andererseits ist nun aber in Rußland auch noch lange kein solch reines Handelsinteresse vorhanden, um den Schutzbemühungen der Vertreter der aufstrebenden Industrie die Wage zu halten. Wie man auch über die allgemeinen Principien denken möge, so kann es den russischen Verhältnissen gegenüber nicht zweifelhaft sein, daß dieses Reich seine wirthschaftliche Kraft in der Herstellung einer inneren Koncentration weit mehr als im auswärtigen Handel zu suchen habe. Diese Schöpfung innerer Verbindungen und Verkehrssysteme ist aber nur durch eine dem rationelleren Ackerbau vorangehende und selbst mit zeitweiligen Opfern zu erzielende Industrie-

entwicklung möglich. Bei der Gesammtveranschlagung künftiger russischer Kraftleistungen müssen wir daher diesen Gang der Industriepolitik in Rechnung bringen. Der Widerstand, den der Koloß in dieser Beziehung den fremden Interessen entgegensetzt, ist für uns noch ganz besonders da zu beachten, wo das specielle Schicksal der russischen Ostseeprovinzen deutscher Kultur, sowie auch Finnlands und Polens in Frage kommt. Der Freihandel hat, wie überall, seinen hauptsächlichsten Sitz in den Seeplätzen und in den durch die Möglichkeit von Getreideexport begünstigten Provinzen. Aber das deutsche Element ist zugleich auch ein specifisch-industrielles und der universellen Kultur äußerst förderliches. Es hat sich daher mit den neuesten nationalrussischen Bestrebungen rein politischer Art in wirthschaftlicher Hinsicht ein Antagonismus ergeben, dessen Wirkungen absehen zu wollen vorläufig noch nicht an der Zeit sein dürfte. Die rein ökonomischen Kämpfe müssen jedoch hier die Verwicklung erheblich steigern. Im Ganzen und Großen hat Rußland, wie schon früher bemerkt, sehr energisch an seiner volkswirthschaftlichen Autonomie festgehalten und sich namentlich nicht auf die Art von Handelsverträgen eingelassen, welche durch den Vorgang von England und Frankreich seit 1860 die Tour des übrigen Europa gemacht und es bis jetzt zu einem freilich neuerdings sehr angefochtenen und durch die neuesten politischen Ereignisse noch mehr bedrohten zehnjährigen Lebenslauf gebracht haben.

Verbinden wir diese Erinnerungen an die bisherigen Umrisse der specifisch-russischen Handels- und Wirthschaftspolitik mit dem Rückblick auf diejenigen Industrien, in denen es dem übrigen Europa nachgeeifert hat, oder ihm jetzt energisch zu folgen strebt, so finden wir, daß allerdings die Anlagen zum Großen in den erheblichsten Richtungen vorhanden und die Fundamente fast überall gelegt sind. Dagegen können wir es uns bei dieser Gesammtbetrachtung auch zugleich wieder bestätigen, daß die thatsächlich erreichten Positionen noch verhältnißmäßig rückständig sind, und daß es nur die relative Berücksichtigung der fast überall in der Fortschrittsrichtung von den letzten zwei Generationen zurückgelegten Wegstrecke ist, was eine sichere, aber auch nicht allzu rasche Weiterentwicklung und eine einstige wirthschaftliche Hauptstellung verbürgt. Man sagt bisweilen, daß der russische Arbeiter wohl die nöthige Anlage, aber nicht den genügenden Willen zu besserer Thätigkeit habe. Dieser Einwand scheint uns für die Dauer der am wenigsten stichhaltige. Der Wille ist zu einem großen Theil ein Produkt der bisherigen Gewohnheiten und ändert sich mit den Verhältnissen, wenn nur die Naturgrundlage für die erforderliche Geschicklichkeit nicht abgeht. Man vergesse nicht, daß die Bearbeitung der Baumwolle und der Zuckerrübe möglich geworden, also ganz neue Zweige der Thätigkeit eingeführt worden sind. Außerdem sind überhaupt die Fortschritte, welche die maschinenmäßige Spinnerei und Weberei in allen Richtungen gemacht hat, als Anzeichen nicht zu unterschätzen. Der Gang der Volkswirthschaft ist in dieser Beziehung ein natürlicher gewesen. Man hat an Leinen, Baumwolle und Wolle immer mehr verarbeitet. Man hat von den eignen Rohstoffen im Verhältniß zum Betrag der Selbstverarbeitung immer weniger exportirt und hat in einigen Richtungen zum Theil schon mit fremdem Rohstoff gearbeitet. Dies sind die sichersten Fingerzeige dafür, daß der betretene Weg zur höheren Kräftigung führe. So dürftig die Zuckerkonsumtion ist, so wird ihr doch wesentlich durch einheimische Produktion genügt, und dieser Sachverhalt ist schon ein Resultat. Auch die Kehrseite der russischen Volkswirthschaft, nämlich die von uns gekennzeichnete geringe Ausbeute der gewaltigen Naturhülfsquellen an Kohle und Eisen, will mit der Erinnerung betrachtet sein, daß die Aera des Eisens und gleichsam das volkswirthschaftliche Eisenzeitalter in der modernen Entwicklung nicht die älteste, sondern die jüngste Erscheinung ist und daher für Rußland erst spät eintreten kann. In dieser Hinsicht werden einigermaßen die zeitlichen Schranken bestimmt, welche sich einer allzu beschleunigten Zusammenfassung der Kräfte widersetzen. Die jüngst arrangirte allgemeine russische Industrieausstellung zu Petersburg hat zwar wiederum bewiesen, daß Rußland seine bekannte frühe Sorgfalt im Dampfschiffbau nicht verleugnet hat, indem grade in dieser Richtung besondere Erfolge zu konstatiren sind, aber dem gegenüber steht eine Rückständigkeit in der Maschinenfabrikation, welche durch den großen Import dieser Artikel bezeugt wird. Der letztere beweist aber seinerseits auch wieder die rührige Einführung von Maschinenkraft. Im Allgemeinen möchte daher volkswirthschaftlich ebenso wenig von einer raschen Einholung der mächtigen Industriestaaten des übrigen europäischen Festlandes als etwa von einem Koloß mit thönernen Füßen die Rede sein können. Die volks-

wirthschaftlichen Fundamente sind sicherlich nicht schlecht und möchten im Rahmen der politischen Gesammtwürdigung noch die zuverlässigsten Bestandtheile repräsentiren. Weit weniger befriedigend würde, trotz des partiellen Zusammenhangs mit der eigentlichen Volkswirthschaft, eine Untersuchung der Staatsfinanzen ausfallen. Auch ist schließlich noch zu bedenken, daß die volkswirthschaftlichen Machtelemente zu einem großen Theil in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht zu denen gehören, welche augenblicklich disponibel sind. Bringt man hiezu die Beschaffenheit der politischen und socialen Zustände und gleichsam die gesellschaftliche Kraft Rußlands nach den bisherigen Erfahrungen und bemeßbaren Thatsachen in Anschlag, so sind zwar für die innere Aktion bedeutende Stützpunkte und Hebel vorhanden, während es aber für die Aktion nach Außen bei dem Mangel an der innern Verschmelzung und Entwicklung nicht gleich günstig bestellt zu sein scheint. Rußland verdankt in wirthschaftlicher Beziehung den Standpunkt, den es jetzt einnimmt, seiner innern stillen und langsamen Thätigkeit. Wo es, abgesehen von Asien, nach Außen eingegriffen und zugegriffen hat, ist es zu einem großen Theil unwillkürlich auf einen Weg gerathen, der die Punkte seiner Schwäche und Verwundbarkeit vermehrt hat. Die Gesammtkonsequenz fällt also dahin aus, wohin auch das reine Wirthschaftsinteresse weist, indem sie die Machtaussichten zunächst in der Sphäre der innern Thätigkeit, die schwächern Seiten aber in der Wendung eines verhältnißmäßig noch unkonsolidirten Körpers nach Außen deutlich genug zeigt. In seinem volkswirthschaftlichen System ist Rußland auf bloße Erhaltung seiner Autonomie und wesentlich auf die Formen der Vertheidigung und der innern Machtausbildung angewiesen und ist noch sehr weit davon entfernt, aktiv auf dem Weltmarkte einzugreifen. Aehnlich dürfte es sich auch mit seinem gesammten Dasein in so weit verhalten, als eine aktive und dauernde Kraftübung in dem politischen System des europäischen Festlandes ernstlich, d. h. nicht bloß in sekundärer Weise zu bethätigen wäre. In diesen Punkten möchte es selbst sehr problematisch sein, ob in dieser Richtung nicht sogar die Defensive nach einer einmal eingeschlagenen Angriffspolitik die größten Schwierigkeiten bieten und grade einige volkswirthschaftliche Hauptnerven des kolossalen Körpers bloßstellen und isoliren dürfte. Dagegen würde sich eine äußere Aktion und sogar eine Art Kulturberuf noch am ehesten nach Asien hin empfehlen, wo auch in der That volkswirthschaftliche Anknüpfungspunkte für die Uebung eines aktiven Einflusses gesucht werden sind. Eine weitere Verschiebung der Interessen nach dem Schwerpunkt der asiatischen und der orientalischen Angelegenheiten würde die meisten Chancen haben, und man kann die Abrechnung mit den wirthschaftlichen und sonstigen Kulturkräften Rußlands dahin formuliren, daß seine künftige Größe um so mehr gesichert sein wird, je mehr es sich dieser, seinem angestammten Asiatismus entsprechenden Aufgabe zuwendet und die fremden europäischen Interessen nur so weit im Auge behält, als sie dieser natürlichen Mission entgegenstehen.

Dr. Dühring.

Land und Leute, sowie die wirthschaftlichen Zustände in Elsaß und Lothringen. I. Wir stehen vor einer Entscheidung des Weltgerichtes. Das Richteramt ist dieses Mal der deutschen Nation übertragen, welche, obwohl selbst Partei, es ausüben wird mit verbundenen Augen. Die Wagschale wird sich senken zu ihren Gunsten. Und doch wird die Entscheidung dem Gegenpart gleichfalls zum Segen gereichen. Wir werden zurückfordern, was uns gehört, und dessen Besitz wir mit theurem Blute bezeugt haben; wir werden den Gegner erniedrigen und verkleinern. Und gerade das ist's, was ihm Noth thut, wenn jemals wieder von einem sittlichen Aufschwunge in diesem noch immer fähigen, aber seit Jahrhunderten mißleiteten und verderbten Volke die Rede sein soll.

Auch da, wo man uns unsere großen Siege am meisten mißgönnt, fängt man an zuzugestehen, daß uns gehört, was wir erobert, und daß wir berechtigt sind, davon so viel zu behalten, als uns frommt. Aber wie viel frommt uns? Mich dünkt, bei der Entscheidung dieser Frage ist der wirthschaftlichen Erwägung zwar wohl Raum zu gönnen, aber nur ein bescheidener Raum. Als man noch gewohnt war, jeden Staat als ein Wirthschaftsgebiet für sich zu betrachten, suchte, wer im gegebenen Falle die Grenzen eines Staates zu reguliren und zu bestimmen hatte, dabei auch jene thörichte Forderung der Selbstgenügsamkeit mit im Auge zu behalten; jedes zu einem Staate vereinigte Volksganze sollte möglichst auf dem ihm angewiesenen Gebiete alle natürlichen Bedingungen einer gedeihlichen wirthschaftlichen Existenz finden. Jetzt wissen wir, daß die ganze bewohnte Erde eine einzige große Wirthschaftsgemeinde bildet, und

daß innerhalb dieser großen Gemeinschaft die räumliche Arbeitstheilung Grenzen zieht, die jeder Menschenwillkür spotten. Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus betrachtet wäre die beste Grenze zwischen zwei Staaten diejenige, welche von beiden Seiten am leichtesten zu überschreiten wäre. Die schlechteste Grenze wäre von diesem Standpunkte aus ein unüberschreitbares Gebirge, unergründliches und unüberbrückbares Sumpfgebiet, eine der Schifffahrt unzugängliche Meerenge. Am besten wäre es, die Grenze gerade da zu ziehen, wo sie am wenigsten zu scheiden scheint, durch die offene Ebene, mitten durch das Fahrwasser eines breiten, leicht fahrbaren Stromes, damit der Verkehr möglichst leicht und frei herüber und hinüber sich bewege und es den diesseits und jenseits Wohnenden immer augenscheinlich bleibe, daß sie wirthschaftlich betrachtet von einander genau so abhängig sind und genau so zu einander gehören, wie je von und zu ihren eignen Staatsgenossen.

Aber man würde uns Idealisten schelten, wenn wir rathen würden, die neue deutsche Westgrenze nur unter Berücksichtigung der in Betracht kommenden wirthschaftlichen Momente zu fixiren. Und mit Recht. Man würde uns entgegenhalten, daß die von jenem Gesichtspunkte aus gezogene Grenze nur so lange wirthschaftlich sei, als das friedliche Beieinanderleben daure, daß sie aber, wenn sie dem streitlustigen Nachbar bequeme Angriffspunkte biete, ihn zum Angriff reize, und dann die unwirthschaftlichste aller menschlichen Thätigkeiten, den Krieg, gewissermaßen provozire. Wie die Dinge zur Zeit noch liegen, müsse, wer den Frieden zu diktiren und eine Gebietsvergrößerung zu verlangen berechtigt sei, die Grenze so ziehen, daß dem kriegslustigen Nachbar die Lust zum Kriege möglichst verleidet, ein unverhoffter Angriff möglichst schwierig gemacht, daß seinen Heeren eine möglichst starke natürliche, und durch die Mittel der Kriegskunst leicht zu verstärkende Mauer entgegengesetzt werde. Sollen wirthschaftliche Gründe bei dieser Regulirungsarbeit mitsprechen, so können dies doch nur staatswirthschaftliche sein. So lange sich ein Staat vom anderen noch durch Zollbarrièren abgrenzen zu müssen glaube, sei es natürlich, diese Zollschranken auf oder an die politische Grenze zu verlegen, und wer seine Staatsgrenze sich selbst bestimmen könne, werde allerdings dieselbe möglichst so fixiren, daß sie sich auch als eine bequem bewachbare Zollgrenze darstelle.

Eine so bequem bewachbare Zollgrenze bildet ohne Zweifel das Vorland eines nicht allzu stark koupirten Höhenzugs. Der Höhenzug selbst der Wall für die Landes-Vertheidigung; jenseits dieses Walles, möglichst in bequemer weiter Thalsohle die Zoll- und also die Landesgrenze.

Kommen verschiedene Sprachgebiete in Betracht, wie in unserem jetzigen Falle, so wird es gerathen sein, die Sprachgrenze bei der Fixirung mit zu berücksichtigen; aber allein entscheiden kann dieses Moment so wenig wie das wirthschaftliche; Sprach-Inseln und Sprach-Vorgebirge zu schonen, wenn diese Schonung die Landesgrenze gegen einen rauflustigen Nachbar minder haltbar machen würde — das stünde einem Volke übel an, welches, frevelhaft angegriffen und ruhmvoll siegend, sich nur wieder fordert, was ihm von Gott und Rechts wegen gehört und welches noch dazu selbst eine so dauerhafte und Propaganda machende Sprache redet, wie die deutsche.

Historischen Erinnerungen, früherer langjähriger Trennung oder Zusammengehörigkeit, dem Zusammengehörigkeitsgefühle, soll — so hört man sagen — eine Stimme eingeräumt werden, wo es sich um die Regulirung der Grenzen handelt. Aber doch nur ebenfalls unter der Voraussetzung, daß eine solche Schonung das gute Recht des Eroberers illusorisch macht. Oder wie, wenn uns ein Gegner angriffe, dessen Grenzbevölkerung nie seit Menschengedenken in irgend einer politischen Verbindung mit uns gestanden hätte, und in keinem Theile durch irgend eine historische Erinnerung auf uns hingewiesen würde — sollten wir diesem Gegner die Strafe für seinen Angriff schenken um der Pietät vor der historischen Tradition willen? Sollten wir nicht auch einmal wieder selbst Geschichte machen dürfen, wie man sie so oft auf unsere Rechnung gemacht hat? Und dürfen wir uns nicht zutrauen, die durch Kriegsrecht uns angetrauten Fremden im Laufe der Zeit so innig mit uns zu verbinden, wie sie jetzt mit dem Feindeslande verbunden waren?

Zwei Rücksichten — denke ich — haben in allen Fällen, und so auch im unsrigen, wesentlich zu entscheiden: Der frevelhaft angegriffene Sieger nimmt dem Besiegten so viel Land, als mit Sicherheit und ohne zu große Opfer auf die Dauer behauptet werden kann, und, wenn er die Wahl hat, nimmt er sich nicht nur armes, kulturunfähiges, sondern auch blühendes, wohlhabendes Land und Volk, und er zieht die Grenze so, daß sie eine gute Ver-

theidigungsgrenze und, so lange es unvermeidlich scheint, daß die Völker sich die Produkte ihrer Arbeit gegenseitig durch Grenzzölle vertheuern, eine gute Zollgrenze bildet.

Von diesem Standpunkte aus wird man sich in unserem Falle nicht mehr und nicht minder als den französischen Theil des Rheingebietes ausbitten müssen. Und zu diesem Rheingebiet gehört all' das französische Land, welches seine Gewässer dem Rhein und durch diesen der Nordsee zusendet. Dieses Gebiet reicht nordwestlich bis Givet, folgt der Linie der Argonnen bis Langres, dann der Grenze des Departements Haute Saône bis zur Schweiz und trifft bei Basel auf badisches Gebiet. Ein kleines Stück vom Departement Ardennes, die gute (östliche) Hälfte des Departements Meuse, ein Streifen des Departements Haute Marne, die ganzen Departements Moselle, Meurthe, Vosges, Bas Rhin, Haut Rhin, also je ein kleines Stück der Provinzen Champagne und La Franche Comté, ferner ganz Lothringen bis auf einige westliche Grenzstücke und der ganze Elsaß wird nach jenen Rücksichten zu fordern sein. Das wäre ein Landstrich von ungefähr 530 geographischen QMeilen und $2^1/_2$ Millionen Einwohnern, erheblich größer, aber mit nur wenig größerer Bevölkerung, als das Königreich Sachsen, erheblich kleiner, aber mit größerer Bevölkerung, als das vormalige Königreich Hannover, um etwa 176 QMeilen größer, und mit einer um etwa $^3/_4$ Million stärkeren Bevölkerung, als das Königreich Würtemberg. Das wäre ein Landstrich noch nicht ganz so groß wie ganz Elsaß und Lothringen, ein Landstrich, den wir, wenn die Bevölkerung, westlich des Wasgau, auch stark mit französischen Elementen gemischt, ja längs der Westgrenze ganz und rein französisch ist, wohl mit Sicherheit und auf die Dauer ohne zu große Opfer zu erhalten, ja gewiß insoweit noch nöthig zu germanisiren vermöchten. Die Grenze im Einzelnen so zu regeln, daß sie eine gute Vertheidigungs- und zugleich eine gute Zollgrenze wird — das wird unseren Staatsmännern gewiß gelingen, wenn auch das enge Thal der Maas, welches man westwärts kaum weit zu überschreiten geneigt sein wird, weniger wohl das Plateau von Langres, in dieser Beziehung dem Strategen wie dem Zöllner einige Schwierigkeiten bereiten mag*).

Nicht um des Kaisers Bart zwar würden wir streiten, wenn wir jetzt des Weiteren über diese Grenze diskutiren wollten; denn den Wiederbesitz dieses Landes hat uns theures Blut besiegelt, und, wenn unsere Heerführer und Staatsmänner nicht ihre Gründe haben, es zum Theil preis zu geben, wird es uns keine Macht der Erde wieder entreißen. Aber die Presse mag sich bescheiden, es vorerst bei den Gründen für den oben in flüchtigen Zügen angedeuteten Grenzzug bewenden zu lassen, anstatt ihn von Höhe zu Höhe, von Thurm zu Thurm abzuzirkeln.

Und die Aufgabe dieser Zeilen ist es ja nur, in flüchtigen Umrissen zu schildern, welch' ein Land und welch' ein Volk uns zuwachsen würde, wenn der dritte Pariser Friede uns das französische Rheingebiet sicherte. —

Das Land gehört zu dem westlichen Grenzgebiet des Mittelgebirgsgürtels von Central-Europa. Seine Gebirgszüge sind die Vogesen, das Plateau von Langres in seinen nördlichen Ausläufern, ferner der Ardenner- und Argonner-Wald. Das einzige Tiefland in dem ganzen Gebiete bildet die Rheinthalebene, das linke Rheinufer von Basel bis Lauterburg. Von den vier genannten Gebirgszügen haben nur die Ardennen, die sich bis auf 2500' erheben, und die Vogesen mit ihrem 4404' hohen Belchen (Ballon de Soulz) einigermaßen beträchtliche Erhebungen; die Argonnen und das Plateau von Langres sind nur Hügelketten, wenn auch mitunter mit steil abfallenden Thalwänden. Auf

*) Die deutschen Publizisten, welche neuerdings über die Frage unserer Forderungen an Frankreich sich geäußert haben, z. B. H. v. Treitschke in seinem trefflichen Aufsatze: „Was fordern wir von Frankreich?" im XXVI. Bd., Sept.-Hefte, d. „Pr. Jahrb.", Ad. Wagner in der vielfach lehrreichen Schrift: „Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland" (Leipzig, Duncker und Humblot), W. Menzel in der Schrift: „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser" (Stuttgart, A. Krömer), stellen, der Letztere freilich ohne daß er seine desfallsige Meinung völlig klar ausspricht, viel mäßigere Forderungen auf und legen auf die Nationalitätengrenze das größte Gewicht. Bezüglich der Festungen Metz und Belfort statuiren sie Ausnahmen. Jene Schriften waren vor den Tagen von Sedan geschrieben, und in den ersten Tagen des Krieges dachte noch Niemand auch nur an die Forderung des Elsaß. Wenn Wagner Frankreich auf den Aussterbe-Etat gesetzt sieht — wie denkt er sich den Vorgang der Erlangung der germanischen Suprematie, wenn dauernd unangetastet gelassen werden soll, was heute jenseits der Nationalitätengrenze liegt?

Bequem allerdings ist eine zugehörige Grenzbevölkerung fremder Nationalität nicht; aber die Bequemlichkeit ist auch nicht das Privilegium eines großen Staatswesens. Und einen noch leidlich gesunden französischen Bevölkerungstheil durch Herübernahme vor der inneren Fäulniß retten, der das französische Staatswesen verfallen ist — das ist auch eine Mission.

dem Plateau von Langres liegt die zweithöchstgelegene Stadt von Frankreich, eben Langres.

Das Material des Landes besteht zu etwa einem Fünftel (Rheinthalebene) aus Diluvium, Alluvium und Tertiärgebilden, zu zwei Fünftel (Maas- und Moselgebiet) aus Jurakalk und Liasgestein, zu einem Zehntel (oberes Saar- und Moselgebiet, Gebiet der Meurthe) aus Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein; in etwa einem Zehntel des Landes treten Granit, Glimmer, Gneis, Rothtodtliegendes zu Tage. Das Saarkohlenbecken reicht nicht bis in unser Gebiet herein, und überhaupt findet sich daselbst nur in ganz beschränktem Umfange Kohlenformation.

Das Land gehört zu den bestbewaldeten Theilen Frankreichs, und zwar zeigen sich nicht nur auf den Höhen, sondern auch in vielen Thälern und in der Rheinthalebene noch ausgedehnte und geschlossene Waldungen. So z. B. dehnt sich der Hagenauer Wald über eine Fläche von vielen QMeilen aus. Mit diesem Waldreichthum steht der große Reichthum des Landes an fließenden Gewässern in Verbindung. Die Vogesen entsenden dem Rheine unmittelbar den Ill-fluß mit seinen unzähligen Nebengewässern, dann die Zorn, die Moder, die Sauer und Lauter; ostwärts führen sie ihm durch Vermittelung der Mosel die Saar, den Niedbach, die Seille und die Meurthe zu; die Mosel empfängt außerdem von den Ardennen und die Maas von den Ardennen und Argonnen reiche und glücklich über die ganzen Flußgebiete vertheilte Zuflüsse.

Die Landschaft Elsaß wird durch die Vogesen von Lothringen geschieden. Das Gebirge, bis zu den Gipfeln mit Ackererde versehen, hat eine reiche Vegetation an den Abhängen; es wechseln üppige Wälder mit Weinbergen, Weiden und Feldern. Die Ebene ist reich bevölkert, hat zahlreiche Städte und trefflich angebautes Kulturland; es gibt wenig bessere Landschaften im ganzen Rheingebiet, namentlich auch wenig bevölkertere. Denn im Elsaß wohnen auf der QMeile 6929 Einwohner.

Die landschaftlichen Reize des Elsaß brauchen wir nicht zu schildern. Wenigstens aus der Ferne hat Jeder mit Entzücken die duftigen, tausendfach abwechselnden Höhenzüge der Vogesen und wie sie allmählig ihren Fuß in das mit dem schönsten Städte-, Wiesen-, Feld- und Waldschmuck gezierte Rheinthal setzen beobachtet, wer die verkehrsreichere rechtsrheinische Straße der Schweiz zufuhr.

Die Landschaft Lothringen gehört zu den gesegnetsten Theilen des nördlichen Frankreich. Sie bildet eine im Ganzen nach Nordnordwesten geneigte Hochebene, 7—800′ hoch, auf welcher im Westen der Ardenner- und Argonner-Wald, im Süden das Sichelgebirge (Plateau von Langres mit östlicher Fortsetzung) stehen, und die von der Maas und Mosel und deren Nebenflüssen bewässert wird. Die hie und da mit steilen Wänden aufsteigenden und dann sich weit ausbreitenden Bergrücken begrenzen theils enge, eingefurchte Thäler, theils breite, fruchtbare und schöne Mulden. Die Argonnen sind im Ganzen ein breites, dichtbewaldetes, rauhes und sumpfiges Plateau mit drei Höhenzügen, von denen der westlichste der höchste ist.

Die Provinz ist reich an den schönsten Landschaften; der Boden ist meist bergig; an ausgedehnten Ebenen fehlt es fast ganz; aber fruchtbares Land findet man außer auf den höchsten Plateaus fast überall. Wald- und Wasserreichthum und der Schutz, welchen die Gebirge von Osten und Westen her bieten, befördern den Landbau, der in den Thälern, Thalmulden und an den sanfteren Berghängen die mannigfachsten Produkte in üppiger Fülle erzeugt. —

„Man kann" — sagt ein, wie es scheint, genauer Kenner von Land und Leuten in einem hübschen Aufsatz der „Weserzeitung" Nr. 8418 und 8419, betitelt: „Aus deutsch-französischen Grenzlanden" — „man kann das ganze Elsaß von Norden nach Süden durchwandern, und wenn man sich nur von den großen Städten, von den Eisenbahnen mit ihrem Beamtenpersonal, überhaupt von der offiziellen Welt, fernhält, dabei ganz hübsch in der angenehmen Täuschung leben, als sei man auf echt deutschem Boden. Die französische Sprachgrenze greift, wie in diesen Blättern bereits ausführlich erörtert wurde (S. 427), nur an wenigen Stellen ins Elsaß herüber, und die Zahl der Deutschen beträgt dort über eine Million. Viel geringer ist dagegen das deutsche Element in Lothringen vertreten. Wenn man nun auch wohl mit Recht annehmen kann, daß die Bewohner des deutschen Sprachgebietes mit der geringen Ausnahme der unlängst hierher versetzten Beamten und aus dem eigentlichen Frankreich Eingewanderten der deutschen Sprache mächtig sind, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß sie sich derselben auch stets als Umgangssprache bedienen. Von denjenigen, die sich zur guten Gesellschaft rechnen, „versündigen sich", um mit den Worten eines

Elsässers zu reden, leider gar viele „gegen die eigenste Natur“, indem sie ihre deutsche Sprache verleugnen, und die Regierung bedient sich natürlich des Französischen ganz ausschließlich. Nur wenn es darauf ankommt, daß der Inhalt eines Dekretes möglichst allgemein bekannt werde, wird der französischen Abfassung eine deutsche Uebersetzung beigefügt, wie man denn beim Plebiscit im ganzen Elsaß die Proklamationen des Kaisers französisch und deutsch öffentlich angeschlagen lesen konnte. So erscheint auch die große Mehrzahl der im Elsaß gedruckten Zeitungen in französischer und deutscher Sprache; doch ist mir nie eine zu Handen gekommen, die ursprünglich in der letzteren abgefaßt gewesen wäre; das Französische wird stets ins Deutsche übertragen, wobei dieses dann, vom sprachlichen Standpunkte aus betrachtet, oft schlecht genug wegkommt“.

Man hat nie mehr Anlaß, vorsichtig zu sein, als wenn man sich über den Charakter einer ganzen Bevölkerung ausspricht. Der wahre Charakter eines Volkes zeigt sich erst in großer, bewegter Zeit; große und bewegte Zeiten aber kommen selten, und, wenn ihre Eindrücke uns erfüllen, fehlt uns meist die Ruhe und Klarheit zur Beobachtung. Unsere Volksgenossen und Nachbaren da drüben jenseits des Rheines haben wir lange nicht als Träger großer Ideen und als Mitvollender großer Thaten beobachten können. Zur Zeit sind sie Patienten und solche zwar der unleidlichsten Art. Man kann sagen, auch im Dulden erweise sich die Volksart deutlich. Aber — wer hat beobachtet, wie sie da drüben dulden? Verbergen sie, in der Unsicherheit ihrer Lage, nicht geflissentlich gerade jetzt ihr tiefstes Innere vor uns, vor aller Welt? Sonderlich hingezogen fühlen wir uns zu dem Elsässer, von dem uns nur eine Straße trennt, die keine Grenze ist, seit lange nicht, und der Lothringer ist uns seit lange ebenso gleichgültig gewesen wie der Bewohner der Isle de France oder der französischen Niederlande. Wenn wir jetzt beiden näher kommen, werden wir beide, Elsässer und Lothringer, nicht eben sofort von ihrer besten Seite kennen lernen. Sie werden sich uns, wie während des Krieges so nach dem Frieden, in sehr unliebenswürdiger Stimmung zeigen. Gewiß auch hat sich das französische Regime, obwohl es ihm besonders gewogen schien, schwer an diesem deutschen Volke versündigt. Es wird Jahrzehnte währen, ehe der Geist der Lüge und überhaupt die sittliche Verderbtheit, welche das moderne Franzosenthum kennzeichnen, und natürlich auch diesem Volke einregiert sind, jener höheren und würdigeren Lebensanschauung Platz machen, welche die rechtsrheinischen Nachbaren sich durch alle politische und kirchliche Misère der vergangenen Jahrhunderte hindurch gerettet haben. Es wird auch lange währen, bis diejenigen Gebrechen sich verwischen, welche zur Zeit noch dem Elsaß, als einem seit der französischen Revolution von vielen diesseitigen Mühseligen und Beladenen und auch von vielen deutschen Vagabunden zum Aufenthalt auserkorenen Grenzlande, anhaften.

Aber es ist doch nicht daran zu zweifeln, daß, wenn die Elsässer und Lothringer sich unter dem Schirme des deutschen Reiches sicher und geschützt, frei und geachtet fühlen, auch ihre Volkstugenden wieder voll und frei zur Geltung kommen werden, die ihnen, namentlich den Lothringern, niemals ganz verloren gegangen sind. Der Niederelsässer gleicht ursprünglich in Sitte und Volksart dem Pfälzer wie ein Bruder dem anderen. Tugenden und Unarten sind ursprünglich beiden gemeinsam. Die gleichbehende Arbeitslust, die gleiche Unbeugsamkeit und Zähigkeit der Körperkraft, dieselbe Agilität des Geistes hier wie dort; hier wie dort aber auch die gleiche Lust am Geschrei, die gleiche Prahlerei, die gleiche Selbstsucht. Der Oberelsässer hat, insoweit sie nicht mit französischem Wesen versetzt sind, die Tugenden und Schwächen des Allemannen. Seine Tugenden treten nirgends schöner zu Tage, als da, wo sie durch freireichsstädtische Tradition beschützt und entwickelt wurden. Auf Mülhausen und Umgegend richten sich nicht umsonst die Blicke aller Derer, welche nach Zeugnissen der Leistungsfähigkeit edlen bürgerlichen Gemeingeistes und jener verständigen Opferbereitschaft suchen, welche das Ewige nie über dem Zeitlichen vergißt.

Ueber die Volksart des Lothringers ist uns wenig bekannt. Er gilt für treuer und zuverlässiger, aber auch minder beweglich als der Pfälzer; in Paris hält man große Stücke auf ihn; namentlich schätzte man seine Soldatentugenden. Und ein Gewinn ist es, daß man es hier nicht mit jenem Zwitterthum zu thun hat, welches im Elsaß die Seele Derer vergiftete, welche ihr Deutschthum zu verleugnen trachteten, und mit gefälschtem Namen, mit erzwungenem Neupatriotismus, mit aufgepfropfter französischer Tournüre doch nicht ächte Franzosen werden konnten. Minder centralistisch, mehr den Grundsätzen der Selbstverwaltung in Kreis und Gemeinde huldigend

als jede französische Regierung seit Jahrhunderten, wird die deutsche Staatsgewalt auch den französischen Lothringer nicht zum Treubruch zwingen, sondern allmählig und unvermerkt was noch deutsch ist in ihm verwerthen und ihm hier seine Heimath geben. Denn das ist die Kraft, welche das Deutschthum schon oft an widerwilligen Bezwungenen geübt hat. Dieser Macht wird auch der Lothringer nicht widerstehen und seine stille Wandlung wird ihm nicht zum Schaden gereichen.

Wenn der französische Unterrichtsminister, wie so oft in den letzten Jahrzehnten geschehen, sich mit den Fortschritten der Schulbildung in Frankreich brüstete — diese immerhin freilich äußerst dürftigen Fortschritte haben in den ehemals deutschen Provinzen ihren Herd und Ausgangspunkt.

In den graphischen Darstellungen, wo man die Departements, welche die größte Zahl Geschulter aufweisen, weiß läßt und die anderen tufenweise dunkler schraffirt, erscheint, mit wenigen Ausnahmen, hell nur der deutsche und von germanischem Einfluß berührte Norden und Nordwesten. Jene Durchschnittszahl von 64 unterrichteten (instruits) männlichen und 52 unterrichteten weiblichen Personen im Alter von über 7 Jahren, welche nach einer im laufenden Jahre zu Hâvre erschienenen Abhandlung („Voeu en faveur de l'inscription dans les lois françaises du caractère obligatoire de l'instruction primaire, émis par la ligue de l'enseignement") Frankreich im Jahre 1866 unter 100 Einwohnern im Alter von über 7 Jahren aufzuweisen hatte, würde ganz beträchtlich heruntersinken, wenn jene Landestheile nicht einigermaßen die Ehre des Landes retteten. Es finden sich in den folgenden elsässischen und lothringischen Departements unter

100 Einwohnern	männl. Geschl.	weibl. Geschl.
	im Alter von über 7 Jahren solche, die schreiben können:	
im Depart. Bas Rhin .	91	93
" " Haut Rhin .	84	82
" " Moselle . .	80	65
" " Meuse . . .	89	80
" " Meurthe . .	89	79
" " Vosges . . .	88	79

Also, wenn uns das Recht der Eroberung das Elsaß und Lothringen sichert, werden wir zwei Provinzen gewinnen, welche, wenn sie auch der Segnungen des deutschen Schulunterrichtes noch gar sehr bedürfen, doch zu den geistig fortgeschrittensten von ganz Frankreich gehören.

Manche andere Morgengabe wird diese Provinzen mehr versöhnen helfen, wird sie fürs Erste mehr bestechen als die deutsche Schulzucht; aber kaum eine andere wird uns zugleich eine bessere Bürgschaft geben für die Dauer der eingegangenen Verbindung.

A. Emminghaus.

Nekrolog.

Kreutzberg, Karl Joseph, bekannt als statistischer, gewerblicher und nationalökonomischer Schriftsteller, 1819 Mitglied des Frankfurter Parlaments, † am 25. Oktober in Prag.

Landwirthschaft.

Die Düngerfrage. II. Zweifelsohne ist der Humus in der Summe seiner Wirkungen den Landwirth der erwünschteste Bodenbestandteil, dessen nützliche Eigenschaften zwar durch Spezialmittel ersetzt werden können, deren Anwendung aber einestheils sehr kostspielig und andererseits in der Sicherheit die Wirkung sehr unzuverlässig wäre, zum mindesten große Umsicht und stete Beobachtung erforderte und doch niemals die Resultate bringen würde, welche die Zuführung von Humus im Boden von selbst uns bietet. Wir haben gelernt, daß man Pflanzen zu normaler Entwicklung ohne Boden bringen, daß man sogar befriedigende Ernten auf humuslosen Feldern zu erzeugen vermag, daß aber zu lohnender Kultur im Großen der Humus unersetzlich und unentbehrlich ist. Wir sind aber davon zurückgekommen, den Humus als die allein werthvolle Substanz zu erkennen, davon, nach dem Gehalte daran den Werth, respektive Preis, des Bodens taxiren zu wollen, und noch mehr davon, ihn als direktes Nahrungsmittel der Pflanzen, geschweige denn als das alleinige zu betrachten. Wir halten ihn aber trotzdem in nicht minderem Grade, wie die Thaersche Schule, in Ehren und suchen jedem Pächter begreiflich zu machen, daß er den größten Schaden sich selbst zufügt, wenn er den Humus

im Boden und damit das, was der Landwirth Ackergahre nennt, schwinden läßt. Die eigene Einsicht, nicht Vorsicht oder Erschwerung im Geschäftsbetrieb muß den Verpächter schützen nach dieser Richtung hin.

Der Stalldünger kommt damit wieder zu gleichen Ehren; man ist jetzt vollständig darüber einig, daß er den Feldern nicht Alles, was die Ernten diesen entzogen, wiedergibt, daß er aber nur solche Stoffe enthält, welche im Boden (und in der Luft) enthalten waren; die Bestandtheile der Streu bleiben sämmtlich im Stalldünger, von ihnen geht, gute Aufbewahrung vorausgesetzt, nichts verloren. Anders verhält es sich mit dem Futter; nur bei ausgewachsenen Thieren, z. B. Mastvieh auf der Weide, kann man darauf rechnen, daß alle Bodenbestandtheile wieder durch die Exkremente zum Boden kommen; bei noch wachsenden Thieren, bei solchen, welche wir nur um der Nutzungen willen halten, und bei solchen, welche uns nur zur Arbeit dienen, kann der Dünger nicht Alles enthalten, was das Futter dem Boden entzogen hatte, und unter allen Umständen findet man in demselben diejenigen Bodenbestandtheile nicht wieder, welche mit den Produkten zu Markt gebracht wurden.

Die Lehre von der Statik gewinnt damit ganz andere Gesichtspunkte; sie kann sich nicht mehr nur um den Humus drehen, sie muß in nicht minderem Grade die Mineralstoffe ins Auge fassen. Der Humus und Stallmist sind für uns unersetzlich um der physikalischen Bodenzustände willen, nicht minder aber ist der Ersatz der dem Stallmiste fehlenden Mineralstoffe, wenn es gelten soll, die Felder dauernd in Kraft zu erhalten, für uns ein Gebot. Darüber ist man einig, noch nicht aber vollständig in Bezug auf das, was der Landwirth zur Ergänzung dessen, was ihm die gütige Natur an Ersatz spendet, zu thun hat.

Handelte es sich bloß um die Ernährungsfrage an sich, nicht auch um die Korrektur der Bodenzustände und nicht um Massenproduktion, so ist einleuchtend, daß man um die Zufuhr der organischen Nährstoffe (Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff), da die Atmosphäre diese in unerschöpflicher Menge liefert, sich nicht zu kümmern brauchte. Es gilt aber, sich das Maximum derselben in der gegebenen Vegetationszeit anzueignen, und das kann nach allen unseren Erfahrungen nur dann ermöglicht werden, wenn — der Boden sich im richtigen Zustande der Ackergahre befindet und mit allen erforderlichen Mineralstoffen in richtiger Menge, Mischung und Assimilationsfähigkeit versehen ist. In letzterer Beziehung kann durch direkte Zufuhr geeigneter Materialien das Gewünschte erzielt werden, oft genug aber auch schon durch verbesserte Bearbeitung, respektive Aufschließung des Bodenbestandes. In jener Beziehung sichert nur ein entsprechender Vorrath von Humus (Stallmist) das Maximum des Erfolges, zumal mit Rücksicht auf die Rentabilitätsfrage. Zweifelsohne kann unter günstigen Verhältnissen auch ohne Stalldünger (Kloakendünger oder dergleichen) dauernde Fruchtbarkeit bei reichlicher Zufuhr von Mineralstoffen und vorzüglicher Bodenbearbeitung erzielt werden, nicht aber oder höchstens in sehr seltenen Ausnahmefällen ohne Humus im Boden, und besonders dann nicht, wenn tiefwurzelnde Pflanzen in größerer Menge gebaut werden. Will man ohne Stalldünger wirthschaften, so muß durch die fleißige Einschaltung von Gründüngungspflanzen zwischen Ernte und Saat zweier sich folgenden Früchte und durch reichlichen Anbau blattreicher Pflanzen der Humus beschafft und durch Zumischen hygroskopischer Substanzen, unausgesetzte Lockerhaltung (Drillkultur mit Behacken), durch die öftere Anwendung des Prinzips der flüssigen Düngung in kleineren Gaben und dergleichen Mittel mehr, welche alle möglichst zusammenwirken müssen, die unerläßliche Ackergahre zu erhalten gesucht werden. An Beispielen gelungener, selbst auf die Dauer sich bewährt habender Bewirthschaftungen größerer Flächen mit Ausschluß von Stalldünger und ähnlichen Dungstoffen fehlt es gerade nicht, sie bilden aber immer nur die sehr seltenen Ausnahmen, so daß sie hier füglich fernerhin außer Acht bleiben können und die folgenden Betrachtungen nur von Stalldüngerwirthschaften ausgehen dürfen. Rathen doch zudem auch unsere heutigen Marktverhältnisse eher zur Vermehrung, nicht zur Verminderung der Viehhaltung.

Hinsichtlich der Mittel und Wege, mittels welchen die erforderlichen Mineralstoffe beschafft werden sollen, sei zuvor erwähnt, daß sie je nach lokalen Verhältnissen sehr verschieden sein müssen; Regeln für Alle können nie gegeben werden; immer wird der einzelne Landwirth das für ihn Beste sich durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen selber suchen müssen und finden können.

Walz und Andere glaubten, daß die fortschreitende Verwitterung des Bodens die fehlenden Mineralstoffe reichlichst liefern würde; auf einem an sich reichen, durch die Kultur noch

nicht erschöpften Boden kann das allerdings der Fall sein, zumal dann, wenn durch fleißige Bearbeitung, passende Fruchtfolge und starke Düngungen mit Stallmist und dergl. der Verwitterungsprozeß des Bodenbestandes beschleunigt wird. Es ist aber einleuchtend, daß selbst hier der Zustand der Erschöpfung für die Schichten, aus welchen unsere Pflanzen ihre Nahrung zu holen gezwungen sind, endlich einmal eintreten muß; am ehesten für die tieferen Schichten; außerdem wird sich am frühesten der Mangel an denjenigen Stoffen fühlbar machen, welche im Boden an und für sich nur in geringerer Menge vorhanden sind oder sich hier in Verbindungen finden, aus welchen die Pflanze sie sich nur in geringer Menge aneignen kann (Phosphorsäure, Kali, in sehr vielen Fällen auch Kalk).

Andere haben sodann auf die Wiesen (Weiden) als völlig genügende Lieferanten von Mineralstoffen für die Felder verwiesen. Ohne Zweifel kann durch Wiesenheu bei seiner Verfütterung an die Thiere voller Ersatz für die Mineralstoffe, welche mittelst der Körner und anderer Produkte auf dem Markte verkauft werden, gegeben sein, gerade so, wie man einen Acker dauernd in Fruchtbarkeit erhalten kann, wenn man ihm alljährlich die Produkte eines anderen, entsprechend großen, Ackers, sei es direkt oder indirekt in Form von damit gewonnenem Dünger einverleibt. Ohne Zweifel muß aber dann die Wiese (der andere Acker) auf irgend einem Wege Ersatz erhalten.

Niemand wird dem Landwirthe rathen, Dünger zu kaufen, wenn die Natur für die Wiese ausgiebig sorgt. Vincent glaubt, daß das durch bloße Bewässerung geschehen könne, und erklärt sich mit der Devise „nur Wasser genug" gegen die Düngung der Wiesen. Niemals ist einseitiger und leichtfertiger geurtheilt worden. Vincent folgerte nämlich aus einigen vorhandenen Analysen des Rieselwassers, daß in demselben hinreichende Mengen von Mineralstoffen vorhanden seien, um Ersatz für die gewünschten Ernten zu geben. Abgesehen davon, daß in weitaus den meisten Gewässern nicht alle erforderlichen Nährstoffe überhaupt, geschweige denn alle in genügender Menge vorhanden sind, hat Vincent noch nicht den mindesten Beweis dafür zu erbringen vermocht, daß aus dem vorhandenen in der kurzen Vegetationsperiode der Graswuchs sich die erforderlichen Quantitäten auch wirklich anzueignen vermag. Man müßte zu dem Zwecke das Rieselwasser vor und nach dem Ueberfluthen einer größeren Wiesenfläche genau untersuchen, um über die bei dem Durchfließen absorbirten Nährstoffmengen ein klares Bild zu gewinnen. Sicher ist, daß es große Wiesenfluren gibt, auf welchen alljährlich ohne Zuthun des Menschen reiche Heuernten gewonnen werden, sicher, daß noch in sehr vielen Fällen Gleiches erzielt werden könnte, wenn man das Wasser mit seinen Schätzen nicht nutzlos vorbeifließen lassen wollte, ebenso sicher aber auch, daß man in England durch rationelle Düngung der Wiesen schon bis über 100 Centner Heu pro Morgen geerntet hat und alljährlich erntet, während bei uns 25 Ctnr. als hoher Ertrag gilt und im nördlichen und mittleren Deutschland der Durchschnittsertrag nicht über 15—18 Ctnr. kommt. Es ist selbstverständlich, daß für Viele die Beschaffung der fehlenden Mineralstoffe mittelst der Krescenz der Wiesen weit vortheilhafter sich gestalten kann, wie die auf dem Wege des Erwerbs in Düngerfabrikaten; mit Recht empfahl Fraas in „Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel" die Nutzbarmachung der Mineralstoffe in unseren Gewässern, das System der künstlichen Alluvionen, womit nicht nur die im Wasser gelösten, sondern auch die schwebenden Stoffe der Wiese zugeführt werden. Regel kann jedoch dieses Verfahren nicht für Alle werden und für die Mehrzahl wird es nicht genügen. Unter allen Umständen aber gibt jede Wiese von halbwegs geeigneter Beschaffenheit ein sehr geeignetes Grundstück ab, um mittelst Wässerung und Düngung für die Wirthschaft Futter und Mineralstoffe zu produziren, und für sehr viele wird man damit in Summa der zu erlangenden Vortheile bessere Erfolge wie bei der direkten Verwendung des Düngers auf den Feldern auch für diese erzielen. Unter diesen Verwahrungen kann auch heutigen Tages noch von einer Bereicherung der Wirthschaft durch Wiesen und Futterfelder gesprochen werden, in jeder anderen Auffassung ist es eine Verkehrtheit, das Wiesenprodukt als bloßes Geschenk aufzufassen. (Stöckhardt, Wolff, Heiden ꝛc.) Wir wissen jetzt zur Genüge, daß an sich keine Pflanze den Boden zu bereichern vermag, wenn nicht ihr gesammtes Produkt dem Felde wieder einverleibt wird; wir wissen ferner, daß gerade durch Futterfelder mehr Mineralstoffe dem Boden entzogen werden, wie durch Getreide, welches die älteren Landwirthe allein, oder doch vorzugsweise für erschöpfend [illegible]. Ihr Urtheil fußte auch hier wieder auf an sich nicht unrichtigen Beobachtungen; nur in der Erklärung

derselben waren sie im Irrthum. Beim Getreide vertrocknen die ohnedies wenigen und schmalen Blätter sehr frühzeitig, Sonne und Wind finden leicht Zugang, der Boden vertrocknet und erhärtet, verunkrautet und der Humus oder Mist in der Krume wird zum Theil nutzlos im langsamen Verbrennungsprozeß verzehrt; daraus erklärt es sich, daß eine nachfolgende Frucht ziemlich ungünstige Wachsthumsbedingungen findet, und deshalb nannte man das Getreide eine erschöpfende Frucht. Umgekehrt bei futter- und blattreichen Pflanzen überhaupt (analog bei grün abgemähtem Getreide). Unter dem dichten Blattwuchs bleibt der Boden frisch und mürbe, es vollzieht sich der Prozeß der Ackergahre, der Humus und die Mistreste im Boden wandeln sich im erwünschten Sinne um, und die beim späteren Umackern in der Krume untergebrachten Wurzelreste, in welchen zum Theil die aus dem Untergrunde gesammelten Nährstoffe enthalten sind, tragen das Ihrige dazu bei, die obere Bodenschicht zu verbessern (hier in der That bereichernd); in Summa findet eine nachfolgende Frucht vorzügliche Wachsthumsbedingungen, trotzdem die vorausgegangene Blattfrucht große Mengen von Mineralstoffen entzogen hatte. Soll jedoch diese Wirkung im gewünschten Grade stattfinden, so muß die Blattfrucht sehr dicht gewachsen sein, daher jetzt immer mehr die dichte Saat und — ganz entgegengesetzt dem früheren Verfahren — starkes Düngen der Blattfrucht zur Regel wird. Auch hier zeigt sich wieder, daß zumal die künstlichen Düngmittel durch den Futterbau oft weit lohnendere Verwendung finden können, wie durch das Getreide selbst, und daß dabei trotzdem auch diesem die besten Wachsthumsbedingungen gesichert bleiben. Früher brachte man meistens den Klee in die abgetragenen Schläge, weil man glaubte, daß derselbe dem Boden nicht allein keine eigentlichen Nährstoffe entziehe, sondern ihn sogar noch bereichere. Magere Futterfelder und in Folge dessen auch geringe Getreideernten waren die Folge dieses Systems. Vereinzelt hört man auch jetzt noch Anklänge an jene früheren Anschauungen, von Solchen nämlich, welche die allerdings oft wunderbar scheinenden Wirkungen der Gründüngung mit Lupinen auf sehr armen Sandfeldern zu beobachten Gelegenheit haben und über den Ernährungsprozeß der Pflanzen noch nicht völlig im Klaren sind. Es gibt nämlich Sandfelder genug, auf welchen befriedigende Getreideernten nur mit Hülfe von vorher angesäten und dann untergeackerten Lupinen zu gedeihen vermögen. Man glaubte nun daraus folgern zu müssen, daß zum mindesten die Lupine eine bereichernde, des Düngers nicht bedürfende Pflanze sei, zumal selbst auf längere Zeit das System: Lupinengründünger und Roggen in ununterbrochenem Wechsel auf sehr armem Boden sich bewährte, ja oft sogar der Boden bei diesem ausgesprochenen Raubbau sich merklich in seinen gesammten Zuständen verbesserte. Warnungen gegen diese Art der Feldbestellung wurden nicht beachtet, und doch liegt auf der Hand, daß sie mit der Zeit zu völligster Erschöpfung führen muß. Die Lupine hat nämlich die Fähigkeit mittelst ihrer starken, weit und tief gehenden Wurzeln bei sehr reicher Blattfülle die im armen Boden sparsam vertheilte Nahrung zu finden und zu assimiliren und zugleich aus Luft, Wasser und Untergrund wichtige Nährstoffe zu sammeln: wird das fertige Ernteprodukt nunmehr untergeackert, so sind die vorher zerstreut gewesenen und für Getreidepflanzen nicht assimilirbaren Nährstoffe in konzentrirterer Form in der Krume vertheilt und bilden nun hier im langsamen Verwesungsprozeß eine für Getreide zugängliche, passende Nahrung. Es findet also eine Krumenverbesserung allerdings statt; wenn aber die nachfolgende Roggenernte dem Felde entzogen wird, so ist dasselbe um die in der Ernte enthaltenen Nährstoffe ärmer geworden, und wenn dieser Prozeß öfters wiederholt wird, so muß einst die Zeit kommen, in welcher auch die Lupine nichts mehr zu finden vermag und das Feld für die landwirthschaftliche Kultur überhaupt verloren ist. Wird aber im Maße der entzogenen Ernten Ersatz gegeben, dann wird mit Hülfe der Lupine eine stetig fortschreitende Verbesserung erzielt und schließlich, zumal wenn in stärkerem Grade gedüngt wird, die Hülfe der Lupine vielleicht ganz entbehrt werden können.

Die statischen Fragen überhaupt sind als diejenigen, über welche noch die weitgehendste Differenz der Ansichten sich findet und immer finden wird, weil die Verhältnisse zu verschiedenartig sind. Auf sehr reichem Boden kann eine Wirthschaft mit bloßer Verwendung selbsterzeugter Düngmittel lange Zeit gut gedeihen: Düngerzukauf wäre hier Thorheit.

Außerdem kann man aber auch einen Betrieb unter minder günstigen Verhältnissen ähnlich organisiren, wenn nämlich die wesentlichen Mineralstoffe nicht ausgeführt oder in anderer Form wieder eingeführt werden. In dieser Lage befinden sich die Landwirthe mit Zuckerfabriken oder Brennereien im Großen. Ihre Ausfuhr

beschränkt sich fast ausschließlich auf Zucker oder Spiritus und Mastvieh, welches in schon ausgewachsenem Zustande von auswärts gekauft wurde. In jenen Produkten wird nur Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ausgeführt, alle anderen Bestandtheile der geernteten und zugekauften Rüben oder Kartoffeln verbleiben der Wirthschaft. Im Mastvieh aber wird auch nichts Wesentliches entführt, während die für dasselbe in großen Mengen zugekauften Oelkuchen, Kleien oder dergl. Futterstoffe eine so wesentliche Einfuhr repräsentiren, daß sogar Körner oder Rückstände aus der Fabrik in beträchtlichem Grade ausgeführt werden dürften. Wenn wir trotzdem sehen, daß gerade in solchen Wirthschaften am allermeisten Gebrauch von Handelsdünger aller Art gemacht wird, so hat man den besten Beweis dafür, daß der von J. v. Liebig ausgesprochene Satz: eine Wirthschaft soll nachhaltig nur die Bestandtheile der Atmosphäre ausführen, die Mineralstoffe aber im Maße der Ausfuhr wieder in anderer Form zurückkaufen, wenn sie im Gleichgewicht bleiben will, und ein Mehr davon verwenden, wenn es sich um Steigerung der Fruchtbarkeit handelt — im Großen und Ganzen völlig zutreffend ist, mögen auch noch so viele Ausnahmen von dieser Regel sich geltend machen können.

Nach unseren, schon im Jahre 1863 gegebenen Berechnungen (s. Birnbaum, „Lehrbuch der Landwirthschaft", Bd. III) wird für alle diejenigen Wirthschaften, welche, wie es vordem hieß, Körnerbau, Futterbau, Viehhaltung und Düngergewinn im gerechten Verhältnisse betrieben, durch jährliche Verwendung von 4 Thlr. für Düngerzukauf pro Hektare Gesammtareal (Feld und Wiese) der Gleichgewichtszustand vollkommen erlangt, und unser Rath war, so zu verfahren, unbekümmert um das, was die gütige Natur sonst noch etwa spenden mag. Wir haben schon damals empfohlen, im Voraus nach Maßgabe der gehofften Ernten den Ersatz sich zu berechnen und voll zu geben, ein Gedanke, welcher vielfach bekämpft wurde, in jüngster Zeit jedoch wieder neu aufgenommen ist (s. Graf v. Seilern, „Die Pflanzenernährungslehre mit Einschluß der Dünger- und Ersatzlehre"). Nach vorliegenden Beurtheilungen scheint er jetzt beifällig aufgenommen zu werden.

Wir haben damals empfohlen, zu den Berechnungen Durchschnittsanalysen zu Grunde zu legen, und versucht, solche zu geben. Wolff brachte sie später in „Die mittlere Zusammensetzung der Asche der Gewächse" in vermehrter und verbesserter Form, und seitdem bilden sie ein stehendes Kapitel in landwirthschaftlichen Kalendern. Von Anderen sind Düngetafeln erschienen, in welchen in graphischer Darstellung die durchschnittliche Erschöpfung dargestellt wird. Wir wußten wohl, daß derartige Berechnungen nur ungefährer Anhalt sein sollten, ebenso wie ja auch die tabellarischen Analysen der Futterstoffe und die daraus gefolgerten Fütterungsnormen nichts weiter sein können. Die überaus reiche Literatur über Bodenerschöpfung und Ersatz beweist, daß die Praxis, und zwar mit Recht, großen Werth gerade auf diese Seite der Düngerfrage legt, und komisch genug nimmt sich dagegen der Versuch von Drechsler (in „Die Statik des Landbaus") aus, diese Seite der Landwirthschaftslehre als nicht mehr lebensfähig zu bezeichnen. Freilich so, wie früher gegeben, kann sie nicht mehr behandelt werden, bleiben wird sie aber für alle Zeiten, und zwar nicht nur, wie Drechsler meint, als bloße Vorschrift über die zweckmäßige Vertheilung des Düngers auf die einzelnen Felder, sondern in und mit der Absicht, möglichst zuverlässige Anhaltspunkte zur Instandhaltung der Landgüter zu bieten, mittelst welcher vor Allem der Verpächter in seinen Pachtkontrakten vor Uebervortheilung sich soll schützen können. Wir haben hierzu vorgeschlagen, daß der Pächter in seinem Betrieb völlig ungehindert sein, dagegen aber genau Buch über Einfuhr und Ausfuhr an Mineralstoffen führen und sich verpflichten soll, das etwaige Defizit am Ende der Pachtzeit zu vergüten, wogegen andererseits der Verpächter für ein etwaiges Plus angemessen entschädigen müßte. Roscher hat in seiner neuesten Auflage der „Nationalökonomik des Ackerbaus" diesem Gedanken auf das Lebhafteste zugestimmt; Hagedorn hat ihn später als eigenen Vorschlag gebracht.

Drechslers Einwand, daß damit nicht gedient sei, da ja ein Pächter sämmtlichen Dünger auf nur Ein Feld verwenden könnte, verdient nur der Erwähnung zur Konstatirung der Verschrobenheit der Ansichten, zu welchen noch charakteristisch ist, daß er auch die Anwendung der Durchschnittsanalysen, wie sie unter Anderem auch Schumacher („Erschöpfung und Ersatz bei dem Ackerbau") zu Grunde legte, als völlig ungeeignet verwirft und schließlich doch selber mit solchen rechnet.

Während danach in Sachen der Statik noch keineswegs Uebereinstimmung der Ansichten herrscht und, wie bereits erwähnt, niemals

gleiches Verfahren für Alle empfohlen werden kann, zeigt sich auch in Bezug auf die Verwendung und Behandlung der einzelnen Arten von Handelsdünger noch viel Unklarheit und Widerspruch und wird auch hier dem Ermessen des Einzelnen das Beste anheimgestellt werden müssen.

Darüber ist man inzwischen unter allen erfahrenen Agrikulturchemikern einig geworden, daß Düngungsversuche nur mit sehr großer Umsicht angestellt, nur mit genauester Beschreibung aller Details veröffentlicht und nur mit sehr großer Vorsicht bei Entwerfung von Folgerungen benutzt werden dürfen. In diesem Sinne sprach sich wenigstens die letzte Versammlung der Agrikulturchemiker in Halle (1869) widerspruchslos aus.

Hinsichtlich der Handelsdüngmittel hat der Landwirth das Interesse, von der gekauften Waare nur das Minimum verwenden zu müssen, von derselben aber das Maximum der Wirksamkeit zu verlangen. Die Fabrikanten müssen diesen Forderungen zu entsprechen suchen, vor Allem aber gewissenhaft arbeiten und ebenso gewissenhaft handeln. Ihre Aufgabe ist es, die Fabrikate möglichst transportabel in Form und Inhalt zu gestalten, also unnöthige Beimengungen zu vermeiden, durch genaue Versuche die beste Form der Anwendung für die verschiedenen Bodenarten zu ermitteln, für einen gewissen Gehalt zu garantiren, und die Abnehmer über die Art und Weise des Gebrauchs unter ihren gegebenen Verhältnissen, wenn nöthig, aufzuklären. Es ist wahrhaft haarsträubend, in welchem Umfange auf diesem Gebiete der Schwindel sich geltend zu machen wußte, und daß leider einzelne Agrikulturchemiker diesen Schwindel unterstützten. Man weiß, daß aus England ganze Schiffsladungen voll kalkiger und kreidiger, mit Leimwasser befeuchteter und mit Guano bestreuter Massen als ächter Peruguano in Handel gebracht wurden und daß französische Firmen mit Dungpulvern von angeblich wunderbarer Wirkung, welche sie zu enormen Preisen verkauften, Hunderte betrogen haben. Man hat seitens vieler Fabrikanten sogenannte Universaldüngmittel fabrizirt, welche überall helfen sollten, oder Spezialdünger für einzelne Pflanzen angepriesen, ohne Scheu davor, daß die Wissenschaft solchen Schwindel alsbald entlarven mußte. Eine Unzahl von vollständigen Ignoranten hat über Dünger und Düngungsmittel durch Schrift und Wort die unklarsten Ideen verbreitet, und von vielen Seiten wurden gar wunderbare Resultate aus angestellten Düngerversuchen, bei welchen weder Maß noch Gewicht zur Anwendung kam, noch irgend eine der wesentlichen Vorbedingungen erfüllt wurde, veröffentlicht. Kurz, es ist hier viel, unendlich viel gesündigt worden, und Landwirthe, welche nicht selbst Kenntnisse genug sich erworben hatten, wurden die Beute einer Anzahl von Abenteurern und Betrügern. Nur dann, wenn die Landwirthe sich hinreichend gebildet haben oder wenn, wie z. B. durch wirklich brauchbare Wanderlehrer, durch Düngerkontrolstationen, durch genossenschaftlichen Ankauf und dergleichen Mittel mehr geschehen kann, Andere die minder Kundigen vor Betrug schützen, wenn ferner an den vom Staate oder von Vereinen gegründeten Versuchsstationen mit Gewissenhaftigkeit gearbeitet wird und die Landwirthe einmal alle davon überzeugt sind, daß die Lösung der hier obschwebenden Fragen nur mit der Zeit erwartet werden kann — erst dann wird der Schwindel in diesem Gebiete unmöglich sein und der Betrug keinen Boden mehr finden.

Wie lange es aber überhaupt dauert, bis sichtlich des Einflusses der meisten Handelsdünger ins Klare zu kommen, mag durch den Hinweis darauf erhellen, daß den meisten derselben neben ihrer Fähigkeit, als Nährstoff zu dienen, auch noch speziellere Wirkungen auf den Bodenbestand und die Pflanze zukommen, vor Allem aber darauf, daß jeder für uns sichtbare Erfolg im Ackerboden, und als solchen betrachten wir nach dieser Richtung hin das Ernteprodukt, das Resultirende aus einer Reihe von sehr komplizirten Vorgängen ist, so daß es außerordentlich schwer fällt, den Antheil zu bestimmen, welcher einem einzigen der dabei thätig gewesenen Faktoren zukommt.

Beobachtungsfehler sind unter solchen Umständen außerordentlich leicht möglich, sogar für Denjenigen, welcher gewissenhaft arbeiten will, geschweige denn für Solche, welche nur bestimmte Ergebnisse aus ihren Versuchen haben möchten, oder um Recht zu behalten, gewisse Erscheinungen nicht zu beobachten wünschen. Eine einzige Nacht oder ungünstiges Wetter überhaupt kann ferner die Früchte mehrjähriger Arbeitens vernichten; ein staubförmiger Handelsdünger wirkt z. B. nur mit Hülfe einer gewissen Menge von Wasser, im trockenen Jahrgang also nicht oder nur wenig; war er schwer löslich präparirt, wie das bei dem von J. v. Liebig anfangs empfohlenen sogenannten Patentdünger wirklich der Fall war, so zeigt sich der Erfolg vielleicht erst nach Jahren. Der Nichterfolg

zunächst genügt Vielen zur Verurtheilung des Düngers, und beim etwa später sich zeigenden Erfolge ist längst irgend ein anderer Versuch im Gange, auf dessen Rechnung nun die Wirkung geschrieben wird.

Aus dem Allen ist es erklärlich, wie verschieden die Urtheile über die Wirkung der Handelsdünger lauten; bis jetzt kann man mit Bestimmtheit nur sagen: hat irgend ein aufgebrachter Dünger sichtlich gewirkt, so hat dem Felde irgend etwas gefehlt; wahrscheinlich irgend einer der Stoffe, aus welchen der Dünger besteht, möglicherweise aber auch nur ein anderer, welchen erst der aufgebrachte Dünger in erforderlichem Grade löslich gemacht oder in die Tiefe geführt hat. Zeigte sich dagegen keine Wirkung, so kann 1) an den Bestandtheilen des Düngers kein Mangel sein, 2) irgend ein anderer fehlen, oder zwei oder drei andere Nährstoffe; 3) die Form, in welcher der Dünger aufgebracht wurde, nicht die richtige, oder die Zeit nicht passend gewählt gewesen sein; 4) das Wetter die Wirkung versagt haben; 5) der Fabrikant oder der Händler Betrug geübt haben, oder unabsichtlich eine Verwechselung begangen worden sein; 6) bei der sonstigen Bestellung, z. B. im Saatgut oder in der Bearbeitung, ein Fehler unterlaufen sein ꝛc. ꝛc. Kurz, irgend ein Mißerfolg berechtigt noch nicht zu irgend einer Schlußfolgerung; erst der wiederholte, exakt genug angestellte Versuch läßt eine solche zu.

Nur von den stickstoffhaltigen Dungstoffen weiß man jetzt, daß ihre relativ günstigere Wirkung nicht darauf beruht, daß der Stickstoff nothwendiger wie andere Nahrung gewesen sei, sondern darauf, daß sie im Boden günstigere Umwandlungsprozesse bedingen, deren Endresultat die Lösung größerer Mengen von Mineralstoffen aus dem Bodenbestand ist; man räth daher auch hier mit Recht außer jenem auch diese wieder zu ersetzen, wenn das Feld nicht mit beschleunigtem Schritte verarmen soll. Die sogenannten Guanowirthschaften haben das hinreichend erfahren; eine Zeitlang erzielten sie mit der Anwendung von bloßem Guano brillante Erfolge, dann aber um so größere Mißernten. Bei den Phosphatdüngern aller Art kommt die Hauptsache darauf an, sie rasch und sicher wirksam zu machen, da die meisten phosphorsauren Salze schwer löslich sind. Die Zugabe von stark stickstoffhaltigen Substanzen oder Mist (Humus) wirkt entschieden zu Gunsten besserer Aufnahmefähigkeit, die möglichst feine Pulverung und die Aufschließung mit Schwefel- oder Salzsäure bewirken meist dasselbe oder noch Besseres. Noch im Jahre 1850 und selbst später konnte man die Nothwendigkeit der Beidüngung mit Phosphat bestreiten, jetzt durchsucht man die ganze Welt nach phosphorhaltigem Material und bezweifelt Niemand mehr den Nutzen selbst hoher Geldausgaben für diese Düngung.

Ueber die Kalisalze sind die Ansichten noch sehr getheilt; je mehr der Bau von Klee- und anderen Futterpflanzen, von Kartoffeln, Rüben und dergl. Gewächsen überhand nimmt, um so mehr wird die Kalidüngung trotz Stalldünger und anderem Material nothwendig, um so wünschenswerther wird es, auch die tieferen Schichten damit wieder versehen zu können. Darüber ist man einig, ebenso darüber, daß die wünschenswertheste Form die des salpetersauren oder des schwefelsauren Kali's ist. Deren hoher Preis läßt aber Viele noch zu den billigeren Chlorsalzen greifen, zumal man auch von diesen unter Umständen sehr befriedigende Wirkungen hatte, namentlich auf stark eisenhaltigem und auf Moorboden. Trotz der ungünstigen Wirkungen in weit mehr anderen Fällen plaidiren doch Viele noch für diese Form.

Daß Manche von Kali gar keinen Erfolg gehabt haben, begreift sich, wenn man weiß, wie die Sache angewendet wurde, oder wo; im kalireichen, aber kalkarmen Erzgebirge kann der Nichterfolg nicht befremden. (Ausführlicheres in: Birnbaum, „Die Kalidüngung"; — andere Schriften sind von Cordel, Bischof, Grüneberg, Frank ꝛc. erschienen; Ausführliches über Kalidünger auch bei Heiden und Wolff in ihren neueren Düngerlehren; sehr speziell ferner von Knop im erwähnten Werke.) Kali, Phosphorsäure und unter Umständen Kalk, bei Mangel von Humus und Stalldung auch Salpetersäure, das sind diejenigen Stoffe, deren Ersatz ins Auge zu fassen ist und an welchen empfindlicher Mangel eintreten kann. Andere Dungmittel, Gyps z. B., scheinen mehr den Erfolg zu haben, diese Stoffe den Pflanzen zugänglich zu machen, als direkt durch die eigenen Bestandtheile zu nutzen, wieder andere, z. B. Kochsalz, sind in ihrer Wirkung höchst wahrscheinlich überschätzt worden, jedenfalls noch nicht genügend erforscht.

Aus all dem Gesagten läßt sich folgern: über die Mehrzahl der einzelnen Dungmittel des Handels sind die Untersuchungen noch nicht geschlossen und kann nur von der Zeit mit Rücksicht auf Boden und Klima ein endgültiges Urtheil erwartet werden; über die Nothwendigkeit der Ergänzung des Stalldüngers um die Summe

dessen, was ihm fehlt, ist man so ziemlich einig, nicht aber über das Maß des Ersatzes und nicht über die durch Lokalverhältnisse gebotenen Abstufungen im Maße desselben; über die Nahrungsmittel der Pflanzen gibt es keine Differenz der Ansichten mehr, noch darüber, daß sie alle gleich nothwendig sind.

Prof. Birnbaum.

Neue Bücher.

Gartenbuch, illustrirtes, für Frauen. Von H. Jäger. Stuttgart, Cohen und Risch.

Hausthiere, die Ernährung der landwirthschaftlichen, von W. Löbe. In Lfgn. Leipzig, Weißbach.

Lupinenbau in Ostpreußen, von F. Wiese. Berlin, Bohne.

Pomologische Hefte, von C. von Bose. Stuttgart, Schweizerbart.

Tabaksbau, Anleitung zum, von M. Fries. Stuttgart, Schweizerbart.

Thierärztliche Arzneimittellehre, von E. J. Vogel. Stuttgart, Neff.

Forstwirthschaft.

Eiche. Die Erziehung der Eiche zum kräftigen und gut ausgebildeten Hochstamm nach den neuesten Principien. Von C. W. Geyer. Berlin, Springer.

Jagden, die Behandlung, Ausübung und Benutzung derselben, von Ziegler und von Klipphausen. Berlin, Springer.

Lärchenkrankheit. Wesen, Ursache und Bedeutung derselben, von L. Preuß. Hannover, Rümpler.

Kriegswesen.

Fliegende Kolonnen. In neuern Kriegen, auch in dem jetzigen Feldzuge, ist oft von mobilen oder fliegenden Kolonnen die Rede gewesen; es wird also vielleicht nicht ohne Interesse sein, den Begriff und das Wesen derselben zu betrachten. Es sind Detachements, welche ausgesendet werden, um Landstriche, die von feindlichen Streifcorps oder Freischaaren unsicher gemacht werden, oder wo aus einer aufständischen Bevölkerung bewaffnete Banden ihr Wesen treiben, durch rasche Bewegungen in verschiedener Richtung zu durchkreuzen, den Feind zu vertreiben, die Banden zu zersprengen und die Einwohner von feindseligen Unternehmungen abzuhalten. Von der Schnelligkeit und Rastlosigkeit ihrer Bewegungen haben diese Detachements den Namen fliegende oder mobile Kolonnen erhalten: der letztere ist der meist in officiellen Berichten gebrauchte, wir ziehen aber den erstern vor, weil der Ausdruck „mobil" in der Kriegssprache seine ganz bestimmte Bedeutung hat: mobil sind alle auf den Kriegsfuß gesetzten Truppen; warum soll für jene Detachements also der Ausdruck besonders, und zwar in seiner allgemeinen Bedeutung „beweglich" angewendet werden?

Streiftrupps, Parteigänger, Freischaaren, Volksbanden führen immer den Kleinen Krieg, die fliegenden Kolonnen können ihnen also auch nur in gleicher Weise entgegentreten. In der Kriegführung unterscheidet man nämlich den Großen Krieg vom Kleinen Kriege, und die Kriegstheorie, welche die praktischen Erfahrungen und Erscheinungen des Krieges wissenschaftlich in Principien und Lehren faßt, hat die Begriffe für jene beiden Arten der Kriegführung festgestellt. Die Kriegshandlungen der Heeresmassen, welche, nach dem Kriegsplane angeordnet und von den Feldherren geleitet, zur Entscheidung des Krieges führen sollen, also die Operationen oder Heeresbewegungen und die Schlachten, bilden in ihrem Zusammenhange den Großen Krieg. Nicht immer kann der Krieg aber auf diese Weise geführt werden. Wenn die gegenseitigen Streitkräfte an Zahl sehr ungleich sind, so wird der schwächere Theil, welcher dann gewöhnlich auf die Offensive verzichten muß und auf einen Vertheidigungskrieg gewiesen ist, größere Schläge vermeiden, weil er in solchen vernichtet werden kann oder wenigstens immer empfindliche, schwer zu ersetzende Verluste erleidet. Er wird vielmehr durch kleinere, kühn und schnell ausgeführte Unternehmungen dem Gegner so viel Schaden und Nachtheil als möglich zufügen und ihn in seinen großen Operationen stören. Diese Unternehmungen werden mit stärkern oder schwächern Abtheilungen ausgeführt, von welchen man diejenigen, welche einen bestimmten Auftrag erhalten und nach Erfüllung desselben zu dem Ganzen, von dem sie entsendet worden, zurückkehren, Detachements, diejenigen aber, welche ganz selbständig zu dem Zweck, dem Feinde Abbruch zu thun, ausgeschickt oder organisirt werden, Parteigänger nennt. Letztere sind unabhängig vom Ganzen, mit dem sie jedoch Verbindungen unterhalten müssen, um Weisungen und Nachrichten erhalten und abstatten zu können. Alle diese Unternehmungen, die keine Entschei-

dung im Kriege herbeiführen und dieselbe nur mittelbar durch ihre Erfolge unterstützen, bilden den Kleinen Krieg. Der schwächere Theil ist, wie gesagt, mehr auf denselben hingewiesen; er kann aber auch, wenn die Verhältnisse sich günstig gestalten, den Kleinen Krieg aufgeben und einen entscheidenden Schlag führen. Wenn aber die zusammengebrachten Streitkräfte nicht gehörig organisirt sind und somit Mangel an taktischer Ausbildung hinzutritt, so haben sie nicht mehr die Wahl, sondern sie sind ausschließlich auf den Kleinen Krieg beschränkt. Das ist der Fall bei allen Volks- und Freischaaren, wie in der Vendée, in Tyrol 1809, in Spanien während des langen Kampfes gegen Napoleon, in Italien unter Garibaldi und in Polen bei den verschiedenen Insurrektionen. Solche Schaaren können nur Unternehmungen ausführen, welchen sie nach ihrer Leistungsfähigkeit gewachsen sind: rastlose Beunruhigung des Feindes, Ueberfälle einzelner Posten und Detachements, Wegnahme von Zufuhr aller Art, von Munitionstransporten, Feldposten, Unterbrechung der Verbindungen zwischen den einzelnen feindlichen Corps und ihrer Hauptmacht mit den rückwärts gelegenen Depôt- und Waffenplätzen. Bei Volkserhebungen begünstigt oft die Natur des Landes den Kleinen Krieg, wenn sie für größere Operationen zur Unterdrückung desselben dem Feinde kein günstiges Terrain bietet, wie es in der Vendée und in Tyrol der Fall war. Dieser wird dadurch wenigstens mit einem Theile seiner Macht auch zum Kleinen Kriege genöthigt. Aber die Heeresmassen, welche den Großen Krieg führen, werden zur Sicherung ihrer Aufstellungen und Bewegungen, auch zur Deckung mancher nothwendigen Unternehmungen: Requisitionen, Fouragirungen, Brücken- und Schanzenbauten, Transporten ꝛc. ebenfalls besondere Abtheilungen detachiren müssen, deren Verhalten dem Begriffe des Kleinen Krieges entspricht. Im Laufe der großen Operationen, obgleich sie gegen sonst schneller geworden sind, treten immer wieder Pausen ein, weil sie vorbereitet werden müssen; in diesen wird auch bei den Armeen der Kleine Krieg thätig, um dem Feinde die Ruhe zu stören, damit er sie nicht benutzen kann, zugleich aber auch, um den eigenen Truppen die Ruhe zu sichern.

Das Wesen des Kleinen Krieges, mag er nun von einer ganzen Armee, die sich ihrem Gegner zu offenen Waffengängen nicht gewachsen fühlt, oder von ungeübten Schaaren der Volksbewaffnung, mag er von entsendeten schwächern Abtheilungen der Armee (Detachements) mit bestimmten Aufträgen, oder von selbständig handelnden kleinen Corps (Parteigängern, Freicorps) geführt werden, besteht also in Unternehmungen, welche an sich von untergeordneter Bedeutung sind, oft gar nicht einmal auf dem Hauptschauplatz des Krieges liegen, die aber stets darauf berechnet sind, dem Gegner den empfindlichsten Abbruch zu thun oder den eigenen Truppen durch Verdeckung und Beschützung aller ihrer Maßregeln Vortheile zu bringen.

Die kleinen bewaffneten Haufen neben den geordneten Heerkörpern im spanischen Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon I. nannten sich Guerrillas (von guerra, Krieg, guerrilla, kleiner Krieg), der einzelne Kämpfer in denselben hieß Guerrillero. Von ihrer Kriegsweise ist der Ausdruck Guerrillakrieg entstanden, den man in deutschen Schriften vielfach liest, der aber sprachlich ein Pleonasmus ist. Gegen die Guerrillas mußten die Franzosen bei ihrem weitern Vordringen in Spanien und der nothwendig werdenden Theilung ihrer Streitkräfte vielfach fliegende Kolonnen aussenden, nachdem im ersten Jahre des Krieges 1808 der großartige Streifzug des Marschalls Ney, von dem wir früher (S. 304) erzählt haben, nur auf eine Zeitlang Ruhe vor den Banden verschafft hatte.

Seitdem sind die fliegenden Kolonnen öfter gebraucht worden. Ihre Absendung im Felde wird nöthig, wenn der zu behauptende Landstrich ohne Zersplitterung der Streitkräfte nicht überall mit Truppen ausreichend besetzt werden kann und die eigenen Verbindungen durch feindliche Streifcorps, Freischaaren oder die feindlich gesinnte Bevölkerung gefährdet sind. Auch im eigenen Lande können fliegende Kolonnen nöthig werden, wenn an unbesetzten Stellen feindliche Banden über die Grenze kommen und Schaden anrichten, welcher besonders die wehrlosen Einwohner trifft (1870 im badischen Oberlande), oder wenn Unruhen im Lande entstehen und ein Aufruhr droht oder wohl gar schon ausgebrochen ist. Wir denken dabei nicht an deutsche Lande, wo dergleichen zwar auch in nicht allzu fern liegenden Tagen vorgefallen ist, nach der Neugestaltung der nationalen Angelegenheiten aber wohl nicht mehr zu erwarten steht; wir haben nur diejenigen Lande im Auge, welche unter einer Regierung stehen, die sie nach ihrer Nationalität für eine fremde ansehen, oder die ihnen, wie den Polen, durch Krieg und Politik aufgezwungen ist.

Fliegende Kolonnen werden nach Umständen

nur aus Kavallerie oder aus gemischten Waffen gebildet. Die Kavallerie ist zwar durch ihre Schnelligkeit und den Eindruck, den ihre Erscheinung macht, am besten dazu geeignet, in raschen Zügen nach allen Richtungen zu streifen, und wenn sie bewaffnete Banden im freien Felde trifft, dieselben, die in der Regel vor der Gewalt der Rosse eine große Scheu haben, zu zersprengen. Sie ist aber doch nicht in jedem Terrain zum Angriff geeignet. Haben sich die Feinde in einen Wald, in ein Dorf oder eine Schlucht geworfen, wird sie ihnen nicht viel anhaben können. Es ist zwar im letzten Kriege vorgekommen, daß preußische Husaren vor einem Dorfe, welches von französischer Infanterie besetzt war, abgesessen sind und dasselbe zu Fuß erstürmt haben, aber als Regel möchten wir das doch nicht empfehlen. Wenn die Kämpfer im Dorfe, mögen es auch nur Freischaaren ohne taktische Ausbildung sein, nur daß sie schießen können, ihre Fassung nicht verlieren, so würde der Husarensturm kaum glücken. Der Muth, welcher die tapfern Reiter zu dem Lokalgefecht, das gar nicht ihres Amtes ist, trieb, bleibt darum im hohen Grade anzuerkennen. Den Kürassieren aus der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen, welche gleich den andern Reiterdivisionen nach der Einschließung von Paris weithin entsendet war, fuhren die Franctireurs gar auf offener Landstraße, wo jene marschirten, mit Wagen auf den Leib, sprangen, als sie in Schußnähe von der Marschkolonne gekommen waren, von den Wagen und fingen an, dieselbe zu beschießen. Sie konnten ohne alle Gefahr herankommen, weil sie, wie andere Landleute, die blaue Blouse trugen und somit für friedliche Bauern gehalten wurden; ihre Chassepots hatten sie auf den Wagen versteckt. Das ist eben die Art und Weise, welche die Kriegsmanier dieser Banden zum Meuchelmorde stempelt und von jedem andern militärischen Ueberfall aus dem Versteck oder Hinterhalt schändlich unterscheidet, daß die Franctireurs unter dem Schutze des allgemein getragenen Kleides, wie Leute, die gar keine bösen Absichten haben, auf ihr Handwerk ausgehen und wenn sie dabei in Ungelegenheiten gerathen, ihre Waffen schnell von sich thun und sich wieder als harmlose Bauern gebahren, denen kein Deutscher etwas anthut. Die Strenge, mit welcher gegen die Franctireurs verfahren wird, ist also vollkommen gerechtfertigt; es ist vom Standpunkte der Humanität zu beklagen, daß sie nothwendig geworden ist, aber unser deutsches Blut, das von den Strolchen meuchelmörderisch vergossen wird, ist uns zu theuer, als daß wir dem Unwesen nur mit Abmahnungen und Proklamationen zuschauen sollten.

Die Kürassiere, welche von den Wagen aus beschossen wurden, gönnten ihren Angreifern das Vergnügen zwar nicht lange, aber es stellte sich doch hier wie bei andern Abtheilungen heraus, daß es besser sei, die Kavallerie bei ihren Zügen als fliegende Kolonnen durch Infanterie zu unterstützen; auch Artillerie trat dazu, wo es galt, den Feind, der zu großen Schaaren anwuchs, aus starken Positionen zu vertreiben. Jedenfalls wurde dadurch der Zweck schneller und einfacher erreicht.

Fliegende Kolonnen dürfen sich da, wo sie auftreten sollen, den Gegnern oder der fremden Einwohnerschaft, die gewöhnlich denselben als Spione dient, nicht schon von Weitem ankündigen, ihr Erscheinen muß stets überraschend sein. Daher marschiren sie so geheim als möglich. Die Absicht wird auch den eigenen Leuten vorher verborgen gehalten, weil oft ein unbedachtes Wort dieselbe den Einwohnern verrathen und dadurch vereiteln kann. Dagegen lassen sich vielleicht falsche Gerüchte aussprengen, um den Feind, der sie erfahren soll, zu täuschen. Ueber die Verhältnisse desselben sucht man sich so gut zu unterrichten, als es möglich ist; viel Recognoscirungspatrouillen dürfen aber nicht ausgeschickt werden, weil das aufmerksam macht, daß irgend ein Vorhaben im Werke ist. Eine gute Ortskenntniß ist sehr erwünscht, in fremden, bisher von uns nicht betretenen Gegenden aber schwer zu erlangen. Die Franzosen haben uns zwar nachgerühmt, daß unsere Offiziere in Frankreich besser Bescheid wüßten als ihre eigenen, daß sie aus ihren vortrefflichen Karten selbst die kleinsten Terraingegenstände erkennen könnten, während den französischen Offizieren zwar Karten von Deutschland, Pläne der deutschen Festungen bis zur russischen Grenze hin verabfolgt seien, aber keine von Frankreich, weil man nie geahnt, daß sich der Krieg hier abspielen könne: französische Generale hätten daher oft nach der Lage von Ortschaften ganz in ihrer Nähe gefragt. Karten, selbst die besten, reichen aber nicht immer aus, öfters sind sie schon falsch aufgenommen und gezeichnet, noch öfter läßt die zunehmende Bodenkultur Hindernisse für den Marsch entstehen, wo sie früher nicht gewesen sind. Man wird also der Boten vom Lande nicht überall entbehren können, wie man auch, um Nachrichten vom Feinde zu erhalten, der leidigen Spione (vergl. Nachrichtenwesen, S. 451) nicht immer

entbehren kann. Des Boten, der doch meist zu seinem Dienst gezwungen ist, muß man sich nur versichern, daß er unterwegs nicht entläuft, sonst bringt er dem Feinde Nachricht von unserm Geheimmarsche. Er wird daher wohl am Stricke mitgeführt werden müssen, wie sehr das auch seine Menschenwürde beleidigen mag; ein Mann der Spitze, bei welcher er natürlich geht, führt ihn, wenn es Reiter sind, kann er ihn auch an seinen Steigbügel anbinden: es wird ihm gesagt, daß er bei dem geringsten Fluchtversuch niedergeschossen wird. Wenn es sich mit dem Marschziel verträgt, werden ziemlich unbefahrene Straßen durch Terrain, das von Weitem her keine Einsicht gestattet, eingeschlagen. In der Nähe des Feindes, den man überraschen will, muß Alles vermieden werden, was Geräusch macht, die Kavallerie hakt die Säbel auf, deren Gerassel bei stiller Luft oder des Nachts, wenn diese zum Marsch gewählt wird, weit zu hören ist; hölzerne Brücken, welche man passiren muß, werden mit Erde oder abgehauenen Baumzweigen beworfen, damit der dröhnende Hufschlag den Marsch nicht verräth; laute Ausbrüche der Lustigkeit und Singen sind zu verbieten, wie gern die Führer das letztere, als Zeichen guten Muthes der Leute auch sonst hören, — traurig, wenn die Soldatenlieder auf Märschen und an den Wachtfeuern verstummen.

Ortschaften werden wo möglich umgangen; wenn das nicht statthaft ist, so kann man, um die Einwohner über die Stärke zu täuschen, in mehrern Abtheilungen nach und nach durchgehen, oder den Ort in einer andern Richtung, als die man beabsichtigt, passiren und die richtige draußen erst auf einem Umwege wieder einschlagen. Begegnende werden angehalten und eine Strecke mitgenommen, bis ihre Aussagen nichts mehr schaden können. Wenn die fliegende Kolonne unterwegs rasten oder lagern muß, so geschieht das immer an Plätzen, wo sie nicht gesehen oder überrascht werden kann, deshalb werden auch in beiden Fällen Posten ausgestellt, doch dürfen die Sicherheitsmaßregeln nicht zu weit ausgedehnt werden, weil man sich dadurch nicht verräth. Die Feldwachen dürfen deshalb, wenn der Feind nahe ist, auch keine Feuer anzünden.

Nachtmärsche werden von Truppen überhaupt nur im Nothfall unternommen, weil sie im Allgemeinen schädlich sind. Nicht allein ermüden sie ungemein, sondern auch die Disciplin kann in der Dunkelheit nicht so wie am Tage aufrecht erhalten werden, bei der Kavallerie gibt es leicht lahme oder gedrückte Pferde, weil die Leute einander aufreiten und vielfach auf den Pferden schlafen, wodurch sie mit schlaffem Sitze vornüber hängend dieselben leicht drücken. Fliegende Kolonnen, welche unbemerkt ihr Ziel erreichen wollen, werden aber doch zuweilen, besonders wenn sie einen Ueberfall beabsichtigen, des Nachts marschiren müssen. Bei gemischten Detachements wird dabei die Vorhut von der Infanterie gegeben; an jedem Scheidewege läßt diese einen Mann zurück, der die mit einem größern Abstande folgende Hauptmasse auf die richtige Straße weist. Mitgenommene Führer sind bei Nacht noch schärfer zu beaufsichtigen, wie auch in der Nähe des Feindes noch größere Stille zu beobachten ist als am Tage; hier dürfen auch Pfeifen und Cigarren nicht angezündet werden, weil das im Finstern weithin zu sehen ist.

Wir haben bei diesen strengen Geheimmärschen natürlich nur die kleinern fliegenden Kolonnen im Auge, größere würden solche schwer ausführen können. Auch ist es bei Absendung von denselben zuweilen der Zweck, durch öffentliches Auftreten die Bevölkerung von feindlichen Unternehmungen von vorn herein abzuhalten. Wo fliegende Kolonnen auf bewaffneten Widerstand stoßen, wird derselbe mit aller Kraft gebrochen. Die taktischen Maßregeln ergibt der Moment. Wenn der Feind zersprengt ist, muß der Vortheil energisch benutzt werden, um ihn auch zu vernichten. Unthaten, welche die Einwohner an unsern Soldaten begangen haben, werden kriegsrechtlich bestraft, Schonung wäre hier vom Uebel, es ist vielmehr nothwendig, daß die Bevölkerung durch die Furcht vor unnachsichtlicher Strenge von Wiederholung solcher Verbrechen abgehalten und uns neue Repressalien erspart werden.

Im Kriege von 1870 sind diese bei dem von den Parteimännern und Agenten der provisorischen Regierung, leider auch von der Geistlichkeit gegen die Deutschen fanatisirten Volke in Frankreich nur zu oft nothwendig geworden. In den Vogesen trieben die Franctireurs unterstützt von Mobilgarden besonders ihr Wesen. Der kommandirende General von Werder beschloß also nach der Kapitulation von Straßburg durch eine fliegende Kolonne einen Theil des Berglandes von diesen Banden zu säubern, ihre weitere Organisation zu vernichten und die Gegend, welche dies Treiben unterstützte, dafür zu bestrafen. Dazu wurden 6 badische Bataillone, 2 Eskadronen Dragoner und 2 Batterien unter dem General von Degenfeld bestimmt: es

war also eine fliegende Kolonne im großen Maßstabe. Sie fand die meisten Paßhöhen im Gebirge durch große Verhaue und Abgrabungen unwegsam gemacht und wurde durch die Beseitigung dieser Hindernisse, von denen aber der Feind nur eins direkt vertheidigte, sehr aufgehalten; die Tetenabtheilung genügte jedoch, sie zu zersprengen. Ein leichtes Gefecht fand bei dem Städtchen Raon l'Etape Statt, welches die Franctireurs besetzt hatten; sie leisteten aber keinen ernstlichen Widerstand, nach kurzem Schießen an der Orts- und Waldlisière und in den Häusern der Vorstadt wurden sie zerstreut und großentheils niedergemacht. Die große Kolonne war zur Erreichung ihres Zwecks in mehrere kleinere zerlegt worden, welche durch verschiedene Thäler im Gebirge vordrangen. Da erhielt der General von Degenfeld im Meurthethal einen Befehl vom Kommandirenden des aus den Belagerungstruppen von Straßburg neu gebildeten 14. Armeecorps, zu welchem die badische Division gehörte, daß die Kolonne sich als die Avantgarde dieser Division auf dem angetretenen Vormarsche nach Epinal anzusehen habe. Damit war ihre bisherige Bestimmung als fliegende Kolonne aufgehoben, und es wird andern vorbehalten bleiben, das Oberelsaß aufzuräumen. K. G. v. Verneck.

Die Panzerflotten der außerdeutschen europäischen Mächte. — I. Frankreich. Die französische Panzerflotte besteht aus 65 Schiffen, nämlich 2 Linienschiffen, 19 Fregatten, 9 Korvetten, 7 Widderschiffen, 15 schwimmenden Batterien, 1 Kasemattenschiff und 1 Monitor, außerdem 11 zerlegbaren Kanonenbooten.

1) **Die Linienschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Magenta	10 300pfünder	6737	900	27 Fuß 7½ Zoll
Solferino	do.	6691	900	28 " 6 "

2) **Die Fregatten.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Friedland	12 24 Cm. *)	7180	950	28 Fuß
Marengo	do.	do.	do.	do.
Ocean	do.	do.	do.	do.
Suffren	do.	do.	do.	do.
Couronne	16 200—300pfünder	5982	900	26 Fuß 11 Zoll
Flandre	13 27 Cm.	5711	do.	23 "
Héroine	16 200—300pfünder	do.	do.	do.
Prince Impérial	do.	do.	do.	do.
Provence	do.	do.	do.	do.
Gauloise	4 24 Cm., 10 19 Cm.	do.	do.	do.
Guyenne	do. do.	do.	do.	do.
Magnanime	do. do.	do.	do.	do.
Revanche	do. do.	do.	do.	do.
Savoye	do. do.	do.	do.	do.
Surveillante	do. do.	do.	do.	do.
Valeureuse	do. do.	do.	do.	do.
Normandie	16 200—300pfünder	5636	900	28 Fuß
Gloire	13 27 Cm.	5630	do.	26 " 8 Zoll
Invincible	16 200—300pfünder	5524	do.	27 "

3) **Die Korvetten.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Belliqueuse	4 24 Cm., 8 19 Cm.	3347	500	21 Fuß 6½ Zoll
Alma	do. 4 19 "	3400	450	21 " 7 "
Armide	do. do.	do.	do.	do.
Atalante	do. do.	do.	do.	do.
Indienne	do. do.	do.	do.	do.
Jeanne d'Arc	do. do.	do.	do.	do.
Reine Blanche	do. do.	do.	do.	do.
Thetis	do. do.	do.	do.	do.
Montcalm	do. do.	do.	do.	do.

4) **Die Widderschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Boulebogue	1 27 Cm.	3400	530	17 Fuß 9 Zoll
Belier	do.	do.	do.	do.
Cerbère	do.	do.	do.	do.

*) Centimeter-Kanonen.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Tourteau	do.	2438	500	16 Fuß 4¾ Zoll
Tigre	do.	do.	do.	do.
Enfonceur	do.	do.	do.	do.
Bouclier	do.	do.	do.	do.

5) **Die schwimmenden Batterien.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Dévastation	18 15 Cm.	4000	150	
Foudroyante	do.	do.	do.	
Lave	do.	do.	do.	
Tonnante	do.	do.	do.	
Vaixhaus	16 15 Cm.	1539	do.	8 Fuß 8 Zoll
Valestro	do.	do.	do.	do.
Peiho	do.	1507	do.	10 Fuß 9 Zoll
Saigon	do.	do.	do.	9 " 10½ "
Embuscade	8 15 Cm.	1222	do.	9 " 6 "
Imprégnable	do.	do.	do.	do.
Protectrice	do.	do.	do.	do.
Refuge	do.	do.	do.	do.
Arrogante	do.	1331	do.	8 Fuß 8 Zoll
Implacable	do.	do.	do.	do.
Opiniatre	do.	do.	do.	do.

6) **Das Kasemattenschiff.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Rochambeau	18 300pfünder	7000	1500	21 Fuß

7) **Der Monitor.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Onondaga	2 15zöll., 2zöll.*)	1250	150	11 Fuß

Die allermeisten französischen Panzerschiffe haben einen Panzer von 4,5—5,9" Dicke; nur die Fregatten Friedland, Marengo, Ocean und Suffren haben einen 8zölligen Panzer und die Widderschiffe Bouledogue, Belier und Cerbère einen 8,2zölligen Panzer. Die vier genannten Fregatten haben 4 unbewegliche Thürme auf dem Deck und im Uebrigen Kasematten; dasselbe gilt von sämmtlichen Korvetten. Sämmtliche anderen Fregatten sind Batterieschiffe. Die Widderschiffe haben ihr Geschütz in einem festen Thurm auf beweglicher Scheibe. Drehthürme kennt die französische Marine nicht.

II. England. In der englischen Marine gibt es weit mehr Thurmschiffe als in der französischen, was wir für einen großen Vortheil anzusehen geneigt sind. Wir können bei der englischen Flotte reine Batterieschiffe, Batteriekasemattenschiffe, reine Kasemattenschiffe und Thurmschiffe unterscheiden. England hat 47 fertige Panzerschiffe mit 620 Kanonen, wozu noch in neuester Zeit einige sehr stark konstruirte Widderschiffe gekommen sind.

1) **Batterieschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Minotaur	4 9zöll., 22 7zöll.	6621	1350	26 Fuß 8 Zoll
Agincourt	do. do.	do.	do.	do.
Northumberland	do. do.	do.	do.	do.
Achilles	do do.	6121	1250	26 Fuß 6 Zoll
Warrior	4 8zöll., 22 7zöll.	6109	do.	26 " 9 "
Black Prince	do. do.	do.	do.	27 " 3 "
Caledonie	4 8zöll., 20 7zöll.	4125	1000	26 " 7 "
Hector	2 8 " 16 7 "	4089	800	25 " 7 "
Valiant	5 300pfünd., 27 7 "	4063	do.	25 " 2 "
Ocean	4 8zöll., 20 7 "	4047	1000	26 " 7 "
Prince Consort	do. do.	4045	do.	26 " 9 "
Royal Oak	do. do.	4056	800	25 " 5 "
Defence	2 8zöll., 14 7zöll.	3790	600	26 " 2 "
Resistance	do. do.	3720	do.	25 " 6 "
Zealous	20 7zöll.	3716	800	26 "

2) **Batteriekasemattenschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Bellerophon	10 9zöll., 4 7zöll., 2 110pfünder	4246	1000	26 Fuß
Lord Clyde	20 7zöll.	4067	do.	26 Fuß 6 Zoll
Lord Warden	do.	do.	do.	do.

*) zöllige Kanonen.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Royal Alfred	10 9zöll., 8 7zöll.	4045	800	26 Fuß 7 Zoll
Favourite	8 7zöll., 2 68pfünder	2186	400	21 „ 10 „
Research	4 7zöll.	1253	200	15 „ 3 „
Entreprise	do.	923	160	15 „ 6 „

3) **Thurmkasemattenschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Hercules	10 10zöll., 2 8zöll., 2 68pfünder	5226	1200	22 Fuß 6 Zoll
Sultan	13 450pfünder	do.	do.	do.
Monarch	4 10zöll., 2 7zöll.	5100	1100	26 Fuß
Penelope	8 9zöll., 3 40zöll.	2997	600	17 Fuß 7 Zoll

4) **Kasemattenschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Audacious	10 300pfünd., 4 68pfünder	3774	800	22 Fuß 6 Zoll
Invincible	do.	do.	do.	do.
Vanguard	do.	do.	do.	do.
Iron Duke	do.	do.	do.	do.
Triumph	do.	do.	do.	do.
Swiftsure	do.	do.	do.	do.
Repulse	do.	3734	do.	26 Fuß 6 Zoll
Pallas	4 6zöll., 2 68pfünd., 2 40pfünd.	2372	600	24 „

5) **Thurmschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Captain *)	4 600pfünd., 2 7zöll.	4272	900	23 Fuß 6 Zoll
Royal Sovereign	5 300 „	3765	800	23 „ 9 „
Nelson	2 600 „	2736	500	22 „
Glutton	do.	2700	do.	19 „
Hotspur (Widderschiff)	1 450pfünder	2637	600	18 „ 6 „
Prince Albert	4 300 „	2529	500	20 „
Cerberus	4 450 „	2107	250	15 „ 6 „
Scorpion	4 300 „	1890	350	15 „
Wyvern	do.	do.	do.	do.
Waterwitch	4 7zöll.	777	167	11 „ 7 „
Vixen	2 7 „	754	160	10 „ 9 „
Viper	do.	737	do.	10 „ 6 „

Dazu kommt noch die Bellona, über die wir keine näheren Angaben haben.

Die allermeisten englischen Panzerschiffe haben nur eine Panzerdicke von $4\frac{1}{2}$ — $5\frac{1}{2}$". Die reinen Kasemattenschiffe haben dahingegen meistentheils 6—8zöllige Panzer. Dasselbe gilt von einem Theil der Thurmschiffe. Die Thürme des Cerberus und Captain sind 10", der des Glutton ist 14" dick. Im Uebrigen sind der Glutton mit 12zölligen, der Hotspur mit 11zölligen Platten bekleidet

III. Rußland.

1) **Batterieschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Sebastopol	4 8zöll., 12 60pfünder	6257	800	24 Fuß 8 Zoll
Petropawlowsk	do. do.	6040	do.	24 „ 6 „
Fürst Poscharski	8 300pfünder	4448	600	18 „ 6 „
Kreml	2 8zöll., 24 60 „	3412	360	14 „ 6 „
Pervenjez	do. do.	3271	300	do.
Ne Tron Menia	17 8zöll.	3227	450	do.

2) **Thurmschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Fürst Minin	6 300pfünder	5712	800	20 Fuß 9 Zoll
Admiral Lasareff	6 15zöll. glatte	3505	400	16 „ 9 „
Admiral Greigh	6 300pfünder	3480	do.	18 „ 3 „
Admiral Tschitschagoff	4 15zöll. glatte	3450	do.	16 „ 6 „
Admiral Spiridoff	do.	3207	do.	17 „
Tscharodeika	4 300pfünder	1881	200	11 „
Rusalka	do.	do.	do.	do.
Smertsch	2 8zöll.	1401	do.	10 Fuß 6 Zoll

*) Ist Anfang September am Kap Finisterre gestrandet.

3) **Monitoren.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Uragan Typhon Streleß Jadinorog Bronnenoszeff Latnik Lava Perun Wjestitschun Koldun	Die Armirung der Monitoren besteht theils aus 9- und 13zöll. glatten gußeisernen, theils aus 8- oder 9zöll. gezogenen Gußstahl-Kanonen. Jeder Monitor führt 2 Geschütze in einem Thurme.	1350	160	11 Fuß 7 Zoll

Die russische Panzerflotte besteht demnach aus 24 Schiffen mit 169 Kanonen. Die Batterieschiffe haben $4\frac{1}{2}$zöllige Panzer, ebenso die drei kleinsten Thurmschiffe. Die übrigen Thurmschiffe haben einen Panzer von 6, der Fürst Minin einen solchen von 7" Dicke; die Monitoren sind mit 5zölligen Platten gepanzert.

IV. Oesterreich. Die österreichische Panzerflotte besteht aus 2 Kasematten- und 7 Batterieschiffen mit zusammen 106 Kanonen.

1) **Kasemattenschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Lissa	12 9zöll.	5900	1000	27 Fuß 5 Zoll
Kaiser	10 do.	?	800	?

2) **Batterieschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Erzherzog Ferdinand Max	14 8zöll.	5130	800	25 Fuß
Habsburg	do.	do.	do.	do.
Juan d'Austria	12 7zöll.	3588	650	23 Fuß 4 Zoll
Kaiser Max	do.	do.	do.	do.
Prinz Eugen	do.	do.	do.	do.
Drache	10 7zöll.	3065	500	22 Fuß 5 Zoll
Salamander	do.	do.	do.	do.

Die Kasemattenschiffe haben einen 6zölligen, Erzherzog Ferdinand Max und Habsburg einen 5zölligen, alle übrigen Schiffe einen $4\frac{1}{2}$zölligen Panzer. Die Geschütze sind von Gußstahl nach preußischem System mit Keilverschluß. Der „Kaiser" war ursprünglich ein Segellinienschiff, erhielt dann Hülfsschraube und wurde nach der Schlacht bei Lissa gepanzert.

V. Italien. Die italienische Panzerflotte besteht aus 4 Batterieschiffen, 13 Batteriekasemattenschiffen, 1 Thurmschiff und 4 Kanonenbooten und hat im Ganzen 213 Kanonen.

1) **Batterieschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Principe Amadeo	12 25 Cm.	5780	900	?
Valestro	do.	do.	do.	?
Re di Portogallo	2 25 Cm., 6 20 Cm., 12 16 Cm.	5700	800	24 Fuß 9 Zoll
Varese	5 20 Cm.	1800	300	?

2) **Batteriekasemattenschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Roma	5 25 Cm., 12 20 Cm.	5700	900	24 Fuß 9 Zoll
Venezia	12 25 Cm.	do.	do.	do.
Regina Maria Pia	2 25 Cm., 8 20 Cm.	4250	700	21 Fuß 8 Zoll
San Martino	do. do.	do.	do.	do.
Castelfidardo	do. do.	do.	do.	do.
Ancona	do. do.	do.	do.	do.
Principe Carignano	3 25 Cm. do.	4086	600	21 Fuß
Messina	do. do.	3968	do.	do.
Conte Verde	do. do.	3932	do.	do.
Terribile	2 20 Cm., 14 16 Cm.	2700	400	17 Fuß 6 Zoll
Formidabile	do. do.	do.	do.	do.
Boragine	do., 10 16 Cm.	1850	150	10 Fuß
Guerriera	do. do.	do.	do.	do.

3) **Das Thurmschiff.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Affondatore	2 25 Cm.	4075	700	18 Fuß 6 Zoll

Die Kanonenboote führen je 1 20 Cm.-Kanone, sie haben einen Tonnengehalt von 642 Tons und Maschinen von 70 Pferdekraft.

Die Kanonen der italienischen Panzerflotte sind theils Armstrongsche, theils Cavalli'sche.

Die Panzerbekleidung der Schiffe beträgt durchgehends 4½", beim Affondatore 5".

VI. Dänemark. Dieses Land hat 8 Panzerschiffe mit zusammen 72 Geschützen.

1) **Batterieschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Danmark	24 60pfünd.	3300	500	20 Fuß
Dannebrog	16 do.	3039	400	21 " 6 Zoll
Peder Skram	18 do.	2385	600	19 "

2) **Thurmschiffe.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Lindormen	2 90pfünd.	1538	360	14 Fuß
Gorm (im Bau)	2 300 "	1500	do.	do.
Rolf Krake	4 60 "	1246	240	10 Fuß 4 Zoll

3) **Kanonenboote.**

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Absalon	3 60pfünd.	483	100	10 Fuß
Esbern Snare	do.	do.	do.	do.

Die Kanonenboote haben 2¹/₄zölligen, Danmark 5zölligen, Lindormen und Gorm 6zölligen (im Thurm 8zölligen), die übrigen Schiffe 4¹/₂zölligen Panzer.

VII. Spanien. Sämmtliche Schiffe der spanischen Panzerflotte sind Batterieschiffe, welche einen 4¾" starken Panzer haben; die Numancia und Victoria haben jedoch einen 5½zölligen Panzer. Die Anzahl der Kanonen beträgt 179, zumeist 68pfündige.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Numancia	38 Kanonen	7420	1000	27 Fuß 4 Zoll
Tetuan	30 "	?	do.	?
Victoria	30 "	4802	do.	24 Fuß 8 Zoll
Arapiles	30 "	3547	800	24 " 3 "
Saragossa	21 "	do.	do.	do.
Sagunto	30 "	do.	do.	do.

VIII. Holland.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Prins Hendrik	4 300pfünd.	2100	400	17 Fuß 6 Zoll
Krokodil	2 do.	1600	140	7 " 11½ "
Tiger	2 do.	do.	do.	do.
Büffel	2 do.	1473	400	do.

Die Schiffe sind sämmtlich Thurmschiffe mit 4½—6zölliger Panzerbekleidung; die Thürme haben einen 8—11zölligen Panzer. Außerdem hat Holland ein bepanzertes Kanonenboot.

IX. Türkei. Die türkische Panzerflotte hat 4 Batterieschiffe mit zusammen 76 Kanonen und 5½zölligem Panzer.

Namen des Schiffes	Armirung	Tonnengehalt	Pferdekraft	Tiefgang
Abdul Aziz	18 150pfünd., 2 300pfünd.	4221	900	24 Fuß 9 Zoll
Osman Ghazi	do. do.	do.	do.	do.
Orkhanea	do. do.	do.	do.	do.
Sultan Mahmud	15 150pfünd., 1 300pfünd.	do.	do.	do.

X. Schweden. Die schwedische Panzerflotte besteht aus den Monitoren John Ericsson, Thordön, Tirfing, Scorpion, Garmer und Sköld. Die ersteren drei haben je 2, die drei letzteren je 1 15zöllige glatte Kanone. Sie sind sämmtlich mit 5" starken Eisenplatten gepanzert.

XI. Norwegen hat 3 Monitoren mit je 1 Geschütz.

Nekrolog.

Welhien, L. von, preußischer Generallieutenant, Befehlshaber der bei Metz stehenden 15. Division, bis 1866 in oldenburgischen Diensten, dann in Folge der Militärkonvention in das preußische Heer übergetreten, auch literarisch thätig, † am 17. Oktober in Wiesbaden.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

KARTE zum GEFECHT von WEISSENB

Gez. v. A. Niemann

URG und zur SCHLACHT von WÖRTH.

1 : 100000.

1 Deutsche Meile.

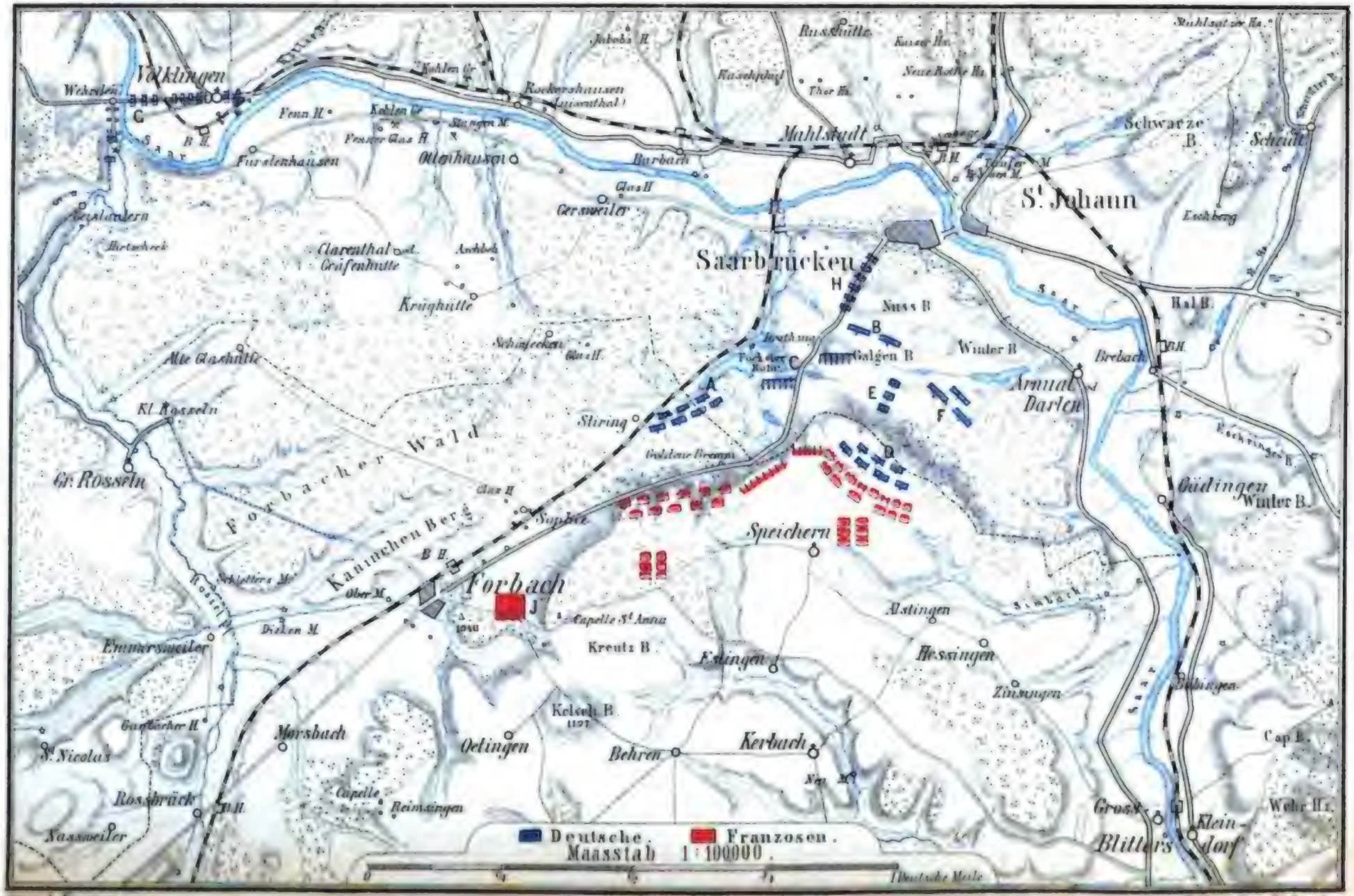
Bildlith. Inst. Hildburghaus.

Digitized by Google

Digitized by Google

GEFECHT bei SAARBRUCKEN am 6ten August 1870.

Erstürmung der Höhen von Speichern, Situation um 4½ Uhr Nachmittags.



A 22ste Inf. Brigade. B Baierm Regimenter N°1 u. N°5. C 6 Batterien der 1ten Division des Feld Artillerie Regts N°7 und 2 Batterien vom 8ten Corps. D 22ste Inf. Brigade. E Fusilier Regiment N°40
F 1 Compagnie Regiments der 1ten Garde Regts Pionniere. G 41ste Inf. Brigade. H 6 Bataillone vom 3ten Armee Corps. J Lager der Franzosen bei Forbach.

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 15. November. Das Geschick, welches über Frankreich dahinrollt, gleicht einem Felsen, welcher, allmählig unterspült, plötzlich bei heftigem Gewitterschlage von steiler Höhe herabstürzt und erst in der untersten Tiefe wieder zur Ruhe kommt. Einige Male war es Denen, die an seinem verhängnißvollen Wege wohnten, gegeben, ihm einen Theil ihrer Habe entgegenzuwerfen und so dem Verderben Stillstand zu gebieten. Aber der flüchtige Augenblick vergeht unbenutzt, der Fels stürzt weiter, wo er aufschlägt, rollt ihm andres Gestein nach, immer breiter wird das Feld des Verderbens, bis endlich fast der ganze eben noch freie und blühende Boden seine tiefen Spuren trägt. — Bevor Thiers, um den von England angeregten Waffenstillstand und damit zugleich eine Constituante für Frankreich zu Stande zu bringen, das ihm bewilligte freie Geleit von Tours nach Paris benutzte, hatte er im deutschen Hauptquartier zu Versailles verweilt, denn Graf Bismarck hatte ihn bedeuten lassen, daß der Weg von Tours nach Paris über Versailles führe. Der greise Staatsmann wußte daher, bevor er die Machthaber Frankreichs in Paris sprach, schon genau, innerhalb welcher Gränzen sich die Waffenstillstandsverhandlung bewegen mußte, wenn sie nicht von vorne herein aussichtslos sein sollte. Mit Wehmuth, aber nicht ohne alle Friedenshoffnung betrat er, von den Preußen bis zu den französischen Vorposten geleitet, seine Vaterstadt. Hoffnungslos kehrte er ihr den Rücken, nachdem er nochmals in Versailles gewesen und vor den Thoren von Paris eine letzte Unterredung mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung gehabt hatte. Eine Reihe von Wagen, welche er mit sich führte, zeigte, daß er, was ihm von seinem Besitze das Werthvollste schien, den Folgen der Beschießung der Stadt, vielleicht auch der Plünderung durch den Pöbel entzog, daß aber die Hoffnung auf Waffenstillstand und Frieden in ihm erloschen war, bevor ihm Graf Bismarck die Beendigung seiner Mission im deutschen Hauptquartier anzeigte. Abgesehen von dem Verlangen, daß auch im Elsaß und in Deutsch-Lothringen die Wahlen zur Constituante ausgeschrieben werden sollten, wollte die provisorische Regierung den angebotenen 28tägigen Waffenstillstand auf Grundlage des status quo wohl annehmen, aber nur wenn dieser status quo rücksichtlich der eigentlichen Lebensfrage, rücksichtlich der Cernirung von Paris aufgegeben würde. Die Verproviantirung der Hauptstadt sollte gestattet werden, und zwar ohne irgend ein dafür gebotenes Aequivalent, z. B. die Einräumung eines der pariser Forts! Auf wem lastet die furchtbare Verantwortung, wenn nunmehr das Heer, welches Metz belagerte, mit schwerem Schritt über das bis jetzt noch nicht besetzte Frankreich schreitet, wenn die Hülfsquellen der verschont gebliebenen Departements für die Unterhaltung eines feindlichen Heeres von 7—800,000 Mann erschöpft werden müssen? Auf wem lastet die furchtbare Verantwortung, wenn die innere Auflösung des französischen Staates immer weiter schreitet, die drohenden socialen Kämpfe bald hier, bald da in lichte Flammen ausbrechen, wenn die vorrückenden Heere noch mehr befestigte Städte zusammenschießen müssen, wenn Tausende und abermals Tausende in zwecklos gewordenen Kämpfen geopfert werden, und zuletzt selbst die Prachtbauten von Paris, seine Schätze der Industrie, Kunst und Wissenschaft den einschlagenden Bomben und Granaten als Opfer fallen, während gleichzeitig das Herannahen einer furchtbaren Hungersnoth sich ankündigt? Thiers wird man keinen oder nur einen untergeordneten Antheil an dieser Verantwortung beimessen dürfen. Er hatte eben erst die mächtigsten Monarchen Europa's gesprochen, mit ihren ersten Ministern verkehrt und dann sein am Boden liegendes

Vaterland wieder betreten. Statt rettende Thaten zu ſehen, hatte er das Gemiſch von edlem Aufſchwung und blühendem Unſinn von Seite Gambetta's gehört, der nach der furchtbaren Metzer Kataſtrophe vor Allem mit dem Pöbel „Verrath" rufen zu müſſen glaubte, der die Generale Cambriels und gewiſſermaßen auch Bourbaki auf die Seite ſchob und die Hoffnungen Frankreichs auf das edle Haupt Garibaldi's und auf das unſaubre Haupt eines Ehren-Lobbia legte, vor ſich den ſtetig*) vorſchreitenden Feind, der Feſtung auf Feſtung nimmt — zuletzt Verdun und Breiſach — und überall mit Mobilgarden, Nationalgarden und Freiſchaaren aufräumt, unter ſich und hinter ſich die klaffenden ſocialen Gegenſätze, die wachſende Anarchie der Geiſter, die gelockerten Bande der Disciplin. Beleg die neueſten Nachrichten aus Perpignan und Nimes, die durch Aufrührer erzwungene Abdankung von General Harbal und andrer Offiziere in Toulouſe, die Verhaftung des Generals Barral in Grenoble.

Unter der Macht dieſer Eindrücke und jener, die er im deutſchen Hauptquartier aufnahm, kam Thiers ſicher ziemlich frei von Illuſionen nach Paris. Mag er auch in Verſailles geltend gemacht haben, daß die Ehre Frankreichs gegen eine Gebietsabtretung proteſtire, in Paris wird er mehr von der harten Nothwendigkeit der Dinge als von der Ehre ſeines Landes geſprochen und mit den Illuſionen der augenblicklichen Machthaber Frankreichs gerungen haben. Die inneren Zuſtände von Paris ſelbſt ſchienen augenblicklich der Anbahnung des Friedens zu Hülfe zu kommen. Faſt gleichzeitig mit dem Auftreten Thiers' hatte ſich daſelbſt ein Stück Revolution und Gegenrevolution abgeſpielt. Zu dem Eindruck der Kapitulation von Metz und des Bazaine'ſchen Heeres, welches die proviſoriſche Regierung ein paar Tage verheimlicht zu haben ſcheint, hatte ſich der andre Eindruck geſellt, daß das vor Paris gelegene Bourget, wo man vor zwei Tagen die preußiſchen Vorpoſten vertrieben und ſich feſtgeſetzt hatte, unter namhaften Verluſten an Gefangenen am 30. Oktober wieder hatte aufgegeben werden müſſen. Die Führer der rothen Republikaner ſuchten die aufgeregte Stimmung auszubeuten, um das einige Wochen früher Verſuchte nun wirklich mit Gewalt auszuführen. Die „Commune" ſollte gegründet und zur Herrſchaft erhoben, die Regierung der Nationalvertheidigung ihres Amtes entſetzt und dafür Blanqui, Flourens, Ledru-Rollin, Pyat, Mottu, Greppo, Delescluze, Victor Hugo und Louis Blanc (nebſt Rochefort und Dorian aus der dermaligen Regierung) eingeſetzt werden*). Die Vorgänge vom 31. Oktober ſind bekannt: der Aufmarſch einiger Bataillone der Belleviller Nationalgarde, die Beſetzung des Stadthauſes, die feige Haltung der zur Vertheidigung in demſelben aufgeſtellten Mobilgarde, die Gefangenhaltung der Mitglieder der Regierung der Nationalvertheidigung, die vergeblichen Verſuche, ſie zur Abdankung zu beſtimmen, ihre Mißhandlung, die Befreiung zuerſt Trochu's durch ſeinen mit Nationalgarde herbeigeeilten Adjutanten, ſodann der übrigen Mitglieder der Regierung, endlich das Auseinandertreiben der Aufrührer faſt ohne Blutvergießen.

Es folgte ein Moment, in welchem ein ſtrammes Anziehen der Zügel der Regierung, ein entſchiedenes Einſchreiten gegen Alle, die einen neuen Umſturz planten, möglich war. Die gemäßigten Elemente ſammelten ſich und erhoben laut ihre Stimme. Am Morgen nach dem verunglückten Putſche auf dem Stadthauſe ſprachen eine Reihe von Tagesblättern unverhohlen aus, daß das Heil des Vaterlandes Repreſſiv- und Präventivmaßregeln gegen die Feinde der Ordnung verlange. Allein die proviſoriſche Regierung folgte der Einladung zu einem ſtrengeren Willkürregimente vorläufig nicht. Sie hatte ſogar im erſten Augenblicke nach der Aufruhrſcene es für die richtigſte Politik gehalten, die Elemente des Aufruhrs durch Milde und halbe Nachgiebigkeit zu entwaffnen und zu ſich herüberzuziehen. Daher das Verſprechen, Wahlen zur Einſetzung eines neuen Kommunalregiments anzuordnen. Dieſe Anordnung wurde indeſſen bei ruhigerem Blute zurückgenommen, ein Umſtand, welcher Rochefort beſtimmte, ſein dem 2. November aus der proviſoriſchen Regierung auszuſcheiden, oder wenigſtens bis auf Weiteres keinen ihrer Akte mit zu unterzeichnen. Wenn daher ſtatt der Einſetzung eines revolutionären Klub- und Stadtregiments nur einfach eine Reihe von Wahlen angeordnet wurde, welche in Folge von Demiſſionen vieler Municipalbeamten nöthig wurden, ſo hielt man ſich anderer-

*) Dieſes Wort wird ſelbſt gegenüber dem augenblicklichen Zurückweichen des Generals von der Tann vor der verſtärkten ſogenannten Loire-Armee aufrecht zu erhalten ſein. Daſſelbe bedeutet nur einen für wenige Tage wirkſamen Zwiſchenfall, da die ihren Weg gegen den Süden Frankreichs nehmenden deutſchen Truppen ſchon ganz nahe ſind.

*) Einige der hier Genannten haben bekanntlich erklärt, daß ihre Namen ohne ihr Wiſſen auf die Liſte geſetzt ſeien.

seits in den Grenzen der größten Mäßigung. Man beschränkte sich auf wenige Verhaftungen und auf die Absetzung von Flourens, Razoua, Ranvier, Goupil, Frémicourt, Millière, Levraud, Cyrille, Jaclard als Kommandanten der Nationalgarde. Statt mit Gewaltakten von oben auf die von den Radikalen in Scene gesetzten Gewaltakte von unten zu antworten, benutzten die Mitglieder der Regierung (es sind dies bekanntlich die vor länger als einem Jahr von der Stadt Paris zum Gesetzgebenden Körper gewählten Abgeordneten) die augenblicklich vorherrschende Stimmung, zunächst nur, um ein erneuertes Vertrauensvotum für die am 4. September usurpirte Stellung zu erhalten. „In Erwägung, daß es für die Würde der Regierung und die freie Ausübung ihrer Mission der Vertheidigung wichtig ist, zu erfahren, ob sie noch das Vertrauen der Pariser Bevölkerung besitzt", wurde den Wählern von Paris und den nach Paris geflüchteten Gemeinden die Frage vorgelegt: „Hält die Pariser Bevölkerung, Ja oder Nein, die Gewalt der Regierung der nationalen Vertheidigung aufrecht?" Das Ergebniß dieses Pariser Plebiscits lag nach wenigen Tagen in der Ziffer von 557,976 Ja und 62,638 Nein vor. Es ward mit folgenden Worten verkündet: „ihr befehlt uns auf dem Posten der Gefahr zu bleiben, welchen uns die Revolution vom 4. September anwies, mit der von euch kommenden Gewalt, mit dem Gefühl der großen Pflichten, welche euer Vertrauen uns auferlegt. Die erste ist die der Vertheidigung, sie wird fortwährend unsere ausschließliche Beschäftigung sein. Wir werden den verbrecherischen Bewegungen durch die strenge Ausübung der Gesetze zuvorkommen".

Zwei Beobachtungen drängen sich uns auf, wenn wir diese kurz skizzirten Pariser Begebenheiten, welche in die Zeit vom 30. Oktober bis 5. November fallen, überblicken. Die Zahl der 62,638 Nein erscheint sehr klein, wenn wir nur die Masse der jetzt in Paris zusammengedrängten, zumeist die Waffen tragenden Arbeiter und jene vielen ganz oder halb ruinirten Existenzen überschlagen, welche grundsätzlich der Sache des socialen Umsturzes zugethan sind. Man wird aber nicht unberücksichtigt lassen dürfen, daß die Vertheidigungsmethode von Paris es mit sich bringt, daß jetzt alle diese ungestümen Naturen auf Staatskosten erhalten werden. Sodann wird ein großer Theil auch von ihnen der Macht des thatsächlichen Erfolges sich nicht entzogen haben. Wäre nicht nach, sondern vor dem 31. Oktober abgestimmt worden, vielleicht hätte sich um die rothe Fahne eine größere Zahl von Stimmen geschaart. Daß aber der Tag des 31. Oktober nicht zu größerem Blutvergießen, nicht zu wilden revolutionären Thaten in großem Maßstabe führte, dies ist fast noch beachtenswerther als das Ergebniß der Abstimmung, welche diesem Tage folgte. Immerhin stießen an demselben die gemäßigte und die rothe, die politische und die sociale Republik in Waffen aufeinander und gebrauchten, um die Herrschaft zu gewinnen oder um sie zu behaupten, Gewalt gegen einander. Aber wie matt verlief der Tag! Welcher Gegensatz, wenn man die revolutionären Führer an diesem Tage mit den mächtigen Häuptern des Berges von 1793, wenn man die blutigen Thaten der ersten Revolution und ihre kritischen Tage, wenn man die Julitage von 1830, die Februartage von 1848, wenn man vor Allem die Junischlacht jenes Jahres mit dem jüngsten Revolutionstage der socialen Republik vergleicht. Größerer Ordnungs- und Gesetzlichkeitssinn war es gewiß nicht, welche die zum Kampfe ausgezogene Minorität von heute vor jenen früheren Minoritäten auszeichnete, welche im entscheidenden Moment rasch zu den Waffen griffen; auch gilt zuletzt jeder sociale Umsturzmann als Soldat für seine Sache, während von den andern Parteien die meisten nicht eben geneigt sind, sich für ihre Sache zu schlagen. Wir wissen nicht, wirkte der Feind vor den Thoren doch wie eine Mahnung des Gewissens, die den Arm und die Entschließung lähmte, oder fand man sich, nachdem man schon den Aufstand begonnen, schwächer, als man dachte, und uneiniger dazu, so daß man die Entscheidung einfach verschob? Oder offenbart sich in diesem halben Zuschlagen der Revolution, in diesen mit flacher statt mit scharfer Klinge geführten Streichen eine Art Entmannung der äußersten Umsturzpartei? Darf man auch von ihr sagen: im heutigen Frankreich ist ihre Neigung zum gewaltsamen Umsturz dieselbe geblieben, vielleicht gewachsen, die Thatkraft aber beginnt zu welken? Wahrscheinlich bieten die während der nächsten Wochen in Paris bevorstehenden Ereignisse noch Stoff für die Prüfung und Beantwortung dieser Fragen.

Es wurde oben gesagt, daß der von Thiers übernommenen Aufgabe durch einen eigenthümlichen Zufall die inneren Verhältnisse selbst zu Hülfe zu kommen schienen. Die Stimmung, welche der Putsch vom 31. Oktober hervorgerufen hatte, schien dazu angethan, daß man selbst das Wort hat offen aussprechen können: wir wollen

den Waffenstillstand, um schnell durch eine möglichst mäßige Gebietsabtretung — zum Frieden zu kommen. Dies war ja doch der einzig vernünftige Sinn eines Waffenstillstandes, der zwar kein Fort von Paris Preis gab, aber auch Paris keinen Proviant verschaffte, und der andererseits für Elsaß und Deutsch-Lothringen den Wählern vielleicht die Wahlbefugniß nicht ausdrücklich entzog, aber die Regierungsthätigkeit rücksichtlich des Ausschreibens und der Leitung von Wahlen ausschloß. Der Putsch vom 31. Oktober hatte den Parisern die inneren Gefahren handgreiflich gezeigt, welche noch über ihren Häuptern schweben. Der Ausgang des Putsches hatte sie andererseits für den Augenblick von dem Terrorismus der Radikalen befreit und die Ordnungselemente unter sich gesammelt. Dieser Zustand von Paris erklärt es, daß wenigstens ein namhafter Theil der provisorischen Regierung, namentlich Favre sich für die Annahme des Waffenstillstandes erklärt haben soll. Trochu, so heißt es, war die Seele des Widerstandes und er erhielt zuletzt die Stimmenmehrheit in der Regierung für die Ablehnung des Waffenstillstandes. Auf ihm vor Allen wird daher die schwere Verantwortung für das, was nun bevorsteht, lasten. Daß ihn in seinem Widerstand die Hoffnung auf erfolgreiche Vertheidigung, auf eine schließliche Besiegung der Invasion geleitet habe, ist kaum denkbar. Sollten Die Recht haben, welche annehmen, er hoffe von dem verlängerten Widerstand zwar keinen Sieg, aber vielleicht eine sich bietende günstige Gelegenheit für die Orleans, deren Anhänger er nach wie vor sei — um zur Regierung zu gelangen? Wie sich diese Gelegenheit ergeben soll, ist freilich nicht wohl abzusehen. Trochu hätte vielleicht nicht die Mehrheit der Regierung für sich gehabt, wenn das entscheidende Wort über den Waffenstillstand nicht zu der Zeit auszusprechen gewesen wäre, wo die Abstimmung über das Plebiscit noch nicht beendigt war. Manche Mitglieder der Regierung besorgten doch wohl, daß, wenn Paris in diesem Augenblick die Nachricht erhalte, der Waffenstillstand sei in der Weise, wie er geboten war, angenommen, unter der Macht einer neu angefachten Agitation der Regierung viele Stimmen verloren gehen würden. Wäre die Waffenstillstandsfrage erst nach der Bekanntmachung der Pariser Abstimmung zu einer schließlichen Erklärung reif gewesen, so hätte sich vielleicht im Schooße der Regierung eine Majorität als Friedenspartei herausgebildet. Daß jetzt, nachdem seit Kurzem alle militärischen Vorbereitungen beendigt sind, mit der Beschießung von Paris noch gezögert wird, wissen wir kaum anders als durch die im deutschen Hauptquartier gehegte Vermuthung zu erklären, daß die Bildung einer Friedenspartei im Schooße der Pariser Regierung unmittelbar bevorsteht. Man mag im deutschen Hauptquartier diese innere Entwickelung vielleicht nicht durch den Beginn der Beschießung stören wollen. Lange indessen wird man gewiß, wegen dieser ihrer Natur nach unsicheren Erwartung, mit der Beschießung nicht warten.

Wer heute auf die Zeit von zwei Menschenaltern zurückblickt und dann den Sturz des Staates Friedrichs des Großen und den Sturz des französischen Kaiserreiches, die Schlacht bei Jena und die Schlacht bei Sedan, die Kapitulation der preußischen und die Kapitulation der französischen Festungen, die Preußen auferlegten Friedensbedingungen und die — im Vergleich dazu mäßigen — Opfer, welche Frankreich jetzt zu bringen haben wird, vergleicht: der wird im Geiste nicht stehen bleiben bei dem Ebben und Fluthen der Ereignisse, bei dem Sinken und Steigen der Schalen des Glückes, sondern er wird noch von einem andern Gedanken beherrscht werden. Es liegt ein tiefer Kausalzusammenhang zwischen diesem Heute und Gestern. Weil damals Preußen so tief stürzte und mit ihm Deutschland, steigt es heute so hoch. Die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung und mit verhältnißmäßig kurzer Friedensdienstzeit ist eine der kühnsten und tiefeingreifendsten Neuerungen unsers Jahrhunderts, gleich wichtig für die Heeresverfassung, für den socialen Zusammenhang des Volkes und für den Grundbau des Staates. Wohl hatte ein kühner Denker, Spinoza, diesen Gedanken schon lange vor Scharnhorst gedacht und ausgesprochen. Aber um ihn ins Leben zu führen, dazu war nöthig, daß über einen jugendlich aufstrebenden Staat ein furchtbares Unglück hereinbrach. Nur im Außergewöhnlichen konnte Preußen nach 1806 sein Rettungsboot finden. Welchen Bruch mit der Vergangenheit aber die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung bedeutete, dies übersieht man am besten, wenn man erwägt, daß weder die große nivellirende Revolution Frankreichs noch irgend eine seiner späteren Revolutionen diesen Grundsatz in dem von Gleichheitsprincipien erhitzten Lande zum Durchbruch bringen konnte. Im Jahr 1868 versuchte es Napoleon, unter dem fieberhaften Eindrucke, den der 1866 mit Staunen beobachtete Flügelschlag des preußischen Adlers in Frankreich zurückgelassen hatte,

Digitized by Google

Aber ſelbſt damals war es nicht vollſtändig möglich. Die Vorlage, welche er dem Geſetzgebenden Körper machen ließ, mußte zurückgezogen werden, und ſtatt einer radikalen Heeresreform erhielt Frankreich ein Kompromiß. Der Stamm von alten ſtets neu eintretenden Soldaten blieb noch verhältnißmäßig groß, die hinter der Feldarmee ſtehende Maſſe ausgedienter Erſatz- und Reſerveleute vermehrte ſich nur langſam, die Mobilgarde ward nur zum kleineren Theile eine Wirklichkeit, zumal die neue Heereseinrichtung, als der Krieg begann, kaum zwei Jahre in Wirkſamkeit geweſen war. In Preußen aber war das konſequent durchgebildete Syſtem der allgemeinen Wehrpflicht ohne Stellvertretung — ſeit den jüngſten Militärreformen zu größerer Schlagfertigkeit durchgebildet — zwei Menſchenalter hindurch in Kraft geweſen. Es war auf die neuen Provinzen, auf die nichtpreußiſchen Bundeslande übertragen, von den ſüddeutſchen Staaten mehr oder minder vollſtändig nachgebildet worden. In dem alten Preußen lagen die Erfolge des Syſtems vollſtändig vor, in den 1866 angegliederten Ländern, ſowie in Süddeutſchland nur rückſichtlich der Feldarmee, rückſichtlich der Erſatztruppenreſerven und Landwehren erſt theilweiſe. So war das waffengewaltige Deutſchland ſchon nahe daran, das zu werden, was das alte Preußen ſchon ganz war: ein Volk in Waffen, und zwar ein im Waffendienſt geſchultes und disciplinirtes Volk, als es ſich, von Frankreich zum Kriege herausgefordert, erhob. Daher der unverſiegbare Brunnen, aus welchem die eigentliche Feldarmee ſchöpft; der unerſchöpfliche Nachſchub, der über den Rhein geſendet werden konnte, und wenn es ſein muß, noch lange geſendet werden kann. So hat die Saat, wozu ein großes nationales Unglück den Boden vorbereitet hatte, nach langer, langer Zeit ſeine volle Ernte getragen. Denn in dieſer durchgebildeten Heeresverfaſſung, die ihres Gleichen in Europa nicht hatte, lag doch der letzte durchſchlagende Grund, der 1866 in Deutſchland für Preußen und gegen Oeſterreich entſchied. Es liegt in ihr der letzte durchſchlagende Grund der heutigen Triumphe, der Weltſtellung, auf die ſich Deutſchland wieder unter Preußens Führung erhebt. Nur dieſe Heeresverfaſſung machte die Behauptung, daß Süddeutſchland ohne Oeſterreich nicht geſchützt werden könne, zu einer Unwahrheit; nur ſie bewirkte, daß der Krieg mit einem überlegenen Heere begonnen und mit ſteigender Ueberlegenheit fortgeführt werden konnte. Anderes iſt freilich hinzugekommen: Fehler der Gegner und hohes eignes Verdienſt in der Strategie, in der Bewaffnung, in dem Kampfe, in der Verpflegung. Aber alles dies gab 1866 wie 1870 nur auf jener Grundlage die großen, einen Wendepunkt im europäiſchen Staatsleben bezeichnenden Erfolge.

Wir verweilen nicht bloß aus rein geſchichtlichem Intereſſe bei dieſer Seite der hohen Thaten, welche geſchehen, wir forſchen nicht bloß aus rein geſchichtlichem Intereſſe nach dem tiefſten Keim, aus welchem ſie hervorgewachſen ſind, und vergleichen die Tage der geeinten Kraft und der ſchönſten Siege mit den Tagen der Zerriſſenheit und des ſchwerſten Unglückes. Wir blicken dabei auch der Zukunft ins Auge. Die Würfel ſind gefallen. Preußen hat das Schiff Deutſchlands hinausgeführt auf hohe See, auf das offene Weltmeer. Eine hohe Stellung hat ihre unabweisbaren Pflichten. Nun gibt es bei Strafe der Selbſtvernichtung, bei Strafe des zerſtörten Glaubens an ſich ſelbſt kein Rückwärts mehr. Wir hoffen, daß nicht etwa ein thörichter Chauvinismus, ein ungerechtes Ueberheben gegen Andre die Frucht dieſes Jahres werden wird. Aber eine nach großem Maße gemeſſene auswärtige Politik, eine enge und hervorragende Theilnahme an den völkerrechtlichen Verhältniſſen, ein wachſames Auge über den großen Zukunftsfragen iſt von nun an unzertrennlich von Preußen und Deutſchland, wenn 1866 und 1870 das Betreten einer ſicheren und feſten Bahn bedeutet und mehr ſein ſoll als die ebenſo vorübergehende wie glänzende Erſcheinung eines Irrſternes, der auf einen Theil des Himmels ſein wunderbares Licht wirft. Dieſe Aufgabe wird Deutſchland nicht immer leicht werden. In der Mitte des Welttheils ſtehend berührt es nach allen Seiten das Netz ſich kreuzender nationaler Intereſſen. Und nicht bloß wirkliche oder eingebildete Intereſſen andrer Völker, auch Raſſenvorurtheile, unverſtändige Antipathien und kleinliche Scheelſucht wird es auf ſeinem Wege finden. Dies zeigt ſich ſchon heute in der Art und Weiſe, wie man auf die Frankreich aufzuerlegenden Friedensbedingungen blickt, welche doch nur einen alten geſchichtlichen Frevel gut machen und der Erneuerung unbeſonnener Angriffe durch Frankreich möglichſt vorbeugen ſollen. Wir reden nicht von Dänemark, Italien, Rußland, auch nicht von den banalen Allgemeinheiten Englands, die im Grunde doch nur ſagen: Es iſt uns am liebſten, wenn der Deutſche gegen ein Stück Geld wieder abzieht und ſich im alten, ehedem

verſtümmelten, Hauſe einrichtet, wie er mag. Aber man blicke doch nur auf die Niederlande. Sie ſtellten ſich zu der Zeit auf eigne Füße und nahmen eine denkwürdige, eine Zeit lang ſogar eine großartige, die natürlichen Kräfte weit überſpannende Entwickelung, als der Stamm, deſſen Glied ſie waren, bis ins Mark hinein erkrankte, und weil er verkümmerte. Freuen ſie ſich nun der Rückkehr deutſcher Vollkraft, oder ſehen ſie mit verbiſſenem Aerger auf das, was ſich vor ihren Augen begibt? Und ſieht es nicht ähnlich aus in einem andern Ausläufer deutſchen Lebens, der Schweiz, die ſich auch auf dem Nacken des niedergehenden Reiches und der inneren Auflöſung ſeiner Theile erhob?

Dieſe Betrachtung bedarf noch eine Ergänzung. Preußens, nunmehr wohl Deutſchlands Heeresverfaſſung bildet noch einen ihm eigenthümlichen Vorzug, gibt ihm in der ihm angewieſenen ſchwierigen Stellung in der Mitte Europa's ein gewiſſes „Voraus“. Wird ihm dieſer Vorzug lange bleiben? Oder ſtudiren ſchon andre Völker, die nicht von freundlichen Geſinnungen für uns ſtrotzen, bereits etwas gründlicher als bisher, was Preußen vor Allem mächtig gemacht hat und was jetzt Deutſchland mit ihm emporhebt? Studiren ſie es zur Bereicherung ihres Wiſſens oder um es nachzuahmen? Wir wiſſen nicht, was Frankreich thun wird, wenn es wieder Herr ſeiner ſelbſt iſt, ob es ſein 1870 vielleicht mit dem preußiſchen 1806 vergleicht und aus dieſer Vergleichung die Spuren ſeines Zukunftsweges zu finden ſucht. Von Italien lieſt man bereits, daß dem Parlamente eine der preußiſchen nachgebildete Heeresreform vorgeſchlagen werden ſoll. Aehnliches verlautet ſogar von Rußland; auch dort ſoll ſich die Regierung mit dem Plane beſchäftigen, allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung und kurze Friedensdienſtzeit einzuführen. Welche Bedeutung kann dieſer Gedanken für die Zukunft eines Reiches wie Rußland haben? Preußen und Rußland ſind allerdings zur Zeit befreundet. Indeſſen die Dynaſtien ſind es mehr wie die Völker. Und dann iſt über dieſe augenblickliche Freundſchaft doch nicht ganz zu vergeſſen, daß, wie die celtiſch-romaniſche Civiliſation älter und ausgelebter iſt als die germaniſche, ſo das Slawen-, insbeſondre das Ruſſenthum wieder eine zwar noch rohere, aber auch jüngere Entwickelungsperiode darſtellt als das Germanenthum in Europa.

Gewiß in dieſen Erwägungen liegt eine laute und ernſte Mahnung, unſer eignes deutſches Haus gut zu beſtellen, es feſt zu fügen. Ueber die der deutſchen Frage gewidmeten Verhandlungen im deutſchen Hauptquartier vernahm man einige Zeit nur die officiöſen Meldungen, daß dieſelben im Ganzen einen befriedigenden Fortgang nähmen. Da man nichts Beſtimmtes hörte, ſo vermuthete man bald, daß die allgemein gehaltene Zuſicherung mehr eine Hoffnung als eine Thatſache bedeutet. Die neueſten Nachrichten ſtellen es dann auch außer Zweifel, daß man ſich bis jetzt über einige Kardinalpunkte mit Bayern noch nicht hat einigen können. Dieſelben werden nicht genau bezeichnet, aber es iſt nicht ſchwer, ſie zu errathen. Man darf noch nicht von der Hoffnung laſſen, daß dieſe Hinderniſſe des Eintritts von Bayern in den deutſchen Geſammtſtaat beſeitigt werden, mit oder ohne Fürſtenkongreß in Verſailles, denn ein ſolcher ſoll in den letzten Tagen im deutſchen Hauptquartier in Anregung gebracht ſein. Soll dieſe Hoffnung an dem Gegenſatz zwiſchen dem bayeriſchen Partikularismus und den Anforderungen eines lebenskräftigen Nationalſtaates heute noch zu Schanden werden, ſo beklagen wir es zumeiſt um Bayerns willen. Freilich auch für Deutſchland bleibt es ein dunkler Fleck. Jede Lücke, die in unſerm Baue bleibt, iſt, wenn der europäiſche Horizont ſich wieder einmal trübt, eine Lockung für den außer unſern Gränzen ſich etwa anſammelnden Brander. Wer möchte nicht Allem, was fremde Intriguen, fremder Ehrgeiz, fremde Rachſucht oder Scheelſucht gegen Deutſchland wieder in Wallung bringen könnte, gern von vorne herein die Spitze abgebrochen wiſſen? Doch zuletzt beruhigt ſich die Sorge vor kommenden Stürmen bei dem Rückblick auf die bewährte Kraft und bei der Gewißheit, daß jeder heute dem Einheitsſtreben der Nation entgegengeſtellte Schlagbaum keinen andern Erfolg hat, als daß er die unitariſche Tendenz ſteigert und ihr zuletzt zu einem vollſtändigeren Sieg verhilft. Was aber würde bis zu einem Endergebniß eine ſiegreiche partikulariſtiſche Eintagspolitik aus Bayern gemacht haben, wie würde ſeine ſtaatliche Auflöſung vorbereitet ſein? Bayern hat gewiß jetzt vollkommen freie Hand. Preußen wird keinen Druck auf daſſelbe ausüben, und auch wenn es außerhalb des gemeinſamen deutſchen Organismus bleibt, ihm für die geleiſtete Bundeshülfe beim Frieden und ſonſt Rechnung tragen. Aber es wird den Eintritt Bayerns in die ſtaatliche Gemeinſchaft Deutſchlands nicht mit Zugeſtändniſſen erkaufen, welche entweder den Zuſammenhang des Ganzen

bedenklich lockern, oder die Führerſchaft Preußens unterminiren, oder durch zu große Ungleichheit zwiſchen den Rechten Bayerns und andern Mittelſtaaten den Geiſt der Unzufriedenheit und des Neides bei andren deutſchen Fürſten und andren Stämmen herausfordern und den parlamentariſchen Abſchluß der ganzen Reform in Frage ſtellen. Preußen wird vielmehr — wozu Alles vorbereitet iſt — mit Würtemberg, Baden und Heſſen allein abſchließen, falls einige allgemeine Reformen der norddeutſchen Bundesverfaſſung und einige — allerdings thunliche — beſondere Beſtimmungen rückſichtlich Bayerns, namentlich ſolche, die für manche Fragen einen Uebergangszuſtand ſchaffen, Bayern nicht genügend erſcheinen, um es zum Eintritt zu beſtimmen. Dies Alles ſcheint uns ziemlich klar. Bayern ſteht dann allein noch außerhalb des politiſch neu geordneten Deutſchlands, nur durch die Zollgemeinſchaft und durch den Schutz- und Trutzvertrag an daſſelbe geknüpft. Wir wiſſen nicht, ob Bayern, welches zu ſeinen Provinzen nicht bloß Ober- und Niederbayern, ſondern auch Schwaben, die Pfalz, Franken zählt, dieſe Lage bis zum Ablauf der Zollverträge ertragen würde. Aber das wiſſen wir, daß ſpäteſtens dieſer Tag den heute ſiegreichen Partikularismus unter einem caudiniſchen Joch der ſchlimmſten Art gehen ſehen würde. Viel weniger als heute würde dann der bayeriſchen „Selbſtändigkeit“ übrig bleiben; und vor Allem man träte nicht wie heute zufolge freien patriotiſchen Entſchluſſes, ſondern innerlich krank und aufgelöſt, zerbrochen, der Noth gehorchend in den deutſchen Nationalſtaat ein. Man vergeſſe es doch in München nicht, jener reine Föderativſtaat, unvermiſcht mit den Elementen des Hegemonieſtaates, deſſen Werth wir nie verkannt haben, und den heute die bayeriſche Regierung noch wünſcht, iſt nicht mehr zu haben. Man kann auch nicht mehr auf Ereigniſſe warten, welche ihn wieder möglich machen; die Geſchichte iſt definitiv darüber hinweggegangen. Bayern hat nur die Wahl zwiſchen der partikulariſtiſchen Iſolirung und dem Eintritt in ein deutſches Staatsweſen, deſſen Grundlinien 1866 gezogen und 1870 für immer befeſtigt ſind. Es iſt ein Staatsweſen, welches im Einzelnen reformirt, auch parlamentariſcher durchgebildet werden kann, welches aber den einen ihm bei der Geburt aufgeprägten Zug der Führerſchaft Preußens im Heer und in der Vertretung Deutſchlands durch den König von Preußen nach außen nie aufgeben wird. Es iſt ein Staatsweſen, welches, je nachdem man ſich zu ihm verhält, entweder den werdenden Einheitsſtaat bedeutet, oder ſich noch lange innerhalb der gezogenen Linien bewegt. Der bayeriſche Kriegsminiſter machte vor dem Kriege einen bedeutenden Eindruck auf einen Theil der patriotiſchen Partei in der Kammer, als er ſagte, eben weil er Partikulariſt ſei vom Kopf bis zur Zehe, ſei er gegen die Neutralität. Aber er irrte ſicherlich, wenn er glaubte, die redliche Theilnahme Bayerns am Kriege und ſeine vollwichtigen Leiſtungen in demſelben, auf welche Deutſchland mit Freude blickt, würden ſein Land befähigen, entweder die Neugeſtaltung Deutſchlands auf die eine föderaliſtiſche Bahn zu drängen, oder ihm geſtatten, außerhalb Deutſchlands eine ſich ſelbſt genügende, fröhlich gedeihende kleine ſtaatliche Welt zu bleiben oder vielmehr wieder zu werden.

Die Einberufung des norddeutſchen Reichstages wartet nur auf einen Abſchluß der Verſailler Verhandlungen über die deutſche Frage in dem einen oder in dem andern Sinne. Er wird ſich außer der Beſchaffung weiterer Geldmittel zur Kriegführung eben mit der Anſchlußfrage der ſüddeutſchen Staaten zu beſchäftigen haben und jeden Falles bald zuſammentreten. Aber wo? Da der König und Graf Bismarck jetzt nicht für längere Zeit nach Berlin gehen mögen, und der Bundeskanzler ſich in dieſem für Deutſchland hochwichtigen Moment auch nicht füglich von den Verhandlungen und Beſchlüſſen des Parlamentes über die deutſche Frage fern halten kann, ſo ſcheint einen Augenblick ernſtlich an die Einberufung des Reichstages nach Verſailles gedacht, zuletzt aber doch wieder Berlin dafür ins Auge gefaßt worden zu ſein. So reich iſt dieſer Krieg an Großartigem und Außergewöhnlichem, daß man zuletzt kaum mehr allzu ſehr erſtaunt geweſen wäre, wenn ein im Bourbonenſchloß zu Verſailles vom König von Preußen erbffneter deutſcher Reichstag einige Wochen ſpäter von ihm in den Tuilerien von Paris geſchloſſen worden wäre.

Zu dem großen Drama, dem der Boden Frankreichs als weltgeſchichtliche Bühne dient, geſellen ſich eben jetzt in unſrem Welttheil noch einige Ereigniſſe von hohem Intereſſe.

In **Oeſterreich** iſt der Reichsrath zuſammengetreten und ſoll ſich an der Aufgabe der Verfaſſungsreform verſuchen und an der Heilung des böhmiſchen Schisma's, welches auch in den nach dem Nothwahlgeſetz vorgenommenen direkten Wahlen wieder zum Ausdruck gekommen iſt. Im

Abgeordnetenhause ist den gemäßigten Elementen der verfassungstreuen deutschen Partei die Mehrheit zugefallen. Die Frage ist, ob sie an einem modus vivendi mit dem Ministerium Potozki und an gemeinsamen Reformversuchen mit demselben, oder an dem Sturze desselben mit Erfolg arbeiten wird, auf die Gefahr hin, auch einem veränderten konstitutionellen Systeme keinen für das Reich im Ganzen ausreichend starken Stützpunkt zu bieten.

In **Spanien** stehen die wieder einberufenen Cortes unmittelbar vor der Königswahl, während einzelne Fraktionen vielleicht schon auf den Bürgerkrieg sinnen. Zu den politischen Wirren haben sich in einzelnen Provinzen Hungersnoth oder die Verheerungen des gelben Fiebers gesellt, während die Bezwingung des Aufstandes in Cuba in der letzten Zeit keine Fortschritte gemacht hat. Wer würde sich nicht freuen, wenn die auf morgen 16. November anberaumte Königswahl einen glücklichen Wendepunkt in der Geschichte dieses einst so hoch gestiegenen und dann so tief gefallenen Reiches bilden, wenn sie die Aera der Militärrevolutionen abschließen, dem zügellosen Ehrgeiz und Eigennutz der Parteien einen Damm setzen und allmählig ein inniges Verständniß für den alten Ruf verbreiten würde: „ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten". Aber Wünsche und Hoffnungen sind noch keine Wirklichkeiten. Folgen wir aufmerksam, frei von Optimismus wie von Pessimismus, den bevorstehenden Ereignissen und inneren Entwickelungen.

Auch in **Italien** steht das eben jetzt zu wählende Parlament vor schweren und weitreichenden Aufgaben. Eine darunter überragt alle andern. Es wird im Mittelpunkt Italiens und der gesammten römisch-katholischen Welt entweder die Kirche einfach unter die Staatsgewalt zu beugen suchen, oder sich an dem Versuche abmühen, Staat und Kirche, Italien und das Papstthum zu versöhnen. Grollend blickt dieses auf die vollbrachten Thatsachen, indem es für die Wiederaufrichtung seines weltlichen Thrones betet und arbeitet. Die Gesichtspunkte, von denen dagegen die Regierung des Königreichs Italien ausgeht, sind dargelegt in einem Rundschreiben des Ministers des Auswärtigen vom 18. Oktober und in dem Bericht des Ministeriums, welcher dem Auflösungsdekret der Kammer vorangestellt ist. Die Grundlage ist natürlich die Cavoursche „freie Kirche im freien Staate". Die Anwendung dieses Grundsatzes ist noch verhältnißmäßig einfach, so weit es sich um die Beziehungen der bisherigen Unterthanen des Papstes einestheils zur Staatsgewalt, andrerseits zur Kirche handelt. Man überträgt auch in dieser Beziehung die Gesetze Italiens auf den Kirchenstaat oder hilft sich durch Analogien. Von einzelnen Ausnahmebestimmungen, die man zuerst zum Besten der Kirche im Römischen einzuführen dachte, hat man sich bereits abdrängen lassen. Noch hat man indessen den Gedanken nicht aufgegeben, das Kirchengut im Römischen nicht in derselben Weise wie im übrigen Italien zu incameriren, wohl aber die Verwandlung des Grundbesitzes der todten Hand in einen der Kirche gehörigen Mobiliarbesitz zu erzwingen. Die Schwierigkeit der Anwendung des Grundsatzes der Freiheit der Kirche im freien Staat tritt am meisten rücksichtlich der Centralgewalt der römisch-katholischen Kirche hervor, d. h. insofern es sich darum handelt, die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstthums als eines weit über die Gränzen Italiens hinausreichenden geistlichen Amtes sicher zu stellen. Seitdem die Regierung des Königs es aufgegeben hat, dem Papste im engsten Kreise, nämlich in der leonischen Stadt eine wirkliche Souveränetät, d. h. weltliche Regierung über Andre zu erhalten, bietet sie ihm noch die persönliche Würde des ersten Souveräns, sie bietet ihm und den Kardinälen persönlich Befreiung von der Staatsgewalt Italiens (Immunität und Exterritorialität), eine Civilliste, eine eigne Telegraphen- und Poststelle. Bis jetzt hat sich die italienische Regierung bekanntlich in einer Reihe von Fragen durch die öffentliche Meinung über die Anordnung und Ziele hinaustreiben lassen, die sie beim Betreten des Kirchenstaates und etwas später verkündete. Sie hat auch oft in ihren Entschließungen geschwankt, oder gegen den Rath ihres konservativ gesinnten Statthalters in Marmora gehandelt, so in der Besitzergreifung des Quirinal und des Collegium Romanum wie in den Maßregeln gegen die Jesuiten. Dieses bisherige sich Weitertreibenlassen durch die öffentliche Meinung wird von den Freunden des Papstes bei andren Mächten ausgebeutet, um die Ueberzeugung hervorzurufen, daß auch die der Unabhängigkeit des Papstthums gebotenen Garantien nur auf dem Papier stehen, in kritischen Augenblicken aber nicht gehalten werden würden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch der in Versailles erschienene Erzbischof von Posen, Ledochowski, in diesem Sinne wirkt. Er gilt als persona grata am preußischen Hofe. Es würde uns nicht wundern, wenn er besonders

geltend macht, daß Preußen, welches nun an der Spitze des ganzen paritätiſchen Deutſchlands ſtehe, im Hinblick auf ſeine und Deutſchlands Zukunft, bei Zeiten vorzubeugen habe, daß das Papſtthum nicht dereinſt zu einem Werkzeug königlich-italieniſcher Politik werde. Es kann ſein, daß ſolche Gedanken von Preußen für gewiſſe, die Stellung der höchſten römiſch-katholiſchen Kirchengewalt betreffende Beziehungen gewürdigt werden. Sicher aber wird Preußen ſich nicht dergeſtalt bethören laſſen, um, wenn es mit Frankreich reine Rechnung gemacht hat, für die Wiederherſtellung des — in dieſem Falle doch nur durch ſeine Bajonnette zu haltenden — Papſtkönigthums einzutreten.

Von **Rußland** endlich kommt, während wir dieſe Zeilen ſchließen, die Kunde, daß es ſich öffentlich von den ihm durch den Pariſer Frieden von 1856 auferlegten Verbindlichkeiten (von allen oder einigen?) losſage. Wir haben Aehnliches vorausgeſagt. Dieſes neue Allarmſignal wird nicht am wenigſten an der Themſe beunruhigen, wo der deutſch-franzöſiſche Krieg bisher nur Vortheile brachte. Die Waffenfabriken blühten bei der Art und Weiſe, wie man die Neutralität verſtand, in üppigſter Weiſe; der Handel und die Baumwollenindustrie gingen nie ſchwunghafter als jetzt.

v. Wydenbrugk.

Johann Friedrich Böhmer*). Die wiſſenſchaftliche Erforſchung unſerer älteren deutſchen Geſchichte iſt von noch ziemlich neuem Datum: die Befreiungskriege, die eine Fülle fruchtbarer Ideen über die deutſche Nation ausgoſſen, haben auch hierzu den erſten Anſtoß gegeben. Und mit nicht geringem Stolze darf die junge Wiſſenſchaft ſich rühmen, ihr Daſein weſentlich einem Manne zu verdanken, deſſen Name wie kaum ein zweiter mit jener gewaltigen Zeit auf das Ruhmvollſte verknüpft iſt — es iſt das kein anderer als der Freiherr vom Stein. Ihm gebührt das Verdienſt, die erſte Idee zur Herausgabe einer Sammlung der Quellen zur deutſchen Geſchichte angeregt zu haben, deren Ausführung in dem großen Werke der „Monumenta Germaniae historica“ bis jetzt noch hauptſächlich den Mittelpunkt bildet, an den die wiſſenſchaftliche Erforſchung unſerer älteren Geſchichte ſich anlehnt. Schon im Jahre 1816 trug ſich Stein mit dem Plane, eine zweckmäßige Sammlung der mittelalterlichen Quellenſchriftſteller zu veranſtalten, und die Ausführung dieſer Idee ließ nicht lange auf ſich warten: bereits 1819 bildete ſich hauptſächlich auf Steins Veranlaſſung in Frankfurt a. M. die Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde. Zugleich wurde eine Zeitſchrift gegründet, welche beſtimmt war, alle Vorarbeiten für die projektirte Quellenſammlung aufzunehmen. Aber ſo lebhaft auch der Eifer der erſten Gründer war: bald ſah man doch ein, daß man ohne feſten, konſequent durchgeführten Plan nicht zum erwünſchten Ziele kommen könnte. Erſt als Pertz an die Spitze des ganzen Unternehmens geſtellt wurde und ſowohl die Redaktion der Zeitſchrift als die Herausgabe der Quellenſchriftſteller ſelbſt übernahm, verſchwand der Dilettantismus, der zwar viel guten Willen, aber wenig wirkliche Einſicht in die ganze Sache gezeigt hatte. Im Jahre 1824 wurde der definitive Plan des Werkes veröffentlicht, und bereits 1826 erſchien der erſte Band deſſelben. Von der urſprünglichen Abſicht, ſich nur auf die Herausgabe der Quellenſchriftſteller zu beſchränken, ſtand man jetzt ab: das ganze Unternehmen ſollte nun vielmehr in fünf Abtheilungen allmählich zur Ausführung kommen, nämlich: 1. Schriftſteller, 2. Geſetze, 3. Kaiſerurkunden, 4. Briefe, 5. Antiquitäten. Während Pertz und ſeine Mitarbeiter, die allmählich eintraten, ihre ganze Thätigkeit hauptſächlich der Herausgabe der Skriptoren und nächſtdem der Geſetze zuwandten, ſollte die dritte Abtheilung, die Kaiſerurkunden, Böhmer in die Hand nehmen.

Durch dieſe Verbindung mit den Monumenten wurde Böhmers Name zuerſt in weiteren Kreiſen genannt, und ſie beſtimmte wenigſtens mittelbar ſeine wiſſenſchaftliche Richtung für die ganze Zeit ſeines Lebens. Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf Böhmers früheres Leben, denn um ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit, ſowie ſeine ganze Art zu denken und zu empfinden recht würdigen zu können, bedarf es vor Allem der Kenntniß ſeiner Jugendzeit.

Böhmer iſt einer der wenigen unſerer Geſchichtsforſcher, in deren Jugendzeit noch der verblaſſende Schimmer der deutſchen Reichsherrlichkeit hineingefallen war. Die Traditionen ſeiner Familie ſowie die damals noch lebhaften Reminiscenzen an die Lage reichsſtädtiſcher Macht und Selbſtändigkeit ſorgten dafür, daß jene Eindrücke lebendiger in ihm hafteten und dadurch für ſein ſpäteres Leben beſtimmender wurden, als bei der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen. Böhmers Vater, bis zur Einnahme der links-

*) Joh. Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch Johannes Janſſen. 3 Bde. Freiburg im Breisgau, Herder, 1868.

rheinischen Gebiete durch die Franzosen rheingräflicher Hofrath in Grumbach und Wörstadt, war bei der Geburt seines Sohnes Johann Friedrich (am 22. April 1795) Kanzleidirektor in Frankfurt a. M. Die Schilderungen seines Sohnes sowie die von Böhmers Biographen mitgetheilten Stellen aus des Vaters Briefen lassen uns letzteren als einen echten Repräsentanten jener altväterlich-ehrbaren, aber bürgerlich-beschränkten Zeit erscheinen, die uns den Spätergeborenen fast nur noch vom Hörensagen bekannt ist. Die Eltern, obwohl durchaus nicht unbemittelt, lebten über ihre Verhältnisse einfach und bescheiden, aller gesellschaftlicher Umgang wurde absichtlich gemieden. Streng und hart war die Erziehung, die Friedrich im elterlichen Hause erhielt, und er selbst klagt wohl später trotz aller Liebe zum Vater, der unter rauher Außenseite nicht ohne tiefere Empfindung war, daß bei seiner Erziehung die Bildung der Selbständigkeit des Charakters gar mannigfach verabsäumt wäre.

Nachdem Böhmer auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und außerdem noch durch Privatunterricht vorbereitet war — unter seinen Lehrern, deren er später noch mit Achtung gedachte, ist namentlich G. F. Grotefend, der erste Entzifferer der Keilinschriften, zu nennen —, bezog er 1813 die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, nicht sowohl aus eigenem Antriebe, als vielmehr aus Mangel eines Besseren. Viel eifriger aber als die Rechtswissenschaft betrieb er unter Creuzers Leitung philologische Studien. Auch die modernen Sprachen wurden nicht vernachlässigt: er begann eine Sammlung von deutschen, englischen und spanischen Volksliedern und übte sich in schriftlichen Uebersetzungen aus dem Englischen. Im folgenden Jahre, 1814, ging Böhmer zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen, wo namentlich Sartorius, der Geschichtschreiber der Hansa, durch seine historischen und politischen Vorlesungen Einfluß auf ihn gewann. Diesem seinem Universitätslehrer hat er denn auch stets ein liebevolles Andenken bewahrt. Nach Beendigung seiner akademischen Studien durch Promotion zum Doctor juris kehrte der junge Rechtsgelehrte nach Hause zurück, 1817, wenige Tage vor dem Tode seines Vaters.

Nicht immer sind es die Universitätsjahre, welche über die künftige Richtung des werdenden Gelehrten entscheiden: erst der Kontakt mit dem Leben selbst und geistig bedeutenden Männern lassen ihn nach tastenden Versuchen auf der Universität seinen wahren Beruf erkennen. War sich auch Böhmer klar, daß die Jurisprudenz nicht seiner inneren Neigung entsprach, beseelte ihn auch jetzt schon große Vorliebe für historische Studien, so dauerte es doch noch mehrere Jahre, bis er einen vollen Einblick in seine eigentliche Leistungsfähigkeit gewann. Von gewaltiger Anregung für ihn war zunächst eine Reise nach Italien von 1818—1819. Hier offenbarte sich ihm im Umgang mit vorzüglichen deutschen Künstlern — vor Allem ist Cornelius zu nennen — das innerste Wesen nicht nur der deutschen Kunst, namentlich der gothischen Baukunst, sondern des deutschen Volkes überhaupt. Er selbst bezeichnet als das wichtigste Resultat seiner Reise „die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen".

Das Jahrzehnt, das nach der italienischen Reise folgte, bezeichnete Böhmer als die „Blüthezeit seiner Romantik in Freud und Leid". Die Eindrücke, die er aus Italien mit nach Hause brachte, bestimmten die nächsten Jahre hindurch seine Thätigkeit, die sich wesentlich dem Studium der Kunstgeschichte zuwandte. Er glaubte sich zum Kunstschriftsteller berufen, aber zu einem solchen, der bei all seinen Arbeiten den historischen Weg verfolgt. In diese Zeit fallen vielfache Reisen, die er nach Mainz, Aschaffenburg, Köln ꝛc. machte, um an Ort und Stelle die Werke der altdeutschen Baukunst kennen zu lernen. Auch die darauf bezügliche Literatur wurde von ihm zu diesem Behufe genauer studirt. Der Zweck dieser Studien war die Anfertigung eines räsonnirenden Verzeichnisses aller mittelalterlichen Werke der Malerei, Baukunst und Skulptur nach der Ordnung der Orte, wo sie sich befinden, ihrer Verfertigung und der Zeit ihrer Verfertigung — mit einem Worte die Herausgabe eines „deutschen Pausanias". Aber weder diese umfassendere Arbeit, noch eine zweite von geringerem Umfange, welche die Geschichte der Architektur Frankfurts zum Gegenstande haben sollte, kamen zum vollen Abschluß.

Erst durch die Bekanntschaft mit dem Senator, späteren Bürgermeister von Frankfurt Thomas, dem Schöff von Fichard, namentlich aber mit dem Freiherrn vom Stein, bei dem ihn Fichard 1823 einführte, wurde Böhmers Kraft ganz und ungetheilt für die Geschichte gewonnen. Unmittelbar nach der Bekanntschaft mit letzterem wurde Böhmer Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, deren Sekretariat und Kassenführung er auch bald darauf übernahm. Durch Stein wurde er auch mit Pertz

bekannt, dem um diese Zeit, wie oben erwähnt, die Leitung der Monumente übertragen wurde.

Der Einfluß dieser neuen Verbindungen äußerte sich sehr bald in seinen literarischen Plänen: 1824 machte er Pertz den Vorschlag, auch die deutschen Quellen als eine besondere Abtheilung der Monumente zu ediren, und bald darauf legte er der Centraldirektion den Plan vor zu einer „Sammlung von Uebersetzungen deutscher Geschichtschreiber", die mit der Germania des Tacitus beginnen und mit der Zeit Rudolfs von Habsburg endigen sollte. Beide Pläne sind zwar nicht durch Böhmer selbst zur Ausführung gekommen, aber der erstere, Herausgabe der deutsch geschriebenen Chroniken, ist zum Theil durch die Edirung der Städtechroniken des deutschen Mittelalters von Seiten der historischen Kommission zu München verwirklicht, und die Ausführung des zweiten, Uebersetzung der deutschen Geschichtschreiber, ist durch die Munificenz Friedrich Wilhelms IV., freilich erst nach zwei Decennien möglich geworden.

Man würde aber irren, wollte man glauben, daß bei Böhmer es nur rein wissenschaftliches Interesse gewesen wäre, das ihn dem Studium der vaterländischen Geschichte zuführte: sein Herz hatte daran mehr Theil als der Drang nach wissenschaftlicher Erkenntniß. Und wesentlich unter dem Einflusse romantischer Stimmungen entwickelte sich seine historische Anschauung. Dessen war er sich auch vollkommen bewußt. „Ich stehe mitten in der Atmosphäre der Romantiker und gehöre diesen innerlichst an" — mit diesen Worten kennzeichnet er vollkommen klar und unzweideutig seine Stellung zu der romantischen Schule, die in den zwanziger Jahren noch in seiner Vaterstadt Frankfurt das geistige Leben beherrschte. Etwa in dieselbe Zeit, wo er Freiherrn vom Stein kennen lernte, fällt auch seine erste Begegnung mit Clemens Brentano, dessen sprühender Geist ihn bald so einzunehmen wußte, daß er ihn für den begabtesten aller deutschen Dichter erklärte. Ihm bewahrte er bis über das Grab hinaus eine treue innige Freundschaft, und Böhmer, den Brentano in seinen Schriften und Briefen mehrfach als „Urkundius Regestus" bezeichnet, gebührt auch das Verdienst des Zustandekommens der Gesammtausgabe von dessen Schriften. Durch Brentano trat er „in den Kreis jener katholischen Freunde (Bischof Sailer, Melchior Diepenbrock, der spätere Fürstbischof von Breslau, u. A.) ein, die mit Herz und Geist für die Belebung christlicher Gesinnung und die Wiedererweckung des katholischen Bewußtseins wirkten". Immer mehr kam er im Verlaufe der Jahre zu der Ueberzeugung, daß die ganze neuere Bildung im Christenthum wurzele und darum auf die christlichen Grundlagen zurückzuführen sei. Die Eindrücke, welche Böhmer in solcher Umgebung empfing, sind, wie wir weiter unten sehen werden, auf seine Auffassung und Darstellung mittelalterlicher Zustände von wesentlichem Einflusse gewesen. Aber um seine historischen Arbeiten recht verstehen und würdigen zu können, müssen wir uns auch erinnern, daß seine Jugend noch Kaiser und Reich gekannt hatte, und daß sein Vater ein eifriger Verfechter der Kaiseridee war. Diese kaiserliche Gesinnung hat denn auch Böhmer Zeit seines Lebens nicht verlassen.

Mit derselben Liebe, wie er das alte Kaiserthum umfaßte, war er auch seiner Vaterstadt Frankfurt und seiner rheinischen Heimath zugethan: danach können wir auch seine gesammte wissenschaftliche Thätigkeit gruppiren. Sind die Kaiserregesten ein Ausfluß seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, so hat die Herausgabe des „Frankfurter Urkundenbuchs" seine Liebe zur Vaterstadt und die der „Fontes Rerum Germanicarum", welche zum großen Theile rheinische Sachen enthalten, in erster Linie sein lebendiges rheinisches Heimathsgefühl veranlaßt. Aber immer stellt er als den Zweck seiner historischen Forschungen in den Vordergrund: „Ernst für die Wahrheit, die volle, ungeschminkte, und Liebe fürs Vaterland, das ungetheilte, ganze, zu wecken". Freilich war dies Böhmersche Ideal-Vaterland doch wohl etwas anders beschaffen, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen es sich wünschte. Immer wieder betont er es, daß nur reine lautere Vaterlandsliebe und nichts Anderes ihn zum Geschichtsstudium geführt habe.

Die wissenschaftlich bedeutendsten Arbeiten Böhmers, die ihm auch für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Geschichtsforschern sichern werden, sind seine Kaiserregesten. Sobald bei ihm die historischen die Kunststudien verdrängt hatten, erkannte er sehr bald, daß sein eigentlicher Beruf auf Urkunden ginge. In der Vorrede zu seinem ersten epochemachenden Werke*) äußert er sich in treffendster Weise über den Werth der Urkunden: „Fast aus-

*) Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I usque ad Henricum VII. Die Urkunden der Römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII. 911—1313. In kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, wo solche abgedruckt sind. Frankfurt a. M. 1831.

schließlich von solchen abgefaßt, welche die Wahrheit kannten und sie sagen wollten, ist ihre Glaubwürdigkeit nicht leicht einem Zweifel unterworfen. Stets gleichzeitige Nachrichten zeigen sie die Sachen, wie man damals sie sah und kannte, nicht wie man später sich sie dachte. Aufs Sorgfältigste mit der Zeit und dem Orte der Ausstellung versehen, gewähren sie für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten und für die räumliche Bewegung der handelnden Personen einen unfehlbaren Leitfaden. Sie berühren alle Verhältnisse. Sie verlassen uns auch an jenen Orten und zu jenen Zeiten nicht, wo kein Geschichtschreiber das Dunkel der Vorzeit erhellt. Sie sind uns meist in authentischer Form erhalten". Und fast um dieselbe Zeit, als er diese Vorrede schrieb, sprach er sich in einem Briefe an einen Kölnischen Freund darüber aus, warum ihn das Studium der Urkunden mehr anziehe als das der Chronisten. „Letztere", heißt es in diesem Briefe, „beschäftigen sich am Ende doch mehr mit dem äußeren Leben der Völker. Das innere erkennt sich besser in Verfassung und Kunst. Insbesondere aber sind alle Beziehungen auf öffentliches und Privatrecht bei uns von höchster Wichtigkeit, weil das Kleinod des germanischen Volkes, die Freiheit, wie sie Tacitus geschildert, später in den Rechtszustand sich umbildete, so daß, was früher Freiheit war, nun Recht wird, und was jetzt Recht ist, früher Freiheit war. Dieser ursprüngliche Freiheits- und spätere Rechtssinn lebte bis zuletzt fort. Ihn erkenne ich noch in den weitläufigen Processen bei den Reichsgerichten, in den Gesuchen, womit die durchaus incompetente Bundesversammlung am Anfang ihrer Existenz überschwemmt wurde."

Trotz des gewaltigen Materials, das Böhmer zu bewältigen hatte, bedurfte er doch nur geringer Zeit zur Abfassung dieses in seiner Art bahnbrechenden Buches. Allerdings hatte er bereits seit 1827 sich ernstlich mit den Kaiserregesten beschäftigt, im Interesse der Monumente hatte er zu diesem Zwecke verschiedene Archive bereist, aber die Sammlungen für das vorliegende Regestenwerk begann er erst am 22. Februar 1829, und schon am 1. Mai 1830 konnte er dem Freiherrn vom Stein den Beginn des Druckes melden, trotzdem Hunderte von Büchern von ihm durchgesehen werden mußten. Das ganze Werk umfaßt für die Zeit von 911—1313 im Ganzen 5120 Urkundenauszüge. Die äußere Einrichtung läßt für den praktischen Gebrauch kaum etwas zu wünschen übrig: zuerst das nach unserer heutigen Rechnung reducirte Datum, dann der Ausstellungsort, darauf der kurze Inhalt der Urkunde selbst nebst Anführung des Buches, aus dem die Urkunde entnommen ist.

Böhmer hatte die Freude, in Lappenberg und namentlich in Jakob Grimm zwei kompetente Beurtheiler seiner Arbeit zu finden. Letzterer sprach sich in seiner Recension dahin aus, daß die Kaiserregesten zu den „folgenreichsten Erscheinungen unserer historischen Literatur" gehören würden.

Kurze Zeit nach Veröffentlichung dieses Werkes begann Böhmer die Bearbeitung der Regesten der Karolinger, wobei er den seither verfolgten Gesichtspunkt von Specialgeschichten Frankreichs, Deutschlands ꝛc. verließ und die Geschichte der Zeit als fränkische Gesammtgeschichte behandelte, in ähnlicher Weise, wie es herkömmlich geworden, die römische Kaisergeschichte nicht als Specialgeschichte einzelner Länder, sondern als die eines einzigen und zusammenhängenden Staates auch für die Zeit darzustellen, wo derselbe unter mehreren Herrschern stand. Dieses Werk, welches bereits 1833 im Druck erscheinen konnte*), enthält Auszüge von 2093 karolingischen Urkunden und ist, was die Ausführung und Anordnung betrifft, in mehrfacher Hinsicht ein Fortschritt gegen seine erste Arbeit. Hatte sich Böhmer bei dieser zu streng an die Urkunden gehalten, so gab er hier nicht nur die bezüglichen Zeit- und Ortsangaben der Annalen, sondern auch die eigentlich politischen Aktenstücke, die Wahl- und Krönungsakten, die Friedensschlüsse, die Theilungen des Reiches ꝛc., auf deren Wichtigkeit für das deutsche Staatsrecht er aufmerksam machen wollte.

Nach der Herausgabe der Regesten der Karolinger verging eine Reihe von Jahren, die zum Theil durch andere, weiter unten zu besprechende Arbeiten ausgefüllt wurden, ehe Böhmer eine Fortsetzung seiner Studien auf dem Gebiete der Kaiserurkunden dem gelehrten Publikum vorlegen konnte. Im Jahre 1839 erschien endlich nach fünfjähriger Vorbereitung die Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern**). Bereits der Titel dieses Werkes deutet an, daß der Be-

*) Regesta chronologico-diplomatica Caroliorum. Die Urkunden sämmtlicher Karolinger in kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, in welchen solche abgedruckt sind. Frankfurt 1833.

**) Regesta imperii inde ab anno MCCCXIIII usque ad annum MCCCLVII. Die Urkunden Kaiser Ludwigs des Baiern, König Friedrichs des Schönen und König Johanns von Böhmen nebst einer Auswahl der Briefe und Bullen der Päbste und anderer Urkunden, welche für die Geschichte Deutschlands von 1314 bis 1347 vorzüglich wichtig sind. Im Auszuge von Joh. Friedrich Böhmer. Frankfurt a. M. 1839.

fasser sich jetzt ein weiteres Ziel gesteckt hatte. In der Vorrede (S. XIV) spricht er sich klar und eingehend über die Anlage dieses Buches und dessen Verhältniß zu seiner früheren Arbeit aus. „Es ist nicht mehr eine einzelne Reihe wie bei meinen früheren Regesten, sondern dem Charakter der Zeit gemäß eine mehrfache. Die Regesten Kaiser Ludwigs werden nach Verhältniß wohl die vollständigsten sein; die Friedrich des Schönen und König Johanns werden sich noch vielfach ergänzen lassen. Diese drei ersten Reihen stellen die drei Hauptgewalten dar, welche damals in Deutschland handelten. Ihnen gegenüber stehen die Päbste, zumal der thätige, gewandte und consequente Johann XXII. Was ich von deren Regesten gegeben habe, ist zwar für Deutschland das Nöthige, für ihre Thätigkeit überhaupt nur Andeutung." Außerdem enthält noch die Vorrede eine kurze Charakteristik der annalistischen Quellen für diese Periode, so daß demjenigen, der sich eine eingehende Kenntniß der Geschichte Ludwigs des Bayern verschaffen will, das ganze hierher gehörende Material in bequemster Weise mitgetheilt wird. Auch was die neueren Schriftsteller in der Geschichte dieses Kaisers geleistet haben, ist von Böhmer in der Vorrede sachgemäß gewürdigt.

Nach Verlauf von nur fünf Jahren erschien wieder ein neuer Regestenband, der dies Mal die Zeit von 1246—1313 zum Gegenstande hatte*). Es ist dieser Band nicht etwa eine zweite, nur erweiterte Auflage des betreffenden Abschnittes der ersten, im Jahre 1831 herausgegebenen Regesten, sondern vielmehr ein ganz neues, durchaus selbständiges Werk.

Aber außer den nur auf den Gegenstand des Buches bezüglichen Bemerkungen enthält die Vorrede dieses Werks auch Böhmers Ideen über den Gang der deutschen Geschichte bis in die neueste Zeit. Neben manchen treffenden unbestreitbaren, weil auf Thatsachen gegründeten Urtheilen finden wir hier zum ersten Male Böhmers eigenthümliche Auffassung mittelalterlicher Zustände, vor Allem der Kirche. Und was er hier in kurzen, aber doch sehr kenntlichen Strichen angedeutet hat, das ist in den Regesten von 1198—1254**) des Weiteren ausgeführt. Den Vorreden zu seinen früheren derartigen Arbeiten hatte Böhmer nur wenige Seiten eingeräumt, die sich, abgesehen von den angeführten Stellen, ausschließlich auf die in den betreffenden Bänden behandelten Urkunden bezogen. Ganz anders bei dem neuen Buche. So bedeutend auch der wissenschaftliche Werth dieser Leistung ist — ohne Zweifel sein hervorragendstes historisches Werk —, so kann doch kein besonnener unparteiischer Forscher seinen in der Einleitung ausgesprochenen Ansichten über die in dieser für Deutschland so unendlich wichtigen Periode auftretenden Kaiser und Päpste unbedingt beistimmen. Noch vor dem Erscheinen dieses Werkes hatte übrigens Böhmers katholisirende Richtung von kompetenter Seite einen, wenn auch in mildester Form ausgesprochenen Tadel erfahren. In einem in Schmidts „Allgemeiner Zeitschrift für Geschichte" abgedruckten Aufsatze von Waitz: „Deutsche Historiker der Gegenwart" (Bd. V, 1846, S. 522) heißt es: ... „Wünschen kann man freilich, daß Böhmers Gesinnung eine — ja ich wage zu sagen deutschere sein möge, die wie dem Jammer im Innern und der Schwäche nach außen, so auch der Abhängigkeit von Rom den Protest des deutschen Herzens entgegenstellte, und die auch heutzutage lieber den deutschen Brüdern im Norden als den Römlingen diesseits und jenseits der Alpen die Hand reichte. Gerade je mehr ich Böhmers edle und liebenswürdige Natur kenne, desto inniger möchte ich hoffen, daß es so sei oder werde. Aber leider muß man hinzusetzen, daß die Aussicht dazu eine geringe ist"... Waitz hatte sich in Böhmer nicht getäuscht. Der 1849 vollständig erschienene Band der Regesten von 1198—1254 gab diesem willkommene Gelegenheit, offen und rückhaltslos seine stark päpstliche Gesinnung auszusprechen. „Dem barbarischen Wesen der weltlichen Herrschaft — heißt es daselbst S. V — stand sehr verschieden gegenüber die Kirche. Fast ausschließlich bei ihr war Charakterfestigkeit, Ueberblick, Ordnung. Erzogen durch Entsagung und Regel, gebildet in der Anschauung der Religionsgeschichte von dem Hirtenleben der Patriarchen bis zu den Schicksalen der Apostel und Heiligen, vertraut mit den evangelischen Lebensregeln, täglich geübt in der bedeutungsvollsten Gottesverehrung, hob sich die Geistlichkeit hoch empor über die Weltlichen, deren überschäumende Kraft sie nun zu zügeln hatte durch Beispiel und Predigt, durch Einsicht und Beharrlichkeit. Wir können uns diese Aufgabe kaum schwierig genug denken. Im Bemühen ihr zu genügen wuchs aber auch

*) Regesta imperii inde ab anno MCCXLVI usque ad annum MCCCXIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246—1313. Stuttgart 1844.

**) Regesta imperii inde ab anno MCXCVIII usque ad annum MCCLIV. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto, Friedrich II., Heinrich VII. und Conrad IV. 1198—1254. Stuttgart 1847—49.

die Kraft. Während damals aus den niederen Stufen der Priesterschaft die großen Ordensstifter Franciscus und Dominicus hervorgingen, folgten sich auf dem päpstlichen Stuhle selbst die ausgezeichnetsten Männer: Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV., ohne daß bei den drei ersten nach der Beisetzung des Vorgängers die Wahl des Nachfolgers länger als einige Stunden auf sich warten ließ." Dieses Bild, das uns hier Böhmer von der Erhabenheit und Lauterkeit der Kirche entwirft, entspricht doch nur zum Theil der historischen Wirklichkeit, die wir aus einem sorgsamen und kritischen Studium der gleichzeitigen Quellen kennen lernen. Gewiß ist diese Epoche der katholischen Kirche, was ihre Machtstellung betrifft, die großartigste, die sie wohl je erlebt, aber an sittlicher Fäulniß hat es ihr auch damals wahrlich nicht gefehlt. Wie es mit der Klosterzucht im Beginn des 13. Jahrhunderts beschaffen war, wie hohe und niedere Geistlichkeit auch in dieser Zeit verweltlicht waren, lehrt uns die Lecture der Chronik des Lauterbergsklosters (Petersberg unweit Halle an der Saale) und anderer dieser Epoche angehörenden Quellenschriftsteller. Böhmers romantisch-kirchliche Gefühlsseligkeit, die nicht zum geringen Theile aus dem Studium der mittelalterlichen Architektur und Poesie ihre Nahrung gesogen hatte, macht ihn vollständig blind gegen die unevangelische Basis, auf der sich der stolze Bau der römischen Hierarchie erhob. Und mit Recht fragen wir, wie ist es möglich, daß ein deutscher Protestant der Einmischung der Päpste in rein deutsche Angelegenheiten das Wort reden kann? Daß bei solcher Anschauung Böhmers Beurtheilung Kaiser Friedrichs II., dessen Leben er eine eingehende Darstellung widmet, nur eine durchweg ungünstige sein kann, braucht kaum besonders bemerkt zu werden. Vor Allem ist es Friedrichs antipäpstliche Gesinnung, welche Böhmers scharfen Tadel hervorruft. Die engen Grenzen, welche dieser Arbeit gesteckt sind, verbieten es, seine Auffassung des großen Kaisers näher zu beleuchten und das Irrthümliche darin aufzudecken. Aber dessen bedarf es kaum. Das Urtheil der neueren Historiker, die ohne Böhmers Voreingenommenheit nochmals das in reicher Fülle vorliegende Material zur Geschichte Friedrichs durchforscht haben, lautet wesentlich anders. Böhmer ist nicht von der Tendenz freizusprechen, päpstlich gesinnten Quellenschriftstellern viel zu viel Glauben beizumessen, wie denn überhaupt seine Kritik der Quellen, denen er bei seiner Charakteristik Friedrichs folgt, viel zu wünschen übrig läßt: sein kirchlicher Eifer trübt den freien historischen Blick und läßt eine unbefangene Forschung nicht aufkommen. Wie einseitig und ungerecht ist z. B. nicht seine Darstellung des Kreuzzuges Friedrichs! Man halte dagegen Winkelmanns unparteiische, auf eingehendem Studium der Quellen beruhende Erzählung*), und man wird bald erkennen, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Wer freilich mit einer solchen — man behauptet nicht zu viel — inbrünstigen Andacht die alten Diplome betrachtet wie Böhmer, daß er in die Worte ausbricht: „Diese staubigten Pergamente sind voll Tropfen geweihten Thaus, in denen der Himmel sich spiegelt und die um so klarer zu sein scheinen, je länger sich kein Mensch, sondern nur Gott im Himmel, der Alles weiß, daran erfreut hat" — wer einen solchen Dithyrambus anzustimmen vermag, von dem können wir uns nicht wundern, wenn seine einseitige Begeisterung für das Mittelalter mit dem Verstande vollständig durchgeht.

Noch einer Regestenarbeit Böhmers, seiner letzten, muß hier schließlich gedacht werden. Im Jahre 1854 veröffentlichte er „Wittelsbachische Regesten von der Erwerbung des Herzogthums Baiern bis zu dessen erster Wiedervereinigung 1340". Er wollte darin die Methode der Kaiserregesten auch an einem weltlichen Fürstenthum erproben und mit dieser Arbeit bei andern Freunden der deutschen Territorialgeschichte Nachfolge erwecken.

Es erübrigt noch, sein „Frankfurter Urkundenbuch" und seine „Fontes Rerum Germanicarum" kurz zu besprechen. Der Plan zu dem ersteren stammt noch aus der Zeit vor seiner ernsten Beschäftigung mit den Kaiserurkunden. „Wenn auch", schreibt er im Januar 1826, „mein liebsten Gedanken dem deutschen Mittelalter im Allgemeinen angehören, so soll doch meine erste größere und wie ich hoffen darf wissenschaftliche Leistung meiner Vaterstadt zu Gute kommen, die seit tausend Jahren wirklich eine Geschichte hat, würdig das lebende Geschlecht zur Selbsterkenntniß zu führen und aufzumuntern." Bereits 1828 ließ er unter dem Titel „Studienprogramm für Frankfurter Geschichte" eine Ankündigung des „Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus oder Urkundenbuch der Stadt Frankfurt a. M." erscheinen, dem nach sieben Jahren das vollständige Werk selbst folgen konnte**). Es enthält

*) Winkelmann, Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten und seiner Reiche. 1212—1235. Berlin 1863. S. 293—311.

**) Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Erster Theil. Frankfurt a. M. 1836.

für die Zeit von 794—1400 im Ganzen 1026 Urkunden, von denen bisher 680 ungedruckt waren. Da Frankfurt für das Mittelalter keine gleichzeitigen Geschichtschreiber besitzt, so sind die Urkunden, namentlich für die früheste Geschichte der Stadt, die hervorragendste Quelle. Für die Zeit von 1300—1400, wo die Urkunden an Zahl bedeutend zunehmen, hat Böhmer sich — und mit Recht — auf Abdruck derjenigen Diplome beschränkt, welche wichtigere Gegenstände behandeln, als: Verhältniß zum Kaiser, Schicksal des Reichsguts, Landfrieden, Städtebünde, innere politische Verfassung, Zunftwesen u. dergl. Ein zweiter versprochener Band, die Urkunden von 1400—1500 umfassend, ist leider nicht erschienen. — Böhmers Wunsch, daß andere Städte seinem Beispiele folgen möchten, ging wenigstens theilweise in Erfüllung. Hamburg, Lübeck und Bremen veranstalteten nach seinem Muster ähnliche Sammlungen ihrer archivalischen Schätze, und in neuerer Zeit ist — abgesehen von einigen weniger wichtigen Städten — Braunschweig und vor Allem Köln mit der Veröffentlichung seiner der Zahl und der Bedeutung nach hochwichtigen Urkunden gefolgt.

Es ist Böhmers großes, unbestreitbares Verdienst, stets auf die Publikation der Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters gedrungen und in dieser Hinsicht selbst mit gutem Beispiele vorangegangen zu sein. Er wünschte, daß jeder Volksstamm seine eigenen Geschichtschreiber und sonstigen Geschichtsquellen herausgeben möchte, und begründete diesen Wunsch eingehend und trefflich in der Einleitung zum zweiten Band seiner Fontes. Die Anordnung der in den Fontes zum Abdruck gelangten Schriftsteller ist eine solche, daß um eine Hauptquelle sich Stücke von ähnlichem Inhalte gruppiren. Der erste Band*) enthält den Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 14. Jahrhundert: sie bilden gewissermaßen die annalistische Ergänzung zu Böhmers Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern. Das Werk des Abtes Johannes von Victring (südwestlich von Klagenfurt) ist eine der hervorragendsten Quellen für die Geschichte der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Nächstdem ist wohl das wichtigste Stück dieser Sammlung die Selbstbiographie Kaiser Karls IV. Im Ganzen sind es 13, zum Theil gar nicht oder nur mangelhaft herausgegebene Stücke, die in diesem Bande vereinigt sind. Eingeleitet sind diese Denkmäler von Böhmer durch zwar nur kurze, aber überaus treffende Charakteristiken. — Der Inhalt des zweiten Bandes*) theilt sich in drei verschiedene Gruppen. Die erste enthält rheinische Chroniken stromabwärts gehend, aus Colmar, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln. Dann folgen Quellen zur Geschichte der Könige Philipp, Otto, Heinrich (VII.), Wilhelm, Richard und Rudolf. Die dritte Gruppe wird gebildet durch die Bayerischen, aus Nieder-Altaich (Benediktinerkloster an der Donau zwischen Straubing und Passau) hervorgegangenen Annalen, welche in ihren Fortsetzungen noch bis ins zweite Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts hinüberreichen. Gehörten die Schriftsteller dieses Bandes vorzugsweise dem 13. Jahrhundert an, so ist der dritte**) dem 12. gewidmet und enthält neben Quellen, die wie Gottfried von Köln und Otto von St. Blasien wesentlich der allgemeinen deutschen Geschichte angehören, hauptsächlich elsässische, mainzische, kölnische und bayerische Geschichtsdenkmäler, im Ganzen 53 an der Zahl. Neben der Reichs- und Landesgeschichte ist ganz besonders die Klostergeschichte vertreten, „deren allgemeinerer Theil schon aus diesem Bande allein mit ziemlicher Vollständigkeit geschöpft werden konnte. Da finden sich Geschichten von den Gründungen der Klöster und ihren schwankenden Anfängen, fromme Erinnerungen an die Stifter und deren Familien, wunderwirkende Heilige, gute und böse Aebte, günstige und ungünstige Bischöfe, ganz besonders aber auch gewaltsame Uebergriffe der weltlichen in die klösterlichen Rechte, und viele Einzelschicksale dieser geistlichen Körperschaften". Den bedeutendsten Gewinn aus den in diesem Bande abgedruckten Stücken zieht die Geschichte von Mainz, für welche als Hauptstück dieses Theiles das Leben und der Untergang des Erzbischofs Arnold in der umfassenden Darstellung eines Augenzeugen mitgetheilt wird, der allerdings zu Gunsten seines Helden manches Wahre verschweigt, aber im Allgemeinen „durch Sachkenntniß, weiten Blick, Zusammenhang in der Darstellung und phantasiereiche Auffassung sich bedeutend über die gewöhnlichen Chronisten des Mittelalters erhebt". — Ein erst nach Böh-

*) Fontes Rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands. Erster Band. A. u. d. T.: Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im vierzehnten Jahrhundert. Stuttgart 1843.

*) F. R. G. etc. Zweiter Band. A. u. d. T.: Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im dreizehnten Jahrhundert. Stuttgart 1845.

**) F. R. G. etc. Dritter Band. A. u. d. T.: Martyrium Arnoldi und andere Geschichtsquellen Deutschlands im zwölften Jahrhundert. Stuttgart 1853.

mers Tode mit Benutzung der von ihm hinterlassenen Materialien herausgegebener vierter Band der Fontes*) mag hier nur erwähnt werden. —

Damit hätten wir — abgesehen von den kleineren, größtentheils in Janssens obenangeführtem Werke wieder abgedruckten, ebenfalls sehr werthvollen Abhandlungen — Böhmers literarische Thätigkeit kurz durchmustert. Was er von Andern immer und immer wieder verlangte, „Bereitlegung der Quellen" — wie er dann namentlich die historischen Vereine, die meistens zu Makulaturdruckereien herabgesunken seien, zu wiederholten Malen auffordert, sich eifrigst an die Herausgabe der wichtigsten Skriptoren und Urkunden zu machen —, das hat er selbst in eminenter Weise geleistet. Seine Kaiserregesten bilden für jeden Forscher der älteren deutschen Geschichte eine gar nicht hoch genug zu schätzende Grundlage — wie denn diese auch von unseren ersten Fachmännern Böhmer 1856 durch die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen für eine der bedeutendsten Leistungen neuerer deutschen Geschichtsforschung erklärt und mit einem der Wedekindschen Geschichtspreise beehrt wurden —; und wenn auch die fortschreitende Wissenschaft diesen oder jenen Mangel seiner Arbeit zu verbessern im Stande ist, stets wird Böhmers eiserner Fleiß, seine Zuverlässigkeit in der Wiedergabe des wesentlichen Inhaltes der Urkunden und seine Klarheit des Ausdruckes für alle ähnlichen Arbeiten mustergültig bleiben. Nie vor ihm hat Jemand eine ähnliche Fülle schwer herbeizuschaffenden Materials für die von ihm behandelten Perioden zusammengebracht. Trotz seiner einseitigen Bewunderung des Mittelalters ist dadurch doch das Wesentliche seiner Arbeiten nicht beeinflußt. Wiewohl Böhmer es nicht an Geschick zum Darstellen fehlte, so erkannte er doch sehr klar, daß seine ganze Natur mehr zu einem sorgsamen, liebevollen Sammeln neige: er hat zwar ab und zu Pläne zu umfangreicheren selbständigen historischen Arbeiten gefaßt, aber ein richtiger Instinkt hat ihn immer wieder zu den mit Liebe unternommenen Regesten und ähnlichen Arbeiten zurückgeführt. Um als epochemachender Geschichtschreiber auftreten zu können, dazu fehlte ihm vor Allem die Unbefangenheit des Urtheils. Durch seine Erziehung — das Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen — hatte sich sein Ideenkreis schon ziemlich früh verengt, und auch die Bekanntschaften und Studien in den späteren Lebensjahren hatten diese Ideen nicht erschüttert, sondern nur noch mehr befestigt. Und ferner: wer auch nur eine umfassendere Periode der Geschichte darstellen will, muß doch auch für andere große Erscheinungen der Geschichte offenen und vorurtheilsfreien Sinn haben: erst dann ist es möglich, einen richtigen Maßstab der Beurtheilung für die darzustellende Epoche zu finden. Und Böhmers Studien bezogen sich doch fast nur auf das Mittelalter: sein Verständniß für die Geschichte der modernen Zeit war, wie wir aus seinen Briefen ersehen, nur ein sehr geringes. Im Uebrigen fehlte es ihm durchaus an jener Objektivität, die wir an Ranke in so hohem Grade bewundern: seiner subjektiven Natur widerstrebte es, die sorgsam erforschten Thatsachen in ihrem inneren Zusammenhange zu erkennen und danach sein endgültiges Urtheil festzustellen. Wohl aber müssen wir Böhmer einen der ersten Plätze unter unseren heimischen bahnbrechenden Geschichtsforschern einräumen. Die Zeit, in welche seine erste Beschäftigung mit der älteren deutschen Geschichte fällt, war zwar nicht unempfänglich für dergleichen Studien, aber es herrschte damals doch mehr Dilettantismus als strenger wissenschaftlicher Sinn. Böhmer gehört zu denjenigen Forschern, die einer methodischen Behandlung der Geschichte die Bahn eröffneten. Wir freuen uns jetzt Alle seiner Arbeiten, die in bequemer handlicher Weise hergerichtet — er legte, und mit Recht, darauf bei Herausgabe von Quellenwerken ein Hauptgewicht — uns unsere Studien so gewaltig erleichtern. Und um so größer muß unser Dank sein, da Böhmer in der alleruneigennützigsten Weise seine Forschungen betrieb. Nicht nur, daß er fast jedes Jahr, um seine Sammlungen zu vermehren und neuen Stoff für Editionen herbeizuschaffen, zum Theil sehr ausgedehnte Reisen unternahm: er selbst trug auch stets einen nicht unbedeutenden Theil der Druckkosten seiner eigenen Bücher: es ist nun einmal eine traurige Erfahrung, daß selbst unsere bedeutendsten Quellenwerke zur deutschen Geschichte ein überaus kleines Publikum finden und daß nur in außerordentlich wenig Fällen die Herstellungskosten durch den Verkauf gedeckt werden. Böhmer, dessen äußere Lage eine überaus günstige war, begnügte sich übrigens nicht damit: es gereichte ihm auch zur großen Freude, ähnliche Bestrebungen Anderer durch seine Mittel

*) F. R. G. etc. Vierter Band. Heinricus de Diessenhofen und andere Geschichtsquellen Deutschlands im späteren Mittelalter. Herausgegeben aus dem Nachlasse Joh. Friedrich Böhmers von Dr. Alfons Huber. Stuttgart 1868.

zu unterstützen. So ersehen wir aus seinem Briefwechsel, wie er das Erscheinen der Trierschen Regesten von Görz, der Urkundenbücher der Coblenzer Deutschen Ordenscommende von Hennes sowie des rheinischen Klosters Otterberg von Frey und Remling und anderer ähnlichen Unternehmungen durch nicht unbeträchtliche Summen seinerseits ermöglichte. Er selbst gibt gelegentlich an, daß er für seine und Anderer Publikationen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte jährlich 500—1000 Gulden verwende.

Unsere Charakteristik Böhmers würde nicht ganz vollständig sein, wollten wir die Frage nach seiner kirchlichen und politischen Parteistellung unbeantwortet lassen. Die Ideen, welche in unserer Zeit um die Herrschaft ringen, spiegeln sich auch in unserer modernen Geschichtschreibung ab. Hier die nationalgesinnte Partei, die Vertreterin der modernen Staatsidee — dort die ultramontane, die „Rom" auf ihre Fahne geschrieben, und, wenig von ihr verschieden, ein geringer Bruchtheil protestantischer Forscher, die nur eine schmale Linie von den Hurters und Aehnlichen trennt. Böhmer, obwohl von Hause aus Lutheraner, hatte sich, wie oben bereits bemerkt, unter Einwirkung der romantischen Schule den Anschauungen der katholischen Kirche wesentlich genähert. Aber trotzdem manche seiner näheren, ebenfalls in der evangelischen Kirche geborenen Bekannten durch offenen Uebertritt zum römischen Glauben auch äußerlich mit dem Protestantismus brachen, konnte sich doch Böhmer nie zu einem solchen Schritte entschließen. Er selbst äußerte sich darüber gegen einen Freund: „Allein trete ich nicht über; wenn aber ein großer Theil der Lutheraner wieder zur katholischen Kirche zurückkehren, so schließe ich mich denselben an. Das ist ja selbst im Religionsfrieden vorausgesehen, wo es heißt bis zur Wiedervereinigung". Seine Schriften und Briefe enthalten zahlreiche Beweise von seiner Ehrerbietung und Liebe zur alten Kirche. „Die katholische Kirche", heißt es an einer Stelle, „befriedigt alle Herzensbedürfnisse; sie schließt auch das Lutherthum in sich." Im Uebrigen beruhte Böhmers Hinneigung zum Katholicismus doch weniger auf fester dogmatischer Ueberzeugung, — spricht er ja selbst mehrfach von seinen „oft schwankenden Religionsansichten" — als vielmehr auf seiner, freilich einseitigen, Begeisterung für die mittelalterliche Kunst. „Vor den Bildern der Boisserée habe ich alte Meinungen abgelegt. Die neuen will ich mir vollständig in Rom holen" — in diesen Sätzen haben wir die Genesis seines Katholicismus. Er rühmt sich, obwohl nach Geburt und Erziehung nicht im Glaubensbekenntniß der alten Kirche stehend, habe er doch niemals gegen sie protestirt, vielmehr sie stets als Mutter betrachtet, der wir das Beste, das wir besitzen, verdanken. Es ist ein heißer Wunsch von ihm, daß die geistliche Macht auch die vorherrschend geistige Macht sein sollte. „In der Pflege und Förderung der Wissenschaften von kirchlicher Seite liegt, meines Erachtens, ein Hauptbeförderungsmittel der Wiedervereinigung der Confessionen." Armer Böhmer, wie schmerzlich solltest du enttäuscht werden, als man dir, der kaum wie ein Zweiter die Herrlichkeit der alten Kirche gepriesen, im Vatikan bei der Benutzung der Bibliothek und des Archivs deine Treue mit den kleinlichsten Chikanen vergalt! Daß ein Mann mit diesen Ansichten sich nur ablehnend gegen die Resultate der deutschen Reformation verhalten konnte, braucht kaum erwähnt zu werden. Von der Reformation leitete er alles Unglück Deutschlands her. „Nur ein neuer Bonifacius, der uns die kirchliche Einheit wiederbrächte, könnte helfen; der kirchlichen Einheit würde bald die politische folgen." „Nur die Macht der Kirche allein kann in den uns drohenden Stürmen Recht und Freiheit sichern."

Mit diesen kirchlichen Ansichten stehen seine politischen in engster Verbindung. „Wie hing ich von Jugend auf an Kaiser und Reich", bekannte er in schwerer Krankheit wenige Jahre vor seinem Tode — und diese Gesinnung durchzieht sein ganzes Leben. Obwohl Böhmer auch hier wesentlich subjektiven Stimmungen folgt, mehr Politiker des Herzens als des Verstandes ist, so finden wir doch in seinen Briefen eine Menge von Bemerkungen, die ihn uns als einen scharfen und glücklichen Beobachter der politischen Strömungen seiner Zeit erkennen lassen. Sobald er klaren unbeirrten Blickes die realen Zustände der Gegenwart ins Auge faßt, ist sein Urtheil ein durchaus gesundes, das die späteren Ereignisse oft in überraschendster Weise bestätigten: aber sofort ist es aus mit der nüchternen Beobachtung, wenn die mittelalterliche Romantik wieder bei ihm die Oberhand gewinnt. Sein Ideal von Kaiser und Reich, von der historischen Wirklichkeit etwa ebenso weit entfernt als sein anderes von der mittelalterlichen Kirche, ließ ihn nicht zu einer kritischen Prüfung der Frage kommen, in wie weit die modernen Verhältnisse sich der Rekonstruktion des alten Kaiserreiches fügen würden. Natürlich erkannte er nur in Oesterreich denjenigen Staat, dem in Deutsch-

land die Führerschaft gebührte: „mein Standpunkt kann — wenn irgendwo — doch nur in Oesterreich fortleben". Aber wie sehr er auch das Reich der Habsburger und zumal sein wackeres deutsches Volk liebte, er ist doch nicht blind gegen seine inneren Schäden: vor Allem ist es die traurige Finanzwirthschaft, die ihm für die Zukunft die ärgsten Besorgnisse einflößte. Auch sonst kritisirt er die Zustände Oesterreichs frei und unbefangen. In einem Briefe von 1845 schreibt er, daß in Wien Raumers „Hohenstaufen" verboten sind, während Rottecks „Weltgeschichte" in jedem gebildeten Hause sich befindet. „Was mögen doch das für Menschen sein, die in Wien den Scepter der Censur führen? Ich stelle sie mir vor: kenntnißlos, hautains, ohne größere Gedanken im Herzen, ohne Liebe zum Beruf, roués — wie dort mehr Leute. Traue man doch nicht auf das herzfaule Oesterreich." Anders aber lautet sein Urtheil über denselben Staat, wenn es sich um seine theuersten Gedanken, um Kaiser und Reich, handelt. Am Ende der Einleitung zu seinen Regesten 1198 bis 1254 hat er sich in einem vom August 1849 datirten Nachworte über die Thätigkeit der Reichsversammlung von 1848 in seiner Weise ausgesprochen. Mit aller Kraft protestirt er gegen die Lostrennung Oesterreichs vom übrigen Deutschland. „Jenes Haus und Land, welches niemals rechtswidrigen Eingriff im Innern Deutschlands sich erlaubt, welches allein die ihm anvertraute Mark unversehrt gehütet, welches angeborene Stammeseigenthümlichkeit von jeher geachtet, welches noch zuletzt, als das Reich verrathen wurde, mit Gut und Blut aller seiner Völker dem Feinde widerstanden hatte, sollte hinausgestoßen werden. Dagegen sollte den urältesten Satzungen zuwider, welche bis in die Bundesacte hinein dem zuletzt regierenden Hause den Vorstand der Gesammtheit entnehmen, und trotz dem Jubel, der den Reichsverweser begrüßt hatte, ein anderes Haus an die Spitze gestellt werden, freilich nicht weil die Führer es ehrten, sondern weil sie es brauchen wollten zu schwindlerischen Zwecken. Die ältesten deutschen Stämme sollten zur Seite gesetzt, das eigentliche Reich zum Nebenland herabgedrückt und dorten ein neuer Mittelpunkt errichtet werden, wo man von jeher mit Hülfe des Auslandes auf gewaltsame Vergrößerung in der Heimat ausgegangen war, wo man neue Erwerbungen nur als Eroberungen behandelt, wo man zwar am meisten versprochen, aber am wenigsten gehalten, wo man noch in den letzten Zeiten, nicht zufrieden mit dem weltlichen Absolutismus, nach zwei verschiedenen Richtungen hin (gegen Katholiken und gegen Lutheraner) Religionsverfolgung geübt hatte." Diese politischen Herzensergießungen Böhmers enthalten fast ebenso viele historische Irrthümer als Sätze. Nicht zum Schutze des Reiches erhob Oesterreich seine Waffen gegen das republikanische und kaiserliche Frankreich, sondern nur im specifisch habsburgischen Interesse. Sobald das nicht gefährdet war, kümmerte es sich viel um das Reich und seine Fürsten. Von idealer deutschgesinnter Politik ist, wenn wir den Anlauf von 1809 ausnehmen, in der Geschichte der Habsburger absolut nichts zu entdecken. Und wer hat denn gewissenloser gegen Deutschland gehandelt als jene Dynastie, deren deutsche Gesinnung Böhmer mit so beredten Worten preist? Wer hat denn den Verlust von Elsaß und Lothringen, den Böhmer so lebhaft beklagt, verschuldet? Wer hat die Gelegenheit, die sich mehrfach bot, versäumt, diese Provinzen dem deutschen Reiche wiederzuerwerben? Wer anders als das Haus Habsburg? Und nun diese maßlosen Vorwürfe Böhmers gegen Preußen! Wer war es denn aber, der in Deutschlands tiefster Erniedrigung nach dem dreißigjährigen Kriege im Kampfe mit den Reichsfeinden den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte? Freilich, von den Thaten des großen Kurfürsten, des einzigen deutschen Fürsten seiner Zeit, scheint der Historiker Böhmer nie etwas gehört zu haben. Und daß es Preußen und sein Volk war, das 1813 den Anstoß zur Befreiung Deutschlands vom französischen Joche gab, daß Preußen, das zertretene, ausgepreßte, verarmte Preußen mit beispiellosester Aufopferung und Hingabe jenen siegreichen Kampf führte, und daß nur dem kühnen Drängen der preußischen Heerführer Blücher und Gneisenau die volle Vernichtung des Feindes zu danken ist — dafür hat Böhmer kein Wort der Anerkennung, diese Thaten Preußens haben in seinem Gedächtnisse, dem Zeitgenossen der Befreiungskriege, keinen Raum. Blinder Haß gegen Preußen, blinder Haß gegen die Mittelpartei der Reichsversammlung, „die Gothaer", aus deren Schooße — die Ereignisse der letzten Jahre und der Gegenwart werden ja wohl Jedem, der sehen will, die Augen geöffnet haben — der fruchtbare Gedanke hervorging, ein deutsches Reich ohne Oesterreich unter Preußens Führung neu zu gründen — ersticken in ihm die Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Und doch muß er selbst bereits ein Jahr nachdem jene Vorrede geschrieben war bekennen, daß nur die

Gothaer, obwohl ihm „in ganzer Seele widerärtig", allein unter den Parteien wirklich wüßten, was eigentlich erstrebt werden solle. „Die anderen Parteien halten sich ohne festes Programm stets nur in der Negation, die zu allen Zeiten unfruchtbar gewesen ist ... Mit der bloßen Restitvirung des Bundestages ist's wahrlich nicht genug." Aber auch Böhmer hatte wohl schwerlich eine klare feste Idee, wie denn eigentlich das Deutschland seiner Träume ins Leben geführt werden sollte. Wir wissen, wie in den beiden letzten Decennien häufig der Plan auftaucht ist, die Mittel- und Kleinstaaten enger an einander zu schließen, die sogenannte „Triasidee". Schon Anfang der dreißiger Jahre hatte er die Absicht, diesen Gedanken in einer besonderen Abhandlung, wovon noch einige Bruchstücke vorhanden, weiter auszuführen. Mehrere Jahrzehnte später schrieb er darüber: „Fröbel hat es nun ausgesprochen, daß sich die Mittel- und Kleinstaaten als Dritte im Bunde einheitlich organisiren sollten. Dieser Gedanke hat vielleicht noch sonst einige Anhänger; er war von jeher der meinige. Aber es ist doch gar keine Aussicht auf eine Realisirung." Also — stille Resignation, trotz allen Anlaufes gegen „Gothaer" und Preußen.

Ueber den Charakter und die Schwächen der Mittel- und Kleinstaaten finden sich in Böhmers Briefen übrigens viele gute einzelne Bemerkungen. Ihnen maß er früher die Schuld bei, daß die vaterländischen Dinge seit dem Wiener Kongreß eine so traurige Wendung genommen. Aber je mehr Böhmer die ultramontan-reaktionaire Strömung ergriff, je leidenschaftlicher wurde sein Haß gegen Preußen. Vor Allem war es ihm ein Dorn im Auge, daß das schöne Rheinland im Besitze der norddeutschen Großmacht war. „Schreiben Sie nur doch nicht — heißt es in einem Briefe an Stälin aus dem Jahre 1840 — Völklingen in Rhein-Preußen, das ja ganz unhistorisch, lieber noch Muß-Preußen, wie der gute gemeine Mann sagt, wenn unser es Rhein-Franken ja auf Borussen oder Russen anklingen soll. Aber besser ist gar nicht Bo-Russificiren." Schärfer ist eine andere Aeußerung: „Wenn ich diese Fremden in den Rheinlanden so schalten und walten sehe, wie einer eroberten Provinz, die sie von ihrem genannten Mutterlande aus beherrschen, so tut mir das Herz:

„Wo nur Triglawa war bekannt,
Als schon der Cölner Dom entstand,
Das nennen sie das Mutterland.
Von dorther strömen sie herbei
Und schalten in dem Lande frei,
Als ob's ihr rechtes Erbe sei.

Des Landes Gut, verthan ist's schon,
Die Tochter fremden Freiers Lohn,
In die Caserne muß der Sohn".

Diese Verse überheben uns aller Kritik. Wer den Staat Preußen mit diesem kindischen Hasse verfolgt, dem sind natürlich Berlin und die Berliner ein nicht minderer Gräuel. Zur Unterhaltung unserer Leser ein Paar Stellen aus seinen Briefen: „In Berlin weht noch alte Slavenluft, Knechtessinn und was dem entspricht, Meuterei". An einer andern Stelle heißt Berlin „die Hauptstadt der Intelligenz und der Eckensteher". Aber den armen Berlinern geht es wie den abgethanen Gothaern: wider Willen muß Böhmer ihnen trotz alle dem ein günstiges Zeugniß ausstellen: „Geistiges Uebergewicht und ernstere Richtungen treffe ich nur bei solchen an, die aus dem Sande der Mark kommen, von deren Ansichten ich mich aber als alter Reichsbürger und als Sohn eines kaiserlich-gesinnten Vaters nicht verführen lassen will". Und als er im Jahre 1859 Berlin einen Besuch machte und bei den Grimms, Ranke, Trendelenburg, Jaffé ꝛc. trotz seines „antiborussischen Standpunktes Wohlwollen und selbst herzliches Entgegenkommen fand" — äußerte er: „Eine Anzahl so bedeutender, so thätiger, so munterer Männer dürfte man schwerlich in einer zweiten Stadt Deutschlands finden". Es war eine seltsame Ironie des Schicksals, daß Böhmers Hoffnungen, von katholischer Seite, namentlich von den Ordensgeistlichen, möchten seine Studien weiter geführt werden, fast stets in ihr Gegentheil umschlugen. „Ich danke der Vorsehung dafür", — schreibt er über seinen 1844 erschienenen Regestenband an Kopp — „daß dies neue Material zunächst im Sinne der Kirche, des Rechts, der Wahrheit wird benutzt werden. Welcher Schmerz für mich, wenn so ein flacher, hyperverständiger, gemüthloser, anmaßender Berliner zuerst darüber käme und Alles, was daraus gewonnen werden kann, auf lange Zeit verdürbe." Noch deutlicher ist folgender Stoßseufzer: „Wie leid wäre mir's, wenn so ein Waitz, oder so ein Jude wie Hirsch, der Heinrich den Heiligen schildern wird, oder Jaffé, der den Lothar bearbeitet hat, über mein Aehrenfeld hinliefen". „So ein Waitz" war es nun, der als Direktor der Preisstiftung den Bericht abstattete, durch den Böhmer der Wedekindsche Geschichtspreis zuerkannt wurde; und an Jaffé mußte er es erleben, daß dieser, der

geborene Jude, die von ihm lange gewünſchten Papſtregeſten bearbeitete. „Ich geſtehe, daß ſich ein widriges Gefühl mir beimiſchen würde, wenn ich die Papſtregeſten aus Berlin erhielte. So etwas ſollten die Katholiken leiſten.“ Aber die Katholiken leiſteten es nicht. „Die Papſtregeſten wurden von einem Juden gemacht, von einem Juden gedruckt und von einem Juden verlegt.“ Aber wir müſſen doch zur Ehre Böhmers einräumen, daß er ſpäter Jaffé's Charakter alle Achtung widerfahren ließ, und daß ſein Urtheil über deſſen Leiſtung ein überaus günſtiges war. Als dieſer ihn ſpäter in Frankfurt beſuchte, empfing ihn Böhmer mit den Worten: „In Deutſchland verſtehen nur zwei Regeſten zu machen, Sie und ich“*). Anerkennung und Nacheiferung fand er ſomit faſt nur auf der Seite, die ihm kirchlich und politiſch am fernſten ſtand. Der König desjenigen Landes, das er ſo bitter haßte, Friedrich Wilhelm IV. ließ in perſönlichem Auftrage dem „hochverdienten Mann der Wiſſenſchaft“ das Zollernſche Urkundenbuch zum Geſchenk anbieten; und während er, der Apologet des päpſtlichen Stuhles, bei ſeinen Forſchungen nirgends ſo viele Behinderungen fand als im Vatikan, unterſtützte man, wie er ſelbſt rühmend anerkennt, ſeine Arbeiten kaum irgendwo mit größerer Bereitwilligkeit und Einſicht, als auf preußiſchen Archiven. Wir verzichten darauf, weitere Ausfälle Böhmers gegen Preußen, norddeutſches Weſen und norddeutſche Wiſſenſchaft — die nach München berufenen Gelehrten, von denen ihm Heinrich von Sybel am widerwärtigſten iſt, nennt er mit wohlfeilem Spotte „Nordlichter“ — aus ſeinen Briefen zuſammenzutragen; die ausgehobenen Stellen genügen zur Charakteriſtik des Mannes. Es iſt zu beklagen, daß ein Mann von dem reichen Gemüthe, dem ernſten Forſchungstriebe und dem ausgedehnten Wiſſen Böhmers dieſe Bahn einſchlug; aber nach ſeinem ganzen Bildungsgange konnte es kaum anders möglich ſein.

Von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen iſt wenig zu berichten. Er führte ein ſtilles, ruhiges Gelehrtenleben, unbeirrt von Sorgen um das tägliche Brot — ſein Vater hatte ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen —, nicht geſtört, aber auch nicht erfreut durch Weib und Kind, denn er ſtarb unvermählt. Seine Zeit und Kraft widmete er außer ſeinen Studien ſeiner Vaterſtadt Frankfurt: im Jahre 1822 wurde er proviſoriſch auf mehreren Frankfurter Stadtbibliotheken, 1830 definitiv als erſter Stadtbibliothekar angeſtellt, ein Amt, das er bis kurz vor ſeinem Tode (22. Oktober 1863) verwaltete. Kränklichkeit und Schwäche zwangen ihn 1862 ſeine Entlaſſung zu nehmen. Im Juni 1863 wurde ſein Leiden immer bedenklicher, im Auguſt nahm er zu ſeiner Pflege einen barmherzigen Bruder aus der Genoſſenſchaft der Brüder zu Montabaur. Sein letztes Schreiben, vom 11. September, iſt ein Dankbrief an den Rektor dieſer Brüderſchaft für die ihm zu Theil gewordene Pflege des Bruders Clemens. Ihm waren tauſend Gulden beigelegt mit der Bitte, dieſe für die Kongregation zu nehmen zu wollen. Karl Janicke.

*) Mündliche Mittheilung des verſtorbenen Jaffé an den Verfaſſer dieſer Skizze.

Nekrolog.

Baroche, Pierre Jules, franzöſiſcher Juſtizminiſter und Großſiegelbewahrer vor dem Miniſterium Ollivier, dann Vicepräſident des Senats, † Anfang November 68 Jahre alt auf Jerſey. Urſprünglich Advokat, gehörte er 1847 in der Deputirtenkammer zur Oppoſition, hielt nach der Revolution zur napoleoniſchen Partei, ward 1850 Miniſter des Innern, 1851 des Auswärtigen, nach dem Staatsſtreich Vicepräſident und Präſident des Staatsrathes, 1860 interimiſtiſcher Miniſter des Auswärtigen, dann wieder Miniſter ohne Portefeuille, als welcher er eine glänzende Rolle im geſetzgebenden Körper und im Senat ſpielte. 1863 wurde er Juſtiz- und Kultusminiſter.

Politi, Raffaello, bayeriſcher Generalkonſul in Perugia, rühmlich bekannter Archäolog, † daſelbſt am 10. Oktober.

Reventlow, Joachim, Graf, Johanniter auf dem Kampfplatz, † am 26. Oktober in Jersbeck in Holſtein.

Neue Bücher.

Deutſches Städteleben, Bilder aus demſelben, von F. Pfalz. 1.—2. Bd. Leipzig, Klinkhardt.

Griechenland, Bilder aus dem altgriechiſchen Leben, von H. W. Stoll. Leipzig, Teubner.

Heinrich IV. und Philipp III., von M. Philippſon. 1. Thl. Berlin, Fr. Duncker.

Italiens Geſchichte, von H. Reuchlin. 3. Thl. Leipzig, Hirzel.

Reuchlin, Joh., ſein Leben und ſeine Werke, von L. Geiger. Leipzig, Duncker und Humblot.

Literatur.

Otto Jahn. Das vergangene Jahr hat der deutschen Wissenschaft einen Mann entrissen, dessen ausgedehntes und eingreifendes Wirken auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu bringen einem Jeden als Pflicht der Dankbarkeit erscheinen muß, dem in irgend einer Weise Gelegenheit geboten war, der reichen Früchte sich mit zu erfreuen, die ein in seltener Begeisterung und Aufopferung der Wissenschaft und Kunst und der Wissenschaft von der Kunst gewidmetes Leben gezeitigt hat. Durch die Vielseitigkeit seines Strebens und Schaffens ist der Name Otto Jahns jedem Gebildeten in irgend einer Weise einmal begegnet; man wird erst in der Betrachtung seiner Anlagen, Studien und seiner ganzen geistigen Anschauung den vollen Aufschluß über diese wunderbare Vielseitigkeit erhalten.

Die Lebensumstände Jahns, so weit sie ein größeres Publikum interessiren, sind aus mehrfachen Mittheilungen bekannt, und wir wissen denselben nichts wesentlich Neues hinzuzufügen. Jahn war am 16. Juni 1813 in Kiel geboren. In dem lebhaften geselligen Verkehre, in welchem seine Eltern lebten (sein Vater war Landsyndikus und Rechtsbeistand der schleswig-holsteinischen Ritterschaft), bildete namentlich die Musik ein belebendes Element, zu welcher der Knabe früh hervorragendes Talent und Neigung zeigte, während auch seine wissenschaftliche Vorbildung, die er zum Theil unter Forchhammers Leitung genoß, erfreuliche Resultate brachte.

Früh machte sich der Wunsch geltend, sich der Musik ganz zu widmen, in welcher ihn Apels Unterricht, dessen er noch spät dankbar eingedenk war, wesentlich förderte; der Ausführung dieses Wunsches stimmte sein Vater nicht zu, und so setzte er die Gymnasialstudien zu Schulpforta weiter fort, wo er im Hause und unter der anregenden Leitung des Rektors Ad. Gottl. Lange von Neuem mit tiefer Liebe zu den Alterthumsstudien erfüllt wurde. Im Jahr 1831 bezog er die Universität, um Philologie zu studiren, neben welcher jedoch die Neigung zu dem künstlerischen Berufe den jungen Mann noch mehrere Jahre lang nicht verließ. Er studirte zuerst in Kiel, dann vier Semester in Leipzig, wo Gottfried Hermann als sein Lehrer hauptsächlichen Einfluß auf ihn gewann, und wo sein künstlerischer Sinn durch das epochemachende Auftreten der Schröder-Devrient in großartiger Weise belebt wurde. Entscheidend wurde für sein Leben seine darauf folgende Studienzeit in Berlin, wo er zunächst in Lachmann den Lehrer fand, dessen Einfluß und Anregung nicht nur in wissenschaftlichen Dingen auf ihn der nachhaltigste war, der ihm, wie er in der Vorrede zum Persius in rührender Weise sagt, überall als Vorbild vorschwebte, und welcher bis an sein Ende ihm ein treuer Freund blieb. Betrieb er unter dessen, Ed. Gerhards und Böckhs Leitung die Alterthumsstudien dort aufs eifrigste, so setzte er auch seine Beschäftigung mit Musik unter Dehn fort, dessen Rath ihn hauptsächlich in dem Entschlusse bestärkte, nicht die Kunst, sondern die Wissenschaft zu seinem Lebensberufe zu machen. Daß sein produktives Talent — und die Laufbahn des Komponisten mußte ihm bei jenem Gedanken hauptsächlich vorschweben — nicht eigenthümlich und kräftig genug war, um mit Zurücksetzung seiner sonstigen Anlagen allein gepflegt zu werden, mochte vor allem bestimmend auf ihn wirken; gewiß konnte er sich aber auch dem Bewußtsein nicht verschließen, daß seine Neigung und Begabung eine vielseitigere, der Erkenntniß der Kunst und des geistigen Lebens der Völker des Alterthums und des eigenen im Ganzen zugewandt war, und daß ihr in den Werken der dichtenden und plastischen Kunst Erscheinungen entgegentraten, deren Erkenntniß ihn für den Verzicht auf die bloß praktische Betreibung einer einzelnen Kunst den reichsten Ersatz bieten mußten.

Indem er die Beschäftigung mit der Musik in keiner Weise aufgab, für die Art derselben aber aus der Methode der Alterthumsforschung die Norm gewann, hat er ihr in einer weit nachhaltigeren Weise nützen können; der wissenschaftlichen Behandlung der Kunstgeschichte auf anderen Gebieten mußten aber aus der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung der schaffenden Thätigkeit auf dem einen Anregungen der fruchtbarsten Art zuwachsen.

Nachdem Jahn seine Studien auf der Universität seiner Vaterstadt beendigt und dort im Jahre 1836 auf Grund seiner Dissertation über Palamedes den Doktorgrad erworben hatte, trat

er eine längere wissenschaftliche Reise an; er ging zuerst nach Kopenhagen, dann nach Paris, nach der Schweiz und (1838) Italien. Er verfolgte dabei zum Theil schon besondere wissenschaftliche Pläne, deren Resultate in späteren Arbeiten von seiner Hand niedergelegt sind; zum Theil war sie überhaupt fernerer Ausbildung und Erweiterung seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Anschauungen gewidmet. So wurde zunächst der Aufenthalt in Paris in doppelter Weise für ihn fruchtbar: einmal waren es die Kunstschätze der dortigen Museen, die ihn zum Studium der alten Kunst noch nachdrücklicher anregten, als dies bereits durch die Berliner Studien geschehen war; andererseits gewährte ihm das vielseitige musikalische Leben der Hauptstadt, die großartigen dramatischen und sonstigen Aufführungen daselbst reichlichen Stoff der Erkenntniß und des Genusses. Zur Verfolgung der archäologischen Studien bot ihm dann der Aufenthalt in Rom besondere Gelegenheit, und hier legte er den Grund zu seiner umfassenden Anschauung und zu der fruchtbaren Methode, die er in Förderung dieser Wissenschaft später verfolgte, namentlich durch den Einfluß des leider schon 1856 verstorbenen Emil Braun, der ihn, wie er selbst später gestand, die unermeßlichen Kunstschätze der ewigen Stadt betrachten lehrte und ihn auf die wesentlichen Aufgaben der Archäologie hinwies. Als Frucht dieser Studien ließ er schon 1839 ein Heft „Vasenbilder" erscheinen. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich an der Kieler Universität, von wo er 1842 als außerordentlicher Professor nach Greifswald berufen wurde. Aus dieser Zeit stammen weitere Erstlingsfrüchte seiner archäologischen Studien, die Schrift über Telephus und Troïlus in Form eines Briefes an Welcker, der Aufsatz über die Gemälde des Polygnotos, das Specimen epigraphicum in memoriam O. Kellermanni. Auch fallen bereits zwei musikalische Aufsätze, die Erinnerungen an Apel und der Aufsatz über Mendelssohns Paulus in die Kieler Zeit. In Greifswald wurde er, nachdem er eine Berufung nach Petersburg ausgeschlagen, 1845 zum ordentlichen Professor ernannt, bald nachher jedoch (1847) schon von dorther an die Leipziger Universität berufen. Mehrere eingreifende und bedeutende philologische Leistungen stammen aus den Greifswalder Jahren; sein erstes Meisterstück der kritischen und exegetischen Bearbeitung eines antiken Autors, die Ausgabe des Persius, vollendete er 1843 und widmete sie seinem „unvergleichlichen Lehrer" Lachmann; ihr folgte das Büchlein des Censorinus de die natali 1845, und die beiden Sammlungen archäologischer Aufsätze und Beiträge (1845 und 1847). Bemerkenswerth ist auch, daß jene vielgerühmte Seite in Jahns Thätigkeit, die gewonnenen Resultate der Wissenschaft auch weiteren Kreisen zu vermitteln, in jener Zeit gewissermaßen ihren Anfang nahm durch die öffentlichen Reden über Winckelmann und die hellenische Kunst, die theilweise umgearbeitet in den Sammlungen seiner Aufsätze wieder erschienen sind; und indem sich diesen an dritter Stelle der Vortrag über Goethe's Iphigenie (1843) anschließt, sehen wir auch aus seinen Studien zur deutschen Literatur bereits eine reife und schöne Frucht hervorgehen. Auf Musik Bezügliches trat in jenen Jahren nicht hervor, doch wissen wir, daß Jahn auch diese Beschäftigung hier wie in Kiel auf das eifrigste fortsetzte, selbst praktisch; er hat an beiden Orten musikalische Aufführungen geleitet. Sein persönliches Leben war in den Greifswalder Jahren von hartem Mißgeschick betroffen.

Die Berufung nach Leipzig an Beckers Stelle (1847) eröffnete Jahn ein neues Feld ausgedehnter und lohnender Wirksamkeit, fruchtbringend namentlich durch die bis dahin seltene Vereinigung philologischer und archäologischer Studien, welche er auch durch seine Vorlesungen seinen Zuhörern zum Bewußtsein führte. Für ihn selbst war das Zusammenwirken mit Gottfr. Hermann — dem er 1849 die schöne Gedächtnißrede hielt —, M. Haupt, Th. Mommsen und vielen andern hervorragenden Männern bedeutungsvoll. Von philologischen Arbeiten entstanden hier die beiden erklärenden Ausgaben von Cicero's Brutus und Orator, die kritische Ausgabe des Juvenal (1851) und viele einzelne Aufsätze meist archäologischen Inhalts in den Schriften der neugegründeten Gesellschaft der Wissenschaften. Aber auch die Studien zur neueren Literatur und zur Musik erhielten grade in Leipzig durch Verhältnisse und Verkehr neue Impulse. Der hundertjährige Geburtstag Goethe's gab Veranlassung zu der schönen Rede über Goethe's Leipziger Zeit, welche Jahn dann drucken ließ als Einleitung zu der Ausgabe von Goethe's Briefen an Leipziger Freunde (1849). Durch das Wirken Mendelssohns, durch die neu gegründete Musikschule und den dadurch herbeigeführten Zusammenfluß bedeutender Künstler war Leipzig der eigentliche Mittelpunkt des deutschen Musiklebens geworden, und Jahn trat mit der Fülle neu erwachten Interesses in dieses

Leben ein. Schön schildert er uns selbst die Stimmung bei Mendelssohns Tode, und erzählt uns, wie ihn die Gelegenheit von dessen Bestattung zuerst mit G. Hartenstein bekannt machte, der dann auf seine musikalischen Pläne einen bedeutenden Einfluß gewann. Der bald nachher geschriebene Aufsatz über Mendelssohns Elias war ein erstes Erzeugniß seiner lebhaften Theilnahme an der Entwicklung der Tonkunst. Aber im Umgange mit Männern gleicher Gesinnungen und weitem Blicke, unter denen der Musikverleger Härtel zunächst zu nennen ist, reiften Pläne viel weiterer Art; die bis dahin nicht geschehene biographisch-ästhetische Behandlung der Heroen der deutschen Tonkunst, vor allen Beethovens, setzte er sich als Lebensziel vor, und nahm außerdem thätigen Antheil an den ebenfalls damals erwachenden Unternehmungen, die Werke derselben, zumal die ungedruckten, der musikalischen Welt zu erhalten; wir meinen hier zunächst die Gründung der Bachgesellschaft, um die Jahn ein wesentliches Verdienst hatte. Als erste große eigene Leistung auf dem musikalischen Gebiete erschien 1851 sein Klavierauszug der Beethovenschen Leonore mit kritischer Vorrede, ein glänzendes Beispiel der Uebertragung philologischer Kritik auf ein anderes Kunstgebiet.

Dasselbe Jahr 1851 brachte Jahn jene bekannte unfreiwillige Unterbrechung seiner Thätigkeit. Jahn, ein begeisterter Anhänger der schleswig-holsteinischen Bewegung und vom tiefsten Interesse für die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse beseelt, war mit seinen Freunden Haupt und Mommsen Mitglied des in Leipzig 1849 gebildeten deutschen Vereins und gab, seiner lebhaften und charaktervollen Natur entsprechend, seinen Ueberzeugungen unumwundenen Ausdruck. Aber obwohl allen extremen Bestrebungen abhold und unter anderem dem damals begründeten Dreikönigsbündnisse durchaus zugethan, als der einzigen Form, in welcher die deutsche Idee nach dem Scheitern anderer Pläne Gestalt zu gewinnen schien, wurde er doch mit seinen Genossen Haupt und Mommsen durch Erlaß des Ministers v. Beust seiner Stelle enthoben. Bekanntlich hat die preußische Regierung kurz nachher ihr Urtheil über diese Maßregel dadurch zu erkennen gegeben, daß sie die hochverdienten Männer nacheinander an preußische Hochschulen berief; so kam denn Jahn zu Ostern des Jahres 1855 nach Bonn.

Die Zeit seiner unfreiwilligen akademischen Muße benutzte Jahn um so eifriger zu Verfolgung seiner wissenschaftlichen Pläne. Es stammen aus diesen Jahren die kritischen Ausgaben des Florus und der Periochae des Livius, und außer einer Menge archäologischer Beiträge in den sächsischen Berichten und Gerhards „Archäologischer Zeitung" die Schrift über die Ficoroni'sche Cista und die Beschreibung der Münchener Vasensammlung; letzterer geht eine inhaltreiche und ausgedehnte Einleitung über die Vasenkunde überhaupt vorher, welche die Grundlage aller neueren Forschung auf diesem Gebiete geworden ist. Und mit ganzem Ernste und emsiger Thätigkeit begann er damals auch die Ausführung seiner musikalischen Pläne. Reisen nach Wien, Salzburg und an andere Orte, persönliche Erkundigungen und Erforschung des Nachlasses der zur Bearbeitung gewählten Meister verhalfen ihm zu einem ausgebreiteten Material für das Leben Beethovens, Mozarts und Haydns, dessen Sichtung und Bearbeitung die Aufgabe seiner folgenden Lebensjahre bilden sollte. Daneben nahm er fortgesetzten Antheil an dem großen Unternehmen der Bachgesellschaft, deren Sekretär er war, sowie an dem musikalischen Leben Leipzigs; letzteres veranlaßte ihn zu den Berichten über die Gewandhauskoncerte und zu den treffenden Aufsätzen über die Bestrebungen der Zukunftsmusiker (Berlioz und Wagner), welche in den „Grenzboten" der Jahre 1853 und 1854 ihren Platz fanden.

In Bonn, wohin Jahn 1855 berufen war, begann er nun mit frischer Kraft und hingebendem Eifer jene neue, reich gesegnete akademische Wirksamkeit, die ihm durch ihre Erfolge reinste Befriedigung gewährte und ihm im Herzen einer großen Zahl dankbarer Schüler anhänglichste Erinnerung gesichert hat. Längst war Bonn ein Mittelpunkt philologischer Studien gewesen, und die tiefgehende Anregung Welckers, die strenge, methodische Disciplin Ritschls hatte eine Reihe hervorragender Jünger der Wissenschaft erzogen. Diesen Männern trat Jahn in ebenbürtiger Wirksamkeit an die Seite, und aus diesem Zusammenwirken der ersten Männer erhob sich eine Blüthe der Alterthumsstudien an jener Hochschule, wie sie nicht so leicht wiederkehren wird. Durch die Fülle seines Wissens und seiner Anschauung, seinen stets auf das Ganze gerichteten Blick, durch die gleichmäßige Beherrschung aller Erkenntnißquellen des Alterthums, der schriftlichen wie der monumentalen, war seine Wirksamkeit eine die bisherige Art der dortigen Studien in eigenthümlicher Weise ergänzende; ihr Erfolg beruhte außerdem nicht zum geringsten

Theile auf dem persönlichen Verkehre, in welchen er mit einem großen Theile seiner Zuhörer trat, und den seine vertrauenerweckende Persönlichkeit und seine stete Bereitwilligkeit, zu rathen und zu helfen, begründete. Der Kreis der Vorlesungen, die Jahn in Bonn hielt, umfaßte von griechischen Autoren vorzugsweise Sophocles, Plato, Demosthenes, Theokrit, von lateinischen Cicero, Horaz, Juvenal; außerdem las er griechische und römische Literaturgeschichte, Geschichte der Philologie, alte Kunstgeschichte, war seit Welckers Rücktritt Mitdirektor des philologischen Seminars und leitete fortgesetzt die archäologischen Uebungen in dem von ihm mit besonderer Liebe gepflegten, zu dem ersten derartigen Institute Deutschlands erhobenen Bonner Kunstmuseum. Die Vorbereitung zu dieser ausgebreiteten akademischen Thätigkeit betrieb er mit so aufopfernder Gewissenhaftigkeit, daß selbst die Ausführung größerer wissenschaftlicher Pläne davor zurückstehen mußte; und wir haben es zu beklagen, daß darüber zwei der wichtigsten philologischen Aufgaben, die die wissenschaftliche Welt von ihm hoffte, der Kommentar zum Juvenal und die alte Kunstgeschichte, unausgeführt geblieben sind. Mehr noch übten auf Jahns wissenschaftliche Thätigkeit einen ungünstigen, trübenden Einfluß herbe und niederdrückende Erlebnisse in seinen letzten Jahren, die den von Schicksalsschlägen ohnehin schwer geprüften Mann in seinem Innersten trafen und seine Kraft brachen, so daß er, wenn auch der eiserne Fleiß und die aufopfernde Pflichttreue in seiner Thätigkeit nicht nachließ, größere wissenschaftliche Aufgaben zu unternehmen sich nicht mehr getraute. Körperliches Leiden trat hinzu und zehrte die Gesundheit des bis zu Ende unermüdlich thätigen Mannes allmählig auf. Im Sommersemester 1869 hatte er noch seine Vorlesungen, wenn auch mit größter Anstrengung, bis zu Ende gehalten; ließ sich dann, nachdem er vorher seine Angelegenheiten im vollen Bewußtsein des nahenden Endes geordnet und über seinen Nachlaß disponirt hatte, zu Verwandten nach Göttingen bringen, wo er am 9. September starb.

Wenn auch die Bonner Zeit Jahns keine größeren Arbeiten auf philologisch-archäologischem Gebiete mehr hervorbrachte, so erwies sich doch zu kleineren Formen und mit Rücksicht auf den nächsten akademischen Zweck seine Thätigkeit fortwährend ergiebig. Es erschienen zu diesem Zwecke die reich und hübsch ausgestatteten Ausgaben von Apuleius' Psyche et Cupido, Plato's Symposion, Longinus de sublimitate, Sophocles' Electra, Pausanias' Beschreibung der Acropolis, außerdem die kleinere Textausgabe des Persius und Juvenalis. Dazu kommen wieder eine große Reihe archäologischer Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften, hauptsächlich den Berichten der sächsischen Gesellschaft, der „Archäologischen Zeitung" und den Schriften des archäologischen Instituts in Rom; daneben einige einzeln erschienene, wie die beiden Gratulationsschriften an Welcker (Telephos und Troïlos und kein Ende, Tod der Sophonisba, 1856), die Abhandlung über bemalte Vasen mit Goldschmuck (1865, Gratulationsschrift an Gerhard), über Darstellungen des Handwerks auf Kunstwerken. Manches war auch noch im Nachlasse befindlich und harrt der Herausgabe, so namentlich eine lange vorbereitete Schrift über antike Bilderchroniken. Diesen sind anzureihen jene Versuche, welche Gegenstände der Alterthumswissenschaft auch weitern Kreisen der Gebildeten bekannt zu machen sich bestreben: es sind dies meist in den „Grenzboten" enthaltene Abhandlungen über Gegenstände der alten Kunst und Literatur, die dann in seinen populären Aufsätzen aus der Alterthumswissenschaft (1868 erschienen) wieder aufgenommen wurden, welche durch die Rede über die Bedeutung der Alterthumsstudien in Deutschland eröffnet werden. Neben dieser Thätigkeit ruht auch die für die deutsche Literatur nicht: wir nennen hier die Herausgabe der Briefe Goethe's an Voigt und die Rede über Uhland, bei einer Gedächtnißfeier für denselben gehalten (1863) und mit einigen wichtigen Beigaben edirt. Die zu verschiedenen Zeiten von ihm erschienenen biographischen Aufsätze über Goethe, Hermann, Winckelmann, Richter u. a. stellte er 1866 in einem hübschen Bande zusammen; ihnen schloß sich noch der Lebensabriß Ed. Gerhard's (1868) selbständig an. Ganz besonders aber ist O. Jahns Bonner Zeit ruhmvoll bezeichnet durch die Ausführung des bereits in Leipzig begonnenen großen Unternehmens der Mozartbiographie, welche in den Jahren 1856—59 in vier Bänden erschien, und deren Erfolg trotz des großen Umfangs ein so bedeutender war, daß einige Jahre darauf eine vollständige Umarbeitung unternommen werden konnte, die in zwei Bänden 1867 herauskam. Außerdem hat Jahn auch in Bonn, namentlich in der ersten Zeit, der praktischen Pflege der Musik noch immerfort ein lebendiges Interesse zugewendet, und zwar sowohl speciell den Bonner musikalischen Ver-

strebungen, die damals unter der Leitung seines Freundes Alb. Dietrich standen, als namentlich den großen niederrheinischen Musikfesten, über welche er 1855 und 1856 größere Berichte in den „Grenzboten" geschrieben hat; erst in den letzten Jahren machte ihm sein leidender Zustand diese fortgesetzte Theilnahme unmöglich. Auch die fernere Ausführung seiner Pläne, namentlich so weit sie Beethoven betrafen, mußte leider unterbleiben. Aus dem reichen Material und den vielfachen Vorstudien gab er Vereinzeltes heraus, wie die Abhandlung über den Namen Leonore oder Fidelio? und den inhaltreichen Aufsatz über Beethoven und die Ausgaben seiner Werke, welcher der großen, von Breitkopf und Härtel unternommenen Gesammtausgabe von Beethovens Werken gleichsam als Einführung diente; einem Unternehmen, auf dessen Zustandekommen und Ausführung Jahn vielfachen Einfluß geübt hat. Darauf aber blieb seine Thätigkeit für Beethoven, so weit sie nach außen hervortrat, beschränkt; außer dem reichen Material, in Briefsammlungen und sonstigen Aufzeichnungen bestehend, war nichts ausgearbeitet; jenes ist größtentheils in A. W. Thayers Hände übergegangen.

Wir überblicken ein reiches und ausgebreitetes Schaffen; wir können es nicht versuchen, dasselbe nach seinen verschiedenen Richtungen hin ausführlich zu charakterisiren. Jahn steht als Philologe, als Archäologe, als Musikhistoriker einem großen Theile des lebenden Geschlechtes in frischester Erinnerung, er lebt durch seine Arbeiten in derselben fort; mag nun dem einen mehr diese, dem andern jene Seite seiner Thätigkeit vorschweben, im Ganzen werden wir Alle das gleiche Bild von ihm bewahren; denn er war in allen Richtungen derselbe, und die fruchtbare Wirksamkeit auf scheinbar getrennten Gebieten ruht auf gleichen Anlagen und Bestrebungen. Wer sich Jahn den Philologen aus seinen Schriften, seinen Vorlesungen, seinem persönlichen Verkehre vergegenwärtigt, dem steht vor der Seele das Bild des Mannes von umfassendem Wissen, von tiefer lebendiger Anschauung der antiken Welt, von der ausgebreitetsten Uebersicht über die Mittel, dieselbe zu erforschen, und der sichersten Beherrschung und Handhabung derselben zum Zwecke der weiteren Förderung der Erkenntniß; von der rastlosesten Emsigkeit, von dem lebendigsten, unverrückbarsten Wahrheitssinne in der Verfolgung dieses Zweckes. Die verschiedenen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft zeitweilig hervortretenden Richtungen erscheinen bei ihm ausgeglichen in dem einen Bestreben, das Alterthum in seinen geistigen Erzeugnissen zu erkennen und die Mittel zu dieser Erkenntniß nach ihrer Eigenthümlichkeit methodisch anzuwenden. So besaß er eine seltene, ausgebreitete Belesenheit, und die Früchte derselben waren nicht etwa bloß in todten Notizen aufgespeichert; sein großartiges Gedächtniß kam ihm zu Hülfe, so daß ihm die Autoren und die antiken Verhältnisse in lebendigem Bilde vor der Seele standen. Diese stets gegenwärtige Anschauung und Kenntniß, verbunden mit voller Herrschaft über die Sprache, kam ihm zu Statten, wo er seine Thätigkeit der kritischen Behandlung antiker Texte zuwandte; er zeigte sich hier als den in der kritischen Schule Bekkers und Lachmanns ausgebildeten, mit sicherer Hand und glücklichem Takte zu Werke gehenden Kritiker, welcher mit Aufwendung aller Mittel und unverdrossenem Fleiße zunächst die Tradition feststellt und auf Grund der gewonnenen faktischen Grundlage die weitere Bemühung der Rekonstruktion des Textes mit sorgsamer Erwägung, sicherem Bewußtsein der Grenzen, bis zu welchen vorzudringen möglich, dabei mit oft glücklicher Kombination unternimmt. Dieselbe sichere und bewußte Methode leitet ihn bei der Exegese der Autoren, bei allen auf Erkenntniß einzelner literarischer und antiquarischer Fragen gerichteten Untersuchungen; dasselbe klare Feststellen und Erkennen der in der Tradition gegebenen Voraussetzungen, dieselbe aufopfernde Bemühung in der Erforschung und Zusammenstellung derselben; dieselbe Strenge gegen sich selbst, vermöge deren er nie bei scheinbaren Resultaten stehen blieb, sondern rücksichtslos in die Tiefe drang, mochte auch das Resultat nur das negative sein, daß im einzelnen Falle wir uns bei dem Nichtwissen zu begnügen haben. Diese Eigenschaften in ihrer Vereinigung verleihen allen seinen Arbeiten jenen Charakter der Zuverlässigkeit und Sicherheit; sie haben überall, wo er größere Gebiete selbständig erforschte und durcharbeitete, den Gewinn bleibender Kenntniß und fruchtbarer Gesichtspunkte gebracht, sie bieten für ähnliche Untersuchungen sicher leitende Muster. Hier tritt nun Otto Jahns Eigenthümlichkeit in sachlicher Beziehung darin hervor, daß er neben den schriftlichen Denkmälern des Alterthums die monumentalen in gleichberechtigter Weise bei seinen Untersuchungen mit heranzog und in der Verbindung beider Erkenntnißquellen, die er wie Wenige in gleicher Vollständigkeit übersah, im Ganzen wie im Ein-

zelnen liegt eine Hauptbedeutung der Jahnschen Wirksamkeit; seine eigene Thätigkeit und sein großer Einfluß auf die jüngere Gelehrtenwelt hat das Bewußtsein der engen Zusammengehörigkeit der beiden Gebiete recht lebendig gemacht. Er wollte nicht, wie es einzelne specifische Archäologen geäußert, die Archäologie als monumentale Philologie abgetrennt wissen, die ihre eigenen Wege gehe; die eine gesammte Alterthumswissenschaft, das lehrte er, schöpft ihre Kenntniß aus beiden Erkenntnißquellen gleichmäßig, und dieselben müssen sich gegenseitig erläutern und ergänzen. Und wie Probleme der alten Kunst nicht ohne den ganzen Apparat des historischen Wissens gelöst werden können, so erhalten andererseits literarische, mythologische, antiquarische Fragen vielfach erst durch Kenntniß der Monumente ihr rechtes Licht. Die Monumente bilden so auch, abgesehen von ihrer Bedeutung als Kunstwerke, ein ganz selbständiges Moment der Forschung und reden gewissermaßen eine ihnen eigenthümliche Sprache, deren Grammatik und Lexikon festzustellen Jahn gern als eine wesentliche Aufgabe der Wissenschaft bezeichnete. So übertrug er denn auch mit Bewußtsein die an der Behandlung der sprachlichen Denkmäler ausgebildete strenge Methode auf die Behandlung jener Reste zeichnender und bildender Kunst und war bestrebt, mancherlei Willkür und Principlosigkeit, die bei einzelnen namhaften Vertretern hervortrat, zu verbannen. Als das vor allem Nothwendige betonte er auch hier stets die genaue Erforschung und Darlegung des Thatbestandes; Bestimmung der Fundorte, genaue Beschreibung des Vorhandenen und Scheidung desselben von fremder Zuthat mußte vorhergehen, ehe die Deutung und Anwendung folgen durfte; indem diese aus dem genauen Bewußtsein von dem, was man vor sich sah, mit Hinzuziehung der in der literarischen Ueberlieferung sich bietenden Angaben gleichsam hervorwuchs — wobei ihn wieder sein glückliches Gedächtniß und glückliche Kombination unterstützte —, trug sie in sich eine weit größere Gewähr der Sicherheit, als in den vielen Fällen, wo mit vorgefaßten Deutungsversuchen häufig der Thatbestand selbst verdunkelt wird. Dadurch sind alle kleineren und größeren Arbeiten Jahns auf diesem Gebiete zu Mustern dieser Methode geworden, und namentlich hat er der Vasenkunde durch seine Einleitung und seine vielen Behandlungen einzelner Vasenbilder, wobei jene Ergänzung archäologischen und literarischen Forschens überall zu Tage tritt, eine feste Grundlage und ihre eigentliche Stellung in der Wissenschaft gegeben. Nirgends so sehr wie auf diesen Gebieten fließen der Alterthumswissenschaft fortwährend neue Quellen zu; in der Verwerthung derselben zu Resultaten für das Ganze war keiner so eifrig thätig wie er; doch verließ ihn nie der sichere Takt und das Bewußtsein der nöthigen Vorsicht, und der strenge Sinn für Wahrheit bewahrte ihn vor übereilten Kombinationen. „Keine Disciplin bedarf größerer Gewissenhaftigkeit und Enthaltsamkeit als die Kunstgeschichte, da hier die historische Forschung durch die eigenthümliche Natur des Objekts, worauf sie gerichtet ist, fortwährend mit den subjektiven Elementen künstlerischer Auffassung und Würdigung versetzt wird."

Wir haben die Vorzüge kurz bezeichnet, welche Jahns eingreifendes Wirken auf verschiedenen Gebieten der philologischen Wissenschaft bedingte, und unter denen manche ihm mit Vielen gemeinsam, andere ihm eigenthümlich waren; wir müssen noch die ihm ganz individuelle Betrachtungsweise betonen, von welcher alle diese Studien gleichsam wie von ihrem Centralpunkte ihre belebende Kraft erhielten. Die großartige Erudition, die sichere wissenschaftliche Methode, welche beide ihm seinen Platz in der Wissenschaft sichern, standen doch in ihrem letzten Endpunkte im Dienste jener künstlerisch-ästhetischen Betrachtung, von der aus er die Geisteserzeugnisse des Alterthums in ihren verschiedenen Formen anschaute; von hier aus gewinnen wir dann auch Uebergang und Ueberblick auf die anderweitige Thätigkeit Jahns, so weit sie neuerer Poesie und Kunst zugewandt ist, von hier aus stellt sich sein ganzes Wirken als ein einheitliches dar, und zwar erscheint diese Einheit nicht als eine willkürliche und gemachte, sondern als eine tief in der Natur Jahns begründete. Zur Kunst trieb ihn, wie wir sahen, von früher Jugend ein mächtiger Zug; den Entschluß, derselben sich produktiv zu widmen, hatte er nach genauer Erkenntniß der Art seines Talentes aufgegeben; ihrer Erforschung jedoch seine Kraft zu widmen, blieb sein immerwährendes Streben, und es unterstützte ihn in demselben das von frühester Zeit ihm innewohnende Verständniß ihrer Erzeugnisse. Mit einem tiefen Gefühl für das Schöne und Wahre in allen seinen Erscheinungen verband er eine wunderbare, durch Anschauung geübte Befähigung, das Kunstwerk in seinem Kerne, seiner tieferen menschlichen Bedeutung zu erfassen, und dabei kam ihm dann wiederum zu Hülfe jene Gabe der Versenkung

in fremde Zustände und fremdes Empfinden, vermöge deren ihm im Kunstwerke zugleich der Künstler menschlich nahe trat; es kam hinzu die genaue Kenntniß der technischen Mittel der einzelnen Künste, die er sich durch eindringendes Studium angeeignet hatte, und die ihm den Maßstab zur Beurtheilung der künstlerischen Leistung an die Hand gab; und darin wurzelte wesentlich sein tiefes Verständniß der Kunst und des Kunstwerks, weil er auch hier immer den wirklichen faktischen Voraussetzungen nahe blieb, weil es ihm in dem Anschauen und Genusse des Kunstwerks Bedürfniß war, die Bedingungen der Entstehung desselben im Geiste und aus dem Vermögen des Künstlers heraus sich klar vorzustellen. Selten pflegte Jahn allgemein über Kunst zu philosophiren, und er war frei von jener unklaren Gefühlsschwärmerei, die im Kunstwerk gleichsam etwas von höherer, unfaßbarer Kraft Eingegebenes und in seinem Wesen uns Unverständliches erblickte; grade indem er es als das aus dem Geiste des Künstlers wiedergeborene, durch das Vermögen desselben dargestellte Schöne auffaßte, erschien es ihm völlig verständlich, und weil wir es ganz verstehen können, darum wirke es auf uns läuternd, begeisternd, wie es das Kunstwerk soll*).

So führte ihn denn seine gelehrte Arbeit von selbst der historischen Betrachtung der Kunst zu, und die Erforschung des Lebensganges und der Studien des einzelnen Künstlers und der daraus sich ergebenden Gesammtentwicklung der Kunst war der natürliche Boden, auf dem er sich bewegte, um ihr Verständniß zu fördern. Auf dem Gebiete der antiken Kunst ist es ihm nicht vergönnt gewesen, den lange gehegten Plan der Abfassung einer Kunstgeschichte auszuführen: der schöne Aufsatz über die hellenische Kunst in seinen „Populären Aufsätzen" mag uns zeigen, was wir dadurch verloren haben. Abgesehen von der alten Kunst und Poesie ist es nun besonders die neuere deutsche Literatur und die neuere Musik, auf welche seine Thätigkeit gerichtet war. In allen seinen hierhin gehörigen Arbeiten zeigt sich neben der Genauigkeit und Fülle historischer Forschung jenes vorher genannte tiefe menschliche Verständniß, jene eigenthümliche Gabe der Charakteristik, die dem Leser von allen Persönlichkeiten, die er bespricht (Goethe, Uhland, Richter, Mozart ꝛc.), lebenswarme und klare Charakterbilder entgegentreten läßt. Davon geben namentlich die „Biographischen Aufsätze" schöne Beispiele, in denen die eingehende, liebenswürdige Darlegung der menschlichen Eigenschaften ihr wohlthuendes Licht auf den Verfasser zurückwirft. Alle diese Arbeiten, in erster Linie die auf Goethe bezüglichen, haben die gelehrte Kenntniß von der Entwicklung der Verfasser und der Entstehung ihrer Werke in bleibender Weise gefördert. Und welchen Gewinn die ästhetische Kritik aus der Verbindung antiken und modernen Studiums zog, liegt besonders in dem bedeutenden Aufsatze über Goethe's Iphigenie vor Augen, worin der Gegensatz griechischer und moderner Poesie mit einfacher und doch überraschender Klarheit gezeigt wird. Ganz besonders fruchtbar aber wurde seine Thätigkeit auf diesem Gebiete besonders dadurch, daß er die strenge Methode historischer Forschung von der Philologie auf dieselbe übertrug; namentlich für die Musik ist seine Thätigkeit hierdurch gradezu bahnbrechend geworden. Die umfassende Anschauung über das Gesammtgebiet der Künste, die darin begründete klare Anschauung von den Grenzen der einzelnen mußte hier ganz besonders, wo ihm zugleich genaue technische Kenntniß der Mittel zu Hülfe kam, sich fruchtbar erweisen; historische Methode aber war in musikalischen Fragen bis dahin überhaupt eine wenig geübte Sache gewesen. So hat er zunächst ausgesprochen und praktisch durchgeführt, daß die methodische Textkritik, die wir an den alten Autoren üben, auf Musikwerke in gleicher Weise Geltung habe, da auch hier die Verderbung der Ueberlieferung vielfach um sich gegriffen und die Wiederherstellung ihre ebenso bestimmten Voraussetzungen habe. Theoretisch führte er das in dem früher erwähnten Aufsatz über Beethoven aus*); praktisch bewährte er es durch seine Ausgabe der Leonore und mehrerer nicht edirter Mozartschen Werke, und nicht bloß durch eigene Thätigkeit, sondern auch durch Anregung Anderer zu ähnlicher Arbeit machte er sich verdient, zu welcher letztern die großen Unternehmungen der Ausgaben von Bach und Beethoven ihm den Anlaß gaben. Er war sich dieses Verdienstes mit

*) Popul. Aufs. S. 224: „Das Kunstwerk aber vom menschlichen Geist in seinem Keim empfangen, durch menschliche Kraft ausgebildet, ist zwar in allen Momenten seines Entstehens von den in der Natur waltenden Gesetzen abhängig, aber auch sie sind in ihrer Anwendung durch den menschlichen Geist hindurchgegangen. Das vollendete Kunstwerk zeigt, wie der Mensch nach den Gesetzen der Weltschöpfung, so weit er sie zu begreifen vermag, selbständig schafft: als ein Ganzes ist es vom menschlichen Geist gedacht und gebildet, und darum dem menschlichen Geiste als ein Ganzes faßbar".

*) Vergl. Gesamm. Aufs. über Musik, S. 308 f.

einer gewissen Genugthuung bewußt, die Gesetze der philologischen Kritik auf dem musikalischen Gebiete, wo dieselbe ebenso erfordert wird, anwenden gelehrt zu haben. Die historische Forschung in ihrem ganzen Umfange hier anzuwenden, gab ihm sein Mozart Gelegenheit, das Werk, welches in der geschichtlich-ästhetischen Behandlung musikalischer Künstler und Perioden Epoche gemacht hat. Zum ersten Male war hier auf Grund eindringender und erschöpfender Erforschung der Ueberlieferung die Kenntniß vom Leben und von der Entwicklung eines der ersten Meister auf festen Boden gestellt, es war ein in sich zusammenhängendes anschauliches Lebensbild entworfen, und über die künstlerische Entwicklung, die Voraussetzungen, unter welchen das Empfinden musikalisch sich äußerte, die Entstehung der einzelnen Werke, die Stellung des Meisters in der gesammten Entwicklung war eine deutliche und zuverlässige Anschauung gewonnen. Die genaue Kenntniß der technischen Voraussetzungen musikalischen Schaffens, und man darf wohl sagen, die eigene Erfahrung bei jenen früheren Versuchen selbständiger Produktion führte ihn weiter zu dem Unternehmen, die schöpferische Natur und ihr Walten selbst zu erfassen und zu bezeichnen, die Art des künstlerischen Arbeitens im Einzelnen darzulegen, und die sichere Grundlage, auf welcher sich so die ästhetische Kritik des Einzelnen aufbaut, gibt derselben vor allen ähnlichen Versuchen jene überzeugende Kraft. Jahns Analysen der dramatischen Meisterwerke Mozarts stehen durch die stete Durchdringung des historischen und ästhetischen Momentes, durch die gleichmäßige Beherrschung beider Gebiete einzig und unübertroffen in der Literatur, Niemand ist es wie ihm gelungen, zu klarem Ausdrucke zu bringen, was Viele gefühlt hatten, ohne sich davon klare Rechenschaft geben zu können. Werke wie Figaro, Don Juan, die Zauberflöte, mit denen wir Alle aufgewachsen sind, haben wir doch erst durch Jahn eigentlich verstehen gelernt. — Um wie viel mehr muß die Welt nun bedauern, daß der Plan der Biographie Beethovens, deren Erscheinen zum hundertjährigen Geburtstage Beethovens noch in den letzten Jahren vor dem beginnenden Leiden Jahns eine beschlossene Sache war, nicht zur Ausführung kommen sollte, daß es uns nicht vergönnt ist, das Bild dieses Meisters, wie es Jahn in sich verarbeitet hatte und mit voller Klarheit anschaute, in uns aufzunehmen. Wir dürfen hoffen, daß unter des wackeren A. W. Thayer Händen das von Jahn gesammelte faktische Material zu Beethovens Leben der musikalischen Welt erhalten bleibe. Die kleineren musikalischen Aufsätze Jahns bewegen sich mehr ausschließlich auf ästhetisch-kritischem Gebiete, tragen aber alle denselben Stempel des tiefen Kunstverständnisses, des klaren scharfen Urtheils, des ernsten Suchens nach dem Wahren, und jeder einzelne gibt nach irgend einer Seite hin bleibende Belehrung. So wird in den Aufsätzen über Paulus und Elias die Künstlernatur Mendelssohns treffend beurtheilt; die Artikel über Berlioz und über die Wagnerschen Opern kämpfen mit den Waffen der kritischen Schärfe und des Humors gegen die verwerflichen Bestrebungen der neudeutschen Schule und bieten dem Verfasser dabei Gelegenheit, seine Ansicht von dem Wesen und der Ausdrucksfähigkeit der Musik überhaupt darzulegen (vergl. Ges. Aufs. S. 143) und namentlich den Begriff der dramatischen Musik dem Mißbrauche gegenüber, der mit demselben getrieben wurde, festzustellen. Der Aufsatz „Beethoven im Malkasten" gibt Gelegenheit, gegen eine unkünstlerische Vermengung von Musik und Malerei Protest zu erheben; die beiden Berichte über Musikfeste endlich gaben der Kritik theils hinsichtlich einer größeren Zahl von Komponisten, theils namentlich bezüglich dessen, was vom ausführenden Künstler verlangt werden müsse, ein ausgedehntes Feld belehrender Bemerkungen, in anziehendster, von der festlichen Veranlassung sichtbar beeinflußter Form. In letzterer, formeller Beziehung dürfte noch ein auf Jahns gesammte schriftstellerische Wirksamkeit bezügliches Wort am Platze sein, wenn gleich man über den Styl Jahns bald im Reinen sein wird. Eingedenk des Goethe'schen Wortes, daß Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selbst vortrage, und seiner inneren, auf das Wesen der Sache und einfache Erforschung der Wahrheit gerichteten Natur folgend, strebt er nirgend nach einem besonderen Schmuck der Rede um seiner selbst willen, und jedes Haschen nach rhetorischen, nur in der Form begründeten Wirkungen ist ihm fremd. Die gewonnenen Resultate in einfacher und verständlicher Form hervortreten zu lassen, ist sein einziges Streben, und in der treffenden, des Ausdrucks stets mächtigen Weise, womit ihm dies gelingt, zeigt sich ebenso wie in seiner Forschung die Klarheit seines Verstandes und die Sicherheit seiner Untersuchung. Insofern ist sein Styl individuell, als wir den Verfasser in demselben nicht verkennen; und während er überall durch Klarheit

gitized by Google

überzeugt, durch Geschmack anspricht, gelingt es ihm auch oft, wo Begeisterung und Wärme für seinen Gegenstand ihn beherrscht, uns aufs tiefste zu ergreifen, und das um so nachdrücklicher, als die Wirkung durch keine künstlich gemachten Mittel hervorgebracht, sondern ungesucht der inneren Erregung entsprungen ist.

Dieselbe Einfachheit und Abwesenheit jedes beabsichtigten und künstlichen Schmuckes zeigte auch Jahns mündlicher Vortrag; er wollte sachlich wirken, wahrhaft lehren und in die Arbeit des Denkens, des Theilnehmens an der gelehrten Arbeit des Lehrenden einführen, damit dem Zuhörer eine entsprechende Arbeit zugemuthet und ihm ein bleibender Besitz zu Theil werde. Daher entsprach der Vortrag lediglich der Thätigkeit des Denkens, auf welcher er beruhte, und sein Wesen war Einfachheit, Klarheit, Bestimmtheit; nach einem über den eigentlichen Zweck des Lehrens hinausgehenden oratorischen Schmuck der Rede, der vielfach mehr blendet wie erleuchtet, hat Jahn nie gestrebt. Aber grade auf jener Eigenthümlichkeit seines mündlichen Vortrags beruhte die Wirksamkeit und das Zutrauen, dessen sich Jahn als akademischer Lehrer erfreute; es beruhte ferner auf der vollendeten Humanität, dem lebhaften persönlichen Antheil, den Jahn an den Studien seiner Schüler nahm, und vermöge dessen er auch über die Vorlesungen hinaus berathend und unterstützend den Lernenden zur Seite stand, so daß mit einer großen Zahl seiner Zuhörer auch über die Universitätsjahre hinaus ein auf Pietät und dankbarem Vertrauen beruhendes Verhältniß fortbestand. Sein Streben war niemals darauf gerichtet, eine Schule zu bilden, und er liebte es nicht, seinen Namen zur Bezeichnung einer bestimmten Zahl seiner Anhänger angewendet zu hören; nach der bestimmten Individualität sollte sich, so war sein Grundsatz, Jeder entwickeln und das Feld seiner Thätigkeit sich wählen; des Lehrers Aufgabe betrachtete er als eine Allen in gleichem Maße gewidmete, die Gesetze wissenschaftlichen Forschens ausüben zu lehren, den Geist zu ernster und gewissenhafter Arbeit in Erforschung der Wahrheit anzuleiten, und was hierbei und bei aller nutzbringenden Thätigkeit unerläßlich, auf Tüchtigkeit und Festigkeit des Charakters hinzuwirken und die Ueberzeugung zu erwecken, daß wissenschaftliche Fragen in ihrem letzten Grunde auch sittliche seien. Und in dieser Hinsicht mochte wohl sein Einfluß ein besonders heilbringender sein, da er selbst in seinem graden und einfachen Wesen, seiner unverbrüchlichen Treue gegen sich und Andere, seiner unwandelbaren Festigkeit in der Behauptung des als wahr und recht Erkannten Denen, die sich ihm mit Vertrauen hingegeben hatten, als Vorbild in allem Streben und Denken vorschwebte. Das ließe sich noch weiter verfolgen, und die schönen menschlichen Seiten in Jahn zu betrachten würde nicht ohne Theilnahme des gleichgestimmten Lesers unternommen werden; wir verzichten hier darauf und begnügen uns, auf das eingreifende und ausgedehnte Wirken des Mannes hingewiesen und, wie wir hoffen, die Ueberzeugung auch den Fernerstehenden erweckt zu haben, daß unser Vaterland an ihm einen Mann verloren hat, dessen Beispiel und Wirksamkeit in Wissenschaft und Kunst die fruchtbarsten Erfolge für immer hervorgebracht, der, wenn einer, den Besten seiner Zeit genug gethan hat. H. D.

Nekrolog.

Galtz, Bogumil, philosophisch-pädagogischer Schriftsteller, † am 13. November in Thorn. Er war geboren am 20. März 1801 in Warschau, widmete sich zuerst der Landwirthschaft, dann aber ausschließlich seinen Studien, machte größere Reisen und hielt in den letzten Jahren an vielen Orten öffentliche Vorträge. Er war ein Idealist des wirklichen Lebens und wußte namentlich das Kleinleben poetisch zu durchgeistigen. Sein „Buch der Kindheit" (1847), „Jugendleben" (1852) und „Die Typen der Gesellschaft" (1860) zeugen von seiner scharfen Beobachtungsgabe und lebhaften Phantasie.

Kreuser, Johann, 40 Jahre lang Lehrer am Marcellengymnasium in Köln, durch seine verdienstlichen Schriften über kirchliche Baukunst und kirchliche Symbolik bekannt, † daselbst am 18. Oktober.

Sabbatini, Giovanni, italien. dramat. Schriftsteller, Bibliothekar des Staatsrathes, † Ende Oktober in Modena.

Neue Bücher.

Archiv für Literaturgeschichte. Von R. Gosche. 1. Bd. Leipzig, Teubner.

Deutsche Roman der Gegenwart. Vorlesungen von F. Kreyßig. Berlin, Nicolai.

Deutsche Schriftsprache und Grammatik, von L. Geiger. Frankfurt, Auffarth.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3. Thl. 3. Buch. 2. Abth. (Schluß). Braunschweig, Vieweg.

Lessing. Zur Erinnerung an denselben, von O. v. Heinemann. Leipzig, Hirzel.

Shakespeare. Die Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen. Von K. Simrock. 2. Aufl. Bonn, Marcus.

Physiologie und Medicin.

Künstliche Gliedmaßen. Wenn es der vorgeschrittenen ärztlichen Kunst gelingt, auch die schwersten Verwundungen zu heilen, so kann dies Resultat doch in vielen Fällen nur unter Verlust eines Gliedes erreicht werden, und der dem Leben Erhaltene verläßt das Lazareth als Krüppel. Oft selbst zur leichtesten Arbeit unfähig, ist er meist auf das Mitleid seiner Mitmenschen angewiesen und mehr oder weniger dem Elend verfallen. Keine größere Wohlthat könnte ihm erwiesen werden als ein einigermaßen zureichender Ersatz des verlorenen Gliedes, welcher ihm gestattet, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Aber die eigenen Mittel werden selten zureichend sein, diesen Ersatz zu beschaffen. Es liegt auf der Hand, daß hier für Vereine, Gemeinden und für den Staat nicht bloß eine humanitäre Aufgabe zu lösen, sondern auch ein volkswirthschaftlicher Zweck zu verfolgen ist. Und in richtiger Erkenntniß dessen haben die Vereinigten Staaten nach dem Kriege eine große Zahl künstlicher Glieder für die Unbemittelten anfertigen lassen. Dies Verfahren verdient gewiß alle Nachahmung, und gewiß hat der im Dienst des Vaterlandes Verstümmelte sogar ein Recht, vom Staate einen Ersatz seines verlorenen Gliedes zu fordern, so weit die Technik einen solchen ermöglicht hat. Die folgenden Zeilen sollen nun zeigen, wie weit die Herstellung künstlicher Gliedmaßen gediehen ist und was mit denselben geleistet werden kann.

Ehe zu dem künstlichen Ersatz eines Gliedes geschritten werden kann, muß zunächst vollkommene Verheilung der Wunde eingetreten sein. In den günstigsten seltenen Fällen kommt sie ohne Eiterung*) zu Stande: die Ränder des den Knochen ꝛc. bedeckenden Hautlappens heilen zusammen, wie eine einfache Schnittwunde, während Knochen-, Nerven- und Muskelstümpfe in mehr oder weniger festes Narbengewebe eingeschlossen werden. Meist jedoch kommt es an allen Theilen zur Bildung reichlichen Granulationsgewebes, und erst nach langdauernder Eiterung bildet sich eine Narbe aus, in der sich die Enden der Weichtheile und Knochen allmählig verlaufen. Diese sogenannten Stümpfe sind besonders im Anfange, wenn das Knochenende noch nicht durch Schwund die runde Gestalt angenommen, wie man sie nach langer Dauer beobachtet, sehr empfindlich und namentlich leicht zum Wiederaufbrechen geneigt. Es ist deshalb durchaus geboten, nicht zu früh an einen Ersatz zu denken und zur Schonung des Stumpfes die Befestigung der künstlichen Glieder stets so zu bewirken, daß die verheilte Wunde nirgends einem Drucke ausgesetzt ist. Eine zweite Forderung ist die, daß die künstlichen Extremitäten stets leichter als die natürlichen seien, da gleichzeitig mit der Abnahme des Gliedes auch die Muskeln, die Träger der die Bewegung hervorrufenden Kraft, verloren gingen und die Arbeitsleistung anderen Muskeln mit übertragen werden muß. Weitere Bedingungen sind genügende Festigkeit, Einfachheit und Dauerhaftigkeit der Prothese. Rechnet man dazu noch den Wunsch, möglichst auch in der Form das Verlorene zu ersetzen, so ist die Aufgabe, die an den Bandagisten gestellt wird, keine kleine; und interessant ist es, daß schon 1505 ein Waffenschmied für Götz von Berlichingen eine „eiserne Hand" nach dessen Angabe fertigte, die diesem gestattete, fortan noch Kriegsdienste zu leisten. Die Hand war durch eine hohle, mit Schnallen befestigte Schiene an dem Vorderarm befestigt, konnte durch Druck an einem Knopf etwas gebogen werden und war vollkommen aus Stahl gefertigt. Mittelst der anderen Hand bogen sich die einzelnen Fingerglieder, wobei ein Stahlzapfen in das am Gelenk befindliche gezahnte Rad einsprang und das Glied in der gegebenen Stellung fixirte. Durch Druck an einem andern Knopf streckten sich die Finger vermittelst einer Feder. Aehnlich war die Bewegung des Daumens, so daß Götz vollkommen sicher das Schwert halten konnte. Das hohe Gewicht — 3 Pfund — erforderte allerdings bedeutende Kraft beim Gebrauche, doch finden sich noch mehrere ähnliche Vorrichtungen, unter denen die Hand des Seeräubers Horuk (1510), die für Christian von Braunschweig (1622), und die des Soldaten La Violette (1700) die bekanntesten sind. — In diesem Jahrhundert konstruirte Balli eine Hand aus Blech, befestigte diese durch eine bis zum Oberarme reichende Hülse und ersetzte die Sehnen durch Darmsaiten in der Weise, daß beim Strecken des Vorderarms die gewöhnlich

*) S. Artikel Wundheilung, S. 629.

gebeugten vier letzten Finger gerade gerichtet wurden, während die Streckung des Daumens dann eintrat, wenn der Arm vom Körper weggbewegt wurde. — Wilson und Geißler erkannten die Nothwendigkeit, für besondere Zwecke verschiedene künstliche Hände zu fertigen, besonders zum Halten von Messer, Feder, Spiel-

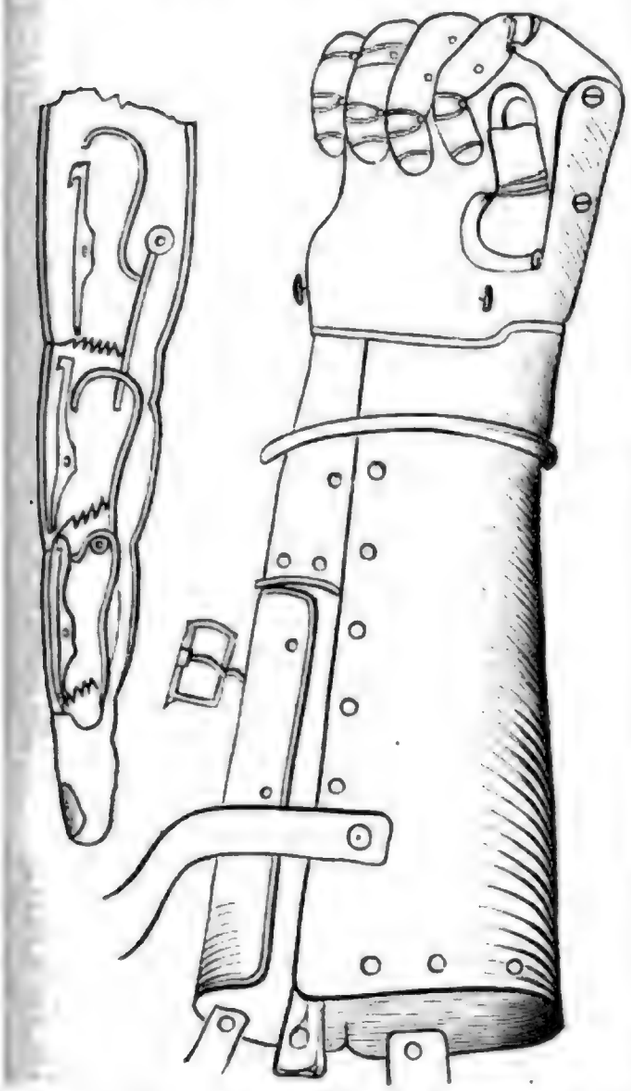


Fig. 1. Götz von Berlichingens eiserne Hand und einzelner Finger derselben.

karten ꝛc. Oft genügen aber auch schon weit einfachere Vorrichtungen, die das Erfassen bestimmter Gegenstände ermöglichen; so sah Verfasser einen Zimmermann, der das Beil und den Hammer in einer einfachen, am amputirten Vorderarme befestigten Lederhülse angesteckt hatte und geschickt das Werkzeug brauchte. — Ersatz für den verloren gegangenen Arm hat besonders Van Peetersen in der Weise geschafft, daß er nach Amputation am Oberarm den Stumpf in einer Hülse verbarg, an die sich die Nachbildung des Vorderarms und der Hand anfügte. Die einzelnen Bewegungen werden dadurch zu Stande gebracht, daß Darmsaiten, die einestheils an den betreffenden Gliedern, anderntheils an einem Korset befestigt sind, durch Verkürzung bei verschiedenen Stellungen des Stumpfes einen Zug ausüben und so den Widerstand von Federn, die sonst permanente Beugung veranlassen, überwinden. Wohl die höchste erreichbare Leistung ist die, welche der Arm und die Hand zeigen,

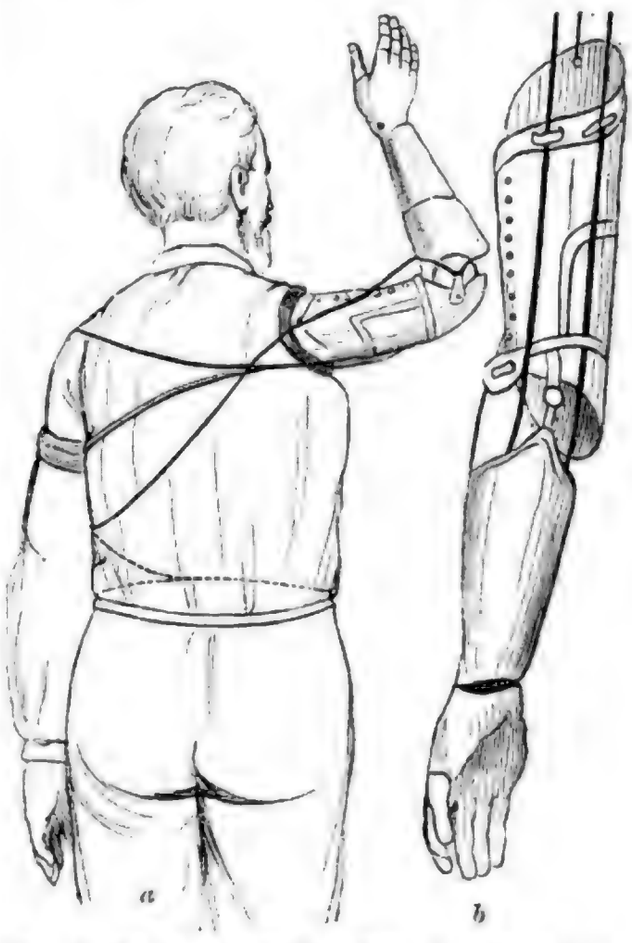


Fig. 2. Rogers künstlicher Arm nach Matthieu.

Die dunklen Linien auf der Oberarmhülse in Fig. 2 b stellen die Schnuren zur Herstellung von Pronation und Supination dar.

die für den Tenoristen Roger in Paris gefertigt wurden. Letzterem mußte der Vorderarm im Ellbogengelenk abgenommen werden, und das Wiederauftreten hing von der Beschaffung eines neuen Armes ab. Nach vortrefflichen Verbesserungen durch Charrière gelang es Matthieu, Rogers Bedingungen zu genügen Die Vorrichtung erlaubt zunächst jede Bewegung der Finger, des Handgelenks und des Vorderarms; es ist ferner möglich, mit der Hand die Brust und den Kopf zu erreichen, zu grüßen, den Arm zu strecken ꝛc., besonders aber bei feststehendem Oberarme den Handteller nach aufwärts oder abwärts zu drehen (Pronation und Supination), sowie eine selbstständige Streckung des Zeigefingers auszuführen. Als Material dieses sehr leichten

Apparats (cirka 350 Gramm) verwendete Matthieu theils Aluminium, theils Stahl, theils leichtes Holz, und erreichte die verschiedenen Bewegungen durch Darmsaiten, die theils an der entgegengesetzten Schulter, theils am gesunden Oberarme, theils an einem Leibgürtel befestigt sind und mittelst Heben ꝛc. der betreffenden gesunden Theile die gewünschte Stellung hervorrufen. Die Drehung des Vorderarms und der Hand wird durch eine rechtwinkelig zur Axe des Armes stehende feste Scheibe bewirkt, indem an excentrisch gelegenen Punkten derselben die außerhalb

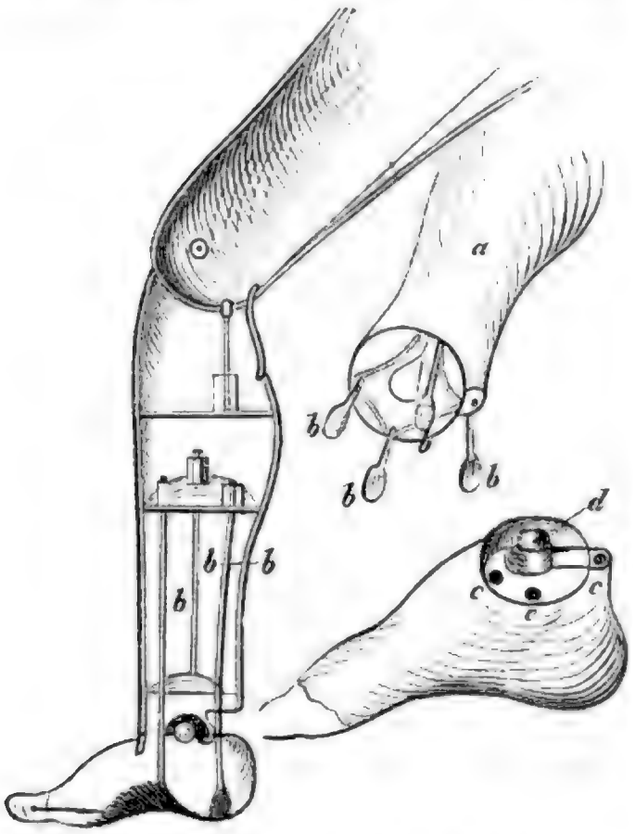


Fig. 3. Dr. Bly's anatomisches Bein.

a Unterschenkelstück. b b Kautschukstränge für das Fußgelenk. c c Anheftestellen für dieselben am Fußstück. d Glaskugel.

des Oberarms verlaufenden Saiten angreifen. Eine derselben ist stets geknickt, die andere gespannt; gleicht sich die Knickung der einen aus, so nimmt die andere diese Lage ein und die Bewegung kann daher sofort umgekehrt werden. Beaufort konstruirte 1860 den sogenannten künstlichen Arm mit Selbstbewegung, für Oberarmamputation bestimmt; durch von Béchart weiter ausgeführte Verbesserungen ist es gelungen, die Mechanismen für Druck und Zug wegzulassen und die Bewegungen theilweise zu instinktmäßigen zu machen, indem Veränderungen in der Körperhaltung entsprechende Stellungsänderungen im künstlichen Gliede herbeiführen. Immerhin ist auch diese Form höch komplicirt und leistet noch nicht das, was man sich anfangs davon versprach. In neuester Zei sind wegen ihrer trefflichen Ausführung namentlich die künstlichen Arme von Gremmel und Komp., für Amputation des Vorderarmes die Vorrichtungen von Kölbe und der Gildea'sch

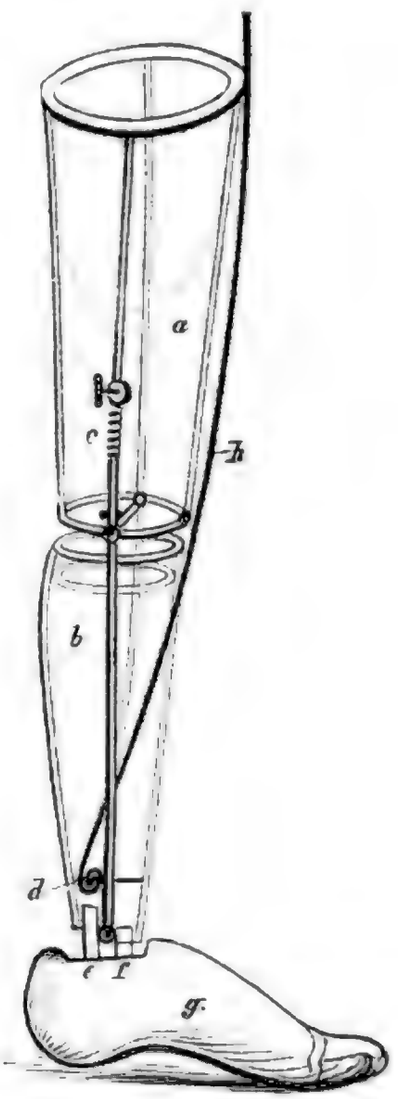


Fig. 4. Schema für Reichels künstlichen Fuß

a Oberschenkelstück (unten abgerundet). b Unterschenkelstück. c Feder zum Fixiren des Kniegelenkes. d Feder zur Streckung des Unterschenkels. e und f Kautschukfedern. g Fußstück. h Riemen nach dem Beckengurt führend.

künstliche Arm (für Amputationen in der Nähe des Handgelenkes) in mannichfache Verwendung gekommen. Im Princip stimmen alle diese Apparate mit den beschriebenen überein.

War es bis jetzt der Technik noch nicht vergönnt, für die verlorenen oberen Extremitäten wirklich befriedigenden Ersatz zu liefern, so ist in Bezug auf Ersatz der unteren wahrhaft Großes geleistet worden. Man erreichte es in der That gleichzeitig die Verstümmelung unkenntlich zu machen und die Funktionen des verlorenen Theiles

fast vollkommen zu ersetzen. Früher griff man nur zu Krücke oder Stelzfuß, und noch jetzt findet sich selbst bei Aerzten die irrige Meinung, es sei letzterer namentlich für ärmere Leute immerhin noch das beste Ersatzmittel. Die Erfahrung hat jedoch bewiesen, und von namhaften Chirurgen wird es bestätigt, daß die Stelze wohl in etwas Hülfe, keineswegs aber irgend vollkommenen Funktionsersatz gewähren kann, da der Amputirte wenigstens zu schweren Arbeiten nicht fähig ist. Der Hauptgrund hierfür liegt darin, daß es unmöglich ist, die Last auf das gesunde und das mit der Stelze versehene Bein gleich zu vertheilen, so daß dem gesunden Fuße unverhältnißmäßige Anstrengung zugemuthet werden muß. Ist einmal die Kenntniß der Leistungsfähigkeit künstlicher Beine allgemeiner bekannt, so wird auch der Kostenpunkt, der bis jetzt immer zu Gunsten des Stelzfußes betont wurde, an keine Schwierigkeit stoßen.

Das erste künstliche Bein wurde von Mann in Yorkshire aus Kork verfertigt, bald jedoch verdrängte das von Pott konstruirte (für den Marquis von Anglesey, der in der Schlacht bei Waterloo seinen Fuß verlor) die Anwendung des ersteren, bis neuere amerikanische und englische Bandagisten abermals Verbesserungen anbrachten. Es ist bei dem geringen Raum, über welchen wir zu verfügen haben, nur möglich, über die vollkommensten Apparate zu berichten. Wesentlich ist es bei ihnen, daß die Bewegung im Knie und im Fußgelenk vorzüglich nachgeahmt wurde. Findet erstere nicht Statt, wie es bei dem gewöhnlichen Stelzfuße der Fall ist, so ist der Betreffende genöthigt, mit steifem Beine zu gehen. Dies verunstaltet den Gang, indem dann der künstliche Fuß einen Bogen nach außen beschreiben muß, während er normaler Weise beim Pendeln nach vorn sich verkürzt, um den Boden nicht zu streifen. Das Gleichgewicht muß bei solchem fehlerhaften Gange durch Seitwärtsbeugen der gesunden Körperhälfte hergestellt werden, und damit ist eine zweite Verunstaltung und namentlich bei jungen Individuen die Gefahr einer dauernden Verkrümmung veranlaßt. Wendet man bloß eine Stelze für den Unterschenkel an, so muß die Stützung derselben im Kniegelenk erfolgen, und es ragt daher das amputirte Ende nach hinten hinaus, was einerseits entstellend und lästig, andrerseits auch gefährlich für den Stumpf ist.

Dr. Bly in Rochester konstruirte ein künstliches Bein, welches er „anatomisches" nannte, da bei ihm die Bewegung nicht durch Metallfedern, sondern durch komprimirten Kautschuk hervorgebracht wird, der nach Art der Muskeln sich geräuschlos und allmählig zusammenzieht und eine enorme Festigkeit besitzt. Es ist für den amputirten Oberschenkel bestimmt und eine leichte, hohle Hülse umschließt zunächst den Stumpf. Das Unterschenkelstück ist ebenfalls hohl und von zwei horizontalen Platten durchsetzt, von denen die oberste einen Kautschukstrang nach dem künstlichen Oberschenkel schickt, während die tiefer befestigte Platte zur Befestigung von vier Kautschuksträngen dient, die das Fußstück halten, welches aus leichtem Holz besteht, mit Kautschuk gepolstert und durch ein Glaskugelgelenk mit dem Unterschenkel in Verbindung gebracht ist. — Das Gehen erfolgt in der Weise, daß beim Aufrechtstehen der obere Strang sich spannt; übernimmt dann der gesunde Fuß die Last des Körpers, so zieht sich der Kautschuk zusammen und hebt den Unterschenkel, während die ganze Vorrichtung vom Amputationsstumpfe nach vorn geschleudert wird. Beim Auftreten tritt je nach Beschaffenheit des Bodens Drehung nach vorn, hinten oder nach den Seiten ein. Das Gewicht beträgt 4—7 Pfund.

Nach dem letzten schleswig-holsteinischen Kriege bekam Professor Esmarch in Kiel die Aufgabe, künstliche Glieder zu konstruiren. Er vermied die Belästigung des Oberschenkelstumpfes dadurch, daß der Kranke auf einem starken eisernen Ringe sitzt, der den Oberschenkel in der Höhe des Sitzknorrens genau umgibt und mit Flanell und Kautschuk gepolstert ist — eine Aenderung, die bereits Gärtner in Dresden anbrachte. Ein Leibgürtel hält diese Vorrichtung und zieht sie nach oben. An dem Ring sind drei nach dem Unterschenkelstück führende Stahlstäbe befestigt, zwischen denen, vollkommen frei, der Stumpf liegt. Vorn ist ein Lederpolster, gegen welches der Stumpf beim beabsichtigten Heben andrängen soll. Der Unterschenkel artikulirt durch ein Charniergelenk, besteht aus leichten Weidenholzstäben und ist mit Leder überzogen. Der Fuß steht durch ein Kugelgelenk mit ihm in Verbindung, wodurch freie Bewegung nach allen Seiten ermöglicht wird; der Zehentheil ist derart beweglich, daß er beim Heben der Ferse gebeugt und durch Spiralfedern wieder gestreckt wird. Im hohlen Unterschenkelstück befindet sich eine Federvorrichtung, durch welche die Beugung des Knies und die Streckung des Fußes bewirkt werden. Der Preis ist circa 40 Thlr. — Eine sehr gute Leistung ist auch die des Bandagisten Reichel in Leipzig, welcher uns die Beschreibung der von

ihm angegebenen Vorrichtung gestattete. Von dem obersten Stützringe aus gehen vier Stahlschienen, deren innere und äußere durch eine Metallaxe verbunden sind, die das Unterschenkelstück trägt. Letzteres kann durch eine Feder festgestellt, durch Zug an einem seitlich angebrachten Knopf aber der freien Bewegung zugänglich gemacht werden. Am unteren Theile des Unterschenkels findet sich eine zweite, mit einer kräftigen Bandeisenfeder umschlungene Axe, deren Ende mit einem vorn über dem Oberschenkel verlaufenden, am Beckengurt befestigten Riemen in Verbindung steht. Ein Schleudern des beweglich gemachten Unterschenkels ist wegen der noch immer drückenden Feder nicht möglich. Das hölzerne, ebenfalls mit Zehenbiegung versehene Fußstück gliedert durch zwei zolldicke Kautschukfedern, deren hinterste die Ferse immer etwas tiefer drückt, als die vordere es mit dem Fuße thut, um das Schleifen des Fußes auf der Erde zu vermeiden. Der Preis ist cirka 40 Thlr.; ähnliche Vorrichtungen nur für den Unterschenkel kosten 20—25 Thlr.

Bei den sämmtlichen hier beschriebenen Gliedern wird die Form durch Lederumhüllungen in möglichst vollkommener Weise nachgeahmt, so daß es auf den ersten Blick oft nicht möglich ist, den Verlust zu erkennen.

Aus diesen Beschreibungen läßt sich gewiß leicht erkennen, wie kleinere Verluste, z. B. des Unterschenkels, Fußes ꝛc., gedeckt werden; es ist aber noch nicht gelungen, für die Exartikulation im Hüftgelenk, also wenn es zum vollkommenen Verluste des Beines kommt, eine genügende Vorrichtung zu schaffen. Einige Winke hierfür hat jedoch Hermann in Prag gegeben.

Dr. Otto Barth.

Uebertragbarkeit der Tuberkulose und Perlsucht. Bei der eminenten Wichtigkeit dieses Themas für den Gesundheitszustand der Menschheit fügen wir unseren früheren Berichten die folgenden Mittheilungen hinzu, welche Gerlach über seine Untersuchungen auf der Thierarzneischule in Hannover erstattet hat (Jahresbericht). Diese Untersuchungen bestätigten die von Villemin gefundene Impfbarkeit der Tuberkeln (vergl. Ergbl. Bd. III, S. 169), aber Villemins Annahme, daß die Tuberkulose zu den virulenten Krankheiten gehöre und sich den Pocken, dem Scharlach, der Syphilis und dem Rotz anschließe, findet Gerlach trotz der Uebertragbarkeit der Tuberkeln von Menschen und Affen auf Kaninchen nicht begründet. Vielmehr bestätigen seine Versuche die Erzeugung der Tuberkeln bei Kaninchen auf traumatischem Wege. Die Tuberkelbildung erfolgt demnach bei Kaninchen nach einer auf traumatischem Wege erzeugten und unterhaltenen Eiterung wie auch nach Impfungen nicht tuberkulöser thierischer Substanzen, sobald es zur Verkäsung an der Impfstelle, namentlich in den Lymphdrüsen im Bereich der Wunde resp. Impfstelle kommt. Es bestätigen sich also die Resultate Cohnheims, über welche wir Bd. IV, S. 621 berichtet haben. Die verkästen Lymphdrüsen bilden hier den Mutterboden der Tuberkeln, den Herd der Selbstinfektion. Alles, was solche Drüsenverkäsung erzeugt, legt den Grund zur Tuberkelbildung.

Kaninchen und Meerschweinchen sind nicht geeignet, über die specifische und wirklich kontagiöse Natur der Tuberkeln zu entscheiden, weil bei ihnen eine anhaltende traumatische Reizung schon Verkäsungsprozesse in den benachbarten Lymphdrüsen erzeugt. Hierin ist der Grund der oft sehr abweichenden Resultate zu suchen, welche die Experimentatoren erhalten haben. Diejenigen, welche nur Kaninchen und Meerschweinchen benutzten und nur Tuberkelmaterie geimpft haben, schlagen die specifisch kontagiöse Natur der Tuberkulose sehr hoch an, und Diejenigen, welche sich mit ihren Kontrolversuchen auf diese Thiergattung beschränkt haben, unterschätzen die specifische und infektiöse Natur der Tuberkulose.

Bei Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen, Schweinen und Hunden gelingt es nicht, auf traumatischem Wege einen Verkäsungsprozeß in den Lymphdrüsen zu erzeugen, wenn man auch eine längere Eiterung unterhält. Und bei allen diesen Thieren ist denn auch auf traumatischem Wege keine Tuberkulose zu erzeugen, während es bei Kaninchen und Meerschweinchen ziemlich sicher gelingt. Auch Tuberkelstoffe wirken bei ihnen sehr unsicher, und zuweilen werden Tuberkelmassen vergeblich unter die Haut gesetzt. Hierin liegt der Hauptbeweis, daß die Tuberkelinfektion durch Impfung hauptsächlich mit auf einem lokalen Verkäsungsprozeß beruht.

Bei Kaninchen und Meerschweinchen wird durch Einimpfung der Tuberkelmaterien sicherer und in viel höherem Grade Tuberkulose erzeugt als auf traumatischem Wege; durch Einimpfung der Tuberkelmaterien können aber auch bei den Hausthieren Tuberkeln erzeugt werden, bei denen die Neigung zur Verkäsung keine besondere Eigenthümlichkeit ist, bei den auf gewöhnlichen traumatischen Wegen und durch verschiedene andere nicht tuberkulöse Substanzen keine Tuberkeln zu erzielen sind. Hieraus ergibt sich eine gewisse

specifische Wirkung der Tuberkelmaterie, welche nun auch durch die weiteren Arbeiten Gerlachs über die Perlsucht erhärtet wird.

Gerlach fand bei der Perlsucht des Rindes neben der eigenthümlichen Knotenbildung auf den serösen Häuten stets zugleich tuberkulöse Entartung der Lymphdrüsen, Tuberkeln und Verkäsungen in den Lungen. Dies weist auf einen gewissen Kausalnexus zwischen Perlsucht und Tuberkulose hin und bestimmte den Verfasser besonders auch, beide Krankheiten im Wesentlichen für identisch zu halten. Die Impfversuche, welche zunächst weiter verfolgt wurden, ergaben eine intensive Infektionsfähigkeit, die überraschendsten Resultate aber lieferten die Fütterungsversuche (vergl. Bd. V, S. 39) mit Milch von einer perlsüchtigen Kuh (vergl. Bd. VI, S. 291). Sie wurden mit einem Kalb, einem Schweine, einem Schaf und zwei Kaninchen angestellt und ergaben bei der Obduktion wesentlich dieselben anatomischen Abnormitäten, in allen Fällen Schwellung und in vier Fällen weitere tuberkulöse Degeneration der Mesenterialdrüsen, in allen Fällen graue Miliartuberkeln in den Lungen, dabei zugleich zweimal im Darm und einmal in der Leber. Einem Zufall können diese wesentlich übereinstimmenden pathologischen Bildungen wohl nicht zugeschrieben werden, wie sehr man sich auch gegen die traurige Wahrheit sträuben möge, und zwar um so weniger, als die erwähnten pathologisch-anatomischen Zustände bei Schweinen kaum, von Schafen und Ziegen aber noch gar nicht bekannt sind.

Wir können also nicht anders, als die anatomischen Befunde bei den Versuchsthieren der Milch von der schwindsüchtigen Kuh zuzuschreiben, und werden hierbei noch weiter durch einen Versuch unterstützt, in welchem ein mit den Knoten einer perlsüchtigen Kuh gefüttertes Schwein genau dieselben anatomischen Veränderungen der Mesentrialdrüsen und an den Lungen zeigte. Die Milch von schwindsüchtigen (perlsüchtigen) Kühen ist nicht bloß schädlich überhaupt, sie ist specifisch schädlich und erzeugt dieselben pathologischen Neubildungen, sie ist infektiös. Vergleicht man die übereinstimmenden pathologischen Befunde bei den verschiedenen Versuchsthieren mit den bekannten klinischen Krankheitsformen, so bieten sie einerseits eine Uebereinstimmung mit der Perlsucht der Rinder und andererseits mit der Tuberkulose, wie sie bei Menschen und Affen am ausgeprägtesten auftritt, sie liefern also einen weiteren Beweis für die wesentliche Gleichheit beider Krankheitsformen.

Bisher galt die Perlsucht in sanitätspolizeilicher Beziehung für eine unschuldige Krankheit. Früher, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts freilich hielt man sie für Syphilis des Rindes und nannte sie Franzosenkrankheit. So lange diese Ansicht herrschte, hatte man in Deutschland eine Scheu vor der Krankheit, man verschmähte das Fleisch, ja der Schlächter selbst rührte das Rind nicht wieder an, wenn er Knoten gefunden hatte, er reinigte sich sorgfältig und überlieferte das Fleisch mit den benutzten Schlachtinstrumenten dem Abdecker. Wäre von dieser alten Sorgfalt im Schlächtergewerbe nur noch der Schatten geblieben, so könnten wir wohl auf Kontrole der Schlachthäuser verzichten. Als man erkannt hatte, daß die Perlsucht keine Syphilis ist, hielt man das Fleisch für unschädlich und 1785 wurde der Genuß desselben in Preußen erlaubt. Von dieser Ansicht müssen wir wieder zurückkommen, denn wollte man auch auf das Resultat der Fütterungsversuche mit Knoten selbst noch kein großes Gewicht legen, so kann man doch nimmermehr das Fleisch von perlsüchtigen Kühen für unschädlich halten, wenn deren Milch entschieden schädlich ist.

An eine Schädlichkeit der Milch von perlsüchtigen Kühen hat man bisher noch viel weniger geglaubt. Welches Unheil aber durch solche Milch in der Menschheit, besonders in der Kinderwelt angerichtet wird, davon bekommt man an der Hand der mitgetheilten Versuchsresultate eine Ahnung, wenn man die Milchwirthschaften vor den Thoren großer Städte betrachtet.

In diesen Wirthschaften werden nur milchende Kühe gehalten und hauptsächlich mit Küchenabfällen ernährt, welche die Rückfracht der Milchwagen aus der Stadt bilden. Kühe, die frischmilchend oder hochträchtig sind, werden gekauft, abgenutzt und dann dem Schlächter übergeben. So oft Gerlach diese Ställe durchmusterte, fand er fast immer perlsüchtige Kühe darin, wenn auch oft noch ohne auffällige Abzehrung; bisweilen erschien mehr als die Hälfte des Viehbestandes der Perlsucht verdächtig. Dies ist auch sehr erklärlich, weil in der Regel nur ältere und vor allen Dingen die Kühe ausrangirt und frischmilchend an die Milchwirthschaften verkauft werden, welche bei gutem Futter nicht mehr recht gedeihen und sich durch Husten der Perlsucht verdächtig machen.

In diesen Milchwirthschaften stehen die Ammen der meisten Kinder in großen Städten.

Für die Praxis ergeben sich nach obigen Resultaten folgende Grundsätze: Es muß nachdrücklich

auf Verminderung resp. Ausrottung der Perlsucht bei dem Rindvieh gehalten werden. Immer schon lag dies im ökonomischen Interesse der Landwirthe, jetzt liegt es aber auch im Sanitätsinteresse. Möglich ist dies, weil die Perlsucht gewöhnlich angeerbt oder mit der Milch angefüttert wird. Stammbücher anlegen, aus gesunden Familien züchten und nur aus diesen die Milch als Nahrungsmittel für die Zuchtkälber verwenden, das sind die Grundbedingungen, die Perlsucht aus den Viehställen zu verbannen.

Das Fleisch von perlsüchtigen Rindern muß von der menschlichen Nahrung wieder ausgeschlossen werden. Unter allen Umständen darf der Genuß des rohen Fleisches nicht mehr gestattet werden. Ob und in wie weit die Schädlichkeit durch Kochen und Braten zu beseitigen ist, muß noch erst durch weitere Versuche festgestellt werden.

Die Kühe dürfen fortan nicht mehr als Ammen dienen, wenn ihr Gesundheitszustand nicht festgestellt ist. Leider ist die Perlsucht erst erkennbar, wenn sie einen gewissen Grad erreicht hat; deshalb wird es immer an Sicherheit fehlen, wenn nicht die Abstammung aus Heerden festgestellt werden kann, in denen die Perlsucht fremd ist. Ziegen leiden nach den bisherigen Erfahrungen nicht an Perlsucht und sind deshalb bessere Ammen.

Die Milchkur, das methodische Trinken der rohen Milch, wo möglich warm von der Kuh, ist bedenklich geworden und darf nur noch stattfinden, wenn man sich von dem Nichtvorhandensein der Perlsucht überzeugen kann.

Was von der Milch schwindsüchtiger Kühe nachgewiesen ist, läßt sich natürlich von der Milch schwindsüchtiger Frauen präsumiren.

Recht deutlich zeigen diese Versuche Gerlachs, wie nothwendig die Errichtung von Schlachthäusern ist; wo sie trotzdem noch nicht bestehen, macht sich das Sanitätswesen einer Unterlassungssünde schuldig, die schwerer ist, als Viele zu glauben geneigt sind*).

*) Erwähnung verdient, daß bei Gelegenheit eines der Versuche mit Milchfütterung durch Zufall konstatirt werden konnte, daß Aphthenseuche durch Milch übertragbar ist und daß solche Milch eine direkte schädliche Wirkung auf den Verdauungsweg ausübt. Sie darf in sanitätspolizeilicher Beziehung nicht unberücksichtigt bleiben.

Nekrolog.

Heymann, Friedrich Moritz, berühmter Augenarzt, geboren am 24. Mai 1828 in Schneeberg, † am 21. Oktober in Dresden.

Schmalkes, Gottfried, Gründer des sächsischen israelitischen Hospitals in Teplitz, in wissenschaftlichen Kreisen hoch geschätzter Arzt, † am 28. Oktober in Jamlaken, 63 Jahre alt.

Neue Bücher.

Choleragift, das. Von G. Schmid. Leipzig, Fr. Fleischer.

Galvano-Chirurgie, die, von B. v. Bruns. Tübingen, Laupp.

Pilz-Regulativ. Gesundheitslehre für Jedermann. Von E. Hallier. Jena, Mauke.

Botanik.

Dendrologie. Die Zahl der bei uns im Freien kultivirten Bäume, Sträucher und Halbsträucher hat sich in der neueren Zeit, namentlich durch die Einführungen aus Nordasien und Nordamerika außerordentlich vermehrt. Dabei herrschte seit lange in fast allen Baumschulen hinsichtlich der Namen der Pflanzen eine traurige Verwirrung und die bezüglichen Werke, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen könnten, waren veraltet. Seit Loudons berühmtem Arboretum und Fruticetum britannicum war bei uns nur die 2. Auflage von Willdenows „Berlinischer Baumzucht" 1811 und Hayne's „Dendrologische Flora von Berlin" 1822 erschienen. Kein Wunder, daß man sich nur allzu häufig neueren Nutz- und Zierhölzern gegenüber in der größten Verlegenheit sah und bei den zahlreichen, sehr oft von der Spekulation geschaffenen Synonymen der Kataloge vergebens Aufklärung suchte. Das Uebel war allgemein erkannt, aber Hülfe schwer zu schaffen, selbst die königliche Landesbaumschule in Sanssouci und Altgeltow bei Potsdam scheint den großen Schwierigkeiten gegenüber in ihrem Bestreben, eine wissenschaftliche Dendrologie mit einer Mustersammlung zu schaffen, erlahmt zu sein. Professor Koch von der berliner Universität hatte darauf bezügliche Aufträge erhalten und von seinem vielversprechenden

„Hortus dendrologicus“, welcher alle Gehölze, die in Europa, Nordasien und Nordamerika wild wachsen und beschrieben sind, berücksichtigen sollte, erschien 1853 das erste und bald darauf das zweite Heft. Weiter ist das Werk indeß nicht gediehen, Koch schied aus seiner Stellung und suchte nun die begonnene Arbeit auf andere Weise zu fördern. Seine Reisen und seine Verbindungen mit den größten Instituten Europa's sicherten ihm die Beherrschung des enormen Materials, und als die Frucht so langjähriger und umfassender Studien liegt nun ein Werk*) vor, welches der Gärtnerei und Landwirthschaft die wesentlichsten Dienste leistet. Der erste Band, welcher bis jetzt erschienen ist, enthält die Polypetalen, bringt eine genaue Beschreibung der Arten und Varietäten und als willkommene Zugaben zahlreiche biographische Notizen über die in den Pflanzennamen genannten Personen. Was uns aber ganz besonders fesselt und worauf wir hier näher eingehen wollen, das sind die höchst interessanten Ansichten, die Koch, gestützt auf eine fast vierzigjährige Beobachtung lebender Pflanzen über die Tagesfrage, die Darwinsche Lehre, entwickelt. Man wird zugeben müssen, daß denselben besonderes Gewicht beizulegen ist, da die Beobachtungen sowohl die Pflanzen im natürlichen Zustande, in der Freiheit, als auch unter den Einflüssen der Kultur und der gärtnerischen Zucht betreffen. Wie groß diese letztern sind, zeigte sich bei der Bereisung der Parks, Anlagen und Baumschulen im Westen und Süden unseres größeren Vaterlandes. Direkt aus ihrer Heimat eingeführte Pflanzen erhalten in der Aussaat oder überhaupt in der Vermehrung oft schon im Verlauf von zwei und drei Jahrzehnten ein abweichendes Ansehen. Hat sich aber einmal eine Abweichung von der ursprünglichen Form gebildet, ist so zu sagen der bis dahin scheinbar geschlossene Kreis der Formen einmal durchbrochen, so mehren sich auch, man möchte wirklich sagen, von Jahr zu Jahr, die Formen. Dagegen erhalten sich einzelne Gehölze, und wenn sie noch so lange in der Kultur sich befinden, wiederum mit großer Zähigkeit in der ursprünglichen Form und scheinen gar nicht aus dieser herauszugehen. Wo aber einmal neue Formen entstanden sind, wirken diese nun auch noch geschlechtlich auf einander und so vermehrt sich ihre Zahl immer weiter. Bei einigen Arten ist dieser Prozeß schon so weit gediehen, daß es außerordentlich schwierig wird, eine durchgreifende Diagnose, welche für alle Formen paßt, aufzustellen. Selbst das bis dahin sicherste Merkmal kann verschwinden, und wie es oft genug geschehen ist, verführen diese Formen zur Aufstellung neuer Arten und Genera. Ein zwergartiges Taxodium mit anliegenden Blättern, bei welchem außerdem noch die unfruchtbaren Samen an den Seiten zu Flügeln auswachsen, veranlaßte Endlicher für diese Form, deren Abstammung er nicht kannte, das Genus Glyptostrobus aufzustellen.

Noch schwieriger macht die Erkenntniß der Gehölze, zumal solcher, die sich schon seit einigen Jahrhunderten in Kultur befinden, daß sie mit nahe verwandten Arten bisweilen eine Kreuzung eingegangen, und daß dadurch eine Reihe von Blendlingen entstanden ist, die bald der Mutter, bald dem Vater ähnlicher sind. Es haben sich dann später oft noch so viele Formen gebildet, daß ein vollständiger Uebergang von der einen Art zur anderen vorhanden ist, aber auch eine genaue Unterscheidung zwischen beiden Arten geradezu unmöglich gemacht wird. In diesem Fall bleibt für eine Diagnose der ursprünglichen Arten nichts übrig, als Exemplare aus dem Vaterlande kommen zu lassen und zu studiren. Für intermediäre Blendlingsformen selbst eine durchaus passende Beschreibung anfertigen zu wollen, ist in vielen Fällen unmöglich, insofern man nicht das Individuum und dessen ungeschlechtliche Nachkommen, wie es in Betreff unserer Obstarten der Fall ist, als solche beschreibt.

Manche Pflanzen verlangen zur Feststellung ihrer specifischen Natur eine durch viele Jahre fortgesetzte Beobachtung. Man muß bisweilen wiederholt Aussaaten machen und außerdem dieselbe Art unter den mannichfachsten Verhältnissen beobachten, um ihren Formenkreis nur einigermaßen in seiner Vollständigkeit zu erkennen und so die Möglichkeit einer richtigen Diagnose zu erreichen. Hier bietet sich eine Aufgabe für neu zu gründende Institute, welche neben den bereits bestehenden pflanzenphysiologischen die Botanik und die Naturwissenschaft überhaupt ungemein fördern würden. Derartige Versuchsstationen sind um so wünschenswerther in einer Zeit, wo Darwin und in noch höherem Grade Nägeli sich gegen die Existenz bestimmter und nicht aus ihrem Formenkreis herausgehender Arten ausgesprochen haben.

Nägeli ist viel weiter gegangen als Darwin,

*) Dendrologie, Bäume, Sträucher und Halbsträucher, welche in Mittel- und Nordeuropa im Freien kultivirt werden. Kritisch beleuchtet von Karl Koch. 1. Thl. Die Polypetalen. Erlangen bei Enke 1869.

nach ihm befinden sich alle Pflanzen in einer fortwährenden Umänderung. Die am meisten in ihren Formen sich erhaltenden Pflanzenkomplexe — wenn man das Wort Art nicht gebrauchen will — sind für ihn nur Formen oder Abarten ersten Grades. Von hier nimmt er eine Reihe von Abstufungen bis zum Individuum an, was sich schließlich ebenfalls von jedem andern Individuum derselben Formenreihe, wenn auch nur in sehr geringem Grade — unterscheidet. Nägeli hat für seine Behauptung allerdings interessante Versuche mit lebenden Pflanzen angestellt, weniger aber hat er Erfahrungen gebildeter Gärtner und anderer Praktiker in dem Maße wie Darwin benutzt. In Betreff einer früheren Arbeit über die wandelbaren Cirsien ist er uns die Aufklärung über die Ursachen schuldig geblieben. Jetzt begründet er seine Hypothese, daß es auch in unserer Zeit keine Arten gibt, auf eine Pflanzengruppe, welche nach Koch am wenigsten dazu geeignet ist, auf die Hieracien. Er nimmt a priori botanische Arten, wie sie von Einigen aufgestellt worden sind, als solche an und glaubt durch Nachweisung zahlreicher vorhandener Uebergänge seine Ansicht bewiesen zu haben. Koch ist der Ansicht, daß Nägeli wohl zu andern Resultaten gelangt sein würde, wenn er noch mehre Jahre hindurch seine Aussaaten fortgesetzt hätte. Wir wissen, sagt er, daß einestheils manche Pflanzen einen großen Formenkreis besitzen, in welchem sie sich bewegen und anderntheils geneigt sind, mit Verwandten Kreuzungen einzugehen. Zu diesen letztern gehören gewiß die Cirsien, zu den ersten hingegen die Hieracien. Bei den Cirsien sind die Blendlinge in der Regel unfruchtbar und verlieren sich meist ebenso schnell wieder, als sie erschienen waren; bei den Hieracien scheint dies nicht der Fall zu sein. Die Formen (möglicher Weise auch die Blendlinge) haben keimfähige Samen, welche zum Theil durch Befruchtung mit Pollenschläuchen einer andern Form derselben Art wiederum neue Formen bilden, zum Theil aber auch in die ursprüngliche Form mehr oder weniger zurückfallen können.

Untersuchungen zur Aufklärung dieser Thatsachen verlangen vor Allem die größte Genauigkeit und den Ausschluß jeder Möglichkeit einer fremden Befruchtung. Wenn man aber auf solche Weise möglichst viele Generationen erzieht, so wird man schließlich gewiß die Art in ihrer ursprünglichen und damit wenig oder kaum wandelbaren Form auch von Neuem erhalten und eine sichere Grundlage gewonnen haben.

Versuche mit unserer gewöhnlichen Gartenaster und mit der Sonnenblume ergaben das Resultat, daß alle Formen, wenn auch erst nach sechs, acht und zehn Jahren zu dem einen ursprünglichen Typus zurückgehen und diesen dann mit einer gewissen Zähigkeit auch festhalten. Die Gärtner suchen bei ihren Aussaaten die Formen festzuhalten, welche am meisten vom ursprünglichen Typus abweichen, um so neue Handelspflanzen zu gewinnen, der Naturforscher aber muß grade das Gegentheil thun und nur Samen von solchen Formen zur weitern Aussaat wählen, welche am wenigsten abweichen und von denen er glaubt, daß sie dem ursprünglichen Typus am nächsten stehen.

Formen der Blendlinge, welche in der Natur von selbst sich bilden, sind keineswegs so hartnäckig wie solche, die nach langen Jahren und nach einem bestimmten Princip des Gärtners gezüchtet sind und mehr oder weniger konstant gemacht wurden, oder wie solche, welche aus früherer Zeit überliefert wurden. Aesculus carnea, Mangold und die beiden Spinatsorten sind beispielsweise solche ziemlich konstant gewordene Formen respektive Blendlinge aus früheren Zeiten; während man noch vor 10, 15 und 20 Jahren die Blutbuche und die Pyramideneiche nur auf ungeschlechtlichem Wege vermehrte, säet man jetzt den von ihnen gewonnenen Samen und erhält an einigen Orten, wo man nach einem bestimmten Princip verfährt, 40—80% gute Sämlinge, während die Hälfte oder sogar nur ¼ zurückschlägt, d. h. zur gewöhnlichen Buche oder Eiche wird. Setzt man dergleichen Aussaaten korrekt fort, so wird man sicher nach 40—50 Jahren Blutbuche und Pyramideneiche konstant erhalten. Aus der „angehenden Art" ist dann scheinbar eine wirkliche Art geworden. Jeder Botaniker, der ihre Geschichte nicht kennt, wird dann die Blutbuche und die Pyramideneiche für gute Arten halten und als solche beschreiben. Man wird selbst Mühe haben und Jahrzehnte den entgegengesetzten Weg verfolgen müssen, um endlich die ursprünglichen Formen durch Aussaat wieder zu erhalten. Auf ähnliche Weise haben wir gewiß manche Arten erhalten, die ursprünglich aus Formen hervorgegangen sind. So wurde Podocarpus koraianus als gute Art beschrieben, bis sich vor Kurzem an einer Pflanze zufällig Aeste mit der Urform zeigten, die nun keinen Zweifel mehr lassen, daß Podocarpus koraianus sich zu Cephalotaxus pedunculata grade so verhält wie Taxus hibernica zu dem gewöhnlichen Taxusbaum.

Wenn Samen desselben Apfels und derselben Birne in der Regel die verschiedensten Formen geben, so daß bisweilen kaum zwei Exemplare der erhaltenen Pflanzen einander gleichen, so mag die Ursache darin liegen, daß Apfel- und Birnbaum seit Jahrtausenden in Kultur sind und eine Menge Umstände dazu beitrugen, die Zahl der Formen zu vermehren. Auch liegen unsern Apfel- und Birngehölzen mehre Arten zu Grunde, bei denen im Verlauf einer sehr langen Zeit wohl zufällige Kreuzungen geschahen. Die damit erhaltenen Blendlinge gingen wieder Verbindungen mit einander ein, so daß schließlich ein Formenkreis sich bildete, der jede Feststellung der ursprünglichen Art unmöglich machte. Nach dem Gesetz des Rückschlags oder Atavismus konnten bei einer Aussaat alle Formen auftreten, welche die Vorfahren des Baumes, von dem man den Samen genommen, einmal besessen hatten. Unsere meisten Birn- und Apfelsorten sind übrigens nicht einmal Formen, sondern einfache Individuen, die durch ungeschlechtliche Vermehrung sich zertheilt haben und dadurch mehrfach geworden sind.

Diese Auseinandersetzungen führen nun zu dem Resultat, daß es *für die jetzige Zeit* Arten gibt, die in ihrem bestimmten Formenkreise verharren und nicht in einander übergehen. Eine Sommereiche wird sich nie in eine Wintereiche verwandeln, aber es gibt wohl Blendlinge, die bei Aussaaten in die beiden ursprünglichen Arten verfallen. Diese letzteren sind unter den jetzigen klimatischen und terrestrischen Verhältnissen entstanden und werden auch so lange dauern, als diese anhalten. Wie sie entstanden sind und ob sie bei großen Umwälzungen auf der Erde in ihrer jetzigen Gestalt verharren oder zu andern Arten sich umgestalten, insofern sie nicht zu Grunde gehen, ist eine Frage, welche wir nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft wohl noch nicht beantworten können.

Mineralogie und Geologie.

Die dichten Kalksteine. Man hat vom Muschelkalk, Jurakalk, von der Kreide und ähnlichen Gesteinen bisher stets angenommen, daß sie aus amorphem kohlensauren Kalk bestehen. Die Betrachtung mit unbewaffnetem Auge läßt in der That den Gedanken an krystallinische Struktur dieser Gesteine nicht aufkommen. Dennoch ist, wie Kaufmann (Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt) nachweist, *jedes Stäubchen in ihnen krystallinisch*. In vielen Seen der Schweiz ist der Seeboden bedeckt von einem weißlichen Schlamm, der an der Luft zu einer kreideartigen Substanz austrocknet. Diese sogenannte Seekreide besteht, abgesehen von beigemengten Konchylienschalen, der Hauptmasse nach aus fast unmeßbar feinen mikroskopischen Molekülen von kohlensaurem Kalk, die theils isolirt, theils zu Gruppen verbunden sind. Hin und wieder glaubt man rhomboëdrische Formen darin zu unterscheiden. Mit Hülfe des Polarisationsapparates erkennt man aber sogleich, daß die ganze Masse der Körnchen krystallinisch ist. In manchen Torfmooren kommen unter dem Torf weit ausgedehnte horizontale Lager solcher Seekreide zum Vorschein. Die Süßwasserkalke der Schweizer Molasse erscheinen vollkommen amorph; die älteren und mehr gepreßten Lager sind äußerst kompakt von leberartigem Aussehen, die jüngeren und weniger gepreßten sind weicher, zuweilen sehr weich und sich der Seekreide nähernd. Offenbar haben sich alle diese Gesteine einst im Zustande der Seekreide befunden, und wie diese bestehen sie aus krystallinischen Molekülen. Dasselbe gilt für die Schreibkreide aus England, Frankreich und von der Insel Rügen. Die durch Ehrenberg bekannt gewordenen sogenannten Kalkscheibchen zeigen bei gekreuztem Nikols ein schwarzes Kreuz und farbige Ringe und dürften somit als Rhomboëder zu betrachten sein, die durch spätere Einflüsse abgerundet wurden.

Mit gleichem Erfolge wie die bisher genannten Gesteine untersuchte Kaufmann Flyschkalkstein (Albereſe), Schrattenkalk, Neocomkalk, Lithographirstein von Solenhofen, Jurakalk vom Bötzberg (Geißbergschichten), Chatelkalk, Hochgebirgskalk und Muschelkalk. Man darf annehmen, daß sich auch diese Gesteine anfangs im Zustande von Kreideschlamm befunden haben, und wie solcher krystallinisch sich bildet, wenn er durch einen chemischen Prozeß niedergeschlagen wird, zeigt ein einfaches Experiment. Man braucht nur sehr verdünnte Lösungen von Chlorcalcium und Natronbicarbonat zu mischen und die Mischung zu schütteln, so entsteht alsbald ein Niederschlag von kohlensaurem Kalk, dessen

Theilchen unter dem Mikroskop denen der dichten Kalksteine vollkommen gleichen. Hiernach dürfte man schließen, daß auch jene Gesteine einst als chemische Niederschläge entstanden seien.

Keungott, welchem Kaufmann von seiner Entdeckung Mittheilung gemacht hatte, schrieb ihm, daß auch er schon die krystallinische Beschaffenheit des Chatelkalks und einiger Proben Jurakalk erkannt habe. Zu neuen Versuchen angeregt, sammelte er von frischem Kreidebruch abgebürstetes Pulver auf Canadabalsam und fand bei der Untersuchung solcher Proben im Polarisationsapparat jedes Stäubchen erhellt, d. h. krystallinisch.

Kalifornischer Borax. Zu den älteren Fundstätten von Borsäure und Borax sind in den letzten Jahren einige neue hinzugekommen, von denen ohne Zweifel der Boraxsee in Kalifornien das größte Interesse in Anspruch nimmt. Nach Campbell (Chemical News) liegt der See etwa 40 englische Meilen vom Stillen Ocean und 60 Meilen von Suisum-Bay entfernt. Zwischen ihm und dem etwa 25 Meilen langen Clear Lake findet sich eine bedeutende Ansammlung von vulkanischen Produkten, unter denen namentlich Obsidian und Bimsstein vertreten sind, zu einer, beide Seen von einander trennenden Bergkette lose zusammengehäuft. In der ganzen Gegend sind in allen der Küstenregion angehörenden Bergketten heiße Quellen und die Ueberbleibsel einstiger Solfataren vorhanden. An mehren Stellen lassen sich deutlich Hebungen mit steil emporgerichteten Schichten wahrnehmen. Der von dem Boraxsee eingenommene Flächenraum ist je nach der Jahreszeit und den Witterungsverhältnissen verschieden. Im September 1863 war er etwa 4000′ lang und an der breitesten Stelle 1800′ breit; seine Länge war früher doppelt so groß als jetzt, wie sich dies an der Beschaffenheit des Bodens deutlich erkennen läßt. In manchen sehr dürren Jahren liegt der See ganz trocken. Im Jahr 1856 wurde von Veatch Borax in dem Seewasser nachgewiesen, und einige Monate später entdeckte man ein ausgedehntes Lager von krystallisirtem Borax auf dem Boden des Sees. In diesem finden sich Krystalle bis zu 2 und 3″ Durchmesser, ein bläulicher Schlamm ist dem Borax beigemengt und wechsellagert mit den Krystallen zuweilen in mehren Schichten. Nach einer oberflächlichen Veranschlagung schätzt man dies Boraxlager auf mehre tausend Tonnen. Das rohe Salz, welches man daraus gewinnt, ist schon sehr rein und wird in San Francisco hochgeschätzt. Das aus dem See geschöpfte Wasser enthält in 1 Gallon 240,36 Grains fester Substanzen, von denen etwa die Hälfte aus Chlornatrium, ein Viertel aus kohlensaurem-Natron und der Rest wesentlich aus borsaurem Natron besteht. 13 Gallons Wasser geben 1 Pfund Boraxkrystalle. Auch finden sich Spuren von Jod- und Bromverbindungen. Eine heiße Quelle in der Nähe des Sees liefert in 1 Minute etwa 300 Gallons Wasser, welches in 1 Gallon enthält: 107,76 Gr. zweifachkohlensaures Ammoniak, 77 Gr. zweifachkohlensaures Natron, 103,29 Gr. zweifachborsaures Natron, 84,62 Gr. Chornatrium, 8,23 Kieselsäure, 65,77 bei Rothgluth flüchtige Substanzen und außerdem freie Kohlensäure nebst Spuren von Jod und Brom.

Diamanten in Kalifornien. Vor einiger Zeit theilte Wöhler mit (Chemical News), daß er in dem natürlichen Platin von Oregon Diamanten gefunden habe. Nachdem er Gold, Platin, Chromeisenerz, Kieselsäure, Ruthenium u. s. w. nach den üblichen Verfahrungsarten ausgezogen hatte, entdeckte er bei der mikroskopischen Untersuchung des Rückstandes farblose durchsichtige Körper, die sich bei genauerer Prüfung als Diamanten erwiesen. Der analysirte Sand stammte vom untern Trinity in der Nähe seiner Vereinigung mit dem Klamath.

Diamanten sind bereits an mehren Stellen in Kalifornien gefunden worden, und man erwartet weitere Ausbeute davon. Das Platin findet sich mit Iridium und den verwandten Metallen in reichlicher Menge in Trinity County. So enthält das Gold aus dem Hay Fork, einem beträchtlichen Strom dieses County, größere oder geringere Mengen der Platinmetalle, so daß sogar die Händler 2 Dollars auf die Unze Goldstaub vom Preise abzuziehen pflegen. Am North Fork des Trinity River erscheint das Platin zwar in geringerer Menge, aber in größern Stücken. Merkwürdig ist, daß das Platin zwar in den Betten und an den Rändern der Flüsse auftritt, dagegen schon in etwa ½ Mile Abstand, wo die sogenannten Hill Claims angelegt sind, fehlt.

Das Platin ist in dem Sande des untern Trinity so häufig, daß die Wäscher es nur mit der größten Mühe von dem Golde fern halten. Seine Theilchen sind so fein, daß man dieselben kaum von dem schweren Sande, welcher das Gold begleitet, unterscheiden kann. Man hat noch nicht versucht, das Platin für sich allein zu gewinnen und auf den Markt zu bringen.

Zu Volcano in Amador County hat man ebenfalls Diamanten entdeckt, und zwar in einer eigenthümlichen vulkanischen Formation, welche Whitney beschreibt als vulkanische Aschen und Bimsstein, durch Wasser geschichtet und cementirt. Es gewinnt demnach das Ansehen, als wenn man — zumal auch eine Anzahl anderer Counties bereits Platin geliefert haben — mit einiger Aussicht auf Erfolg in allen Goldwäschereien Kaliforniens, so weit sie in Flußbetten angelegt sind, nach Diamanten suchen dürfe*).

Salz in den Vereinigten Staaten. Der Superintendent der Onondaga Salt Springs gibt in seinem letzten Bericht an die Legislatur einige interessante Daten. Der Staat selbst besorgt die Bohrung der Quellen, pumpt und vertheilt die Soole, beaufsichtigt und wägt die dargestellten Artikel und dies alles für eine Abgabe von 1 Cent für den Bushel. Das Salzwasser am Ohio, Kanawha und im Sapinawthale kostet nur die Bohrung der Quellen, Pumpzeug und Zutheilung, so daß, wenn der Zufluß nicht abnimmt, der Preis nicht allzu hoch steigen kann. Wie der Verfasser mittheilt, beläuft sich die Produktion jährlich, wenn verlangt wird, im Staat Newyork auf 12 Millionen, in Ohio auf 25, in Virginien auf 50 und in Michigan auf 100 Millionen Bushels. So zu sagen unbegrenzt ist dieselbe in Louisiana, Kansas, Nebraska, Idaho und Texas. Es gibt Salzquellen überhaupt in Newyork, Pennsylvanien, Ohio, Michigan, Illinois, Indiana, Westvirginien, Virginien, Kansas, Nebraska, Kalifornien, Louisiana, Oregon, Texas, Neumexiko und Arizona. Steinsalz liefern Louisiana, Texas, Neumexiko, Kalifornien, Virginien, Montana, Arizona, Idaho.

Nach den neuesten statistischen Ermittelungen beträgt der jährliche Verbrauch des Salzes in den Vereinigten Staaten im Durchschnitt an 30 Pfd. per Kopf. Es würden demnach Newyork, Ohio, Michigan und Westvirginien, wenn man ihre größten Leistungen annimmt, jährlich so viel Salz erzeugen können, als für den Verbrauch einer Bevölkerung von mehr als 350 Millionen Seelen, d. h. des Achtfachen der jetzigen Einwohnerschaft der Union, ausreichen würde.

*) Nach einer Mittheilung von Professor Nordenskiöld hat man unter dem Golde, welches im Sommer 1869 in ziemlicher Menge und zuweilen in ganz großen Stücken im Sande beim Ivalofluß im nördlichen Lappland gefunden worden ist, auch Platin angetroffen, welches bisher in der sonst an eigenthümlichen Metallen so reichen Granitregion Skandinaviens noch nicht entdeckt wurde. — Nach noch unverbürgten Zeitungsnachrichten soll auch zu Ibbenbüren in Westfalen Platin gefunden worden sind.

Volkswirthschaft.

Land und Leute, sowie die wirthschaftlichen Zustände in Elsaß und Lothringen. II. (Schluß.) Daß die natürlichen Bedingungen wirthschaftlichen Gedeihens auf dem Gebiete, welches ich in flüchtiger Skizze geschildert habe, nicht ungünstige sind, erhellt auf den ersten Blick. Kohle und Eisen sind zwar mächtige Hebel wirthschaftlichen Aufschwunges. Und gerade an diesen Stoffen ist das Land ziemlich arm. Aber dafür fehlt es ihm nicht an einem dem Ackerbau günstigen Boden und Klima, fehlt es ihm nicht an Wasser, wie es der Landbau, die Gewerbe und der Verkehr brauchen können, fehlt es ihm nicht an weiten, bequemen Zugängen von allen Seiten und endlich nicht an rührigen, fähigen Menschen. Dieses Volk aber, welches, wie ich oben zeigte, eine bessere Elementar-Durchschnittsbildung besitzt als die Bevölkerung der meisten anderen Landestheile Frankreichs, hat jene glücklichen natürlichen Bedingungen wirthschaftlicher Kraftentwickelung auch so wirksam verwerthet, daß schwachmüthige „Interessenten" diesseits, freilich zum Theil unter dem Deckmantel politischer Gründe, ihre Stimme gegen die Erwerbung gewisser Theile des Landes, derjenigen, von denen sie Konkurrenz fürchten, zu erheben beginnen. Aus diesen verschämten (vom politischen Standpunkte aus könnte man sie auch unverschämt nennen) Aeußerungen ängstlicher Konkurrenten könnte man, — beiläufig gesagt, — gerade einen der stärksten Gründe für die Erwerbung mindestens des ganzen Elsaß schöpfen. Denn was jene wenigen Aengstlichen fürchten — das ist uns anderen vierzig Millionen gerade Gewinn, unzweifelhafter Gewinn wenigstens so lange, als es den europäischen Staaten noch unerläßlich dünkt, auch in gewöhnlichen Zeiten die staatliche mit der Verkehrsgrenze zu identifiziren. Der Beweis für diese Behauptung liegt auf der Hand. So lange beispielsweise Baumwollen-

waaren diesseits und jenseits Eingangszoll bezahlen, kann es uns nur in hohem Grade erwünscht sein, ein neues Gebiet mit hochentwickelter Baumwollen-Industrie zu erobern, und zu gewähren, daß diese Industrie der unseren unbeschränkte Konkurrenz macht. Denn wir sind es, die baumwollene Stoffe brauchen und täglich kaufen. Diese Konkurrenz kann auf unsere Industrie günstig wirken — dann gewinnen wir Konsumenten und die „Interessenten" gewinnen gleichfalls. Sie kann die diesseitigen „Interessenten" zeitweilig schwer bedrücken. Dann leiden wir Anderen doch nicht. Und wir Anderen sind die wahren und eigentlichen Interessenten. Sie kann aber nie und nimmermehr unsere Industrie ruiniren. Wer das annähme, schlüge sich selbst ins Gesicht. Es ist uns schon oft der Ruin der Industrie prophezeit worden, wenn wir Konkurrenz-Ermöglichung forderten, und alle diese Prophezeiungen, wenn sie auch auf die feinsten und sorgfältigsten Berechnungen gestützt zu sein vorgaben, sind zu Schanden geworden. Falls aber wirklich einer oder der andere unserer Industriellen nicht mit der Industrie des Oberelsaß zu marschiren vermöchte, obwohl er Luft und Licht der natürlichen und der künstlich geschaffenen Verkehrsbedingungen mit ihr theilt — er wäre in der That beklagenswerth. Und doch den Millionen von Verbrauchern könnte auch dies gleichgültig sein. Denn sie fragen gar nicht, ob das Erzeugniß, welches sie kaufen, von Jenem herrührt, der in einem industriellen Wettkampfe siegte, oder von Jenem, der unterlag; sie fragen nur, von wo sie die beste und billigste Waare beziehen.

Nach diesem, Angesichts neuerer agitatorischer Vorgänge verzeihlichen Exkurse kehre ich zu meiner Aufgabe, zu dem Versuche einer flüchtigen Skizze der wirthschaftlichen Zustände des Elsaß und Lothringens, zurück.

Die mineralische Produktion von Elsaß und Lothringen steht der in anderen Provinzen Frankreichs fast in allen Stücken nach. Das Departement der Maas hat einige Schieferbrüche; ebenda und im Departement der Mosel und des Niederrheins (Sulz) wird Kalk gewonnen; lithographische Steine liefert die Umgegend von Mülhausen, Salz einige Gegenden des Mosel-Departements (Saaralbe) und das Meurthe-Departement (Moyenvic und Chateau-Salins). Von brennbaren Mineralien liefert das Departement des Niederrheins (Bayweiler) einige Braunkohlen; ebenda, namentlich bei Seyssel, finden sich reiche Asphaltlager; der gewonnene Asphalt eignet sich vorzüglich zur Straßenpflasterung.

Von der gesammten Eisenerz-Produktion Frankreichs, die man auf ungefähr 40 Millionen metrische Centner anschlagen kann, kommen nur etwa 8 Millionen Ctnr. auf unsere Provinzen, namentlich die Departements der Mosel, Meurthe, Maas, der Vogesen und des Niederrheins. Dagegen gestattet der Holzreichthum des Landes und der Eisen- und Kohlen-Reichthum der nördlichen Nachbarländer, sowie einiger mittleren Departements eine lebhafte Eisenindustrie, die sich in Lothringen wie im Elsaß noch vielfach der Holzkohle bedient. Hier gewahrt man noch häufig das industrielle Wunder, daß die Eisenindustrie fernab von Metall- und Kohlen-Gruben gedeiht. Das Eisen wandert zum Holz und das schwer transportable Holz wird in der Form von Eisenfabrikaten, die es herstellen half, ausgeführt. Freilich finden wir hier auch öfter Hütten und andere Eisen-Industrie-Stätten, deren Standort nicht mehr wirthschaftlich berechtigt ist. Das Erz suchte das Holz; das Holz wurde karg; nun muß Erz und Brennstoff — Beides von Weitem her zugeführt werden. Da vermag nur hochintelligente Arbeit noch eine Zeit lang die Gebrechen des Standortes auszugleichen und die Konkurrenz günstiger situirter Werke auszuhalten. Blei wird im Departement der Vogesen gewonnen, dagegen werden die Bleierze, die sich ziemlich reichhaltig im Departement des Niederrheins finden, noch so gut wie nicht ausgebeutet.

Die Goldwäscherei im Rhein unterhalb Straßburgs hat beinahe ganz aufgehört. —

Einige interessante statistische Daten, betreffend die Gewinnung und den Verbrauch von Mineralien in Frankreich einer- und im Elsaß und Lothringen andererseits, entnehmen wir dem im Jahre 1867 erschienenen „Résumé des travaux statistiques de l'administration des mines". (Die Zahlen gelten für das Jahr 1864.)

Frankreich erzeugte brennbare Mineralien:	112,426,337 metr. Ctnr.	im Werth von	126,749,126 Frcs.
Dep. Oberrhein	2,100		4,200
„ Niederrhein	101,637		76,204
„ der Vogesen	28,866		34,703
„ „ Maas	—		—
„ „ Mosel	1,407,010		1,425,268
„ „ Meurthe	—		—

Frankreich verbrauchte brennbare Mineralien:				174,914,600	metr.	Ctnr.	im	Werth	von	381,005,500 Frcs.,
Dep. Oberrhein	"	"	"	2,526,500	"	"	"	"	"	5,756,900 "
" Niederrhein	"	"	"	1,088,900	"	"	"	"	"	2,618,000 "
" der Vogesen	"	"	"	415,800	"	"	"	"	"	1,130,800 "
" " Maas	"	"	"	440,700	"	"	"	"	"	1,022,800 "
" " Mosel	"	"	"	9,967,800	"	"	"	"	"	17,915,000 "
" " Meurthe	"	"	"	1,533,300	"	"	"	"	"	3,227,100 "

davon für die Gesammt-Industrie und die Gasfabrikation:

Frankreich verbrauchte brennbare Mineralien:				130,242,709	metr.	Ctnr.
Dep. Oberrhein	"	"	"	2,155,200	"	"
" Niederrhein	"	"	"	754,800	"	"
" der Vogesen	"	"	"	364,500	"	"
" " Maas	"	"	"	332,400	"	"
" " Mosel	"	"	"	9,226,400	"	"
" " Meurthe	"	"	"	873,700	"	"

Torfgewinnung:

In Frankreich	3,758,514	metr.	Ctnr.	im	Werth	von	3,627,035	Frcs.	
Im Dep. Oberrhein	—	"	"	"	"	"	—	"	
" " Niederrhein	15,000	"	"	"	"	"	14,400	"	
" " der Vogesen	82,500	"	"	"	"	"	87,375	"	
" " " Maas	—	"	"	"	"	"	—	"	
" " " Mosel	3,500	"	"	"	"	"	2,058	"	
" " " Meurthe	—	"	"	"	"	"	—	"	

Eisen-Produktion:

	Metr. Ctnr.	Werth Francs	Beschäft. Arbeiter
In Frankreich	39,933,224	15,464,258	18,879
Im Dep. Oberrhein	—	—	—
" " Niederrhein	82,682	27,476	133
" " der Vogesen	46,888	51,926	73
" " " Maas	1,283,339	110,908	316
" " " Mosel	5,425,770	1,615,172	1,149
" " " Meurthe	1,285,512	384,455	351

Verhältnißmäßig arm an unterirdischen Schätzen, sind aber unsere beiden Provinzen um so reicher ausgestattet mit fruchtbarem und durch Lage und Klima begünstigtem Kulturland. Und seit Alters gibt es wenig besser angebaute Gebiete in Frankreich. Schon der alte Sebastian Münster (gestorben 1552) kann in seiner „Cosmographey oder beschreybung Aller länder herrschafften vnd fürnembsten Stetten des gantzen Erdbodens" nicht genug Rühmens von der Herrlichkeit des Elsaß machen. „Nun wie fruchtbar das Elsaß sei" — sagt er — „magst du daraus merken, daß in dem engen Begriff alle Jahr ein solch groß Gut von Wein und Korn fällt, daß nicht allein davon seine Einwohner, der trefflich viele sind, zu leben haben, sondern man führt daraus mit Schiff und Wägen den köstlichen Wein in's Schweizerland, Schwabenland, Bayernland, Niederland und auch England. Im Sundgau, wie gemeldet ist, ja in ganzen Elsaß auf der Ebene wächst ein großes Gut von Korn, davon Lothringen, Burgund und Schweizerland auch zu essen haben. An dem Berg kocht sich der gute Wein und auf der Ebene wächst das Korn und viel fruchtbare Bäum. Man findet auch ganze Wälder mit Kesten- (Kastanien-) Bäumen in den Bergen. Weiter was köstlicher Weid in diesem Gebirge gefunden wird, zeigen an die guten Münsterkäs, so man daraus bringt, und daß ich es mit kurzen Worten sag, ist in dem ganzen deutschen Land kein Gegenheit, die diesem Elsaß möchte verglichen werden. Man findet wohl Länder in Deutschland, da besserer Wein wächst, der sich dem Elsässer vergleicht; sie haben aber nicht dabei solchen vollen Brodkasten und lustige Obstgärten wie das Elsaß. Denn in diesem Land findest du im Gebirg kein Ort, das nicht erbaut sei mit Flecken, Weingärten oder Aeckern. Aber am Rhein ist es an manchem Ort sumpfig; hat daselbst gute Weid für das Vieh." „Dieses Land" — fährt er dann fort — „ist also wohl mit menschlichen Wohnungen versehen, daß darin 46 Städte und Städtlein, die alle ummauret sind, gefunden werden, und fünfzig Schlösser auf den Bergen und der Ebene gebauet. Der Dörfer aber und Weiler ist keine Zahl. Das arbeitsam Volk, so darinnen ist, verzecht gemeinlich all sein Gut, spart nichts in Zukunft, und darum, so etwan durch Reif, Kälte oder Krieg ein Unfall in Wein oder in das Korn kommt, leiden sie Mangel und schwere Theurung. Doch hilft man den Armen und streckt ihnen für von dem gemeinsamen Speicher oder Kasten."

„Man findet nicht einerlei, sondern mancherlei Volk in diesem Land; aus Schwaben, Bayern, Burgund und Lothringen laufen sie darein und kommen selten wieder daraus. Die Schwaben werden am meisten da gefunden.

Man läßt Jedermann darin sitzen, der das Erdreich will helfen bauen. Am Kayserberg ist es am allerfruchtbarsten und liegen daselbst drei Städt also nahe beieinander, daß man mit einer Büchsen von der einen zu der anderen schießen mag, nämlich Ammersweiler, Kayserling und Könsheim. Da macht man gefeuerten Wein, den man in den Fässern durch zugelegte Gluth siedet, oder vergräbt den süßen Wein in Trebern, darin er sterben muß und also süß zu bleiben gezwungen wird. Etliche thun die wohlzeitige Trauben in die Fässer ungestoßen und schütten Most, der ein Wenig gesotten, darüber; so bleibt der Wein auch über Winter süß, besonders Muscateller" ꝛc.

Um zunächst von der bei Sebastian Münster eine so wichtige Rolle spielenden Weinkultur zu reden, so scheint entweder der genannte Geograph sich einer kleinen patriotischen Uebertreibung schuldig gemacht zu haben, oder aber der Rebbau ist, wie in so vielen anderen Gegenden, so auch hier, seit seiner Zeit zurückgegangen. In Frankreich mit seiner gewaltigen Weinproduktion (cirka 50 Millionen Hektoliter) nehmen Elsaß und Lothringen heutzutage als Weinländer keine hervorragende Stelle mehr ein. Zwar bei Bar-le-Duc, Ligny, Sierck, St. Dié, bei Barr und Molsheim zieht man ein ganz trinkbares Gewächs; und „der Brond", der bei Türkheim, der „Kitterle", der bei Gebweiler, und der „Strohwein", der bei Colmar, Ollweiler und Zabern wächst, das sind noch heute ziemlich namhafte Sorten; auch fühlt man sich im Elsaß wie in Lothringen noch ganz im Weinlande, wo der Schoppen aus dem Fasse gezapft wird, und dürfte es nur einiger Sorgfalt bedürfen, um die Weine des linken Rheinufers den Markgräflern des rechten ebenbürtig, auch ebenso exportfähig zu machen, wie diese es sind — aber zur Zeit wendet der Elsässer ebenso wie der Lothringer dem Obst-, Handelsgewächs- und theilweise dem Gemüsebau im Ganzen größere Sorgfalt zu wie dem Rebbau, und er wird wohl wissen, warum; in den ebengenannten Zweigen der Landwirthschaft sind uns unsere Stammgenossen auf dem westlichen Rheingebiet ohne Zweifel überlegen — vielleicht weil sie früher als wir die Fesseln des Feudalsystems abschüttelten, vielleicht wegen der großen Zahl städtischer Märkte, auf denen gerade solche Produkte immer vorzugsweise gesucht sind.

Während 4% der Gesammtfläche von Frankreich auf das Rebland kommen, sind in unseren sechs Departements folgende Flächenprozente der Rebkultur gewidmet, nämlich

im Departement	Oberrhein . .	2,70 % der Gesammtfläche,
" "	Niederrhein .	2,88 " " "
" "	der Maas . .	8,62 " " "
" "	" Mosel . .	0,99 " " "
" "	" Meurthe .	2,68 " " "
" "	" Vogesen .	8,92 " " "

Zwar es könnte auf diesen verhältnißmäßig bescheidenen Flächen die Rebkultur mit solchem Raffinement betrieben werden, daß ängstliche Weinproduzenten diesseits durch solchen Zuwachs an Konkurrenz sich bekümmern lassen müßten. Zur Zeit aber droht auch den Lässigeren unter ihnen keine Gefahr, den Weinfreunden dagegen dämmert eine kleine Hoffnung für die Zukunft. Die 27—28 □Meilen Rebland, die wir hoffentlich erwerben werden, bilden ein ganz schönes, wenn auch nicht zusammenhängendes, Weinfürstenthum und werden mit der Zeit gewiß dazu beitragen, das dürftige Kopfbetreffniß des Weinverbrauches in Deutschland einigermaßen zu steigern, in welchem Falle dann auch die rechtsrheinischen süddeutschen Weinproduzenten sich nur gratuliren können. Denn die durch billigere Darreichung trinkbaren Stoffes befestigte Gewöhnung an das Weintrinken kommt schließlich allen Produzenten zu Gute.

Wald und Wein stehen mit einander nicht immer auf freundnachbarlichem Fuße. Wenn der erstere dem letzteren weicht, ist es für beide nicht übel bestellt; wenn der letztere dem ersteren, so ist für den letzteren jedenfalls alle Hoffnung für immer dahin.

Elsaß und Lothringen gehören zu den weinärmeren, aber zu den waldreichsten Provinzen Frankreichs. Wald- und Rebland stehen hier im rechten, den natürlichen Bedingungen entsprechenden Verhältnisse zu einander: sie werden sich hier noch lange Zeit gut miteinander vertragen. Von der Fläche Frankreichs sind nur 16,32% bewaldet, dagegen finden wir von der Fläche

des Departements	Oberrhein	33,12 %
" "	Niederrhein	35,5 "
" "	der Maas	29,0 "
" "	" Mosel	26,70 "
" "	" Meurthe	30,08 "
" "	" Vogesen	32,99 "

noch mit, zum Theil herrlichen, Waldungen bestanden. Schon dieser Waldreichthum ist ein beredtes Zeugniß für das Deutschthum dieser Länder. Denn — so gewagt es auch sein mag, derartige allgemeine Sätze aufzustellen: tausendfältige Erfahrung beweiset, daß der Waldbesitz und die Waldschonung den germanischen Völkern ebenso dringendes Bedürfniß sind, wie die romanischen Völker mit diesem edlen Gute verschwenderisch umgehen.

Nicht nur hingesehen auf die Ausdehnung, sondern auch hingesehen auf die forstliche Beschaffenheit der Waldbestände stehen unsere sechs Departements nahezu allen Departements des Landes voran. Unser Schwarzwald zwar versieht ganze Distrikte drüben mit dem schönsten Bau- und Nutzholz. Seit Alters stehen z. B. die Kinzigthäler, aber auch noch manche südlichere Schwarzwaldgegenden mit ihren überrheinischen Nachbaren in einem lebhaften Holzhandels-Verkehr. Doch auch diese da drüben exportiren seit Alters schöne Stämme und Borde, wo es an bequemer Verfrachtungsgelegenheit nicht fehlt, und noch heute versorgen manche große Holzhandlungen diesseits ihre Läger mit gewissen elsässischen Holzsortimenten. Daß ein großer Theil der metallurgischen Industrie des Elsaß und Lothringens in dem Holzreichthum dieser Länder ihre frühere Basis hat — davon war schon an anderer Stelle die Rede.

Die Kuppen und Kämme des südlichen Theils der Vogesen sind meist waldlos. Aber ähnlich wie auf dem Rhöngebirge, nur unter günstigeren klimatischen Bedingungen, dehnt sich hier treffliches Weideland aus — das Land jener berühmten Sennereien („fermeries"), die uns den auch von Sebastian Münster schon gerühmten Münsterkäs liefern. Auch anderwärts hat der Wald dem Ackerbau und der rationellen Viehzucht weichen müssen. Einige Theile unserer Provinzen gehören zu den ackerbaulandreicheren Frankreichs, und hingesehen auf die Sorgfalt und Intensität der Bebauung stehen unsere sechs Departements wenigen anderen nach. 47,35% der Gesammtfläche von Frankreich dienen dem Ackerbau und der Viehzucht, dem Garten- und Obstbau. Im Elsaß und Lothringen sind diese Flächenprozentsätze in einigen Departements kleiner, in anderen aber nicht unerheblich größer als im Durchschnitt. Es sind nämlich von der Gesammtfläche

des Departements	Oberrhein . . .	37,80 % Ackerland,
" "	Niederrhein . . .	39,20 " "
" "	der Maas	54,05 " "
" "	" Mosel	55,03 " "
" "	" Meurthe . . .	49,85 " "
" "	" Vogesen . . .	40,54 " "

Im Ganzen entfallen von der Fläche Frankreichs 67,67% auf Wald-, Acker- und Rebboden. Dagegen von der Fläche des Elsaß und Lothringens: 83,10%. Und von den 32,33%, die dort übrig bleiben, entfällt verhältnißmäßig ein viel größerer Theil auf eigentliches Unland, als von den 16,90%, welche hier übrig bleiben. Unsere sechs Departements gehören zu den bestangebauten Theilen Frankreichs, wie sie auch zu den bestbevölkerten gehören.

Und zwar stehen hier alle Zweige der Landwirthschaft in vergleichsweise hoher Blüthe; der Gartenfrucht-, Handelsgewächs- und Obstbau an den sanften, sonnigen Hängen und auf der Sohle der breiteren Flußthäler; der Getreidebau in den sanft eingesenkten Mulden der zahlreichen Hochebenen; der künstliche Futterbau ebenda und überall auf feuchterem Grunde, Wiesen- und Weidewirthschaft mit vorherrschender Viehzucht in den engeren Thälern und auf den Hochplateaus, namentlich der südlichen Vogesen. Metz gilt seit Alters für eine Hochschule des Obstbaues und der Gartenwirthschaft; in Rambervillers (Vogesen) holen die großen Brauereien der Oberrheingegenden ihren besten Hopfen; auch Hagenau zeichnet sich durch treffliche Hopfen-, aber auch durch Krapp-Kultur aus; in der ganzen Rheinthalebene gedeihen Hopfen, Hanf Tabak, Gemüse in großen Massen.

Das nachstehende kleine statistische Tableau wird dem Leser, der solche Zahlenzusammenstellungen zu lesen und seine Schlüsse daraus zu ziehen versteht, einige nähere Kenntniß von den landwirthschaftlichen Verhältnissen des Elsaß und Lothringens verschaffen.

Nach der landwirthschaftlichen Enquête von 1866 hatte

	Frankreich	Elsaß und Lothringen					
		Oberrhein	Niederrhein	Vogesen	Maas	Mosel	Meurthe
nichtbesteuerte Fläche Hekt.	2,775,412	39,843	56,973	83,719	47,803	64,838	88,810
besteuerte " "	6,915,023	66,304	85,844	72,494	70,035	73,123	75,651
Grundsteuerertrag Francs	1,053,914,955	10,763,910	12,356,113	9,260,187	11,780,722	12,966,311	11,748,894
katastrirte Parcellen "	126,209,790	1,683,783	2,333,369	1,903,553	2,721,185	2,236,676	2,204,803

Landgüter, geleitet von Unternehmern, welche im Departement wohnen:

	Frankreich	Oberrhein	Niederrhein	Vogesen	Maas	Mosel	Meurthe
im Ganzen	3,226,877	39,233	68,812	39,518	21,772	20,922	21,031
unter 5 Hektaren groß .	1,815,558	29,799	57,630	27,571	10,482	20,669	13,243
zwischen 5 u. 10 Hekt. groß	619,843	6,525	8,123	7,363	4,860	4,317	2,669
" 10 " 20 " "	363,769	1,954	2,307	3,077	3,358	2,229	1,818
" 20 " 30 " "	176,774	599	474	967	1,800	449	1,209
" 30 " 40 " "	95,796	169	168	310	664	449	731
über 40 Hekt. groß	154,167	187	110	230	608	1,264	1,361

Es betrugen die Durchschnittspreise von 1 Hektare:

Ackerland	Frankreich	Oberrhein	Niederrhein	Vogesen	Maas	Mosel	Meurthe
Kaufpreis . . . Frcs.	3066 — 1355	3618 — 1357	5472 — 2571	3220 — 1161	3140 — 867	2900 — 1327	2746 — 1166
Pachtpreis . . . "	96 — 45	138 — 54	181 — 93	93 — 35	73 — 24	77 — 40	66 — 35
Wiese							
Kaufpreis . . . "	4151 — 2022	4716 — 2063	6348 — 2726	5589 — 2374	5156 — 2099	4331 — 2098	4646 — 198[illegible]
Pachtpreis . . . "	152 — 72	189 — 81	236 — 104	189 — 82	167 — 80	165 — 79	151 — 7[illegible]
Rebland							
Kaufpreis . . . "	3564 — 1733	5750 — 2631	6077 — 3023	4798 — 2494	3526 — 1457	4394 — 2667	5119 — 245[illegible]
Pachtpreis . . . "	139 — 68	193 — 93	213 — 110	194 — 94	155 — 61	219 — 135	185 — 16[illegible]
Wald, Kaufpreis							
Haute fontaie . "	2877 — 1435	3235 — 1261	4187 — 1758	3026 — 1093	1681 — 967	1939 — 1152	2822 — 14[illegible]
Taillis sous fontaie "	1573 — 819	2063 — 1001	2672 — 1062	1950 — 795	1373 — 756	1491 — 897	1803 — 10[illegible]
Taillis simples . "	1081 — 569	1295 — 551	1362 — 695	1185 — 407	831 — 398	899 — 485	1081 — 6[illegible]

Es betrug die Stückzahl folgender Viehgattungen:

Pferde	3,313,232	25,158	50,139	39,714	111,876	67,094	78,[illegible]
Maulthiere	345,245	15	5	20	140	75	4[illegible]
Esel	518,837	1,140	73	237	458	361	3[illegible]
Rindvieh	12,733,188	120,239	162,707	145,527	87,144	108,631	97,261
Schweine	5,889,624	49,979	68,623	86,623	112,578	107,671	108,353
Schafe	30,386,233	56,473	64,520	93,810	218,737	160,678	183,958
Ziegen	1,679,938	15,776	9,596	23,756	9,822	18,504	16,362
Bienenstöcke	3,145,064	21,821	23,319	32,816	25,922	33,022	33,219

Aber auch die gewerbliche Industrie ist in unseren sechs Departements hoch entwickelt, und zwar ebensowohl in der Form des handwerksmäßigen Klein- wie des fabrikativen oder manufakturmäßigen Groß-Betriebes, und zwar in einer solchen Mannigfaltigkeit, wie man dies sonst nur in dem Gebiete einer großen Weltstadt wiederfindet. Wie mannigfaltig die Industrie des Elsaß und Lothringens sei, ersieht man aus folgenden, nur ziemlich willkürlich herausgegriffenen Beispielen.

Hohöfen, Gießereien, Eisenschmiederei im Großen finden wir zu Bar-le-Duc, St. Mihiel (Maas), Heyange (Mosel), Moutherhausen (Mosel), Pont-à-Mousson, Verdun, zu Masmünster (Oberrhein), Cernay, Altkirch (Oberrhein) und Mülhausen.

Die Maschinenfabrikation steht in Mülhausen und Thann, die Fabrikation von Messern, Kesseln, Nägeln, Ketten, Kabeln, Sägen und anderen Werkzeugen, blanken Stahlwaffen und Feuerwaffen in Remiremont, Grand und Neufchâteau (Vogesen), in Klingenthal, Mutzig und Molsheim (Niederrhein) in hoher Blüthe. Waagen werden zu Blomont (Meurthe) und Quincaillerie waaren ebendaselbst und zu Plombières (Vogesen) in vorzüglicher Güte gefertigt.

Die Glas-Industrie hat in Verdun, Meisenthal und Götzenbrücken (Mosel), wo vorzüglich Uhr-Gläser und Glocken gefertigt werden, ferner in Münsthal (Mosel) und in Cirey-les-Forges und Baccarat (Meurthe) sich ihre Heimstätten gesucht.

Thonwaaren, namentlich rothe Fayence, englische Töpferwaaren und porphyrartiges Geschirr liefert Saargemünd; auch Ramberviller (Vogesen) hat eine bekannte Fayence-Fabrik.

Mirecourt (Vogesen) und Niederbronn (Niederrhein) fabriziren Orgeln und Saiteninstrumente.

Papiermaché und Steinpappe werden künstlich verarbeitet in Saargemünd und Saarburg.

Holzschachteln liefert Gérardmer (Vogesen) in großen Massen.

Schon zu Ende der vierziger Jahre bestanden in unseren sechs Departements 1341 mit Gewerbspatenten versehene Etablissements, von denen jedes mindestens 10 Arbeiter beschäftigt. Dieselben waren über 289 Gemeinden vertheilt und beschäftigten zusammen über 120,000 Arbeiter, 167 Dampfmaschinen, 45,300 Werkmaschinen. Damals zählte die Spinnerei dieser Landschaften 868,424 Spindeln.

Nimmt man an, daß die Bevölkerung der fraglichen Departements mit der Gesammtbevölkerung Frankreichs in gleichem Verhältniß zugenommen, und geht man also davon aus, daß, wie 1861, so auch schon 1850 die Bevölkerung von Elsaß und Lothringen 7,18% der Gesammtbevölkerung von Frankreich ausgemacht habe, so kommt man zu der Beobachtung, daß, während diese Gebiete 5,25% der Fläche Frankreichs ausmachten, und auf ihnen 7,18% der französischen Bevölkerung wohnten, sie in industriellen Etablissements der gedachten Art 9,26% der Arbeiter, 6,70% der Dampfmaschinen, 11,70% der Werkmaschinen beschäftigten und

17,04% des ganzen Spindelbestandes von Frankreich aufzuweisen hatten.

Vor Allem aber, und das ist der Punkt, welcher die Erwerbung der schönen Provinzen kleinmüthigen diesseitigen Industriellen verleidet, bilden Elsaß und Lothringen den Hauptsitz der französischen Baumwollen-Industrie. Im Zollverein schlägt man die Zahl der beschäftigten Spindeln auf etwa 3 Millionen, die der Maschinen-Webstühle auf gegen 40,000 und die der Druckmaschinen für Baumwollenzeuge auf etwa 100 an. In den Departements Oberrhein, Niederrhein, Vogesen, Meurthe und Mosel waren im Jahr 1868 zusammen 2,131,744 Spindeln, 48,536 Webstühle und 100 Druckmaschinen in der Baumwollen-Industrie thätig. (Also ist diese Industrie seit Ende der vierziger Jahre — s. oben — ganz erheblich gewachsen.)

Mülhausen bildet bekanntlich das eigentliche Centrum dieser Industrie, wenigstens der Spinnerei, Kattun-Weberei und Druckerei. Thann, Masmünster, Cernay, Ensisheim, Colmar, Hagenau, Schlettstadt arbeiten ungefähr in den nämlichen Branchen. Bar-le-Duc fertigt namentlich Strumpfwaaren, Trikots, Korsets, Luneville Kalikots, Blomont gewöhnliche Kattune, St. Dié (Vogesen) feine Musseline und Tüll, Nancy und Vaucouleurs Verschiedenes. Diese ganze Industrie repräsentirt allerdings eine gewaltige Macht, und, wenn auch nicht aus zarter Fürsorge für die diesseitige Baumwollen-Industrie, welcher keineswegs in der Mehrzahl ihrer Spezialitäten von dort aus Gefahr droht, so doch aus Fürsorge für die neuen Erwerbungen und aus politischen Gründen sollte man nicht versäumen, dieser großen Industrie die fortdauernde Möglichkeit des Absatzes nach ihrem bisherigen Hinterlande, welches übrigens diese Fabrikate nur zu einem Theile selbst verbrauchte, zu sichern.

Spitzen und Weißfeinstickereien werden zu St. Mihiel, Nancy, Luneville, Neufchâteau und Mirecourt, zum Theil in großer Vollendung, gefertigt. Die Färberei und Druckerei hat ihre Hauptsitze zu Mülhausen und Bar-le-Duc; Filzwaaren liefert Thann; in der Fabrikation von Paramentwaaren zeichnen sich Nancy und St. Dié aus.

Wolltuche werden zu Nancy, Masmünster, Mülhausen, Buxweiler (Niederrhein) fabrizirt; Vollspinnerei zu Nancy, Neufchâteau, Mülhausen im Großen betrieben. Sehr beträchtlich ist auch die Lederfabrikation und Verarbeitung. Sierck, Remiremont, Plombières, Neufchâteau, Mülhausen, Straßburg, Hagenau, Buxweiler sind die Hauptsitze dieser Industrie. In Buxweiler, Mülhausen und Plombières werden vorzügliche Maroquins fabrizirt; Luneville und Straßburg haben bedeutende Handschuh-, letzteres auch große Schuhwaaren-Fabriken.

Strohhüte kommen von Nancy, Neufchâteau und Ensisheim; Farbewaaren und Chemikalien von Nancy, Dieuze und Thann. Nicht minder hat sich die Papierfabrikation, und zwar zum Theil seit alter Zeit, in einigen Gegenden dieser beiden Provinzen, vorzüglich in Verdun, Ars-sur-Moselles, Archette (Vogesen), in Rambervillers und Colmar heimisch gemacht.

Verdun und Bar-le-Duc senden große Massen feinerer Konfitüren, besonders Dragés, aber auch feine Liqueure auf den Markt. Kirschwasser bereitet man zum Großversandt und zum Hausgebrauch fast überall, im Elsaß ebenso wie im Schwarzwald; eines besonderen Rufes aber erfreut sich der Kirschengeist von Masmünster.

Das Land hat viele Strecken, welche dem Rübenbau günstig und zu anderen Kulturen nicht gleich gut verwerthbar sind. Da ist denn auch die Rübenzucker-Industrie bei der Hand, diese Gunst zu verwerthen. In Pont-à-Mousson, Luneville und Hagenau steht dieser Industriezweig in Blüthe.

Wie an tausend andern Dingen, so erkennt man auch an der Vorliebe für das Bier, welche sich selbst in einem Weinlande behauptet, das Deutschthum des Volkscharakters. Nirgends in Frankreich ist die Bierbrauerei so im Schwunge wie im Elsaß und selbst in einigen Theilen Lothringens. Straßburg und Hagenau einerseits, Remiremont und Neufchâteau andererseits zeichnen sich beispielsweise durch schwunghaften Betrieb dieses Geschäftes aus.

Wie die Baumwollen-Industrie, so macht die Tabakskultur des Elsaß ängstlichen Gemüthern diesseits große Skrupel. Ich sollte denken, diese letztere müßte mehr, als den diesseitigen Produzenten, den diesseitigen Wirthschaftspolitikern Kopfzerbrechen verursachen. Für sie in der That ist es keine leichte Aufgabe, zu entscheiden, wie es mit der Tabaksbesteuerung im Elsaß werden soll. Im Augenblick werden die großen Rohstoff- und Fabrikat-Vorräthe der Regiefabrik, welche man in Straßburg erbeutet, zu Fabrikpreisen veräußert, und lernt zugleich der Deutsche da drüben den seltenen Genuß eines Krautes kennen, welches er nach freier Wahl und ohne allzu drückende Preissteigerung

auch anderswoher als aus dem kaiserlichen Regie-Laden beziehen kann. Ob man auch den Tabakbauer im nächsten Frühjahre pflanzen lassen wird, wo er will und so viel er will? Und ob man ihn im nächsten Herbst sein Gewächs verkaufen lassen wird zu welchem Preise er will und an wen er will? Ob an Stelle der großen Straßburger Regiefabrik sich eine Menge kleiner Privat-Tabak- und Cigarren-Fabriken über das Land werden ausbreiten dürfen? Wir kennen die Absichten des Bundesrathes nicht, freuen uns aber der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung des Tabaksmonopoles in den neu erworbenen Landestheilen, wenn nicht, was der Reichstag verhüten möge, auch Altdeutschland mit diesem Monopol beglückt werden soll. Aber wie auch immer diese Fragen entschieden werden — unsere Tabakpflanzer diesseits brauchen sich vor jenen jenseits, und unsere Tabak- und Cigarren-Fabrikanten diesseits brauchen sich vor der vielleicht drüben auflebenden gleichartigen Industrie gewiß nicht zu fürchten. In den Schnürstiefeln der Regie-Kultur lernt man nicht sicher marschiren, und die Fabrikation gar muß man eventuell drüben erst von den ersten Elementen an lernen. —

Soll ich endlich noch von jener eigenthümlichen, aber großartig entwickelten und Tausenden von Menschen mittelbar Verdienst gebenden Industrie reden, durch welche Straßburg und einige andere elsässische Orte die Tafeln der Feinschmecker in ganz Europa mit einer schwerverdaulichen Speise, die man Gänseleberpastete nennt, versorgen? Aber derartiger Industrie-Spezialitäten sind, wenn auch nicht gleich großartig, noch gar manche in dem städtereichen und alter Kultur sich erfreuenden linksrheinischen Lande entwickelt, und es würde mich zu weit führen, ihrer aller Erwähnung zu thun.

Besser, ich versuche es, einige flüchtige Notizen über den Geschäftsumfang und die Bedeutung einiger der großartigsten industriellen Etablissements zu geben, welche im Elsaß und in Lothringen ihren Sitz aufgeschlagen haben.

Ich wähle das Etablissement der Herren Dollfus, Mieg & Co. zu Dornach bei Mülhausen, das Etablissement Japy zu Beaucourt und die Cristallerie de Baccarat, theils wegen der Großartigkeit dieser Fabriken, theils wegen der Verschiedenartigkeit der von ihnen vertretenen Branchen, theils aber, weil sie bis jetzt die einzigen Etablissements des Elsaß und Lothringens sind, von denen uns Turgan in seinem bekannten Werke „Les grandes usines de France“ genauere Kunde gegeben hat*).

Das Haus Dollfus, Mieg & Co. zu Dornach bei Mülhausen hat die Indienne-Fabrikation im Elsaß eingeführt. Es existirt seit 1746 und hat sich seitdem stufenweise zu seiner heutigen Höhe heraufgearbeitet. Im Jahre 1864 umfaßte es zwei Spinnereien von zusammen 58,000 und eine Zwirnerei von 12,000 Spindeln, eine mechanische Weberei von 650 Maschinenstühlen, eine Maschinenreparatur-Werkstätte, zahlreiche kleine Handwebereien in der Umgegend von Mülhausen, eine Bleicherei, eine Indiennefabrik mit 23 Druckmaschinen, 150 Drucktafeln, ferner Walzen- und Form-Gravir-Werkstätten, eine Bauwerkstätte und eine eigene Gasanstalt.

Seine Baumwolle bezieht das Haus aus allen baumwolleerzeugenden Ländern der Erde; es braucht die verschiedenartigsten Qualitäten.

Die erzeugten Garne werden nur zum kleinsten Theile an fremde Weber abgesetzt, zum weitaus größten in der eigenen Weberei verarbeitet. Das Erzeugniß der Spinnerei und Zwirnerei wird auf ungefähr $3\frac{1}{2}$ Millionen Franken per Jahr geschätzt. Davon wird nun für ungefähr $1\frac{1}{2}$ Mill. Fr. verkauft. In gewöhnlichen Zeiten produzirt die Weberei, welche dann 100 Männer, 310 Frauen und 40 Kinder beschäftigt, für ungefähr 2 Mill. Fr. Webstoffe.

In der Dornacher Fabrik werden Garne, baumwollene, wollene und gemischte Gewebe gebleicht. Von den aus dieser Bleicherei hervorgehenden 150 — 200,000 Stück von je 100 Meter Länge ist nur ein Theil für die Druckerei von Dollfus, Mieg & Co. bestimmt, der andere Theil wird für verschiedene andere Druckereien der Umgegend gebleicht.

Die für die Fabrik selbst gebleichten Gewebe werden dann gefärbt und bedruckt, oder nur bedruckt. Die Maschinen- (Walzen-) Druckerei dieses Hauses ist die größte in Frankreich. Sie liefert 100,000 Stück von je 100 Meter Länge. Auf gleicher Stufe technischer Vollendung steht vielleicht keine ähnliche Druckerei der Welt. Die Walzen werden in der Fabrik selbst gravirt, ebenso wie die Farben in einem großen chemischen Laboratorium daselbst bereitet werden.

*) Dieses Werk enthält zwar auch eine Beschreibung der Fabrik Thierry, Mieg & Co. zu Dornach. Allein dieselbe ist noch nicht zu Ende geführt. Das Vorhandene bezieht sich nur auf den technischen Theil des Geschäftes, weshalb wir unten desselben auch nur ganz flüchtig Erwähnung thun können.

Der Druckerei folgt die Trocknung, Appretur und Faltung der Gewebe, welche dann, gehörig sortirt, bis zum Verkaufe in einem großen Magazine aufgespeichert werden. Bloß die Droguen und Chemikalien zur Färberei und Druckerei verursachen eine jährliche Ausgabe von 800,000 bis 1,100,000 Fr.

Die fertigen Erzeugnisse werden in Paris, Rouen, Manchester verkauft, oder nach fernen überseeischen Plätzen exportirt, entweder auf Bestellung oder zur Konsignation.

Die ganze Fabrik arbeitet mit 1000 Pferdekräften, welche etwa 30 Motoren in Bewegung setzen und 12 Millionen Kilogramm Kohlen verzehren. Sie beschäftigt Alles in Allem etwa 2600 Arbeiter, darunter die geschicktesten Ingenieure, Konstrukteurs, Chemiker, Zeichner, Graveurs, Rechner und Kaufleute. In welcher Weise die Chefs dieses großen Etablissements für das leibliche und geistige Wohl nicht nur ihrer Arbeiter, sondern der sämmtlichen Fabrikarbeiter Mülhausens besorgt sind, braucht an dieser Stelle nicht erwähnt zu werden. Man weiß, daß Jean Dollfus der Schöpfer der jetzt nahe an 1000 Häuser zählenden berühmten cité ouvrière de Mulhouse und eines der hervorragendsten Mitglieder der Société industrielle von Mülhausen ist.

Was in dem großen Etablissement Dollfus nur einen Theil der Operationen ausmacht, die Druckerei, das ist das Hauptgeschäft des Hauses Thierry, Mieg & Co., jetzt ebenfalls zu Dornach bei Mülhausen. Es werden hier aber vorzugsweise Gewebe von englischer Wolle, Lastings und Reps, welche die Fabrik aus Webereien in Turcoing und Roubaix bezieht, ferner schottische Kaschemire, Wollenmusseline und Barèges, aus der Picardie bezogen, endlich verschiedene Wollen- und Seidenstoffe aus Reims, Lyon oder Mülhausen, bedruckt. Jedoch auch bedruckte baumwollene Möbelstoffe gehen aus dieser Fabrik hervor; die größte technische Vollendung aber hat man hier in der Herstellung wundervoller, farbenreicher Bilder auf Teppichen, Shawls, Zeugtapeten ꝛc. erreicht. In seiner Spezialität genießt das Haus des ausgebreitetsten Rufes. Die 500 Arbeiter, welche es bei den zahllosen Manipulationen beschäftigt, welche eine so vollendete mechanische Malerei erfordert, müssen sämmtlich, wie Turgan sich ausdrückt, mehr Künstler als gewöhnliche Arbeiter, es müssen eben sogenannte qualifizirte Arbeiter sein; sie sind selbstverständlich großentheils auch sehr hoch bezahlt.

Das Etablissement der Gebrüder Japy zu Beaucourt verdient an dieser Stelle besonderer Erwähnung theils wegen des großartigen Umfanges und der Mannigfaltigkeit seiner Geschäfte, theils aber weil hier bereits seit langer Zeit, viel länger z. B. als in dem in dieser Beziehung mit Recht so berühmten Mülhausen, sinnreiche Einrichtungen zur Herstellung und Erhaltung eines glücklichen Verhältnisses zwischen den Arbeitgebern und ihren Gehülfen bestehen.

Beaucourt liegt einige Kilometer von Montbéliard in der Hügelkette, welche die Franche Comté von der Schweiz trennt. Das Unternehmen der Herren Japy besteht dort seit über hundert Jahren. Es beschäftigt sich vorzugsweise mit der Herstellung von Uhren und Uhrentheilen; aber es werden in Beaucourt auch Quincaillerie-waaren, Schlösser, Gegenstände aus Eisenblech und Pumpen gefertigt.

Das ganze Unternehmen beschäftigt 5500 Arbeiter. „Das Haus Japy" — sagt Turgan — „hat nie einen von ihnen wegen zeitweiligen Arbeitsmangels entlassen." Die Gebrüder Japy haben sich seit langen Jahren mit größtem Eifer mit der Frage beschäftigt, welche jetzt Vielen als eine neu aufgetauchte Frage erscheint, nämlich wie es am besten geschehe, daß man die Interessen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer mit einander versöhne. Sie haben für ausgezeichnete Schulen, sie haben für eine höhere Ausbildung der Fähigeren unter ihren Arbeitern, sie haben für Beschaffung billiger Lebensmittel, für Sicherheit des Alters, für treue Pflege der Kranken, für Wittwen und Waisen und Invaliden, für edlere gesellige Unterhaltung und für erquickliche Vergnügungen ihres Personals und sie haben in neuerer Zeit für Herstellung von Arbeiterwohnungen gesorgt — Alles in zweckmäßigster Weise, und — so weit man nach den Resultaten urtheilen kann — durchaus im rechten Geiste. Die Société immobilière de Beaucourt gehört jedenfalls zu den sinnreichsten und zu den gelungensten Versuchen, welche zum Zwecke der Beschaffung billiger, gesunder und anmuthiger sogenannter Arbeiterwohnungen gemacht worden sind.

Was die verschiedenen Geschäfts-Zweige dieser großartigen Fabrik anbelangt, so ist zunächst in Betreff der Uhrenindustrie zu bemerken, daß hier nur billige Taschenuhren und Pendulen gefertigt werden. Die meisten kosten noch nicht 10 Fr. Welch eine Industrie, welche dieses für die menschliche Kultur so unendlich wichtige Instrument in gewaltigen Massen und in vor-

züglicher Güte zu so mäßigem Preise an den Markt bringt! In der Filiale zu Badevel werden auch andere Uhren und alle solche Gegenstände gefertigt, welche des Mechanismus eines Uhrwerkes bedürfen. Darunter auch manche sinnreiche Kinderspielzeuge.

Ueberaus großartig ist die Fabrikation von Schlössern aller Art zu Beaucourt. In Süddeutschland wird man beinahe auf jedem Packet Maschinenschlösser in Eisenwaaren-Läden die Firma „Japy frères" finden. Und diese Schlösser sind äußerst exakt und solid gearbeitet bei unbegreiflich mäßigem Preise.

Weiter bildet die Verfertigung von Haushaltungs-Maschinen und Geräthen aus Eisenblech einen sehr großartigen Fabrikationszweig in diesem Etablissement. Wenn man in süddeutschen Städten zahlreiche Magazine der mannigfaltigsten und zierlichsten Küchengeräthe von Metall, namentlich sehr schöne emaillirte Waare findet, so kann man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß diese Läden ihre Schätze von Beaucourt bezogen haben. Dieses Haus sorgt innerhalb seines großen Absatzbereiches dafür, die Geschäfte der Haushaltung wesentlich zu erleichtern und anmuthiger zu machen.

Die Quincailleriewaaren-Fabrikation nahmen die Herren Gebr. Japy zuvörderst auf, um die vielen Metall-Abfälle, welche sich bei den anderen Branchen des Geschäftes ergeben, vortheilhaft zu verwerthen. Nach und nach wuchs auch dieser Geschäftszweig zu voller Selbständigkeit heran. Zahllos sind die Nummern des Kataloges dieser Branche, von der einfachen Drahtkette bis zur kostbaren Agraffe, von der simplen Kaffeemühle bis zum sauber und elegant gearbeiteten Kompaß.

Endlich liefert dieses Haus Pumpen, Wasserspritzen, von vorzüglicher Güte und zu äußerst mäßigem Preise.

Turgan berechnet die Zahl der verschiedenen Artikel, welche aus dieser großartigen omnimechanischen Werkstätte hervorgehen, auf nahe an 35,000.

Welch eine Ausdehnung auch die merkantilen Geschäfte dieses Hauses erlangt haben, ersieht man aus der Zahl der Beamten der mächtigen Magazine und Komtors, die sich auf 225 beläuft.

Von den 5500 Arbeitern des Etablissements sind verhältnißmäßig die meisten, nämlich 2600, bei der Uhren-Fabrikation, dann bei der Geschirr-Fabrikation (1300) beschäftigt.

Die Dampfmaschinen der gesammten Fabrik repräsentiren im Ganzen 1000 Pferdekräfte.

Henry Lepage erzählt uns in seinen „Recherches sur l'industrie lorraine" die höchst interessante Geschichte der lothringischen Glasindustrie, welche sicher nachweisbar in das 14. Jahrhundert, wahrscheinlich aber noch viel weiter zurückreicht und das ganze Mittelalter hindurch, von mächtigen und stark privilegirten Genossenschaften*) betrieben, einer hohen Blüthe sich erfreute. Ein Zweig dieser großartigen Industrie hat sich zu Baccarat an der oberen Meurthe angesiedelt. Die „Cristallerie de Baccarat" ward im Jahre 1765 begründet, und heutzutage gehört dieses Etablissement jedenfalls zu den großartigsten seines Faches. Es wird für Rechnung einer Gesellschaft verwaltet, deren Begründer ein Herr Godard-Desmarest war, und deren jetziger Betriebschef, ein Nachkomme des Genannten, auch den Namen desselben trägt. Baccarat arbeitet mit keinem andern Brennmaterial, als mit Holz, welches es als Floßholz auf der Meurthe zweimal des Jahres in mächtigen Quantitäten (40,000 Steren) erhält. Die Schmelzöfen der Fabrik sind solche nach dem System Siemens.

1500 Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, sind in der Fabrik selbst, 300 andere als Holzhauer, Fuhrleute, Tagelöhner ꝛc. bei den vorbereitenden Verrichtungen beschäftigt. Die Löhne dieser Arbeiter steigen von 60 Ct. bis zu 10 Fr. per Tag. Alle Arbeiter wohnen in der Fabrik gehörigen Gebäuden. Durch verschiedene Unterstützungskassen, welche unter Mitwirkung der Beisteuernden von der Fabrikdirektion geleitet werden, ist in zweckmäßiger Weise gegen Noth und Verarmung in Krankheit und Alter vorgesorgt.

Baccarat liefert jährlich für etwa 4 Millionen Franken Krystallwaaren, d. i. $^1/_{10}$ der ganzen französischen Produktion in diesem Gewerkszweige. In Frankreich konzentrirt sich diese Industrie auf einige wenige, große Etablissements, ähnlich wie in Belgien, während die gleichartige englische Industrie, die freilich auch viel größere Massen liefert, auf eine sehr große Zahl meist kleinerer Fabriken sich vertheilt. Unter den vier auf dem Gebiete der Krystall-Glasfabrikation hervorragendsten Ländern — Oesterreich, England, Frankreich, Belgien — nimmt Frankreich, hingesehen auf die Masse der Produktion — Dank der Großartigkeit

*) Gewisse halb geheime Verbindungen mit höchst seltsamen Satzungen, wie sie auch heute noch ähnlich in der genossenschaftlich betriebenen Schwarzwälder Glasindustrie in Geltung sind!

des Etablissements zu Baccarat, den dritten Rang ein. Die große Vollendung der Technik und der Zeichnung, zu welcher es Baccarat gebracht hat, sichert Frankreich einen höheren Rang, wenn man den Maßstab der Qualität der Erzeugnisse anlegt.

Etwa die Hälfte der Fabrikate von Baccarat wird ausgeführt. Die Fabrik verkehrt mit etwa 6000 Unterhändlern, welche den auswärtigen Verkauf vermitteln. Alle Zahlungen der Fabrik und an dieselbe besorgt eine Pariser Kommandite.

85% der Fabrikate von Baccarat bestehen aus weißen Krystallwaaren für den täglichen Hausgebrauch; die anderen 15% bestehen aus Luxusartikeln von der einfachsten bis zur reichsten Komposition und Montirung; darunter namentlich höchst geschmackvolle Lüstres, Laternen, Glaskugeln, aber auch Vasen im edelsten Stil, weiß und bunt, glatt und gravirt, ferner Schalen, Tafelaufsätze, Schreibzeuge, Brochen ꝛc. — kurz Alles, was nur aus Krystallglas und so kunstreich, wie es aus dieser Masse fabrizirt werden kann. Das große Pariser Magazin der „Cristallerie de Baccarat" gehört zu den sehenswerthesten dieser an solchen Schaustücken doch wahrlich reichen Stadt. Aber auch wir in Deutschland brauchen mehrfach die Fabrikate von Baccarat, ohne den Ursprung zu kennen, und wenn wir ihn kannten, werden wir bisher kaum je daran gedacht haben, daß uns demnächst ein gewaltiger Krieg auf diese Heimstätte der Kunstindustrie einen wohlbegründeten Anspruch verschaffen werde. —

Unsere Provinzen sind aber auch reich mit Verkehrsstraßen versehen. Natürliche Wasserstraßen, künstliche Wasserstraßen, treffliche Landstraßen, Eisenbahnen und Telegraphen bilden hier ein Netz von Verkehrswegen, so dicht wie nur irgendwo in Frankreich, wenn man von der näheren Umgebung der größten Städte absieht.

In Ermangelung spezialstatistischer Nachweise neueren Datums über die schiffbaren Strecken der Flüsse, welche das Elsaß und Lothringen durchziehen, über die Länge der Kanalstrecken, welche diesen Provinzen billige Fracht für Massengüter verschaffen, und über die Länge der Landstraßen gewöhnlicher Art — der kaiserlichen oder National-, der Departemental- und der anerkannten Vizinal-Straßen — welche die Verkehrsamkeit des Landes befördern, muß ich mich mit einer Namhaftmachung der bedeutenderen Kanäle und der Mittheilung einiger eisenbahnstatistischen Notizen begnügen.

Der Rhein-Rhone-Kanal tritt unweit Montbéliard ins Land, nimmt unterhalb Mülhausen einen von Basel kommenden Zweigkanal auf und endigt bei Straßburg. Die Departements Maas, Meurthe und Niederrhein durchzieht in ihrer ganzen Breite der Rhein-Marne-Kanal. Die Departements Meurthe und Mosel durchzieht theilweise der Kanal des Salines.

Am Ende des Jahres 1865 hatte Frankreich 13,567,091 Meter Eisenbahnen im Betrieb und 7,425,869 Meter waren theils im Bau begriffen, theils fest projektirt.

Von dieser Gesammtlänge kamen auf:

das Departement Niederrhein 242,110 Meter und bez. 6285 M., und zwar je Theile der Linien oder die ganzen Linien Paris-Straßburg, Straßburg-Basel, Straßburg-Weißenburg, Straßburg-Barr, Molsheim-Mutzig, Molsheim-Wasselonne, Niederbronn-Hagenau, Schlettstadt-Ste.-Marie-aux-Mines;

das Departement Oberrhein 191,176 Meter und bez. 61,066 M., und zwar je Theile der Linien oder bez. die ganzen Linien Noisy-Mülhausen, Straßburg-Basel, Lutterbach-Thann-Wesserling, Schlettstadt-Ste.-Marie-aux-Mines, Dijon-Belfort, Belfort-Gebweiler, Montbéliard-Delle;

das Departement der Vogesen 107,073 M. und bez. 24,300 M., und zwar je Theile der Linien oder bez. die ganzen Linien Nancy-Gray, Luneville-St.-Dié, Epinal-Remiremont, Chaumont-Vaucouleurs-Pagny;

das Departement der Maas 105,603 Meter und bez. 130,050 M., und zwar je Theile der Linien oder bez. die ganzen Linien Paris-Straßburg, Blesme-Gray, Mézières-Thionville, Chaumont-Vaucouleurs-Pagny, Reims-Metz;

das Departement der Mosel 236,819 Meter und bez. 152,101 M., und zwar je Theile der Linien oder bez. die ganzen Linien Nancy-Forbach, Metz-Thionville-Grenze, Thionville-Niederbronn, Mézières-Thionville, Longyon-Grenze, Reims-Metz;

das Departement der Meurthe 250,896 Meter, und zwar je Theile der Linien oder bez. die ganzen Linien Paris-Straßburg, Luneville-St.-Dié, Nancy-Gray, Nancy-Forbach, Arricourt-Dieuze.

Diese sämmtlichen Bahnen gehören, mit Ausnahme einiger kleinen Strecken im Departement des Oberrheins, welche die Lyon-Mittelmeer-Bahngesellschaft besitzt, der Ostbahngesellschaft.

Es besaßen also damals Elsaß und Lothringen, welche nur 5,25% der Fläche von Frank-

reich einnahmen und von 7,18% der französischen Gesammtbevölkerung bewohnt waren, etwa 8½% des gesammten französischen Eisenbahnnetzes. —

In allen Stücken werden wir an diesen Provinzen nicht das schlechteste Theil von Frankreich gewinnen oder wiedergewinnen. Mögen wir nun auch der Wiedererwerbung in allen Beziehungen recht froh werden!

A. Emminghaus.

Kriegswesen.

Militärische Beschreibung des Feldzugs 1870. II. Die koncentrische Offensive der deutschen Armeen Anfang August. Der große Krieg des Jahres 1870, welchen zwei Völker gegen einander führten, deren kriegerischer Ruhm sich gleichkam, während er hoch über dem aller andern Nationen steht, dieser Krieg, in welchem das stolze Frankreich seinen Helm dem deutschen Sieger neigte, bietet in allen seinen großen Erscheinungen Beispiele für die Kriegskunst, welche eine neue Epoche bezeichnen und welche in voller Mannigfaltigkeit neue Gesetze über neue, bisher unerhörte Aufgaben für den Feldherrn geben.

In ihrem Endziel dasselbe Operationsobjekt wie in frühern Kriegen gegen Frankreich verfolgend, an das Gegebene, an Zeit, an Raum, an Menschenkräfte in derselben Weise wie früher gebunden, hat die deutsche Heerführung 1870 in jeder Weise, sowohl hinsichtlich der Masse der Truppen und ihrer Verpflegung, als auch hinsichtlich ihrer Verwendung zu höchst kombinirten Operationen Dinge geleistet, welche in keinem früheren Kriege auch nur annähernd erreicht worden sind. Die wunderbare Erscheinung, daß die erste Armee, welche Frankreich im Beginn des Feldzugs aufstellte, sammt den Reservecorps, welche nach den ersten großen Niederlagen herangezogen wurden, vollständig, in ihrer ganzen Gesammtheit, gefangen genommen ward, ist einzig in der Weltgeschichte. Die einzelnen Resultate auch, jedes für sich betrachtet: die Cernirung der Festung Paris, einer Stadt, in deren Mauern fast eine halbe Million waffentragender Männer sich befand; die Gefangennahme des französischen Heeres von über hunderttausend Mann, in ihrer Mitte das Staatsoberhaupt selbst, durch die Kapitulation von Sedan; die Umgehung, Einschließung und Gefangennahme einer andern Armee von zweihunderttausend Mann, der eigentlichen Kerntruppen Frankreichs, in der Festung Metz, sind militärische Operationen, wie sie in der Kriegsgeschichte absolut noch nicht vorgekommen sind.

Auch der Beginn des Krieges in den ersten Tagen des August nach vollendetem Aufmarsch ist durch Bewegungen der Armeen bezeichnet, wie sie niemals vorher, den Feldzug Preußens 1866 ausgenommen, in so meisterhafter Ordnung und Uebereinstimmung mit so gewaltigen Armeen ausgeführt worden sind, obwohl ähnliche Pläne häufig in früheren Kriegen vorgelegen haben.

Diese Operationen zu Anfang des Feldzugs bildeten einen koncentrischen strategischen Angriff gegen die ganze feindliche Aufstellung.

Einen solchen Plan, welcher den Zweck hat, zugleich in der Front und in beiden Flanken den Feind zu umfassen und zu erdrücken, kann mit Aussicht auf Erfolg nur der numerisch überlegene Kämpfer sich vorsetzen und nur eine Heerleitung durchführen, welche der pünktlichsten Befolgung ihrer komplicirten Dispositionen sicher ist.

Nur vollständig durchgebildeten und disciplinirten Heeren unter ausgezeichneten Führern wird ein solcher Plan gelingen — das hat sich in der Geschichte deutlich herausgestellt. Das häufige Mißlingen der koncentrischen Angriffe hatte sogar zu der Meinung geführt, daß derartige Operationen, wie Preußen sie im Jahre 1866 und auch in diesem letzten Feldzuge vernahm, durchaus fehlerhaft seien.

Denn freilich ist im Allgemeinen die Gefahr, welche im koncentrischen strategischen Angriff für den Angreifer liegt, sobald irgend ein Theil der Heeresmaschine versagt, eine große. Die Operationslinien, auf welchen sich die einzelnen Heere vorwärts bewegen, sind konvergirend, schneiden sich aber erst auf feindlichem Territorium, also in einem Punkte, dessen Besitz erst errungen werden muß. Es liegt die Gefahr nahe, daß der koncentrirte Feind eines dieser Heere mit dem andern schlägt, indem er sie getrennt überfällt.

Der preußischen Heerführung ist es jedoch gelungen, mit dieser Idee des koncentrischen Angriffs zugleich eine Taktik zu verbinden und ins Werk zu setzen, welche derselben alle

theile sichert und alle Nachtheile vermeidet, welche alle Kommunikationsmittel der vorgeschrittenen Neuzeit, vor Allem den Telegraphen verwerthet und die auf die höchste Stufe der Vollendung gebrachten Feuerwaffen in volle Wirkung ihrer Vorzüge zu bringen im Stande ist.

Die verschiedenen Heere marschiren in solcher Verbindung mit einander, daß ihre Spitzen eine einzige strategische Front bilden. Es werden beim Vormarsche so viele Straßen neben einander benutzt, auf welchen in gleicher Höhe die Kolonnen sich vorwärts bewegen, daß im Augenblicke eines Zusammenstoßes mit dem Feinde die schnellste Entfaltung und Koncentration auf der Front stattfinden kann. So findet der Feind, welcher etwa geglaubt hatte, ein vereinzeltes Heer zu werfen oder dessen Linie zu durchbrechen, alsbald sich selbst von den rasch vor ihm entwickelten und nachdrücklich unterstützten Reihen aufgehalten, verwickelt und umschlungen, gleichsam in den Maschen eines Netzes verstrickt, welches sich um ihn zusammenzieht. Daher nur erklärt sich die ungeheure Anzahl von Gefangenen, welche die deutschen Heere machen. Das ist eine Erscheinung, wie sie in keinem früheren Kriege vorgekommen ist. Die Methode des koncentrischen Angriffs, des Ueberflügelns, des Umgehens ist in allen Schlachten wie in allen Operationen, welche eine Schlacht zum Ziele haben, vorherrschend und hat so glänzende Resultate geliefert wie keine andere Methode jemals.

Wie sehr diese Idee des koncentrischen Angriffs der ganzen Kriegsweise Preußens zum Grunde liegt, erkennt man am deutlichsten aus einem Vergleich der einzelnen Schlachten mit den strategischen Operationen im Ganzen. Wie sich die Armeen umfassend und einschließend gegen die feindlichen Heere bewegen, so marschiren die Regimenter und Bataillone flankirend und umschließend in der Schlacht gegen die einzelne Position. Taktik und Strategie sind aus einem Gusse.

Häufig ward auch der Endpunkt der strategischen Bewegungen, das Objekt des koncentrischen strategischen Angriffs zugleich der Endpunkt, das Objekt des koncentrischen taktischen Angriffs. Dies war in der Schlacht bei Königsgrätz der Fall.

Anders dagegen gestaltete sich der Beginn des Feldzugs 1870.

Die französische Armee war in Corps getheilt, welche ohne erkennbaren Zusammenhang und ohne sich einander wesentlich zu unterstützen, ein jedes für sich taktisch vortreffliche Positionen einnahmen und im Ganzen auch eine strategische Linie bildeten, jedoch nicht nach gemeinsamer Disposition handelnd Gelegenheit zu einer allgemeinen Schlacht boten.

Diese einzelnen Corps lieferten einzelne Schlachten, indem sie den vordringenden deutschen Armeen bei Verfolgung der ihnen vorgeschriebenen Operationslinien im Wege standen oder sich ihnen entgegenwarfen.

Sie wurden besiegt, vollständig zersprengt, vernichtet und gefangen.

Im Gegensatze zu der deutschen Armeeführung huldigten die französischen Generale noch veralteten Traditionen, welchen der Name Napoleons I. unantastbaren Glanz verlieh. Anstatt der gründlichen militärischen Bildung, welche bei den deutschen Feldherren genialen Plänen sicheres Fundament verleiht, besaßen die Franzosen zum überwiegenden Theil nur eine militärische Routine, über welche sich zu erheben sie niemals im Stande waren, befangen in der verhängnißvollen Illusion der eigenen absoluten Ueberlegenheit.

In der französischen Armee galt noch ein System, welches bei großer Selbstständigkeit der einzelnen Corpsführer jedem Corps für sich eine besondere Strategie zu befolgen überließ, die jedoch dem allgemeinen Plane entsprechend sein sollte. Dies System hatte bereits in der Krim und in Oberitalien üble Früchte getragen. In beiden Kriegen hatte sich, obwohl die Franzosen siegten, ein großer Mangel an Uebereinstimmung in der militärischen Aktion gezeigt; einem Feinde wie die Deutschen im Jahre 1870 gegenüber mußte sich die Schwäche einer solchen Methode in verderblicher Weise zeigen.

Solchergestalt also war die Ueberlegenheit der deutschen Kriegskunst über die französische begründet.

Aber noch ein anderer wichtiger Faktor ist die Beschaffenheit des Materials, welches die Heere bildet, die Kriegstüchtigkeit der Truppen, die Eigenschaften des gemeinen Soldaten.

Viele Siege haben die Deutschen errungen, indem sie überlegene Streitkräfte auf den kritischen Punkten zu versammeln wußten, andere gewannen sie auch bei gleichen Kräften durch Kunst und Tapferkeit, einzelne aber in der Minderzahl allein durch Muth und Ausdauer der Truppe. Sie haben bewiesen, daß sie Bataillon gegen Bataillon, Eskadron gegen Eskadron, Batterie gegen Batterie den Franzosen überlegen waren.

Und dabei war die Bewaffnung der französischen Infanterie eine bessere als die der deutschen.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der deutsche Soldat über dem französischen stand, und die Gründe sind folgende:

Die bewegenden Kräfte in der französischen Armee waren vorzüglich Ehrgeiz, Eitelkeit und Gewinnsucht. Diese Eigenschaften werden durch die Disciplin nur nothdürftig und nur im Siege mit Glück in den erforderlichen Schranken gehalten.

In den afrikanischen Regimentern hatte diese Armee Elemente in sich aufgenommen, welche zerstörend auf den guten militärischen Geist einwirkten. Die Freiheiten, welche man nothgedrungen diesen moralisch niedriger stehenden Truppen gestattete, indem man ihre Zügellosigkeit mit Schmeicheleien über ihre kriegerische Wildheit zu übertünchen suchte, gaben ein ansteckendes Beispiel für alle Corps.

Die bewegenden Kräfte in der deutschen Armee waren vorzüglich Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und Erbitterung.

Die Disciplin steht in der deutschen Armee auf dem höchsten Punkte, den sie überhaupt erreichen kann; die Fähigkeit, zu gehorchen, ist eine specifisch deutsche Eigenschaft.

Die französische Armee war in hohem Grade kriegslustig, die deutsche Armee in hohem Grade friedliebend; aber diese Friedensliebe beeinträchtigte nicht im Geringsten ihren Muth. Im Ganzen von vorwiegend melancholischem Temperament, ging der deutsche Krieger weit häufiger als der französische von vorwiegend sanguinischem Temperament mit dem Gedanken an den Tod zum Kampfe, aber eben weil er sich mit dem Gedanken an das Schrecklichste vertraut gemacht, war nichts im Stande, ihn zu erschüttern. Er hatte sich vorgesetzt, zu siegen oder zu sterben, er führte seinen Entschluß mit der größten Ehrlichkeit aus — seine Haltung, wenn er zum Sturme vorging, entsetzte den Franzosen.

Dazu kommt noch in der deutschen Armee ein Element, welches der französischen ganz abgeht. Das sind die zahlreichen Männer von hoher Bildung, welche in ihr das Gewehr tragen. In jene Lagen hinein versetzt, welche alle Kräfte aufregen, zeigen diese in alle Truppentheile eingereihten Krieger Eigenschaften, welche, durch die Kultur in ihnen entwickelt, doch in friedlichen Verhältnissen vielleicht nie hervorgetreten wären, und es strahlt gleichsam ein Licht der Intelligenz von ihnen aus, welches weite Kreise der beschränkteren Kameraden durchleuchtet und den Geist der ganzen Armee zu veredeln im Stande ist.

So zeigt ein hochgebildetes Volk, lange Jahre in den ernsten Disciplinen der erhabensten Wissenschaften erzogen, die langsam gereiften Früchte seines harmonischen Wachsthums auch in den Resultaten seiner kriegerischen Machtentwicklung.

Am 2. August traf der König Wilhelm von Preußen in Begleitung seines Generalstabschefs Freiherrn von Moltke im Hauptquartier zu Mainz ein und übernahm das Kommando über die vereinigten deutschen Armeen, welche mit ihren Spitzen in einer Front von Trier bis Landau sich der französischen Grenze näherten.

Die Armee des linken Flügels, die III. Armee unter Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen, war bestimmt, am 5. August bis an die Lauter vorzurücken und dieselbe mit den Vortruppen zu überschreiten. Der Kronprinz hatte zu diesem Zwecke den Bienwald auf vier Straßen zu passiren und den Feind überall, wo er getroffen würde, zurückzuwerfen befohlen.

Für die einzelnen Corps waren für den 4. August folgende Dispositionen ausgegeben worden:

Die Avantgarde, die Division Bothmer vom bayerischen Corps Hartmann, bricht um 6 Uhr früh aus ihren Bivouaks auf, dirigirt sich auf Weißenburg und sucht sich in Besitz der Stadt zu setzen. Sie hat ihre rechte Flanke durch Entsendung eines Detachements über Bellenberg nach dem Bobenthal zu sichern. Der Rest des Corps, die Division Walther, bricht um 4 Uhr früh aus den Bivouaks auf und marschirt mit Umgehung von Landau über Impflingen und Bergzabern nach Ober-Otterbach.

Die Kavalleriedivision koncentrirt sich südlich Mersheim um 6 Uhr früh und marschirt über Insheim, Rohrbach, Billigheim, Barbelroth, Kapellen bis an den Otterbach, 4000 Schritt westlich Ober-Otterbach.

Das V. preußische Corps bricht um 4 Uhr früh aus dem Bivouak bei Billigheim auf und marschirt über Barbelroth und Nieder-Otterbach auf Groß-Steinfeld und Kapsweyer. Es formirt eine besondere Avantgarde, welche bei St. Remy und Waghäusel die Lauter überschreitet und auf den jenseitigen Höhen Vorposten ausstellt.

Das XI. Corps bricht um 4 Uhr früh von Rohrbach auf und dirigirt sich über Steinweiler, Winden, Scheidt durch den Bienwald auf die Bienwaldshütte. Es formirt seine besondere Avantgarde, die über die Lauter vordringt und auf den jenseitigen Höhen Vorposten ausstellt.

Das Corps Werder marschirt auf der großen Straße nach Lauterburg, sucht sich in Besitz des

Orts zu setzen und stellt auf dem jenseitigen Ufer Vorposten aus.

Das Corps von der Tann bricht um 4 Uhr aus den Bivouaks auf und marschirt auf der großen Straße über Sülzheim nach Langenkandel, wo es westlich dieses Orts Bivouaks bezieht.

Das Hauptquartier wird voraussichtlich nach Nieder-Otterbach verlegt werden.

Die Weißenburger Linien (s. die Karte), um deren Besitznahme es sich nach diesen Dispositionen handelte, boten hauptsächlich in der ehemaligen Festung Weißenburg selbst und in den der Lauter entlang aufgeführten Schanzwerken aus früherer Zeit militärische Hindernisse. Diese Befestigungen waren in der letzten Zeit bei Besetzung der Grenze wieder in Stand gebracht und durch künstliche Verstärkung der Position auf dem schwer anzugreifenden Geisberg vermehrt worden.

Der ganze Höhenzug, welcher, bis zu etwa 800′ ansteigend, mit dem nordöstlichen Hange zur Lauter abfällt, bot durch seine Lage hinter dem vom Feinde zu passirenden Flusse und durch die von Steinmauern eingefaßten Weingärten dem Tirailleurgefechte besondere Vortheile, aber auch gute Stellungen für die Artillerie.

General Douay, welcher mit seiner Division, der zweiten vom Corps Mac Mahon, verstärkt durch das 74. Linienregiment, das 3. Husarenregiment und das 11. Regiment Chasseurs à cheval, also mit 16 Bataillonen, 8 Eskadronen und 4 Batterien, darunter 1 Mitrailleusenbatterie, diese Position zu halten hatte, bildete den äußersten rechten Flügel der französischen Aufstellung. Er hatte Weißenburg mit 1 Bataillon des 1. Regiments algierischer Tirailleurs und 1 Bataillon des 74. Linienregiments besetzt und die Thore der Stadt verbarrikadiren lassen. Auf den Höhen südlich derselben hatte er 2 Bataillone und 1 Batterie aufgestellt und mit dem Gros der Division den Geisberg selbst stark besetzt.

Der Morgen des 4. August war trübe und regnerisch.

Der Kronprinz verließ mit seinem Stabe und der Suite Landau um 5¼ Uhr Morgens. Bei seiner Ankunft auf den Höhen östlich von Schweigen, um 9¼ Uhr Morgens etwa, waren die Spitzen der Avantgarde der Division Bothmer vor Weißenburg angelangt, und es fielen die ersten Schüsse. Der Ort zeigte sich zur Vertheidigung vollständig vorbereitet, und die Avantgarde entwickelte ihre 3 Bataillone, das Chevaulegersregiment und 1 Batterie zum Feuergefecht, um das Eintreffen der übrigen Kolonnen abzuwarten.

In Folge der Beschießung brach sehr bald an zwei Stellen in der Stadt Feuer aus.

Die Avantgarde des V. Corps, die 17. Infanteriebrigade, debouchirte während dessen bei St. Remy und bei Waghäusel um 9¾ Uhr, nachdem sie die Lauter passirt hatte, und formirte sich zum Angriff auf die gegenüberliegenden Höhen, von wo sie um 10 Uhr mit lebhaftem Geschützfeuer empfangen wurde.

Eine Stunde später war die 18. Brigade auf dem rechten Flügel der 17. zur Entwicklung gekommen, nahm um 11½ Uhr Altenstadt und debouchirte am südlichen Ufer der Lauter, um zum Angriff gegen den Geisberg vorzugehen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte die Division Bothmer noch das Feuergefecht gegen Weißenburg hingehalten, jetzt aber war durch Ueberschreiten der Lauter von Seiten der 9. Division die Möglichkeit des Angriffs auf die Stadt auch von Südosten her gegeben; 2 Bataillone vom 47. Regiment, 18. Brigade, und 1 Bataillon vom 58. Regiment, 17. Brigade, wurden am südlichen Ufer der Lauter zu diesem Zwecke von Altenstadt aus entsandt und es ward um 12 Uhr der allgemeine Sturm auf Weißenburg unternommen.

Die verbarrikadirten Thore der Stadt wurden von der Artillerie eingeschossen, die preußischen und bayerischen Bataillone griffen zu gleicher Zeit an und nahmen die Eingänge im ersten Anlauf. In der Stadt selbst entwickelte sich dann ein hartnäckiger Kampf, welcher mit Gefangennahme der Besatzung endete.

Zu derselben Zeit ward der Höhenzug südlich Weißenburgs umfassend angegriffen.

Die Spitzen des XI. Corps waren um 11 Uhr links neben denen des V. Corps, der 17. Brigade, eingetroffen. General von Bose hatte den Bienwald und die Lauter, ohne auf Widerstand zu stoßen, durchschritten und alsdann dem ihm ertheilten Befehle gemäß den Vormarsch über Schleithal in der Richtung auf Ingolsheim fortgesetzt. Um 11 Uhr auf Schleithal debouchirend, bekamen die Têten des Corps sofort die Direktion gegen den Geisberg.

So avancirten denn nach einem lebhaften Artilleriekampf von Seiten des V. Corps, an welchem auch die Corpsartillerie sich betheiligt hatte, um 12¼ Uhr die 18. Infanteriebrigade von Altenstadt her und die 41. Brigade des XI. Corps von Schleithal aus, also in westlicher Richtung zum koncentrischen Angriff auf den Geisberg.

Schon das Erscheinen der 41. Brigade hatte den Feind bewogen, seinen rechten Flügel zurückzunehmen, die Linien seiner Front entsprachen jetzt ganz den Formen des Geisbergs. In den Weinbergen desselben führten zahlreiche Tirailleurschwärme ein verheerendes Feuergefecht gegen die anrückenden Kolonnen, in welchem sich die Ueberlegenheit des Chassepotgewehres an Perkussionskraft auf weite Distancen zum ersten Male deutlich manifestirte.

Die Mitrailleusenbatterie, preußischer Artillerie gegenüber, entsprach nicht den Erwartungen, welche die Franzosen auf diese neueingeführte Waffe gesetzt hatten. Sie konnte nur 3 Schüsse abgeben bis zu dem Augenblicke, wo eine Granate, inmitten der Batterie einschlagend, eine solche Verheerung unter der Bedienungsmannschaft anrichtete, daß sie zum Abfahren gezwungen ward.

Die preußische Infanterie rückte in Kolonnen mit unübertrefflicher Ruhe und Bravour die steile Höhe hinan, trotz der großen Terrainschwierigkeiten und des mörderischen Feuers. Die stete Bewegung der Bataillone schwankte keinen Augenblick.

Unter großen Verlusten, welche namentlich das an der Tête avancirende Königsgrenadier-Regiment erlitt, wurde um 12½ Uhr das vorderste Gehöft und um 1 Uhr das dahinter liegende Schloß im ersten Anlauf genommen.

Um 1½ Uhr ritt der Kronprinz selbst durch Altenstadt auf die Höhen des Geisbergs.

Mit Verlust dieses Bergs hatte die französische Stellung ihren Hauptstützpunkt eingebüßt. Freilich versuchten die Franzosen noch um 1½ Uhr einen Offensivstoß, doch ward dieser vergebliche Versuch wohl nur zur Deckung des Rückzugs unternommen, welcher in drei Kolonnen in südwestlicher Richtung angetreten ward, verfolgt von dem Artilleriefeuer beider preußischen Corps und dann von 2 Uhr an von den beiden Kavallerieregimentern der 9. und 10. Division. Ueber 1000 unverwundete Gefangene, darunter etwa 30 Offiziere, auch ein vom 5. Jägerbataillon erobertes Geschütz fielen dem Sieger in die Hände. General Douay selbst war gefallen.

Sämmtliche im Gefecht gewesenen deutschen Truppen rückten bis auf die Höhen südlich der Lauter vor und setzten Vorposten aus. Das Corps Werder, welches nicht mit engagirt gewesen war, hatte Lauterburg besetzt, eine Brigade gegen Selz vorgeschoben und Vorposten im Anschluß an diejenigen des XI. Corps ausgesetzt.

Der Gewinn dieses Gefechts war außer dem moralischen Eindruck auf die beiden Armeen die Besetzung der wichtigen Straßen nach Straßburg und Bitsch. Hierdurch ward die französische Aufstellung in ihrer rechten Flanke in hohem Grade gefährdet, der Elsaß lag unbeschützt der III. Armee offen und Straßburgs Isolirung war kaum noch abzuwenden.

Das Rheinthal, südlich Weißenburgs offen und frei bis Straßburg und darüber hinaus sich erstreckend, ist im Westen von den Vogesen begrenzt, deren Ausläufer die nun von der III. Armee genommenen Höhen bei Weißenburg sind.

Die französische Armee, deren rechter Flügel mit dieser Position gleichsam den Schlüssel ihrer Aufstellung verloren hatte, mußte vor Allem bestrebt sein, die Pässe der Vogesen zu behaupten, falls sie nicht bereits ihre ganze strategische Front ändern und auf die Mosellinie zurückgehen wollte.

Straßburg konnte nur dadurch noch als zusammenhängendes Glied in der Defensivstellung erhalten werden, daß die siegreiche Armee aus der gewonnenen Stellung wieder zurückgeworfen ward. Diesen Plan faßte denn auch der Marschall Mac Mahon, sobald er die Nachricht von der Niederlage der Division Douay erhielt, indem er von den am nächsten stehenden Corps, dem V., VI. und VII., Verstärkungen an sich zu ziehen suchte.

Auf der andern Seite brach die Armee des Kronprinzen am Morgen nach dem siegreichen Gefechte auf, um dieselbe Richtung zu verfolgen, in welcher sie bisher avancirt war. Diese Marschrichtung mußte sie unfehlbar in die Flanke und in den Rücken der französischen Aufstellung führen. Es boten sich ihr die Chancen, diese Aufstellung vollständig aufzurollen, falls nicht die französische Armee sofort einen allgemeinen Rückzug antrat.

Denn an numerischer Stärke jedem einzelnen der französischen Corps und selbst zweien oder dreien derselben weit überlegen, war die Armee des Kronprinzen jeder möglichen Koncentrirung des Feindes nach vorwärts mehr als gewachsen; sie konnte nach Ueberschreiten der Vogesenpässe ein Corps nach dem andern werfen. Nur in einer Koncentrirung nach rückwärts, auf den linken Flügel also, war die französische Armee voraussichtlich im Stande, dem Kronprinzen einen genügenden Widerstand entgegenzusetzen. Eine solche Operation des Feindes hätte jedoch, abgesehen von der französischen Siegeszuversicht, welche eine solche Defensive nicht zugab, den Nachtheil gehabt, daß der II. und I. deutschen

Armee vollständig Zeit geblieben wäre, auch ihrerseits in die Aktion einzugreifen und durch einfachen Vormarsch sich mit der III. Armee zu vereinigen.

Eine kombinirte Operation seitens der französischen Armee kam aber überhaupt nicht zu Stande. Wie schon erwähnt, warf sich der Marschall Mac Mahon allein, nur von wenigen Divisionen der andern Corps unterstützt, dem Feinde entgegen. Er hatte am Morgen des 6. August im östlichen Abhange der Vogesen eine günstige Stellung längs des Sauerbachs inne (s. d. Karte). Diese Position war sehr geschickt zur Defensive gewählt, während sie auch der Offensive günstige Gelegenheit bot.

Sie wurde gebildet durch das etwa 800 Schritt breite Thal der von Norden nach Süden fließenden Sauer, dessen Westrand, von steilen und theilweise bewaldeten Höhen begrenzt, die natürliche Front des französischen Heeres bezeichnete. Das Dorf Elsashausen, durch seine Lage auf einem steilen Berge eine Art rückwärtiger Bastion, bildete den Schlüsselpunkt der ganzen Stellung, sowie das Dorf Froschweiler einen günstigen Stützpunkt derselben. Flügelanlehnungen wurden durch die Dörfer Morsbronn und Eberbach im Süden, Neuweiler im Norden, sowie durch tiefe Terraineinschnitte auf das Günstigste hergestellt. Am Fuße der ganzen 1½ Stunden breiten Position bildete die von Hagenau nach Wörth auf einem Damme hinführende Chaussee eine ausgezeichnete Kommunikationslinie, während sie durch ihre Ueberhöhung über das breite Wiesenthal der Sauer auch auf das Vortheilhafteste als erste Defensionslinie benutzt werden konnte und auch benutzt wurde. Die östlichen Abhänge, theilweise mit Wein bepflanzt, was den Bewegungen der deutschen Truppen sehr hinderlich ward, fallen steil gegen die Sauer ab und werden vom jenseitigen Ufer überhöht. Der kleine Fluß selbst, nur etwa 10 Schritt breit, hat so steile Ufer und hatte nach dem anhaltenden Regen so starkes Gefälle, daß von Seiten des französischen Oberkommando's eine Durchwatung desselben wohl für unmöglich gehalten werden konnte. Uebergänge über diesen Gebirgsfluß waren nur bei der Bruchmühle, bei Spachbach und bei Wörth vorhanden.

Der Marschall hatte seine Truppen in einem Haken aufgestellt, welcher die Erwartung eines Angriffs von Norden und von Osten verräth. Auf dem linken Flügel stand die 1. Division mit ihrem rechten Flügel vor Froschweiler, den linken an Reichshofen gelehnt. Zwischen ersterm Orte und Elsashausen stand die 1. Brigade der 3. Division, rechts anschließend die 2. Brigade derselben Division. Gunstett gegenüber und im Anschluß an die 3. Division stand die 4. und hinter derselben die Division Dumesnil vom VII. Corps, welche erst am 6. Morgens eingetroffen war. Hinter der 2. Brigade der 3. Division und der 1. Brigade der 4. Division standen in Reserve die leichte Kavalleriebrigade Septeuil und die Kürassierdivision des Generals Bonnemains. Hinter dem rechten Flügel der 4. Division stand die Kavalleriebrigade Michel (General Duhesme). Das Corps des Marschalls mochte nach Abgang der Division Douay, von welcher nur die Kavalleriebrigade Septeuil und einzelne Trümmer sich beim Corps eingefunden hatten, 30,000 Mann Infanterie, 3400 Pferde und 120 Geschütze betragen. Dazu gerechnet die Kavalleriedivision Bonnemains mit 16 Eskadronen und 2 reitenden Batterien, die Division Dumesnil mit 13 Bataillonen und endlich noch im Laufe der Schlacht von den Corps Canrobert und de Failly eintreffende Verstärkungen, zu 3 Divisionen mit 15 Batterien, also etwa 40 Bataillonen und 90 Geschützen veranschlagt, betrug die ganze Macht des Marschalls in der Schlacht bei Wörth gegen 70,000 Mann Infanterie, 5400 Pferde und 200 Geschütze.

Die Armee des Kronprinzen war am 5. August an die Linie der Selz vorgerückt, im Centrum das V. und das XI. preußische Corps an der Straße nach Hagenau, rechts davon die beiden bayerischen Corps, auf dem linken Flügel die württembergische und die badische Division, in Reserve die Kavalleriedivision.

In der Nacht vom 5.—6. August bivouakirte das II. bayerische Corps bei Lembach, das I. bayerische Corps bei Ingolsheim, das V. Corps bei Preuschdorf, das XI. bei Sulz, das Corps des Generals von Werder bei Aschbach und die Kavalleriedivision bei Schönenburg. Die Badenser, nicht betheiligt an dieser Schlacht, standen noch südlicher, bei Buhl. Das Hauptquartier befand sich in Sulz. Vorposten waren nach Süden und östlich von Wörth der Sauer entlang ausgesetzt.

Für den 6. August hatte der Kronprinz noch keine Angriffsdispositionen ausgegeben, da es nicht in der Absicht lag, an diesem Tage eine Schlacht zu liefern. Im Gegentheil war, um sämmtliche Corps gegen die französische Position vollständig heranzuziehen, ehe angegriffen wurde, nur eine engere Koncentration nach vorwärts angeordnet worden.

Die württembergische Division sollte von Aschbach auf Hohweiler und Reimerswiller, das XI. Corps von Sulz auf Hölschloch vorrücken, während das V. Corps, Front gegen die Sauer, stehen bleiben, das I. bayerische Corps nach Preuschdorf, nach der Mitte, herangezogen, die Kavalleriedivision bei Schönenburg und das Hauptquartier selbst in Sulz verbleiben sollte.

Mit Tagesanbruch jedoch, während diejenigen Corps, welche ihre Stellungen zu verändern hatten, soeben ihre Bewegungen begannen, entspannen sich zwischen den beiderseitigen Vorposten der Sauer entlang kleine Scharmützel.

Auf dem äußersten rechten Flügel war das bayerische Corps Hartmann, und zwar von demselben die Division Bothmer mit den Vortruppen der Division Ducrot zusammengestoßen. Das Gefecht ward hitziger und ernsthaft, die Bayern verfolgten die Vortheile, welche sie errangen, über Lembach hinaus auf Langensulzbach.

Der Kommandeur der Vorposten des V. Corps, Generalmajor Walther von Montbary, war gleicher Weise im Centrum in einen Kampf verwickelt worden. Er glaubte aus den Bewegungen des Feindes schließen zu müssen, daß derselbe seinen Rückzug ins Werk setze, und ordnete daher eine Rekognoscirung an. Ein Bataillon des westphälischen Füsilierregiments Nr. 37, gedeckt durch das Feuer der Vorpostenbatterien, rückte gegen Wörth vor, um den Feind zur Entfaltung seiner Streitkräfte zu veranlassen und einen Einblick in seine Verhältnisse zu gewinnen. Dieses Bataillon traf auf eine sehr stark besetzte Front und ward in Folge dessen in ein heftiges Gefecht hineingezogen.

General von Kirchbach, Kommandant des V. Corps, erließ jedoch in Folge der vom Oberkommando für diesen Tag getroffenen Dispositionen um 8 Uhr den Befehl, das Gefecht abzubrechen.

Nun ward aber zu derselben Zeit auf diesem Punkte lebhaftes Geschützfeuer in der rechten Flanke hörbar, welches von dem Kampfe des II. bayerischen Corps herrührte, während auch in der linken Flanke ein Zusammentreffen des XI. Corps mit dem Feinde bemerkt wurde. In Folge dessen setzte man auch hier bei Wörth das Gefecht fort. Das Abbrechen desselben würde die benachbarten Corps isolirt, ihre Flanken gefährdet haben.

Beim XI. Corps hatte nämlich Generalmajor von Schachtmeyer, welcher sich bei der Avantgarde befand, schon um 7 Uhr bei Hölschloch den Kanonendonner von rechts her vernommen. Bald nachher schwieg das Feuer auf kurze Zeit, und der General ließ seine Division, die 21., den vorher erlassenen Dispositionen gemäß, bei dem genannten Orte Bivouaks beziehen. Gegenüber, jenseit der Sauer, auf den Höhen westlich von Gunstett war von hier aus das französische Lager zu erblicken. Gunstett selbst war durch 2 Kompagnien und 2 Eskadronen des V. Corps besetzt. Das Geschützfeuer bei Wörth begann nun von neuem und ward immer heftiger. General Schachtmeyer formirte deshalb seine Avantgarde am westlichen Ausgang des Niederwalds (es war gegen 8 Uhr, als das 87. Regiment, das erste Treffen, aus dem Niederwalde, Gunstett vor der Front, debouchirte), schickte dem Detachement in Gunstett ein Bataillon zur Unterstützung und dirigirte eben dorthin auch die Artillerie des Gros, welche den Niederwald zu diesem Zweck passiren mußte.

Kaum waren diese vorbereitenden Bewegungen ausgeführt, als eine französische Batterie sich gegenüber in Position zeigte und auch französische Infanteriekolonnen, im Marsche auf Gunstett begriffen, bemerkt wurden.

Sofort ward die Avantgarde entwickelt. Die 4 Batterien marschirten auf der Höhe nordwestlich Gunstett auf und eröffneten ihr Feuer, es ward Befehl gegeben, Gunstett und die Linie östlich der Sauer zu behaupten.

So war denn um 9 Uhr auf der ganzen Linie der Kampf entbrannt, obwohl die größere Masse der Corps noch weit zurück war. Das I. bayerische Corps hatte noch gar nicht eingegriffen, vom V. Corps nur die Vortruppen, vom XI. Corps war die 22. Division erst bei Surburg eingetroffen, das Corps des Generals von Werder erst bei Reimerswiller angelangt.

Beim V. Corps hatte bald nach 8 Uhr der ernstliche Angriff der Stellung von Wörth begonnen. Nachdem die Artillerie der Avantgarde das Feuer wieder aufgenommen hatte, erhielt auch die Corpsartillerie Befehl, auf den Höhen östlich Wörth aufzumarschiren. Demnächst wurde die 10. Infanteriedivision in erster Linie, die 9. Infanteriedivision in zweiter Linie, beide à cheval der Straße von Preuschdorf nach Wörth aufgestellt.

Um 10 Uhr hatten sämmtliche 14 Batterien des Corps das Feuer eröffnet, und eine Stunde später, als sich die Ueberlegenheit dieser Artillerie über die französische herausgestellt und auch das XI. Corps bereits Fortschritte gemac

hatte, befahl General von Kirchbach, daß die Avantgarde Wörth nehmen und sich auf den jenseitigen Vorbergen festsetzen solle.

Beim XI. Corps war die 22. Division, welche bei Surburg Anstalt zum Bivouakiren traf, durch den Kanonendonner und zugleich durch eine Meldung der 21. Division vom Stand der Dinge unterrichtet worden, und der kommandirende General von Bose erschien bei ihr. Die Division setzte sich sofort in Marsch auf Gunstett, zuerst die 43. Infanteriebrigade und die Artillerie, dann die 44. Infanteriebrigade, beide ihren Weg um die Südecke des Niederwalds nehmend. Das 6. thüringische Infanterieregiment Nr. 95 und die Artillerie wurden in der Folge nördlich von Gunstett, das 2. thüringische Infanterieregiment Nr. 32 südlich des Dorfes an den Sauerbach dirigirt.

Das Corps des Generals von Werder ward um 11 Uhr vom Beginn der Schlacht unterrichtet. Der General ließ sofort von der württembergischen Division unter Generallieutenant von Obernitz die Kavalleriebrigade Graf Scheler und die Infanteriebrigade Starkloff, deren Gepäck zurückgelassen wurde, mit der dazu gehörigen Artillerie von Reimerswiller über Surburg nach Gunstett abrücken.. Alles Uebrige blieb zum Abmarsch bereit in den Bivouaks.

Auf dem rechten Flügel war während dessen eine Veränderung vorgegangen, welche ihren Einfluß bis auf das Centrum erstreckte.

Kurz nach Beginn des Gefechts, nach Empfang der Meldung, daß die Artillerie des V. Corps wie oben erwähnt auf den Höhen gegen Wörth aufmarschirt sei, hatte der Kronprinz befohlen, das Gefecht so lange abzubrechen, bis die übrigen Corps in genügender Stärke heranmarschirt seien. Ehe aber dieser Befehl auf dem Schlachtfelde anlangte, hatte die Division Bothmer des II. bayerischen Corps bereits über Langensulzbach hinaus gegen Wörth Terrain gewonnen; fälschlicher Weise erhielt auch dieser General um 10½ Uhr den Befehl, das Gefecht abzubrechen, in Folge dessen er nun auf die Position von Langensulzbach zurückging.

Diese Erleichterung aber auf seiner linken Flanke gab dem Marschall Mac Mahon die Möglichkeit, seine volle Kraft gegen Wörth zu wenden. Während des ganzen Vormittags verstärkten ihn neue Regimenter des V. und VI. Corps, welche auf der Eisenbahn herbeigeführt und sofort zu den heftigsten Offensivstößen in der Front mit verwandt wurden.

Es war dies der kritische Moment der Schlacht. In dreimal wiederholtem Ansturm versuchte das V. preußische Corps vergeblich, über Wörth hinaus vorzugehen.

Während der Kampf hier am stärksten wüthete, begab sich jetzt der Kronprinz, begleitet vom Generallieutenant von Blumenthal und der Suite, zum Kommando der Gesammttruppen auf das Schlachtfeld, wo er das Centrum der fechtenden Linien, die Anhöhen unmittelbar vor Wörth, zum Observationspunkt einnahm. Dies fand gegen 1 Uhr statt.

Die französische Offensive hatte sich nicht auf Wörth beschränkt.

Um 10½ Uhr, in demselben Augenblicke, wo die Bayern das Gefecht abbrachen, war die französische Brigade Lacretelle, Zuaven und algierische Tirailleurs von Morsbronn aus gegen das nur von der Avantgarde der 21. Division besetzte Gunstett vorgebrochen.

Diesem Angriff zu begegnen, verstärkte die Division die Position von Gunstett durch 2 Bataillone aus dem Gros, schob ein Bataillon des 87. Regiments auf die von einer Jägerkompagnie besetzte Bruchmühle vor und entsandte 3 Bataillone in der Schlucht nördlich des Dorfes auf Spachbach. Dies geschah unter dem feindlichen Feuer von 2 Batterien und einer Mitrailleusenbatterie Gunstett gegenüber, einem Feuer, welches in gefährlicher Art bald darauf durch 2 neue französische Batterien verstärkt ward, die auf einer Bergecke östlich Elsashausen flankirend aufgefahren waren. Doch wurden diese letzteren durch das Feuer einer nördlich von Spachbach aufgestellten Batterie vom V. Corps wesentlich von der Wirkung auf die Kolonnen der 21. Division abgelenkt, und die erstgenannten 3 Batterien wurden von der nördlich Gunstett postirten Artillerie des XI. Corps beschossen.

Die französische Brigade ward an der Bruchmühle kräftig empfangen, zurückgeworfen und über die Wiese hin nach dem Chausseedamm verfolgt, wo sie sich in vorzüglicher Deckung hielt.

Weiter nördlich jedoch hatten sich französische Tirailleurs diesseits des Sauerbachs festgesetzt, die französischen Kolonnen erschienen wieder in noch größeren Massen auf den Höhen.

Um 11 Uhr traf General von Bose in Gunstett ein, die Ankunft der 22. Division und der Corpsartillerie verheißend.

Eine halbe Stunde später erfolgte der schon vorausgesehene zweite Angriff auf Gunstett. Derselbe ward bis an die Enceinte des Dorfes fort-

gesetzt, trotzdem aber mit Hülfe des eben eingetroffenen Jägerbataillons Nr. 11 zurückgeschlagen.

Gegen 12 Uhr erschien nun auch die 22. Division südlich Gunstett, in der Richtung auf Landsberg (auch Albrechtshäuserhof genannt) und Eberbach vordringend.

Der französische rechte Flügel setzte hier einen verzweifelten Widerstand entgegen, ward trotzdem aber zum Zurückweichen gezwungen, und die Artillerie beider Divisionen vereinigte sich auf den Höhen bei Gunstett.

So stand bis gegen 1 Uhr die Schlacht, hin und her wogend unter zurückgewiesenen Offensivstößen der französischen Armee; dann ward durch die Ankunft des Kronprinzen im Centrum der Schlachtlinie der Anfang des unaufhaltsamen Andrangs der deutschen Heeressäulen bezeichnet.

Auf dem äußersten linken Flügel erschien um diese Zeit die württembergische Kavallerie, welcher das ganze Corps des Generals von Werder folgte; beim XI. Corps war schon 12¾ Uhr die Corpsartillerie eingetroffen, auf dem rechten Flügel begann das I. bayerische Corps mit seinen Spitzen sich der Schlachtlinie zwischen Langensulzbach und Görsdorf zu nähern und nahm das II. bayerische Corps auf der äußersten Rechten das Gefecht von neuem auf. Nachdem fünf Stunden lang einzelne Divisionen den Kampf gegen eine große französische Uebermacht aufrecht erhalten hatten, stellte sich jetzt ein numerisches Gleichgewicht her, welches durch das allmählige Eintreffen neuer Schaaren mit jedem Augenblicke zu Gunsten der Deutschen sich veränderte, bis zuletzt das Uebergewicht auch in numerischer Hinsicht ganz auf deutscher Seite war.

General von Werder hatte kurz nach 12 Uhr den Befehl erhalten, unter Zurücklassung eines Regiments zum Schutze des Hauptquartiers südlich Sulz, mit seinen gesammten übrigen Truppen zur Unterstützung des XI. Corps durch den Niederwald nach Gunstett vorzurücken. Die noch zurückgelassene württembergische Brigade Hügel, sowie die Corpsartillerie traten nun sofort an, den vorgeschriebenen Marsch bis über Gunstett hinaus vollführend; auch die nach Süden ausgesetzten Vorposten wurden eingezogen, und die Division Beyer folgte der Division Obernitz.

General von Werder begab sich nach Gunstett, welches soeben von der Brigade Starkloff erreicht war.

Während so das XI. Corps, verstärkt durch die Württemberger, in Stand gesetzt ward, eine erfolgreiche Offensive zu unternehmen, griff im Centrum das V. Corps mit unwiderstehlicher Kraft die Position von Wörth an. Das Dorf ward nach hartnäckigem Widerstande durch die Avantgarde genommen.

Zweimal warfen sich französische Kolonnen auf die preußischen Regimenter, ihnen Wörth wieder zu entreißen, aber das Dorf ward behauptet, die Franzosen wichen zurück, die 19. Infanteriebrigade verstärkte die 20., und von der 18. Infanteriebrigade ward der Wald südlich Wörth mit einem Bataillon besetzt.

Um 1 Uhr überschritt die Infanterie der 21. Division, XI. Corps, unter General von Thil südlich Spachbach die Sauer. Ihr folgte ein Theil der Artillerie des Corps, während der andere Theil bei Gunstett in Position blieb. Der Angriff der Division richtete sich gegen Elsashausen. In demselben Augenblicke erschien auf dem linken Flügel, westlich Gunstett, die württembergische Kavalleriebrigade.

So hatte sich zwischen 1 und 2 Uhr der Bogen der deutschen Angriffsfront enger und fester um die französische Stellung zusammengezogen und begann von Norden und Süden umfassend die verzweifelten Offensivstöße des Marschalls zu ersticken.

Unter blutigem Kampfe gewann General von Bose den Chausseedamm und die Höhen westlich desselben, Schritt vor Schritt drang die 21. Infanteriedivision in der Richtung auf Elsashausen vor, bis es um 2 Uhr gelang, im Verein mit Abtheilungen des V. Corps das brennende Dorf zu nehmen. General von Bose ward hier durch einen Schuß in die Hüfte verwundet, blieb aber zu Pferde an der Spitze seines Corps.

Vergeblich unternahm der Marschall Mac Mahon von Froschweiler aus, in der Absicht das deutsche Centrum zu durchbrechen, mit Infanterie- und Kürassierregimentern einen wüthenden Angriff. Er ward abgeschlagen.

An das V. Corps schloß sich jetzt das I. bayerische Corps, welches trotz des bereits zurückgelegten langen Marsches sofort energisch in die Schlacht eingriff, und an dieses von Norden her das II. bayerische Corps. Die tapferen Bayern trieben mit unwiderstehlicher Gewalt den französischen linken Flügel vor sich her. Links an das XI. Corps reihte sich die württembergische Division. So ward Froschweiler, der Mittelpunkt und Hauptstützpunkt der französischen Stellung, in Angriff genommen.

Dieses Dorf, auf der Höhe an der Straße von Wörth nach Reichshofen gelegen, dominirend über die Umgebung, ward äußerst hartnäckig gehalten. Ohne zu wanken standen sich hier lange Zeit beide Linien gegenüber, während von dem ganzen Schlachtfelde überall aus brennenden Gehöften und Dörfern Rauchwolken emporstiegen. Hier war es, wo die französischen Kürassiere vernichtet wurden, als sie mit stürmischer Tapferkeit sich auf die deutsche Infanterie warfen, um in altnapoleonischer Weise durch die Wucht ihrer Massen den Feind zu durchbrechen. Zum zweiten Male ward hier General von Bose verwundet.

Um 3½ Uhr ward Froschweiler genommen. Die Bayern im Norden, die Preußen im Osten und Westen und die Württemberger im Süden griffen umzingelnd an und nahmen das Dorf sammt mehreren tausend darin eingeschlossener Feinde.

Die Schlacht war damit endgültig entschieden.

In wilder Flucht zogen sich die französischen Regimenter, welche trotz der äußersten Tapferkeit keinen Erfolg hatten erringen können, theils auf Reichshofen, theils in nordwestlicher Richtung auf Jägerthal zurück, Geschütze, Fahnen und zahlreiche Gefangene in den Händen der Sieger zurücklassend. Jägerthal war schon vor Beginn der Schlacht durch ein kleines Infanterie-Detachement besetzt worden, da der Marschall die Wichtigkeit dieses Défilé's, welches nach Bitsch führte, erkannt hatte.

Die Kavallerie sämmtlicher deutschen Divisionen übernahm nach der Einnahme von Froschweiler sofort die Verfolgung und setzte dieselbe sechs Meilen weit, von Wörth aus gerechnet, bis Zabern (Saverne) fort.

Der Verlust der Franzosen betrug an Todten und Verwundeten 6000 Mann, an Gefangenen 8000 Mann, darunter 2500 Verwundete. General Colson, der französische Generalstabschef, war gefallen. An Geschütz verloren sie 35 Kanonen und 6 Mitrailleusen, außerdem 2 Adler, eine zahlreiche, werthvolle Bagage, darunter die Stabswagen und die Korrespondenz des Marschalls.

Einen großen Theil dieser Beute machte die württembergische Kavalleriebrigade, welche im Verein mit ihrer Reserveartillerie von Gunstett aus in die feindliche rechte Flanke entsendet worden war, sowie das kurmärkische Dragonerregiment Nr. 14, das 2. hessische Husarenregiment Nr. 14 und das bayerische 3. Chevaulegersregiment. Deutscherseits deckten gegen 4000 Todte und Verwundete das Schlachtfeld.

Der für Frankreich unglückliche Verlauf des Krieges hat zur Folge gehabt, daß genaue französische Schlachtberichte überhaupt nicht vorliegen. Ueber die französischerseits befolgte Taktik kann also bis jetzt nur nach den deutscherseits gemachten Wahrnehmungen geschlossen werden. Aus diesen geht hervor, daß Mac Mahon in der Schlacht bei Wörth zu verschiedenen Malen Frontveränderungen vornahm, und daß ein Durchbrechen der feindlichen Linie mittelst starker Massen seine vorwiegende Idee war. Die auf den linken Flügel hakenförmig zurückgebogene 1. Division mochte den Zweck der Defensive gegen Norden und der Offensive in tiefer Kolonne gegen Osten haben. Sie ward im Verlaufe des Kampfes anders gestellt, so daß ihre Front gegen Osten gerichtet ward. Offensivstöße wurden gegen Gunstett von Morsbronn aus und hauptsächlich, in einer spätern Phase der Schlacht, von Froschweiler gegen Elsashausen und gegen Wörth unternommen.

Fast scheint es, als habe dem Marschall die Taktik Napoleons in der Schlacht bei Austerlitz vorgeschwebt. Eine gewisse Aehnlichkeit des Terrains, die Sauer vor der französischen Front hinfließend gleich dem Goldbach, die Höhen bei Froschweiler, von welchen aus ein Vorbrechen gegen das deutsche Centrum unternommen ward, mochten ihn an jene berühmte Schlacht, welche durch ein Durchbrechen des feindlichen Centrums für die Franzosen entschieden ward, erinnert haben.

An demselben Tage, an welchem der deutsche linke Flügel den Sieg bei Wörth errang, erstürmte der deutsche rechte Flügel eine starke Position, welche der französischen Aufstellung Saarbrücken gegenüber als Stützpunkt diente, und wie bei Wörth, so geschah der Kampf auch dort einen Tag früher, als die kommandirenden Generale beabsichtigten.

Die Ungeduld der Truppen, sich mit den Franzosen zu messen, führte bei Saarbrücken zu einer bewundernswürdigen Waffenthat. Die Spitzen der im Marsche begriffenen Kolonnen lieferten ein Gefecht mit günstigstem Erfolge, welches diesen Kolonnen selbst nach vollzogenem Aufmarsche als Aufgabe gestellt werden sollte.

Der Stadt Saarbrücken gegenüber (s. d. Karte), auf französischem Gebiet, erheben sich die Höhen von Speichern, mit einem nach Norden vorspringenden Winkel und steilen, theilweise

bewaldeten Höhen nach Nordwesten und Nordosten, einer natürlichen Festung ähnlich.

Die Annäherung an diese Höhen von der Stadt her ist erschwert durch zahlreiche Seen und Teiche und durch ein waldiges Terrain, dessen verschiedene Senkungen ebenso viele Positionen für den Kampf bilden.

Diese feste Stellung war vom Corps Frossard besetzt und durch künstliche Vertheidigungsmittel verstärkt. Von hier aus war am 2. August die Einnahme Saarbrückens ins Werk gesetzt worden, doch war die Offensive nicht weiter verfolgt, sondern das unhaltbare Saarbrücken nebst dem Exercirplatz südlich der Stadt am 6. August geräumt worden und nur die Thalsenkung südwestlich des Exercirplatzes und die dahinter liegende Höhe des Galgenberges, also das Vorterrain der eigentlichen Position besetzt geblieben. Es war offenbar nach der Niederlage von Weißenburg Absicht des französischen Oberkommando's, auf diesem Flügel eine reine Defensivstellung zu behaupten oder bereits jetzt den allgemeinen Rückzug in die Mosellinie anzutreten, welcher auf diesem Punkte die Position von Speichern ohne Kampf in deutsche Hände hätte gelangen lassen. Zur Vertheidigung waren die Höhen von Speichern vorzüglich geeignet. An der Eisenbahn nach Metz in der Nähe von Forbach gelagert, konnte das Corps Frossard leicht Verstärkungen heranziehen sowie seinen Rückzug rasch bewerkstelligen; Saarbrücken und der Saarlinie gegenüber stehend war ihm außerdem die Möglichkeit der Beobachtung feindlicher Operationen in hohem Maße gegeben.

Die Dispositionen des Oberkommando's der I. deutschen Armee vom 5. August hatten für den 6. den Vormarsch des VII. Armeecorps bis an die Saar angeordnet. Die 13. Division war nach Puttlingen dirigirt; sie sollte ihre Vortruppen bis Völklingen und Rockershausen vorschieben. Die 14. Division sollte Guichenbach erreichen und Vortruppen gegen Saarbrücken und Louisenthal vorschieben. Die Corpsartillerie sollte der 14. Infanteriedivision bis Hensweiler folgen. Diese Anordnungen standen in Einklang mit den Bewegungen der II. Armee, deren Hauptquartier am 6. nach Homburg verlegt ward und dessen Avantgarden sich der französischen Grenze bei Saargemünd näherten.

Die Kavalleriedivision des Generals von Rheinbaben, welche der I. Armee zugetheilt war, hatte am Morgen des 6. August bereits leichte Regimenter bis an die Saar vorgeschoben, um die Stellung des Feindes zu beobachten. Dieselben machten die Wahrnehmung, daß Saarbrücken und dessen nächste Umgebung geräumt sei, und der Feind sich auf die Höhen von Speichern zurückgezogen habe. Die Meldung hierüber traf den kommandirenden General von Zastrow gegen 10 Uhr Morgens, als derselbe auf dem Marsche nach Dilsburg begriffen war, und bestätigt und erweitert ward diese Nachricht um 10 Uhr durch einen Bericht des Generallieutenants von Kamecke, Kommandeurs der 14. Infanteriedivision, nach welchem der Feind auf den Höhen von Speichern Aufstellung genommen habe und sich bei Forbach auf der Eisenbahn einzuschiffen scheine.

In Folge dessen befahl General von Zastrow um 1 Uhr, daß die 13. Infanteriedivision unter General von Glümer nach Völklingen und Wehrden marschiren, ihre Avantgarde über die Saar auf Forbach und Ludweiler vorschieben und sich über die Stärke und die Absichten des Feindes orientiren solle.

Die 14. Infanteriedivision sollte ihre Avantgarde verstärken, mit derselben bei Saarbrücken auf dem linken Saarufer Stellung nehmen und ihr Gros über Neudorf auf Rockershausen dirigiren. In der Richtung auf Forbach sollten Patrouillen vorgesandt werden.

Die Corps-Artillerie sollte auf Puttlingen folgen.

Die Absicht des Generals war, an diesem Tage das Gros des Corps bei Völklingen und Rockershausen an die Saar heranzuschieben und am 7. früh zum Angriff auf den bei Forbach stehenden Feind vorzugehen.

Das selbstständige Vorgehen der 14. Infanteriedivision ließ diesen Plan nicht zur Ausführung kommen, sondern führte schon am 6. August einen ernsten Zusammenstoß mit dem Feinde herbei. Zuerst war die Kavalleriedivision Rheinbaben in Saarbrücken angekommen. Sie passirte die Stadt um 12 Uhr und entsandte gegen die Höhen südlich derselben einige Eskadronen, welche im Vorrücken von dort aus Feuer erhielten.

Zwischen 12 und 1 Uhr langte die 14. Division bereits in Saarbrücken an, also noch bevor der kommandirende General für sie den Befehl gegeben hatte, in Rockershausen zu bleiben. Sie passirte die Stadt und griff sofort die im Thale unterhalb der Höhen vor Speichern befindlichen Abtheilungen des Corps Frossard an.

Ein lebhaftes Gefecht engagirte sich, General Frossard gab den in Forbach auf

der Eisenbahn begonnenen Abmarsch nach rückwärts auf und machte mit seinem ganzen Corps Front gegen den Feind. Dieses Corps, 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien stark, zählte 28,080 Mann Infanterie, 2000 Pferde und 90 Geschütze. Außerdem war aber noch eine Division des Corps Bazaine mit 13 Bataillonen und 5 Batterien zur Disposition des Generals Frossard und somit die Gesammtstärke der Franzosen 37,440 Mann Infanterie, 120 Geschütze und 2000 Pferde.

Diese Macht griff General von Kamecke mit seiner Division an, zwang sie, das Vorterrain zu räumen, und folgte ihr bis an die steilen Höhen, welche seinem Vordringen ein außergewöhnliches Hinderniß entgegenstellten.

Der General traf Dispositionen, diese Höhen von beiden Flanken aus anzugreifen, und sandte dem General von Zastrow Meldung über seine Lage. Um 3 Uhr erhielt dieser die Meldung und begab sich sofort über Saarbrücken auf das Gefechtsfeld; doch vernahm er bereits den Donner des Gefechts, ehe er Saarbrücken erreicht hatte, und benachrichtigte nun durch einen entsendeten Offizier die 13. Division in Völklingen von dem durch die 14. Division engagirten Kampfe.

Die 13. Division war der Ordre gemäß mit ihrer Avantgarde um $2^1/_2$ Uhr in Völklingen eingetroffen, das Gros setzte sich um 3 Uhr von Püttlingen nach Völklingen in Marsch. Von dem bei Saarbrücken entbrannten Gefechte wußte man hier nichts, da das waldige Bergterrain den Schall der Schüsse auffing. Die von dem erwähnten Offizier überbrachte Benachrichtigung des Generals von Zastrow erreichte erst um 5 Uhr ihre Bestimmung.

Auf dem Gefechtfelde war die Situation im Augenblicke, als General von Zastrow zur Uebernahme des Kommando's eintraf, um $4^1/_2$ Uhr, folgende:

Auf dem deutschen rechten Flügel war die 28. Infanteriebrigade nach schweren Verlusten in den Besitz des Waldes an der Eisenbahn zwischen Drathzug und Stiring gelangt und behauptete denselben. In der Front standen auf der Forsterhöhe und dem Galgenberge 6 Batterien im Feuer, nämlich die Fußabtheilung des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 7 und 2 Batterien vom 8. Corps. Von diesem letztern Corps war außerdem noch das hohenzollernsche Füsilierregiment Nr. 40 zur Unterstützung der 14. Division eingetroffen, und der kommandirende General von Göben selbst war auf dem Platz und leitete das Gefecht.

Oestlich Drathzug hielten verdeckt das Husarenregiment Nr. 15 von der 14. Infanteriedivision und das Husarenregiment Nr. 11 von der 5. Kavalleriedivision. Infanterie befand sich in der Front gar nicht.

Auf dem linken Flügel hatte die 27. Infanteriebrigade, kommandirt vom General von François, unter den schwersten Verlusten eine unvergleichliche Waffenthat ausgeführt. Sie hatte unter den Augen des weit überlegenen Feindes in mörderischem Artillerie- und Infanteriefeuer eine vorspringende Nase der Höhen erklommen und sich oben auf dem Plateau, zum Theil inmitten eines Waldes, welchen der Feind vertheidigte, festgesetzt. General von François war dabei todt geblieben.

Zur Unterstützung dieser Brigade war das hohenzollernsche Füsilierregiment Nr. 40 im Anmarsch.

Hinter dem linken Flügel, am Fuße des Berges, hielten verdeckt mehrere Regimenter der 5. Kavalleriedivision.

Die Lage aller dieser Truppen war eine höchst gefährliche. Der überlegene Feind hielt die Höhen hartnäckig fest, so daß der rechte Flügel, die 28. Infanteriebrigade, nicht im Stande war, erheblich Terrain zu gewinnen. Mit Hülfe des 40. Regiments gelang es der 27. Infanteriebrigade allerdings, den Wald um 5 Uhr vollständig zu nehmen, aber weiter vorzudringen war auch hier vor der Hand nicht möglich. Es war keine Infanterie mehr in Reserve. Bei dem Versuche, von der eroberten Südwestspitze des Waldes aus gegen den Kreutzberg vorzudringen, brachten kräftige Offensivstöße des Feindes die deutschen Linien zum Stehen.

Die größte aufopfernde Tapferkeit dieser Truppen allein verhinderte, daß das gewonnene Terrain wieder verloren ging.

Der Kanonendonner jedoch, weithin nach Saarbrücken und darüber hinaus hörbar, hatte die Kolonnen des 3. Armeecorps erreicht, welche sich der Grenze näherten; in beschleunigten Märschen verfolgten dieselben die Richtung des Schalls, und um 5 Uhr traf General von Alvensleben, kommandirender General dieses Corps, mit 5 bis 6 Bataillonen auf dem Gefechtsfelde ein.

Diese Bataillone wurden sofort zur Unterstützung der Truppen auf den Höhen verwandt.

Aber trotz dieser höchst nothwendigen Verstärkungen gelang es nicht, weiter als bis zu

der Schlucht vorzudringen, welche den Kreutzberg zu einem besondern Abschnitt der Höhen von Speichern macht und eine besonders günstige Stellung für die französische Offensive bot.

Das Gefecht kam hier um 5½ Uhr zum Stehen und blieb bis 8½ Uhr auf derselben Stelle.

Um 7½ Uhr langte die erste Artillerie auf dem Plateau an, eine Batterie vom 3. Corps, welcher es durch die äußersten Anstrengungen gelungen war, die Geschütze den Berg hinauf zu bringen. Dieselbe nahm Position an der Südwestspitze des Waldes und beschoß mit Erfolg die französischen Batterien.

Fünf- bis sechsmal gingen während dieser drei Stunden französische Kolonnen vor, doch jedesmal ward der Angriff von den Deutschen abgeschlagen.

Das Gefecht erstarb hier erst mit Einbruch der vollen Dunkelheit.

Die 16. Division, welche noch am Abend bei Saarbrücken eintraf, ward auf mündlichen Befehl des Generals von Steinmetz, welcher um 7 Uhr auf dem Gefechtsfelde erschien, nachdem er um 5 Uhr in Eiweiler die Meldung von dem Gefecht erhalten hatte, in einer Reservestellung zur Disposition des Generals von Zastrow belassen.

Auch gegen den deutschen rechten Flügel versuchte der französische linke um 6½ Uhr einen Vorstoß und leitete denselben durch eine starke, bei Stiring placirte Batterie ein. Das wirksame auf diesen Punkt koncentrirte Feuer der deutschen Batterie zwang jedoch sehr bald die feindliche Batterie zum Abfahren und nöthigte die Infanterie zur Rückkehr.

Um 8 Uhr Abends vollzog sich indessen auf dem äußersten rechten Flügel gegen die französische Rückzugslinie bei Forbach die Umgehung durch die 13. Division. Dieser Druck auf die französische Position, schon durch die Marschdispositionen des Generals von Zastrow für den 7. August vorbereitet, durch die Benachrichtigung vom Angriff der 14. Division beschleunigt, bewog den stark erschütterten Feind, die lang und hartnäckig behauptete Stellung zu räumen.

Die 13. Infanteriedivision, welche bei Wehrden die Saar passirt hatte, richtete ihren Marsch über Rosseln gegen Forbach, die Avantgarde unter General v. der Goltz debouchirte nach 8 Uhr aus dem Forbacher Walde, und 2 Bataillone des 55. Regiments mit 1 Batterie gingen sofort zum Angriff auf den stark besetzten und durch Schützengräben verstärkten Kaninchenberg vor. Dicht vor Eintritt der Dunkelheit waren die Schützengräben genommen, und die Batterie konnte Forbach und die daselbst noch sichtbaren feindlichen Massen beschießen.

Den Schall dieses Gefechts in der Flanke und im Rücken wandten sich die Truppen, welche noch immer energisch den Kreutzberg vertheidigten, zum eiligen, ungeordneten Rückzuge.

Das Gefecht war hiemit zu Ende. Die eingebrochene Nacht setzte der Verfolgung ein Ziel.

Zur Deckung des Rückzuges waren zahlreiche Batterien am Welschberge und auf dessen westlichen Ausläufern aufgefahren, welche noch lange feuerten, ohne jedoch eine Wirkung auf die deutschen Truppen zu erzielen. Mit Zurücklassung zahlreicher Gefangener, der Zeltlager einer Pontonkolonne, vieler Proviantwagen, großer Fourage- und Montirungs-Vorräthe in Forbach, zog sich das französische Heer in der Richtung auf Metz zurück.

Der Verlust an Todten und Verwundeten in diesem hitzigen und mörderischen Gefecht war auf beiden Seiten außerordentlich groß, er betrug für jede Armee mindestens 6000 Mann.

Vollständig siegreich und von ausgiebigem Erfolge, sind die drei Kämpfe bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken einander gleich als Beweise der Ueberlegenheit der deutschen Waffen; hinsichtlich ihrer Bedeutung für den Operationsplan im Ganzen sind sie von einander verschieden.

Das Gefecht bei Weißenburg und die Schlacht bei Wörth, in organischem Zusammenhange als eine Aktion anzusehen, waren das nothwendige Ergebniß eines vorherbedachten Planes. Sie bedeuteten das Niederwerfen des rechten französischen Flügels. Ohne eine Schlacht war das nicht möglich, dieser Flügel stand der Ausführung des strategischen Operationsplanes im Wege und mußte beseitigt werden. Der errungene Sieg ermöglichte den Vormarsch der III. Armee auf der ihm vorgezeichneten Operationslinie, welcher ohne diesen Sieg nicht hätte ausgeführt werden können.

Mit dem Gefecht bei Saarbrücken ist es anders. Die französische Armee war im Begriff die Position zu räumen, und der Vormarsch der I. Armee hätte stattfinden können ohne das Gefecht. Dasselbe ging nicht aus einer innern Nothwendigkeit hervor, welche der Operationsplan mit sich brachte, sondern war das Ergebniß der zufälligen zu großen Annäherung von

kampflustigen Truppen. Hätte das Gefecht am 6. nicht stattgefunden, so würde voraussichtlich am 7. die Position der Höhen von Speichern vom Feinde geräumt gefunden sein, oder, falls dieselben noch besetzt gewesen wären, würde der koncentrische gleichzeitige Angriff der I. Armee, welcher durch die Marschdispositionen für den 6. schon angedeutet ist, den Rückzug des Corps Frossard mit geringeren Opfern erzwungen haben. Der durch das Gefecht errungene Vortheil beschränkt sich daher auf die Zersprengung der Frossardschen Truppen und auf den damit verbundenen erhebenden Eindruck auf die eigene und den demoralisirenden Eindruck auf die französische Armee. Und insofern war der Gewinn dieses Sieges ein bedeutender. Die Höhen von Speichern waren von den Franzosen für uneinnehmbar gehalten worden; ihre Erstürmung durch eine numerisch schwächere Truppe war vom stärksten Einfluß auf den Geist, der fortan bei ihnen herrschte.

Die Gründe des Siegs waren entsprechend der strategischen Bedeutung der drei Kämpfe. Bei Weißenburg und Wörth siegten die Deutschen durch die taktische Anordnung des Angriffs, welche früher oder später den Sieg herbeiführen mußte. Der ausgezeichneten Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der Soldaten ist es dann zu verdanken, daß dieser Sieg so früh erfolgte.

Bei Saarbrücken ward der Sieg lediglich durch die Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit der Soldaten gewonnen, während die taktischen Maßregeln der Generale nur in zweckmäßigster Weise der unvorhergesehenen Situation sich anpaßten.

Der große Erfolg der drei Siege zusammen war, daß die ganze französische Armee ihre ursprüngliche Aufstellung aufgab und einen allgemeinen schleunigen Rückzug antrat. Nur so konnte sie dem Schicksal entgehen, von der Armee des Kronprinzen aufgerollt oder umgangen und von ihrer Rückzugslinie nach Norden abgedrängt zu werden.

A. Niemann.

Nekrolog.

Sigounow, russischer Artilleriegeneral, Veteran von 1812, kämpfte 28 Jahre im Kaukasus, † kürzlich in Tiflis, 78 Jahre alt.

Neue Bücher.

Kavallerie, die, nach dem Geiste der jetzigen Kriegführung. Von G. T. Denison, übersetzt von E. von Xylander. München, Lindauer.

Krieg um die Rheingrenze 1870, politisch und militärisch dargestellt, von W. Rüstow. 1. Abth. Zürich, Schultheß.

Waffenlehre, Elementar-, von J. Reiter. Triest, Schimpff.

Technologie.

Die Roßschlächterei. Die Benutzung des Pferdefleisches als Nahrungsmittel, welche bei uns stetige Fortschritte macht, war bei unsern Vorfahren allgemein im Gebrauch. Erst mit der Verbreitung des Christenthums kam sie in Abnahme, da die christlichen Priester, besonders Bonifacius, den Genuß dieses Fleisches sowie des Hasen- und Krähenfleisches verboten. Dies geschah aus keinem andern Grunde, als um das Volk von dem heidnischen Götterkultus abzuwenken, denn bei den Festen zu Ehren der Göttin Freya wurden diese Thiere zu Opfern und gleichzeitig als Speise verwendet. Bei den mongolischen und tatarischen Steppenvölkern, den Kalmücken, Buräten, Kirgisen und Baschkiren, den Patagonen und anderen Eingeborenen Südamerika's hat sich das Pferdefleisch als Nahrungsmittel für Menschen bekanntlich ununterbrochen bis in unsere Zeit fort erhalten; das Pferd wird von ihnen ebenso ausgenutzt, wie es bei uns mit dem Rindvieh, den Schafen und Ziegen der Fall ist. Daß der Esel in der altrömischen Feinschmeckerei einen hohen Rang einnahm, ist bekannt, und noch heute bilden Würste aus Eselfleisch, die Salami, eine Lieblingsspeise der Italiener.

In neuerer Zeit hat nun auch der Genuß des Pferdefleisches in allen größeren Städten Europa's, zuerst in Dänemark und dann in Rußland, Deutschland und Frankreich nicht nur wieder Aufnahme gefunden, sondern einen solchen Höhepunkt erreicht, daß es wohl der Mühe lohnt, einen näheren Einblick in diesen so wichtigen Betriebszweig zu gewinnen. Wir thun dies in Folgendem unter der kundigen Leitung Hugo Hertwigs, welcher im „Magaz. f. d. gesammte

Thierheilkunde" nach amtlichen Quellen darüber berichtet.

Die erste Gründung der Roßschlächtereien in Berlin datirt vom Jahre 1847 und ging von dem dortigen Thierschutzverein aus. Andere Städte folgten dem gegebenen Beispiel, und besonders zeichnete sich Braunschweig durch reges Interesse für die Sache aus. Welchen Werth übrigens die Roßschlächtereien zu jener Zeit für Berlin hatten, geht wohl am besten aus dem Umstande hervor, daß nach einem noch nicht einjährigen Bestehen der ersten bereits 11 Etablissements der Art ins Leben traten, in welchen zusammen 3000 Pferde geschlachtet worden waren. — Ob und wie viel zu dem für diese Zeit großen Konsum der damals herrschende Nothstand beigetragen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen: Thatsache ist es, daß in den darauf folgenden Jahren 1848 und 1849 sowohl die Zahl der Roßschlächtereien als der Verbrauch von Pferdefleisch abnahmen. Erst nach mehrjährigem Siechthum blühten dieselben mehr und mehr wieder auf, bis das persönliche Vorurtheil gegen dies Geschäft allmählig wich und die Schlächtereien in solide Hände übergingen. Augenblicklich befinden sich denn auch nicht nur in Berlin, sondern fast in jeder größeren Stadt des preußischen Staates Roßschlächtereien, die sämmtlich mehr oder weniger gute Geschäfte machen.

Von sehr günstigem Einfluß für die Hebung der Roßschlächtereien in Berlin war die Verordnung des Polizeipräsidiums vom 24. März 1854 und die in demselben Jahr erfolgte Uebertragung der Beaufsichtigung und Untersuchung der zu schlachtenden Thiere an einen Polizei-Thierarzt. Hierdurch wurde dem Publikum eine Garantie gegeben, wirklich gesundes Fleisch zu erhalten, was vor dieser Zeit leider noch angezweifelt werden konnte, da jeder Schlächter die betreffenden Pferde von irgend welchem Thierarzt untersuchen und in seiner Behausung schlachten lassen durfte. Von nun an waren die Schlächter auf die Centralroßschlächterei angewiesen, welche in ihrer musterhaften Einrichtung allen Anforderungen entsprach. Wir können auf die Details des dortigen Betriebs nicht eingehen und erwähnen nur hinsichtlich der Untersuchung der zum Schlachten gekauften Pferde und der dabei ausgeübten sanitätspolizeilichen Kontrole Folgendes: Ist ein Pferd als geeignet für menschliche und thierische Nahrung befunden worden, so wird es ohne Weiteres durch Erschlagen getödtet, aber im entgegengesetzten Fall wird es abgewiesen. Dieser Fall tritt ein bei allen ansteckenden oder fieberhaften Krankheiten, bei großer Magerkeit, bei kachektischen Leiden und bei Thieren, welche mit großen eiternden Wunden oder jauchigen Geschwüren behaftet sind. Solche abgewiesene Thiere, welche keine ansteckende Krankheit haben, werden dem Schlächter zu einer beschränkten Verfügung gelassen; er darf dieselben dem Verkäufer zurückgeben oder sie zur Verwendung für gewerbliche Zwecke, z. B. zum Leimsieden oder Knochenbrennen, verkaufen, worüber jedesmal ein von dem Käufer für diese Zwecke ausgestellter Empfangsschein beizubringen ist.

Einem gleichen Verfahren unterliegt auch das bei der innerlichen Besichtigung für nicht zur Nahrung, aber noch zu gewerblichen Zwecken brauchbar erklärte Fleisch der ausgeschlachteten Thiere, nachdem es vorher durch Petroleum oder stinkendes Thieröl zum Genuß untauglich gemacht worden ist. Das von Pferden herrührende Fleisch, welche sich bei der innerlichen Besichtigung als rotzig-wurmig erwiesen haben, wird außerdem sofort unter strengen Verschluß gebracht und alsbald von einem Beamten dem Scharfrichter ausgehändigt. Dieser erhält auch seine alle lebenden Pferde, bei denen die Rotz-Wurmkrankheit nachgewiesen ist, während die Thiere, welche dieser Krankheit nur verdächtig sind, entweder mit Bewilligung des Eigenthümers dem Scharfrichter überliefert, oder bei dem Eigenthümer unter polizeiliche Kontrole gestellt werden. Zur Ehre der Roßschlächterei muß aber erwähnt werden, daß derartige Pferde sehr selten zur Untersuchung vorgestellt werden; im Gegentheil werden fast nur gute und gute Mittelpferde zum Schlachten angekauft, und es herrscht unter den Roßschlächtern selbst die Ansicht, daß die Pferde zum Schlachten nie gut genug sein können. Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, daß abgetriebene Sand- oder Droschkenpferde die Schlachtobjekte bilden, vielmehr liefern die Pferdemärkte in der nähern und weitern Umgebung durchschnittlich ein besseres und gehaltigeres Material als Berlin selbst. Die Schlächter reisen 30—40 Meilen weit, um von den pferdezüchtenden Landwirthen die oft nur wegen äußerer Fehler zur Zucht nicht tauglichen Fohlen und Pferde zu erwerben. Die Stadt liefert hauptsächlich nur auf der Straße verunglückte Pferde oder solche, die durch irgend welche Umstände, höheres Alter, Steifigkeit der Füße nicht mehr fähig sind, den angreifenden Dienst auf dem Straßenpflaster zu versehen und

durch die Humanität ihrer Besitzer zu einem schnellen und leichten Tode begnadigt werden. Außerdem bilden noch die in und um Berlin abgehaltenen Auktionen der Militärpferde eine Quelle für gutes Schlachtmaterial.

Wie sehr die Gunst des Publikums dem Pferdefleisch sich zuwendet, zeigt wohl folgende Tabelle, welche die in den genannten Jahren geschlachteten Pferde angibt:

(Nothstand)	1847	von	11	Roßschlächtern	ungef. 3000 Pferde,
	1853	"	5	"	" 686 "
	1854	"	4	"	" 400 "
	1855	"	1	"	" 700 "
	1860	"	4	"	" 618 "
	1862	"	7	"	" 1042 "
	1864	"	8	"	" 1742 "
	1866	"	12	"	" 3115 "
	1868	"	18	"	" 4026 "

Das Fleisch der Pferde kommt nicht als solches allein, sondern in verschiedener Weise zubereitet in den Handel; so wird es z. B. mit Schweinefleisch zusammen in Pökel gelegt, oder zu Rauchwürsten verarbeitet. Von den fetteren Pferden werden die Rippstücken als sogenannte Speckseiten geräuchert, ebenso die Schinken, deren Fleisch in seinem Aussehen und Geschmack dem der Gänsebrüste täuschend ähnlich ist. Die geräucherten Zungen übertreffen an Zartheit die Rinderzungen. Das Fett, welches bei geschicktem Ausschmelzen in Farbe und Geschmack dem Gänsefett vollkommen gleicht, wird, um demselben eine festere Beschaffenheit zu geben, gewöhnlich mit Schweineschmalz vermischt und zu einem ziemlich hohen Preise verkauft.

Als Gründe gegen den Genuß des Pferdefleisches werden die eigenthümlich nahe Stellung, welche das Pferd nächst dem Hunde zum Menschen einnimmt, und der angeblich widerliche Geschmack des Fleisches angegeben. Will man nun den ersten Grund, der aber nur für einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Publikums gilt, anerkennen, so ist doch jedenfalls das Vorurtheil hinsichtlich des Geschmacks ein eingebildetes und wird meist von Leuten gehegt, die wissentlich noch nie Pferdefleisch gegessen, unwissentlich in Restaurationen genossenes aber vielleicht mit großem Appetit verspeist haben.

Ein anderer Einwurf gegen die Roßschlächterei lautet: Die gesunden, fetten und feurigen Pferde sind zum Schlachten zu theuer und alte, abgetriebene und ausgemergelte Thiere taugen nicht zur menschlichen Nahrung. Dieser Einwand ist aber seit vielen Jahren, für Berlin wenigstens, nicht mehr stichhaltig; alte Pferde werden wohl geschlachtet, aber ausgemergelte nicht; dafür garantirt die streng gehandhabte Untersuchung. Die Preise, welche die zum Schlachten angekauften Pferde haben, beweisen zur Genüge, daß junge, fette Pferde den Schlächtern keineswegs zu theuer für ihre Zwecke sind, denn 40—60 Thlr. für ein Pferd, welches sich den Fuß gebrochen hat, blind geworden ist oder dergl., kann kein Anderer zahlen als ein Schlächter, der aus der Verarbeitung des Fleisches zur Nahrung trotz des noch billigen Preises seine Mühe durch den Verdienst an demselben belohnt sieht.

Was den Nahrungswerth des Pferdefleisches betrifft, so fehlen darüber noch genaue Untersuchungen, jedenfalls dürfte er sich nur wenig von dem anderer größerer Thiere unterscheiden. Die verschiedenen Fleischsorten unserer Hausthiere zeigen im Wesentlichen eine große Uebereinstimmung in ihren Bestandtheilen, doch weichen sie in dem Mischungsverhältniß derselben von einander ab. Bezüglich des Eiweißgehalts soll das Pferdefleisch dem Rindfleisch am nächsten stehen. Es enthält aber in dem Fleischsaft mehr Kreatin und Kreatinin als anderes Fleisch. Obgleich nur in immerhin geringer Menge vorhanden und selbst ohne Geschmack, soll das Kreatin dem Fleisch einen süßlichen Geschmack verleihen, und mag wohl durch das reichlichere Vorkommen desselben, sowie durch den ebenfalls in verhältnißmäßig bedeutender Menge vorhandenen Muskelzucker der süßliche Geschmack des Pferdefleisches bedingt sein.

Fieldkessel. Während bei den Röhrenkesseln die Feuergase in dünnen Strömen durch das Wasser geleitet werden, strömt das Wasser bei dem Fieldkessel mit einer der Hitze proportionalen Geschwindigkeit in und durch die heißesten Theile des Ofens. Dies wird bekanntlich durch eine eigenthümliche Konstruktion der Siederöhren erreicht. Dieselben sind bei stehenden Kesseln ringförmig um die Feuerröhre herum, welche senkrecht durch den Kessel empor geht, angebracht; sie hängen von der unteren Wand des Wasserraumes in den Feuerraum herab, sind oben nach dem Wasser zu offen und unten geschlossen, mithin beim Betrieb mit Wasser gefüllt. In jeder Röhre hängt frei eine zweite engere Röhre, welche an beiden Enden offen mit dem oberen trichterförmig erweiterten über die Mündung der äußeren Röhre hervorragt und unten nicht ganz bis auf ihren Boden reicht. Die Feuergase sind gezwungen alle Röhren zu umspülen, und so wird das Wasser zuerst in dem ringförmigen

Raum zwischen beiden Röhren erhitzt, steigt empor, während kaltes Wasser in den inneren Röhren niedersinkt. Diese Strömung erlangt mit steigender Hitze eine außerordentliche Intensität, so daß stets die kältesten Theile des Kesselwassers mit den Heizgasen in Berührung gebracht werden und die Abgabe der Wärme eine sehr schnelle und vollkommene sein muß.

Die Konstruktion der Fieldschen Kessel erscheint sehr viel versprechend, und es sind deshalb Mittheilungen aus der Praxis über den Werth derselben ganz besonders erwünscht. Solche hat nun Gollnow in Stettin (Zeitschr. d. V. D. Ing.) über 40 seit dem Jahr 1863 gebaute stehende Kessel bis zu 50 Pferdestärke und mehre mit Fieldröhren ausgerüstete liegende geliefert. Mängel von irgend welcher Erheblichkeit und daraus resultirende Betriebsstörungen waren nicht vorgekommen. Man hatte besondere Sorge gehegt, daß die Röhren durchbrennen würden; in vier Fällen, wo in der That solches Durchbrennen stattgefunden, war es in Folge unterbrochener Cirkulation in den Röhren geschehen, Kittklumpen oder Muttern waren in die Röhren hineingefallen oder es hatte sich die innere Röhre bis auf den Boden der äußeren gesenkt. Trotz ungünstigen Speisewassers waren Verstopfungen durch Kesselstein nicht vorgekommen. Die Vermuthung, daß die Fieldröhren bei strenger Kälte, da das Wasser aus denselben nicht abgelassen werden kann, zerfrieren würden, hat sich bei direkten Versuchen nicht bewahrheitet. Uebrigens bleibt in den Röhren fast gar kein Wasser, wenn man unter hohem Druck abbläst.

Die neuen Messungen über Brennmaterialkonsum und Vergleiche mit einer anderen Kesselkonstruktion ergaben folgende Resultate: Ein Fieldkessel von 137,5 □′ ersetzte einen eingemauerten cylindrischen Kessel mit einem Flammrohr von 130,5 □′ Feuerfläche. Um an den Montagen beim Beginn der Arbeit aus kaltem Wasser eine Dampfspannung von 4 Atm. zu erzeugen, wurden beim alten Kessel 120 Minuten und 186 Pfd. gute große Kohle gebraucht, wogegen beim Fieldkessel nur 50 Minuten und 80 Pfd. von derselben Kohle gebraucht wurden. An den Wochentagen, wenn das Wasser ein 9 Stunden lang abkühlte, wurden beim alten Kessel 85 Minuten und 110 Pfd. Kohle, beim Fieldkessel dagegen 40 Minuten und 70 Pfd. Kohle gebraucht. Der Fieldkessel hat bei 5 Atm. Ueberdruck pro □′ Feuerfläche eine Verdampfungsfähigkeit von 6,5 Pfd. Wasser pro Pfd. mittlere Steinkohle gegen 4 Pfd. bei dem Flammrohrkessel. Bei diesen Versuchen hatte der Fieldkessel keine Ummantelung. Die Länge des von den Feuergasen zurückgelegten Weges betrug beim alten Kessel 45′, beim Fieldkessel nur 6′ vom Rost bis an den Wasserspiegel, und doch ist die Temperatur der in den Schornstein gehenden Feuergase beim Fieldkessel geringer, als sie beim alten Kessel war.

Als Vorzüge der Fieldkesselkonstruktion können hiernach bezeichnet werden: Raumersparniß durch große Heizfläche bei kleinem Volumen; vortheilhafte Wärmeüberführung durch große direkte Heizfläche und daraus resultirender Kohlenersparniß; Begünstigung der Dampfbildung durch starke Cirkulation in den Röhren; leichte Kontrole und Reparatur der Kessel, da dieselben nicht von Mauerwerk umgeben sind; leichte Reinigung des Kessels durch Ausblasen des im Wasser enthaltenen Schlammes, da durch die heftige Cirkulation in den Röhren sich kein Kesselstein oder Schlamm festsetzt; geringes Wasserquantum, dadurch bei etwa vorkommendem Zerreißen des Kessels weniger verheerende Wirkung; kein Siedeverzug, weil vollkommene Cirkulation im Kessel vorhanden ist. — Der Vorwurf, welcher den Fieldkesseln gemacht wird: sie hielten zu wenig Wasserraum und erforderten daher zu viel Aufmerksamkeit von Seiten des Heizers, ist wohl dadurch, daß es ja keinem Kessel schädlich ist, wenn er aufmerksam behandelt wird. In der Praxis ist ein solcher Vorwurf auch nicht bestätigt worden.

Nekrolog.

Exter, Karl, Generaldirektionsrath bei der Betriebsabtheilung der bayerischen Verkehrsanstalten, ausgezeichneter Eisenbahntechniker, † am 21. Oktober in München.

Neue Bücher.

Chemisch-technische Mittheilungen 1869—1870, von L. Elsner. 1870.

Schiffsmaschinendienst, Handbuch für denselben, von M. Ernst. 1. Bd. Triest, Dase.

Telegraphenlinien, der Bau derselben, von J. Ludwig. Leipzig, Bänsch.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Register.

A.

Acer platanoides 45.
Achsenorgane 44.
Aehnlichkeit, schützende 161.
Aethalium septicum 105.
Aether des Weltraums 285.
Aethylidenchlorid 290. 627.
Aktiengesellschaftsrecht 178.
Algen, Befruchtung 47.
Algerien, Gemüsebau 181.
Alhagimanna 233.
Alpicosa in Algerien 183.
Alkohol, specifische Wärme 494.
Alpen, österreichische, Steinkohlen 169.
Alpenbahn 180.
Altai, Vegetation 359.
Amalie von Sachsen 552.
Amari, Pr. 612.
Ameis, K. 89.
Amerikanischer Socialismus 113.
Amputationen 567.
Anästhetica 290.
Andamanen 555.
Anilin 246.
Anilinfarbstoffe 626.
Anthracen 455.
Arachis 221.
Aragonit 236.
Araukanien 268.
Argentinische Republik 553.
Arme, künstliche 751 f.
Armenpflege 53.
Arndt 168.
Art, Entstehung 160.
Artelhs 637.
Artillerie, französische und deutsche 445.
Artischocken in Algerien 183.
Astragalus 233.
Atraphaxis spinosa 234.
Atrophia 346.
Auerswald, A. v. 141.
— B. 279.
Auge 287.
Augier, E. 84.
Australisches Fleisch 121.

B.

Bach, die Söhne J. Seb. 620.
Baden, Heeresorganisation 192.
Balfe, M. W. 683.
Ballifs künstliche Hand 750.
Bambus 360. 569.
Banken, schottische 242.
Bankgesetzgebung 178.
Barackenlazarethe 437.
Barbès, Arm. 141.
Barni, Napoléon et son historien Thiers 195.
Baroche, P. J. 740.
Barrot, Ad. 141.
Bartolini, L. 22.
Bastianini, G. 150.
Bataten in Algerien 182.
Bathybius 101.
Baumwolle in den Vereinigten Staaten 119.
Bauxit 237.
Bayern, Heeresorganisation 191.
Beaufort, künstlicher Arm 752.
Beauvoir, v. 19.
Béchart, künstlicher Arm 752.
Beethovenfeier in Weimar 25.
Befruchtung der Pflanzen 46.
Beizen 384.
Beleuchtung 137.
Belgien, Eisenbahnpolitik 179.
— Heeresorganisation 62.
Benzin 246.
Bernstein 440.
Beust, G. F. v. 19.
Bezold, F. v. 545.
Bidschisht 234.
Bill, J. G. 570.
Binnenschifffahrt 180.
Bissen, H. W. 21.
Bitter, K. Phil. Emanuel und Wilh. Friedemann Bach und deren Brüder 620.
Blasius 40.
Blokade der deutschen Küsten 504.
Blutkörperchen 40.
Bly's künstliches Bein 753.
Bock, Corn. 683.
Boden, Philipp, 192.
Böhmen, Braunkohlen 170
— Steinkohlen 168.
Böhmer, J. F. 729.
Börse und Krieg 294.
Boguslawski, St. 89.
Bolley, Pomp. 279.
Bombaystahl 382.
Bonaparte, J. N. 77.
Bongo 219.
Borax, kalifornischer 760.
Borowski, Bischof 612.
Borsäure, Reagenz 628.
Bosio, F. J. 23.
Bouchardy, J. 89.
Brand, D. L. 455.
Brandenburg, N. 204.
Braun, Julius 683.
Braunkohlen in Oesterreich 170.
— Rußland 237.
Brenken, v., 612.
Brennecke, Die Länder an der untern Donau 65.
Broithwaite 592.
Burrard, Sir Charles 255.
Butterbäume 218.
Byström, J. N. 21.

C.

Cäment 256.
Callotropis procera 234.
Cambi, U. 150.
Cameron, Ch. D. 19.
Canova 20.
Carboline 127.
Cardys in Algerien 183.
Cazin, Wärme 495.
Cedernmanna 234.
Cerasus acida 569.
Ceratodus Forsteri 226.
Chantrey, Fr. 23.
Chevalier 455.
Chinin 50.
Chirurgie, konservative 566.
Chlor zum Feinen des Goldes 626.
Chlorangium Jussuffii 234.
Chopin, J. 486.
Chrulew, St. A. 126.
Cibrario, L., Graf 612.
Cicindela 161.
Cinchonen, Alkaloidgehalt 50.
Cirripedien 167.
Cirrusstreifen und Stürme 559.
Clarendon, G. W. F. V. 141.
Clesinger, J. St. 23.
Cloß, G. 427.
Coccolithus 100. 632.
Coccosphäre 101.
Coccus manniparus 232.
Colburn, Zerah 128.
Colson 382. 761.
Communalismus 166.
Coquerel, Die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums 67.
Corta 141.
Costoli, A. 150.
Cotoneaster nummularia 234.
Craushaar, von 382.
Curcumawurzel 628.
Cuscuta 50.
Cyatholithus 100.

D.

Dänemark, Heeresorganisation 186.
— Panzerflotte 719.
Dalmatien, Braunkohlen 170.
Dambray, Vicomtesse, 19.
Dampfpflug 119.
Danais 162.
David, P. J. 23.
Darwinismus 160. 496.
Dellmann, Fr. 279.
Dendrologie 756.
Deutsche in Frankreich 427.
Deutsche Küsten, Blokade 504.
Deutschland und Frankreich, das geschichtliche Verhältniß 479. 540. 602. 665.
Deutsch-Französischer Krieg. Historisch-politische Umschau 193. 257. 321. 412. 457. 521. 657. 721.
— — Militärische Beschreibung 650. 772.
Deutschland und der Krieg, wirthschaftliche Verhältnisse 570.
Diamanten in Kalifornien 760.
Dichogamie 47.
Dickens, Ch. 89. 669.
Diepenbroick-Grüter 656.
Dietrich, Anton von 68.
Dietz, Rud. 640.
Dimorphismus 162.
Dioscorea alata 221.
Discolithus 101.
Discoplea 632.
Disjunktionsstrom 495.
Döllinger, J. v., und die liberale katholische Bewegung in Deutschland 385. 466. 598.
Doering, von 382.
Dörlenbach, J. G. 545.
Dollfuß-Aussee 360.
Donauländer 65.
Donzella 167.
Dor 219.
Douay, K. A. 320.
Dschewis 233.
Duchesne, A. 89.
Duchn 221.
Düngerfrage 645. 705.
Duhesne, Vic., 519.
Dunant, Henri 353.
Dupré, Amalia 150.
— G. 146.

E.

Eberwein, J. 19.
Echinops candidus 234.
Ekersberg, J. F. 275
Eckhardt, Joh. 204.
Eichenmanna 232.
Eigenthum, literarisches 51.
Eisenbahnpolitik 178.
Eisenerz in Neuseeland 690.
Eiterkörperchen 41.

Elasticität 489.
Elater noctilicus 492.
Elbzölle 180.
Elektrische Induktion, Fortpflanzung 495.
Elektrischer Funke, Dauer 495.
— Spektrum 492.
Eleusine caracana 221.
Elsaß, Deutsche in 427.
— deutsches Schriftthum 420.
Elsaß-Lothringen, strategischer Werth 508
— — geschichtliches Verhältniß 329. 398.
— — Volkswirthschaftliches 760. 761.
Endosmose 489.
England, Eisenbahnpolitik 179.
— Heeresorganisation 60.
— Panzerflotte 717.
— Rhederei 360.
— Sanitätswesen 502.
Entres, J. D. 32.
Eozoon 107.
Erderbsen 221.
Erdnüsse 221.
Erhitzung durch Dampf 494.
Ericson, Nils 592.
Ernährung der Pflanzen 45.
Esmarch, künstliche Glieder 753.
Etiolirende Pflanzen 46.
Etzel, Vagabondenthum und Wanderleben in Norwegen 70.
Evans, F. M. 141.

F.

Facies, geologische 99.
Färberei, Kieselsäure 384.
Fantacchiotti, D. 150.
Farbstoff der Kirschen 569.
Farragut, D. G. 382.
Fechtart und Waffengebrauch 365.
Fedi, Pio 145.
Fenchel in Algerien 182.
Ferrari, Mons. 204.
Ferula communis in Algerien 182.
Festungen, Bedeutung 578.
Fieldlessel 787.
Fische, Seitenkanäle 231.
Fischfleischextrakt 455.
Fischmolch 226.
Fixsterne 284.
Flachs, neuseeländischer 690.
Flachsseide 50.
Flahault, A. Ch. 486.
Flatman, J. 23.
Flechten 49.
Fleisch, australisches 121.
Fleischextrakte, javanische 455.
— russische 456.
Fleischhauer, J. H. 217.
Flieder 47.
Fliegende Kolonnen 712.
Flotte, französische 369.
Flotten der europäischen Mächte 716.
Fogelberg 24.
Foucauld, A. 89.
Frankreich, Abrechnung mit 329. 398.
— Flotte 369.
— Geschütze 589.
— Heeresorganisation 50. 296.
— histor.-polit. Umschau 257. 321. 412. 457. 521. 657. 721.
— Massenaufgebot 301.
— Panzerflotte 716.
— Sprachgrenze 427.
Frankreich, Sanitätswesen 504.
— Trüffeln 121.
Frankreich und Deutschland, das geschichtliche Verhältniß 479. 540. 602. 665.
Französisches Drama 83.
François, v. 320.
Frauenbewegung 54.
Freund, H. 24.
Fritsch, J. 340.
Fruchthonig 233.
Führer 440.
Fünfkirchen, Steinkohlen 169.
Fußschweiß 291.

G.

Gährung 32.
— Verhinderung 456.
Gaffron, Frh. v. 270.
Gagarin, Fürst 669.
Gase, Zusammendrückbarkeit 489.
Gasförmiger Zustand 489.
Gasspektra 281. 492.
Gasverbrauch und Leuchtkraft 492.
Gattine 346.
Gau, J. 275.
Gehörorgan 289.
Geiger, L. 426.
Geld im Kriege 411.
Geldmarkt vor dem Kriege 238.
Gemüsebau in Algerien 181.
Genée, Geschichte der Shakespeare'schen Dramen 206.
Genfer Konvention 353.
Geranium 50.
Gerbsäure 291.
Gersdorff, H. K. 592.
Geruchsorgane 230.
Ges Aleft 233.
Geschmackssinn 230.
Ges Chonsari 233.
Ges engebin 233.
Gewitter, Salpetersäurebildung 496.
Ghattas, Scriba dess. 218.
Gibson, J. 23.
Gildea, künstlicher Arm 752.
Girscher, V. M. 217.
Gleichgewichtslaffete 123.
Gliedmaßen, künstliche 750.
Glycerin und Wein 128.
Götz von Berlichingens eiserne Hand 750.
Gold, australisches 626.
— Feinen desselben 626.
— in Kalifornien 276.
— in Neuseeland 690.
Goltz, B. 749.
Goncourt, J. F. A. 141.
Gonidien 49.
Gotthardbahn 180.
Goyon, Graf 63.
Gräse 232.
Graphit 111.
Gravitation 487.
Gremmel, künstliche Arme 752.
Griechenland, Heeresorganisation 254.
Grita, Salv. 151.
Grivicic, G. 519.
Gubitz, F. W. 89.
Guerrilla 713.
Gurunüsse 359.

H.

Haddington 141.
Hammelfleisch, australisches 121.
Handelswissenschaft, Lehrstühle 178.
Harring, H. P. 19.
Hauptmann, L. 97.
Hauser, A. 217.
Hauser, Fr. 345.
Haut 229.
Hayward, George 691.
Heeresorganisation 56. 184.
Hefe 33.
Heim, van der, van Duyvendyke 669.
Heinen, Fr. 612.
Heildorf, von 382.
Hersch, H. 275.
Heymann, F. M. 756.
Hill, D. O. 32.
Historisch-politische Umschau 1. 129. 193. 257. 321. 412. 447. 521. 657. 721.
Hoguet, Chr. 275.
Hole, Lewis 255.
Holland, Heeresorganisation 62.
— Panzerflotte 719.
Holtzmann, A 112.
Holzpapier 383.
Horneman, J. C. E. 32.
Hübner-Krams 142.
Hügel, K. E. 19.
Hugo, V. 87.

J.

Jahn, Otto 741.
Janus, Der Papst und das Koncil 471.
Jaurès 382.
Jensen, Ch. A. 217.
Indogermanische Sagenforschung, vergleichende 612. 676.
Infanteriekanone 305.
Jod 247.
— elektrolytische Durchleitung 631.
Jöndl, J. P. 97.
Jomini, M. de 77.
Jonkbloets Geschichte der niederländischen Literatur 271.
Irische Eigenthumsfrage 172.
Isthmus von Korinth 181.
Istrien, Braunkohlen 170.
Italien, Heeresorganisation 250.
— Historisch-politische Umschau 521. 728.
— Panzerflotte 719.
Jupiter 283.
Jupiter-Ammon-Oase 235.

K.

Käfer, blinde 227.
Kärnten, Braunkohlen 170.
Kainit 112.
Kalifornien 275.
— Diamanten 761.
Kalifornischer Borax 760.
Kalisalze von Kalusz 112.
Kalk, doppeltschwefligsaurer 456.
— kohlensaurer 236.
Kalkspath 236.
Kalksteine, dichte 758.
Kallenbach, H. 625.
Kalusz, Kalisalze 112.
Kampfe, v. 77.
Kanonen der französischen Marine 589.
Kanonendonner und Regen 691.
Karbolsäurepflaster 631.
Karrenbüchse 305.
Kartoffeln in Algerien 182.
Keber 141.
Kettenschifffahrt 320.
Kichererbse in Algerien 182.
Kieselsäure 384.
Kirchenstaat, Heeresorganisation 252.
Kirschenfarbstoff 569.
Kleinpeter, Franz 693.
Kloß, R. 275.
Kobalt 127
Kölbe, künstlicher Arm
Kopke, R. H. 77.
Körperdenkmal 346.
Kolanuß 335.
Kometen 284.
Komstockgang 276.
Koncil 471.
Konkret, versteinertes 26.
Krain, Braunkohlen 170.
Krainer Höhlen, Fauna 2
Krakau, Steinkohlen 169.
Krankenpflege im Kriege 2. 433. 500. 560.
Krebse 167.
Krebsfleischextrakt 455.
Kreidebildung 101.
Kreuser, J. 749.
Kreutzberg, K. J. 705.
Kriegsschauplatz 311.
Kriegstyphus 564.
Krieg und Volkswirthschaft 292.
— — Witterung 691.
— von 1870 650.
Krystalloide 632.
Kudret Halwa 232.
Künste, Verbindung derselben auf der Bühne
Kürbisse 221.
Küsten, deutsche 314.
Kugelsucher, elektrischer
Kummer, K. 345.
Kupfer, gediegen 440.
Kupfermanganlegirung

L.

Lacordaire, J. Th. 351.
Laffete Monerieffe 122.
Landsberger, Michael
Lanfrey, Histoire de Napoléon I 195.
Lange, F. 553.
Larinus maculatus 234
Larsen, F. J. 77.
Larsow, F. 620.
Lassanis 382.
Lathyrus sativus in Algerien 182.
Laube, H. 151.
Lazorethe 437.
Lednicky, W. 204.
Lee, R. E. 612.
Lehmann, P. M. O.
Leipziger Theater unter
Lemon, M. 89.
Lepidosiren 226.
Leuchtkraft der Gasflamme 492.
Levée en masse 301.
Licht 491.
— und Pflanze
Liebesspiel in Algerien
Liebig, Joh. v. 237.
Linde von Linden zu Dreyg
Literarisches Eigenthum
Löhn, E. W. 89.
Lothringen, Deutsche in
— Volkswirthschaftliches 760. 761.
Lothringen und Elsaß, geschichtliches Verhältniß 329. 398.
— — strategischer Werth 508.
Lycogala epidendrum 105.
Ludowig, von 192.
Ludwigh, J. 204.
Lüdinghausen, Wolff 656.
Luer, W. 97.
Luft, komprimirte 519.
Luftdruck u. Windrichtung
Lufttemperatur, Thermometer 558.
— und Waldungen
Luna Folliero, Cec. de

M.

Mäler, Reden 286.
Mähren, Braunkohlen 170.
— und Schlesien, Steinkohlen 168.
Maffei, v 419
Magnesiacement 256.
Mais 221.
Malatso 359.
Maladie des corpuscules 346.
— des petits 346.
Manganlegirungen 127.
Mangold in Algerien 182.
Mannaflechte 234.
Mannasorten 232.
Mantica, B. Galli della 255.
Marchantia polymorpha 46.
Marguerite 592.
Mariotte's Gesetz 489.
Marshall, W. C. 24.
Marsilia 48.
Masken 161.
Materie, Theilbarkeit 626.
Matti, M. 664.
Matthiesen, Aug. 628.
Matthieu, künstlicher Arm 751.
Mauromichalis, A. 141.
Mayer, Chr. 467.
Meerestiefe, Thierleben 98.
Meinecke, H. 455.
Melonen in Algerien 183.
Menschen, Schöpfung derselben 164.
Mérimée, Prosper 620.
Meteoriten 284.
Metz und Ulm 375.
Meyer, Th. 545.
Militärgesundh.-Pflege 352.
Mintrop, Th. 217.
Mitrailleusen 305. 308.
Mitter, W. A. 628.
Mobile Kolonnen 712.
Molekülе 488.
Moncrieffs Lafette 123.
Mond und Witterung 560.
Moorbrennen 54.
Moralisches Element im Kriege 362.
Moschuswurzel 235.
Motoren 519.
Mühlmann, G. E. 682.
Müller, Professor 682.
Münzfrage 640.
Münzreform 51.
Musikverein, Allgemeiner deutscher 1870 25.
Myzostoma 167.

N.

Nachrichtenwesen im Kriege 451.
Napoleon III. 593.
Napoleons I. Correspondenz 195.
Nautischer Verein 53.
Netzhaut 288.
Neuseeland 689.
Neuwall, A. v. 20.
Niederländische Literatur 271.
Nil, oberer, Handel 219.
Norddeutscher Bund, Aktiengesellschaften 178.
— Gesetzgebung 51. 52. 53.
— Handelsverträge 181.
— Heeresorganisation 189.
— Oberhandelsgericht 178.
— Postverträge 181.
— Strafgesetzbuch 14. 78.
Norddeutsche Seewarte 180.
Norddeutsches Strafgesetzbuch 14. 78.
Norwegen, Eisenbahnen, schmalspurige 179.
— Heeresorganisation 185.
Norwegen, Panzerflotte 719.
Nosema bombycis 349.
— de Filippi 350.
Nußwürste 233.

O.

Oberweiß, J. 336.
Oesterreich, Geschichte 1. 526.
— Heeresorganisation 247.
— mineralische Brennstoffe 168.
— Panzerflotte 719.
— Sanitätswesen 503.
Oesterreichisch-asiatische Expedition 181.
Oettingen-Wallerstein, F. L. 141.
Oikoid 43.
Oldenburg, Eisenbahnen, schmalspurige 179.
Olinda, M. v. 204.
Oppolzer, Lehrbuch 286.
Orelie Antoine I. 268.
Orsini, Antonio 166.
Oxibelos 167.

P.

Pabst, H. 486.
Panhistophiton ovatum 350.
Panzerflotten, europ. 719.
Papierfabrikation 383.
Parasitismus 167.
Paris, Belagerung 379.
Pasini, L. 20.
Pebrina 346.
Pecirka, Joseph 183.
Peetersens künstlicher Arm 751.
Pemberton, Ch. 186.
Pénaud, Ed. 255.
Pennicillaria 221.
Pentacrinus caput medusae 102.
Papilioniden, malayische 162.
Perlsucht 291. 754.
Persil 204.
Petavel, Prof. 119.
Petis 455.
Petroputalis 77.
Pflanze und Licht 45.
Pflanzen, Anpassungsvermögen 48.
— Ernährung 15.
Phormium tenax 690.
Phosphorescenz 492.
Pilze als Krankheitserreger 49.
Pilzseuche der Seidenraupen 345.
Pisco, Licht und Farbe 493.
Planeten 282.
Planetenrotation 233.
Plantede, Chr. Fr. 97.
Plasmodien 104.
Plastik, moderne 20. 142.
Podhrasky, J. 419.
Politi, R. 740.
Polarisirtes Licht 491.
Polymorphismus 162.
Portugal, Heeresorganisation 253.
Prabier, J. 23.
— R. 89.
Prämienanleihen 50.
Pranz, W. 32.
Preuß, von 20.
Preußen, Eisenbahnpolitik 179.
Prevost-Paradol, L. A. 271.
Pyne, J. B. 345.
Pyrometer 495.
Pyrus glabra 234.
Prisac 32.

Q.

Quecksilber 276.
Quercus persica 232.
— vallonia 232.

R.

Radziwill, W. 271.
Ranunculus aquatilis 49.
Raoult 382. 592.
Rauch, Chr. 21.
Redding, C. 89.
Regen und Geschützdonner 691.
Reichels künstliches Bein 753.
Reifen der Weintrauben 166.
Reinhardt, L. 217.
Reisstärke 64.
Reservestoffe der Pflanzen 45.
Reuterdahl 141.
Reventlow, J. 740.
Rey, A. K. Gr. 545.
Ricinus in Amerika 183.
Riesenthal 20.
Rösing, F. A. v. 141.
Rogers künstlicher Arm 751.
Rohlfs, Land und Volk in Afrika 66.
Rossetti, D. G. 546.
Roßschlächterei 785.
Rude, Fr. 23.
Rumänien, Heeresorganisation 253.
Ruprecht, Fr. 360.
Rußland, Braunkohlen 237.
— Geschichte 129. 526.
— Heeresorganisation 187.
— Panzerflotte 718.
— Steinkohlen 237.
— volkswirthschaftliche Kräfte 633. 699.

S.

Saal, G. 625.
Sabbatini, G. 740.
Sachsen-Altenburg, Prinz Joseph 141.
Sagenforschung, indogermanische, vergleichende 612. 676.
Sailer, K. F. J. 683.
Salm-Salm, F. 455.
Salpetersäure 496.
Salz in den Vereinigten Staaten 761.
Santarelli, F. 150.
Sardou, V. 86.
Sarocchi, T. 151.
Saure Kirschen 569.
Schadow, G. 20.
Schall, Fortpflanzungsgeschwindigkeit 490.
Scheelisiren 128.
Schekor-tigbal 234.
Schir-Sad 234.
Schirschicht 234.
Schleimpilze, Bewegung 104.
Schlönbach, Urb. 360.
Schmalkes, G. 756.
Schmetterlinge, malayische 162.
Schönheit, F. Ch. H. 107.
Schottische Banken 242.
Schuchardt, Chr. 345.
Schulte, F. 427.
Schultz, Fr. 683.
Schuppenmolch 226.
Schwanthaler, L. 22.
Schwarz, J. K. E. 20.
Schweden, Heeresorganisation 184.
Schweden, Panzerflotte 719.
Schwefelige Säure 456.
Schweiz, Heeresorganisation 249.
Schwind, M. v. 90.
Schwingungen, Anziehung durch 490.
Scott, Dr. 682.
Scrophularia frigida 234.
Seekriegsrecht 336.
Seidenraupen 345.
Seitenkanäle der Fische 231.
Selander, Nils Hagoin 166.
Serbien, Heeresorganisation 253.
Sergell, J. T. 24.
Sesam 221.
Shakespeare-Jahrbuch 1870 205.
Shakespeare in Deutschland 204.
Sibirische Eisenbahn 55.
Sieg, Benutzung 581.
Silber in Kalifornien 276.
Simoneau, G. A. 218.
Simons, Justizminister 204.
Sinnesorgane 229. 287.
Sirch 221.
Slovenen 71.
Socialismus, amerikan. 113.
Solanum Melongena in Algerien 183.
Solera, Th. 141.
Sonne 279.
Sonnenstrahlung 558.
Sorghum saccharatum 221.
— vulgare 221.
Spanien, Heeresorganisation 252.
— Panzerflotte 719.
Spanischer Pfeffer in Algerien 183.
Spargel in Algerien 182.
Spektralanalyse 281. 492.
Sporangien 104.
Stärke 45. 64.
Stahl 382.
Stahl, G. A. v. 204.
Stahlsand in Neuseeland 690.
Stegophilus 167.
Steierdorf, Steinkohlen 169.
Steiermark, Braunkohlen 170. 171.
Steine, künstliche 256.
Steinkohlen in Kalifornien 276.
— in Oesterreich 168.
— in Rußland 237.
— Verwittern 222.
Steinheil, K. A. 496.
Stella, Mons. 204.
Stengel, Fr. v. 545.
Storchschnabel 50.
Strafgesetzbuch, norddeutsches 14. 78.
Strauß, J. 275.
Strauß, Sinai und Golgatha 67.
Streffleur, Val. von 256.
Strohal 183.
Strohpapier 383.
Struve, G. v. 336.
Stürme und Cirrusstreifen 559.
Stupp, H. J. 83.
Sumbulus moschatus 235.
Swinburne, A. Ch. 546.
Swoboda, K. 553.
Syme 188.
Syringa vulgaris 47.

T.

Tabak in den Vereinigten Staaten 119.
Tamarix mannifera 233.
Tastsinn 229.
Telebun 221.

Telegraphenmonopol 180.
Telegraphenstatistik 644.
Tenerani, P. 22.
Terebratula caput serpentis 103.
Ter-engebis 233.
Thee 63.
Theerfarbenindustrie 246.
Theilbarkeit der Materie 626.
Theremin d'Home 656.
Thermometerangaben 558.
Thiergeographie 35.
Thierzucker 234.
Thorwald, Anton, 612.
Thränendrüsen 44.
Tischgemeinschaft 166.
Töpfer, J. G. 97.
Tokusso 221.
Toman, L. 336.
Tomaten in Algerien 183.
Totter, P. B. 279.
Transport Kranker 564.
Trehala 233.
Trüffeln in Frankreich 121.
Tuberkulose 291. 754.
Türkei, Geschichte 138.
— Heeresorganisation 254.
— Panzerflotte 719.
Twesten, K. 612.
Tyrol, Braunkohlen 170.

U.

Uebersetzungskunst, deutsche 211.
Ulm, Kapitulation von 375.
Undurchsichtige Körper, Brechung u. Dispersion 491.
Ungarn, Braunkohlen 170.
— Steinkohlen 169.
Unterstützungswohnsitz 51.
Urquiza 20.
Ustrialoff, N. 141.

V.

Valeriana celtica 235.
Vehse, K. E. 141.
Verband 567.
Verbandpflaster Listers 631.
Verbrennung und Licht 491.
Vereinigte Staaten, Bundesanleihe 51.
— — Eisenbahnanleihe 51.
— — Salz 761.
— — Sanitätswesen 500.
— — Socialismus 113.
— — Südstaaten 119.
Versicherungsrecht 53.
Victor, Nièvce de St. 128.
Victoriastein 256.
Vigna Catjang 221.
Voandzeia 221.
Vogelnester 496.
Volkmann, H. 628.
Vortruppen 515.

W.

Wärme, specifische 493.
Wagner, J. 97.
Waldungen und Lufttemperatur 557.
Wallace, Natürliche Zuchtwahl 160. 496.
Walther 89.
Wangerow, K. A. v. 612.
Wasser, specif. Wärme 493.
Wassermelonen 221.
— in Algerien 183.
Watzdorf, B. v. 486.
Wedell 382. 519.
Wein in Kalifornien 277.
— und Glycerin 128.
Weintrauben, Reisen derf. 106.
Weishaar 20.
Weiß, Joseph 64.
Weltzien, L. v. 719.
Wendt, G. 419.
Westmacott, R. 24.
Wigand, O. 427.
Wirtgen, Ph. W. 570.
Wisgall, Konr. 63.
Wolf, A. 21.
Wolfram 688.
Wolle in Neuseeland 3
Wood, W. 382.
Woodford, A. 455.
Wootz 382.
Wrangell, Ferdinand
Würtemberg, Heeresorganisation 191.
Wundenbehandlung
Wundheilung 629.

Y.

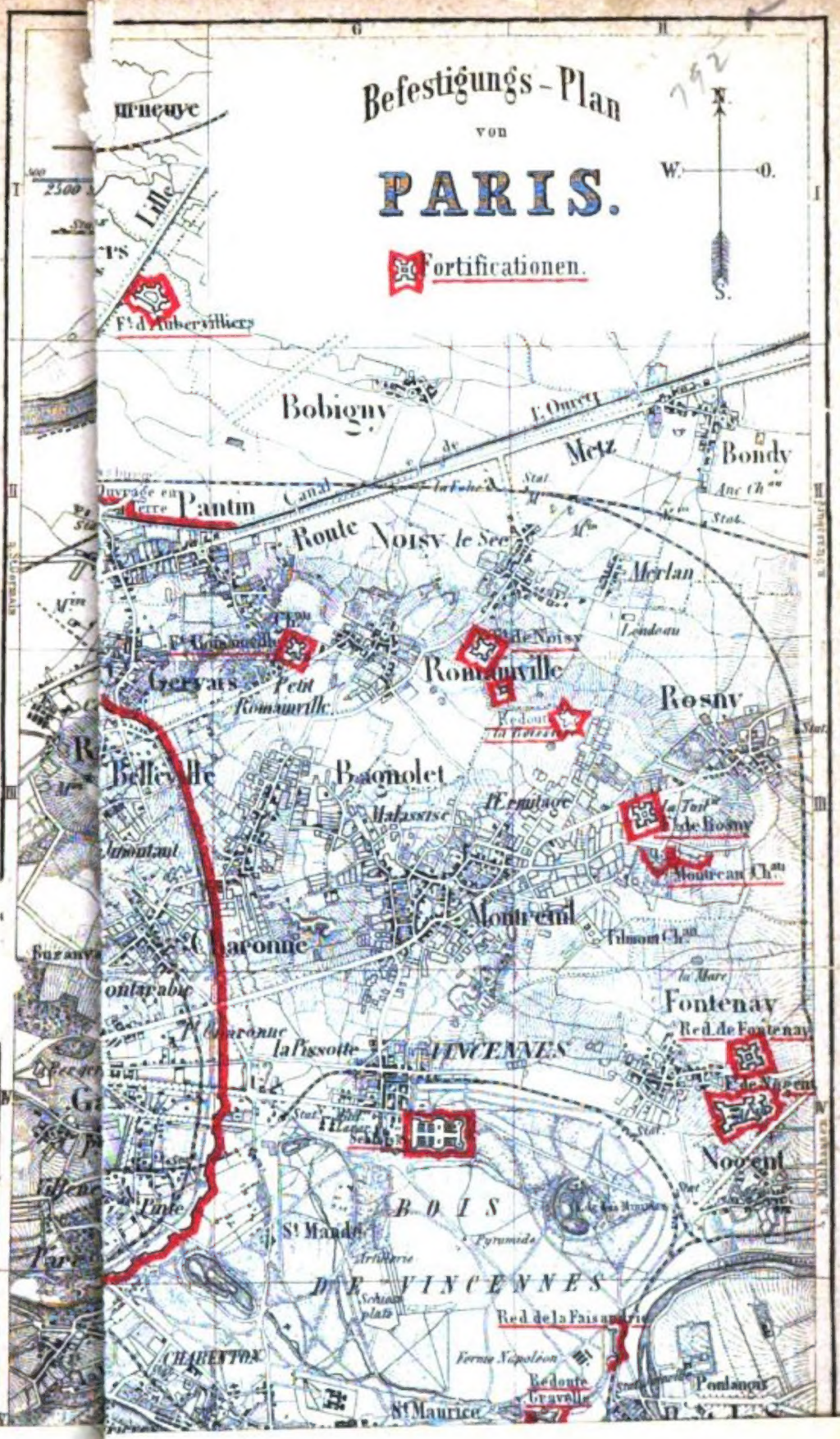
Yarmouth, M. v. Y
487.

Z.

Zandonati 20.
Zeppelin-Aschhausen, F
Ziegelthee 63.
Zieten, Graf L. v.
Zimmer, K. 340.
Zocchi, Em. 150
Zooid 43.
Zuchtwahl, natürliche
496.
Zucker in den Verein
Staaten 119.
Zuckerhirse 221.
Zuckerrohr in Italien

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google


Befestigungs-Plan
von
PARIS.
Fortificationen.
N.
W.
O.
S.
Bobigny
Metz
Bondy
Pantin
Canal
Route
Noisy le Sec
Merlan
Romainville
Rosny
Bagnolet
Montreuil
Fontenay
VINCENNES
Nogent
BOIS
DE VINCENNES
St Mandé
St Maurice
Pomponne
Belleville

Digitized by Google

Digitized by Google